THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
572.05
PO
V.14

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung

auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:

Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Vierzehnter Jahrgang 1915/16.

Politisch-Anthropologischer Verlag Berlin-Steglitz.

572.05
PO
v.14

Inhalt

des vierzehnten Jahrganges.

Aufsätze.

* * * Amerika und wir. 376.
An die Germanen der Welt. 438.
Arldt, Th., Die germanisch-hellenische Völkerwanderung. 138, 204. — Die Germanen — der Jungbrunnen der Völker Europas. 641.
Bieder, Th., Die Anfänge der Germanenforschung in Deutschland. 419. — Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien. 590, 653.
Bräunlich, W., Geburtenrückgang — Völker-Selbstmord. 72.
Buff, A., Vom undeutschen „Feminismus" in der Pädagogik. 149.
Crommelin, A., Deutsche Freiheit, deutsche Kraft, deutsche Einheit. 183, 353, 410, 468.
Dehn, P., Englische Einmischungen in Deutschland von ehedem. 199.
Diethard, O., Die Ostjudenfrage (Zionismus und Grenzschluß). 582.
Dungern, Frh. v., Ein merkwürdiger Ahn des Königs Carol I. von Rumänien. 153.
Eichhorn, G., Der englische Charakter als Ursache des jetzigen Weltkrieges. 86.
Esche, zur, O. E., Religiöse Irrungen und deutsche Notwendigkeiten. 55.
Haiser, F., Bildung. 478. — Duldsamkeit 519. — Antike Demokratie. 638.
Harpf, A., Ceterum censeo. Geschichtsvergleichende Betrachtungen zum Völkerkriege. 127. — Welt- oder Volks-Wirtschaft? 238. — Es dämmert! Angloamerikanische Stimmungen. 463. — Parlamentarische Aushängeschilder. Ein Briefwechsel über politische Grundsätze. 575. — Wirtschaftslehren des Krieges. 634.
Holle, H. G., Zum 1. April 1915. 1. — Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker. 302, 364. — Biologische Politik — unlauterer Wettbewerb? 524.
Jenichen, F. R., Der Krieg und die moderne Massenbewegung. 433.
Kaumann, H., Wo liegt der nicht an die Reichsbank abgelieferte deutsche Goldschatz? 134. — Kolonialwirtschaft. 404.
Kraus, E., Kann Rußlands Verfall einmal zu einem Zerfall werden? 294.
Mackay, Frhr. v., Weltkrieg, Völkerrecht, Diplomatie. 263. — Moderne Geheimdiplomatie und ihre Geschichte. 482.
Norde, F., Sind die Engländer unsere Vettern? 579.
Pudor, H., Landflucht und Leutenot und ihre Bekämpfung. 534.
Ritzenthaler, M., Der Bindestrich-Staat. 528.
Schmidt, O., Über Grundsätze und Ziele in der Politik. 8.
Schmidt-Gibichenfels, O., Die Gefahren der Flaumacherei während des Krieges. 57. — Die demokratische Lüge und der Krieg. 113, 169. — Händler oder Helden? 225. — Skandinavien und Deutschland. 281. — Die moderne Demokratie als

500808

Werkzeug des internationalen Händlergeistes. 337. — Der endgültige Sieg. 393. — Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben. 449. — Die Technik der Suggestion im Völkerleben. 505. — Geistige Kriegsvorbereitungen. 561. — Die deutsche Krankheit der Ausländerei, ihre Ursachen und ihre Heilung. 617.

Siemens, H. W., Bevölkerungspolitik. 661.

Stolzing, J., Rasse und Weltkrieg. 15, 80.

Weber, H. S., Rücksiedelung Auslanddeutscher nach dem Deutschen Reiche. 97.

Wilser, L., Otto Ammon. 631.

Wolff, K. F., Die deutsche Vorgeschichte und das arische Rassenbewußtsein in ihrer pädagogischen und politischen Bedeutung. 27. — Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage. 253, 317.

Berichte und Notizen.

Anthropologie, Biologie, Medizin, Völkerkunde.

Neues zur Biologie und Bekämpfung der Kleiderlaus. 219, 329, 557.

Der „Hilfsverein der deutschen Juden". 221.

Neue Funde urgeschichtlicher Menschenarten. 221.

Schandtat russischer Soldaten. 274.

Deutsche Spuren in Rumänien. 274.

Über die Vlamen in Belgien. 277.

Über Menschenrassen und Haustiereigenschaften. 277.

Bemerkungen zu Arldts Aufsatz: Die germanisch-hellenische Völkerwanderung. 279.

Die Rassen-Probleme Amerikas. 328.

Deutsch oder Deutschreichisch? 385.

Land und Leute auf der Hochebene von Lafraun-Vielgereut. 389.

Die Nachkommen der Verbrecher. 390.

Ein neuer Fund eines fossilen menschlichen Skelettes. 390.

Die Frage der Kröte im Stein. 445.

Das Kernvolk des türkischen Heeres. 498.

Brasilien und der Krieg. 499.

Bulgarische Wirtschaft. 501.

Über den Reformiertag in Berlin. 547.

An die Medizinalabteilung des Königl. Kriegsministeriums zu Berlin. 549.

Die Senussijeh. 611.

Die Rodias auf Ceylon. 612.

Die Hethiter auch Indogermanen. 612.

Der Mageninhalt eines Mammut. 613.

Soziologisches und Politisches.

Die Sicherung des Volksbestands Deutschlands. 45.

Weltkrieg und Weltwirtschaft. 47.

An die Deutschen. 48.

Die Tripelanleihe. 49.

Deutsche Frauenrechtlerinnen. 50.

Die russische Gefahr. 108.

Der Bund zur Befreiung der Ukraine. 108.

Nordamerikas Neutralität. 160, 383.

Deutschlands Wiedergeburt. 162, 330.

Eine sozialdemokratische Stimme aus dem Schützengraben. 165.

Wolfgang Menzel, Der politische Hellseher. 215.

Ukraina! 218.

Betrübende französische Statistik. 221.

Politische Strömungen in Schweden. 326.

Bekämpfung des Geburtenrückganges. 330.

Prämien für kinderreiche Mütter. 331.

Ein konservatives jüdisches Wochenblatt. 333.

Eine zeitgemäße Erinnerung an den Wiener Kongreß. 381.

Wie man sich vor dem Kriege den Zweck der Rüstungen vorstellte. 384.

Über „Lord Northcliffe". 387.

Noch einmal Ruedorffer. 441.

Zur Erhaltung des Burgfriedens. 497.

Ein merkwürdiger Aufruf gegen Deutschland. 497.

Die „Gründung" britischer Glaubwürdigkeit. 500.

Das akademische Studium der ärmeren Klassen. 550.

Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik. 551.

Städtische Siedlungspolitik nach dem Kriege. 553.

Nordfrankreich in neutraler Beleuchtung. 554.

Über Gesundungserscheinungen innerhalb der Sozialdemokratie. 556.
Weltbund der Wahrheitsfreunde. 604.
Eine Lebensbeschreibung von Bethmann Hollwegs. 605.
Die Technik des Friedensschlusses. 606.
Über den Anschluß der polnischen Sozialdemokraten an den Polenklub. 607.
Unsere letzte Hoffnung ist die Frau. 609.
Vom Erbe Bismarcks. 665.

Kulturgeschichtliches.

Sechzehn Jahre deutscher Forschung in Frankreich. 51.
Altbabylonisches und fränkisches Recht. 52.
Zur deutschen Vorgeschichte. 105.
Die Vielweiberei im christlichen Deutschland. 166, 331.
Die Germanen, das Seevolk Europas. 220.
Ein Beispiel von vielen. 273.
Tuberkulose im französischen Heere. 278.
Nochmals der Name Germanen. 278.
Christentum und Hellenismus. 386.
Wie die flämische Literatur in Belgien behandelt wurde. 442.
Englische Titelsucht. 443.
England schützt den Frieden auf Erden. 556.
Sportismus. 557.
Frühgermanische Kunst. 558.
Die Ursachen des Deutschenhasses in Nordamerika. 608.

Verschiedenes.

General Keim. 160.
Bekenntnis einer schönen Seele. 166.
Eine sehr begrüßungswerte Maßnahme. 217.
Wie sich die Engländer noch jetzt bei uns aufzuführen wagen. 218.
Wie Ludwig Woltmann von gewisser Seite behandelt wird. 270, 546.
Wie Frankreich seine ausländischen Bewunderer ehrt! 271.
Ist das möglich? (Spittelerfeier). 274.
Die sogenannten „Objektiven". 275.
Deutsche Kernwortkarten. 279.
Wagners Stiefenkel im italienischen Heere. 331.
Houston Stewart Chamberlain. 381.
Hans Kaumann †. 381.
Zum Artikel: „Wie Frankreich seine ausländischen Bewunderer ehrt". 384.
Der Alldeutsche Verband. 440.
Erklärung. 441.
Die Baumwollennot. 441.
Liebesgaben zur Feldbücherei. 552.
Eine gemeinsame festliche Bewirtung von deutschen Verwundeten und russischen Gefangenen. 611.
Zur Besprechung der „Stationsnamen" von Prof. Dr. K. Schiffmann. 615.
Deutsch, reichsdeutsch, deutschländisch, deutschreichisch. 667.
Samstag = Sabbatstag. 667.
Volkskunst oder Weltkunst? 668.
Pazifistentreiben. 668.
Der Einlieferungstermin zu dem Preisausschreiben der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. 669.

Besprechungen.

Ammon, G., Germania von Cornelius Tacitus. 223.
Bugge, A., Die Wistinger, Bilder aus der nordischen Vergangenheit. 54.
Bartels, Adolf, Bismarck der Deutsche. 112.
Burte, Hermann, Wiltfeber, der ewige Deutsche. 559.
Das deutsche Buch. Herausgegeben von der germanischen Glaubens-Gemeinschaft. 56.
Das neutrale Amerika. 109.
Dar kloane Catechismo vor de siben Kamenn mit halghen gasang. 504.
Deutschvölkische Erbpacht-Siedlung. 672.
Düggelin, R., Der heutige Krieg ein Rassenkrieg? 560.
England und die Völker. 168.
Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. 672.
Fritz, Georg, Kaiserl. Legationsrat, „Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß". 447.

Graß, Oskar, Kunst und Geschäft. Auch eine Kriegsbetrachtung. 503.
Harpf, Adolf, Der Erzfeind. Rück- und Ausblicke zum Weltkrieg. 446.
Hauff, W. v., Das Deutschtum in Belgien. 502.
Kellermann, Dr., H., Der Krieg der Geister. 222.
Kramar, K., Die Germanen und die Völkerwanderungen in der Urgeschichte der alten Welt. 167.
Kriegsbücher. 53.
Krumm, Hermann u. Stoltenberg, Fritz, „Unsere meerumschlungene Nordmark". 280.
List, Guido v., Die Ursprache der Ario-Germanen und ihre Mysteriensprache. 333.
Lischka, Viktor, Sozialdemokratie und Landwirtschaft. 336.
Luschan, Felix v., Rassen und Völker. 614.
Lipp, H., Taschenbuch des Feldarztes. 616.
Mehr Licht über den Weltkrieg. 671.
Norden, F., La Belgique neutre et l'Allemagne d'oprés les hommes d'Etat et les juristes belges. 502.
Reventlow, Graf Ernst zu, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. 670.
Schuchardt, H., Baskisch — Iberisch oder Ligurisch? 279.
Schiffmann, Dr. Konrad, „Die Stationsnamen der Staatsbahnlinien in Oberösterreich", erklärt in einem Duodezheftchen. 391.
Vaerting, Dr. M., Mutterpflichten gegen die Ungeborenen. 560.
Wachler, Ernst, Osning, Roman. 167.
Wille zum Sieg, von F. J. 224.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 1 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Zum 1. April 1915.

Prof. Dr. H. G. Holle.

Mit atemhaltender Spannung schaut die ganze Welt auf den ungeheuren Kampf, in dem das deutsche Volk gegen eine Übermacht von Feinden steht. Wie die Schwingungen eines alle Weltteile umfassenden Erdbebens dringen spürbare Wirkungen dieses Völkerringens bis in die fernsten Erdenwinkel schon während seines Vorgehens. Die Nachwirkungen werden auf dem ganzen Erdball zu einer Erschütterung anschwellen, die an jeder Stelle das morsch gewordene Alte zum Einsturz bringt und die Kräfte zu ungeahnten Neubildungen frei macht. Weltenwende ist es, was uns zu erleben vergönnt ist. Werden wir in solcher Zeit die Sammlung finden, Gedenktage der Vergangenheit zu feiern? — Dieser Gedenktag, der Tag, an dem Bismarck vor hundert Jahren dem deutschen Volke geschenkt ward, bringt einen Grundton in die gewaltige Symphonie unseres heutigen Deutschempfindens, der uns ihren tiefsten Sinn erst voll bewußt macht. Er kommt auf dem Höhepunkt der welterschütternden Ereignisse gerade zur rechten Zeit als eine Schicksalsmahnung, den im Leben unseres Volkes nie wiederkehrenden großen Augenblick mit fester Hand zu ergreifen und den bestimmenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der Menschheit dem Germanentum zu sichern.

Eine ungeheure Pflicht und Verantwortung wird da auf uns gelegt. Werden wir sie erfüllen? — Wir, das Volk der Dichter und Denker? —

Wir können es dank der Erziehung, die Bismarck uns hat zuteil werden lassen. Schwer genug haben wir ihm diese Erziehung gemacht, und die Wandlung, die im Gemüte jedes Deutschen vor sich gegangen ist, der die Zeit Bismarcks mit bewußtem Verständnis noch selber miterlebt hat, dürfte sich in den Versen spiegeln:

„Ich bin ein Deutscher", freudig konnt' ich's sagen,
Von deutschen Geistes Wirken tief erfaßt,
In jenen gläubig-frohen, goldnen Tagen,
Wo Jugendwahn die Wirklichkeit — verpaßt.

Doch als ich dann der Fremden Macht gesehen,
Die frisch zugreifend sich die Welt geteilt —
Wir aber mußten still beiseite stehen —
Da war mein Stolz vom schönen Wahn geheilt.

Und doch kein Wahn! — Ich lernte wieder trauen
Auf Deutschlands Stern, als Bismarck uns erstand,
Von ihm belehrt, auf eigne Kraft zu bauen,
Sein Volk den Weg zu großen Taten fand.

Da war die Welt erstaunt, und Achtung zwingend
Das Wort „Ich bin ein Deutscher" nun erklang,
Wo nur der Deutsche fröhlich vorwärts dringend
Mit andern Völkern um die Palme rang.

Wer dieses Wortes Zauber je empfunden,
Wird tief ihn wahren in des Herzens Schrein,
Wenn hinter Wolken Deutschlands Stern verschwunden,
Auf irrem Pfad wir suchen seinen Schein.

Durchbrich die Wolken hell mit deinen Strahlen,
Daß kühn wir fordern unsers Schicksals Teil!
Den frechen Neidern soll es laut erschallen:
„Noch sind wir Deutsche!" — Unserm Bismarck Heil!

Mit diesen Worten habe ich mein Bekenntnis zu Bismarck abgelegt und meinen Glauben an die deutsche Volksseele bekannt zu der Zeit, wo nach seinem Rücktritt von der Leitung der deutschen Geschicke das Ansehen Deutschlands in der Welt immer tiefer sank, wo undeutsches Wesen immer üppiger aufwucherte und sich Geltung zu verschaffen wußte. Wir verstehen den Schmerz Bismarcks darüber, der zum Ausdruck kam, wenn er durch Vermittelung der Getreuen, die ihn in seiner erzwungenen Muße in Friedrichsruh aufsuchten, seine Mahnungen an das deutsche Volk richtete. Aber er hat trotzdem nicht den Glauben an sein Volk verloren, der allein es ihm ermöglichte, seiner Erzieheraufgabe weiter gerecht zu werden. Das macht, weil in ihm selber die Kräfte zur höchsten Entwicklung gekommen waren, die den Vorzug der deutschen Volksseele ausmachen. Und wenn er auch in der Reckenhaftigkeit seines unbeugsamen Willens über uns hinauswuchs, so war er doch in seiner deutschen Gemütstiefe völlig der unserige.

So sehen wir in ihm das Idealbild des deutschen Helden, das heute, noch nicht siebzehn Jahre nach seinem Tode, schon die persönlichen Züge seines Wesens in unserem Bewußtsein ausgelöscht hat und in der Gestalt, die der Künstler ihm in dem Hamburger Denkmal gegeben hat, vor unserem geistigen Auge steht. Aus dem Zeitalter des von ihm geschaffenen neuen Deutschland ragt sie in die Zeit des werdenden deutschen Weltreichs hinüber. — Viele große Helden hat uns die deutsche Geschichte gegeben, aber kaum einer reiht sich in unserem Empfinden so ebenbürtig wie er an die lichte Sagengestalt Siegfrieds aus unserer Vorzeit, die in der Hermanns des Befreiers wieder aufgelebt ist, als die Deutschen in die Geschichte eintraten. — Ja, wir *sind* noch Deutsche, und sind ein jugendfrisches Volk, denn wir sind noch fähig, die Taten unseres Volkes in übermenschlichen Heldengestalten verkörpert zu sehen und ihr Beispiel in uns nachwirken zu lassen.

Uns Alten aber, die wir den *Menschen* Bismarck aus dem Spiegel der Zeitgeschichte und aus eigener Anschauung in Erinnerung haben, uns verknüpft er im eigenen Erlebnis den gegenwärtigen Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes mit der Zeit, wo mit dem Kriege gegen Frankreich seine Schöpfung des deutschen Reiches sich verwirklichte. Nicht lange vor jenem Kriege in der Zeit der Vorbereitung seines Werkes, da war es ein höchstes Erlebnis meiner Jugendzeit, seine Reckengestalt hinter der seines Königs dicht an mir vorüberschreiten zu sehen, als dieser in Göttingen zum erstenmal Truppen der neuen Provinz Hannover auf der Maschwiese besichtigte. Wir Jungen hatten eine Hecke ausgekundschaftet, die hart an dem rasch zurecht gemachten Wege lag, der hinter dem Bahnhof nach der Masch führte. Aber das Hurra, mit dem wir den König begrüßen wollten, blieb uns in der Kehle stecken, als der stahlscharfe Blick des Bismarckschen Auges uns von der Hecke herunterwarf.

Welch eine Wandlung mußte seit jener Zeit der deutsche Volksgeist durchmachen, um den Titanenkampf des heutigen Weltkrieges mit derselben Freudigkeit und Zuversicht, ja Selbstverständlichkeit zu übernehmen, wie jene Kriege aus der Werdezeit des deutschen Reiches! Wie der Faustkampf von Buben, die sich ernstlich erzürnt haben, aber hinterher ohne Groll sich zu gemeinsamem Spiel vertragen, mutet uns die Auseinandersetzung mit Österreich im Jahre 1866 an. Anders schon der Krieg gegen Frankreich; der erscheint uns wie das Duell des Jünglings mit verschärften Waffen mit einem Gegner, der sich an unserer Ehre vergriffen hat und nach seiner Abfuhr weiter grollt. Heute aber ist es der Kampf um Leben und Tod mit der Räuberschar, die uns an die Kehle gesprungen ist, als wir in rüstiger Manneskraft ruhigen Schrittes den Berg hinanstiegen. Da gelten keine Fechterregeln mehr, da gilt nur das Recht der Notwehr.

Wenn wir uns da bewähren, verdanken wir das in erster Linie dem Erziehungswerke Bismarcks, zunächst seiner Erziehung zur Einheit. Die Einigkeit der verschiedenen Stämme und Volksschichten

im deutschen Reiche konnte nicht gemacht werden, sondern nur organisch wachsen, und die Größe Bismarcks liegt in seiner Erkenntnis, daß Erziehung eines Organismus nur Regelung des körperlichen und geistigen Wachsens nach den vorhandenen Lebensumständen sein kann. Gerade die Unausgeglichenheit unserer Stammesverschiedenheiten gab uns die reichste Möglichkeit der Entwicklung und ließ uns damit als ein junges Volk erscheinen, das noch erzogen werden konnte. Er erkannte an sich selber die in der Volksseele sich regenden Kräfte, die zur Einheit strebten und zur Freiheit, das heißt zur selbsttätigen Mitarbeit an dem Geschick des Vaterlandes, aber in Dichtung und Lied sich auswirkten oder in ungeschicktem Tun der achtundvierziger Zeit sich erschöpften. Er erst, der konservative preußische Junker, führte diese Kräfte des liberalen Bürgertums zur Schaffung und zum Ausbau des neuen Reiches, nicht nach einem bestehenden Vorbilde, sondern aus der eigenen Natur unseres Volkes, aus den mit Sorgfalt geschonten Lebens- und Gestaltungskräften der Vergangenheit und in Anpassung an die werdende Neuzeit. Indem er uns zur Einheit erzog, hütete er sich doch, jene Stammesverschiedenheiten anzutasten: „Die unitarischen Bestrebungen, die manche meiner Landsleute gepflegt haben, mögen für Theoretiker und andere Nationen sich eignen; für den germanischen Charakter halte ich sie nicht für praktisch", so sagte er zu den Mecklenburgern, die ihn im Jahre 1893 besuchten. „Freiwillig", fügte er hinzu, „müssen die Beziehungen der einzelnen Stämme zum Reiche sein, freiwillig die Mitwirkung an der Einigkeit der deutschen Nationalität." Oder zu den Schwaben 1890: „Die Einigung der Deutschen, wie wir sie jetzt haben, wäre schon früher zu machen gewesen, wenn man den richtigen Weg dahin gefunden hätte. Aber man schlug 1848 zu viel auf einmal nieder, man wollte die Dynastien und auch den Partikularismus mehr als notwendig war, unterdrücken. Mir erscheinen die Dynastien als eine Bürgschaft der Einigkeit Deutschlands, und mit ihrer Unterstützung ist das Werk gelungen, bestätigt durch das Gottesurteil der Schlachten." — Erzogen hat uns Bismarck durch die Tat, aber die Aussprüche aus der Zeit seiner erzwungenen Selbstbesinnung geben uns den besten Einblick in die Grundsätze seines Handelns. Er war kein bequemer Erzieher; er hat oft hart zugegriffen, wenn einzelne Gruppen sich seiner herrischen Natur nicht fügen wollten. So namentlich, wo es sich darum handelte, selbstsüchtige Bestrebungen zu überwinden, die der Einigkeit des Reiches im Wege standen, aber doch ihre berechtigte Unterlage hatten in der aufstrebenden Entwicklung der Industrie oder in der für den völkischen Bestand notwendigen Erhaltung und Förderung der Landwirtschaft, deren gegensätzliche Bedingungen einen Ausgleich verlangten.

Nun aber brachte die rasche Entwicklung neue Gefahren für die Einigkeit des Reiches. Mit dem Aufblühen der Industrie durch die Kraft des Bürgertums hatte sich der vierte Stand, die Arbeiterschaft, aus unbeachteter

Stellung emporgedrängt und verlangte, auf die Masse gestützt, als Nachfrucht des überlebten Links-Liberalismus, nicht bloß Mitwirkung am Staate, sondern dessen Umformung nach einem Trugbilde. Durch das umwälzende Aufbegehren der Vertretung dieses Standes ließ sich Bismarck aber nicht davon abhalten, seinem Kaiser die sozialen Reformen anzuraten, deren versöhnende Wirkung die außervölkische Richtung und die grundsätzliche Verneinung dieses Standes ganz allmählich zu überwinden anfing, bis die gemeinsame Not dieses Weltkrieges ihn wieder und hoffentlich dauernd dem Volksganzen zuführte. Die Geschichte geht dabei den Weg, den Bismarck vorausgesehen in den Worten: „Keine politische Frage kommt überhaupt zu einem mathematischen Abschluß, so daß man Bilanzen nach den Büchern ziehen kann; sie stehen auf, haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter anderen Fragen der Geschichte; das ist der Weg einer organischen Entwicklung."

Neben der Erziehung zur Einheit war es Bismarcks Aufgabe, uns zum Deutschtum zu erziehen, zum bewußten Deutschtum, an dem es uns so sehr fehlte. Vielleicht war dies der schwierigste Teil seiner Erziehertätigkeit, weil es sich hier um die Überwindung einer erblichen Anlage handelte, die ihre Wurzel in der verkehrt gerichteten Auslese des dreißigjährigen Krieges hat, der Ausländerei nämlich, die Bismarck oft zu einem heftigen oder bitteren Wort hinriß. Einen sichtbaren Erfolg hat diese Erziehungsarbeit nicht gehabt, wenn er nicht jetzt bei der Erschütterung der Gemüter durch diesen Weltkrieg zutage tritt. Daher auch die geringe Wirkung seiner Politik gegen den Ultramontanismus, wie gegen das Polentum. In beiden Fällen lag bei ihm nicht ein Irrtum vor über die Kraft dieser Mächte, sondern über die Reife seines Volkes. Trotzdem blieb er fest in seinem Glauben an die deutsche Volksseele. — Bei dieser Erziehung zum Deutschtum wirkte sein eigenes Wesen erschwerend für seine Tätigkeit. Dem eingewurzelten Weltbürgertum gegenüber war er nicht geduldig genug; er nahm sich nicht die Zeit zum gleichmäßigen Weiterarbeiten an der Umbildung, wie bei der Schaffung der Einheit des Reiches, wo doch Folgerichtigkeit die Grundbedingung aller Erziehung ist. Freilich wurde diese Folgerichtigkeit auch oft genug durchkreuzt von höfischen Einwirkungen, wie er selber bezeugt mit den Worten: „Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir anderen gefallen und bequem sind." Und so bleibt die Fortsetzung seiner Erzieherarbeit der noch viel gewaltigeren Faust dieses Weltkrieges vorbehalten, der die noch vorhandene Undeutschheit hoffentlich mit eiserner Zuchtrute austreibt. Daß unsere heimgekehrten Krieger es nicht mehr fertig bringen werden, vor dem Auslande auf dem Bauche zu kriechen, wie es nach Bismarcks Abgang bei uns Mode wurde, ist wohl selbstverständlich. Aber sie haben diesmal zum Glück auch die Überzahl, um von den Daheimgebliebenen diejenigen der gebührenden Verachtung preiszugeben, die doch wieder ver-

suchen werden, ausländische Vorbilder nachzuahmen und deutsche Waren durch ausländische Bezeichnungen besser an den Mann oder auch an die Frau zu bringen und sich selber durch die Sprache des Auslandes besser zu empfehlen glauben. Da gilt nur das Vorbild Bismarcks, der deutsch zu sprechen wußte im eigentlichen und im übertragenen Sinne.

Die dritte Erziehungsaufgabe Bismarcks war die Erziehung zur Tatkraft, zur Machtpolitik. Nicht aus Ruhmsucht wie bei den Franzosen und nicht aus Habgier wie bei den Engländern sollte diese Tatkraft fließen, sondern aus der sittlichen Pflicht zur Auswirkung der in unserem Volkstum liegenden Naturanlagen. Die Germanen haben früher die anderen Völker zur Macht geführt: „Die Kelten sind nichts als eine passive Masse", sagte Bismarck, „erst wo die Germanen hinzutraten, durch die Mischung, ward ein staatliches Volk. So die Engländer; auch die Spanier, solange noch Goten an der Spitze waren, die Franzosen, solange das fränkische Element leitete. Die französische Revolution hat dasselbe ausgestoßen und dem Keltischen das Übergewicht verschafft. Nicht viel anders in Rußland, wo die germanischen Waräger, die Kuriks, die Slawen erst zusammenfaßten." Wie es hier Bismarck bei den heutigen Völkern erkennt, war es im Grunde auch bei den alten Griechen und Römern, selbst bei noch älteren Völkern, wo eine dünne Oberschicht germanischen Wesens den Staat bildete und die Geschicke des Volkes bestimmte. Heute geben wir Deutschen der Welt zum erstenmal das Schauspiel eines großen germanischen Volkes, das in organischer, wenn auch noch nicht ausgereifter Gliederung seiner Gesamtheit seine Geschicke selber in die Hand nimmt. Ja, wir sind noch Deutsche, wenn auch längst nicht mehr ungemischte Germanen; aber das Germanentum ist doch die Gestalt gebende und Blüten bildende Triebkraft im Grundstock unseres Volkes. „Die Westfalen und die Schwaben", sagte Bismarck beispielsweise, „sind alte Germanen und darum so schwer an den Staat zu gewöhnen; wenn sie aber von einem nationalen Gedanken erfaßt sind, dann schlagen sie Felsen zusammen."

Ein im Grundcharakter germanisches Volk zum einheitlichen Handeln zu bringen, vermag aber nur der deutsche Trieb der Gefolgschaft, die freiwillige Unterordnung unter einen Führer gleichen Blutes in hingebender Treue. Daher suchte Bismarck das monarchische Gefühl im Volke lebendig zu erhalten. Ein persönlicher Herrscher vermag Fühlung zu nehmen mit den Regungen der Volksseele; er kann sie leiten und beeinflussen und wird um so sicherer von ihnen getragen. Er kann die im Staate sich bewährenden Männer als Ratgeber heranziehen und sich von ihnen überzeugen lassen. In Scheinmonarchien wie England oder in sogenannten Republiken wie Frankreich, wo die germanische Oberschicht verbraucht ist, herrscht der aus der eigenen Urbevölkerung hervorgegangene, aber mit dem eingewanderten Semitentum versippte Clan, der die gleichgerichteten Kräfte des Volkes zur

Befriedigung der eigenen Raubinstinkte ausnutzt, während er das Volk in dem Wahn erhält, daß es selber seine Geschicke bestimme. Das wahre Wohl der starken Monarchie dagegen fällt zusammen mit dem Wohl des Volkes. Denn „die Treue des Herrschers", sagt Bismarck, „erzeugt und erhält die Treue seiner Diener".

Nun betrieben wir nach Bismarck seit dem Jahre 1866 preußisch-deutsche, bis 70 deutsch-europäische, seitdem Weltpolitik. „Der Krieg der Zukunft", sagte er vorausschauend, „ist der wirtschaftliche Kampf ums Dasein im großen. Mögen meine Nachfolger dies immer im Auge behalten und dafür sorgen, daß, wenn dieser Kampf kommt, wir gerüstet sind." Diesen Worten entsprechend ist der abgrundtiefe Blick des Roland-Bismarck in Hamburg über die See nach England gerichtet, als wenn sein Geist die Wacht hielte am Haupttore des Reiches. Das Anrecht aber auf die Siegespalme in jenem Zukunftskampfe nicht um die Weltherrschaft, sondern um die Weltgeltung erkennt er den germanischen Völkern zu: „Die germanische Rasse ist jung, kräftig, ebenso voller Tugend und Unternehmungsgeist, wie sie es ehemals war. Den nordischen Völkern gehört die Zukunft. Sie treten so in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind." An die nordgermanischen Völker, fügen wir hinzu, ergeht nunmehr, wo wir in den vorausgesehenen Weltkampf eingetreten sind, die Schicksalsfrage, ob sie Teil haben wollen an der allgermanischen Weltmacht oder ob sie zwischen den keltischen Völkern des Westens und den slawischen des Ostens aufgerieben werden wollen.

Diese Weltpolitik hat unser Kaiser aufgenommen, der sich selber als Bismarcks Schüler bekannte, wenn auch ein gedeihliches Zusammenwirken zweier gleichharter Mühlsteine nicht möglich war. Solange es irgend anging, suchte er freilich seinem Volke den zu seiner Entwicklung nötigen Frieden zu erhalten. Und wenn er dabei für das Gefühl völkisch stark empfindender Deutscher zu weit ging, der Gemeinde derer, die im Glauben an die deutsche Volksseele ein stiller Kultus vereinte, so konnte er doch nicht wissen, wo in diesen Zeiten der Taumel des Gelderraffens und der materiellen Lust alle Volkskreise ergriffen zu haben schien, daß er ein so mächtiges allgemeines Deutschbewußtsein in unserem Volke hinter sich haben würde, wie es in diesem Kriege zu unserem und der Welt Erstaunen hervorgetreten ist. — Solange wir noch nicht mächtig genug waren, um es mit der englischen Weltmacht aufzunehmen, folgte er dem Grundsatze, den Bismarck für die deutsche Kolonialpolitik England gegenüber empfohlen hatte, sich immer mit England gut zu stellen. Dabei sorgte er aber, ebenso in Bismarcks Sinne, dafür, daß unsere Heeresmacht und namentlich auch unsere Flottenrüstung immer vollkommener wurde in dem Bewußtsein, daß eine schließliche Auseinandersetzung mit Englands angemaßter Weltherrschaft unvermeidlich sein würde. Jetzt können wir ermessen, mit welchem Ingrimm er manche freche Herausforderung unserer Gegner im Gefühl der

eigenen Stärke überhörte und heimtückische Nackenschläge auf das Konto der künftigen Abrechnung setzte. In seinen Äußerungen im Kreise seiner militärischen Vertrauten trat dies zutage, z. B. in der Neujahrsansprache 1900 an die Generale, in der er sein Ringen um die Schaffung einer starken Flotte in geschichtliche Parallele stellte zu dem Kampf Kaiser Wilhelms I. um die Reorganisation des Heeres, damit „das Deutsche Reich auch im Auslande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen". Und seine Seeoffiziere hatten ihn wohl verstanden, wenn sie in enger Bordgemeinschaft auf den Tag tranken, den Tag nämlich, der mit dem 18. Februar dieses Jahres Wirklichkeit geworden ist. Nun hat der Übermut und die Heimtücke der Gegner ihm das Schwert in die Hand gezwungen. Nun bewährt sich das Wort Bismarcks: „Bei uns hat jeder seine eigene Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen; wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig." Nun haben wir Deutschen alle eine Meinung. Mögen wir sie auch für die Forderung des ausreichenden Siegespreises bewahren und jeder, der deutsches Blut und deutsche Sinnesart in sich lebendig fühlt, für den endgültigen Sieg über die äußeren Feinde wie über die Reste alter Uneinigkeit und Undeutschheit bei uns selber mit Einsetzung aller Kräfte mitwirken, die uns der deutsche Geist verleiht, der in dem leuchtenden Vorbilde Bismarcks vor uns schwebt.

Über Grundsätze und Ziele in der Politik.

Dr. Otto Schmidt.

Unser Bismarck äußerte bekanntlich einmal gelegentlich, als ihm absolute Prinziplosigkeit in der Politik zum Vorwurf gemacht wurde: „Mit allgemeinen Prinzipien komme er sich vor wie ein Mann, der mit einer Stange im Munde zwischen den Bäumen seines Parkes spazieren zu gehen versucht."

Er hat damit, wie so oft, durch einen treffenden Vergleich einen unter gewissen Umständen unzweifelhaft richtigen Gedanken anschaulich zum Ausdruck gebracht. Daß er jedoch feste Grundsätze in der Politik darum keineswegs verachtete, zeigt u. a. besonders jener liebevoll eingehende Briefwechsel mit Gerlach (Gedanken und Erinnerungen, Kap. 8, II), wo der geniale Praktiker Bismarck seinen Standpunkt gegenüber dem mehr theoretisierenden General gewiß nicht mit einem so ungewöhnlichen Aufwand von Scharfsinn verteidigt hätte, wenn ihm in der Politik feste Grundsätze überhaupt gleichgültig gewesen wären. Ganz gewiß hatte er sie, — darüber kann kein Zweifel sein — nur lagen sie ihm mehr im Blute, unter der Schwelle des Bewußtseins und waren dort so stark, daß sein politischer Instinkt ihn auch in zweifelhaften, schwierigen Lagen keinen

Augenblick im Stiche ließ. Er konnte deshalb darauf verzichten, sie sich und andern im hellen Lichte des Bewußtseins jedesmal vorher auseinanderzusetzen.

Was aber diesem großen, in seiner Art einzigen Manne recht war, recht sein durfte, das ist dem Durchschnittspolitiker noch lange nicht billig, und der Streit über Prinzipien in der Politik ist darum gar nicht so unfruchtbar und überflüssig, wie es nach jener impulsiven Äußerung scheinen könnte.

Um die Sache nicht von vornherein einem Mißverständnis auszusetzen, will ich gleich bemerken, daß man in der Politik Mittel und Zweck, Weg und Ziel gewöhnlich streng auseinanderhalten muß. Das Höchste in der Kunst, auch in der Staatskunst, ist es freilich, mit dem „Mittel" zugleich auch einen näher liegenden und an sich selbst wünschenswerten „Zweck" zu erreichen. Oft genug aber wird das nicht möglich sein, und daher kommt es wohl, warum in der Politik einerseits Prinzipienreiterei, Doktrinarismus, andererseits Prinziplosigkeit, Charakterschwäche so häufig vorherrscht, oder den berufenen und unberufenen Leitern der Politik vorgeworfen wird. Zur politischen Erziehung unseres (in dieser Hinsicht gegenüber andern leider vielfach zurückgebliebenen) Volkes sollte es daher gehören, sich diese verschiedenen Dinge genau klar zu machen. Sie lassen sich wohl am besten an dem allgemeinen und besondern Verhalten eines Schiffskapitäns zu den verschiedenen Zeiten, an den verschiedenen Orten (in den heimatlichen Gewässern, auf hoher See, bei Windstille, Sturm usw.) veranschaulichen.

Ein solcher verantwortungsvolle Mann hat bekanntlich ein bestimmtes Reiseziel, das er auf dem kürzesten Wege mit möglichst geringer Gefährdung der Ladung und des Personals erreichen will und das er nur ganz vorübergehend, nicht ohne Not, aus den Augen lassen darf. Auch für den Staatsmann gilt das, nur ist in diesem Falle die „Ladung" noch kostbarer, der Weg oft noch weniger leicht fahrbar, das Ziel also noch schwerer zu erreichen. Die Verantwortung ist also noch größer, rechte Einsicht und starker Wille noch nötiger.

Mit diesen beiden Dingen allein bringt man aber weder ein Schiff vorwärts noch ein großes Volk aus dem Zustande politischer Trägheit und Gleichgültigkeit. Um voran zu kommen, bedarf es zuerst und zunächst einer Triebkraft, die — beim Schiffe wie beim Volke — entweder äußerlich oder innerlich vorhanden sein muß, entweder nur ausgenutzt zu werden braucht oder besonders erzeugt werden muß. Man kann keinen Wind zum Segeln aufmachen, wohl aber — in neuerer Zeit wenigstens — Dampf, der das Schiff dann noch schneller als Wind vorwärts zu treiben vermag. Auch für die Staatskunst gilt das. Wenn das politisch zu leitende Volk keinen „Willen zur Macht" hat, muß der oberste Leiter diesen Willen zuvor erwecken. Dazu hat er genug Mittel zur Verfügung, er muß sie

nur zu handhaben verstehen. Kann er das oder will er das nicht, dann muß er sofort abtreten und seinen hochverantwortlichen Platz für geeignetere Kräfte frei machen. Ein Feldherr, der keinen Willen zum Siege hat und froh ist, wenn er nicht angegriffen wird, kann niemals siegen.

Wie man mit genügendem „Dampf" selbst gegen starke Luft- und Wasserströmungen fahren und das gewünschte Ziel erreichen kann, hat sich nicht nur bei der modernen Schiffahrt, auch bei der modernen Politik und nicht zum wenigsten in der allerneuesten Zeit, aber leider nur bei unseren Feinden, gezeigt. Die Triebkraft allein würde jedoch ein Schiff nicht in die gewollte Richtung treiben, und dem Zufall bliebe es überlassen, ob das Fahrzeug sein Reiseziel erreicht oder ewig ziellos umherirrt, an Klippen zerschellt oder auf Untiefen gerät. Es bedarf also eines Steuers und eines Steuermannes, wodurch die oft gewaltige Einwirkung der eigenen Trägheit, der Strömung, Windrichtung usw. berichtigt werden kann. In bezug auf die Steuerung muß dem Schiffsführer wie dem Staatsmann — besonders bei schlechtem Wetter — jegliche Freiheit gelassen werden, und die vom sichern Hafen aus Zusehenden dürfen ihn nicht der Inkonsequenz zeihen, wenn er bald rechts, bald links, scheinbar planlos „im Zickzack" fährt. Es ist das oft ein notwendiges Übel, das mit in den Kauf zu nehmen und dem Steuermann nicht verdacht werden darf, wenn nur sonst von ihm anzunehmen ist, daß er weiß, was er will, und daß er das Endziel nicht vergessen, ja, daß er überhaupt eins hat, nicht bloß „fortwursteln" will, um sich am Platze zu halten.

Über den zeitweise richtigen Kurs mag sich unter Umständen streiten lassen; denn wo der Weg nicht gerade sein kann, wird es immer mehrere Wege geben, die gleichzeitig gangbar sein und in gleicher Zeit zum Ziele führen können. Jedenfalls bedarf es in diesem Falle oft sehr sorgfältiger Überlegung, und eine gehässige maßlose Kritik des zeitweiligen Kurses wird sich darum ein politisch reifes und gut erzogenes Volk meist nicht zuschulden kommen lassen. Umgekehrt ist es ein Zeichen der politischen Unreife, wenn die Kritik der Maßnahmen eines sonst vertrauenswürdigen Staatsmannes die Grenzen des politischen Anstandes überschreitet. So hatte z. B. Bismarck gerade in der besten Zeit seines Wirkens eine Kritik auszuhalten, die durch ihre Maßlosigkeit allein schon die damalige politische Unreife des größten Teils der deutschen Nation beweist. In letzter Zeit dagegen wäre, da die leitenden Staatsmänner an Vertrauenswürdigkeit sich mit Bismarck nicht im entferntesten messen können, eine schärfere Kritik oft sehr wohl am Platze und ein Kennzeichen der zunehmenden politischen Reife unseres Volkes gewesen. Da solche Kritik auf der rechten Seite vor dem Kriege noch am häufigsten war, so erhellt schon daraus, auf welcher Seite bei uns die größere Einsicht oder die bessere Absicht, das bessere Ziel in politischer Beziehung zu suchen ist. Es mangelt also unserem Volke trotz seiner vergleichsweise hohen geistigen Bildung größtenteils noch immer

an der Fähigkeit, das rechte und richtige Ziel seiner staatlichen und volklichen Entwicklung zu erkennen. Und selbst wenn das endlich in hinreichender Allgemeinheit erkannt wäre, wird es nicht leicht zur praktischen Durchführung zu bringen sein, weil starke fremdrassische und fremdvölkische Interessengruppen sich diesem Ziele entgegenstellen werden.

Wie ist denn aber überhaupt, so wird mancher fragen, jenes rechte und richtige Ziel über jeden billigen Zweifel hinaus aufzufinden?

Der Schiffsführer bedient sich zur Auffindung seines Reisezieles bekanntlich des Kompasses, und wo dieser nicht mehr ausreicht, der Gestirne in Verbindung mit Uhren, Seekarten, nautischen Instrumenten und Tafeln. Ursprünglich waren es bekanntlich die ewigen Gestirne allein, denen der Schiffsführer bei Tag wie bei Nacht vertrauen durfte. Ganz ähnlich verhält es sich mit der richtigen Erkenntnis des natürlichen und kultürlichen Entwicklungsganges der Völker.

Mit dem Kompaß läßt sich in gewissem Sinne das, was man Volksstimmung, Zeitströmung nennt, vergleichen. Die Richtung der Magnetnadel resultiert bekanntlich aus der Richtung und Stärke aller magnetischen Kräfte des Erdballs. Wie nun die Seele seines Volkes in jedem Einzelwesen, das nicht außerhalb des Zusammenhanges mit dem gesamten Volkskörper steht, mehr oder minder lebendig ist, so muß es auch eine Resultante aller dieser Einzelkräfte geben, die um so stärker und in ihrer Richtung bestimmter sein wird, je gleichartiger sich diese Einzelkräfte äußern. Volksstimme — Gottesstimme ist darum ein altes Sprichwort, welches freilich auch nur in alten Zeiten, unter einfachen, natürlichen Verhältnissen, wo sich Sonderinteressen, Heuchelei und Streberei noch nicht so stark bemerkbar machen, seine Berechtigung haben kann: wie ja denn überhaupt die Magnetnadel nur dann richtig zeigt, wenn sie nicht von Eisenmassen in der Nähe beeinflußt oder durch starke Schwankungen des Schiffes hin und hergestoßen wird. In hochkultivierten Zeiten und bei rassenhaft erheblich ungleichartiger Zusammensetzung des Volkes ist dieses Kennzeichen ganz und gar unbrauchbar, denn mächtige fremde Interessengruppen vermögen mittels geistiger Suggestion diese Volksstimmungsresultante unter Umständen in jede gewünschte Richtung zu bringen. Ungleich zuverlässiger ist darum das, was sich mit den Seekarten, Uhren und astronomischen Beobachtungen an festen unwandelbaren Gestirnen vergleichen läßt. Das ist aber die hinreichend beglaubigte Natur- und Kulturgeschichte des Volkes, als es der Rasse nach noch ganz klar bestimmt war und fremde Einflüsse sich noch gar nicht eingemischt hatten. Es war darum eine übel angebrachte Prinzipienreiterei, wenn der General von Gerlach in jenem Briefwechsel nur bis auf Karl den Großen zurückgreift, um das Prinzip der damals von Preußen einzuhaltenden Politik zu kennzeichnen. Abgesehen davon, daß es sich dabei gar nicht um einen festen Kurs, sondern nur um eine augenblickliche Steuerung handelte, war die ganze Betrachtung auch in anderer Hinsicht verfehlt.

Gewiß kann Karl der Große und das, was er erreichte und nicht erreichte, einen Maßstab für das Endziel unserer Politik abgeben, aber in ganz anderer Weise und mit ganz anderer Begründung. Weder das mittelalterliche Prinzip der alleinigen Ausbreitung und Herrschaft der christlichen Kirche noch das neuzeitliche der Bekämpfung der Reformation und Revolution kann für eine hellblickende Gegenwart den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht ausmachen. Die besondere Art der Religionen und Konfessionen, noch dazu, wenn sie nicht aus dem Volke selbst stammen, sondern von außen in dasselbe hineingetragen und teilweise aufgezwungen wurden, sind etwas verhältnismäßig Eintägiges im Vergleich mit den in unabsehbaren Jahrtausenden entwickelten und gefestigten Rasseneigenschaften. Etwas beständiger sind politisch-soziale Lebensformen, wenn sie auf Rasseneigenschaften und Rassenunterschieden beruhen. Doch in dem Maße, als sich die Rassenunterschiede durch Vermischung ausgleichen, oder die ursprünglich herrschende Rasse abstirbt, streben auch die politisch-sozialen Lebensformen nach entsprechendem Ausgleich auf friedlichem oder kriegerischem Wege. Das ist die Ursache der Revolutionen. Geradezu lächerlich ist es darum, wenn, wie im vorrevolutionären Frankreich, ein entarteter Adel Geburtsvorrechte geltend machen will, denen keine Geburtsvorzüge mehr entsprechen. Die Vorrechte und entsprechenden Vorpflichten des Adels sind ihrer Zeit nicht von selbst entstanden, sondern nach hartem Kampfe, auf Grund geistiger und körperlicher Vorzüge erworben und vererbt worden. Damals brauchte der Adel nicht die Unterstützung der Kirche. Es bedurfte keines überirdischen Glaubens, um dem Volke die Vorrechte und Vorpflichten des Adels begreiflich zu machen. Er war der natürliche Führer und Anwalt des Volkes, Träger höherer Gesittung und bessern Menschentums. Wo also dem Geburtsadel noch offenbare Geburtsvorzüge eigen sind, da wird auch noch heutzutage kein Vernünftiger ihm gewisse Vorrechte streitig machen wollen. Das Rassenprinzip ist also für die innere Politik das Bleibende, wenn die Rasse bleibt, und das Veränderliche, wenn sich die Rasse verändert. Auch nach außen hin zeigt das heutzutage selbst bei kleinen Völkern alles andere in den Hintergrund drängende Nationalitätsprinzip, daß den Rassenunterschieden und verhältnismäßigen Rassengleichheiten viel stärkere abstoßende und anziehende Kräfte innewohnen, als kirchlichen und politisch-sozialen Einrichtungen. Sogar Religionen, die aus einer Rasse selbst hervorgingen, sich deren Eigenschaften und Bedürfnissen von vornherein viel inniger anschmiegten als die weltbürgerlich-christliche, sind zerfallen, als die Rasse selbst zerfiel. Andererseits kann freilich auch eine auf die Rasse besonders abgestimmte Religion zur Erhaltung, ja Stärkung und Vermehrung dieser Rasse sehr viel, vielleicht mehr als irgend etwas anderes, beitragen.

Die Rasseneigenschaften und die darauf beruhenden natürlichen und kulturellen Bedürfnisse sind also mit genau derselben Zuverlässigkeit, wie

der Kompaß und die ewigen Gestirne für ein Schiff, die Weg- und Zielzeiger für die rechte und richtige Politik eines Volkes. Das gilt sowohl im Innern wie nach außen hin. Sie müssen mindestens solange der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sein, als noch irgendein Rassenbestandteil in einem Volke der Zahl und Güte nach vorherrscht, d. h. das Volk rassenhaft noch hinreichend klar bestimmt ist. Wäre das nicht mehr der Fall, dann wäre es ja auch mit der Möglichkeit einer gesunden Machtpolitik zu Ende, und der leitende Staatsmann müßte froh sein, wenn er halbwegs die Ordnung im Innern aufrecht erhalten und eine allzu schimpfliche Abhängigkeit von außen vermeiden kann.

Soweit sind aber wir Deutsche und die bei uns glücklicherweise noch vorherrschende germanische Rasse noch nicht. Schon die sicher beglaubigte Tatsache, daß sie bereits vor 2000 Jahren die zahlreichste in ganz Europa war und in diesen zwei Jahrtausenden unter, wenigstens bei uns in Deutschland, ungünstigster geographischer Lage, zeitweise recht schlechter staatlicher und noch schlechterer religiöser Pflege der Vernichtung widerstanden hat, läßt unter den jetzt wesentlich bessern und in Zukunft hoffentlich noch besser werdenden Verhältnissen auf eine noch recht lange Lebensdauer schließen.

Wir sind darum verhältnismäßig noch sehr bescheiden, wenn wir als Endziel unserer Politik vorläufig nichts als die Sicherung der Existenz unserer Rasse in Gegenwart und Zukunft, sowie die möglichst gute Versorgung des in den jetzigen Grenzen nicht mehr gut zu ernährenden Bevölkerungsüberschusses verlangen. Nach der ausschließlichen Herrschaft in Europa oder gar nach der Weltherrschaft zu streben, liegt nicht in unserem Interesse. Alle Weltherrschaften sind schließlich an der Entmischung und der damit in Verbindung stehenden Entartung der herrschenden Rasse zugrunde gegangen. Es wäre also ein Unglück für uns, wenn uns im weiteren Verlaufe der Ereignisse die Herrschaft in Europa aufgezwungen würde. Wir haben nicht die abgeschlossene insulare Lage wie die Engländer, könnten also noch weniger als sie die mit der Weltherrschaft notwendig verbundene allzugroße und unfreiwillige Auseinanderziehung der besten Volkskraft und dadurch die Gefahr einer schließlichen Entmischung unserer Rasse vermeiden. Wir werden daher zufrieden sein können, wenn wir die außerhalb des gemeinsamen staatlichen Verbandes stehenden Volksgenossen in Europa wieder auf irgendeine Weise gesichert haben und mächtig genug sind, den Bevölkerungsüberschuß innerhalb unserer (entsprechend erweiterten) staatlichen Grenzen gut unterzubringen und außerhalb derselben gegen fremde Vergewaltigung wirksam zu schützen. Daß dazu Landnahme und Bevölkerungsaustausch an unseren östlichen wie westlichen Grenzen von Zeit zu Zeit erforderlich sein können und wir diesen Weltkrieg dazu nach besten Kräften ausnutzen müssen, versteht sich eigentlich von selbst, muß aber unserem politisch vielfach noch

immer begriffsstutzigen oder von Fremden bewußt mißleiteten Volke leider erst noch besonders klar gemacht werden.

Das Ziel der Vorherrschaft in Europa und in der Welt hatten die Engländer schon seit geraumer Zeit erreicht. Sie ließen sich dabei nicht einmal durch die Lehren der christlichen Religion beschränken, so laut sie dieselbe auch jederzeit im Munde führen. Sie modelten diese ganz allgemeinen, für das Zusammenleben aller Völker und aller Menschen gültigen Satzungen in ihrem eigenen Interesse um, machten aus dem internationalen Christentum ein spezifisch englisches, stellten das als Gottes-willen hin, was im Grunde nur ihr eigener Volkswille ist. Darum gilt ihnen auch das sogenannte alte Testament mehr als das neue, weil in dem ersteren das (alle andern Völker ausschließende) „auserwählte" Rassenprinzip ganz naiv als „göttliches Gebot" hingestellt wird. Sie waren aber damit anscheinend noch nicht zufrieden, vielleicht weil die übrigen Völker sich nicht genügend dagegen wehrten. So strebten sie nach mehr, nach der Niederwerfung sämtlicher Mitläufer unter den Herrenvölkern und fingen darum nach mindestens diplomatisch sehr sorgfältiger und geschickter Vorbereitung diesen Weltkrieg an. Er wird ihren Untergang, der bei ihrer einseitigen inneren wie äußeren Politik ohnehin nicht zu vermeiden gewesen wäre, nur beschleunigen.

Was die Engländer in dieser Hinsicht zu viel haben, haben wir Deutsche zu wenig. Anstatt, wie erstere, unsere religiösen Überzeugungen und Weltanschauungen den gerechten Lebensbedürfnissen unseres Volkstums anzupassen, lassen wir uns sogar im eigenen Hause gefallen, daß von fremden Gästen Religionen, Konfessionen, Philosopheme gegen die innersten Lebensinteressen unseres Volkstums ausgespielt werden. Fort darum mit aller faulen Duldsamkeit gegen alles, was die verhüllte oder unverhüllte, bewußte oder unbewußte Absicht zeigt, die notwendigen, unerläßlichen Lebensbedingungen unseres Volkstums — sei es von oben, sei es von unten — zu zersetzen, um nach genügender Schwächung oder Betäubung des Volkskörpers die Macht an sich zu reißen und die Beute unter sich zu verteilen. Schließlich kämen wir ja noch dahin, uns aus reiner christlicher Liebe und „humaner" Duldung von fremden Elementen bei lebendigem Leibe allmählich aussaugen und aufzehren zu lassen. Die Magnetnadel unseres Volkswillens wird ohnehin schon jetzt durch alle möglichen künstlichen Quertreibereien von einer klar bestimmten Richtung abgelenkt. Sollen zu den vielen individuell-neutralen auch noch ausgesprochen feindliche Einflüsse kommen? Sollen wir unter allen möglichen schönen Redensarten und süß betäubenden Düften allmählich gänzlich entmannt und um den letzten Rest der kraftvollen Eigenart unserer altgermanischen Vorfahren gebracht werden?

Wenn es darum ein bleibendes politisches Ziel und einen unter allen Umständen darauf gerichteten Kurs gibt, so ist es die sittliche, geistige

und materielle Stärkung unseres Volkstums in allen, besonders aber den mittleren Schichten in der Stadt wie auf dem Lande, und die rücksichtslose Bekämpfung aller Personen und Ideen, die sich dieser Absicht bewußt oder unbewußt, verhüllt oder unverhüllt entgegenstemmen. Das ist das Eine, was uns wahrhaft not tut, das Andere, was sonst noch wünschenswert erscheint, kommt dann von selbst. Wir brauchen keine Volkskräfte zu erwecken, sondern sie nur von künstlichen Hemmnissen zu befreien.

Noch ist es Zeit, Staat und Volk gegen alle inneren wie äußeren Gefahren zu schützen und einer gesicherten Zukunft entgegen zu führen. Es war vielleicht sogar niemals bessere Zeit und schönere Möglichkeit dazu. Versäumen wir diese Zeit und diese Möglichkeit, dann geht es mit uns für immer zu Ende[1]).

Rasse und Weltkrieg.

Josef Stolzing.

In seinem Schwanengesange, dem unvollendet gebliebenen nachgelassenen Epos „Amadis" greift der edle Normannensprößling Graf Gobineau, der gleich Shakespeare und Houston Stewart Chamberlain ganz unser geworden ist, noch einmal die Grundgedanken seines hochbedeutsamen Werkes „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" auf, um sie in hinreißender dichterischer Schönheit zu versinnlichen. Sein „Amadis" ist die Drapa der germanischen Rasse, ihre Jomsvikinga- und Erfidrapa, also ihr Triumph- und Todesgesang, so gewaltig und herzerschütternd, wie ihn nur ein großer Dichter in Stunden höchster künstlerischer Weihe anzustimmen vermochte, der mit Brünnhilden von sich sagen konnte:

„Trauernder Liebe
tiefstes Leiden
schloß die Augen mir auf:
enden sah ich die Welt."

Stand es doch für Gobineau fest, wie die Gräfin La Tour in ihrer Vorrede zu der französischen Ausgabe des „Amadis" mit Recht betont, daß die weiße, also die indogermanische Rasse, nach und nach die Reinheit ihres Blutes schwinden sehen müsse. Darin erblickte er die einzige Ursache des Völkerverfalles, der Entartung und er ersah keine Fluchtmöglichkeit aus dem Banne dieses fürchterlichen Naturgesetzes, während sein großer Freund Richard Wagner von derselben Erkenntnis ausgehend uns zur rettenden Tat auffordert, indem er in seiner Abhandlung „Erkenne dich selbst" schreibt: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir

[1]) Dieser Aufsatz wurde vom Herausgeber vor 20 Jahren geschrieben. Er ist nur wenig abgeändert worden.

glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne."

„Habt Acht vor dem nächtlichen Heer,
entsteigt des Niblungen Hort
aus stummer Tiefe zu Tag!"

ruft drohend Alberich Wotan, dem Göttervater, zu. Dieses nächtliche Heer liegt gegen uns im Kampfe, mit gierigen Händen hält es den Goldreif jener Weltherrschaft umklammert, die den unterjochten Völkern in dem Maße Not, Elend und Laster brachte, als der Nibelungen Hort an der Themse immer höher im Kurse stieg. „Dieser verachtete Gott (Merkur ist gemeint)", ruft Wagner in seiner Schrift „Die Kunst und die Revolution" aus, „rächte sich aber an den hochmütigen Römern und warf sich statt ihrer zum Herrn der Welt auf: denn krönet sein Haupt mit dem Heiligenschein christlicher Heuchelei, schmückt seine Brust mit den seelenlosen Abzeichen abgestorbener feudalistischer Ritterorden, so habt ihr ihn, den Gott der modernen Welt, den heilig-hochadeligen Gott der fünf Prozent. . . . Leibhaftig seht ihr ihn in einem bigotten englischen Bankier, dessen Tochter einen ruinierten Ritter vom Hosenbandorden heiratete. . . ." Merkur oder Hermes galt bei den alten Römern und Griechen nicht nur als der Gott der Kaufleute, sondern auch der Spitzbuben, und er ist der Hauptgott jener entarteten Völker geworden, die vom Westen und Osten gegen uns anstürmen. Aber in diesen Nationen, durch die ursprünglich die arische Blutswelle so rein wie durch unsere Adern rauschte, offenbart sich das Gesetz der Entartung mit solcher Deutlichkeit, daß wir uns von Grauen geschüttelt davon abwenden möchten. Immer und immer wieder haben wir uns seit sieben Monaten gefragt, wie es nur möglich ist, daß ein solches Pandämonium von Haß, Niedertracht, Verderbtheit, Roheit und Gemeinheit die giftigen Krallen in unser Fleisch schlagen konnte! Die Rassenforschung bietet uns den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels.

Es läßt sich heute wissenschaftlich wohl kaum noch ernstlich anfechten, daß die Wiege der indoarischen Rasse nicht in Asien, sondern in Skandinavien gestanden hat. Von dort aus ergossen sich die Indoarier in immer dichteren Massen nach dem Süden, sie überfluteten nach und nach ganz Europa und endlich zweigte sich auch ein Seitenast bis tief in das Herz Asiens hinein ab. Welchen Einfluß die letzte Eiszeit auf diese Völkerwanderung hatte, dies zu entscheiden sei unseren Gelehrten überlassen, ich halte es für müßiges Spiel, die vielen Hypothesen, die darüber aufgestellt wurden, durch eine neue zu bereichern. Das Eine steht wie gesagt fest, daß die Kulturbringer der Menschheit, also die Indoarier, nicht aus der Richtung der aufgehenden Sonne, sondern aus dem Gebiete der Mitternachtssonne kamen und daß sie sich nach und nach mit den Völkern, die sie sich unterwarfen, vermischten.

Der Einfachheit halber scheide ich bei meinen Betrachtungen die alten Griechen und Römer aus und wende mich nur den Kelto-Slavo-Germanen zu. Mit Recht vertritt nämlich hier Houston Stewart Chamberlain die Ansicht, daß „in dem Augenblicke, wo die Kelten, Germanen und Slawen in die Geschichte eintreten, es nicht drei ethnische Seelen nebeneinander, sondern nur eine einige, einheitliche gibt". Mit anderen Worten, daß diese drei Rassen damals eine einzige Rasse darstellten, von der sich die Germanen am blutreinsten erhielten, während die Kelten und Slawen sich derart mit anderen minderwertigeren Rassen vermischten, daß von ihnen nur noch ein kleiner Bruchteil als rassenecht angesprochen werden kann. Zuerst erschienen bekanntlich die Kelten in dem Gesichtskreise der alten Römer, als die Gallier im Jahre 389 v. Chr. Rom eroberten. Sie werden uns von den Römern als hohe Gestalten mit leuchtenden blauen Augen und rötlichem Haare geschildert, mußten also in ihrem Äußeren vollständig den echten Germanen geglichen haben. „Anderseits haben", wie Chamberlain in seinen „Grundlagen" schreibt, „die Schädelbefunde aus den Grabstätten der ältesten heroischen Slawenzeiten zum Erstaunen der gesamten gelehrten Welt gezeigt, daß die Slawen aus der Völkerwanderung ebenso ausgesprochene Dolichocephalen (d. h. Langköpfe) und ebenso hochgewachsene Männer waren wie die alten Germanen und wie die Germanen echteren Stammes noch am heutigen Tage. Außerdem haben Virchows umfassende Untersuchungen über die Farbe des Haares und der Augen zu dem Ergebnis geführt, daß die Slawen von Haus aus ebenso blond waren (resp. in gewissen Gegenden noch sind) wie die Germanen." Ganz abgesehen davon, daß die enge Verwandtschaft zwischen den keltischen, germanischen und slawischen Sprachen wissenschaftlich erwiesen ist, bieten uns auch der Mythos sowie die ältesten Dichtungen dieser drei Rassen genug Beweise für die Richtigkeit der Chamberlainschen Ansicht von ihrer ursprünglichen Einheit. Ich möchte außer auf Chamberlains eigene darauf bezügliche Studien auch noch auf das schöne Werk des Wiener Universitätsprofessors Leopold von Schroeder hinweisen: „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth". Dazu gesellt sich noch als gleichwertiger Faktor das moralische Element, die auf den gleichen Ton abgestimmten Schwingungen der Volksseele, wie sie uns aus den ältesten Dichtungen und dem Verhalten der Ariogermanen zur Religion entgegentönen.

Höchst charakteristisch für die rassische Verwandtschaft der Slawen mit den Germanen und Kelten ist auch ihr Ernst und ihre Unabhängigkeit [illegible] religiösen Dingen, namentlich in alter Zeit. Ich muß es mir [illegible] sagen, näher darauf einzugehen, und verweise auf Chamberlai[illegible] lagen". Nur soviel sei hervorgehoben, daß genau so [illegible] bei den Germanen bald nach ihrer Christi[illegible] gegen die internationalisier[illegible] der bei den Tschechen

bei den Bulgaren, Serben und Russen zur Schaffung von Landeskirchen führte, die sich vom Vatikan vollständig unabhängig machten.

So sehen wir also die Kelto-Slawo-Germanen als eine einheitliche Rasse aus ihrem Heldenzeitalter in die Geschichte eintreten; zuerst machen die Kelten dem Römerreiche viel zu schaffen, sie werden aber schließlich in blutigen Kämpfen teils aus Italien hinausgeworfen, teils unterworfen und romanisiert, auch im transalpinischen Gallien konnten sie ihre staatliche Unabhängigkeit gegen die Römer auf die Dauer nicht behaupten, und auf den britischen Inseln wurden sie von den Angelsachsen unterjocht. Die Rolle, die die Kelten in der Geschichte des Altertums spielten, war überhaupt eine ziemlich bescheidene; ich möchte fast sagen, daß die Kelten nur die Vorhut der Germanen bildeten, als deren Nachhut die Slawen erst im Mittelalter auftauchten. Wie ist aber nun jene Blutmischung vor sich gegangen, die zu jener Rassenbildung führte, die wir entweder als Grundlage oder als noch treibendes Motiv zu der heutigen Staatengliederung in Europa ansehen müssen und aus der auch letzten Endes dieser furchtbare Weltkrieg emporflammte?

Schon dem Grafen Gobineau zwang sich die Erkenntnis von der Verschlechterung des Edelblutes der ariogermanischen Rasse durch Vermischung mit minderwertigen Rassen auf. Er wies nach, daß der Wert eines Einzelwesens für die europäische Kultur in geradem Verhältnisse zu dem Anteil arischen Blutes steht, das in seinen Adern fließt, und daß sich durch solche Vermischung das arische Blut verschlechtere. Da nun Gobineau noch in der irrtümlichen Annahme lebte, daß die Ariogermanen aus Zentralasien nach Europa eingewandert wären, so mußte er daraus die pessimistische Schlußfolgerung ziehen, daß der Zustrom arischen Blutes nunmehr erschöpft sei. Damit sei das Schicksal der ariogermanischen Rasse, die keine Blutauffrischung mehr zu erwarten habe, besiegelt. Diese Schlußfolgerung hätte Gobineau wohl auch gezogen, wenn ihm schon bekannt gewesen wäre, daß die Urheimat der Arier der skandinavische Norden war, denn wenn auch Schweden und Norwegen von einer in der Mehrheit reinrassig gebliebenen germanischen Bevölkerung besiedelt sind, so sind doch diese Länder viel zu dünn und Deutschland wieder viel zu dicht bevölkert, als daß weitere nennenswerte Abflüsse vom Norden nach dem Süden des Ostseebeckens erfolgen könnten; mithin muß man den Urquell der ariogermanischen [illegible]sse verhältnismäßig als erschöpft bezeichnen. Aber erfreulicherweise ver[illegible]as Germanentum noch über einen so starken Bruchteil reinrassiger [illegible]daß wir die blonden Langköpfe jeden Augenblick wieder auf[illegible]worauf auch Chamberlain hinweist.

[illegible] Versiegen des Blutzuflusses vom Urquell her droht [illegible] Götterdämmerung, sondern einzig in [illegible]it minderwertigen Rassen, [illegible]en. Da haben wir

zunächst die mit Funden aus der Urgeschichte des diluvialen Menschen gestützte Hypothese, daß die Ariogermanen bei ihrem Abströmen nach dem Süden eine Urbevölkerung vorfanden, mit der sie sich vermischten, und woraus man auch die vielen Kurzköpfe erklärt, die wir bei den heutigen Mitteleuropäern und nicht zuletzt auch bei den Deutschen feststellen können. Man spricht da von einer in Urzeiten erfolgten Einwanderung mongolischer Elemente aus Asien, die die Kurzköpfigkeit nach Europa gebracht hätten und die Ursache an jenem mongoloiden Einschlage bildeten, den wir bei zahlreichen Europäern wahrnehmen können. Gegen diese Hypothese bin ich schon aus dem Grunde mißtrauisch, weil uns durch sie das ex oriente auf anderem Wege wieder hereingeschmuggelt wird. Für den Osten Europas liegt eine solche Möglichkeit näher, denn dort ragt schon die Grenzscheide zwischen Europa und Asien, der Ural, empor und öffnet sich das berühmte Völkertor nördlich des Kaspischen Meeres. Woher sollte man sonst die ganz spezifische Deformation erklären, meint Chamberlain, welche so schnell aus den meisten Slawogermanen minderwertige „Slawen" machte? Aber daß anderseits in der Urzeit, wo die Menschheit auf Erden sicher sehr dünn gesät war, einzelne Stämme aus Asien so weite Wanderungen unternommen haben sollten, die sie bis in die Alpen geführt hätten, ist um so weniger anzunehmen, als sie keine anderen Beförderungsmittel hatten als ihre eigenen Beine. Denn die Zähmung des Pferdes ist, wie Professor Kossinna in seiner „Deutschen Vorgeschichte" nachweist, zuerst den Süd-Indogermanen in der Steinzeit, also auf europäischer Erde gelungen.

Wenn wir jedoch annehmen, daß die Urbevölkerung in Mittel- und Südeuropa von jeher dort so ansässig war, wie die Indoarier in Skandinavien, so mußten der geschichtlichen Entwicklung gemäß sich zuerst die Griechen und Römer, also die am weitesten nach Südeuropa vorgedrungenen Indoarier mit ihr vermischen, bevor die Reihe an die Kelten, Germanen und Slawen kam. Zudem war Italien jedenfalls seit Urbeginn her von zahlreichen Völkerschaften bewohnt, über die wir uns wenigstens zum Teil ethnographisch nicht klar geworden sind, so beispielsweise über die Etrusker. Aber auch hier liegt ein dichter Schleier über der Urbevölkerung, den auch nicht die Wahrscheinlichkeit lüftet, daß noch über die letzte Eiszeit hinaus die europäischen Ränder des Mittelmeeres von einer kleinwüchsigen, der sogenannten negroiden Rasse, bewohnt wurden, wie man aus Gräberfunden in Mentone anzunehmen geneigt ist. Chamberlain neigt ebenfalls der Ansicht zu, „daß prähistorische Rassen, die niemals (oder doch nur dunkel) als solche in der Geschichte auftraten, und die, auf einer tieferen Kulturstufe stehend, frühzeitig von den verschiedenen Zweigen der Indogermanen unterjocht und assimiliert wurden, wahrscheinlich heute noch nachhaltig zur Entgermanisierung beitragen". Er spielt dabei auf die Iberer an, von denen schon Wilhelm von Humboldt vermutete, sie seien früher durch

Europa weit verbreitet gewesen, und schließlich nahm ja auch Virchow mit den Präkelten eine Urbevölkerung in Europa an.

Wie dem auch gewesen sein mag: Wozu in die Ferne schweifen, sieh, das Schlechte liegt so nah', möchte ich mit einer kleinen Variierung eines bekannten Dichterwortes bemerken. Denn mit der Völkerwanderung beginnt die über ein Jahrtausend andauernde Vermischung der germanischen Rasse mit dem römischen Völkerbrei, und als Krönung dieses Prozesses rottete der dreißigjährige Krieg mindestens die Hälfte der Bevölkerung in den deutschen Gauen aus. Erst mit dem achtzehnten Jahrhundert begann die innere Festigung und neue Stärkung der deutschen Blutsgemeinschaft. So gründlich haben sich die germanischen Stämme mit den Völkerschaften des Mittelmeerbeckens vermischt, daß sogar die Berber in Marokko mit ihrem kriegerischen Sinne, ihrer hohen Gestalt und ihrer teilweise erhaltenen Blondheit heute noch Zeugnis von dem arischen Edelblute ablegen, das einst sich in die Adern ihrer Vorfahren ergossen! Die Renaissance Italiens ist, was Woltmann wohl einwandfrei festgestellt hat und womit er Chamberlains Ansicht bestätigte, nur germanischem Blute entsprossen, und als dieses von der cloaca gentium Italiens vollständig aufgesogen war, verlor auch das italienische Volk die Fähigkeit zu weiteren Kulturtaten. Mit dem Seicento klang die Renaissance aus, und seither wurde auf italienischem Boden kein einziges Genie mehr geboren, denn alle die Dichter und Komponisten, die man mir vielleicht als Gegenbeweis entgegenhalten könnte, wie etwa Gozzi, Manzoni, Leopardi, Bellini, Donzetti, Rossini, Verdi und andere sind doch nur als Talente anzusprechen; keiner von ihnen hat ein Werk geschaffen, das wie die „Göttliche Komödie", die „Sixtinische Madonna" oder „Das jüngste Gericht" in unvergänglicher Schönheit durch die Jahrhunderte leuchten wird. Auch die Kunstblüte Spaniens ging aus germanischer Schöpferkraft hervor, Lope de Vega, Calderon, Cervantes und Velasquez entstammten, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, jenem germanischen Rassenadel, der sich lange Jahrhunderte rein erhalten hatte, weil es den nach Spanien eingefallenen Westgoten verboten war, Ehen mit Römern, wie man die eingeborene Bevölkerung mit einem Sammelworte nannte, einzugehen. Erst als dann unter dem Einflusse der internationalisierenden Romkirche dieses Verbot fiel und eine allgemeine Vermischung erfolgte, entstand auch rasch der Verfall der germanisch bestimmten Oberschicht, und so bietet das heutige Spanien mit seiner politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht und den fortwährenden revolutionären Zuckungen ein unsäglich trauriges Bild. Daß trotzdem die herrschenden und intelligenten Kreise des iberischen Königreiches in dem jetzigen Weltkriege nach übereinstimmenden Berichten mit uns lebhaft sympathisieren, mag wohl auf die letzte leise Mahnung der ursprünglichen Blutsgemeinschaft zurückzuführen sein. Auch in Frankreich geschah die Vermischung der als Eroberer auftretenden Germanen mit der ansässigen Bevölkerung, und dieser Vorgang

erscheint mir besonders wichtig im Hinblick auf das von mir angeschlagene Thema. Wenn irgendwo die Urbevölkerung sich als entgermanisierendes Element bemerkbar machte, so vor allem in Frankreich. In dem französischen Baskenlande, also in der Gascogne, hat sich nämlich, wie in dem spanischen Baskenlande die Urbevölkerung noch ziemlich reinrassig erhalten. Die Basken waren Nachkommen der vorhin erwähnten Iberer, von denen die Aquitanier einem Julius Cäsar entgegentraten. Sie bilden eine ganz besondere Rasse von kleinem und gedrungenem Körperbau, sind ausgesprochen kurzköpfig und dunkel pigmentiert und haben keinerlei Kulturgemeinschaft mit den indoarischen Völkern. Unzweifelhaft rollt in den Adern der Südfranzosen viel baskisches Blut, wie denn überhaupt zwischen dem mehr germanisch gerichteten Nordfrankreich mit seinem größeren Menschenschlage, worunter wir noch viele langköpfige Blondlinge und Blauäugige finden und dem südlichen Frankreich mit seinem ausgesprochen kleinen Menschenschlage, der fast nur kurzköpfig und überwiegend dunkelhaarig mit gelblicher Hautpigmentierung ist, ein geradezu auffallender Unterschied besteht. Es ist nun merkwürdig, daß in der dritten Republik der Süden Frankreichs einen vorherrschenden Einfluß auf die innere und äußere Politik Frankreichs gewann. Als Poincaré zum Präsidenten gewählt war, da schlug Clemenceau den Kragen seines Überrockes hoch und sagte zu seiner Umgebung: Quel malheur! Quel malheur! Poincaré aber ist Südfranzose, und der große Ränkeschmied und einer der Hauptschuldigen an diesem Weltkriege, Delcassé, stammt sogar aus dem klassischen Lande der Urbevölkerung seines Vaterlandes, aus der Gascogne, er ist entschieden baskischer Abstammung. Erinnern wir uns daran, daß einer der größten Germanenhasser, der Stifter des Jesuitenordens, Ignaz von Loyola, gleichfalls Baske war. Von ihm sagt Chamberlain: „Der Kampf gegen das Germanische hat sich in einem der außerordentlichsten Männer der Geschichte gewissermaßen verkörpert." Er nennt Ignaz von Loyola ein „echtes Kind des rätselhaften, verschlossenen, tatkräftigen und phantastischen Baskenstammes". Trifft diese Charakteristik nicht auch auf Declassé zu?

Die sogenannte französische Nation ist überhaupt ein geradezu typisches Produkt wahlloser Rassemischung: Urbevölkerung, also Basken und Juratypus, wie Karl Felix Wolff in einem interessanten Aufsatze im letzten Dezember- und Januarheft d. Z. die blonden Kurzköpfe Westeuropas nennt, dann Kelten und Römer, endlich Burgunder, Franken und Gothen, die bis zur großen Revolution die herrschende Oberschicht waren. Aber damit nicht genug, wir müssen auch in Rechnung stellen, daß durch die französische Kolonialpolitik viele Vermischungen mit Angehörigen farbiger Rassen erfolgten und daß endlich das reichgesegnete Land infolge der künstlichen Geburtenbeschränkung, die einen Bevölkerungsstillstand schon seit einer Reihe von Jahren bedingte, einen immer stärker anschwellenden Fremdenstrom anzog, wodurch wieder germanisches, romanisches und slawisches Blut der

entartenden Rasse zugeführt wurde. Das beste Menschenmaterial, über das Frankreich noch verfügt, sind die arisch noch ziemlich reinrassigen seefahrenden Bretonen. Schon Sarcey berichtet in seinem hochinteressanten Buche: „Die Belagerung von Paris", welchen aufmunternden Eindruck die bretonischen Seeleute auf die Pariser machten, als man sie aus den französischen Häfen zur Verteidigung nach der Hauptstadt berief. „Es waren leider in den Häfen nicht so viele zurückgeblieben, als man gewünscht hätte. Viele segelten mit der so prunkvollen unnützen Flotte, welche das baltische Meer durchschnitt; 5—6000 hatten sich mit unglaublicher Tapferkeit bei Sedan in Stücke hauen lassen. Der Rest entkam. Es waren vorzügliche Soldaten, die in Paris wenig Lärm machten und viel Arbeit verrichteten." Auch in den nördlichen Departements Frankreichs, also in jenen Gebieten, die wir bereits zum größten Teile besetzt halten, ist der germanische Typus noch häufig anzutreffen. Aber im großen und ganzen überwiegt in Frankreich der Kötertypus. Davon konnte ich mich erst kürzlich mit eigenen Augen überzeugen, als ich das Gefangenenlager in Zossen besichtigte, wo vorwiegend Franzosen untergebracht sind. Ich entsinne mich nicht, jemals auch nur annähernd eine solche Menge kleingewachsener und dunkelhaariger Männer beisammen gesehen zu haben, darunter auffallend viele wahre Gaunergesichter, die aus kleinen schwarzen Augen stechende Blicke blitzen ließen. Welche schlechten Soldaten der Süden Frankreichs liefert, konnte man erst dieser Tage aus einem Artikel des Generals Zurlinden im „Gaulois" ersehen, der sich als früherer Chef des 15. Armeekorps darüber beklagt, daß man in Paris fortfahre, südfranzösische Truppenteile, besonders das 15. Korps, als minderwertig zu verspotten. Zurlinden gibt zu, daß sein altes Korps in Lothringen die Flucht ergriff und dadurch eine Niederlage herbeiführte; er versichert aber, das Korps sei jetzt unter guter Führung und den übrigen Armeekorps gleichwertig. Zurlinden protestiert dagegen, daß Verwundete mit Rückenverletzungen oft spöttisch gefragt werden, ob sie dem 15. Korps angehören. Er beklagt, daß man einer südfranzösischen Mutter das Wort in den Mund lege: „Mein Junge ist so klein, wenn die anderen ausreißen, wird er nicht mitkommen." Zurlinden fordert das Publikum auf, solche Spöttereien, die die südfranzösische Bevölkerung aufs höchste erregen, endlich zu unterlassen.

Mit der Zertrümmerung des römischen Weltreiches richteten die Germanen auch in Frankreich ihre Herrschaft auf, aber sie waren nicht zahlreich genug, um sich dem von unten aufsteigenden Rassenpöbel gegenüber auf die Dauer behaupten zu können. Vor allem schwächte sich die normannische Ritterschaft Frankreichs selbst am meisten durch die fortwährenden Kriege mit England, dann kam der furchtbare Aderlaß der Bartolomäusnacht, in dessen weiterer Folge zahlreiche reinrassig-germanische Elemente nach Deutschland abwanderten. Als dann durch die große Revolution der Pöbel von Paris und den anderen großen französischen Städten die Herr-

schaft an sich riß und unter den Schlagwörtern Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! das Fallbeil arbeiten ließ, wurde der Rest der germanischen Edelrasse entweder ausgetilgt oder zur Auswanderung gezwungen. Seither steht Frankreich im Zeichen einer rassisch vermanschten Plutokratie, die dank einer schier unglaublichen Korruptionswirtschaft sich in ihrer Herrschaft auf die großstädtischen, nicht minder rassisch verköterten Massen stützt, die sie nach dem Vorbilde Roms in der Verfallszeit regiert: Panem et circenses! Und aus diesen herrschenden Mächten sind seit einem halben Jahrhundert jene zahlreichen Politiker hervorgegangen, die weder ihr armes Vaterland noch uns zur Ruhe kommen ließen und die uns den Krieg (1870/71) ebenso aufgezwungen haben, wie sie auch an diesem Weltkriege die Mitschuldigen sind. Denn niemals hätte es England gewagt, uns ohne die Waffenhilfe Frankreichs anzugreifen. Wie groß der Haß des französischen Regierungspöbels gegen uns ist, zeigt sich ja am besten darin, daß er die Maulschelle, die ihm die Engländer mit der Faschoda-Affäre versetzten, ruhig einsteckte, um sich wenige Jahre später schon mit dem königlichen Geschäftsreisenden von jenseits des Kanals zu jener Verschwörung gegen das Germanentum zusammen zu tun, deren Drachensaat nach Eduards VII. Tode so rasch aufgehen sollte. Vergessen wir dies nicht und halten wir an der Erkenntnis fest, daß Frankreich von jeher unser Erbfeind war. Diese Mahnung erscheint mir umso notwendiger, als sich in der letzten Zeit die Stimmen mehrten: Ach, die armen Franzosen! Die sind von den Engländern nur verführt worden! Auch die Tatsache, daß der rassisch reinste Teil der französischen Nation, der sich von der Landwirtschaft und Fischerei ernährt, gerne mit uns in Frieden leben möchte, darf uns nicht erweichen. Sache unserer Staatskunst wird es sein, dafür zu sorgen, daß das mehr uns zuneigende kleine Bruchstück des französischen Volkes, wo noch germanisches Blutsbewußtsein vorhanden ist, Anschluß an die große germanische Völkergemeinschaft des Kontinents findet. Zur Erreichung dieses Zieles muß allerdings vorausgesetzt werden, daß unsere Herren Diplomaten fürderhin mehr Rassenkunde und Geschichtswissenschaften treiben, als Jurisprudenz und Sprachenpolyglotie, in der ihnen jeder internationale Hoteloberkellner den Rang ablaufen kann.

Endlich möchte ich der Vollständigkeit halber noch darauf hinweisen, daß alles, was Frankreich an wirklichen Kulturwerten besitzt, einzig und allein germanischem Blute entsprossen ist. So in der Baukunst die berühmten Kathedralen von Reims und Amiens, die mit ihrer herrlichen Gothik dem 13. Jahrhundert entstammten, also jener Zeit, wo die germanischen Kapetinger herrschten und die Kreuzzüge jene romanische Kulturperiode in Frankreich erblühen ließen, die in den Kreuzzügen ihren politischen und in der Architektur und Poesie ihren künstlerischen Ausdruck fand. Wenn uns die Franzosen daher jetzt beschuldigen, wir hätten absichtlich unsere Geschütze gegen die Kathedrale von Reims gerichtet und uns mit der Sage vom

heiligen Gral und dem Artushofe französisches Geistesgut angeeignet, so scheinen sie nicht zu ahnen, wie unsterblich lächerlich sie sich machen und wie sehr ihnen jeder Zusammenhang mit ihrer rassischen Entwickelung verloren gegangen ist. Denn die Reimser Kathedrale ist unser Werk, und der ganze Sagenkreis, der sich an den Hof des Königs Artus knüpft, stellt einen uralten kelto-germanischen Geistesbesitz dar, der sich bis in die arische Urzeit als Mondmythos zurückverfolgen läßt. Chrétien de Troyes hat in seinen Epen „Chevalier au Lion", „Lancelot" und „Perceval" in höfischer Umformung nur jene Sagen behandelt, die unzweifelhaft kelto-germanischen Ursprunges sind. Die Franzosen übersehen ganz, daß ihr Vaterland damals als Frankenland als ein durchaus germanisches Staatsgebilde angesprochen werden muß, genau so wie sie die Erinnerung an die Tatsache aus ihrem Gedächtnisse strichen, daß Elsaß-Lothringen uraltes deutsches Landgebiet ist, das uns durch den westfälischen Frieden und die Raubpolitik Ludwig XIV. verloren ging, sodaß wir uns also vor 45 Jahren nur zurücknahmen, was uns gehörte. Kurz und gut, um von dieser kleinen politischen Abschweifung auf das eigentliche Thema wieder zurückzugreifen, während wir Deutschen unseren germanischen Sagenschatz sorgsam hegten und pflegten und uns schließlich in einem unserer größten Genies, in Richard Wagner, der tönende Wiedererwecker des arischen Mysteriums erstand, haben die Franzosen das gleiche Erbteil vollständig verschütten lassen. Erst als der „Parsifal" zum ersten Male in Paris aufgeführt wurde, erinnerten sich einige Musikkritiker des längst vergessenen Chrétien de Troyes, und nun reklamiert die französische Nation mit der für sie charakteristischen Anmaßung den heiligen Gral sozusagen als ihr Privateigentum.

Haben wir also erkannt, warum die Franzosen uns nicht anders als hassen können, weil ihnen unsere ganze lichte Art im tiefsten Grunde der Seele zuwider sein muß, so wollen wir uns jetzt dem zweiten großen Rassengemisch zuwenden, mit der wir im Kampfe liegen, den Russen. Ich habe schon früher unter Bezugnahme auf Chamberlain erwähnt, daß der eigentliche Slawe den jüngeren Bruder der Germanen darstellt, und daß er ursprünglich mit uns und den Kelten zusammen eine ethnische Seele bildete. Von den Slawen haben sich nun jene Völker, die die ungeheuren Gebiete Rußlands bewohnen, am meisten vermischt, und vor allem darf als sicher angenommen werden, daß die Slawen bereits eine Urbevölkerung vorfanden, als sie sich nach dem Osten Europas zu ergossen. Aber abgesehen davon gibt es wohl kein zweites Reich, wo ein solcher Rassenmischmasch herrscht wie in Rußland, so daß man also gar nicht einmal in die Zeit der germanischen Vorgeschichte zurückzugreifen braucht, um eine Erklärung für den Völkerbrei des heutigen Rußland zu finden. Umfaßt doch die Einwohnerschaft Rußlands ungefähr 140 Völkerschaften, Groß-, Klein- und Weißrussen, Deutsche, Polen, Litauer, Schmuden, Letten, Rumänen, Griechen, Georgier, Mingrelier, Leskier, Juden, Karelier, Finno-Karelier usw. Wenn

nun auch diese Masse von Völkern teilweise in sich abgeschlossene Gebiete bewohnt, so fließen doch anderseits die Grenzen ineinander über, und es versteht sich von selbst, daß bei einem solchen Völkermischmasch der Promiskuität keine Schranken gezogen sind. Die Massenverschickungen nach Sibirien tun und taten ihr übriges, um die wahllose Vermischung noch möglichst zu fördern. So kommt es denn, daß Rußland nur noch einen verhältnismäßig geringen Bruchteil reinrassiger Slawen aufweist, der mongoloide Typus wiegt vor, und was die Schädelbildung betrifft, so weisen die Slawen Rußlands nach Kollmann kaum noch drei Langköpfe auf hundert auf, dagegen 72 ausgesprochene Kurzköpfe, der Rest Mittelformen, die zur Brachycephalie neigen. Nun darf man allerdings den Ergebnissen der Schädelmessungen keine allzu große Bedeutung beilegen, die Ziffern für den Unterschied zwischen Lang- und Kurzschädel sind im Grunde genommen doch nur willkürlich aufgestellt worden, weil eben die Wissenschaft mit festen Begriffen operieren muß. Allein bei der Masse der Slawo-Russen kommt als charakteristisches Merkmal noch die ausgesprochen mongolische oder wenigstens mongoloide Schädelbildung hinzu. Auch das moralische Moment darf nicht unterschätzt werden, denn es ist die unmittelbare Folge der Blutzusammensetzung oder richtiger das Geheimnis derselben. So viele Berührungspunkte wir Deutschen auch heute noch mit den Westslawen haben, die sich rassisch zum größten Teile viel reiner erhielten als die Slawo-Russen, — von den letzteren trennt uns ein Abgrund. Nicht mit Unrecht sagt Chamberlain, daß die heutigen Russen eigentlich gar keine Slawen mehr seien, und ich möchte hinzufügen, daß sich jetzt schon das russische Reich infolge seines Völkerbreies in einem ähnlichen Zersetzungszustande befindet, wie das römische Weltreich unter der Kaiserzeit. Aufgehalten wird dieser Prozeß nur durch das Trägheitsgesetz, die Staatsgewalt und die geschickte auswärtige Politik der Petersburger Machthaber, die einerseits die Bildung einer mächtigen Koalition, deren Stoßkraft Rußland nicht standhalten könnte, zu verhindern und anderseits bei der Bevölkerung den Anschein zu erwecken wußten, als ob Rußland mit dem Panslawismus eine wichtige Kulturmission zu erfüllen hätte. Daß die herrschende russische Oberschicht mit diesem ungeheuerlichen Betruge die Westslawen so sehr zu begeistern vermochte, daß sie in dem denkbar freiheitsfeindlichsten Staatsgebilde der Welt den Freiheitsbringer zu erblicken glaubten, läßt sich nur aus der geradezu hanebüchenen Verständnislosigkeit erklären, mit der unter dem Einflusse einer gewissen internationalen Presse die Völker Europas dem Rassegedanken gegenüberstehen. „Äußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos", — in diesen schönen tiefsinnigen Worten Goethes ist, wie Chamberlain mit Recht betont, der germanische Freiheitsbegriff am zutreffendsten charakterisiert. Dieser Beschränkung nach außen verdanken auch wir Deutsche jene segensreiche Ordnung im Innern, die uns neben der Begeisterung für unsere gerechte Sache zu unseren gewaltigen Waffenerfolgen in diesem

Weltkriege verhalf. Denn nach innen sind wir in unserer Freiheit grenzenlos, und daher ragt auch unsere Kultur in einsamer Größe empor. Rußland aber ist unser Gegenpol: Nach außen grenzenlos, nach innen begrenzt. Daher dieser wüste Ausdehnungsdrang ins Uferlose bei innerer Unordnung und Zerfahrenheit und die Geringwertigkeit der russischen Kulturleistungen. Besitzt doch Rußland nicht einen einzigen Philosophen, Dichter oder Tondichter, deren Schaffen vom Lichte der Ewigkeit umleuchtet wäre! Hätte man von gewisser Seite in den letzten Jahrzehnten nicht eine so fürchterliche Reklame für die russische Literatur und Musik gemacht, von selbst hätte sich die russische Kunst uns nicht aufgezwungen. Gewiß sind Turgenjew, Gogol, Dostojewski, Lermontow, Tolstoi und Tschaikowsky interessante, unzweifelhaft auch bedeutende Talente, allein kein einziger von ihnen ist ein Bahnbrecher, kein einziger besitzt jene Universalität in geistiger Bedeutung, daß wir Deutschen seiner nicht entraten könnten. Ja, ein Tschaikowsky, unstreitig der größte unter den russischen Tondichtern, ist ohne die deutsche Musik, namentlich ohne Wagner und Liszt, gar nicht denkbar, und es war daher eine krasse Undankbarkeit von ihm, als er sich in den letzten Jahren seines Lebens recht abfällig über den Schöpfer des „Parsifal" äußerte. Tolstois Verachtung der deutschen Musik, der er in seiner Kreutzer-Sonate beredten Ausdruck zu geben wußte, ist bekannt, und wie man in Rußland den Deutschen haßt und geringschätzt, zeigen uns sogar die Unterhaltungen, die die ekelhafte Verbrechergesellschaft pflegt, die uns Dostojewski in seinen „Memoiren aus einem Totenhause" vorführt. Dabei tritt uns in der ganzen russischen Kunst überall eine erschreckende Enge des geistigen Horizontes entgegen, die sich eben aus jener inneren Begrenzung erklärt, die für den Russen so bezeichnend ist. Daß daran die, mit einem konstitutionellen Feigenblatte geschmückte absolutistische Regierungsform in Rußland allein die Schuld trägt, bezweifle ich, die innere Begrenzung scheint mir vielmehr mit dem Russentume genau so enge verknüpft zu sein wie mit dem Judentume und der Romkirche. „Nach außen wird das Opfer der Persönlichkeit, nach innen das Opfer der Freiheit gefordert", sagt Chamberlain von dem Wesen der Romkirche. Diese Forderung ist aber allen internationalisierenden Bestrebungen eigentümlich, daher auch der Sozialdemokratie, der goldenen Internationale und dem Russentume. Der russische Zarismus kennt kein Recht auf Persönlichkeit, weder im Leben des Einzelnen noch der Völker. Seine Politik zielt unverkennbar darauf ab, die 140 Völkerschaften des moskowitischen Riesenreiches zu einem gleichförmigen Menschenbrei zusammenzustampfen und sich mit dieser Lawine über ganz Europa zu ergießen. Das Völkerbrei-Ideal verfolgt auch die Sozialdemokratie mit ihrem Menschheitsbegriff, mit der Zumutung, der blonde hünenhafte Germane solle mit dem braunen, schwarzen und gelben Rassengesindel, das der Dreiverband gegen uns losgelassen hat, den Bruderkuß tauschen. Nun, ich hoffe, daß unsere im

Banne der sozialdemokratischen Irrlehren gestandenen Brüder gründlich geheilt davon aus den Schützengräben im Osten und Westen heimkehren, wenn sie mit eigenen Augen die niederen Menschenrassen geschaut haben, mit denen wir, Germanen, uns kreuzen müßten, um den sozialdemokratischen Menschheitsbegriff in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich hoffe weiter, daß dieser Weltkrieg dem dummen Menschheitsbegriff endlich einmal den Garaus machen und daß uns, Germanen, ein gesunder Abscheu gegen alle, nicht mit uns enge blutsverwandten Rassen, vor einem Rückfall in die lächerliche Allerweltsbeglückerei bewahren werde! Ein Sieg des Russentums würde die Geistesfreiheit, die für uns, Germanen, Lebensodem ist, genau so unerträglich knebeln wie eine Herrschaft der Sozialdemokratie, der goldenen Internationale oder der Romkirche, denn die innere Begrenzung ist die logische Folge der äußerlichen Grenzenlosigkeit.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Vorgeschichte und das arische Rassenbewußtsein in ihrer pädagogischen und politischen Bedeutung.

Karl Felix Wolff (Bozen).

„Point de civilisation véritable chez les nations européennes, quand les rameaux arians n'ont pas dominé.“ (Gobineau, „Essai“, I. 365.)

Der Vertreter der vorgeschichtlichen Germanistik an der Universität Berlin, Herr Prof. Dr. Gustaf Kossinna, hat unserem Volke ein Lehr- und Lesebuch von weittragendster Bedeutung geschenkt[1]). Dieses an sich rein wissenschaftliche Buch kann, wenn es die verdiente Verbreitung findet, auch eine tiefgreifende politische Wirkung ausüben. Gerade jetzt ist die rechte Zeit dazu. Kossinnas Buch ist ein in die politische Welt geschleudertes wissenschaftliches Manifest, ein Mahnruf, uns zu besinnen auf altgermanische Art und Größe. Keine Schwarmgeistereien, keine Erfindungen, keine romanhaft aufgeputzten „Offenbarungen“ werden uns hier geboten, nein, nur jene unerschütterlichen Tatsachen, welche die Altertumsforschung, meist mit Hilfe des Spatens, ans Tageslicht gebracht hat. Wir werden über die germanische Vorzeit belehrt und das Bild dieser Zeit, das Kossinna vor uns aufrollt, ist so herrlich, wie wir es kaum zu hoffen gewagt hätten. Wir lernen unsere Altvordern, die vorgeschichtlichen Germanen, in ihrer ganzen kulturschöpferischen Größe kennen und erhalten eine ganz neue Grundlage für unser völkisches Selbstbewußtsein. Denn, so schreibt mit Recht Prof. Kossinna, „wer unsere früheste und eigenste Art rein und

[1]) Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“; zweite stark vermehrte Auflage, 465 Abbildungen, Würzburg 1914, Kabitzsch; Preis 6 Mark.

unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß bei der Vorgeschichte anfragen; und dadurch besitzt diese junge Wissenschaft ihren so hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe nationale Bedeutung." Und an anderer Stelle heißt es: „Unsere heutige Begeisterung für angestammte deutsche Art hat wahrlich nichts zu tun mit bloßer Gefühlsschwärmerei, sondern ruht auf dem tiefen, sichern und unverrückbar festen Grunde mächtig erweiterter geschichtlich-naturwissenschaftlicher Erkenntnis." Diese Erkenntnis aber ist es, die uns so nottut, denn der Deutsche wird niemals für eine blinde, triebhafte Auswirkung des völkischen Gefühls zu haben sein, wie sie sonst allgemein ist, er verlangt eine wissenschaftliche Grundlage für seine Überzeugung. Schafft man ihm aber diese Grundlage, so wird gerade der Deutsche sein völkisches Gefühl machtvoll entwickeln und daraus eine geistige Volkskraft schöpfen, wie wir sie heute noch kaum zu ahnen vermögen. Wie die Krieger an den Grenzen für unseren Landbesitz und für die physische Erhaltung unseres Eigenlebens und unserer Rassenwerte kämpfen, so müssen uns die Gelehrten jene innere Erleuchtung geben, die allein zu neuen geistigen Großtaten befähigt. Wie einst Kaiser Wilhelm sagte: „einer herrlichen Zukunft führe ich Euch noch entgegen!" — so spricht der deutsche Gelehrte: Sehet da das Kulturbild Eurer Vorfahren, sehet da und erbauet Euch und tuet desgleichen, die Ihr Blut von ihrem Blute seid!

So habe ich Kossinnas Buch empfunden und darum erscheint mir Kossinna als der eigentliche Bannerträger der neuen, vergeistigten, völkischen Bewegung.

Im Vorwort seines Buches entwickelt Kossinna zunächst in allgemeinen Zügen die großen Gesichtspunkte, von denen er ausgeht. Dann werden die landläufigen Meinungen über die Kulturhöhe der germanischen Urzeit widerlegt und das Trugbild des Ostens abgetan. Und nun gelangen wir mitten hinein in die nordische Steinzeit, die ja bekanntlich die wichtigsten kulturgeschichtlichen Probleme birgt. Da erfahren wir, daß die berühmten Nephrit- und Jadeitbeile nicht asiatische, sondern europäische Arbeit sind, daß das Pferd als Haustier zuerst bei den Nordeuropäern aufkam, daß die Buchstabenschrift eine westeuropäische Erfindung ist, während die Phönizier, die man früher in jeder Hinsicht maßlos überschätzte, gar keine eigengeschaffene Kultur besaßen. Ferner erhalten wir einen fesselnden Einblick in die reichgegliederte Keramik der europäischen Steinzeit, die uns in jenen verschollenen Jahrtausenden ein hoch entwickeltes Kulturleben enthüllt — das Kulturleben der alten indogermanischen Stämme, die schon damals die Überlegenheit ihrer Rassenanlage voll zur Geltung brachten.

Der Verfasser führt uns weiter in die Bronzezeit ein und zeigt uns, daß die Bronze in Europa erfunden worden ist und daß die herrlichen Bronzewaffen und -Geräte, denen man besonders zahlreich und formvollendet im europäischen Norden begegnet, einheimische Arbeit sind. Er

beschreibt uns in Wort und Bild die an Schönheit unerreichten germanischen Bronzen, denen die keltischen und südeuropäischen nachstehen. Er schildert auf das eingehendste den überlegenen germanischen Kunstsinn, den Schmuck der Krieger und der Frauen und den Goldreichtum der germanischen Edlen des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Er macht uns mit ihrer Tonkunst, mit ihren prachtvollen Bronzeblashörnern, den „Luren", bekannt und verbreitet sich eingehend über die damalige germanische Religion.

Aus den kulturgeschichtlichen Darlegungen sei insbesondere auf eine wichtige Entdeckung Kossinnas hingewiesen; die Fibel oder Sicherheitsnadel nämlich, die seit Beginn der Metallzeit eine so große gewandtechnische, kunstgeschichtliche und archäologische Rolle spielt, ist eine germanische Erfindung; die ältesten italischen und illyrischen Fibeln sind der germanischen nur nachgebildet.

Ebenso ausführlich wie die Bronzezeit ist die vorgeschichtliche Eisenzeit behandelt. Germanische Keramik, sowie Schmuckstücke und Waffen dieser Periode erfahren eingehende Schilderungen. Sehr bemerkenswert ist auch die Begründung des ostgermanischen Wanderzuges durch den nordischen Klimasturz um 700 v. Chr.

Der gelehrte Verfasser zeigt uns ferner auf Grund einer Reihe alter Bildwerke, daß die südeuropäischen Völker der klassischen Zeit die Germanen als ein körperlich und sittlich hochstehendes Volk kannten und darzustellen pflegten. Diese Bildwerke sind eine bisher fast gar nicht beachtete aber wichtige und von Kossinna mit Recht herangezogene Ergänzung der bekannten Schrift des Tacitus.

So gibt uns Kossinna eine auf ernstester wissenschaftlicher Forschung ruhende und nach allen Seiten wohlausgebaute Darstellung der deutschen Vorgeschichte, die sich würdig seinen anderen epochemachenden Veröffentlichungen anreiht, nur daß diese wegen ihres mehr fachmännischen Charakters naturgemäß auf einen engeren Leserkreis beschränkt bleiben mußten, während die „Deutsche Vorgeschichte" ein Volksbuch ist, das gar nicht weit und rasch genug verbreitet werden kann. Ich kenne kein Buch, das geeigneter wäre, unseren jungen Leuten wärmstens empfohlen zu werden, wie dieses. Nimmt man dazu die „Deutsche Stammeskunde" von Rudolf Much und das „Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache" von Friedrich Kluge, so hat man die Grundlage, von der ausgehend in jeder Mittelschule vernünftige Ansichten über deutschen Ursprung, deutsches Wesen, deutsche Kultur und deutsche Sprache verbreitet werden könnten. Hoffentlich werden die „Maßgebenden", denen Kossinna ein paar schwerwiegende Schlußbemerkungen widmet, nach dem Kriege etwas mehr Verständnis für völkische Jugenderziehung an den Tag legen; sie behaupteten zwar stets, eine solche Erziehung zu bezwecken und durchzuführen, aber was sie als völkische Jugenderziehung ausgaben, war weit mehr Partikularismus und Augendienerei, als großzügige Rassenpolitik wissenschaftlichen Charakters, wie sie allein

der ganzen Veranlagung des deutschen Volkes entsprechen kann. Denn so berechtigt insbesondere der preußische Eigenstolz ist, niemals wird man mit der Betonung des einzelstaatlichen, ja selbst des Reichsgedankens eine solche Begeisterung und einen solchen Tatendrang auslösen, wie durch den wissenschaftlich begründeten Hinweis auf die Erbfolgereihe Arier — Germanen — Deutsche!

In der Feststellung dieser Erbfolgereihe erblicke ich eine der großartigsten Errungenschaften, die wir den neuzeitlichen Forschern verdanken. Und unter diesen Bahnbrechern freudigster Erkenntnis ist Kossinna einer der vordersten. Seine Abhandlung über den „Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen" („Mannus", 1909 und 1910) bedeutet einen wahren Wendepunkt der vorgeschichtlichen Ethnologie und somit eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges. Ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug seines Einzelwissens hat uns Kossinna in dieser streng fachmännischen Abhandlung den Wanderzug der ältesten Arier von Frankreich nach Skandinavien archäologisch aufgezeigt. Wilser und Penka hatten sich schon früher in ähnlichem Sinne geäußert; damals war aber eine Beweisführung noch nicht möglich. Erst mußten die mesolithischen Stationen Nordfrankreichs und Skandinaviens auf das genaueste durchforscht und verglichen werden, ehe Kossinna, der berufene Archäologe, auftreten und die feste Brücke schlagen konnte, auf der wir jetzt zum Verständnis der ältesten europäischen Kulturentwicklung gelangen. Dabei verbreitete Kossinna als erster auch einiges Licht über den europäischen Ursprung der Finnen, die man bisher allgemein für Asiaten hielt, obwohl ihre körperliche Beschaffenheit sie unzweifelhaft als Europäer erweist. Später hat dann Kossinna noch einige bemerkenswerte Ergänzungen beigebracht, so betreffend die Zugehörigkeit auch der älteren Muschelhaufenleute zur arischen (er sagt indogermanischen) Rasse und betreffend den Homo Aurignacensis, den er jetzt (in Übereinstimmung mit Klaatsch) an Stelle des Cro-Magnon-Menschen als Urarier betrachtet.

Fassen wir nun alles zusammen, was wir über die ältere Steinzeit und über die mesolithischen Zusammenhänge wissen, so ergibt sich folgendes Bild.

Die Eiszeit hatte mit ihren Gletscherströmen die Nordeuropäer in Frankreich zusammengedrängt, dem einzigen bedeutenden Landgebiete, das nördlich von den großen Gebirgsketten bewohnbar geblieben war. Hier sehen wir nun die Kultur der älteren Steinzeit in reicher Gliederung vom Chelleen bis zum Magdalenien sich entwickeln. Abgesehen von der inferioren Neandertalrasse begegnen uns nun im paläolithischen Frankreich zwei Rassen von durchaus neuzeitlichem Typus: der Mensch von Cro-Magnon und der Mensch von Aurignac (richtiger Combe Capelle). Der erste ist ein kurzgesichtiger Langkopf, der zweite ein langgesichtiger Langkopf. In diesem Aurignac-Menschen steckt die nordeuropäische Rasse; ich sage steckt, denn

ein rassenreiner Vertreter scheint er mir nicht zu sein; dagegen sprechen die breite Nase (Index 52) und die ungenügende Körperhöhe (aus den Knochen berechnet 166 cm). Der Aurignac-Mensch ist also nach meiner Auffassung ein zufällig herausgegriffenes Individuum, das aus der Vermischung der nordeuropäischen Rasse mit einem minderwertigen (wahrscheinlich negroiden) Element hervorgegangen ist. Seine hohe Bedeutung liegt aber darin, daß er uns bereits für jene ferne Vorzeit den Bestand einer schmalgesichtigen, hoch- und langköpfigen Grundrasse erkennen läßt, die dem Hohberg-Typus der Schweizer Anthropologen enspricht. Es ist dies die edelste Ausprägung der nordeuropäischen Rasse, edler als der Megalith- und als der Reihengräber-Typus, die beide eine Kurzkopf-Beimischung deutlich verraten. Man findet dieses reine Grundelement, von dem z. B. Dante ein typischer Vertreter ist, in einzelnen Rückschlägen allenthalben, wo Arier sich niedergelassen haben. Nach Klaatsch sind vorgeschichtliche Angehörige der Aurignacrasse bisher nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Mähren gefunden worden. Betrachten wir dieses Gesamtgebiet, so sprechen schon geographische Gründe dafür, daß wir es da mit der nordeuropäischen Rasse zu tun haben.

Hingegen bringe ich den Cro-Magnon-Typus mit den Berbern zusammen. Erstens zeigt sich vollkommene Übereinstimmung im Bau des Schädels und Körperskeletts und zweitens beweist uns der Fund von d'Ali-Bacha, daß die Bewohner Algiers in diluvialer Zeit genau so beschaffen waren, wie die heutigen Berber. Die Cro-Magnon-Menschen können also nichts anderes sein als die Vorhut der mittelländischen Rasse, die schon damals von Afrika über Spanien in Frankreich einzudringen versuchte. So berührten sich denn in Südfrankreich die beiden großen Führerrassen, die nordeuropäische und die afrikanisch-berberische, inmitten verschiedener Gruppen von neandertaloiden, negroiden und kurzköpfigen Elementen.

Auf dieser Grundlage erblühte die Kultur des Magdalenien und Azilien, während sich im Norden aus dem roheren Flenusien das Campignyien entwickelte. Und all diese Kulturen verbreiteten sich in langhinrollenden Wellen nach Ost, Nord und Süd. Frankreich war der Ausgangspunkt alles Fortschritts in Europa.

Als Schöpferin dieser verschiedenen Kulturen nun betrachte ich ohne Ausnahme die Aurignac-Rasse. Genau so, wie in Griechenland, Rom und Indien die Arier die Kulturträger waren und die anderen Rassen nur als Nachahmer mithinkten, nehme ich es, indem ich vom Bekannten auf das Unbekannte schließe, auch für die paläolithische Zeit in Frankreich an. Selbst das Flenusien schreibe ich einem nördlichen Zweige der Aurignac-Rasse zu, obwohl ich keineswegs bestreiten mag, daß die Träger des Flenusien in mesolithischer Zeit weit überwiegend kurzköpfig gewesen sein werden. Ist denn die Kultur der heutigen Finnen urfinnisch? Nein, sie ist skandinavisch-germanisch und von den Finnen nur übernommen.

Während aber der Kurzkopf am Altererbten so lange als nur möglich festhält und infolgedessen als Bewahrer älterer Formen erscheint, geht der nordische Langkopf zu neuen Erfindungen über. Flenusien- und Campignyien-Leute haben sich also nach meiner Auffassung nicht anders zueinander verhalten, als Finnen und Germanen; das Flenusien war nicht die Kultur eines fremden Barbarenvolkes, sondern eine alte, in mesolithischer Zeit bereits überholte Kulturstufe der nordfranzösischen Aurignac-Leute, jedoch benachbarte Stämme vom kurzköpfigen Grenelletypus bewahrten noch lange jene ältere Kultur, während die Aurignac-Leute bereits zum Campignyien vorgeschritten waren.

Noch klarer scheint mir die kulturschöpferische Rolle der (nordeuropäischen) Aurignac-Rasse in Südfrankreich. Der fortgesetzte Kulturaufschwung während des Jungpaläolithikums ist auf immer neue Einströmungen von mittel- und nordfranzösischen Aurignac-Leuten zurückzuführen, deren Kultureinflüsse weit nach Afrika hineinreichen. Die Aurignac-Rasse ist die gebende, die Cro-Magnon-Rasse die empfangende.

Nun wird man sagen, das sei alles recht gut möglich, aber es fehle der Beweis. An Stelle eines direkten Beweises, der sich einstweilen nicht erbringen läßt, berufe ich mich auf folgende unumstößliche Tatsachen, die in ihrer Gesamtheit einen indirekten Beweis für die von mir vertretene Auffassung bilden.

Es ist eine Tatsache, daß in Frankreich während der ausgehenden Diluvialzeit eine rasche Kulturentwicklung stattfindet, die im Azilien-Campignyien ihren Höhepunkt erreicht, — es ist eine Tatsache, daß diese Kulturentwicklung aus scheinbar unerklärlichen Gründen in mesolithischer Zeit plötzlich abbricht, — es ist eine Tatsache, daß die Kultur des Campignyien auf dem inzwischen eisfrei gewordenen Boden Skandinaviens ihre Fortsetzung findet, — es ist eine Tatsache, daß die Kultur des Campignyien von den skandinavischen Muschelhaufen-Leuten nicht nur bewahrt, sondern weiterentwickelt wird und daß sich hier nun derselbe Geist rastlosen Schaffens und unablässigen Fortschritts kund gibt, der bis zur mesolithischen Zeit in Frankreich bemerkbar war, — es ist ferner eine Tatsache, daß die Anthropologie in Frankreich mit einer Masseneinwanderung afrikanischer Elemente (Wilsers Homo mediterraneus) rechnen muß und daß diese Afrikaner (Sergi leitet sie vom Somalilande her) denselben Typus zeigen, wie die heutigen Berber und die alten Cro-Magnon-Leute, — es ist ebenso eine Tatsache, daß diese Masseneinwanderung vor dem vierten vorchristlichen Jahrtausend abgeschlossen gewesen sein muß, denn im vierten Jahrtausend bewegt sich bereits der Strom der nordischen Dolmenleute von Skandinavien längs der französischen und spanischen Küstengebiete nach Nordafrika und ins Mittelmeerbecken, im dritten Jahrtausend breiten sich die nordfranzösischen Glockenbecher-Leute nach allen Seiten aus und im zweiten Jahrtausend ist, wie wir aus ägyptischen Quellen wissen, das nordafrikanische Gestade von den

Temenhu besetzt, europäischen Eroberern, die von den ägyptischen Künstlern mit weißer Haut, blauen Augen und lockigem Haarwuchse dargestellt werden und wohl als Nachkommen der Dolmenleute aufzufassen sind (Flinders Petrie, 1901, 250, sagt: „North Africa, Egypt and Syria were occupied by allied tribes of European character"); es kann also an eine Masseneinwanderung von Afrikanern in Europa nach dem vierten vorchristlichen Jahrtausend nicht mehr gedacht werden, — es ist endlich eine Tatsache, daß die Geologen und Klimatologen für Nordafrika während der Diluvialzeit eine reichliche Bewässerung annehmen, die dann beim Eintritte der heutigen klimatischen Verhältnisse aufhörte, so daß für die Bewohner Nordafrikas am Ende des Diluviums ein unwiderstehlicher Ansporn zur Auswanderung nach Europa gegeben war.

Die von mir entworfene Anschauung bringt nun all diese Tatsachen in einen so natürlichen Zusammenhang, daß man sie wenigstens als Rastvorstellung gelten lassen muß.

Die Wurzeln nicht nur des Menschengeschlechts im allgemeinen, sondern auch der einzelnen Grundrassen reichen ins Tertiär hinein. Bei Beginn der diluvialen Zeit wohnen die Stammväter der Arier, wie Wilser, Penka und andere neuzeitliche Forscher annehmen, auf einem jetzt zum größten Teil im Meere versunkenen Nordlande, der sogenannten Arktogäa. Die Eiszeit treibt sie nach Frankreich, wo sie allerlei minderwertige Rassen antreffen. Nach Art der Jägervölker werden sie gegen diese unerwünschten Nachbarn einen ewigen Kleinkrieg geführt haben, zugleich aber — durch Frauenraub — auch Vermischungen mit ihnen eingegangen sein. Solch ein Mischlingssproß ist der Hocker von Combe Capelle, der berühmte, von Hauser entdeckte und von Klaatsch gehobene Aurignac-Mensch. Die Rassen, sage ich, sind viel älter und viel gefestigter, als man bisher annahm; sie sind im Diluvium alle schon dagewesen; sie mischen sich und entmischen sich wieder; sie sind für menschliche Zeitbegriffe ewig und der Abstand zwischen ihnen ist nur durch Mischungen überbrückbar. Das widerspricht keineswegs der Entwicklungslehre und der Bildsamkeit alles Lebenden. So haben z. B. die während der Eiszeit in Frankreich Eingeschlossenen daselbst ihr Pigment verloren, d. h. mit anderen Worten, die Blondheit erworben, die seitdem langsam aber stetig auch bei der nordeuropäischen Rasse zurückgeht. Ferner zeigt sich seit dem Diluvium eine Veränderung des Gesichtsskelettes, indem die Prognathie und Platyrrhinie allmählich abnehmen, während das Kinn einen Vorsprung erhält. Diese Veränderungen, die wohl durch die Ausbildung der Sprache veranlaßt worden sind, haben sich mehr oder weniger bei allen Rassen geltend gemacht, so daß wir sagen können, der Abstand zwischen den einzelnen Rassen sei nach wie vor gleich geblieben.

Während der paläolithischen Zeit war nun in Frankreich die nordeuropäische Rasse die Trägerin der Kultur und der Kulturfortschritt dauerte

an, solange sie die Oberhand besaß. Als aber der Andrang der aus Nordafrika herüberwandernden Cro-Magnon-Leute so stark wurde, daß die Aurignac-Leute, bezw. die Vertreter der nordeuropäischen Rasse, in Frankreich sich nicht mehr behaupten konnten, da erfolgte der große Kultursturz. Es war eine der gewaltigsten und folgenschwersten Katastrophen, welche das Abendland je gesehen hatte. Diese Katastrophe fällt in die mesolithische Zeit. Bis zum Azilien und Campignyien ist der Fortschritt auf dem Boden Frankreichs ein stetiger, dann versinkt das Azilien in der afrikanischen Flut; das Campignyien hingegen rettet sich und wird zur Grundlage des ganzen Neolithikums. Aber nicht mehr in Frankreich vollzieht sich dieser glanzvolle Kulturaufschwung, sondern in Skandinavien. Wie will man dies erklären, wenn nicht durch die Auswanderung der Campignyien-Leute?

War Frankreich in paläolithischer Zeit das Herz und die treibende Kraft alles Kulturfortschrittes in Europa, so ist diese Rolle seit etwa dem achten vorchristlichen Jahrtausend an Skandinavien übergegangen. Hier wird sowohl im Neolithikum als auch später in der Bronzezeit das Prächtigste geleistet, was die Kulturgeschichte kennt, und von hier ziehen jene jugendfrischen Erobererschwärme aus, die allmählich ganz Europa der arischen Herrschaft unterwarfen.

Was hat nun diese ganze Betrachtung einer zehntausendjährigen Vergangenheit mit der deutschen Vorgeschichte zu tun? Steht sie mit jener in irgendeinem Zusammenhang? Gewiß, denn nicht nur um die deutsche und germanische Vorgeschichte handelt es sich, sondern um die Feststellung der Erbfolgereihe Arier — Germanen — Deutsche oder mit anderen Worten, um die Erweckung arischen Rassenbewußtseins und Rassenstolzes. Diese Gefühle werden sich noch als erzieherische Hilfsmittel und politische Beweggründe von machtvollster Wirkung erweisen.

Die Anthropologen machen ernüchternd geltend, daß die Deutschen nur zu einem ganz geringen Teile Arier seien. Aber reines Ariertum ist ein Wunschbild! Nie, soweit wir die Rassengeschichte überschauen können, gab es ein Volk von reinen Ariern. Selbst die Germanen der Reihengräberzeit waren keine solchen; auch nicht die kraftvollen Träger der megalithischen Kultur und noch weniger die Inder, Hellenen und Römer. Aber das Ariertum hatte die Führung inne, es gab den Geist und der Geist ist das Herrlichste und Gewaltigste auf dieser Welt.

Der arische Geist aber hat als Träger immer irgendein gesundes, kräftiges Massenvolk gehabt, das ihm mit seinen Händen Werkzeuge und Waffen-schwingend diente. Dieses Massenvolk erfüllte die große Sendung, den Ariergeist, von dem es beseelt war, befruchtend hinauszutragen durch die Länder und über die Meere. Solch ein Volk war stets ein Erlöser der Menschheit; es diente dem Herrn der Heerscharen und brachte etwas

von der „Taufrische des Paradieses" mit. Heute aber fällt diese Aufgabe dem ganz und gar von arischem Geiste geleiteten Volk der Deutschen zu.

Deutschland ist jetzt die Welt,
die wider das Chaos sich wehrt,
Deutschland ist jetzt der Held,
schwingend des Lichtgottes Schwert,

singt Hanns v. Gumppenberg. Der Dichter fühlt es. Allein die Gelehrten ergründen und beweisen es. Und das ist notwendig, denn nur eine wissenschaftliche Weltanschauung vermag unserem Volke zu genügen. Darum sage ich, solche Bücher, wie Kossinnas „Deutsche Vorgeschichte", müssen künftig zum eisernen Bestande unserer Erziehungsmittel gestellt werden. Wenn die Ergebnisse der Rassenforschung einmal Gemeingut aller gebildeten Deutschen wären, dann müßte dies auch die gewaltigsten politischen Wirkungen auslösen. Ein Volk, das mit wissenschaftlich gefestigten Überlieferungen auf Germanen und Arier als auf seine Vorfahren und Vorbilder zurückschauen würde, wäre das wahre und berufene Herrenvolk der Welt.

Gebet dem jungen Deutschen diese Überzeugung, durchdringet ihn mit dem Geiste und mit dem Rassenstolz des Ariers, zeiget ihm, wie die Führerrasse, die unserem Volke die Willensrichtung gibt, immer die Trägerin aller Kultur und alles wahren Fortschritts war, begeistert ihn für die deutsche Sendung und pflanzet ihm das große, weltenumwälzende Sehnen ins Herz: auch ich will zeigen, daß ich Blut vom Blute jener bin, die seit grauester Vorzeit der Menschheit vorangehen, auch ich will meiner gewaltigen Ahnen würdig sein, feierlich erhebe ich Anspruch auf das mir zukommende Erbe der Arier und Germanen — Niedagewesenes muß das Deutschvolk leisten und sein Vaterland muß größer werden!

Religiöse Irrungen und deutsche Notwendigkeiten.

Otfrid Eitelwolf zur Esche.

Man hat, zweifellos nicht ganz mit Unrecht, unser Zeitalter dasjenige der Naturwissenschaften genannt und infolgedessen unter allzu einseitiger Voranstellung technischer Errungenschaften das Schlagwort vom Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität geprägt. Richtiger (und bescheidener zugleich) würde es schon gewesen sein, vom Zeitalter eines gesteigerten, jedoch rein äußerlichen Naturerkennens zu sprechen, und über Hochfrequenz und Wechselströmen nicht ganz jener anderen geistigen Kräfte zu vergessen, die sich seit Jahrzehnten in einer in der Geschichte nicht eben häufig anzutreffenden Stärke zum Lichte durchzuringen suchen. Freilich, in einer Zeit, in der eine rein materialistisch-mechanistische Weltanschauung, scheinbar gestützt durch die einander jagenden technischen Erfindungen und Entdeckungen, unter Pauken- und Trompetenschall die Göttin Vernunft auf

den Thron erhob, war für eine öffentliche Anerkennung und Wertung jener entgegengesetzten geistigen Strömungen kein Platz; sie störten die Einheitlichkeit des Bildes, und so suchte man sie in den Hintergrund zu drängen, oder, wenn sie durchaus nicht zu übersehen waren, so half wohl das Wort von den „sonderbaren Schwärmern" über unbequeme Tatsachen hinweg. Nach und nach ist das anders geworden, und heute geht ein einziges großes Verwundern über die Intensität des religiösen Sehnens und Suchens unserer Zeit durch die „Aufklärungspresse" und die ihr wahlverwandten Kreise.

Gerade in dieser Verwunderung kann man nun aber einen neuen Beweis dafür erblicken, wie entsetzlich äußerlich das ganze moderne Naturerkennen geblieben ist. Zwar ist jenen um Haeckel und Ostwald das polarische Wirken der elektrischen Kraft ein landläufiger, selbstverständlicher Begriff geworden; zwar erkennt die Naturwissenschaft das Polaritätsgesetz auch für den Magnetismus als giltig an und beginnt, eine gleiche Gesetzmäßigkeit für alle Schwingungsformen der bereits bekannten oder vorerst leise geahnten feinstofflichen Welt als gegeben zu betrachten. Damit aber hat es auch sein Bewenden, und irgendwelchen Schlußfolgerungen aus dieser immerhin auffälligen Einheitlichkeit hinsichtlich des Geltungsbereiches einer der bedeutsamsten Gesetze geht man in weitem Bogen aus dem Wege. Nun hat der Monistenbund, die auf der modernen materialistisch-mechanistischen Weltanschauung gegründete Kirchengemeinschaft, allerdings das Dogma der Einheitlichkeit von Kraft und Stoff verkündet, und logischerweise müßte er ein Gesetz, das für die stoffliche Welt zu Recht besteht oder — um es ganz vorsichtig auszudrücken: zu Recht zu bestehen scheint, auch für die Welt der Kraft, d. i. für die geistige Welt als gegeben ansehen, denn Kraft oder Geist sind nach seiner Überzeugung von der Materie ja nicht zu trennen, da sie nichts als Eigenschaft der Materie sind. Diese Schlußfolgerung ziehen die Apostel einer „natürlichen" Weltanschauung jedoch nicht; sie scheinen sie gar nicht einmal zu sehen und kommen somit um das Verdienst, eine uralte Weisheit neu zu entdecken. Denn den alten Weisen und Priestern (die sicherlich nicht einfältiger waren, als die Päpste und Kardinäle des Monistenbundes) war das Gesetz der Polarität aller Kräfte durchaus geläufig; sie beherrschten es als eines der Urgesetze, deren praktische Anwendung in den riesenhaften Steinsetzungen der Vorzeit unsere modernen Geister genau zu der gleichen Verwunderung treibt, wie die eingangs berührte Tatsache, daß im „Jahrhundert der Elektrizität und des Dampfes" ein ungeheures religiöses Sehnen verbunden mit einem starken Hang zum Mystizismus durch fast die gesamte Kulturmenschheit geht.

Auch dieser scheinbar unbegreifliche Gegensatz wird als Ausfluß des polarischen Wirkens geistiger Energien erklärlich, sobald man eben mit jenen Weisen und Priestern längst verklungener Religionen und Weltanschauungen das uralte Gesetz von der Polarität aller Kräfte als gegeben

betrachtet und auf das geistige Leben der Menschheit, auf das Werden und Geschehen der Kultur und aller in ihr wirksamen Strömungen und Kräfte zur Anwendung bringt. Tatsächlich ist nur aus einer solchen, in ihren Ursachen und Gründen unbekannten inneren Gesetzmäßigkeit das oft gleichzeitige Auftauchen absolut diametral gerichteter geistiger Bewegungen erklärlich. Es läßt sich dafür noch ein viel drastischeres, nicht allzuweit vom Thema liegendes Beispiel herausgreifen. Just zu derselben Zeit, als die heute noch giltige naturwissenschaftliche Weltanschauung durch Darwins Werke über die Entstehung der Arten und die natürliche Zuchtwahl ihre stärksten Impulse erhielt, als Büchner und nach ihm Haeckel die materialistische Weltanschauung in bestimmte, auf rein empirischer Forschung gegründete Formeln gossen, — just zur selben Zeit nahm von Amerika eine Bewegung ihren Ausgangspunkt, die sich allerdings weniger geräuschvoll, aber nicht minder tiefgreifend über die gesamte alte und neue Kulturwelt ausbreitete: der Spiritismus. Größere Gegensätze, als sie, und zwar in jeder Hinsicht, in der materialistisch-mechanistischen Weltanschauung und im Spiritismus gegeben sind, lassen sich sicherlich nicht finden, und die Gleichzeitigkeit des Auftretens zweier so im Prinzipe gegensätzlicher Geistesrichtungen — es ist in der Kulturgeschichte der Menschheit ja bei weitem nicht der einzige Fall — sollte wohl zum Nachdenken Anlaß bieten.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, und es würde auch keineswegs meiner Überzeugung entsprechen, für den landläufig getriebenen Spiritismus eine Lanze zu brechen oder gar Propaganda machen zu wollen. Jeder, der sich einmal ernsthaft mit ihm beschäftigt und sich dabei gleichzeitig ein klares Urteil gewahrt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß der Spiritismus trotz aller Klopferei und mancher interessanter Phänomene uns nicht wesentlich weiter bringen kann. Dazu haftet er viel zu sehr an der Oberfläche der okkulten Welt, und dazu ist er für die überwiegende Mehrzahl seiner Anhänger auch viel zu sehr mit kindlichster Gottes- und Weltvorstellung verknüpft. Der Spiritismus also kann für die Kulturbewegung, so interessant als Erscheinung er sein mag, keinerlei treibendes Agens werden; er kann und wird sich für die Allgemeinheit weder zu einem Segen, noch zu einem Fluche gestalten, wenn er auch für einzelne in ihrer Urteilskraft allzu hemmungslose Anhänger nicht ohne persönliche Gefahr sein mag. Wohl aber ist neben dem Spiritismus eine andere Bewegung heran- und über ihn hinausgewachsen, die für den Kulturpolitiker ernstester Beachtung wert erscheint und die vor dem Spiritismus fraglos das eine voraus hat, nämlich, daß sie wirklich in der Wesen Tiefe trachtet: die theosophische Bewegung.

Die Theosophie kann auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken. Sie findet sich bei den griechischen Neuplatonikern und ebenso bei den christlichen Gnostikern, die sie beide wiederum aus dem Orient übernommen haben, und sie ist gleicherweise in fast der gesamten mittelalterlichen

Spekulation vertreten. Zeitweilig zurückgedrängt, taucht sie dann im siebzehnten Jahrhundert von neuem auf, um in unserer Zeit durch die Blavatzky, Besant und Leadbeater in ein bestimmtes System gebracht zu werden. Wie schon betont, zeichnet sich die Theosophie dadurch aus, daß sie es zuwege gebracht hat, eine vollkommene oder doch nahezu vollkommene Weltanschauung auszubilden und die durch Haeckel so populär gewordenen „Welträtsel" auf ihre Art ziemlich restlos zu lösen. Sie fußt dabei im wesentlichen, wenn nicht ausschließlich, auf dem alten Brahmanismus, nicht aber, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, auf buddhistischer Grundlage. Es würde jedoch zu weit führen, an dieser Stelle auf die theosophische Weltanschauung im einzelnen einzugehen. Es würde das auch eine Kenntnis so mannigfacher alter Geheimwissenschaften voraussetzen, wie sie heute nur ganz vereinzelt anzutreffen ist. Zudem handelt es sich bei dem vorliegenden Aufsatz auch nicht sowohl um das, was die Theosophie glaubt, als vielmehr um die praktische Resultante dieses Glaubens, und diese erscheint mir, vom spezifisch deutschen Standpunkte aus gesehen, leider recht bedenklich.

Die Theosophie geht in ihren Überlieferungen, wie schon erwähnt, direkt auf den Orient zurück und sie zieht aus ihm heute noch, speziell aus Indien, durch unmittelbare persönliche Wechselbeziehungen ständig neue Impulse und Kräfte. Das mag, bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit, auch verständlich gewesen sein. Das alte Geheimwissen, auf dem die Theosophie nun einmal fußt, ist im Laufe der letzten zweitausend Jahre in der ganzen abend- und morgenländischen Kulturwelt, eben mit alleiniger Ausnahme Indiens, so gründlich erstickt und in alle Winde zerstreut worden, daß niemand von ihm mehr Zeugnis zu legen vermag. Es heißt nun zwar, daß dort, wo die Menschen schweigen, die Steine zu reden beginnen werden, und tatsächlich haben sie bereits, selbst für unsere engere Heimat, zu sprechen begonnen; aber Wesen und Grammatik ihrer Sprache sind uns heute noch ein Buch mit sieben Siegeln, das wir vielleicht erst in Gott weiß welcher Zeit zu verstehen gelernt haben werden. Immerhin hat eine von höheren Gesichtspunkten getragene Vorgeschichtsforschung aus dem Kulturschutt zweier Jahrtausende so mannigfache Trümmerstücke wieder zutage gefördert, daß wir heute bereits als sicher annehmen können, daß die Anschauungen esoterischer Natur, auf denen der Brahmanismus fußt, nicht auf Indien allein beschränkt gewesen sind. Sie stammen höchstwahrscheinlich nicht einmal aus Indien selbst, sondern sind auf erheblich älterem Kulturboden gewachsen, von dem aus sie sich dann strahlenförmig und ziemlich gleichmäßig verbreitet zu haben scheinen. Tatsache ist jedenfalls, daß wir gewisse alte Symbole und Glyphen an Orten und aus Zeiten finden, in denen zwischen diesen Orten Wechselbeziehungen irgendwelcher Art sicherlich nicht bestanden haben. Ein paar Beispiele für viele. Der uralt-heilige Swastika, das sogenannte Hakenkreuz, findet sich an fast jedem

indischen Baudenkmal und als Einleitung zu fast jedem heiligen Buche; gleichzeitig aber stellen wir ihn sowohl im hohen europäischen Norden, als im ältesten Kulturschutt Kretas fest. Ebenso treffen wir das christliche Kreuz, und zwar in ausgiebiger Verwendung, schon zu einer Zeit in mexikanischen Tempeln an, als Kolumbus noch nicht entfernt daran dachte, seine Fahrt ins Ungewisse zu unternehmen, und auf der auch aus anderen Gründen hochinteressanten Osterinsel finden wir wiederum als eines der ältesten Kulturdokumente — das christliche Kreuz. Als eine nicht minder seltsame Erscheinung gehört in diese Zusammenhänge auch die Tatsache, daß die große Cheopspyramide fast genau auf dem 30. Breitengrad, also dem Wendekreis des Krebses, errichtet ist, und daß ebenso die mexikanische Hauptpyramide am Rio Grande del Norte wiederum vom 30. Breitengrad geschnitten wird. Schließlich sei hier auch noch der auffälligen Verbreitung und systematischen Verteilung der Stonehenge und Trojaburgen gedacht, uralter Sonnenheiligtümer, die, nach geradezu fabelhaft exakter Berechnung gestellt, von Nord-Skandinavien und England bis tief nach Klein-Asien hinein verstreut liegen und die nach Behauptung eines unserer neuesten Vorzeitforscher (ich glaube, es ist Willy Pastor) ganz Europa und Klein-Asien mit einem Netz trigonometrischer Punkte überspannt haben sollen. Zufälligkeiten? Mir scheint eher, daß das alles auf Zusammenhänge schließen läßt, deren Großartigkeit wir kaum zu ahnen vermögen, die uns fraglos aber zu denken geben sollten!

Wenn man es nun durch Art der einzelnen Symbole und Kulte als erwiesen ansehen darf, daß alle diese uralten Religionen in ihrem eigentlichen Kerne Sonnenreligionen gewesen sind, so drängt sich ohne weiteres die Folgerung auf, daß es doch wohl unmöglich eine primitive oder kindliche Sonnenanbetung gewesen sein kann, die dem Gegenstand ihrer Verehrung derartige Riesenbauwerke nach derart schwierigen und erstaunlich exakt durchgeführten Berechnungen setzen zu müssen geglaubt hat. Es müssen bei einer religiösen Betrachtungsweise des Kosmos dieser Art vielmehr Naturerkenntnisse von einer solchen Höhe oder, wenn man will, Tiefe gewaltet haben, daß sie weit über das rein physikalische Moment hinausreichten und hinter der physikalischen Erscheinung eine geistige Welt sahen; eine Welt, die für uns völlig versunken ist und die sich weder mit Teleskop noch Spektroskop von neuem erschließen läßt. Tatsächlich fußt denn auch die gesamte alte Geheimwissenschaft auf der Erkenntnis einer hinter dem physikalischen Kosmos stehenden geistigen Welt, mit der die Erde durch tausend Fäden und Ketten als unlösbar verbunden betrachtet wurde. Zum Beweise dessen braucht man neben den indischen Veden nur das altägyptische Totenbuch heranzuziehen, und ebenso bestätigen die jüdische Kabbala wie die germanische Edda den Glauben an diese bildlich sozusagen Astralwelt, ohne deren Vorhandensein ja auch die allen alten Kulturen gemeinsame Astrologie ihrer wesentlichsten Voraussetzung ermangelt haben würde.

Natürlich waren Anschauungen und Erkenntnisse dieser Art nichts für die Masse; sie konnten nur von einem engen nach der Erkenntnisfähigkeit des einzelnen abgestuften Kreise gepflegt werden, und da diese Dinge obendrein zum guten Teile auch nicht einmal gelehrt werden konnten, sondern der Natur der Sache entsprechend von jedem einzelnen selbst gefunden und erkannt werden mußten, so erklärt sich daraus ohne weiteres die außerordentlich lange, teilweise mehr als 20 Jahre betragende Ausbildungszeit, die jeder in die Priesterkaste aufgenommene Novize durchlaufen mußte, ehe er zu den Hochgraden der Initiierten aufsteigen konnte. Eben diese sorgfältige Sicherung vor den Augen Unberufener erklärt aber auch den verhältnismäßigen Mangel schriftlicher Aufzeichnungen, und wo sich solche etwa finden, wie in den Veden, im Totenbuch, in Edda oder Kabbala, sind sie in Formen gekleidet, die uns unverständlich bleiben, weil uns der Schlüssel oder das „Meisterwort" fehlt, das dieses Sesam für uns sich öffnen lassen würde. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, erscheint es doch wohl notwendig, zu betonen, daß das Suchen der Freimaurer nach dem „verlorenen Meisterwort" mit diesen alten Weistümern natürlich nichts zu tun hat, sondern daß es lediglich einen stark veräußerlichten Begriff darstellt, bei dem sich vieles und nichts denken läßt.) Die einzigen Lebenden, die die alten Überlieferungen bewahrt haben könnten und, wie wir annehmen dürfen, in mehr oder minder großer Reinheit wohl auch bewahrt haben, sind die heutigen Brahminen, über deren Generationen niemals die religiösen Stürme hinweggefegt sind, wie sie Europa und die Randländer des Mittelmeeres sehr zum Schaden ihrer alten eigengewachsenen Kulturen so häufig erlebt haben.

Infolgedessen lag es auch für die moderne Theosophie nahe, auf diese einzigen, heute noch lebendigen Quellen der alten Weltanschauung und Geheimwissenschaften zurückzugreifen, und daß sie das in weitgehendem Maße getan hat, beweisen die Werke der Blavatzky, der Besant, Leadbeaters u. a. m. Ungeachtet der in diesen Arbeiten niedergelegten Fundamentalsätze theosophischer Weltanschauung wird jedoch auch heute noch ausgiebig aus dem indischen Reservoir geschöpft, und mir persönlich sind einige namhafte deutsche Vertreter der Theosophie bekannt, die eigens zu diesem Zwecke längere Jahre in Indien geweilt und Aufnahme in die dortigen Geheimorden gesucht und gefunden haben.

Es liegt auf der Hand, daß der deutschbewußte Kulturpolitiker bei allem Wohlwollen und aller Anerkennung für den Ernst der theosophischen Erkenntnissucher gerade in dieser Voranstellung brahmanistischer Lehren und Überlieferungen eine nicht zu unterschätzende Gefahr erblicken muß. Man hat in letzter Zeit schon des öfteren auf das bedenkliche Anwachsen einer, wie man es nannte, „buddhistischen" Bewegung in Europa hingewiesen und bei weiterer Ausbreitung dieser Ideen die Gefahren einer allgemeinen Lebensverneinung und Weltflucht an die Wand malen zu sollen geglaubt. Diese Warnung trifft nun allerdings meines Erachtens

weder in ihren Voraussetzungen, noch in ihren Schlußfolgerungen zu; denn einmal handelt es sich bei jener „buddhistischen" Bewegung doch wohl mehr um die Verbreitung theosophischer Anschauungen, die mit der in ihrer späteren Vergröberung allerdings rein negierenden Lehre des Gautama Buddha nicht ohne weiteres zu identifizieren sind, und zum anderen setzen Weltflucht und absolute Lebensverneinung größerer Volksteile immer eine durchaus passive Betonung der Volkspsyche voraus, wie sie wohl für das indische Volkselement zutrifft, wie sie aber gerade für die im allgemeinen doch recht aktiv gerichtete germanische Volksseele nicht gegeben ist. Nach dieser Richtung hin wäre also von der Theosophie, speziell für das deutsche Volk, nicht allzu viel zu befürchten. Wohl aber liegt es in der Natur der Sache, daß die Theosophie als eine Bewegung, die ohnehin ausschließlich auf die Entwicklung der Einzelseele gerichtet ist, die nur die aus allen äußeren Beziehungen herausgeschälte Einzelseele kennt und wertet, unter dem starken indischen Einfluß auf ein gewisses Weltbürgertum lossteuert, mit dessen Propagierung dem deutschen Volke ganz und gar nicht gedient sein kann.

Die materielle und sittliche Stärke jedes Volkes, nach außen wie nach innen, hängt letzthin lediglich von dem Grade ab, in dem es sich seiner Art und des Wertes seiner Wesenheit bewußt ist. Es ist das ein ganz natürliches Gesetz, das sich logisch aus der naturgewollten und naturgegebenen Differenzierung der Arten und Rassen ergibt. Die Natur als der gewaltigste Schöpfer und tiefste Denker hat nun einmal keine in Wert und Anlagen einheitliche Menschheit gebildet; sie hat mit weisem Bedacht, da aller Gleichheit eine sinkende Werttendenz innewohnt, verschieden geartete und begabte Rassen geschaffen, deren Aufgabe deshalb nicht in der Verschmelzung und im Ausgleich der trennenden Unterschiede, sondern einzig und allein in der Weiterbildung und Höherentwicklung ihrer spezifischen Anlagen und Fähigkeiten beruhen kann. Jede Zuwiderhandlung gegen dieses natürliche Prinzip muß deshalb eine Sünde wider den heiligen Geist der Schöpfung bedeuten, und die Geschichte lehrt uns in seltener Konsequenz durch die Jahrtausende hindurch, wie furchtbar nach dieser Richtung hin die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht zu werden pflegen.

Gerade in diesem Punkte klafft nun aber in der theosophischen Weltanschauung ein bedenklicher Riß, und da es sich hierbei um eine für unser Volk im letzten Grunde entscheidende Frage handelt, so wird der mit beiden Füßen in seinem Volkstum wurzelnde Kulturpolitiker von diesem Gesichtspunkt aus seine Stellungnahme der Theosophie gegenüber zu wählen haben.

Die Theosophie hat in der Rassenfrage ihre eigenen Gedanken. Sie unterscheidet am Menschheitsbaume fünf große, zeitlich nacheinander getriebene Äste, deren jüngsten, eben den fünften, die Arier darstellen. Demzufolge wird die heutige Gesamtmenschheit als ein Gemisch betrachtet, das sich neben dieser fünften Rasse aus Rückständen ihrer Vorgänger,

namentlich der vierten, der atlantischen, sowie aus Blutmischungen der jeweils neu auftauchenden Rassen mit den Überbleibseln der früheren zusammensetzt. Da nun jede Rasse nach theosophischer Anschauung ihre eigenen, genau vorgezeichneten Aufgaben hat, die lediglich als auf dem Wege der geistigen Höherentwicklung der Menschheit liegend gedacht sind, so erhellt daraus ohne weiteres, daß die Theosophie allen anders gearteten Fragen, seien es solche politischer oder wirtschaftlicher Natur, innerlich fremd gegenüberstehen muß und höchstens gewissen Erscheinungen sozialer Artung ein bedingtes Interesse entgegenzubringen vermag. Infolgedessen muß ihr auch der Staat als eine rein äußerliche und innerlich leere Form der Menschheitsgliederung erscheinen, die obendrein dem Naturwillen insofern zu widersprechen scheint, als sie selbst unter Angehörigen ein und derselben Rasse künstliche und trennende Schranken errichtet. Tatsächlich steht nun auch die Theosophie dem Staat wie dem Staatsgedanken durchaus fremd und kühl gegenüber; sie betrachtet ihn als ein gegebenes und deshalb notwendiges Übel, das sie zwar nicht zu bekämpfen, das sie jedoch von innen heraus zu überwinden bestrebt ist. Es mag hier dahingestellt bleiben, inwieweit dieser Standpunkt gerade von Indien aus beeinflußt worden ist. Höchstwahrscheinlich ist er sogar ausschließlich indischer Provenienz, da einerseits die Inder selber infolge jeglichen Mangels an staatenbildender Kraft zum Staatsgedanken niemals irgendwelche aktive Stellung zu nehmen brauchten, und da uns andererseits speziell aus Vorderasien und Ägypten bekannt ist, daß die dortigen alten Weisen nach dieser Richtung hin durchaus keine negative, sondern vielmehr eine entschieden positive Haltung einnahmen.

Wenn jedoch die Theosophie dem Staatsgedanken innerlich ablehnend gegenübersteht, so ist hier der Punkt gegeben, an dem sich die Geister scheiden müssen. Es mag dabei die Frage gänzlich offen bleiben, ob die Theosophie mit ihren Anschauungen vom Wesen und Ziele der Rasse im Prinzip recht hat oder nicht; es mag ihr sogar konzediert werden, daß der moderne Nationalstaat tunlichst zum Rassenstaat — natürlich im engeren Sinne — zu erweitern ist: der Staat als solcher ist nun einmal heute etwas für uns Gegebenes, etwas für die Entwicklung unseres Volkes durchaus Unerläßliches, und infolgedessen muß er in allen seinen Notwendigkeiten — äußeren wie inneren — von jedem einzelnen freudig bejaht werden, der als Angehöriger eines bestimmten Volkstums in die zum Staat zusammengefaßte Volksgemeinschaft hineingeboren worden ist.

Sicherlich würden nun die Theosophen deutschen Geblüts, in denen von Haus aus und durch Blutserbe doch auch ein Teil jener der germanischen Rasse eigentümlichen staatenbildenden Kraft lebendig gewesen ist, zu einem gleichen Standpunkte gekommen sein, wenn sie sich nicht kritik- und hemmungslos einem völlig anders gearteten Einfluß unterworfen, wenn sie die auf gänzlich fremdem Kulturboden gewachsene Weltanschauung

zuerst am Maßstabe der für sie naturgegebenen germanischen Volkspsyche gemessen haben würden. Es müßte ihnen dann ohne weiteres zum Bewußtsein gekommen sein, daß sie im Begriffe standen, einen Zwitter zu schaffen, der weder Inder noch Germane ist, und der, wie jeder Bastard, niemals die Basis einer Höherentwicklung zu dem von ihnen ersehnten „Übermenschen" der „sechsten Rasse" abgeben kann. Es müßte ihnen weiterhin aber auch — gerade auf Grund ihrer Lehre — zur Erkenntnis gekommen sein, daß die bewußte Loslösung der Einzelseele aus der Volksseele nichts anderes, als einen Verstoß gegen karmische Gesetze bedeuten kann, unter deren Wirkung die Einzelseele eben in einen bestimmten Volkskörper hineingeboren worden ist. Zum dritten aber hätte ihnen eigenlich — wiederum auf Grund ihrer eigenen Lehre — bewußt werden müssen, daß die von ihnen betretene Bahn zu Aufgaben und Zielen führt, die nach ihrem Glauben doch erst der sechsten Rasse vorbehalten sind, daß mithin ein Weg, der sie ihren als Zugehörigen zur fünften Rasse zugewiesenen Bestimmungen entfremden muß, naturnotwendig nur ein — Irrweg sein kann.

Man wird nun einwenden, daß das esoterische Bedürfnis des Theosophen eben nur in Indien, nicht aber im deutschen Gedanken und in dessen geistigem Hintergrunde seine Befriedigung habe finden können. Der Einwand erscheint jedoch wenig stichhaltig; denn schon heute darf man in allem Ernst die Behauptung wagen, daß jene esoterischen Erkenntnisse, die unsere Theosophen im fernen Orient suchen, in nicht minder klarer Weise auch in den Überlieferungen unseres eigenen Volkes, besser: der germanischen Rasse, zu finden sind. Wir haben schon oben einmal in diesem Zusammenhange die Edda erwähnt, und eine Reihe anderer Aufzeichnungen vervollständigt die Literatur, aus der bei entsprechender Kunst des Lesens eine Fülle von Erkenntnissen höchster Esoterik gewonnen werden kann. Man ist ja gerade in theosophischen Kreisen schon selber darauf gestoßen, wie außerordentlich nahe sich gewisse Vorstellungen nicht nur der brahmanistischen, sondern auch der alten ägyptischen Religion mit jenen der germanischen Wihinei berühren, wie nicht allein in den esoterischen Zahlbegriffen, sondern selbst in gewissen Namensformen eine fast wörtliche Übereinstimmung zwischen dem germanischen Norden, dem oberen Ägypten und Indien besteht. In Wahrheit dürfte sich ein Unterschied zwischen dem Urgrund der drei hier angeführten Religionssysteme einzig und allein darin finden lassen, daß die lebendige Überlieferung der alten Esoterik und gewisser daraus resultierender Kräfte in Indien heute noch fortbesteht, während sie im näheren Orient und im germanischen Norden, einschließlich Deutschlands, schon im Mittelalter erloschen ist. Es ist bedauerlich, im höchsten Maße bedauerlich, daß uns von so manchen Geheimbünden und Geheimgesellschaften des deutschen Mittelalters nur so blutwenig erhalten geblieben ist, nichts anderes fast, als äußerer Formelkram, mit dem unsere offizielle Wissenschaft nichts anzufangen vermag, obwohl er für Tiefer-

blickende mancherlei interessante Dinge zu erzählen weiß. Es sei hier nur an die Bauhüttenleute und ihre seltsamen Gebräuche, an die Rosenkreuzer und Tempelherren erinnert, die sämtlich von ihren Zeitgenossen der „Ketzerei" und „Götzenverehrung" beschuldigt und, wie wir annehmen dürfen, vom christlichen Standpunkt ihrer Mitwelt aus auch nicht zu Unrecht bezichtigt worden sind. Ihnen allen, zu denen man höchstwahrscheinlich auch die Feme rechnen darf, waren Symbole und Bräuche gemein, die unverkennbar von diesen Orden und Bünden teils zu den altgermanischen Weistümern, teils zu den vom Orient gehüteten Geheimlehren eine Brücke schlagen.

Es wäre also für die Theosophen nach dieser Richtung hin auch in unserem engeren Vaterlande recht viel zu finden gewesen, und vielleicht würden wir gerade mit diesem Teil unserer Vorgeschichtsforschung ein gutes Stück weiter sein, wenn sich der unbestreitbar große Ernst der theosophischen Wahrheitssucher seiner angenommen haben würde. Statt dessen sind sie auf dem Wege der alten Lüge des „ex oriente lux" nach Indien gezogen und haben auf den Altären einer Weltanschauung, die kaum in Jahrtausenden einmal die unsrige sein wird, Volk und Volkstum geopfert. Das hätte vermieden werden können. Auch unseren Altvorderen wob sich hinter den Dingen des Makrokosmos wie des Mikrokosmos eine geistige Welt, die sie sahen oder verständnisvoll ahnten; aber sie bejahten gleichzeitig das höchste Gut ihrer Rasse, die Tat, und lebten sinnen- und tatenfroh der Welt, die sie um sich sahen und in die sie sich nach bestimmtem Gesetz hineingeboren wähnten.

Vielleicht, daß die Theosophen deutschen Geblüts sich einmal zurückfinden zu den heimischen Altären, daß sie es als Aufgabe erkennen lernen, nicht einem von der Natur nicht gewollten und geschaffenen Völkerbrei, sondern ihrem eigenen Volke zu dienen und ihm auf dem Wege der Regeneration weiterzuhelfen zu der Höhe jener sittlichen Kraft, an der noch einmal die Welt genesen soll. Als Mitarbeiter zu solchem Werke, das durchaus nicht zur politischen Tätigkeit im engeren Sinne verpflichtet, sollen sie uns dann von Herzen willkommen sein. Heute aber müssen wir uns von ihnen scheiden, wie sie sich von ihrem Volkstum geschieden haben; müssen sie meiden als etwas Fremdes, das einen uns selbst und unseren realen Aufgaben feindlichen Geist in das Volk zu tragen droht. Mögen wir immerhin den Pfeil unserer Sehnsucht auf Ziele richten, die noch in nebelgrauer Ferne verdämmern: heute ist ihre Zeit noch nicht erfüllt, haben wir noch immer zu zeigen und zu beweisen, daß wir aus dem Hammergeschlecht sind, das die Kraft und darum auch die Aufgabe hat, die Welt nach seinem Willen zu formen.

Berichte und Notizen.

Die Sicherung des Volksbestandes Deutschlands. Zu einer außerordentlichen Tagung war am 13. März die Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz nach dem Vollsitzungssaale des Abgeordnetenhauses berufen. Die Verhandlungen hatten als Grundton die Frage: Wie ist auch in dieser Kriegszeit der deutsche Volksbestand zu sichern? Eingefunden hatten sich dazu außer Vertretern von Behörden in erster Linie Ärzte und Damen, die in der Bewegung für Säuglingsschutz und Säuglingspflege stehen. Die Kaiserin hatte ihre Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff gesandt, das Ministerium des Innern den Ministerialdirektor Dr. Kirchner. Auch einige Bundesstaaten und befreundete Vereinigungen waren vertreten. Den Vorsitz führte Kabinettsrat a. D. Dr. v. Behr-Pinnow. Er konnte eine soeben eingegangene Drahtung der Kaiserin verlesen, in der die Kaiserin der Versammlung ihren Gruß und ihren Dank für das bisher Geleistete ausspricht. Mit warmer Anteilnahme werde sie die Beratungen verfolgen, und sie bedauere nur, nicht selber kommen zu können. Sie habe deshalb ihre Oberhofmeisterin entsandt. Man beschloß, diese Drahtung sofort zu erwidern. Der Vorsitzende begrüßte auch eine Abgesandte aus Österreich.

Im Namen der Reichs- und Staatsbehörden sprach Ministerialdirektor Dr. Kirchner, der auf die Bedeutung der vorliegenden Fragen hinwies; es handele sich hier um den Schutz des wertvollsten Gutes, das unser Vaterland besitzt.

Danach hielt eine eröffnende Ansprache der bekannte verdiente Kinderarzt Geheimer Mediz.-Rat Professor Dr. Heubner (Dresden). Er zeigte im Lichte unserer gegenwärtigen Lage die hochernste Bedeutung der ethischen Degeneration, die in unserem Volke durch das um sich greifende Zweikindersystem eingerissen war. Dieses Laster muß jetzt verschwinden, denn die Verluste, die wir jetzt erleiden, sind durch keine Kriegsentschädigung zu ersetzen; wir müssen eine neue, kräftige, zahlreiche Generation aufziehen. Dieser Krieg lehrt es uns wahrhaftig mit äußerster Deutlichkeit: Wir müssen zunehmen, koste es, was es wolle! Nicht nur die Geborenen müssen wir erhalten und zu einem kräftigen Geschlechte heranziehen, sondern zunehmen. Der greise Kinderarzt richtete in diesem Sinne eine dringende Mahnung an die deutsche Frauenwelt: Den Kampf ums Dasein ebenso mutig aufzunehmen, wie ihre Männer jetzt mit der Waffe im Felde. Lebhafter Beifall folgte diesen Worten.

Darauf trat man in die Verhandlungen. Den ersten, allgemeinen Vortrag über die Sicherung des Volksbestandes Deutschlands hielt Kabinettsrat a. D. Kammerherr Dr. v. Behr-Pinnow. In seinen eingehenden Ausführungen forderte er eine einheitliche aktive Bevölkerungspolitik auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung durch das Reich und die Bundesstaaten, um den Schädigungen unseres Volksbestandes durch Geburtenrückgang und Krieg zu begegnen. Dazu machte der Vortragende 16 zum Teil einschneidende und bedeutsame Vorschläge. Sie gehen aus von dem Werte und der Bedeutung der Familie für das Volksganze — und in diesem Sinne soll auch die ganze vorgeschlagene Politik gehalten sein — und sollen dieser Auffassung dadurch gerecht werden, daß sie die Familie, im besonderen die zahlreiche Familie, in den Vordergrund stellt und sie bevorzugt.

Von den einzelnen Vorschlägen seien wenigstens inhaltlich erwähnt: Beeinflussung der Allgemeinheit. Aufklärung über die Bedeutung der Familie in allen Schulen. Baldiger Erlaß eines Wohnungsgesetzes, starke Ansiedelungspolitik. Höhere Besoldung an Verheiratete und besonders den kinderreichen Angestellten (über 3 Kinder) in Betrieben des Reiches, der Staaten, der öffentlich rechtlichen Verbände. Das Recht der Eltern, vom Verdienste ihrer noch nicht großjährigen Kinder, die sich abgesondert haben, 20 Prozent des Arbeitsverdienstes zu fordern. Reichskrankengeld sollte in Abstufungen an Unverheiratete, kinderarme und kinderreiche Familien gezahlt werden. Schwangerenhilfe und

Stillgeld (§§ 199 und 200 der RVO.) obligatorisch. Keine Mitteilungen von Standesämtern oder Kirchen über Eheschließungen an Private oder nur gegen Berechtigungsnachweis. Anpreisung von Verhütungsmitteln oder Maßregeln ist unter Strafe zu stellen. Zwangsweise Reichs-Mutterschaftsversicherung, der jede Frau von ihrer Eheschließung an 10 Jahre, darüber hinaus freiwillig, angehört. Mutter-, Säuglings- und Kleinkinder-Fürsorge durch die Gemeinden (oder Verbände), für Unbemittelte unentgeltlich. Reichsammengesetz (für Stellenvermittelung, Fragen des Dienstvertrages, Fürsorge usw.). Reichsgesetzliche Regelung des Haltekinderwesens. Berufs- oder Generalvormundschaft für uneheliche oder arme verwaiste Kinder obligatorisch für das Reich mit gewissen Ausnahmen. — Alle diese Einrichtungen kosten natürlich Geld. Zur Deckung schlägt Dr. v. Behr vor, eine Steuer für Unverheiratete, stärkere steuerliche Heranziehung der kinderlosen Ehepaare und Heimfall testamentloser Erbschaften insofern, als der Staat an die Stelle derjenigen gesetzlichen Erben tritt, die jenseits der dritten Erbfolgeordnung stehen.

Die Versammlung dankte durch lebhaften Beifall für diesen Vortrag mit seinen weitausschauenden Vorschlägen. Hierauf nahm das Wort Oberarzt Dr. Rott zu einem Vortrage über den Einfluß des Krieges auf die Säuglingsschutzbewegung. Eine ungünstige Beeinflussung sei ziemlich sicher. In einer Reihe von Großstädten ist die Säuglingssterblichkeit wieder gestiegen, aber nicht bloß durch die heißen Tage, sondern auch durch die plötzliche Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage mit allen ihren Nachteilen für die Pflege und Ernährung des Säuglings. Darum ist auch das Reich alsbald den Kriegerfamilien zu Hilfe gekommen, und weitere Abhilfe wurde durch die Erwerbslosen-Unterstützung geschaffen. Die Einrichtungen der offenen Säuglingsfürsorge konnten sich im großen ganzen unverändert weiter entwickeln. Häufiger mußte die geschlossene Fürsorge eingeschränkt werden; aus manchen Anstalten wurden Lazarette gemacht, manche Schwestern gingen in die Verwundetenpflege, was zu bedauern sei, da es ja dort an Kräften nicht gefehlt habe. Auch manche Neugründungen — meist nicht von sachverständigen Seiten — waren keine Bereicherungen. Niemals, so schloß der Redner, ist wie in diesem Jahre die Richtigkeit des Satzes klar geworden, daß Kinder das wertvollste Kapital des Staates sind. Niemals sahen wir auch klarer als heute die Notwendigkeit, daß Staat und Gemeinden die Ökonomie und Fürsorge für Mutter und Kind in den Bereich ihrer sozial-hygienischen Aufgaben einreihen müssen.

Geh. Ober-Reg.-Rat Spielhagen aus dem Reichsamt des Innern gab dann eine eingehende Darstellung der Reichs-Wochenhilfe, der Begründung durch das Reich, der Art ihrer Wirksamkeit, Umfang und Bedeutung. Der Bundesrat hat durch die Notverordnungen vom 3. Dezember und 28. Januar eine umfassende Wochenfürsorge ins Leben gerufen, und zwar aus Reichsmitteln für die Ehefrauen der Krieger, aus Mitteln der Krankenkassen für die weiblichen Versicherten. Maßgebend dafür war, daß die Opfer des Krieges an Menschenleben eine erhöhte Fürsorge für den jungen Nachwuchs des Volkes verlangen. — Bei voller Inanspruchnahme der Leistungen, namentlich des Stillgeldes, beläuft sich der Betrag im Einzelfalle auf zusammen 133 M. Nach den versicherungstechnischen Berechnungen wird der Monatsaufwand für das Reich auf 2 Millionen Mark, für die Krankenkassen außerdem auf 2 bis 3 Millionen Mark geschätzt. Die Höhe des Gesamtaufwands hängt natürlich ab von der Dauer des Krieges. Es handelt sich also um eine beträchtliche Mehrleistung, die sich nicht nur als eine Vorsorge für die Zukunft, sondern auch als die Tilgung einer Dankesschuld an die Gegenwart darstellt. An sich, nur auf Zeit berechnet, wird sie gleichwohl der Sache des Mutter- und Säuglingsschutzes neue Freunde erwerben und auch für die Zukunft anregend und fördernd wirken.

Ein weiterer Redner aus dem Ministerium des Innern, Geh. Med.-Rat Dr. Krohne, schilderte dann in einem kurzen Überblicke alles das, was in den letzten 10 bis 15 Jahren vom Staate geschehen ist in der Mutter- und Säuglingsfürsorge. Dabei gedachte er mit besonderer Anerkennung und besonderem Danke auch der energischen Anregungen, die Ihre

Majestät die Kaiserin auf diesem Gebiete gegeben hat und die überaus günstig gewirkt haben. Heute gibt es wohl kaum eine Stadt oder einen Landkreis, in dem nicht die Säuglingsfürsorge organisiert ist. Das Gesamtbild, das der Redner von der Stellungnahme und der Mitwirkung des Staates entwarf, war schon recht günstig und zeigte deutlich die erhebliche Besserung gegen früher, wo bekanntlich die Rückständigkeit auf diesem Gebiete viel beklagt wurde.

Über Krankenkassen und kommunale Säuglingsfürsorge sollte der Charlottenburger Stadtrat Geh. San.-Rat. Dr. Gottstein sprechen. Sein Vortrag wurde gelesen von Stadtrat Seidel. Der Abschluß eines Abkommens zwischen Krankenkassen und kommunalen Säuglingsfürsorgestellen hat sich für Groß-Berlin außerordentlich leicht vollzogen. Dieses Zusammenarbeiten ist für die Volksgesundheit ein Gewinn und der Redner empfahl eine Fortsetzung dieses Verhältnisses auch für die Zukunft, hielt jedoch dazu einige Änderungen der gegenwärtig geltenden Bestimmungen für nötig. Die Säuglingsfürsorge ist eine ausschließlich gesundheitliche Einrichtung. Ihre Mittel sind Beratung, Beobachtung und Verabreichung von Nahrungs- und Stärkungsmitteln, falls solche der besondere Fall erfordert. Der hygienische Charakter muß unter allen Umständen gewahrt bleiben. Alles, was der Einrichtung den Charakter der materiellen Unterstützung wirtschaftlich Schwacher aufprägen könnte, muß ausgeschlossen sein. Die Säuglingsfürsorgestelle steht jeder Frau offen, welche sich der Bedingung regelmäßiger Vorstellung unterwirft. Die Krankenkassen geben ihre Wochenhilfe in barem Gelde, und es fehlt dadurch die Möglichkeit einer Prüfung, ob diese Form der Unterstützung wirklich jedesmal dem gewollten Zwecke zugute kommt. Für die Säuglingsfürsorge könnte es in Zukunft störend wirken, falls die Zahl der von der Krankenkasse überwiesenen Frauen zunehmen sollte, daß zwei Gruppen ratsuchender Mütter verschieden behandelt werden. Diese Unstimmigkeit sollte beseitigt werden. — Nachher war eine Besprechung angesagt.

Damit war die Tagesordnung erledigt. Es schloß sich daran die Mitgliederversammlung der Vereinigung. — („Deutsche Tageszeitung.")

Weltkrieg und Weltwirtschaft war das Thema eines Vortrages, den Arthur Dix auf Veranlassung der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Berlin, im großen Saale des Künstlerhauses vor einer zahlreich erschienenen Zuhörerschaft hielt. Wir entnehmen einem Berichte der „Deutschen Tageszeitung" darüber folgendes: „Einleitend erinnerte der Vortragende an die umfassenden Vorbereitungen für den Weltwirschaftskrieg, die seitens der Dreiverbandsmächte in der Zeit durchgeführt wurden, in der England dem Deutschen Reich eine friedliche Verständigung über koloniale Zukunftspläne vorzuspiegeln wußte. Dix legte des weiteren dar, wie bei allen drei Mächten wirtschaftliche Beweggründe als zum Kriege treibend mitgewirkt: Bei Frankreich die bis zum Übermaß betriebenen Versuche, als „Weltbankier" Deutschland überall auszustechen, bei Rußland das Streben, Deutschland auf die Knie zu zwingen, damit es Rußland völlig ungehemmten Absatz seiner Agrarprodukte einräume und ihm in Form einer Kriegsentschädigung womöglich die ganzen Milliardenschulden an Frankreich abnehme — von England ganz zu schweigen, das ja seit Jahren durch seinen Weltwirtschaftsneid gegen Dentschland geradezu hypnotisiert war. Der Vortragende erörterte sodann die Frage, ob wir angesichts des in Aussicht stehenden Wirtschaftskrieges auf wirtschaftlichem Gebiet mit genügender Umsicht und Vorsorge gerüstet hätten. So groß seine Anerkennung für unseren „Generalgeldmarschall" und für die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes war, so lebhaft forderte er neben dieser Eisenbahnabteilung für die Zukunft eine wirtschaftliche Abteilung des Großen Generalstabes, die nach wissenschaftlicher Prüfung aller einschlägigen Fragen in enger Fühlung mit den führenden Männern des praktischen Wirtschaftslebens die Aufgaben wirtschaftlicher Kriegsvorsorge zu lösen und dadurch solchen Erfahrungen vorzubeugen habe, wie wir sie gerade in den letzten Wochen recht reichlich machen mußten. Dieses Verlangen nach einer Wirtschaftlichen Abteilung des Großen Generalstabes fand in den Kreisen der Zuhörer laute

und eindringliche Zustimmung. Nach den lehrreichen Ausführungen über wirtschaftliche Mobilmachung besprach Arthur Dix eingehend die grundlegenden Rechenfehler unserer Gegner, die sich darauf verlassen hatten, Deutschland wirtschaftlich aushungern zu können. Unter Anführung kennzeichnender Beispiele wurde nachgewiesen, daß wir haushalten müssen, weil wir aushalten wollen. Mit stärkstem Nachdruck wurde in den weiteren Ausführungen des Redners betont, daß kein anderes Land im Weltkriege mit einem solchen Gefühl der Sicherheit auch in wirtschaftlicher Beziehung dastehen könne, weil kein anderes Land über eine derartige innere Ausgeglichenheit seiner Volkswirtschaft verfügt wie Deutschland, über einen so starken inneren Markt, über ein immer noch so günstiges Verhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft. Was die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen diesen beiden anbetrifft, so wollte der Redner sich zu denjenigen Politikern gezählt wissen, die „auf dem Stege zwischen den beiden Gondeln des lenkbaren Luftschiffes unserer Volkswirtschaft: Industrie und Landwirtschaft, das Laufgewicht zu bilden trachten". Um das innere Gleichgewicht der Volkswirtschaft in Zukunft zu erhalten und zu fördern, bedürfe es nach der gemeinsamen Überzeugung landwirtschaftlicher und industrieller Kreise im Falle künftiger Ausbreitung deutschen Bodens, wenn neues Industrieland zum alten Besitz hinzutritt, in entsprechendem Maße auch neuen Siedlungslandes.

Zum Schluß bemerkte der Redner unter lebhafter Zustimmung, wir hätten im Kampfe gegen die halbe Welt — im Hinblick auf die „gemischte Gesellschaft", in die sich unsere Gegner begeben haben, könnte man auch sagen: im Kampfe gegen die politische Halbwelt — für die politische Moral zu fechten, für die wahre Freiheit der Meere gegenüber angemaßter englischer Vorherrschaft. Gelinge es uns, dieses Ziel zu erreichen — nicht nur für uns, sondern auch für die Neutralsten unter den Neutralen —, und gelingt es uns weiterhin, für alle Zukunft die von England über die Wahrheit verhängte Blockade zu brechen, dann würden sich auch die uns heute umgebenden Wolken von Haß und Mißgunst zerstreuen, und freier Völker Dank würde Deutschland den Ruhmeskranz winden."

An die Deutschen. Die Deutschen haben eine alte Schwäche für alles Fremde, Ausländische, das ihnen besser, vornehmer als das Eigene erscheint. Doch in den Zeiten vaterländischer Gefährdung erinnern sich die Deutschen ihrer eigenen Art. Da lernen sie wieder ihr angestammtes Deutschtum schätzen. Eine solche schwere und doch so große Zeit ist für uns gegenwärtig gekommen. Die größten Weltmächte, nebst kleineren Anhängseln, nach den Landgebieten gerechnet, mehr als die halbe Erde, steht gegen uns im Kampfe, mit der unverhüllten Absicht, Deutschland und das Deutschtum zu vernichten. Da ist es uns zum Bewußtsein gekommen, was wir unserem Deutschtume, unserer deutschen Sprache und auch unserer deutschen Schrift schuldig sind. Auch die deutsche Schrift ist ein völkisches Gut, und zwar, weil sie seit 1000 Jahren in Deutschland bodenständig und weil sie für die deutsche Sprache die angemessenste Schriftform ist. Seitdem es ein Deutsches Reich gibt, geht die deutsche Schrift neben der deutschen Sprache einher. Unser althochdeutsches Schrifttum ist zum Teil, unser mittelhochdeutsches Schrifttum durchweg in ihr niedergelegt. Von uns stammt die Buchdruckerkunst, und in deutscher Schrift wurden die ersten Bücher gedruckt. Die deutsche Schrift ist nach physiologischen Untersuchungen wegen ihrer Buchstaben-Gestaltungen lesbarer, augenschonender und schreibflüssiger als die unentwickelte und nicht entwickelungsfähige lateinische Schrift. Die deutsche Schrift ist unserer Sprache angepaßt. Sie ist ein Bollwerk des Deutschtums in den Grenzländern des deutschen Sprachgebietes und im Auslande. Sie ist kein Hindernis im Weltverkehre, da alle Lateinschrift verwendenden Ausländer unsere Schrift lesen können, sogar ohne sie besonders erlernt zu haben, und als Zierschrift selber ausgiebig verwenden. Die lateinische Schrift ist in Wirklichkeit gar keine Weltschrift, als die sie oft bezeichnet wird. Sie ist tatsächlich die Schrift der romanischen Völker und der Briten, die neuerdings erklärt haben, sie seien „gewissermaßen lateinischer Rasse". Sie ist die Schrift unserer Feinde. Die Russen und einige slawische Völker verwenden kyrillische Schrift. Die Griechen, die gesamte Welt

des Islams, Türken, Perser, Araber, Ägypter usw. gebrauchen die lateinische Schrift nicht, die 350 Millionen Indier, die 400 Millionen Chinesen desgleichen nicht. Es ist ein Unrecht, wenn Deutsche bei Schreibung, Druck und Schreibmaschine für die deutsche Sprache die schwer leserliche Lateinschrift statt unserer schönen ausdrucks- und lebensvollen deutschen Schrift verwenden. Wir haben eine eigene Schrift. Die deutsche Schrift ist unsere völkische Schrift. Bringen wir dies Heimatsgut überall zu Ehren! Besonders in und nach dem jetzigen uns aufgedrungenen Weltkriege, in dem unsere Feinde Deutschland und deutsche Art vernichten wollten, sei es uns Ehrensache und Gewissenssache, nicht mehr die Schrift unserer Feinde zu gebrauchen, sondern auch in der Schrift unser Deutschtum hervorzukehren. Jetzt endlich möge es ein Ende haben, daß wir uns anderen Völkern anbequemen, andere Völker nachahmen. Wir sind nicht Diener des Auslandes. Wir sind mit den deutschen Vorländern in Europa ein 100 Millionen-Volk und eines der ersten Kulturvölker der Welt. Wir dürfen unsere eigene Art auch in der Schrift betonen. Unsere Waffen und das Blut unserer Söhne haben es der Welt kund getan, daß wir das Recht haben und willens sind, unsere eigene Art und Kultur zu betätigen. Auch die deutsche Schrift gehört zur deutschen Kultur. Deutsche schreibt in deutscher Schrift, auch Eure Namen! Deutsche schreibt mit Schreibmaschinen in deutscher Schrift! Deutschschriftige Schreibmaschinen sind jetzt in den meisten Fabriken zu haben, lateinschriftige sind unschwer in solche für deutsche Schriftzeichen umzuändern. Deutsche laßt bei Schildern, Aufschriften, Drucksachen, die Ihr herstellen lasset, deutsche Schriftzeichen verwenden! Deutschem Worte deutsche Schrift! Deutscher Sprache deutsche Schrift. — Deutscher Schriftbund (Kanzlei: Berlin-Zehlendorf, Eichenhof).

Die Tripelanleihe. Unter dieser Überschrift macht Dr. F. Jenny in Nr. 37 des „Tag" ebenso richtige wie für die Zukunft außerordentlich bedeutungsvolle Erwägungen. Es heißt dort: „Wie sehr den Russen bezüglich Stützung des Staatskredits und schleuniger Geldbeschaffung das Feuer auf den Nägeln brennt, habe ich kürzlich dargelegt unter Betonung des für Rußlands Lage verhängnisvollen Zusammenhanges. Leere der Staatskasse — Verwässerung der Papierwährung — Emporschnellen der Preise zu allgemeiner Teuerung — innere Unruhen. Barks, des Finanzministers, Fahrt zu den Verbündeten ist wahrlich keine Vergnügungsreise. Er muß betteln und auftrumpfen, schnorren und drohen, schmeicheln und aufbegehren zugleich; denn er darf schlechthin nicht mit leeren Händen heimkehren. Seine Beschwörungen um Hilfe wird er im Namen der Bundestreue und mit Hinweis auf Rußlands Reichtümer vornehmen; aber seine Drohungen werden sich auf ein Abspenstigwerden vom Bündnis und nebenher, des Nachdrucks wegen, auf den Staatsbankrott beziehen. Kurz, er wird sämtliche Minen springen lassen. . . . Nur einem also zerquälten Gehirn konnte ein Plan sich entwinden wie die geschickt lancierte Idee einer Solidaranleihe dreier Großmächte. Ein Plan, so ungewöhnlich, daß man zunächst seinen Augen nicht traute. Zwar kannte der Finanzmarkt öffentliche Darlehen, welche sich der Ober- oder Mitgarantie eines zweiten Staates erfreuten. Jedoch handelt es sich hierbei stets um ausgesprochene Abhängigkeitsverhältnisse; sei es, daß ein Suzerän für seinen Vasallen einsteht (vormals die Türkei) oder das Mutterland für seine Kolonien gutsagt (wie in einzelnen Fällen Großbritannien und Deutschland), sei es, daß es, wie bei manchen südamerikanischen staatsrechtlichen Gebilden, „Staaten" betrifft, welche innerhalb des Bundesstaates kaum mehr als Provinzen bedeuten. Sollten etwa zwischen Großbritannien und seinen kreditbedürftigen Alliierten bereits ähnliche Beziehungen eingerissen sein?! Jedenfalls ist unter unabhängigen Großmächten bisher eine derartige Gemeinhaftung im Pumpen noch nicht dagewesen. Um zu erraten, wie England auf derartige Zumutungen an seine Tasche reagieren dürfte, bedarf es des Versuchs, hinter die Kulissen zu blicken und die möglichen Motive zu einem solchen Finanzgebahren zu durchschauen. Im ersten Moment wird man versucht sein, zu sagen, England wird den Teufel tun! Allein in der heutigen Geistesverfassung sind die Briten bereit, sich selber dem leibhaftigen Satan zu verschreiben,

nur um Deutschlands Schädigung zu erlangen. Und es hat den Anschein, als ob zum mindesten England nicht ohne weiteres den angeregten Gedanken von der Hand wiese. Zwei Gründe könnten es bewegen, sich auf solches Geschäft einzulassen. Einmal die Aussichtslosigkeit, auf andere Weise die in seinen Dienst gepreßten Länder bei der Stange zu halten. In diesem Falle müßte es, mit der schlimmsten Möglichkeit, der unabwendbaren Zahlungsunfähigkeit der Genossen rechnend, sich klar werden, ob es sich verlohne, den Anteil der sich aufreibenden Waffengefährten schlankweg als eigene Kriegskosten zu verbuchen. Wenn also z. B. auf Rußland von den 15 Milliarden gemeinsam aufgenommener Schulden drei oder vier Milliarden entfallen, so stellt sich das Problem dahin, ob Rußlands fernere Kriegshilfe diesen Aufwand wert sei oder nicht. In zweiter Linie kommt zur Erwägung, ob nicht in der kontrahierten Schuldabhängigkeit Rußlands resp. Frankreichs sich eine Waffe biete, um jene Länder dauernd im Banne britischer Politik zu erhalten. Mit goldenen Spangen würden jene Länder an England gefesselt. Selbst ein Staatsbankrott könnte solche Bande nicht ganz abschütteln: gerade wenn der russische Anteil der Anleihe leidend würde, hätte England einzutreten und erwürbe damit Ansprüche auf Dank und . . . ausgiebige Kompensationen, vor allem in Gestalt von Bluttribut für künftige Kriege. Für die Briten wäre demnach die Garantieleistung nichts anderes als ein Erkaufen russischer oder französischer Heeresfolge um einen Pauschalpreis. Mit goldenen Zangen würde im Nichtzahlungsfalle das Russenreich von England geknebelt gehalten; und wie bei jedem Wucherer läge der Gewinn nicht in pünktlicher Tilgung, sondern gerade im Versagen des Schuldners und seiner darauf erfolgenden Aussaugung. Wer weiß, ob es sich nicht um ein derartiges, sehr weitsichtiges Geschäft handelt, wenn England dem Vorschlage nähertritt? Eines aber ist sicher. Wenn sich erst einmal drei Großmächte zusammentun müssen, um Kredit gegen Solidarhaftung zu erlangen, dann muß es mindestens um einen der Spießgesellen grundfaul bestellt sein! Der Vorschlag ist in nicht ungeschickter Weise mit seiner (scheinbar) dreifachen Garantie auf den internationalen Geldmarkt gemünzt und soll ihm die Sache mundgerecht machen. Wer aber die Frage richtig erfaßt, dem wird viel eher einleuchten, daß das Manöver mehr an verzweifelte Akzept-Schiebungen halber Bankrotteure erinnert als an das selbstbewußte Auftreten solventer Leute. Man wird guttun, die gesamte Darlehenssumme zu Englands Lasten zu schreiben, auf dessen Schultern die Bürde ja doch letzten Endes fallen dürfte. Wer aber verspürte unter den Neutralen Lust, England heute eine Riesensumme von 15 Milliarden Frank vorzuschießen? — Hier platzt die Blase der Tripelanleihe, d. h. der dreifachen Aufblähung . . . denn weit entfernt, die Kreditwürdigkeit Rußlands und Frankreichs zu erhöhen, reißt die Riesenbelastung vielmehr den Kredit Englands in die Tiefe."

Deutsche Frauenrechtlerinnen. In Anknüpfung an die Bemerkung unseres Mitarbeiters Prof. Holle in seinem Aufsatz „Der Krieg als Lehrmeister" in Nr. 10 des letzten Jahrgangs, daß es der Frauenrechtlerei „nicht einfällt, vor der im Kriege zutage tretenden ungeheuren Entfaltung männlicher Tatkraft und männlicher Organisation die Segel ihrer Selbstüberhebung zu streichen", geben wir hier ohne weitere Bemerkung nach einer Mitteilung des „Türmers" die an den Weltbund für Frauenstimmrecht gesandte „Botschaft" wieder, mit der Frauenstimmrechtlerinnen und -Stimmrechtsverbände Deutschlands ihren für „deutsche Frauen" kämpfenden und sich aufopfernden männlichen Volksgenossen in den Rücken fallen:

„Den Frauen aller Nationen warme, herzliche Grüße in dieser unheilvollen, blutigen Zeit. Unter dem Druck des frevelhaft entfachten Krieges, der die Erde verheert und die Völker in Haß und Feindschaft gegeneinander hetzt, treibt es uns, die Schwesterhand der Frauen zu ergreifen, mit denen uns bisher in allen Ländern der Erde das gemeinsame Streben nach dem höchsten Ziele — persönlicher und politischer Freiheit — innig verband. Wir hoffen, daß dieses Band der Zusammengehörigkeit selbst durch diesen Krieg nicht zerrissen werden kann. Wir fühlen uns als deutsche Frauen über den Ereignissen dieser Zeit, getragen von der ruhigen Zuversicht, welche die unerschöpfliche

moralische und physische Kraft unseres Volkes uns verleiht, und glauben daher, daß wir die Ersten sein sollten, zur Bekräftigung des alten Bundes mit aller Herzlichkeit die Hand zu reichen. Männer lenken die Geschicke aller Völker. Der ganze Erdball starrt in Waffen. Europa ist zum Schlachthaus geworden. Unter den Männern hat ein Morden angehoben, wie die Welt noch keines grausiger sah. Recht wird Unrecht, Unrecht Recht; Gesetze einfacher Menschlichkeit werden mit Füßen getreten, in Blut erstickt. Krieg ist der fruchtbarste Nährboden für die niedrigsten Instinkte des Menschen, Krieg macht die Menschen zu Barbaren, Krieg läßt Neid, Haß und Verleumdung ihre giftigsten Blüten treiben. Männer allein lenken die Geschicke ihres Volkes, Männer allein herrschen über Krieg und Frieden. Uns Frauen trifft zu Kriegszeiten das gleiche Los, wir müssen Leben hergeben, das wir schufen, wir müssen dulden, daß schöne, warme Menschlichkeit und Güte grausiger Vernichtung anheimfallen; wir müssen arbeiten, der Not steuern, die der Krieg zeitigt; wir müssen Wunden heilen, die Männer unter Ausklügelung der raffiniertesten Vernichtungsmittel einander schlugen. Uns Frauen aller Nationen einigt in Friedenszeiten das gleiche Los — die Entrechtung —, uns Frauen aller Nationen einigt in Kriegszeiten das gleiche Los — schweres Leid zu tragen, tragen zu helfen und zu heilen. Wahres Menschentum kennt keinen Völkerhaß, keine Völkerverachtung. Frauen stehen wahrem Menschentum näher als die Männer. Wir wollen über Völkerkrieg hinweg uns die schwesterliche Hand reichen, wir grüßen uns gesenkten, trauernden Hauptes, einiger denn je in dem Bewußtsein, daß nur, wenn die Frauen befreit sind und ihre Staaten lenken helfen, die Welt von der Wiederholung eines gleichen grausigen Erlebnisses verschont bleiben wird."

Sechzehn Jahre deutscher Forschung in Frankreich. Von der rücksichtslosen und gewalttätigen Vernichtung seiner unendlich mühevollen Gelehrtenarbeit durch die Franzosen beim Ausbruch des Krieges erzählt der Schweizer O. Hauser, dessen Forschungen wir in erster Linie die wunderbaren Entdeckungen des Steinzeitmenschen, seiner Kunst und Kultur in der Dordogne verdanken, im neuesten Heft der „Umschau" in einer ergreifenden Darstellung seiner Flucht während der Tage der Mobilisation. „Mein harterkämpftes Lebenswerk liegt zerschmettert hinter mir; ich bleibe aufrecht! Brutalität war stärker als Recht!" Mit diesen Worten kennzeichnet Hauser den Dank, den er für seine Mühen von Frankreich erntete. Er erzählt, wie die von dem Gendarmen in das stille Dorf Laugerie haute gebrachte Meldung von der Mobilisierung alle Einwohner in die ungeheuerste Erregung versetzte, die sich sofort gegen den Schweizer Gelehrten wandte, der 16 Jahre unter ihnen geweilt, ihnen nur Gutes erwiesen, Verdienst und eine Fremdenindustrie geschaffen hatte. Er wird offen beschimpft und bedroht, und nur einer warnt ihn und rät ihm, sofort abzureisen, da am nächsten Tage Schlimmes geschehen könnte. Unter dem Toben der Menge gelingt es ihm, mit seiner Frau und seinem Kind in seinem Automobil davonzukommen; nur die allernotwendigsten Kleider konnten sie zusammenraffen, aus dem Museum und dem Archiv konnten sie kein Stück retten. Hauser erzählt ausführlich die abenteuerlichen Wechselfälle seiner Reise, die ihn nach vielen Fährlichkeiten doch bis an die Grenze bringt- dort wird ihm sein Automobil kurzer Hand konfisziert! Was sich nach seiner Flucht zutrug, zeigt, daß er nur so von dem Schlimmsten erfuhr, vier Personen alle seine Siedlungs; bezeichnungen, alle Merkzeichen für seine groß angelegte und mit außerordentlichen Kosten durchgeführte prähistorische Topographie kurz und klein geschlagen. Am 24. August kamen wieder vier Leute mit zwei Gendarmen, erbrachen alle Koffer und Kästen; die Eingänge zu seinem Haus, die Türen zum Arbeitszimmer und zum Museum wurden gewaltsam geöffnet, eine regelrechte Hausuchung veranstaltet, die Korrespondenz der Jahre 1905 bis 1914 durchwühlt und daraus 1153 Briefe deutscher Gelehrten mitgeschleppt; die Beschlagnahme der Korrespondenz war auf Denunziationen hin von dem Waffenkommandanten von Périgueux angeordnet. Am 9. Oktober besuchten dann amtliche Sachverständige das Heim Hausers, um den verursachten Schaden festzustellen, und sie bewerteten ihn auf — 200 Franken! „Uber die Tragweite und den Zweck des Gewaltaktes einem Neutralen

gegenüber," schreibt Hauser, „war ich mir von allem Anfang an klar; es hätte erläuternde Zuschriften aus Frankreich gar nicht bedurft, worin man mir bestätigt, daß keine günstigere Gelegenheit sich böte, die blühenden Landgüter mit den wertvollen prähistorischen Ansiedlungen und einem reichen Museum „kostenlos zu übernehmen". Landesverweisung und Konfiskation meines Besitzes war Endzweck." In einem weiteren Artikel schildert der Schweizer Forscher den Verlauf und die Ergebnisse seiner 16 jährigen Arbeit an dieser wichtigen prähistorischen Stätte. Im April 1898 war er zum erstenmal nach Bordeaux-Périgueux gereist und nach Le Moustier gekommen. Aus seinen Beobachtungen während der Wanderungen durch die Täler, aus den Fundstücken, die man ihm aus jeder Hütte brachte und aus der Nachprüfung der bisherigen Forschungen bildete sich in ihm die Erkenntnis, daß er hier die wichtigsten Dokumente zur Menschheitsgeschichte finden müsse, und nach manchen vorbereitenden Schritten, bei denen er in französischen Gelehrtenkreisen nur geringes Verständnis fand, begann er von seiner ersten Station, „La Micogue", aus seine eigentliche systematische Forschung. Ein altdiluvialer Kulturplatz wurde in seiner ganzen Lagerung nachgewiesen, dabei wurden Hunderte der herrlichsten Steinteile gefunden, die heute die Museen von Köln und Berlin zieren. Hauser bezog nun in seine Untersuchungen alle diluvialen Epochen ein, und es gelang ihm unter großen Mühen, im ganzen Gebiet von Vésère und Dordogne über 30 klassische Fundstätten in einem Umkreise von über 120 Kilometern festzustellen. Der erste große Erfolg dieser Arbeit kam in der Entdeckung des diluvialen Menschenskeletts, des Homo Mousteriensis Hauseri vom Jahre 1908, die in der ganzen wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen erregte. In der Fortsetzung seiner Arbeit untersuchte Hauser wichtige Stationen des Aurignacien und Magdalenien, wobei sich außer den gewöhnlichen Feuersteinwerkzeugen wertvolle Zeichnungen, Knocheninstrumente und Schmuckgegenstände fanden. In einem weltverlorenen Seitentälchen der Dordogne entdeckte er dann bei der Nachprüfung einer von den Franzosen als unfruchtbar aufgegebenen Niederlassung in Combe-Capelle, wo er auch zum ersten Male die Schichtenfolge fünf verschiedener Siedelungsepochen feststellte, am 26. August 1909 den Homo Aurignacensis Hauseri, dessen ausgezeichnet erhaltenes Skelett er am 11. September zusammen mit Professor Klaatsch hob. Damit trat zu den alten Menschenrassen vom Neandertal- und Cro Magnon-Typus eine neue, die Rasse von Aurignac, wobei sich außerordentlich wichtige Einblicke in den Entwicklungsgang der Menschheit eröffneten. Eine dritte große Entdeckung, die ihm gerade vor dem Ausbruch des Krieges gelungen, kündigt der verdienstvolle Schweizer Forscher in den folgenden Schlußsätzen seines Aufsatzes an: „Zum dritten Male gelang mir im Juli 1914 eine Entdeckung von großer Tragweite; ich sah sie seit zwei Jahren kommen, habe ihre Spuren zäh verfolgt und schließlich den Spaten da eingesetzt, wo es sein mußte. Kulturhistorisch bedeutender als meine Skelette gewinnen wir durch diesen Fund, von dem später die Rede sein soll, Einblicke in die psychologische Entwicklung des Diluvialmenschen, seiner Kunst, seiner Zeichenschrift, seines Kultes, die schlankweg alles, was wir ähnliches kennen, in den Schatten stellt. Da kam der Krieg! Welche Welt von Schmerz und bitterem Weh für den, der uneigennützig ein Leben lang einer großen Aufgabe gedient hat! Dem skrupellosen französischen Deutschenhaß derer, die die Wissenschaft an geographische Grenzen ketten möchten, habe ich weichen müssen; das Eigentum des Neutralen ist vergewaltigt worden, mit ihm das Recht und ein gut Stück deutscher Wissenschaft!" — („Deutsche Tageszeitung".)

Altbabylonisches und fränkisches Recht. Schon in der Neubearbeitung meiner „Germanen", Abschnitt „Iberer und Semiten", habe ich mit Fehr (Hammurapi und das salische Recht; Bonn 1910) kurz auf die merkwürdige „Übereinstimmung der altbabylonischen mit den fränkischen Rechtsanschauungen" hingewiesen. Ein in der „Deutschen Welt" (XVI, 8) erschienener Aufsatz v. Hagens über denselben Gegenstand veranlaßt mich, darauf zurückzukommen. Vor allem stelle ich mit Genugtuung fest, daß auch dieser Schriftsteller, Gymnasialdirektor a. D., die „Heimat der Indogermanen", wie „heute fast

allgemein angenommen wird", in Europa sucht. Er macht sich aber Gedanken darüber, wie „gerade die zur nordwestlichen Gruppe der Indogermanen gehörenden Franken" von den damals nur „durch die südöstlichen Arier zu vermittelnden babylonischen Einflüssen" erreicht werden konnten. Ich glaube, die Schwierigkeiten schwinden, wenn wir uns vorstellen, daß solche Rechtsanschauungen von alters her unter dem Stammvolke der indogermanischen oder arischen Wanderscharen lebendig waren. Diese Wanderungen haben jedenfalls schon sehr frühe, in der Steinzeit begonnen, es ist aber nicht leicht, eine bestimmte Zeit dafür anzugeben. In der Bronzezeit, etwa im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, waren sicherlich die Sprachen und Sitten der betreffenden Völker schon soweit ausgebildet, daß wir geschichtliche Namen anwenden und von „Indogermanen" sprechen dürfen. Wie Sprache, Gottesverehrung, Kunstfertigkeit und Brauch müssen auch die für die später abgefaßten Rechtsbücher maßgebenden Anschauungen durch die wandernden Völker verbreitet worden sein. So sind die „gemeinschaftlichen Züge" vieler indogermanischer Volksrechte zu erklären, so, nicht umgekehrt, auch nach meiner Vorstellung die europäischen Rechtsbegriffe von den Sumeriern, den indogermanischen Begründern der babylonischen Kultur, ins Zweistromland gebracht worden. Als dann die mündlich überlieferten Satzungen durch schriftliche Abfassung festgelegt wurden, traten in den entferntesten Ländern die Züge uralter Verwandtschaft noch deutlich hervor. Daß die Übereinstimmungen zwischen dem babylonischen Gesetzgeber und dem Salischen Recht „aus innerer Notwendigkeit spontan entstanden" seien, scheint mir weniger wahrscheinlich als eine „äußere Abhängigkeit", eben durch vorgeschichtliche Völkerwanderungen. In jedem Falle sind die unleugbaren Ähnlichkeiten „von höchster Bedeutung für die Kenntnis des indogermanischen Rechtes".

Ludwig Wilser.

Bücherbesprechungen.

Kriegsbücher. 1. Hermann Bahr, „Kriegssegen". Ein Buch über den Krieg von Hermann Bahr in dessen schnodderigstem Feuilleton-Jargon; — wir hätten gemeint, der habe sich in dem blutigen Ernste der Zeit, wie manch' anderer Luxus, den wir uns in faulen Friedenszeiten nur zu lange gönnten, endlich doch auch überlebt. Aber wer so meinte, der hatte dabei entschieden auf „Meister Bahrs" Altersschwatzlustigkeit vergessen. In allen Farben hat er nun schon seit Jahrzehnten geschillert, in allen Tonarten geleiert, warum sollte er zu — böser letzt nicht auch noch in die Kriegstrompete stoßen? „Meinungen, Grundsätze, Maximen" — er vertraut es uns mit anerkennenswerter Offenheit, S. 32, an, — sind ihm ja wirklich immer nur „Abfälle des tätigen Lebens" gewesen, er kann sich also nicht wundern, wenn wir auch in seiner jüngsten Kriegsschriftstellerei nichts als — Abfall finden. „Für alle Zeit gilt es dabei zu sein" — erklärt er S. 10 und in der Tat ist in diesen Bekenntnissen gewissermaßen die Summe seines ganzen schriftstellernden Lebens enthalten. Er mußte seit 30 Jahren ja immer und überall dabei sein, wo es ein Spektakel gab — und Spektakel ist dieser jetzige Weltkrieg für ihn, sicher nichts als Spektakel, so eine Art allerneuestes Theaterbumbum, bei dem nur zur Abwechselung scharf geschossen wird, was aber an dem Bumbum selbst für ihn doch gar nichts ändert, auf dessen Ausdruck er ja seinen halb biblisierenden, halb französelnden, immer aber in undeutsch geistreichelnden Antithesen und Paradoxen einherzappelnden Stammel- und Kurzsatzstil so trefflich eingewerkelt hat. Kriegssegen! Man sollte meinen, Bahr versteht darunter den Segen, den der Krieg für die Auffrischung unserer deutschen Volkstumskultur bedeutet, daß also die „Heilwirkungen des Krieges", wie wir sie im Lenzmondshefte dieser Zeitschrift erörterten, darunter zu verstehen seien. Ähnliches kommt nun auch wirklich nebst Nibelungenlied, Minne- und Meistersang, Walther von der Vogelweide und Hans Sachs, nebst deutscher Mystik, Eckehart und Tauler und deutschem Barock, Klopstock und

Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Bach, Beethoven und Richard Wagner, S. 10, und dann noch Friedrich dem Großen und Richard Strauß, S. 28, in dem ganze 71 Oktavseiten umfassenden Büchlein vor; aber der kennt doch Bahr schlecht, der bei ihm das einfach Verständliche suchen wollte. Tatsächlich verwahrt er sich auch in einer Vorrede ausdrücklich gegen eine so naheliegende Auffassung und erklärt, er habe unter seinem Kriegssegen nur gemeint, „daß wir uns daraus einen Segen holen wollen!" — Dabei wundert er sich, daß trotz der weiteren Erklärung auf S. 19: „Einen Kriegssegen will ich sprechen, den Segen aussprechen, der auf allen Lippen liegt, denn wir alle, soweit es Deutsche gibt in der weiten Welt, alle segnen, segnen, segnen diesen Krieg!" — daß trotz all dem vielen Segnen „das Wort Kriegssegen wirklich mißverstanden worden, und von ganz klugen Leuten!" — Mag uns Bahr aber noch so lind vorpfeifen, mag es selbst als ein mildernder Umstand für sein jüngstes Büchlein — es kostet geh. 1 Mk. — in Betracht kommen, daß dessen Gesamtertrag der Kriegshilfskasse des Verbandes deutscher Schriftsteller zugute kommt, — wir glauben dem alten Rattenfänger doch schon längst nichts mehr von dem, was in seinen Büchern steht, denn wir wissen ja nur zu gut, daß er immer auch anders kann. Wir sind nicht sicher genug, ob er uns nicht auf einmal mit demselben Atemzuge auf demselben Blasholze einen Kriegsfluch bläst, wie er uns jetzt, da eben die Zeit dazu erfüllet ward, mit seinem Kriegssegen kommt. Es geht solchen Akrobaten der Feder schließlich immer wie jenem im Dorfteiche ertrinkenden bösen Buben, auf dessen Rufen niemand mehr hörte, als er zur Abwechselung wirklich ertrank. Da hatte er denn auf seinem letzten Loche gepfiffen. Die Leute am Ufer aber gingen ihres Weges und sagten unter sich, es geschieht ihm ganz recht, warum hat er uns so oft zum Narren gehalten.

2. In demselben Delphin-Verlage in München, dem auch Bahrs Kriegssegen entstammt, sind noch mehrere Kriegsbücher erschienen. Sie durften „trotz dem (sic!) stattlichen Umfang von 200 und mehr Seiten" behufs Versendung mit der Feldpost ein jedes nicht mehr als 230 Gramm wiegen, — also buchstäblich zu nehmen, leichte Ware — mit 75 Karikaturen in jedem Bande.

3. Nicht ebenso leicht zu nehmen ist jedoch Friedrich Stieve's „Deutschland vor den Toren der Welt". Es ist im ganzen genommen das alte Lied von der Weltläufigkeit, nur diesmal natürlich kriegsmäßig gestimmt. Aus einem im übrigen viel Treffendes enthaltenden Vergleiche der Volkserhebungen von 1813 und 1914 wird auf den Willen und daraus weiter auf die Pflicht zur Welt geschlossen; — und wir hatten doch gemeint, gerade die Rückkehr zur deutschen Allerweltläufigkeit früherer Jahrhunderte, die uns schon einmal das herrliche Reich der Staufen zerschlug und dann wieder unsere besten, höchsten Geistestaten ins Wolkenkuckucksheim geistigen Weltbürgertumes verflüchtigen ließ, müßte nach dem Kriege ein für allemal abgetan sein! Schmidt-Gibichenfels hat recht, wir werden nie schärfer auf unserer Hut sein müssen, als gleich nach dem Kriege.

Adolf Harpf.

Bugge, A., Die Wikinger, Bilder aus der nordischen Vergangenheit. Übertragung von H. Hungerland. Halle 1906, M. Niemeyer.

Der mit Begeisterung für Annäherung und gegenseitiges Verständnis der germanischen Völker wirkende Lektor der deutschen Sprache und Literatur in Lund hat sich durch die Übersetzung dieses Buches von Alexander Bugge, dem Sohne des bekannteren, verstorbenen Sophus ein unbestreitbares Verdienst erworben, denn trotz den jetzt so beliebten Nordlandsfahrten ist die Zahl unserer Norwegisch verstehenden Landsleute eine sehr geringe. Der Stoff des schon vor mehreren Jahren erschienenen, mir aber jetzt erst bekannt gewordenen Werkes ist gegliedert in sieben Abschnitte, von denen der erste „Das erste Hervortreten der nordischen Völker", der zweite „Das Weib in der Wikingerzeit", das Übrige verschiedene Seiten der nordischen Kultur und ihre Ausbreitung über benachbarte

Länder behandelt. Ich möchte hier besonders auf den ersten eingehen, der ja ganz in mein eigenes Forschungsgebiet fällt. „Wie können wir ohne historische Voraussetzungen alle die verwickelten, die nordischen Stämme betreffenden Fragen verstehen?", fragt der Verfasser, und wir können ihm unter der Bedingung beistimmen, daß diese Voraussetzungen richtig sind. Dies ist aber leider nicht immer der Fall, da er manche irrige Vorstellungen noch nicht überwunden hat. So ist es z. B. durchaus verkehrt, daß die Goten „zu jener Zeit (Christi Geburt) noch an dem südlichen Gestade der Ostsee" gewohnt hätten; dorthin kamen sie erst ein halbes Jahrhundert später, nach dem Zusammenbruch des Schwabenreiches aus ihrer Urheimat in Skandinavien. So, nicht „Skadinavien" ist die „richtige" Gestalt des Namens, von dem Schonen (Scania) nicht „eine spätere Form" darstellt, sondern den unerweiterten Stamm enthält. Thule, „das Pytheas besuchte", lag keineswegs an der „norwegischen Westküste", ist vielmehr das heutige Island. Die Römer hatten „bei ihren unvollkommenen ethnographischen Kenntnissen" ganz recht, daß sie „die Kimbern und Teutonen zu Kelten machten", denn die Ähnlichkeit war sehr groß und zudem der Germanenname noch gar nicht aufgekommen. Der Name Heruler ist nicht „dasselbe Wort wie das nordische Jarl" (agf. eorl, edler Mann, Krieger), sondern mit Cherusci, Caeroesi, Harii, Harudes gleichen Stammes. Die Erdmutter (Aertha, verschrieben Nerthus), deren heiliger Hain richtig auf Seeland gesucht wird, wurde nicht von den Ingävonen, sondern von schwäbischen Völkern verehrt. Der Name „Svear" (Sueones, Suevones) ist freilich noch umstritten, bedeutet aber sicherlich nicht „Tempelwärter"; nach meiner wohlbegründeten Ansicht ist er eins und dasselbe mit „Sueben". Derartige Beispiele ließen sich noch mehrere anführen, doch will ich den Leser nicht ermüden. Einverstanden wird man mit dem Schlusse des Abschnitts sein: „Die nordischen Völker" werden zwar niemals „zusammenschmelzen", aber als freie und selbständige Volkseinheiten „können sie zusammen wirken und dadurch Großes im Dienste des Friedens und Fortschritts vollbringen; niemals aber werden sie dieses vermögen, wenn sie gegeneinander stehen". Vielleicht wird ein auf dem Boden rassenhafter Völkerkunde stehender Politiker noch den Wunsch beifügen: auch nicht gegen das Deutsche Reich, die Vormacht der Germanen.

Das nordische Weib wird in seiner stolzen Schönheit, aber auch in seiner herben, oft fast männlichen Heldenhaftigkeit ansprechend geschildert. Daß Tacitus' Darstellung von der meist streng beobachteten Einehe „idealisiert und aufgeputzt" sei, glaube ich nicht; von den Zuständen an üppigen Fürstenhöfen darf man nicht ohne weiteres auf die Gesamtheit des Volkes schließen, im nordischen Altertum so wenig wie im deutschen Mittelalter. „Hochsinnig und edel, mild und friedenbringend war das Frauenideal unserer Ahnen zu jener Zeit", sagt der Verfasser ja selbst. Wohl zog die „Schildmaid" manchmal gewappnet mit in die männermordende Schlacht, aber sie verstand es auch, die wunden Helden zu erquicken und kunstgerecht zu verbinden. „So sehen wir auf allen möglichen Gebieten des Lebens eine Reihe selbständiger und eigenartiger, ja oft großzügiger Frauengestalten an unserem geistigen Auge vorüberziehen: Frauen, die Runensteine errichten und Sinn für Kunst und Schönheit verbreiten, Besitzerinnen ausgedehnter Güter, Kolonistinnen, Ärztinnen, Dichterinnen, Schildjungfrauen und Wikingeranführerinnen, Königinnen und Staatslenkerinnen." Einen Irrtum, von dem ich nicht genau weiß, ob er dem Verfasser oder dem Übersetzer zur Last fällt, darf ich nicht unberichtigt lassen: Tacitus' Worte „feminis lugere honestum est, viris meminisse" werden übersetzt „Es ist ehrenvoll über Frauen zu trauern, der Männer soll man gedenken", während der Sinn doch offenbar ist „Weibern ziemt es zu klagen, Männern zu gedenken".

Aus den folgenden Abschnitten, die hauptsächlich von der Besiedelung Irlands und der Insel Man handeln, wo zahlreiche, z. T. abgebildete Runensteine an die germanischen Eroberer erinnern, möchte ich nur die Betrachtungen über die „altirische Kunst" hervorheben, die mit ihren Flecht- und Schlingmustern „so übermäßig reich und wechselvoll ist, ohne jedoch überladen oder einförmig zu werden". Die Iren konnten, nach des Verfassers Meinung, nicht nur hierin, sondern „auf allen Gebieten geistigen Lebens die Lehrmeister

der Nordleute werden". Nicht oft genug kann demgegenüber wiederholt werden, daß die keltische Zierkunst, soweit nicht urverwandt, umgekehrt in nachhaltigster Weise von der nordischen beeinflußt worden ist. Auch die Bemerkung, daß die „von den Goten (am Schwarzen Meer) erfundene Runenschrift" mit anderen „köstlichen Lehren in der höhern Kultur des Südens geholt" und von Heimkehrenden nach dem Norden gebracht worden sei, kann ich nicht unwidersprochen lassen. Wie ich, besonders in meinen jetzt in neuer Bearbeitung erschienenen „Germanen", aufs eingehendste begründet habe, war der Vorgang ein gerade umgekehrter, was auch einzelne von den Goten auf ihrer Südwanderung verlorene Runendenkmäler, so z. B. die Speerspitzen von Müncheberg und Kovel, bezeugen. „Die Wikingerzeit", lesen wir am Schluß, „steht für uns Menschen der Neuzeit da als die vielleicht größte Kraftentfaltung der nordischen Völker, voll starker tiefer Leidenschaften und sondertümlicher Charaktere". Sie ist eben nichts anderes als der letzte Auftritt in dem wechselvollen und wildbewegten Schauspiel der germanischen Völkerwanderung. Man wird in dem besprochenen Buche viel Schönes und Anregendes finden, besonders auch allerlei bezeichnende Proben aus der Skaldendichtung. Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit an ein ähnliches, fast vergessenes, aber vielleicht noch inhaltreicheres Werk erinnern, an Strinnholms 1834/55 erschienenes „Skandinavien under hednatiden", eine wahre Fundgrube für den Erforscher nordischen Altertums, von Frisch unter der Überschrift „Wikingszüge" ins Deutsche übertragen (zwei Bände, Hamburg 1839—41, Fr. Perthes).

Ludwig Wilser.

Das Deutsche Buch. Herausgegeben von der Germanischen Glaubens-Gemeinschaft. Erschienen im Nornen-Verlag, Leipzig, Teubnerstr. 10. (Für die Kriegszeit Händler bei Chemnitz.) Preis 1,50 Mk.

Dieses Buch erschien bereits vor dem Kriege im Januar 1914. Seinen Wert beweist die gute Aufnahme, die es allgemein fand. Bereits in zwei Monaten war über die Hälfte der ersten Auflage abgesetzt, so daß jetzt nur der Krieg uns eine Restauflage erhalten hat.

Was will das Buch? Lange vor ihm hat man viel vom deutschen Germanenglauben gesprochen, ohne recht zu bekennen, wie man ihn in die Tat umsetzen will. In diesem Buche aber unternahmen es Männer, wie der Maler und Dichter Fahrenkrog, Weißleder, Hartig u. a. einen Anfang zur Grundsteinlegung des neuen Germanen-Domes zu machen. Nach Darlegung des Wesens und der Verfassung der Germanischen Glaubens-Gemeinschaft werden kurz die Grundgedanken germanischen Glaubens gegeben. Darauf folgen kernige Worte über 1. Die germanisch-sittliche Anschauung, 2. Germanische Weihetage als: Jugendweihe, Hochzeit, Totenweihe, 3. Die hohen Feste und 4. Den germanischen Weihdienst.

Daran ist das Fesselnde nicht nur der Entwurf, sondern die Tatsache, daß uns hier etwas zum ersten Male geboten wird, was bereits von mutvollen Bekennern geübt und in die Tat umgesetzt wurde. Also nicht nur Lehren, sondern Beispiele!

Der zweite Teil enthält Näheres über „Das germanische Jahr", dessen Namen der Wochen, Wochentage, Monde usw. Es folgt ein guter Überblick über die ganze germanische Glaubensbewegung, über die germanische Bewegung bei uns überhaupt; anschließend weiter einführende und betrachtende Abhandlungen. Am Schluß kommt noch die Große Germanenloge zu Wort, als Zeichen ihrer Bemühung, die ganze germanische (bezw. deutsch-völkische) Bewegung in einen einzigen großen Volksbund zusammenzuschweißen.

Es ist jedem zu empfehlen, dies Buch zur Hand zu nehmen. Seine Eigenart wird überraschen und zum Nachdenken und Umdenken anregen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 26. 5. 15.

Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 2 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die Gefahren der Flaumacherei während des Krieges.

Vom Herausgeber.

Von vornherein bestand bekanntlich im gesamten deutschen Volke, an den maßgebenden wie an den unmaßgebenden Stellen nicht die geringste Meinungsverschiedenheit darüber, daß als Mindesterfolg des gegenwärtigen Krieges genügende Sicherung gegen ähnliche Überfälle und Eröffnung der Möglichkeit einer auf allen Gebieten des völkischen Lebens gedeihlichen Entwicklung für die Zukunft erreicht werden müsse. Das ist anscheinend auch jetzt noch der Fall. Weit abweichend, ja direkt entgegengesetzt waren und sind jedoch die Ansichten über die Mittel, durch welche dieses Ziel zu erstreben sei. Auf der einen Seite will man das durch entsprechende Schwächung der Feinde und Stärkung der eigenen Macht — was natürlich nicht ohne Landnahme möglich ist —: auf der anderen Seite durch Versöhnung, Verständigung mit ihnen zustande bringen. Das letztere sollte man eigentlich bei dem abgrundtiefen Haß und bei der geradezu teuflisch hinterlistigen Weise, mit der dieser Krieg seitens unserer Feinde vorbereitet, angezettelt und geführt worden ist, gar nicht für denkbar halten; aber bei einer gewissen Sorte von Deutschen scheint eben hinsichtlich der politischen Harmlosigkeit und Naivität alles möglich zu sein. Oder soll man etwa annehmen, daß bei uns feindliche Spione und heimliche Parteigänger für das Ausland die öffentliche Meinung in diesem Sinne zu bearbeiten suchen?

Da diese Vermutung in anbetracht der Persönlichkeiten, die dabei in Frage kämen, unbedingt abzuweisen ist, so bleibt nur die Annahme übrig, daß jene Art von Deutschen seitens der Feinde noch immer nicht genug Haß, Neid, Niedertracht, Gemeinheit, böswillige Verkennung, haarsträubende Ungerechtigkeit erfahren haben und noch auf eine zweite erheblich vermehrte und verböserte Auflage warten, ehe sie sich entschließen, daraus die unbedingt notwendigen Folgerungen zu ziehen. Oder ist man vielleicht der kindlichen Ansicht, die Mißgunst der Feinde würde sich in dem Maße vermindern, als wir siegen, und nach einem vollständigen Siege unsererseits ganz verschwinden?

Leider sind es nicht bloß eine geringe Anzahl „reiner Toren", unverbesserlicher Schwärmer und Utopisten, sondern angeblich „führende" und auf gewisse Volksschichten recht einflußreiche Kreise, von denen jene Versöhnungs- und Verständigungsabsichten ausgehen, geduldet, unterstützt werden. Eine gewisse Erklärung findet jene merkwürdige, für ernsthafte Politiker ganz unverständliche Erscheinung allerdings in der bekannten Tatsache, daß es bis kurz vor dem Kriege eine kleine, aber einflußreiche und von der Regierung offenbar begünstigte Clique gab, die eifrig bestrebt war, mit Frankreich, oder Rußland, oder England, oder gar mit allen dreien zugleich zu einem guten, ja „herzlichen" Einvernehmen zu kommen. Es ist ja nun menschlich verständlich, wenn diese Kreise nicht gern eingestehen möchten, wie hanebüchen sie sich geirrt und wie ahnungslos sie sich als Mittel der Täuschung zum Zwecke der Überraschung haben gebrauchen lassen; aber desto wilder — so sollte man wenigstens meinen — müßte jetzt ihr gerechter Zorn aufschäumen.

Das scheint nun sonderbarerweise gar nicht der Fall zu sein. Sie empfinden offenbar nichts von dem, was ein echter und rechter (mir leider nicht mehr bekannter) deutscher Dichter so schön nennt:

„schlafender Kräfte weckender Born
rächender, siegender, heiliger Zorn".

Solcher echt männlichen Empfindungen sind jene (sich selbst so nennenden) „Intellektuellen" offenbar nicht mehr fähig. Die übermäßige Ausbildung ihres „Intellektes" hat anscheinend ihre Willensimpulse, ihre tatenschöpferischen Kräfte verkümmern lassen, oder sie empfinden überhaupt nicht wahrhaft völkisch, nicht national, sondern nur international, fühlen sich nur als bevorzugte Klasse der Menschheit, aber nicht als lebendiger Teil — weder als Haupt noch als Glied — des deutschen Volkskörpers. Sie sind diesem anscheinend nicht mal oberflächlich einverleibt, und darum halten sie denn auch das Gefühl der völkischen Rache zwar bei den Franzosen, selbst wenn es 44 Jahre lang andauert und trotz aller von uns geübten Geduld, ja in die Hände gespielter Vorteile nicht zu beschwichtigen war, für „gerecht", ja „edel" und „hochherzig"; aber bei uns Deutschen offenbar für gemein, rückständig, „barbarisch". Solche kleinen Scherze, wie die mit den braven

deutschen Offizieren von Schierstedt und Graf Strachwitz, mit deutschen Krankenschwestern und dergleichen mehr sollen wir ihnen offenbar nicht so sehr übelnehmen. Bei uns soll der rächende, siegende, heilige Mannes-zorn, auch wenn er noch so natürlich und berechtigt ist, nicht mal den Krieg überdauern. Wir sollen, sobald es mit unserer Waffenehre nur irgend verträglich ist, zu unseren Feinden, mindestens zu den Franzosen sagen: „Entschuldigt, daß wir geboren sind und uns nicht schon lange selbst umgebracht haben; aber, was nicht ist, kann vielleicht noch werden, seid darum nur wieder gut!"

Mit den Russen wollen sich unsere „Intellektuellen" anscheinend weniger gern verständigen und versöhnen, vielleicht, weil diese ihre armen Juden gar zu grausam behandeln; aber es müßten keine rechten deutschen Professoren von jener besonderen Sorte sein, die nicht auch das fertig brächten. Es wundert uns darum gar nicht, daß Professoren, wie Anschütz und Hötzsch, selbst nach den Erfahrungen dieses Krieges — von den anderen scheinen sie nichts zu wissen — eine Verständigung mit Rußland befürworten konnten. Auch die Russen sind offenbar noch nicht asiatisch hinterlistig, treulos, undankbar genug gegen uns gewesen; auch haben sie wohl noch nicht genug Land und Lebensspielraum für Jahrhunderte. Wir dürfen ihnen also beileibe nichts abnehmen, müssen vielmehr durch Ver-söhnung und Verständigung alles tun, damit sie möglichst rasch wieder zu Kräften kommen und mit neuer asiatischer Tücke von neuem über uns herfallen können!

Man sollte nun erwarten, der bei unseren „Intellektuellen" ihrer eigenen Aussage nach so überaus empfindliche Gerechtigkeitssinn und der letzte Rest des ihnen noch zur Verfügung stehenden Manneszornes müßte sich, wenn nicht auf die Franzosen und Russen, so doch wenigstens auf die Engländer, die eigentlichen Anstifter, Schürer und Führer des Weltbrandes, richten. Aber da kennt man die auserlesenen und aus-erwählten Häupter unserer „Intellektuellen" schlecht. Ein Herr Eugen Zimmermann, Vorsitzender des Vorstandes der August Scherl G. m. b. H., läßt sich in Nr. 45 des „Tag" an leitender Stelle, wie folgt, vernehmen:

„Was wollen wir denn? einen langen, gesicherten Frieden. Er ist nur durch eine Verständigung möglich. Sie wird am ehesten erreicht werden, wenn man den Engländern den Nachweis liefert, daß ihre Bundes-genossen nicht allzuviel wert sind." Dieser Nachweis sei teils bereits gelungen. „Wenn wir im Osten und Westen zu entscheidenden Schlägen kommen, so würden die Engländer sehen, daß es zweckmäßiger wäre, mit der stärksten Kontinentalmacht zu gehen, deren Waffen den größten Aktionsradius haben, als mit den beiden jetzigen Bundesgenossen. Die Engländer sind Real-politiker. Wenn sie selbst dann noch am eigenen Leibe ihren Krieg zu spüren bekämen, so wäre das die schnellste Brücke zu ihnen. Wer ist der populärste Mann in London? Churchill? Nein. Lord Kitchener? Nein.

Sir Edward Grey? Nein. Etwa der König von England? Nein. Es ist der Kapitän der „Emden" von Müller. Er würde, käme er nach London, einen glänzenden Empfang haben. Und weshalb? Er hat den Engländern gezeigt, daß er es besser machte als sie selbst. Sie fordern, was praktisch ist, den Befähigungsnachweis."

Also sprach Eugen Zimmermann! Der Herr scheint also wirklich und wahrhaftig der Ansicht zu sein, der Haß unserer schlimmsten, hinterlistigsten, tückischesten Feinde vermindere sich in dem Maße, als wir siegen, und verschwände ganz, wenn wir vollständig gesiegt hätten; denn sie verlangten ja seiner Ansicht nach nichts als den „Befähigungsnachweis", daß wir besser als sie zu siegen verstünden! Bei diesem Herrn hat offenbar auch der „Intellekt" auf Kosten des Willens eine allzuhohe Ausbildung erlangt, und so erklärt sich „biologisch" der allzu große Mangel an völkischem Empfinden. Er gibt zwar zu, daß „ein Bündnis mit England, das uns nicht nur Rußland und Frankreich, sondern auch indische Horden auf den Hals gehetzt hat und den Krieg in erbärmlicher Weise führt, vielen ein ebenso unsympathischer Gedanke sei wie eine Verständigung mit Rußland, dessen Soldateska Ostpreußen verwüstet, deutsche Frauen geschändet und deutsche Männer verstümmelt hat". „Aber" — so sagt er weiter — „mit Gefühlen können wir keine nützliche Politik machen."

Wenn es nur Herr Eugen Zimmermann wäre, der ohne Gefühl diese Art von „nützlicher" Politik machen möchte, so brauchte man darauf gar nicht ernsthaft einzugehen. So etwas von „Realpolitik" wäre dann nur ein Anlaß für politischen Humor oder Satire. Aber leider scheint es nach manchen Merkzeichen, als ob dieser Herr, der doch sonst im „Tag" gar nichts, geschweige denn etwas an leitender Stelle, veröffentlicht hat, nur das gefällige Sprachrohr für jene kleine, vor dem Kriege bekanntlich sehr mächtige und einflußreiche Clique gewesen ist. Man wird darum auch später noch mit derartigen Verstößen rechnen müssen. Überdies ist dem deutschen Volke oder mindestens einem großen Teile davon in der letzten Zeit eine so merkwürdige Auslegung des Begriffes „Realpolitik" suggeriert worden, daß es leider unvermeidlich ist, die Gedankengänge des Herrn Eugen Zimmermann und seiner Hintermänner gründlichst ad absurdum zu führen. Ich habe das zwar gleich auf frischer Tat in Nr. 104 der „Deutschen Tageszeitung" als Erwiderung auf jenen Artikel des „Tag" versucht; aber es konnte das dort nur in bezug auf England und mit der durch die Zeit- und Raumverhältnisse gebotenen Zurückhaltung geschehen. Hier kann ich mich darüber ausführlicher und weniger zurückhaltend äußern.

Was zunächst England anbelangt, so hätten wir ja schon vor dem Kriege leicht eine Verständigung mit ihm, aber nur auf der Grundlage der Unterordnung unter seine absoluten See- und Weltherrschaftsansprüche, nicht auf der Basis der Gleichberechtigung erreichen können. Das zu verkennen und trotz aller Abweisungen immer wieder Verständigungsversuche zu

machen, war geradezu eine Naivität, denn noch niemals hat ein Weltreich freiwillig, ohne verlorenen Krieg auf seine Ansprüche verzichtet. Alles Werben um eine für uns nicht direkt ehrenrührige und unvorteilhafte Verständigung mit England war von vornherein verlorene Liebesmüh und zwar um so sicherer, je stärker wir zur See wurden und je mehr Überseepolitik wir treiben wollten. Auch durch den gegenwärtigen Krieg, der ja doch von England gerade zur Behauptung seiner maßlosen Ansprüche vorbereitet und angezettelt worden ist, wäre für uns eine Verständigung mit diesem Lande und Volke nur möglich, wenn wir eine Niederlage erleiden würden. Daß die Verständigung dann geradezu die Form einer Vasallenschaft annehmen müßte, ist selbstverständlich. Derartige Bündnisse mit besiegten Feinden sind ja altes britisches Herkommen. So mußte, um nur die allerneuesten Beispiele anzuführen, zuerst Frankreich bei Faschoda vor England schimpflich zurückweichen, und Rußland durch Japan im Auftrage und mit Unterstützung Englands besiegt werden, ehe das Bündnis sowohl mit dem einen wie dem anderen früheren Gegner möglich werden konnte. Der britische Löwe liebt eben nur eine — „societas leonina". Wo er nicht der Stärkste oder mindestens der Führende ist oder werden kann, da bleibt er dem Bündnisse fern. Wer also auf unserer Seite vor dem Kriege naiv genug war, ein Bündnis mit England zu erstreben, verdient nicht mal den Namen eines ernsthaften Politikers, geschweige denn eines Staatsmannes.

Das mutmaßliche Bestreben, auch uns nach der Niederlage eine solche „societas" aufzuhängen, erklärt, aller englisch-politischen Logik nach, überhaupt erst so recht diesen Krieg. Es war das vielleicht die letzte und eigentliche, aber sorgfältig verschwiegene Absicht Englands, als es den gegenwärtigen Krieg heraufbeschwor. Diese Absicht konnte aber und sollte wohl auch erst im weiteren Verlaufe des Krieges und zwar in dem Augenblicke verwirklicht werden, als sich die Siegesaussichten auf die Seite des Dreiverbandes etwas — nicht viel — geneigt haben würden. Eine vollständige Niederlage unsererseits auf dem Kontinente hat England wohl überhaupt nicht gewünscht und auch nicht als möglich angenommen, denn sonst wäre ja die Anzettelung dieses Krieges und die aktive Beteiligung daran von seinem Standpunkte aus vollendeter Wahnsinn gewesen. Nach einer solchen Niederlage hätte ja seine Stellung dem Kontinente gegenüber noch viel schlimmer als vor dem Kriege werden müssen. Die von ihm so ängstlich gehütete Labilität des europäischen Gleichgewichts wäre ja dann noch viel gründlicher zerstört worden, als es vor dem Kriege und überhaupt jemals der Fall gewesen ist. Selbst seine einfache Großmachtstellung in Europa wäre dann, zum mindesten in nächster Zukunft, bei noch größerem Wachstume Rußlands, bedroht worden. Und — was zu verhindern für England immer eine Hauptsorge gewesen ist — Belgien wäre dann ganz unter Frankreichs Einfluß und Protektion geraten, hätte also seinen Wert als Brückenkopf und Glacis für die Seefeste England vollständig eingebüßt.

Zu dem Zwecke sind ja doch überhaupt die Niederlande zu gegebener Zeit geteilt und ist der angeblich selbständige Staat Belgien von England erst geschaffen worden. Um alle diese mühsam erreichten Vorteile und noch dazu die Kriegshandelsprofite, die bei formeller Neutralität viel besser einzuheimsen gewesen wären, einzubüßen — dazu hätte England sich aktiv am Kriege beteiligt? Da verdienten ja seine leitenden Staatsmänner gehenkt zu werden!

Es muß also für England das höchste, ja alles auf dem Spiele gestanden haben, wenn man einen so ungeheuren Einsatz gewagt hat. In der Tat hätte ja auch England als siegreicher Führender im späteren Bunde mit Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien seine Weltstellung für vorläufig unabsehbare Zeit gesichert halten und nach jeder für ihn vorteilhaften Richtung erweitern können. Es hätte dann wieder einmal von sich sagen können: „The world is rapidly becoming english.“ Wir hatten ja vor dem Kriege ohnehin schon alles nur menschenmögliche getan, um uns der englischen Weltherrschaft auf jedem Gebiete des Lebens „anzugleichen“. Die Engländerei galt ja bei uns trotz ihrer leeren Äußerlichkeit, ihrer seelischen Öde und geistigen Beschränktheit fast überall für „vornehm“! Wie würde diese Giftpflanze bei uns erst ins Kraut geschossen sein, wenn England uns im gefährlichsten Augenblicke „großmütig“ gerettet hätte! Wir hätten den Briten dann vielleicht sogar alle unsere technischen und wissenschaftlichen Geheimnisse verraten und sie so instand gesetzt, auch industriell und geistig mit uns eine — „societas leonina“ einzugehen. Es gab ja vor dem Kriege kaum etwas Dummes, das uns zuzumuten wir England nicht das Recht gegeben hätten.

Wenn man also von dem Mangel an Augenmaß für die wirklichen Machtverhältnisse auf dem europäischen Festlande und einer gewissen skrupellosen Wagehalsigkeit absieht, so war die jüngste englische Politik gar nicht so töricht, wie sie jetzt aller unabhängig denkenden Welt und vielleicht sogar ihren Urhebern selbst erscheinen wird. Merkwürdig ist nur, daß England, nachdem es den Krieg auf Räder gesetzt und ins Rollen gebracht hatte, sich nicht, seiner sonstigen Gewohnheit gemäß, zurückzog und als „tertius gaudens“ auf die Lauer legte. Aber das muß wohl diesmal nicht mehr möglich gewesen sein, oder man fürchtete, daß bei der weitgehenden Friedensliebe der Zentralmächte der bereits rollende Wagen doch noch im letzten Augenblicke aufgehalten werden könnte.

Die Sache ist nun freilich anders und gar nicht so gekommen, wie England offenbar angenommen und gewünscht hat. Man konnte darum nicht im richtigen Augenblicke im Namen der „Zivilisation“ und „Humanität“, vielleicht flankiert noch von Italien und Amerika, zugunsten des Friedens und zur Schonung Deutschlands als des Bollwerks gegenüber den dann sicher sogenannten „russischen“ Barbaren dazwischen treten. An einer zu weit gehenden Schwächung oder gar Vernichtung Deutschlands als Kon-

tinentalmacht — nicht als See- und Weltmacht — hat ja England nicht nur kein Interesse, es braucht uns wie Österreich-Ungarn vielmehr zur Herstellung des (labilen) Gleichgewichts gegenüber dem wachsenden Rußland. Da aber die Siegesaussichten sich unerwarteterweise sehr bald auf unsere Seite neigten, so mußte England das aus allen Wunden blutende Frankreich und sogar Rußland gegen die „deutschen" Barbaren mit allen Mitteln zu stützen suchen. Sonst wäre ja das Gleichgewicht auf dem europäischen Festlande aus dem bisherigen „labilen" (leicht störbaren) Zustande in einen „stabilen" (festen) übergegangen und der Frieden in Europa wirklich und dauernd gesichert. Das will ja aber England gar nicht. Was sollte denn aus der britischen Weltherrschaft werden, wenn die Völker Europas nicht ewig dazu verurteilt blieben, sich gegenseitig zu zerfleischen?

Man sieht: gerade wenn uns an einem sichern und dauernden Frieden gelegen ist, dann wäre nichts törichter, diesem Zwecke undienlicher als das Bemühen um eine Verständigung mit England. Außerdem ist diese auf der Grundlage der Gleichberechtigung in Europa und in der Welt für uns auch gar nicht zu erreichen, solange die englische Politik englisch bleibt. Und sie kann auch gar nicht anders werden, wenn das britische Weltreich sich nicht selbst zugrunde richten und sogar in Europa auf eine Macht zweiten oder dritten Ranges herabsinken will; denn unter der Voraussetzung der Gleichberechtigung ist England in keiner Beziehung, weder militärisch noch wirtschaftlich, weder in Europa noch anderswo in der Welt mit uns auf die Dauer konkurrenzfähig; es muß dabei über kurz oder lang, wahrscheinlich über kurz, weit hinter uns zurückbleiben. Sogar unter den bisherigen Bedingungen der Bevorrechtung drohte ihm ja doch schon bei dem Wettlaufe mit uns der Atem auszugehen. Das weiß man wohl nirgends besser als in England selbst, und das war ja auch einer der Hauptgründe, vielleicht der ausschlaggebende, den Weltkrieg gegen uns zu organisieren. Unsere Diplomaten muteten also dem britischen Weltreiche einen indirekten Selbstmord zu, als sie von ihm ein Bündnis oder eine Verständigung auf der Grundlage der Gleichberechtigung — nicht der societas leonina — erheischten. Unbesiegt wird es sich dazu niemals verstehen und besiegt nur zu dem Zwecke, um hinter dieser Deckung sich von neuem zum Kriege gegen uns vorzubereiten und der Verbündete jedes Feindes von uns zu werden. Man soll doch nicht so naiv sein zu glauben, daß ein Todfeind und noch dazu einer von der zähen Art Englands jemals vergißt. Dieser unser Todfeind hat nach reiflicher Überlegung und sorgfältiger Vorbereitung den Krieg um Sein oder Nichtsein gegen uns entfesselt. Wir werden vor ihm nicht eher sicher sein, als bis er röchelnd am Boden liegt. Die Sache verhält sich also genau umgekehrt so, wie sie sich Herr Eugen Zimmermann und seine Hintermänner vorstellen. Es wäre darum der Gipfel der Torheit, die von ihnen empfohlene Politik, selbst wenn das

besiegte England sich scheinbar dazu bereit erklärte, zu befolgen. Die Stimmung unseres ganzen Volkes gegenüber England ist nicht nur psychologisch vollkommen erklärlich, auch vom Standpunkte nüchterner Erwägung durchaus recht und richtig. Wer dieser Stimmung ernsthaft entgegenwirken wollte, würde den furor teutonicus entfesseln. Dieser furor teutonicus, nach außen hin gerichtet, ist etwas Schönes, Großes, Erhabenes im Kampfe um Sein oder Nichtsein. Etwas Entsetzliches wäre er aber, wenn er sich nach innen richten müßte.

Man wird jetzt verstehen, warum ich in der Widerlegung einer an sich lächerlichen, eigentlich gar nicht der Rede werten Sache so ausführlich geworden bin.

Ähnlich naiv und darum ebenso gefährlich, ja fast noch gefährlicher sind die Vorstellungen gewisser Leute hinsichtlich unseres künftigen Verhältnisses zu Rußland. Und wenn sie sich dabei auf Bismarck berufen, so zeigen sie von echt Bismarckischem Geiste keine Spur, sondern höchstens, daß sie die letzten 36 Jahre grundstürzender politischer Entwicklung verschlafen haben oder gänzlich verkennen. Auch für den Zarismus würde eine Versöhnung und Verständigung nach dem Kriege, die ja doch nur auf der Grundlage der Unantastbarkeit der Grenzen Rußlands und der Erhaltung seiner Stellung als Weltmacht denkbar wäre, nur die Deckung sein, hinter der man einen neuen Krieg gegen uns vorbereiten könnte. Aber selbst wenn Rußland in nächster Zukunft darauf ernstlich verzichten und sein ganzes Augenmerk auf seine innere Erholung und Kräftigung richten wollte, so würde es doch gerade dadurch mit der Zeit von selbst dermaßen wachsen, daß seine früheren Weltmachtsansprüche ganz von selbst wieder aufleben würden. Die Verführung dazu ist eben bei einem so ungeheueren Reiche nur zu groß, selbst wenn keine sozusagen „geheiligten" Geschichtsüberlieferungen solche Ansprüche immer und immer wieder aufpeitschen müßten. Hätte sich dann auch England und Frankreich hinter der Deckung einer Versöhnung mit uns entsprechend gekräftigt, so stünde unseren Enkeln oder mindestens Urenkeln eine neue Auflage des jetzigen Weltkrieges bevor. Ob die Aussichten für uns dann besser oder schlechter als jetzt wären, jedenfalls wäre unsere Lage dann schlimmer, als sie sein könnte, wenn wir jetzt keine Versöhnung und keine Verständigung mit unseren Feinden anstrebten, diese vielmehr soweit schwächten, daß der Zusammenbruch zum mindesten ihrer imperialistischen Bestrebungen unabwendbar, jedenfalls ihre Erholung und Kräftigung nicht so leicht möglich wäre. Alle Lehren der Geschichte und Rassenbiologie sprechen aber für die Wahrscheinlichkeit, daß ohne Rückendeckung unsererseits weder Frankreich noch England noch Rußland je wieder recht zu Kräften kommen und eine Wiederholung des jetzigen Weltkrieges mit Aussicht auf Erfolg versuchen können.

Selbstverständlich ist dabei vorausgesetzt, daß wir nach dem Kriege, auch wenn er mit einem vollen Siege unsererseits endigt, uns nicht auf

das Faulbett legen, sondern vielmehr unsere Macht moralisch, militärisch und wirtschaftlich noch zu steigern suchen. Die Gefahr des Faulbetts ist überdies *ohne* jene Verständigungsutopistereien für uns geringer, als wenn wir, verführt durch solche Verträge, uns in Friedenshoffnungen einlullen ließen, die sich zuletzt doch als trügerisch erweisen würden.

Außerdem ist noch etwas anderes in Erwägung zu ziehen. Verständigen wir uns mit Rußland und decken ihm so den Rücken gegen die nach dem Kriege drohende innere Revolution, verbunden mit Losreißungsversuchen der geknechteten Völker, dann werden diese sehr möglichen und wahrscheinlichen Ereignisse, die wir im Interesse unserer Selbsterhaltung wünschen und begünstigen müssen, entweder gar nicht eintreten, oder sie können dann um so leichter niedergeschlagen werden. Was haben *wir* dann davon? Wer wird uns diese feige Rückendeckung unmenschlicher Henker danken? Etwa der Zarismus? Der hat uns die Rückendeckung gegenüber Japan mit dem schnödesten, hinterlistigsten Überfall, der jemals dagewesen ist, gelohnt und würde das, wenn er dazu imstande ist, immer wieder tun.

Gelingt dagegen die innere Revolution, reißen sich die geknechteten Völker los, dann ist der für uns und ganz Europa so gefährliche Raubimperialismus Rußlands vernichtet und der Frieden für unabsehbare Zeit gegen für uns lebensgefährliche Störungen gesichert. Die befreiten Völker können dann aufatmen und ihre eigene Kultur, soweit sie dazu fähig sind, entwickeln. Wir aber hätten dann in den russischen Ostseeprovinzen und den benachbarten, trotz großer Fruchtbarkeit überaus schwach bevölkerten Gouvernements, gleichviel ob wir diese einverleibten oder verselbständigten, Land und Lebensspielraum für Jahrhunderte. Die Ostsee wäre dann ein *rein germanisches* Meer, wie die Nordsee, und eine Umfassung unserer Flanken unmöglich. Wenn die Ostseeprovinzen von Rußland auf irgendeine Weise befreit werden, dann könnten wir unsere Grenzen nicht nur nicht schlechter, sondern *besser* sichern und verteidigen, abgesehen davon, daß es altes deutsches Ordensland ist, was wir dann von harter Knechtschaft erlösen würden. Ähnlich verhält es sich mit der Ukraine, nur daß diese an und für sich schon ein Recht auf kulturelle und politische Selbständigkeit hat.

Man sollte erwarten, diese sowohl vom Standpunkte wahrer Kultur wie wahrer Humanität außerordentlich wünschenswerten Möglichkeiten müßten gerade unseren von Kultur- und Humanitätsbeteuerungen überfließenden „Intellektuellen" besonders einleuchten, und sie müßten alles tun, was deren Verwirklichung fördern, oder wenigstens alles vermeiden, was der Entwicklung in dieser Richtung schaden könnte. Aber da hat man eben die Rechnung ohne jene gewisse Sorte deutscher Professoren gemacht. Man höre und staune!

Die stärkste Stütze des russischen Weltimperialismus ist neben Polen und den Ostseeprovinzen bekanntlich die *Ukraine*. Gerade die Losreißungsbestrebungen *dieses* von den sogenannten Kleinrussen bewohnten Landes

müßten darum von uns zum mindesten moralisch auf jede Weise unterstützt werden. Ein deutscher Universitätsprofessor bringt es jedoch fertig, sogar diesem Volke in den Rücken zu fallen. Die „Deutsche Tageszeitung" läßt sich darüber folgendes schreiben:

„Mit einer seltenen Einmütigkeit hat die gesamte deutsche Presse das Streben der Ukrainer, das russische Joch abzuschütteln und Selbständigkeit zu erringen, unterstützt. Es sei gleich vorweg festgestellt, daß es sich nicht um die Teilung des Bärenfells handelt. Niemand denkt daran, etwa die von den Kleinrussen bewohnten Gouvernements Podolien, Kiew, Wolhynien, Cholm, Tschernikow, Poltawa, Charkow, Jekaterinoslaw, Taurien und Kuban an Deutschland oder Österreich anzugliedern, nur die Tatsache wird hervorgehoben, daß eine kleinrussisch-völkische Bewegung eingesetzt hat und daß ihr Bestehen geeignet ist, dem Zarenreiche innere Schwierigkeiten zu bereiten, es in seiner Stoßkraft zu schwächen. Wie groß die Aussichten dieser Bewegung sind, ob die aus Ukrainern zusammengesetzten Armeekorps der russischen Heeresleitung so unzuverlässig gelten, daß man sie nach Sibirien und dem Kaukasus abschob, wie die ‚Deutsche Tageszeitung' am 7. November v. J. meldete, ob schließlich sich unter der Oberfläche langsam ein von Wien aus geschürter Aufstand vorbereitet, alles das mag dahingestellt bleiben. Eines ist unbestreitbar: die ukrainische Frage ist in Fluß geraten und so eines der Kriegsmittel geworden, die geeignet sein könnten, den russischen Gegner teilweise zu lähmen. Und wie betont sei, ein durchaus erlaubtes Mittel. Wir brauchen nicht in die ferne Vergangenheit zurückgreifen, um dies zu erkennen, sondern uns nur an die deutschen und österreichischen Verlautbarungen erinnern, die den Polen beim Kriegsausbruch die Befreiung von russischer Unterdrückung ankündigten. Genau ebenso gelagert war die behördliche Erlaubnis, die es dem Mitglied des österreichischen Reichsrats Dr. Eugen Lewicky ermöglichte, im Sitzungssaal des preußischen Abgeordnetenhauses vor der ‚Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung' Anfang Dezember 1914 einen Vortrag über die Ukraine zu halten. Er schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung auf die Freiheit der Kleinrussen nach Zertrümmerung des Moskowiterreiches. Auch ist noch in frischer Erinnerung, wie die ukrainischen Abgeordneten Cehelsky und Baran von Enver Pascha und dem türkischen Minister des Innern empfangen wurden und ihre auf Zurückdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere gerichteten Wünsche vorbrachten. Daß man deutscherseits der Erfüllung dieser Wünsche die Wege ebnen muß, dazu gehört ein Durchschnittsmaß von politischer Einsicht. Man mag bei Abwägung der Machtverhältnisse und der augenblicklichen Lage vielleicht die Möglichkeit eines baldigen Erfolges bezweifeln, mag sich sagen, daß nicht alle Blütenträume reifen, aber sich auf den offenen Markt hinstellen und die ukrainische Bewegung abschlägig beurteilen, das ist in diesem Augenblick ein starkes Stück, denn es fällt den Kleinrussen in den Rücken und nützt allein Ruß-

land. Vor allem bringt es einen Mißklang in den Chor der von der deutschen Presse bekundeten Einmütigkeit. Wer so handelt, verfährt, gelinde gesagt: unbesonnen. Das hat der Professor an der Universität Berlin, Herr A. Brückner mit seinem Aufsatz in der ‚Internationalen Monatsschrift' (Heft 8 vom 15. v. M.) ‚Ruthenen und Kleinrussen' getan. Der Aufsatz ist Flaumacherei schlimmster Art; statt sie aufzuklären, verwirrt er die öffentliche Meinung. Es ist unmöglich, auf diesem beschränkten Raume den Herrn Professor Punkt für Punkt zu widerlegen, das werden die so hart und ungerecht angegriffenen Ruthenen und Kleinrussen sich nicht entgehen lassen, aber einige dieser feindselig klingenden Behauptungen möchte ich doch ins Licht rücken. Herr Brückner spricht den Kleinrussen ‚alle Grundbedingungen nationalen Empfindens' ab. Wo haben wir dies schon gehört? Richtig, der russische Professor Struve, der als baltischer Überläufer die Verpflichtung fühlt, sich russisch-nationalistisch zu betätigen, stellte die Sätze auf: ‚1. In den Grenzen Rußlands gibt es kein kleinrussisches Element, das eine gesonderte Nationalität bildet; 2. die russische Regierung und die russische Intelligenz müssen das Bestreben, aus dem ukrainischen Element eine Nationalität zu schaffen, als durchaus unberechtigt energisch bekämpfen.'

Wie wir sehen, ist Herr Brückner hier in eine sonderbare Bundesgenossenschaft geraten, bloß daß der Russe selbst wenigstens das Vorhandensein national-ukrainischer Bestrebungen anerkennt, sonst würde er nicht zu ihrer Bekämpfung aufrufen. Herr Brückner ist in seiner Ableugnung aller Grundbedingungen nationalen Empfindens bei den Ukrainern — nicht einmal diese völkische Bezeichnung will er als berechtigt gelten lassen — noch russischer als russisch. Nun ist aber Struve sehr wohl zu verstehen mit seinen Bannworten, denn es haben sich nicht nur seit Kriegsausbruch bereits zwei ukrainische Legionen gebildet, sondern in Moskau vertritt ein Blatt ‚Ukrainisches Leben' die Absonderungsbestrebungen der Ukraine. Indessen darüber möge sich Herr Brückner mit seinem russischen Geistesverwandten im Namen der Wissenschaft auseinandersetzen. Wichtiger ist sein Irrtum, daß die Kleinrussen mit den Großrussen ‚unlöslich für immer' durch den gemeinsamen Glauben geeinigt seien. Man soll sich in der Politik, auch in der Kirchenpolitik, vor dem ‚Niemals' hüten. Von einer Unlösbarkeit der Glaubensgemeinschaft in kirchenpolitischem Sinne könnte doch wohl nur dann die Rede sein, wenn diese Gemeinschaft von jeher bestanden hätte. Das war nicht immer der Fall. Erst Peter der Große hat mit Hilfe des Sultans durchgesetzt, daß der Metropolit von Konstantinopel auf die Oberhoheit über die ukrainische Kirche verzichtete. Dmytro Donzow führt in seiner Flugschrift ‚Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland' (Berlin, Kroll 1915) aus, daß die Anerkennung der geistlichen Oberhoheit Moskaus nur unter der Bedingung von der ukrainischen Geistlichkeit erfolgt sei, alle Geistlichen durch den Klerus und die Laien frei wählen

zu dürfen. Das sieht nicht so aus, als ob die geschichtlichen Überlieferungen den Kleinrussen, wie Brückner will, gänzlich abhanden gekommen wären; sie könnten eines Tages aufleben und wieder greifbare Gestalt annehmen.

Diese Beispiele für Brückners Behandlungsweise der wichtigen Frage mögen genügen. Wer seinen Aufsatz liest, fragt sich vergeblich, weshalb ein deutscher Universitätsprofessor im gegenwärtigen Augenblick so gegen eine vom Großrussentum vergewaltigte Bevölkerung eifert, ihr alle geschichtliche und sprachliche Selbständigkeit abspricht, als ob niemals ein Mazeppa, niemals ein Dichter von dem Gewicht des Patrioten Taras Schewtschenko gelebt hätten. Wahrlich, ein Fanatiker wie Struve hätte das Herz der Machthaber in Petersburg durch solche Leistung nicht mehr erfreuen können, als es Herr Brückner getan hat!" Soweit jene Zuschrift.

Dürfte Herr Brückner sich wundern, wenn alle halbwegs logisch Denkenden im Ausland auf den Gedanken kämen, dieser deutsche Universitätsprofessor werde außer von Deutschland auch noch von Rußland bezahlt? Selbstverständlich ist diese Schlußfolgerung für uns Deutsche, die wir unsere Professoren kennen, unbedingt von der Hand zu weisen; aber was macht es in der tatsächlichen Wirkung für einen Unterschied, ob jemand die Interessen seines Vaterlandes für schweres Geld, oder aus wissenschaftlicher Überzeugung, oder aus politischem Schwachsinn schädigt? Wenn der Herr durchaus seine subjektive Meinung für objektive Wahrheit hielt, dann hätte er sie doch, wenn er auch nur über einen Funken von politischem Verstand verfügte, solange für sich behalten können, als bis die geschichtlichen Ereignisse von selbst die Richtigkeit oder den Irrtum seiner Ansicht klar gestellt hätten. Aber nein — er mußte damit herausplatzen. Ebenso tappsig und instinktlos, ja in realpolitischer Hinsicht geradezu taub und blind ist oder stellt sich ein anderer Berliner Universitätsprofessor, Herr Hötzsch. Er redet in einer 62 Seiten langen Broschüre: „Rußland als Gegner Deutschlands" einer für unsere Zukunft ja doch nur unheilschwangern Verständigung mit dem Lande der Knute und Knechtschaft das Wort. Wie recht hatte doch Bismarck mit seiner Äußerung über eine gewisse Art von deutschen Professoren! Wenn es nach diesen Leuten und ihrer verhüllt oder unverhüllt internationalgesinnten Gefolgschaft ginge, dann wären die ungeheueren Opfer an edelstem deutschen Blut, die dieser größte aller Kriege gekostet hat, gerade gut genug, um den beispiellos gehässigen und niederträchtigen Feinden durch einen möglichst baldigen Frieden das zu sichern, was ihnen vor dem Kriege niemand bestritten hat, womit sie sich aber nicht begnügten: nämlich die Unantastbarkeit ihrer Grenzen und ihrer Machtstellung in Europa. Daß sie unsere eigene Machtstellung vernichten wollten, kümmert jene „geistigen Führer" offenbar gar nicht. Als die Hauptsache erscheint ihnen, daß die Feinde wieder mit uns versöhnt werden und wieder mit uns in Handelsverkehr treten, obwohl die Feinde doch auch in dieser Hinsicht nach dem Frieden viel mehr auf uns als wir auf sie angewiesen sind.

So denken bei uns die, wie sie sich selbst genannt haben, „Intellektuellen". Und diese Flaumacher, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, haben mit ihrem politischen Schwachsinn und ihrer nationalen Würdelosigkeit monatelang die öffentliche Meinung in Deutschland unsicher machen dürfen! Anstatt daß ihre Ansichten von der Polizei oder wenigstens von der entrüsteten öffentlichen Meinung einfach weggefegt worden wären, durften ihre Bücher und Broschüren in Myriaden von Abdrücken gekauft und gelesen werden, während gegenteilige Meinungen nicht veröffentlicht werden durften! Die Flaumacherei behauptete also monatelang ungehindert und unwiderlegt das Feld. Auch Herr Lamprecht hat sich in einem Vortrage daran beteiligt.

Nicht daß man die bis ins Einzelne gehenden Erörterungen des Siegespreises verhinderte — solches war für die breitere Öffentlichkeit durchaus verständig und gerechtfertigt —, sondern daß man die Flaumacherei nicht ebenso scharf oder noch schärfer unterdrückte, war — im Sinne Talleyrands — ein Fehler, dessen Wirkung und Nachwirkung man zu gegebener Zeit schon spüren wird. Wenn bei den Friedensverhandlungen auch nach einem vollen Siege unsererseits nicht alles das erreicht werden kann, was wir unbedingt nötig haben und was allein der ungeheueren Opfer würdig ist, dann wird die Schuld daran allein oder doch größtenteils der Fahrlässigkeit beizumessen sein, mit der die Pressezensur in ganz unverständlicher Parteinahme gerade die flaumacherischen Veröffentlichungen gewähren ließ. Das konnten die Feinde als Schwäche oder mindestens als mangelnde Zuversicht unsererseits auslegen, werden es im geheimen getan haben und werden es auch später, bei den Friedensverhandlungen, merken lassen. Die für die Zensurhandhabung in letzter Instanz verantwortlich zu machenden Persönlichkeiten haben also genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie nach ihren Äußerungen in der „Nordd. Allgem. Ztg." damit erreichen wollten. Die Widerstandskraft des Feindes und die Haltung der Neutralen ist nicht durch die, wie man unnötigerweise fürchtete, maßlosen Erörterungen über den Siegespreis, sondern durch die flaumacherischen, ihn vor der Zeit herabsetzenden Veröffentlichungen übel beeinflußt worden.

Auch hinsichtlich der Furcht vor der bei jenen Erörterungen vielleicht zu Tage tretenden Uneinigkeit des deutschen Volkes hat man ganz falsch gesehen und das Gegenteil des Gewollten erreicht. Während gegensätzliche Meinungen bezüglich des Siegespreises anfangs nur einen ganz verschwindend geringen, vielleicht gar nicht einmal dem deutschen Volke recht angehörigen Teil der Nation umfaßten, ist später, durch die ungehindert verbreiteten und unwiderlegt gebliebenen Broschüren, Bücher, Vorträge, Zeitschriften-, ja Zeitungsartikel der Flaumacher die Uneinigkeit, Unsicherheit, Verzagtheit auch in andere, leicht beeinflußbare Teile des Volkes getragen worden.

Solche Mißgriffe bloß als Torheit, als Mangel an sicherem politischen Instinkt zu bezeichnen, ist eigentlich kaum mehr zulässig. So etwas grenzt

schon ganz nahe an Verbrechen, überschreitet die Grenze vielleicht schon. Außerdem eröffnet es, falls dieselben Persönlichkeiten, die dafür verantwortlich waren, auch die Friedensverhandlungen führen sollen, die trübsten Aussichten für die Zukunft. Diplomaten, Staatsmänner, die das deutsche Volk einerseits und dessen Feinde andererseits vor dem Kriege wie auch noch während desselben so grundfalsch beurteilen konnten, von denen ist auch nicht zu erwarten, daß sie echt deutschvölkisches Empfinden oder auch nur ausreichendes Verständnis für die unerläßlichen Zukunftsbedürfnisse des deutschen Volkes haben. Von ihnen ist nur zu sehr zu befürchten, daß sie bewußt oder unbewußt immer zuerst nach dem Auslande, den Neutralen oder gar den Feinden hinschielen werden, wenn sie etwas Notwendiges fordern sollen.

Wäre man von vornherein wirklich fest entschlossen gewesen, keinen anderen als einen der gewaltigen Opfer würdigen Frieden zu schließen, dann hätte man die öffentliche Meinung schon längst mit aller Sorgfalt darauf vorbereiten und hinlenken, jedenfalls die Flaumacherei wie die Pest verfolgen lassen müssen. Anstatt die öffentliche Erörterung nach der einen Seite zu binden und nach der anderen (flaumacherischen) frei zu lassen, hätte man wenigstens alle Erörterungen über das Kriegsziel in der breiteren Öffentlichkeit verbieten müssen. Oder ist etwa das Ziel der Flaumacher dasjenige, das man später dem Volke als vollendete Tatsache zur schleunigen Annahme vorlegen will? Dann müßte der letzte Rest von Hoffnung, daß die rechten Männer an der rechten Stelle wären, begraben werden.

So schlimm wird es ja nun wohl nicht kommen, denn man wird nicht wagen, eine auf das siegreiche Heer gestützte Revolution heraufzubeschwören. Wahrscheinlich wird man nach (sehr zu Unrecht) berühmten Bülow'schen Mustern zwischen den gegensätzlichen Meinungen eine „Diagonale" zu ziehen versuchen. Anstatt zu führen, wird man sich halb von der einen, halb von der anderen Seite treiben lassen und sich dann noch als sehr „gerecht" und „weitblickend" vorkommen. Daß auf der einen Seite schon das Mindestmaß des Notwendigen und Erreichbaren festgestellt worden ist, wird man nicht zugeben wollen und so dem Feinde den Rücken stärken.

Solche schwächliche, unorganische „Kompromisselei" ist die passive Art jener Leute, bei denen der Intellekt nicht der Diener, sondern der Herr des Willens ist, soweit von einem „Willen" bei solchen Leuten überhaupt die Rede sein kann. Meist ist der „Wille" hier nur der Wunsch nach Ruhe und Bequemlichkeit. Es ist das eine jener den Biologen hinreichend bekannten Entartungserscheinungen, die bis kurz vor dem Kriege noch als die höchste Blüte der Kultur galten. Wir glaubten, sie wären durch diesen Krieg hinreichend ad absurdum geführt; aber, wie man gesehen hat, sind sie noch nicht einmal allgemein genug erkannt, geschweige denn überwunden. Nichts rechtes wollen, nichts rechtes tun, nichts rechtes schaffen, aber alles fürchten und allem Schweren ausweichen, angeblich aus „Klugheit", in Wirklichkeit

aus Bequemlichkeit und Schlappheit, das ist die Quintessenz des modernen Intellektualismus. Wenn es sich nun gar um ein Wollen handelt, das nicht aus der eigenen Habgier, Eitelkeit, Genußsucht, sondern aus dem lebendigen, gefühlshaft innigen Zusammenhange mit dem gesamten Volkskörper — nicht bloß einer bestimmten Klasse — entspringt, dann versagt der Intellektualismus natürlich noch viel mehr. Das Höchstmaß von geistiger Energie, das Menschen solcher Art über kleinliche Rachsucht, Eitelkeit, Genußgier hinaus aufzubringen vermögen, besteht in einer gewissen eigensinnigen Zähigkeit, mit der sie an ihren, rein aus dem Intellekt destillierten und noch dazu meist von anderer Seite unbewußt suggerierten Meinungen festhalten. Also auch dieser Schein von Energie stammt nicht aus dem schöpferischen Willen, sondern aus dem (für sich allein ohnmächtigen) Intellekt, noch dazu meist einem fremden. Man glaubt, Charakterstärke „markieren", „posieren" zu müssen. Die auch jetzt noch in Großstädten kaum verminderte Häufigkeit dieser bis zur Hysterie und Neurasthenie sich steigernden, mit der heutigen Überkultur und übermäßigen Genußsucht zusammenhängenden Entartungserscheinung erklärt den großen Erfolg jenes bekannten Büchleins, das den Titel trägt: „Wie werde ich energisch?" Das heißt natürlich: „Wie erwecke ich in meinen Mitmenschen, namentlich solchen, durch die ich Anstellung erhalten möchte, den Glauben, ich armer, elender Schwächling sei ein Held, ein Herkules an Charakterstärke?" Selbstverständlich gehört dazu ein gewisses schauspielerisches Talent.

Wo kein Wille, d. h. kein echter und rechter Wille ist, da ist auch — das ist ein leider sehr wenig bekanntes Naturgesetz — kein richtiger, dem Willen dienender Weg, und so erklärt sich, warum die Vorbereitung des künftigen Friedens diplomatisch bis jetzt bei uns mindestens ebenso verfehlt war, wie es bekanntlich die des Krieges gewesen ist. Da man diesen Krieg seitens unserer Diplomaten und Staatsmänner nicht früh genug kommen sah oder sehen wollte, so geschah von dieser Seite natürlich auch nichts, ihm entsprechend zu begegnen, und alles blieb den militärischen Maßnahmen allein überlassen. Man wich dem Kriege so lange aus, als man nur irgend konnte, und unsere „Intellektuellen" nannten das „Friedensliebe", obgleich es schon seit Jahren keinen wirklichen Frieden mehr gab, der Kriegszustand heimlich schon längst ausgebrochen war. Solange aber bei unseren „Intellektuellen" noch keine Kanonen donnern, solange halten sie auch den gehässigsten, feindlichsten, hinterhaltigsten Zustand für „Frieden" und hätten nichts dagegen, wenn ein solcher „Frieden" ewig dauerte. Ihrem Intellekt stellt das ein ebenso schlechtes Zeugnis aus, wie ihrem Willen; aber die ihnen dienende Presse nannte das „höchste Blüte der Kultur", und die gesunde Gegenwirkung, der Heilungsversuch der Natur — nichts anderes ist dieser Krieg — hieß, ehe er ausbrach, „Barbarei" oder „reaktionäre Verbohrtheit". Jetzt wagen ihn freilich nur noch gewisse „Neutrale" so zu nennen.

Wann endlich wird man diesen Tatbestand allgemein genug erkennen und die nötigen Folgerungen daraus ziehen? Wäre es denn ein so unbilliges Verlangen, daß Personen, die ihren Platz so über die Maßen schlecht ausgefüllt haben, freiwillig auf weitere Mitarbeit zur Vorbereitung und Schließung des Friedens verzichteten? Müßten sie nicht unter der Last des Schuldbewußtseins förmlich zusammenbrechen? Soviel ist gewiß: wenn diese Art Menschen und die ihnen dienende Presse den Frieden vorbereiten und schließen sollen, dann müssen wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen.

Geburtenrückgang — Völker-Selbstmord.

W. Bräunlich[1]).

Ist die Politisch-Anthropologische Monatsschrift mir schon immer ein lieber Freund und der Bringer tiefer, lebenswahrer (auch in diesem Sinne biologischer) Lehren gewesen, so hatte ich diesmal eine besonders herzliche Freude, als ich im Felde das Märzheft und hier S. 667 Bornträgers Worte über den Geburtenrückgang las. Mit herzerfrischender Deutlichkeit kennzeichnet B. jede Art der künstlichen Geburtenbeschränkung als etwas, das ein anständiger, ein sittlicher Mensch nicht treibt, als etwas, das Leib und Seele zerstören muß. Mit klarem Blick sieht er, wohin diese „Übung" jedes Volk führt. Er sagt uns das gleiche Schicksal durch die Slawen voraus, das jetzt Belgien, Frankreich, England durch uns bereitet wird, wenn wir nicht umkehren und unsere alte germanische Sittenreinheit („Der Kinderzahl ein Ziel zu setzen, hält man für Verbrechen" — Tacitus Germania —) zurückgewinnen. Bezeichnend aber für die „öffentliche" Meinung auch in unserem Volke ist es, daß das „rote Kreuz" diese von tiefstem sittlichen Ernst getragenen Worte eines in der zur Rede stehenden Sache hervorragenden Sachverständigen als nicht zeitgemäß zurückgewiesen hat und daß viele sich selbst so nennende „Intellektuelle" auch heute noch eine „freundliche Haltung" gegenüber dem Geburtenbeschränken einnehmen. Da es dem so unerbittlich klar und folgerichtig denkenden und auch vor keiner bitteren Wahrheit zurückschreckenden Sachverständigen jetzt als „ganz besonders zeitgemäß erscheint, die so vielfach sittlich gehobene Stimmung der Gegenwart zu benutzen, diesen Fleck am deutschen Stamme ausmeißeln zu helfen"; — so wollen wir dieses verdienstvolle Beginnen — nach dieser prächtigen B.schen Einleitung — nicht wieder einschlafen lassen, sondern in der gleichen deutlichen deutschen Art fortsetzen.

---

[1]) Dieser (unseren Lesern bereits durch den Aufsatz im letzten Aprilheft: „Das Duell vom biologischen Standpunkte" bekannte) geschätzte Mitarbeiter befindet sich zurzeit als Rittmeister auf dem westlichen Kriegsschauplatze. D. Schriftl.

Dieser Weltkrieg ist für diejenigen, die dem Leben jedes einzelnen Menschen eine über Gebühr große Bedeutung beilegen, die das Leben als der Güter Höchstes anzusehen gewohnt sind und deshalb eine Heidenangst vor Not und Gefahr, vor Tod und Sterben haben, ein furchtbares Schreckgespenst; sie jammern und klagen über die furchtbaren Opfer an Gut und Blut und kennen keinen anderen Wunsch als den, daß dem Morden und Zerstören bald ein Ende gemacht werde. Der biologisch und volksorganisch Denkende sieht in diesem Kriege etwas ganz anderes. Er sieht in ihm das notwendige Gewitter, das die stickige, mit Fäulniserregern durchsetzte Luft unserer Überkultur mit Sturmgebraus, unter Blitz und Donner gründlich reinigt. Geht dabei auch viel Morsches und Faules schneller als sonst zugrunde, fällt auch hie und da ein gesunder Stamm, das Gewitter reinigt, wie gesagt, die Luft, erleichtert den Überlebenden das Atmen und gibt Kraft zu neuem, frohem Schaffen. Doch damit ist der politisch-anthropologischen Gemeinde nichts Neues gesagt, das haben Schmidt-Gibichenfels, Holle u. a. schon so ausführlich und gründlich untersucht, so daß wir von einer weiteren Erörterung hier absehen können. Es mag uns nur als Gedankenbrücke zu dem Folgenden hinüberführen. Wir biologisch Denkenden sehen in allem Geschehen eine organisch gegliederte Kette von Ursache und Wirkung, die Weltgeschichte ist uns nicht eine lose Zusammenfügung von Zufälligkeiten und einzelnen selbständigen Geschehnissen, sondern sie ist uns die biologisch-gesetzmäßige Auswirkung der inneren, treibenden und richtenden Kräfte.

Dasselbe gilt für das Verhältnis der Völker und Rassen zueinander in Krieg oder Frieden, dasselbe für die innerpolitischen und kulturellen Zustände eines Volkes (Parteigeist, Klassenkampf, Wachsen, Blühen oder Vergehen). Also Krieg und Frieden, Aufstieg und Niedergang sind gleichfalls biologisch-gesetzmäßiges Geschehen. Es ist ja zweifellos richtig, was der Herausgeber im Märzheft über die Macht des Geistes, der Idee usw. gesagt hat und ich bin der letzte, der die Macht der Idee und damit insbesondere der Presse unterschätzt, aber — es ist und bleibt eine alte Wahrheit: Jedes Volk hat die Führer, die es verdient. Ein sittlich hochstehendes, kampfmutiges Volk wird auf die Dauer niemals die Herrschaft eines verkommenen, feigen Fürsten dulden. In einem sittlich rein empfindenden Hause wird man dem leichtlebigen Zeitgeist keinen Zutritt gestatten. In einem sittlich noch auf der Höhe stehenden Volke wird eine auf die niederen Instinkte spekulierende Presse niemals lange eine große Verbreitung finden können.

Jede — gute oder böse — Saat kann nur da aufgehen und gedeihen, wo der geeignete Boden vorhanden oder künstlich bereitet worden ist. Und je geeigneter der Boden ist, um so geringer ist die Mühe und um so größer der Erfolg, besonders auch der Erfolg einer fremdvölkischen Presse.

Betrachten wir von diesem Standpunkt aus mal das jetzige Weltgeschehen, dessen innere Beziehung zum Geburtenrückgang nebst Folgeerscheinungen.

Der Geburtenrückgang besteht heute bei allen sogenannten Kulturvölkern, er ist nicht von heute auf morgen entstanden, sondern schon seit Jahrzehnten, wohl noch länger nachweisbar. Man rechnet den offenbar werdenden Geburtenrückgang allgemein zu den Zeichen und Vorboten des kommenden Verfalls eines Volkes. Für alle Kulturvölker ist dieser Selbstmord eine der Hauptursachen des Unterganges gewesen (Perser, Ägypter, Römer, Griechen, Spanier usw.). Frankreich hält man allgemein bei uns für verloren, weil seine Volkszahl bereits ständig abnimmt. Belgien und England haben ebenfalls einen stärkeren Geburtenrückgang als Deutschland. Auch in den deutsch-österreichischen Gebieten ist der Geburtenrückgang unverkennbar. Dagegen finden wir in den slawischen und tschechischen Gebieten der Donaumonarchie, sowie bei den sogenannten Südslawen (Serben, Bulgaren und Rumänen), ferner bei den Türken, den Polen, den Russen und den Japanern eine starke Geburtenzahl und einen trotz aller Sterbefälle starken Geburtenüberschuß.

Wenn nun tatsächlich Geburtenrückgang eine Verfallserscheinung ist, so muß starke Volkszunahme ein Zeichen kraftvoller Entwicklung sein. Da Geburtenrückgang aber nur eins der Verfallsmerkzeichen ist, müssen in den betreffenden Völkern auch noch andere Entartungszeichen vorhanden sein und das um so mehr, je stärker der Geburtenrückgang ist und um so länger er besteht.

Die Verfallsmerkzeichen können nun oder müssen vielmehr — entsprechend der (bildlich zu verstehenden) Dreieinheit des menschlichen Organismus: Seele, Geist, Körper — nach drei Seiten erkennbar sein. Es müssen also die guten Eigenschaften der Seele: Treue, Glaube, Wahrhaftigkeit usw.; die guten Eigenschaften des Geistes: Klarheit des Denkens, Vernunft und schöpferische Kraft; die guten Fähigkeiten des Körpers: Ausdauer, Widerstandskraft, Gesundheit — im Abnehmen oder Schwinden begriffen sein. Sehen wir uns daraufhin die kriegführenden Völker, an dem Maße ihrer früheren Rassenkraft gemessen, an, so erkennen wir folgendes:

1. Die Belgier: Hinterlist (Franctireure), geringe körperliche und sittliche Widerstandskraft, das schöpferisch-geistige Leben im allgemeinen erstarrt; namentlich die Wallonen sind schon ihrer äußeren Erscheinung nach ein heruntergekommenes, entartetes Volk (Apachen); hohe Sterblichkeit (Pol.-Anthr. M. S. 602, letztes Februarheft.)

2. Franzosen: Daß sie weder seelisch, noch geistig, noch körperlich auf der früher von ihnen behaupteten Höhe sind, braucht nicht bewiesen zu werden, das ist ja allgemein bekannt. — Französische Mode, französisches Theater, französische Moral, Militärdienstuntauglichkeit, hohe Sterblichkeit an Schwindsucht sogar bei den jungen Soldaten. — Die Angriffs- und Widerstandskraft der Truppen in offener Feldschlacht ist nicht mehr dem früheren, der Hauptsache nach fränkischen Muster angemessen. (Der jetzige Stellungskampf täuscht darin. Er ist mehr der Ausbruch der Verzweiflung

als der ruhigen, zielbewußten Kraft.) Die französischen Gefangenen machen durchweg nicht den Eindruck kräftiger Vollmenschen. Die französischen Frauen sind meist „zart", flachbrustig, schmalbeckig, nervös, haben dünnes Haupthaar und helfen der verlorenen Schönheit und Frische mit Toilettemittelchen nach. Fast in allen Häusern herrscht wenig Ordnung und Sauberkeit, dagegen findet man überall erotische Lektüre, Aktbilder und Schränke voll Arzneien und Salben, namentlich Abführmittel und Spritzen. Auf dem Lande sind viele Häuser verwahrlost, an ein Ausbessern scheint der Franzose nicht zu denken; die Waldungen sind selten durchforstet; das „laisser faire" herrscht überall. Dagegen haben die unscheinbarsten Häuser große Weinkeller. Frauen und Kinder rauchen leidenschaftlich „cigarettes". Dazu die Absynth-Pest. Die Ehemoral ist denkbar schlecht, der Hausfreund, die Maitresse sind in den „besseren" Häusern Selbstverständlichkeiten. Nach Zola's Roman „Fruchtbarkeit" schätzt man die Zahl der kastrierten Frauen auf eine halbe Million! usw. usw.

3. Engländer. Die englischen Soldaten machen im allgemeinen einen guten, kräftigeren Eindruck. Jedoch ist zu bedenken, daß sie eine Kriegerauslese der Schotten und anderer nordländischer Reste, nicht das britische Volk als solches darstellen. Denn im allgemeinen wird nur der freiwillig das Kriegshandwerk wählen, dessen Natur dem Handelsberufe abhold ist. Von den Soldaten kann man also kaum einen sicheren Rückschluß auf das englische Volk machen. Bekannt ist aber, daß ein gründlicher England-Kenner — Karl Peters — das englische Volk für sehr degeneriert hält. Und die „Lügenmoral", das brutale Vorgehen usw. lassen zweifellos einen seelischen Verfall erkennen, dem sicher körperlicher und geistiger Niedergang gepaart ist.

4. Deutsche und Österreicher: Geburtenrückgang, Zwietracht im Innern, Abkehr von der Religion, die weite Verbreitung der Frauenleiden, der Männerleiden, der Schwindsucht, Krebs usw., zunehmendes Städtewachstum, Entvölkerung des Landes, Lockerung der öffentlichen Moral usw. zeigen uns deutlich, daß auch wir vor dem Kriege nicht mehr bergauf gingen und daß auch bei uns das Heer eine — allerdings noch sehr günstige — Auslese vorstellt.

5. Polen, Südslaven, Russen, Türken und Japaner: Zunehmende Volksvermehrung und großes Ausdehnungsbedürfnis. Im allgemeinen Anspruchlosigkeit der Einzelnen und große körperliche Widerstandskraft. Tapferkeit im Felde, soweit nicht die auch schon vielfach großstädtisch entarteten Führer versagen und soweit von der Passivität der slawischen Unterrasse ein Kriegergeist überhaupt zu erwarten ist.

Wir sehen, daß im allgemeinen Volksvermehrung und Volkskraft in engem Zusammenhange stehen, ebenso wie Geburtenrückgang und Verfall.

Einige in den Beispielen steckende scheinbare Widersprüche bedürfen hierbei noch der Klärung.

Wir behaupteten, daß Geburtenrückgang bezw. Verfall moralische usw. Minderwertigkeit im Gefolge hat. Dem scheint doch zu widersprechen, daß wir z. B. bei den Russen die schlimmsten Greuel sehen und daß keine der feindlichen Armeen so viel Gefangene in unseren Händen läßt wie die russische. Und doch ist diese Tatsache — biologisch besehen — kein Gegenbeweis. Denn selbstverständlich muß man bei diesen Betrachtungen die Rassenseele der Völker und den Grad der kulturellen Entwicklungsstufe in Rechnung stellen. Daß der Russe körperlich noch sehr widerstandsfähig ist, wissen wir schon aus dem japanischen Kriege, ebenso daß er auf seine Art tapfer zu kämpfen weiß. Aber heutzutage werden die Völkerkämpfe nicht damit allein entschieden; Führung und Höhe der Waffentechnik fallen entscheidend ins Gewicht. Auch die seelische Triebkraft ist nicht zu unterschätzen. Wie es damit bei den Russen, bei denen übrigens die oberen Zehntausende ziemlich entartet sind, bestellt ist, wissen wir ja. Außerdem darf man kulturelle Verfeinerung (Zivilisation) nicht mit besserer, innerlicher Moral verwechseln. Auch kann man verschieden geartete Völker nicht mit einander vergleichen, muß vielmehr jedes Volk für sich in seiner Entwicklung betrachten. Vorläufig sind uns deshalb die (noch nicht genügend entwickelten) Slaven noch nicht gefährlich. Sie werden es auch wegen ihrer Rassenminderwertigkeit nie werden, wenn unser Volk nach dem Kriege eine gründliche Wiedergeburt erfährt und sich von der völkermordenden Torheit der Geburtenbeschränkung wieder losringt. In diesem Falle haben wir auch von der gelben Gefahr nichts zu fürchten.

Geht aber die Geburtenabnahme weiter — und bekanntlich geschah das dann in immer stärkerem Maße — dann kommt über uns das Schicksal, das Bornträger voraussagt, wir werden dann umkommen in der ansteigenden Slavenflut oder in der gelben Gefahr. Das ist so sicher, wie die Nacht auf den Tag folgt. Unseren jetzigen sicheren Sieg verdanken wir dem Umstande, daß unsere Feinde teilweise weiter vorgeschritten sind in der Entwicklung nach unten, teilweise noch nicht weit genug in der Entwicklung nach oben[1]). An uns wird es liegen, welchen Weg wir gehen wollen. Im Völkerleben gilt dasselbe biologische Gesetz wie im Einzelleben, wie in der gesamten Natur.

Die Befolgung der Naturgesetze bringt Kraft und Gedeihen, der Mißachtung folgt Schwäche und Tod.

Daß aber die Geburtenbeschränkung nur möglich ist durch brutale Vergewaltigung des heiligsten Gesetzes, auf dessen Befol-

[1]) Im Januarheft 1913 findet sich ein Artikel vom Herausgeber: „Die machtpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten der europäischen Völker". Die hier lange vor dem Kriege gemachten Voraussagen stimmen auffallend genau mit den Ergebnissen des Krieges überein. Das gilt namentlich auch hinsichtlich der naturellen und kulturellen Eigenschaften der verschiedenen, an diesem Kriege beteiligten Völker.

gung die Entwicklung eines jeden Geschöpfes usw. aufgebaut ist, nämlich des Gesetzes der Fortpflanzung, das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Rütteln wir an dem ehernen Gesetz der Fortpflanzung, so rütteln wir an dem Fundament des Lebens. Alle Klügeleien und Theorien, alle Wenn und Aber ändern daran nichts. Auf dieses Verbrechen gegen den heiligen Geist der Zeugung steht die Todesstrafe. Und wenn wir bedenken, daß diese Sünde auch in unserem Volke fast allgemein ist, daß man darüber wie über etwas Natürliches, Selbstverständliches spricht, daß es den meisten wohl kaum zum Bewußtsein kommt, wie jede Ehe, die doch „heilig" sein sollte, dadurch prostituiert wird. Wenn man bedenkt, daß kinderreiche Familien mit Mitleid oder gar Nichtachtung betrachtet werden, daß unsere Volkszunahme heute fast nur noch von dem infolge des heilsamen Drucks der Kirche strenger denkenden Katholiken und von den unteren Volksschichten auf dem Lande, sowie den unter uns weilenden Fremdvölkern, namentlich den Polen (!) getragen wird, dann kann uns bange werden um die „Anständigkeit" und die Zukunft auch der Deutschen! Videant consules! Der Verfall der Völker wird seit Gobineau und den Tagen gründlicher Rassenforschung ziemlich allgemein auf die wahllose Rassenvermischung innerhalb der Kulturvölker zurückgeführt. Und zweifellos ist darin die vornehmste, vielleicht auch die erste Ursache der Völkerdegeneration zu erblicken. Vielleicht ist auch die Geburtenbeschränkung in erster Linie darauf zurückzuführen, daß man annehmen kann, bei Kreuzung zweier nicht zu einander passenden Rassen geht der gesunde, einer unnatürlichen Geschlechtsbetätigung abholde Sinn verloren, und die Befriedigung der Wollust wird als die Hauptsache angesehen.

Anderseits gilt hier dasselbe, was Bornträger über Geburteneinengen und Niedergang sagt: Was das Primäre ist, ist gleichgiltig, fest steht jedenfalls, daß die unnatürliche Geschlechtsbetätigung gleich der wahllosen Rassenmischung den Untergang herbeiführt und beschleunigt.

Wenn wir also den Niedergang unseres Volkes aufhalten und wenden wollen, müssen wir das eine tun und dürfen das andere nicht lassen. Wir müssen also sowohl die Rassenvermischung als auch die Sünden wider den heiligen Geist der Zeugung austilgen.

Wenn rassereine Menschen ohne weiteres gegen widernatürliche Geschlechtsbetätigung — solche ist doch wohl auch die geschlechtliche Vereinigung mit einem Andersrassigen — geschützt wären, dann könnte es eigentlich weder zu einer Rassenvermischung noch zur Geschlechtssünde kommen. Und zweifellos kann man bei den sog. „wilden", in der Natur, in Freiheit lebenden, von unserer Hauskultur nicht angekränkelten Tieren erkennen, daß eine Begattung zwischen verschiedenartigen Rassen und eine unnatürliche Geschlechtsbetätigung nicht stattfindet. Anders ist das bekanntlich schon bei unseren Haustieren. Daß bei den Menschen ebenfalls naturwidriges Leben (Zivilisation) der Entartung des Geschlechtslebens förderlich ist, braucht, als

allgemein bekannt, nur angedeutet zu werden. Bei den Menschen ist jedoch in allen Lebenslagen immer eins mitzuberücksichtigen, das ist der Umstand, daß der Mensch infolge seines Intellekts einen tieferen Einblick in alle Lebensvorgänge und den in gewisser Beziehung freien Willen zu einer Betätigung in naturgewolltem oder naturwidrigem Sinne hat. Deshalb kann man sich sehr wohl denken, daß z. B. ein an Volkszahl stark wachsender Stamm, der keine Möglichkeit sieht, sich nach außen Raum zu schaffen, im Wege der Überlegung auf den Gedanken kommt, die Natur zu „korrigieren" und die Geburten künstlich zu regeln, ohne daß vorher Rassenvermischung eingetreten ist. Das ist z. B. in China und Indien nachweislich der Fall. Jedenfalls sehen wir im Leben der „Kulturvölker", daß diese Übung immer eintritt nach vorherigem starken Anschwellen der Volkszahl und daß der Nahrungsspielraum eine große Rolle bei der Veranlassung, aber auch Beschönigung solchen Vorgehens spielt[1]). Daß Rassenvermischung, Genußsucht, Krankheit, soziales Elend usw. immer nebenhergehen und mit Anlaß zur Geburtenbeschränkung geben, ändert an der Tatsache, daß mit zunehmender Beschränkung jedes Volk zusehends verfällt, nichts. Es steigern sich hier ebenfalls Ursache wie Wirkung. Wenn wir deshalb unser Volk vom Tode erretten wollen, müssen wir alle Krankheitskeime und -Ursachen beseitigen. Denn die unerbittlichen Naturgesetze werden sich nie unseren ausgeklügelten Einrichtungen anpassen, diese müssen vielmehr überall mit den Gesetzen in vollen Einklang gebracht werden, sonst verfallen die Ungehorsamen dem Tode.

Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß wir, bei ernstlichem Willen, die üble Gewohnheit des Geburtenbeschränkens eher bekämpfen und beseitigen können, als es uns möglich sein wird, die Rassenvermischung in eine Rassenentmischung zu wandeln, obwohl die Rasse, falls die oberen Schichten keine Geburtenbeschränkung trieben, von selbst mählich reiner würde, weil dann die unteren Schichten mit ihrem stärkeren fremden Einschlag weniger überwiegen würden.

Es gehört dazu freilich der aufrechte Wille, die Geburtenbeschränkung in ihrem wahren Gesicht: als Sünde gegen den heiligen Geist der Zeugung, als Sünde gegen den eigenen Körper, gegen Kinder, Geschlecht und Volk zu erkennen. „Macht des Geistes!" Geburtenbeschränkung — ohne Not (erbliche Belastung) — müßte öffentlich gebrandmarkt, Familien mit zahlreichen, tüchtigen Nachkommen müßten von Staatswegen hoch geehrt, das Junggesellentum mißachtet werden[2]). Alsdann könnte sich niemand mehr seiner „Klugheit" rühmen.

---

[1]) Das plötzliche Anschwellen der Volkszahl ist übrigens auch schon ein (das erste) Entartungszeichen, denn alle gesunde Entwicklung geht ruhig und langsam. Darüber später.

[2]) Dasselbe versuchten bekanntlich die Römer. Es war aber schon zu spät damit. Der Verfall war dadurch nicht mehr aufzuhalten.

Alle sozialen und Regierungsmaßnahmen müßten von der hohen Warte der Erhaltung der Volkskraft getroffen werden — nicht, wie jetzt zumeist, vom Standpunkt des Handelsinteresses. — Und ersteres wird geschehen, wenn breitere Volkskreise, vor allem die Führer des Volkes, die ganze Bedeutung und Tragweite erkennen werden, die dem Geschlechtsleben überhaupt zukommt.

Seit 30 Jahren schon ertönt hier die Stimme eines Propheten unseres Volkes, eines Propheten, der schon damals, als unser Volk noch auf seinen überragenden Geburtenreichtum pochte, die heutige Entwicklung voraussagte; der schon damals darauf hinwies, daß auch unser Volk den Weg des Verderbens beschritten habe und in einigen Jahrzehnten — falls es nicht noch umkehre — das Schicksal Frankreichs usw. teilen und von den Slawen überrannt werden würde. Er hat für seine Behauptungen, die sich heute schon leider allzusehr bewahrheitet haben, gründliche wissenschaftliche Beweise erbracht. Aber unser Volk oder vielmehr dessen fremde Verführer? wollten bisher blind bleiben und schlugen die unbequemen Mahnungen in den Wind. (Vergleiche den von Sozialdemokraten vorgeschlagenen „Gebärstreik"!)

Nur wenige Hundert Volksgenossen erkannten die Gefahr und schlossen sich seitdem zusammen, um das Gewissen des Volkes wach zu rufen. Dreißig lange Jahre, die schon eine teilweise Wiedergeburt hätten heraufführen können, sind ungenutzt verstrichen und schwer wieder einzubringen. Der Krieg hat uns schon in so vielem zur Einkehr und Einsicht gebracht, er zeigt uns auch, daß noch viel erneuerungsfähige Kraft in unserem Volke steckt. Möchte seine heilende Wirkung gekrönt werden durch eine bewußte körperliche, geistige und sittliche Wiedergeburt, die einsetzen muß in der Gesundung des Geschlechtslebens!

In späteren Abhandlungen soll es unsere Aufgabe sein, die wissenschaftlichen Grundlagen dieser Wiedergeburt, wie sie der — nach Menschenart freilich auch manchmal irrende — Begründer der Regenerationslehre, der 1909 verstorbene Dr. med. Alfred Damm, Wiesbaden, in seinen Schriften niedergelegt hat, zu geben[1]).

Da Bornträger in seinem Werk über den Geburtenrückgang ebenfalls die Bildung eines besonderen Bundes zur Erhaltung der Volkskraft befürwortet hat, seien der eben genannte sehr verehrte Herr, sowie alle, die sich für ihres Volkes Zukunft mitverantwortlich fühlen, hiermit aufgefordert, sich über den „Deutschen Bund für Regeneration" (nach Dr. Alfred Damm) beim Verlage „Kraft und Schönheit", Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5, zu erkundigen. Wir werden uns freuen, wenn sie unsere Bestrebungen durch Sachkenntnis und tätige Anteilnahme fördern.

[1]) Hauptwerk: „Neura", ein Handbuch der Medizin für Ärzte und gebildete Nichtärzte, eine allgemein verständliche Darstellung der gesamten Medizin nach neuen Grundsätzen. Zu beziehen durch: Verlag „Kraft und Schönheit", Berlin-Steglitz.

Daß im Bunde nur das Streben nach Wahrheit vorherrscht, Einseitigkeit und vorgefaßte Meinungen keine Stätte haben, dafür verbürge ich mich von vornherein. Auch die Dammsche Regenerationslehre ist natürlich keine End-Wahrheit, bedarf vielmehr noch der Entwicklung, wenn auch wohl die Grundlagen fest und erprobt sind. Jedenfalls geht es aber nicht mehr an, eine Lehre von solcher Bedeutung für unsere völkische Zukunft weiter mit Stillschweigen zu übergehen. Mögen unseres Volkes Besten daran mitarbeiten, daß unser Volk endlich sehen lernt.

Rasse und Weltkrieg.

Josef Stolzing.

(Schluß.)

Wenden wir uns von den russischen Pseudoslawen den in den deutschen Kulturkreis fallenden Westslawen zu. Da stoßen wir auf tüchtige, gesunde Völker, die noch eine bedeutende kulturelle Zukunft haben, und mit denen wir in bestem Einvernehmen leben könnten, wenn nicht der rassisch entartete russische Bruder ihnen das Wahngebilde einer allslawischen Kulturgemeinschaft in einem allslawischen Weltreiche vorgegaukelt hätte, der ihnen das Verständnis für ihre rassische Eigenart und für die Entwickelung ihrer Zukunft trübte. Von allen unseren Gegnern haben sich die Serben zweifelsohne am glänzendsten geschlagen, sie sind die einzigen, die wirkliche Waffenerfolge aufzuweisen haben, obschon sie durch zwei zwar siegreiche, aber blutige Kriege, die erst zwei Jahre hinter ihnen liegen, an wehrkräftigen Männern sehr geschwächt wurden. Der serbische Volksstamm bewohnt bekanntlich nicht nur das Königreich Serbien, sondern auch Bosnien, die Herzegowina, Dalmatien, Montenegro, einen Teil Südungarns und endlich Kroatien. Die Kroaten sind eines Stammes mit den Serben, nur bekennen sie sich zur römisch-katholischen Kirche, wogegen die Serben der griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Rassisch charakteristisch für die Serbo-Kroaten sind ihr vorwiegend hoher Wuchs, ihre schlanke, sehnige Gestalt und die sehr häufig bei ihnen auftretende Blondheit. Aber auch das moralische Element bietet uns bedeutsame Aufschlüsse über die Rassenzugehörigkeit der Serben. Nehmen wir ihren schönen Heldenzyklus, der sich um die große Schlacht auf dem Kossopolje 1383 dreht. Diese Dichtung, „die in ihren poetischen Motiven zweifelsohne viel weiter zurückreicht," schreibt Chamberlain in seinen „Grundlagen", erinnert durch die bekundete Gesinnung — die Treue bis in den Tod, den Heldenmut, die Heldenweiber, sowie die hohe Achtung, welche diese genießen, die Geringschätzung aller Güter im Vergleiche zur persönlichen Ehre — an keltische und an germanische lyrische und epische Poesie." Auch das religiöse Moment darf nicht übersehen werden. Die Serben Bosniens und der Herzegowina waren zu einer Zeit,

wo in den deutschen Gauen noch lange nicht der erste blasse Morgenschein der Reformation aufzudämmern begann, Protestanten, indem sie sich zur Lehre Bogomils bekannten, eines bulgarischen Priesters, der in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts lebte. Sie verwarfen das alte Testament bis auf die Psalmen und kannten auch keine Sakramente. Ihre religiöse Unabhängigkeit verteidigten die bosnischen Serben in den blutigsten Kämpfen, auf den Bergspitzen begruben sie ihre bogomilischen Helden, damit deren Gräber nicht geschändet werden konnten, und erst als 1463 Bosnien und die Herzegowina von den Türken erobert wurden, erzwangen die Sieger den Uebertritt der Bogomilen zum Islam mit Gewalt. Die Mohammedaner in diesen beiden jüngsten österreichischen Provinzen sind also ihrer Abstammung nach keine Türken, sondern Serben, halten jedoch mit der fanatischen Zähigkeit des Renegaten am Islam fest. Der echt germanische Zug der selbstgewählten Treue, der bezeichnender Weise bei den Russen gänzlich fehlt, tritt bei den Serbo-Kroaten ebenfalls scharf zu Tage. Die Kroaten gehörten von jeher zu den treuesten Völkern des Hauses Habsburg, für das sie in unzähligen Schlachten ihr Blut verspritzten, und auch in diesem Weltkriege schlagen sich die serbischen und kroatischen Regimenter Oesterreichs glänzend sowohl gegen die Russen als auch gegen die Serben. Man muß sich auch davor hüten, das kerngesunde, genügsame und fleißige Bauernvolk der Serben für die Ermordung des letzten Obrenovic und der Königin Draga, sowie des Erzherzogs Franz Ferdinand und Gemahlin verantwortlich zu machen. Diese Bluttaten, die noch dazu ohne die Petersburger Drahtzieher niemals geschehen wären, sind ausschließlich das Werk eines gewissen Klüngels, der sich um die Abenteurerfamilie der Karageorgiewitsch schart.

Auch bei dem tschechischen, slowenischen und ruthenischen Volke muß man scharf unterscheiden zwischen dem Wesen der eigentlichen Bevölkerung und einer dünnen Intelligenzschicht, die durch allerlei Einflüsse, nicht zuletzt die des rollenden Rubels, die politischen Geschäfte der russischen Machthaber betreibt, ohne einen breiteren Resonanzboden hierfür bei der Masse ihrer Landsleute zu finden. Am meisten schwingt hier noch die tschechische Volksseele mit, allein auch da läßt sich leicht eine Trennungslinie zwischen dem bäuerlichen und dem großstädtischen bezw. industriellen Teile der Bevölkerung ziehen. Der letztere wurde ursprünglich durch sozialdemokratische Agitation gegen den österreichischen Staatsgedanken verhetzt, aber bei dem starken Nationalbewußtsein der Tschechen fiel es der rasch aufsteigenden national-sozialen Partei nicht schwer, diese sozialistische Strömung in das russophile Fahrwasser abzulenken. Was die Ruthenen betrifft, so ist ihre ziemlich dünne Intelligenzschicht in zwei Lager gespalten, in das stärkere, das das alte selbständige Reich der Ukraine wieder herstellen möchte, und in das schwächere, von Rußland gekaufte, das die Losreißung der galizischen Ruthenen von Österreich und die Angliederung an Rußland anstrebt.

Wie groß endlich bei den Polen noch die Sehnsucht nach der Wiedererringung ihrer staatlichen Unabhängigkeit ist, das läßt sich insbesondere bei den russischen Polen nicht genau erkennen. Aber daß auch die Polen sich als Slawen rassisch viel reiner als die Russen erhalten haben, ist eine unbestreitbare Tatsache, und auch sie fallen daher in den germanischen Kulturkreis. Auf dem Gebiete der Kunst weisen sie weit höhere Leistungen auf, als die Russen; so brachten sie mit Chopin ein durchaus eigenartiges tonkünstlerisches Genie hervor; mit der Begründung der Krakauer Universität 1364 beginnt bei ihnen ein reiches geistiges Leben, das in der Dichtkunst in Mickiewicz, Slowacki, Krasinski und Sienkiewicz im 19. Jahrhundert den Höhepunkt erreichte. Zweifellos würden die Polen ihre großen natürlichen Anlagen noch ganz anders entwickelt haben, wenn es ihnen gelungen wäre, sich dauernd von der Romkirche loszureißen. „Der Adel Polens und die gesamte geistige Aristokratie," schreibt Chamberlain, „waren Protestanten. Doch die bald eingetretenen politischen Wirnisse benutzten die Jesuiten, von Oesterreich und Frankreich unterstützt, um festen Fuß im Lande zu fassen. ‚Blutig und schnell', wie Canisius es verlangt hatte, ging es freilich nicht, doch immer härter wurden die Protestanten verfolgt, zuletzt verbannt; mit der Religion sank auch die polnische Nation dahin." Sache unserer aufbauenden Tätigkeit nach diesem Weltkriege wird es sein, nicht nur die Vlamen, diesen echt niederdeutschen Stamm, immer fester in den germanischen Kulturkreis zu ziehen, sondern auch die Westslawen, wobei als Voraussetzung gilt, daß sie in der Entfaltung ihrer Individualität möglichst gefördert werden müssen. „Äußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos", diese eminent arisch gedachte Wahrheit unseres Dichterfürsten muß hierbei unser Leitstern sein. Denn nur durch eine solche äußerliche Begrenzung schaffen wir das nötige Gegengewicht gegen den kulturfeindlichen Ausdehnungsdrang des Ostens. Je mehr alle diese Völker von der Notwendigkeit der Erhaltung ihrer bodenständigen Kultur zu überzeugen sind, desto weniger werden sie sich von dem Wahngebilde des Panslawismus blenden lassen.

„Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich verschränkter, als zu begreifen ist," sagt Goethe. Dies gilt auch von der britischen Nation, wobei ich jedoch die keltischen Iren und keltischen Schotten ausschließe und nur die eigentlichen Engländer ins Auge fasse. Wenn wir von den entgermanisierenden Einflüssen einer geheimnisvollen Urbevölkerung absehen, von der wir speziell auf den britischen Inseln so gut wie nichts wissen, so liegt die rassische Entstehung des englischen Volkes klar vor uns. Zuerst war England von Kelten bewohnt, dann kam mit den römischen Eroberungszügen etwas romanisches Blüt ins Land, hierauf folgten die Angelsachsen, deren Herrschaft Wilhelm der Eroberer mit seinen Normannen ein Ende bereitete. Die heutigen Engländer sind also aus einer, wie man annehmen müßte, ähnlich glücklichen Mischung rassisch mit einander auf

das engste verwandter Elemente entstanden, wie die Preußen. Doch scheint es, daß man weniger von einer Vermischung als von einer Uebereinanderschichtung der betreffenden Völker sprechen muß. Nirgends haben sich zunächst die Kelten so rasserein erhalten, wie auf den britischen Inseln, und ebenso ist nach Chamberlain auch die Masse des englischen Volkes eigentlich heute noch angelsächsisch, wogegen der normannische Adel, der nur einige wenige sächsische und dänische Adelsstämme in sich aufnahm und assimilierte, sich von dem angelsächsisch verbliebenen Volke streng getrennt hielt. „Hieraus entstand nun die Tatsache der England allein unterscheidenden oberen Kaste, die bis zum heutigen Tage ihre eigene Sprache, genauer gesagt, ihre eigene Aussprache besitzt, doch umfaßt die Aussprache auch zahllose Wörter und Wendungen, welche dieser Kaste nicht angehörigen Engländer ebenso wenig je richtig beherrschen, wie die ihnen unzugängliche Aussprache. Aus diesem Umstande ergab sich eine Zwiespaltung, die noch heute das Volk in zwei unüberbrückbar geschiedene Bestandteile scheidet: einen oberen und einen unteren, einen vornehmen und einen unvornehmen." So charakterisiert Chamberlain das heutige England, und ich glaube, daß gerade bei der Ergründung der rassischen Motive des Weltkrieges diese Zwiespaltung von hoher Wichtigkeit ist. Chamberlain berichtet uns nämlich weiter, daß man in England unter Adel nicht das verstehe, was man in anderen Ländern darunter versteht: es handle sich nicht um eine Titulatur, durch welche sämtliche Angehörige einer Familie für alle Zeiten sich äußerlich abheben, sondern um die Angehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Kaste, die sich innerlich vom übrigen Volke unterscheidet. Unaufhörlich fallen Menschen aus dieser Kaste heraus, unaufhörlich gelangen andere durch Assimilation in sie hinein. So sei denn die gesamte Gesetzgebung Englands der Staat, seine Konstitution, seine Politik das Werk der einen gesellschaftlichen Schicht nur, ohne jede wahre Beteiligung der anderen. Hobbes, der Aufrichtige, gesteht es: „Das Parlament hat nie die ganze Nation vertreten." Man kann also ruhig behaupten, daß es nicht die englische, also angelsächsische Nation ist, die uns diesen fürchterlichen Weltkrieg aufzwang, sondern eben jene herrschende, ursprünglich normannisch bestimmte Schicht, die aber infolge der vorhin skizzierten ewigen Unruhe in ihrer Zusammensetzung eine durch starke Kreuzung mit mehr oder minder fremdartigem Blute entartete Kaste darstellt.

So erklärt es sich auch, daß es just das germanische Volk der Engländer war, das uns den ganzen Krieg auf den Hals hetzte. In seinen Kriegsaufsätzen schreibt Chamberlain:

„Sobald der brave angelsächsische Bauer zum Piraten umgewandelt war, da stand die blonde Bestie da; und sobald der ‚verfeinerte' Adelige des 15. Jahrhunderts die geistigen Interessen verloren hatte und nach Geld lüstern geworden war, da stand der herzlose Sklavenhändler da, der sich von dem spanischen Gewaltmenschen einzig durch seine Heuchelei unter-

schied. Die Versuchung nach ungeheurer Macht auf Grund von ungemessenen Schäden ist zu stark gewesen: im Adel und den ihm verwandten Kreisen wußte man bald nicht mehr zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Derselbe Mann, der im Privatleben nie von dem peinlichsten Anstand abgewichen wäre, beging im vermeintlichen Interesse seines Vaterlandes jedes Verbrechen." — Nach einer Schilderung Warren Hastings, der durch so entsetzenerregende Schandtaten, daß die Welt von nichts Ähnlichem gehört hat, bis die lieblichen Belgier kürzlich das Kongobecken besetzten, durch Grausamkeiten, die ewige Schande über den Begriff des Menschentums gebracht haben, Indien erobert hatte, fährt Chamberlain fort: „Burke hatte im englischen Oberhause sechs Tage lang die Klage wiederholt: ‚Ich klage Warren Hastings an im Namen der ewigen Gesetze aller Gerechtigkeit, ich klage ihn an im Namen der Menschennatur, die er mit Schimpf bedeckt hat.' Allein er hatte die Einnahmen der Ostindischen Kompagnie von drei auf fünf Millionen Pfund erhöht und überdies den Opiumhandel erfunden; sollte man ein solches Genie bestrafen?" Pitt, der als Premierminister die Akten kannte, sagte: „Es gibt nur eine Rettung, er muß die Staatsnotwendigkeit vorschützen." — Hastings wurde freigesprochen, Burke aber erklärte damals im Oberhause: „Meine Lords, wenn Sie diesen Schändlichkeiten gegenüber die Augen verschließen, dann machen Sie aus uns Engländern eine Nation von Hehlern, eine Nation von Heuchlern, eine Nation von Lügnern, eine Nation von Falschspielern." — „Der Tag, an dem Warren Hastings freigesprochen wurde", so schließt Chamberlain, „der 23. April 1795, ist jener Tag, wo für England Geschichte und Charakter sich schnitten. Das neue England stand jetzt fertig da. — Hastings hatte sich nicht persönlich bereichert, er hatte nicht als Privatmann wieder Privatindividuen betrogen; doch im Interesse seines Vaterlandes — das heißt, seiner Macht, seines Reichtums — ist er vor keiner Lüge, vor keinem Meineid zurückgeschreckt, hat er verraten, wer ihm vertraute, hat Unschuldige nicht beschützt und Verbrecher auf den Thron erhoben; er hat es geduldet, daß andere Menschen Grausamkeiten fürchterlichster Art ausübten und englische Beamte, die entsetzt darüber berichten wollten, kassiert. Genau ein solcher Mann ist Sir Edward Grey! — Das ist das heutige politische England, wie Burke es voraus verkündet hatte: Hehler, Heuchler, Lügner, Falschspieler!"

Wenn aber auch die entartete herrschende Kaste Englands diesen Krieg gegen uns heraufbeschworen hat und nicht die breiten angelsächsischen Volksmassen, die ja durch Massenstreiks und das Drücken von Kitcheners Werbebüros deutlich genug ihre Kriegsunlust zeigen, so dürfen wir ebensowenig wie bei den Franzosen Milde walten lassen und in das „Gott strafe England" nur die oberen Zehntausend einbeziehen. Wir müssen uns vielmehr sagen, daß eine Rasse, die durch Jahrhunderte hindurch das erbärmliche Joch einer solchen, dem ruchlosesten Mammonsdienste verfallenen

Kaste, die den ehrlichen guten Namen des Old England eines Shakespeare, Milton, Oliver, Goldsmith und Dickens in solcher Weise geschändet hat, auf ihrem Nacken duldete, demselben unaufhaltsamen Verfalle geweiht ist wie die französische und die pseudo-russische. Der Trieb der Selbsterhaltung muß uns zwingen, hier keinen Unterschied zu machen, denn wir müssen uns sagen, daß bei der eigentümlichen Schichtungsstruktur des englischen Volkes sehr schnell eine genau so entartete neue Oberschicht heraufwachsen würde, wenn wir uns nur damit begnügten, der gegenwärtig herrschenden Kaste den Garaus zu machen. Oder will man etwa behaupten, um einen kurzen Abstecher zu dem Busenfreunde Englands zu machen, daß die Poincaré, Delcassé, Caillaux, Viviani und Clemenceau aus besserem Holze geschnitzt seien als die französischen Adeligen, deren Köpfe während der großen Revolution in den Sand rollten? Auf eine entartete Aristokratie folgt stets eine noch mehr degenerierte Plutokratie, welches Naturgesetz wir zuerst in den griechischen Republiken und dann in dem römischen Weltreiche beobachten können. Die alten Römer, die in dem langen Ringen gegen die semitischen Karthager sich in derselben Lage befanden wie wir, wußten genau, daß sie die phönizische Gefahr nur durch vollständige Austilgung des Erbfeindes bannen konnten, und danach handelten sie. Auch für uns, Deutsche, kann es also in dem Kampfe gegen Albion nur ein Ziel geben: Britanniam esse deleudam!

Ohne Überhebung und im vollen Bewußtsein nicht unbedenklicher Verfallserscheinungen, die sich vor dem Kriege in gewissen, uns rassisch allerdings mehr oder minder fernstehenden Schichten der Bevölkerung Deutschlands leider bemerkbar machten, können wir Deutsche doch von uns sagen, daß es sich gezeigt hat, daß wir die einzigen und wohl auch letzten Hüter des Grales wahrer Kultur sind, daß wir in diesem grauenvollen Blutbade alles Edle, Große, Gute und Schöne mit unserem Schwerte und Schilde decken, und daß für die arische Menschheit die Götterdämmerung hereinbrechen müßte, wenn wir in diesem oder in dem uns drohenden noch viel schwereren Kriege der Zukunft unterliegen sollten. Die Zukunft Europas schwebt auf unserer Schwertspitze, denn wenn wir auch — und zu dieser Hoffnung sind wir vollauf berechtigt — in diesem Weltkriege siegen, so erhebt sich im Osten bereits drohend das Mongolentum, dessen Vorläufer die mongoloiden Russen sind. Nur dann, wenn wir unsere Edelrasse rein erhalten, werden wir unsere hohe Aufgabe erfüllen können, von der das Dichterwort sagt, daß die Welt am deutschen Wesen einst noch genesen soll. Uns selber treu bleiben können wir jedoch nur dann, wenn wir beherzigen, was Tacitus von unseren Vorfahren sagte: „Ich bin überzeugt, daß die verschiedenen Stämme Germaniens, unbefleckt durch Ehen mit fremden Völkern, seit jeher ein besonderes, unvermischtes Volk bilden, das nur sich selber gleicht.“ Erinnern wir uns ferner daran, daß alle unsere großen deutschen Männer,

also auch die Gründer des neuen Deutschen Reiches, überwiegend reinrassige Germanen waren.

Von dem Kampfe mit den Mongolen handelt das dritte Buch der Amadisdichtung Gobineaus, es schildert uns, wie jene Rassen, mit denen wir jetzt im Kriege liegen, durch weitere Vermischung mit noch minderwertigerem Rassengesindel endlich ganz entarten. Eine tief pessimistische Prophezeihung, die sich aber teilweise schon erfüllt hat. Haben nicht die Engländer und Franzosen ihre gelben, schwarzen und braunen Hilfsvölker gegen uns mobil gemacht, haben sie nicht die mongoloiden Russen uns auf den Hals gehetzt? Und dieser schändliche Verrat an der arischen Rasse wird sich bei ihnen fürchterlich rächen, denn nachdem sie sich mit dem farbigen Rassengesindel so weit eingelassen haben, daß sie es sogar auf die Schlachtfelder Europas führten, erweckten sie dessen Selbstbewußtsein und werden eine Vermischung auf die Dauer nicht verhindern können. So werden Frankreich und England schließlich auf die Stufe jener grauenhaften Mischlingsstaaten hinuntersinken, wie es die südamerikanischen Raubstaaten heute schon sind, es bricht dann jenes Zeitalter über Europa herein, wo der germanische Kulturkreis von gänzlich entarteten Mischlingsrassen umbrandet sein wird, während der Osten seine Millionen wohlbewaffneter gelber Krieger gegen Europa ausspeien wird. Dann kommt nach Gobineau die Götterdämmerung für die Germanen, denn sie allein werden nach seiner pessimistischen Weltanschauung nicht mehr imstande sein, aus eigener Kraft die gelben Horden wieder zurückzutreiben, weil auch der größte Teil von ihnen der allgemeinen rassischen Entartung dann verfallen sein wird. Lassen wir uns jedoch in unserer Zukunftsfreudigkeit von diesem trostlosen Ausblick nicht lähmen, beherzigen wir vielmehr die Worte Wagners von der Möglichkeit einer Regeneration und „widmen wir uns ihrer Durchführung in jedem Sinne". Dann können wir mit Goethe frohen Herzens ausrufen:

„Doch, was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück!"

Der englische Charakter als Ursache des jetzigen Weltkrieges.

Dr. G. Eichhorn (Zürich).

Die Beleuchtung von Englands Beweggrund zu seiner Kriegserklärung an uns von rein politischem Standpunkte führt natürlich zu einer sehr einfachen Formulierung, nämlich, daß dieser Krieg entstehen mußte, weil England in rücksichtsloser Weise nach der Weltherrschaft strebt oder, mit deutlicheren Worten ausgedrückt, die ganze Welt in bedenklichkeitslosester

Macht- und Erwerbsselbstsucht unter seinen Willen und Vorteil zu unterwerfen sucht.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der England dies versuchte, hat ihre tieferen Ursachen aber in der bekannten Anglomanie, die unbegreiflicherweise gerade in Deutschland so wenig ihrem gefährlichen Charakter nach erkannt wurde, daß man eine geradezu skandalöse Engländerei in Sitten und Gebräuchen, ja sogar in der Sprache bei uns trieb. Der heutige englische Nationalcharakter beruht, wie ich es bereits in meinem letzten Aufsatz[1]) an dieser Stelle andeutete, auf einem Dünkel, der in intellektueller wie sozialer Hinsicht die Überlegenheit eines jeden Briten über alle „foreigners" annimmt, weshalb dieses Wort „foreigner" (Ausländer) für den Engländer stets einen Beigeschmack des Verächtlichen[2]) hat. Wie naiv dieser Dünkel ist, habe ich selbst durch unzählige Erlebnisse in England, wo ich früher mehrere Jahre lebte, erfahren. Ein charakteristisches möchte ich kurz erwähnen. In einer Londoner Gesellschaft unterhielt ich mich längere Zeit mit einer Engländerin, ohne daß sie wußte, daß ich Deutscher bin. Als ich es ihr schließlich sagte, äußerte sie in einem Tone, als wenn sie mir ein Kompliment machte „but you don't look like it" (Sie sehen aber gar nicht so aus!), worauf ich in nicht mißzuverstehender Schärfe replizierte: I am very sorry about it (das tut mir aber sehr leid). Solche Experimente habe ich noch oft machen müssen und dabei fast stets gefunden, daß ein natürlicher deutscher Nationalstolz, zu dem wir in jeder Hinsicht berechtigt sind, das einzige Mittel ist, dem Stockengländer zu imponieren. Wir würden auch nur das Natürliche und Richtige tun, wenn wir darauf bestehen würden, daß die Engländer in Deutschland im Verkehr mit Deutschen bemüht sein sollten, sich unserer Sprache zu bedienen, wie es auch in England von uns gefordert wird. Wollte man beispielsweise in England beim Besteigen eines Zuges an die Insassen eine Informationsfrage in deutscher Sprache stellen, so würde man angesehen werden, als wenn man, gelinde gesagt, verrückt sei. In Deutschland war es gerade umgekehrt, wie ich es leider nur allzuoft erfahren habe. Viele Deutsche bildeten sich offenbar noch etwas darauf ein, daß sie englisch sprechen durften. Selbst jetzt während des Krieges und trotzdem es bekannt geworden ist, daß unsere Landsleute in England in einer, jeder Gepflogenheit bei zivilisierten Nationen und dem internationalen Völkerrecht hohn-

[1]) „Der Weltfeind" in Nr. 7 der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift". Oktober 1914.

[2]) In den ausgezeichnet redigierten „Continental Times" war von einem der wenigen einsichtigen Engländer folgende Briefstelle abgedruckt: „The average Britisher's conception of patriotism is to entertain a pitying contempt for everybody and everything who have had the misfortune of being created outside the British Isles, and it is entirely due to this unfortunate temperamental characteristic that all we English have had such an unpleasant and rough awakening concerning Germany's might since the outbreak of this war.

sprechenden Weise gefangen gesetzt und in der brutalsten, schimpflichsten Weise behandelt werden, sah man bis vor kurzem bei uns, speziell an Kurorten, noch ebenso wie im Frieden die Engländer nicht nur frei herumpromenieren, sondern sie bedienten sich auch jetzt noch ihres Idioms selbst im Verkehr mit Deutschen, da sie es offenbar nach wie vor unter ihrer Würde hielten, etwas anderes als englisch zu sprechen; auch trugen sie ihre bekannte hochmütige Miene zur Schau, aus der man oft genug noch Hohn und Verachtung über die deutschen foreigners herauslesen konnte. Wie unreif müssen doch bisher weiteste Kreise bei uns politisch empfunden haben, daß wir uns das so lange gefallen ließen! Inzwischen sind ja Repressalien gegen die Engländer in Deutschland durchgeführt worden. Wäre dies viel früher geschehen, so würden ohne Zweifel die Maßregeln in England gegen Deutsche gar nicht oder doch erheblich menschlicher ausgeführt und so unseren Landsleuten viel Leid erspart worden sein. Auch heute sollte man angesichts der Tatsache, daß englische Richter die Ausschreitungen des englischen Pöbels gegen Deutsche billigen, und daß man die Deutschen in den englischen Konzentrationslagern wie Raubtiere angaffen und sie, es ist nicht zu kraß gesagt, geradezu wie Tiere krepieren läßt (vergl. z. B. Bericht eines Deutschen „über das Elend der deutschen Kriegsgefangenen in England" in der Frankfurter Zeitung Nr. 312 und den Bericht aus eigener Anschauung von Dr. Peters im „Tag"), sich nicht bei uns vor Härten scheuen; man könnte z. B. ein sehr wirksames Exempel statuieren, indem man die gefangenen Engländer zusammen mit gefangenen Sikhs, Gurkhas, Beludschen, algerischen Arabern, Senegal- und Sudanegern, Indianern und sonstigen in Farben schillernden Vertretern der mit ihnen verbündeten halb- und ganzwilden Völkerhorden einsperrte[1]), die jetzt zum Gottserbarmen auf uns Deutsche losgelassen werden zum Zorn und zur Scham jedes anständigen zivilisierten Weißen. Einem Stockengländer kommt es eben wegen seiner jede Gleichstellung brutal abweisenden Herrenmoral gar nicht zum Bewußtsein, daß er gegen einen foreigner Handlungen begeht, die er als Verbrechen ansehen würde, wenn sie gegen einen „Englishman" ausgeführt würden[2]). Als Völkerrecht gilt für England eben nur das, wovon England Nutzen hat, und es betrachtet sich nirgendwo als Gleicher unter Gleichen. Die Phrase vom „englischen Edelsinn" ist eine freche Vortäuschung, denn weder in der

[1]) Dr. E. Jenny weist in seinem Aufsatz „Englands unenglische Politik" (im „Tag" Nr. 272) noch auf einen anderen Gesichtspunkt hin, nämlich daß es kein besseres Mittel als dieses Verfahren geben kann zur Untergrabung des Ansehens englischer Macht in den von ihm unterworfenen Ländern. Die als Halbgötter auf einem Olymp zu thronen schienen, sind herabgezerrt zu den Staubgeborenen.

[2]) Ein neues Beispiel ist die jetzt unter heuchlerischer Entrüstung inszenierte Verbrecherbehandlung unserer heldenhaften U-Boot-Offiziere und -Mannschaften, die aber erfreulicherweise von der deutschen Regierung sofort mit energischen Repressalien bei gefangenen englischen Offizieren beantwortet worden ist.

Geschichte noch in der Denkweise der englischen Nation hat es jemals so etwas wie Edelsinn gegeben!

Wie unausrottbar der englische Dünkel auch bei Engländern ist, die Jahrzehnte lang auf dem Kontinent leben, möge folgender typische Fall illustrieren, den mir ein Deutsch-Schweizer noch kürzlich erzählte: Eine ihm und mir seit vielen Jahren bekannte alte Engländerin, die hier in Zürich schon seit 25 Jahren lebt, scheute sich nicht, zu seiner Frau, einer geborenen Engländerin, in seiner Gegenwart zu sagen: „J pity now every English woman, who has married a foreigner." (Ich bedauere jetzt jede Engländerin, die einen Ausländer geheiratet hat.) Aus dieser ebenso naiven wie dummen Anglomanie, über die wohl alle feinfühligen Nichtengländer immer wieder in Empörung geraten, ergibt sich dann von selbst die völlige Verständnislosigkeit, mit der das englische Volk in seiner Gesamtheit den Gedanken und Empfindungen eines anderen Volkes gegenübersteht. Wie ist das anders möglich, wenn für die breite englische Masse, der die Tätigkeiten ihrer eigenen „intellectuals" heute nur „brotlose Künste" bedeuten, ein englischer Schuhputzer mehr gilt als ein deutscher Professor! Das ist nicht übertrieben, sondern nur den Tatsachen entsprechend![1]) In der Tat erkennt man unschwer als eigentliche Ursache des jetzigen Krieges von England gegen uns, den ich schon seit Jahrzehnten meinen Landsleuten und bei jeder Gelegenheit auch Engländern als unvermeidlich prophezeit habe, das Zusamenwirken von politischem Übelwollen und allgemeiner Verständnislosigkeit seitens England gegenüber Deutschland.

In einem Aufsatze, den der soeben schon erwähnte hochgebildete englische Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain, ein weißer Rabe unter seinen Landsleuten, im Schwanerschen „Volkserzieher" über die „Deutsche Freiheit" veröffentlicht, findet sich u. a. folgende, kaum glaublich klingende Feststellung: „Daß König Georg V. in seinem Manifest an die englischen Kolonien die Phrase, der Dreiverband müsse die Freiheit gegen Deutschland verteidigen, wiederholt hat, würde an sich nicht viel besagen; denn die Ignoranz dieses Monarchen ist so haarsträubend, daß er — um nur ein Beispiel zu nennen — vor drei Jahren den Namen Goethe (den er Gô—it—ti ausspricht) noch niemals gehört hatte." Der gute Name Chamberlains und seine vorzügliche Kenntnis der englischen Verhältnisse bürgen für die Richtigkeit dieser hanebüchenen Tatsache. Auf solche Dinge stößt aber jeder gebildete Deutsche sozusagen täglich in England. Ich erinnere mich deutlich, als ich

[1]) Es ist jetzt in England wie zur Zeit der Römerherrschaft, wo es auch mit den Künsten und Wissenschaften bergab ging. Im übertriebenen Streben nach realen Gütern und weltlicher Macht ging das Verständnis für die idealen Güter der Menschheit verloren. Houston Stewart Chamberlain sagt in einem seiner ausgezeichneten Kriegsaufsätze: „Jeder höher gebildete Mensch ist in England verdächtig; man achtet ihn erst von dem Augenblicke ab, wo seine geistige Tätigkeit tüchtig Geld einbringt; sonst gilt er als Narr."

zum erstenmale nach England kam mit einer recht hohen Meinung, die man mir über die Engländer eingeredet hatte, daß ich sehr bald grenzenlos enttäuscht war. Abgesehen von den großen deutschen Komponisten und Künstlern in der Musik, für die der Engländer wohl nur aus unerfüllter Sehnsucht wegen seiner ganz unmusikalischen Veranlagung schwärmt, kennt ein Durchschnittsengländer der guten Gesellschaft überhaupt unsere Geistesheroen auf allen Gebieten nicht einmal dem Namen nach. Von der klassischen Literatur kennt ein echter Sohn Albions meistens nur Shakespeare. Geht man nun etwas näher auf die Werke dieses Unsterblichen ein, so ergibt sich in der Regel, daß ein Deutscher darüber viel mehr weiß und zu sagen hat als ein Engländer. Auf die dann folgende dumme Frage: „How do you know?" sind außer mir wohl sicher schon viel Deutsche gestoßen. Bekanntlich ist ferner ja auch in der Wissenschaft der englische Mangel an Gerechtigkeit, bei Angabe der Literatur über wissenschaftliche Arbeiten oder bei historischen Daten einer Entdeckung, Gegenstand unaufhörlicher Klagen deutscher Gelehrter[1]). Auch hier sind die Ursachen meistens komplette Ignoranz und hochmütige nationale Überhebung. Denn auch der englische Gelehrte hat sich beinahe bewußt mit Scheuklappen versehen gegen alles, was nicht englisch und deshalb nach seiner bornierten Meinung minderwertig ist. In den meisten Wissenschaften und in der Technik ist aber heute England so gegen Deutschland zurückgeblieben, daß Überhebung und Anmaßung ganz und gar nicht berechtigt sind. Eine Nation büßt, wie das einzelne Individuum, durch dünkelhaftes, selbstgefälliges Sichsonnen in bisherigen Leistungen sofort an Größe ein, die nur durch unaufhörliches Neuschaffen erhalten werden kann. Dünkel ist immer ein deutliches Symptom des Verfalles; Hochmut kommt vor dem Fall. Ein wirklich großer Mensch bleibt stets bescheiden und neigt eher zu der Empfindung „vor anderen fühl' ich mich so klein". Die ganze englische Nation ist heute in sozialer, politischer und wissenschaftlicher Hinsicht von diesem hochmütigen Dünkel ergriffen, und nur seine gründliche Ausrottung kann erst den Weg frei machen zu einem harmonischen Zusammenarbeiten mit anderen Nationen. Umgekehrt ist der Deutsche in seinem vortrefflichen Prinzip des Strebens nach internationaler Gerechtigkeit zu einer Bescheidenheit geführt worden, der, wenn sie bei allen Gebildeten der Welt vorhanden wäre, und wir schon in einem Paradiese des Wahren, Guten und Schönen lebten, unbedingt das Szepter gebührte. Leider aber befinden wir uns einstweilen noch in einer so rauhen Wirklichkeit, daß wir Deutsche diese Bescheidenheit, die an sich das Kennzeichen eines hohen Geistesniveaus ist, nicht zu weit treiben dürfen, jedenfalls nicht,

---

[1]) Vergl. hierüber auch die vortreffliche Schrift des bekannten Altmeisters der Physik Geheimrat P. Lenard: „England und Deutschland zur Zeit des großen Krieges" (Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg).

wie es so häufig geschah, bis zur Würdelosigkeit und zu anscheinend gänzlichem Mangel an nationalem Selbstbewußtsein.

Es besteht allerdings durch eine natürliche Veranlagung des Deutschen eine hohe Schranke, die zu übersteigen den anderen Nationen nicht leicht gemacht wird, das ist einmal seine idealistische Denkungsweise und dann seine absolute Wahrhaftigkeit. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist"; der echte Deutsche ist in der Tat lieber grob, als daß er mit einem gewissen gesellschaftlichen Schliff diplomatisch vorgeht, d. h. sich entschließt, die Dinge und Menschen so bestehen zu lassen, wie sie nun einmal sind, und ihren Bestand höflich zu respektieren, trotzdem er innerlich ihren Unwert genau erkennt. Herr Prof. Hensel (Erlangen) schreibt in der „Frankfurter Zeitung" Nr. 312 in einem ausgezeichneten Aufsatze „Der deutsche Schiller" hierzu folgendes: „Dazu ist der Deutsche unfähig, nicht aus dem inneren Gefühl der Überlegenheit heraus, das dem Engländer das Geltenlassen fremder Sitten so leicht macht, weil es sich ja doch nur um Foreigners handelt, die man mit innerer Belustigung so bleiben lassen kann, wie sie sind, denn zu Engländern sind sie eben ein- für allemal verdorben —, sondern es widerstrebt dem Deutschen, irgendetwas überhaupt bestehen zu lassen, das sein Recht auf Existenz nicht vor dem Richterstuhl der Idee nachweisen kann. So wird er dann ganz unausstehlich; und wenn wir heute uns einem Meer von Haß und Abneigung gegenübersehen, so müssen wir sagen, daß wir es redlich verdient haben. Jeder Fremde kann jeden anderen Fremden leidlich verstehen und mit ihm bis zu einem gewissen Grade sympathisieren; dem Deutschen gegenüber versagt diese Fähigkeit, weil dessen Seelenleben sich in Regionen bewegt, zu denen dem Fremden meist aller Zugang verschlossen ist und bleibt." In der Tat verhindert gerade der Seelenreichtum des Deutschen meistens eine leichte Assimilierung fremder Nationalitäten. Ferner hebt Prof. Hensel treffend hervor: „In ihren Beziehungen zu uns handelt es sich für die anderen Nationen gar nicht um Herzensangelegenheiten. Wenn die Engländer uns Friedensdeputationen herüberschickten, so war es ein einfacher Ausdruck der Tatsache, daß sie die Zeit noch nicht für gekommen hielten, das Seil um unseren Hals zuzuziehen und uns zu erdrosseln. Die Schuld daran, daß wir dies nicht einsahen, daß wir uns danach sehnten, am Halse des neugewonnenen Freundes uns auszuweinen, liegt lediglich bei uns; die fremden Nationen waren eines solchen Irrtums unfähig, weil sie eben in diese Dinge keinen höheren idealen Wert hineinzulegen gewöhnt sind, sondern die Tatsachen einfach und nüchtern als das hinnehmen, was sie sind, ohne auch nur eine Minute darüber nachzudenken, was sie sein sollten. Wäre dies das letzte Wort, so würden freilich die Aussichten für uns Deutsche traurig sein. Wir müßten uns damit bescheiden, immer wieder zu erfahren, daß für das Beste, das wir in uns wissen, auf ein Verständnis nicht zu rechnen ist, und daß wir dazu verurteilt sind, immer mehr von den Menschen zu erhoffen und zu erwarten, als sie zu geben in der Lage

sind, und deshalb immer wieder die wenig anmutige Rolle des sentimentalen Betrogenen zu spielen." Was aber erreicht werden kann und soll, hat Schiller selber unübertrefflich in die Worte zusammengefaßt: „Drum paart zu eurem schönsten Glück mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick."

Der echte Deutsche *handelt* im allgemeinen in der Tat nach dem Platonischen Lebenssatz: „Denken, was wahr ist, fühlen, was schön ist, und wollen was gut ist, darin erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens." Ihm sind die scheinbar verbindlichen, aber in Wirklichkeit nichtssagenden Allüren und der gleißnerische Schliff des englischen und französischen Weltmanns im Grunde seiner Seele zuwider, aber mich dünkt, er soll ruhig bei dieser Abneigung bleiben, denn *das Grundgesetz der echten Freundschaft ist die Wahrheit*. Würden ebenso wie wir auch unsere Feinde nach diesem Grundsatz, den sie durch das Studium des deutschen Wesens in seinem hohen Wert hätten erkennen können, gedacht und gehandelt haben, so hätten wir jetzt keinen Krieg. *Gerade England*, das den Überfall gegen uns im wahrsten Sinne des Wortes angezettelt und sich durch die Verwandlung des Krieges in einen Rassenkampf aus der Reihe der zivilisierten Nationen ausgestrichen hat, steht aber einem Sichversenken in unser Wesen am *allerfernsten*. Es gibt gleichzeitig in diesem Kriege auch das klassische Beispiel dafür ab, wie bei einem Weltmann oft wirkliche Kultur fehlt und seine Zivilisation nur an der äußersten Oberfläche haftet. Die Geschichte wird es für die Schamlosigkeit seines Lügenfeldzuges, den es in der ganzen Welt gegen uns inszeniert hat, brandmarken und gleichzeitig feststellen, auf welchem tiefen Niveau seine Bevölkerung stand, die sich durch die Presse mit ebenso frechen wie kindischen Lügen und Verläumdungen über uns regalieren ließ[1]). Wie weit die Roheit und Schamlosigkeit der Engländer auch sonst geht, zeigen u. a. die bildlichen Darstellungen ihrer vornehmeren illustrierten Zeitschriften. Ich möchte auf eine besonders hinweisen, die in Nr. 3942 der „Illustrated London News" erschienen ist und den angeblichen Überfall eines deutschen Schützengrabens in Flandern durch Gurkhas darstellt. Unter dem Bilde steht folgender Text: „Die Gurkhas griffen einen der feindlichen Schützengräben auf dem linken Flügel an, überraschten die Deutschen vollständig und ermordeten sie mit ihren berüchtigten „Cookers" (große breite Messer"). Danach zogen sie die Getöteten in ihre Linien zurück, um ihren „British confrères" zu zeigen, wie erfolgreich sie gewesen seien." Nicht nur also keine Spur von Scham, daß sie sich solcher halbwilden Bestien als Kriegsgenossen bedienen, sondern die sonst so stolzen Engländer bezeichnen sie selbst als ihre „confrères". Diese englische Roheit kommt auch sonst in ihrer Kriegsführung durch die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen zum Ausdruck. Das englische Infanteriegeschoß ist in der Tat ein solches, denn

[1]) Vergl. hierüber z. B. einen ausgezeichneten Aufsatz „Englische Presse und englischer Witz im Weltkriege" von Prof. A. Schröer in der „Köln. Ztg." Nr. 191, 1915.

es hat eine Spitze aus hartem leichtem Aluminium und einen hinteren Hauptteil aus weichem, schwerem Blei, worüber die authentischen Mitteilungen deutscher Stabsärzte vorliegen.

Ich persönlich habe mich über solche englische Roheiten[1]) gar nicht gewundert, da ich sie zu häufig auch bei sogenannten gebildeten Engländern zum Durchbruch habe kommen sehen. (Das zeigt ja auch neuerdings der Grey-Findlay'sche Mordanschlag gegen Sir Roger Casement.) Seine Erziehung sitzt eben nur an der Oberfläche; in Wirklichkeit könnte man eher von Unerzogenheit sprechen, die durch einen uneingeschränkten Individualismus bis zur Rücksichtslosigkeit und brutalen Egoismus getrieben ist. Nebenbei bemerkt ist mir in keinem Lande das gewöhnliche Volk von einer so gemeinen Roheit erschienen wie in England. Die kaltblütige, planmäßige Vorbereitung dieses furchtbaren Völkergemetzels mit seinen Hekatomben von Menschenopfern und dieses ungeheuerlichen Blutsverrates[2]) an uns seitens Englands spricht ja auch mehr wie alle Auseinandersetzungen für die entsetzliche englische Gefühlsroheit. In der Tat darf man ohne Übertreibung sagen, daß Mangel an Gutherzigkeit, Scheinheiligkeit und ein Zug zur Brutalisierung des Schwächeren typisch sind für den englischen Bürger der sogen. „Middle classes", durch den die englische Nation repräsentiert wird und nicht durch die eigentlich unenglischen Typen, welche man in Deutschland als Förderer der Verständigungsbewegungen kennen gelernt hat[3]). Ein Typus des politisch maßgebenden Gros der englischen Nation ist Sir Edward Grey[4]), ein höchst bornierter Geist echt englischer Provenienz,

---

[1]) Der schon wiederholt zitierte Chamberlain sagt auch hierüber das treffendste Wort: „Nichts Roheres gibt es auf der Welt als einen rohen Engländer; er besitzt keinen anderen Halt als eben seine Roheit. Meistens ist er kein schlechter Mensch; er hat Offenheit, Energie und Lebensmut; er ist aber ignorant wie ein Kaffer, macht keine Schule des Gehorsams und der Ehrfurcht durch, kennt kein anderes Ideal als „to fight his way through", sich durchzukämpfen. Diese Roheit hat nach und nach von unten bis oben fast die ganze Nation durchtränkt."

[2]) Es sei in dieser Hinsicht besonders hingewiesen auf die Schrift von M. Wildgrube: „Englands Verrat an Deutschland in historisch-politischer Bedeutung." (Verlag Emil Weise, Dresden.)

[3]) Ich verweise dieserhalb auch auf einen ausgezeichneten Aufsatz von Professor L. Schücking „Zur Psychologie des englischen Volkes" in der Zeitschrift „März", Heft 40.

[4]) Es sei auch verwiesen auf die Essaysammlung „Propheten, Priester und Könige" von A. G. Gardiner, die auch eine beißend satyrische Charakteristik von Grey enthält. In den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 181 stand folgende charakteristische Glosse: „Seine Landsleute halten nach wie vor Sir Edward Grey für einen tadellosen Gentleman und sind nach wie vor überzeugt, daß dieser Brutus „is an honourable man". Aber sie sagen nicht, wie es im Text weiter heißt: „So are they all, all honourable men!" Wenigstens nicht von den Mitgliedern des Kabinetts Asquith. Von Winston Churchill z. B. ist die Mehrzahl der Engländer überzeugt, daß er kein Gentleman ist. Aber Sir Edward Grey bezaubert seine Landsleute vor allem dadurch, daß er so völlig Stockengländer ist, mehr als seine andern Kollegen. Er ist es zunächst wegen seiner unergründlichen Unwissenheit über alle Dinge jenseits des englischen Kanals, und dann wegen seiner bedeutenden

ein kurzsichtiger, genasführter Minister, der sich durch die überlegenen russischen und französischen Politiker (? die Schriftltg.) sogar zu der mit wenigen Ausnahmen ganz unenglischen Politik der aktiven Teilnahme an einem kontinentalen Kriege treiben ließ, solange er sich noch in einem England selbst gefährdenden Stadium befindet, anstatt sich nach alter englischer Tradition mit seiner Anzettelung zu begnügen und, während die Völker in blutigen Kriegen, an denen der eigentliche Drahtzieher England nur mit Geld oder höchstens mit ausländischen Söldnerscharen teilnahm, sich schwächten, im Trüben zu fischen, sowie nachher den das Fett von der Suppe schöpfenden tertius gaudens zu spielen.

Eine sehr gute geschichtliche Übersicht dieser spezifisch englischen Politik ist dargestellt in der gerade erschienenen Schrift von Alfred Heiser: Das perfide Albion (Volksbücher der Geschichte, Nr. 124. Verlag von Velhagen & Klasing).

Sogar unsere heutigen Feinde, die Franzosen, haben schon seit langer Zeit sich ein treffendes Urteil über den englischen Nationalcharakter gebildet, wie die vor einer Reihe von Jahren publizierten interessanten Essays[1]) des Pariser Universitätsprofessor Emile Boutmy zeigen können[2]). Ich möchte einige Äußerungen, soweit sie mit unserem Thema zusammenhängen, anführen: „England ist nicht allein eine Insel, es ist ein Kontinent. Kein

Leistungen im Tennisspiel und im Fischen. Auf Grund der ersteren Eigenschaft machte ihn das Kabinett Asquith zum Auslandsminister, auf Grund der letzteren finden sich sein Name und sein Bild in Sports- und Angler-Blättern. Das Angeln ist sicher für die Regenten eines Weltreiches eine geistfördernde und anregende Beschäftigung, und Sir Edward Grey muß doch ab und zu ausspannen. Auf diesem Gebiete liegen auch seine geistigen Leistungen. Gladstone, auch der nicht sehr ideenreiche, aber weltkundige Lord Rosebery hatten ihre eigene Gedankenwelt; ihre Reden, manchmal auch ihre Bücher, waren Taten. Lord Roseberys Buch über Napoleon ist, auch literarisch genommen, nicht schlecht. Sir Edward Grey offenbart sich uns als vollkommener Angler und hat die Welt mit einem Buche beglückt, worin er den Ersatz des lebendigen Köders beim Angeln durch den künstlichen befürwortet. Auch die Laufbahn des Anglers ist aber nicht ohne Enttäuschungen; als Sir Edward Grey außer seiner famosen Entente noch sechs bis sieben andere Festlandmächte gegen Deutschland zusammentrommeln wollte, glückte es weder mit dem natürlichen Köder, noch mit dem künstlichen. Vielleicht sieht er einmal in seinem Handbuch nach! Allerdings müßte er sich dann eine größere Kenntnis fremden Terrains verschaffen. Wie man in England selbst behauptet, hat Sir Edward Grey niemals die heimische Insel verlassen, außer zu einem Wochenschluß-Ausfluge auf drei Tage nach Paris. Wenn heute ein großer industrieller oder kaufmännischer Betrieb einen Werkmeister oder Prokuristen anstellt, so nimmt er selbstredend nur Persönlichkeiten, die über ihr Fach gründlich unterrichtet sind und das ausweisen können. Das größte Reich der Welt aber stellt einen Auslandsminister an, der vom Ausland und allem, was seine Hilfsquellen, seine Beziehungen, sein Volksleben betrifft, praktisch gar keine Ahnung hat."

[1]) Neuerdings in deutscher Sprache reproduziert unter dem Titel: „Englands Seele" in der Zeitschrift „Die Gegenwart", Heft 46.

[2]) Auch der Ire Bernhard Shaw hat wiederholt, z. B. in seiner ergötzlichen Komödie „Der Schlachtenlenker" (Verlag S. Fischer, Berlin), beißende Urteile über seine englischen Landsleute gefällt, wie man sie zutreffender noch heute kaum formulieren könnte.

anderes Land hat so oft und so scharf erklärt, daß es sich selbst genüge, kein anderes Volk hat so selbstverständlich die Gedanken und Sitten des übrigen Europas für minderwertig gehalten[1]). Für die überwiegende Mehrheit der Engländer gab es nie den Wunsch, mit dem Auslande in Berührung zu kommen, nie die Gelegenheit zu jenen Formen der Betätigung, durch die die angestachelte Intelligenz sich entwickelt und in gewissem Maße wenigstens aus sich selbst heraustritt. Es gibt kein Volk, dessen ungeheure Majorität solange unentwickelt blieb, kein Volk, so zurückgeblieben noch in der Kultur, kein Volk, in dem die grobsinnliche Seele der ursprünglichen Rasse so wenig angetastet wurde. Dieser Mangel an Affinität zeigt sich deutlich auch in dem Verfahren und den Resultaten britischer Kolonisation. Nirgends auf dem Erdenrund haben die Engländer vermocht, die Bevölkerungen an sich zu ziehen, haben sie die Kunst verstanden, sie sich zu Freunden zu machen. Sie wußten nur, die anderen zu unterdrücken, auszubeuten, zurückzudrängen oder auszumerzen. Die gleiche Unfähigkeit, andere Rassen zu verstehen, sie mit sich zu verschmelzen, zeigt sich in der ganzen so traurigen Geschichte Irlands, in der Indiens, in der Verwaltung Ägyptens. Sie sind Eindringlinge geblieben, und ein Schrei der Befreiung würde ihren Abzug begrüßen, würden sie selbst Wohlstand und Frieden mit sich nehmen. Die englische Herrschaft ist für die anderen Rassen erschöpfend, unterdrückend, tötend." „Die gleiche Unvollkommenheit des sozialen Menschen findet sich in der Unmenschlichkeit, von der die Engländer zu allen Epochen unvergeßliche Beispiele gegeben haben; sie zeigen uns den Engländer von der Welt abgeschnitten, durch die er geht, losgelöst durch die Unvollkommenheit seiner Sinne von der Mehrzahl der Eindrücke, die uns von außen kommen. Diese Unmenschlichkeit des Engländers wird im täglichen Leben zur Flegelhaftigkeit und Brutalität usw." „Und Montesquieu urteilt: Wie sollten die Engländer einen Fremden lieben? Sie lieben sich ja untereinander nicht. Mit ihnen muß man verfahren wie sie: Sich um niemand kümmern, niemand lieben, mit niemand rechnen. . . ." „In der englischen Art liegt ebensoviel Kälte wie Herzlosigkeit."

So also sieht der Götze aus, vor dem bisher fast die ganze Welt auf den Knien gelegen hat. In Wirklichkeit ein rückständiger roher Geselle, der in brutaler Weise seine Wesensart den andern Nationen aufdrückt und

[1]) Anmerkung der Schriftleitung. Dazu hatten und haben die Engländer allerdings das volle Recht bei denjenigen, die sie nachahmen, die sich im Auslande oder gar im Inlande als Engländer aufspielen. Der Nachahmer erreicht entweder sein Vorbild nicht oder er karrikiert es. Beides wirkt lächerlich, am meisten auf diejenigen, die man nachahmen will. Bei uns in Deutschland haben sich nur die Offizierskreise und das niedere Volk von jeglicher Ausländerei frei gehalten. Hoffentlich wird das jetzt anders. Wenn nicht, dann werden uns auch die glänzendsten Siege in militärischer, technischer, wirtschaftlicher Hinsicht in der Achtung der Ausländer nicht höher steigen lassen. Fort also mit jeder Ausländerei, vor allem aber der Engländerei!

sie rücksichtslos alle niedertritt ad Britanniae majorem gloriam. Das gilt auch für die heutigen Neutralen, die England bereits, wie in jedem Kriege, den es noch geführt hat, in der schändlichsten Weise mißhandelt. Allen Denkern und Dichtern zum Trotz waren also die heutigen Insularengländer ebensowenig geneigt, von ihren einmal gefaßten politischen Gedanken und Vorurteilen abzugehen, wie sie in Sitten und Bräuchen veränderten Zeitumständen Rechnung zu tragen bereit waren. Es ist für jeden Einsichtigen klar, daß daraus sich friedlich unüberbrückbare Gegensätze herausbilden mußten gegenüber dem deutschen Volk der Dichter und Denker, nachdem es erst einmal politisch reif und mächtig geworden war und durch seine Leistungen seinen Marsch zu einem Platz an der Sonne angetreten hatte.

So mußte einst der Krieg zwischen Karthago und Rom entbrennen, so heute zwischen England und Deutschland, und was unserem großen Erzieher Bismarck nicht gelungen ist, wird dieser Krieg erreichen, nämlich der deutschen Nation des Weltmanns Blick zu geben. Das Endresultat einer „deutschen Weltherrschaft" würde dann nur eine solche in einem höheren Sinne sein, d. h. eine Weltverbrüderung, bezw. eine Vereinigung der europäischen Völker im Interesse einer wirklichen allgemeinen Freiheit unter Deutschlands Führung; sie würde einen dauernden Weltfrieden mit sich bringen durch die Erlösung Europas von dem unerträglich gewordenen Druck der auf Handelstyrannei und politischem Despotismus beruhenden verderbten englischen Weltherrschaft. Mit Seherangen hat der portugiesische Dichter Duarte d'Almeida diesem Ausblick durch folgendes Gedicht[1]) Ausdruck gegeben:

„Koloß, du kommst zu Fall! Heut, morgen, irgendwann;
Nicht lange mehr, so liegst du hingestürzt ins Leere;
Die Lande seufzen dumpf ob deiner Wucht, Tyrann!
Pirat! Um deinen Raub verfluchen dich die Meere.

Allwärts, wo eine Brust noch atmet kühn und frei
Und liebt Gerechtigkeit und huldigt Idealen,
Allwärts entgegen dir erhebt man Racheschrei,
Brandmarkend deine Stirn mit lästerlichen Malen.

Ha! Wenn du einst zergehst wie eitel Dunst und Schaum,
Du beutegier'ges Volk, gesargt in Grabesbrodem,
Dann fühlt das Menschentum, erwacht aus bösem Traum,
Sein Herz befreit und schöpft erleichtert Lebensodem."

Möge ein gütiges Geschick unser im wesentlichen unverfälschtes Germanentum dazu ausersehen haben, diese Prophezeiung des Dichters jetzt zur Erfüllung zu bringen, und so alle zivilisierten Völker der Erde von der Massensuggestion befreien, die zu ihrem Schaden und zur Untergrabung des Weltfriedens sowie des wahren Kulturfortschrittes England in unbegreiflicher Weise seit Jahrhunderten ausübte.

[1]) In deutscher Übersetzung kürzlich in der Frankfurter Zeitung Nr. 299 erschienen.

Rückſiedlung Auslanddeutſcher nach dem Deutſchen Reiche[1]).

Hans Siegfried Weber.

Die größte Koloniſation, die überhaupt die Weltgeſchichte kennt, iſt die Wiedereindeutſchung der Gebiete jenſeits der Elbe, die in den Stürmen der Völkerwanderung von deutſchen Stämmen verlaſſen und von ſlawiſchen Völkern beſetzt worden waren. Unter den Koloniſatoren jenes Oſtelbiens ragt der deutſche Orden über alle andern hervor. Aber auch polniſche Fürſten ließen deutſche Bauern nach ihrem Gebiete kommen, um ihr Land der Kultur zu erſchließen. Dieſe ganze Wiedergewinnung des deutſchen Oſtens iſt im Grunde genommen weiter nichts als eine Rückſiedlung Deutſcher nach dem ehemals deutſchem Volksgebiete.

Mit den Hohenzollernfürſten ſetzt dann die altpreußiſche Koloniſation ein, deren eigentlicher Schöpfer der Große Kurfürſt war. Als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes erließ, da antwortete der Hohenzoller mit dem Einladungsedikt von Potsdam. Dieſes Edikt wurde die Grundlage für alle ſpätere Anſetzung von Koloniſten. Der erſte Preußenkönig und der zweite, der Soldatenkönig, haben ganz im Geiſte ihres großen Ahnen allen denen in Brandenburg-Preußen eine Heimſtätte bereitet, die um ihres Glaubens Willen aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Auch Friedrich der Große konnte ſein großartiges Koloniſationswerk der Urbarmachung von Ödländereien nur vollbringen, indem er Menſchen aus den Nachbarſtaaten heranzog. So beſtand denn im Jahre 1786 von der Bevölkerung Preußens nach Beheim-Schwarzbach ein Drittel aus Koloniſten und Koloniſtennachkömmlingen. Nur ganz ſchwach wurde ſpäter noch das Bevölkerungswerk wieder aufgenommen durch Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner Anſiedlung von 6000 Koloniſten aus Württemberg in Südpreußen. Damit iſt auch das Ende der altpreußiſchen Koloniſation endgültig gekommen.

Der Grund, warum man nun nicht mehr weiter damit fortfuhr, Koloniſten anzuſetzen, iſt letzten Endes in jenen individualiſtiſchen Strömungen zu ſuchen, die ihren Ausgang mit der franzöſiſchen Revolution nehmen und wozu auch die Befreiung der Bauern gehört. Die Bauernbefreiung iſt der größte Wendepunkt in der Agrargeſchichte des vorigen Jahrhunderts. Damit wurde der Bauer auf ſich ſelbſt geſtellt. Man widerſtrebte einem Eingriffe in die Rechte der einzelnen Perſönlichkeit.

Dann trat im politiſchen und geiſtigen Leben dem Individualismus der Sozialismus entgegen. Die Geſchichte geht weiter ihren unerbittlichen Gang, und es kommt nun darauf an, aus den beiden Ideengängen des verfloſſenen Jahrhunderts eine neue Syntheſe zu ſchaffen.

[1]) Anmerkung des Verfaſſers: Dieſer Aufſatz bietet einen kurzen Überblick über die Rückſiedlung Auslanddeutſcher nach dem Deutſchen Reiche. Der Verfaſſer iſt mit einer größeren Arbeit über dieſe ſo überaus wichtige Frage beſchäftigt und wird er ſeine Ausführungen in einem der nächſten Monate in Buchform erſcheinen laſſen.

Der Anfang zu einer solchen neuen Ordnung der agrarischen Verhältnisse beginnt bei uns in Deutschland mit der Gründung der Ansiedlungskommission im Jahre 1886. Ganz abgesehen von dem nationalen Zwecke dieser Einrichtung sind wir hiermit in die innere Kolonisationsperiode eingetreten, die nun in der Folgezeit eine unserer vornehmsten Aufgaben sein muß. Wir wollen in Deutschland nicht das Bauerntum in uns zugrunde gehen lassen, wie es in England geschehen ist, wo der Bauer vollständig den Latifundien Platz gemacht hat.

Auch in Deutschland wurden schon in reichstem Maße Bauern- und Rittergüter von reich gewordenen Städtern aufgekauft, um diesen Leuten zu höherem Glanze zu verhelfen. Bis heute haben wir leider noch keine Statistik hierüber, obwohl dieselbe durch einen Antrag Dr. Hahn und Engelbrecht bereits im Jahre 1912 im Abgeordnetenhause beantragt und dieser in der Folgezeit immer wieder erneuert wurde.

Mit der Gründung der Ansiedlungskommission beginnt auch der kraftvolle Versuch einer „Rücksiedlung Auslanddeutscher nach dem Deutschen Reiche". Da man in Deutschland selbst nicht das gewünschte Ansiedlermaterial fand, so griff man auf jene zwei Millionen deutsche Bauern zurück, die einst unter der Regierung Katharina II. und Alexander I. in Rußland angesiedelt worden waren.

Unter vielversprechenden Privilegien hatte man diese Deutschen aus den deutschen Landen weggeführt und ihnen auch Land in reichstem Maße zugewiesen. Doch mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches ergriff in Rußland der Haß wider alles Deutsche die Gemüter. Die Russifizierungspolitik setzte ein, deren Ziel, um ein russisches Wort zu gebrauchen, darin besteht, „einem Lande die Seele zu nehmen". So wurden denn jene deutschen Bauern für den russischen Militärdienst ausgehoben, obwohl ihnen ausdrücklich die Befreiung vom Soldatendienste zugesagt und ebenso die Zusicherung der Wahrung ihrer Sprache und ihres Volkstums gegeben war. Auch die Pachtverträge wurden diesen deutschen Bauern gekündigt und sie zur Auswanderung gezwungen.

Es ist das Verdienst der Ansiedlungskommission, der von Professor Fabarius in Witzenhausen ins Leben gerufenen Rückwandrerstelle und der vom Pfarrer Rosenberg in Ostrowo gegründeten Landgenossenschaft, diese deutschen Bauern in Rußland zur Rückwanderung nach Deutschland herangezogen zu haben. Diese Deutschen haben in Rußland ihre deutsche Art und ihre deutsche Gesinnung streng bewahrt bis auf den heutigen Tag. Deutsche Lehrer und Pfarrer haben die Kinder dieser deutschen Bauern in die deutsche Muttersprache und die deutsche Gedankenwelt eingeführt. Selbstverständlich waren sie aber der kulturellen Hebung, die die deutsche Landwirtschaft insbesondere in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, fremd. Es war

nun die Frage, ob tatsächlich die Ansiedlungskommission mit diesen Rückwanderern Erfolge erzielen könnte. Die Denkschrift der Ansiedlungskommission „20 Jahre deutsche Kulturarbeit" (1907) führt darüber folgendes aus: „Die Ansiedlung deutscher Rückwandrer aus Rußland bedeutet zwar vielfach die Einfügung einer von der hiesigen sehr verschiedenen niedrigeren Kultur in die geordneten Verhältnisse der Ansiedlungsprovinzen. Diese Rückwandrer haben sich aber bisher als bildungsfähig erwiesen, allgemein und namentlich was den landwirtschaftlichen Betrieb anlangt. Noch 18—20jährige und ältere Angehörige besuchen die zur kulturellen Hebung des Nachwuchses überall eingerichteten Fortbildungsschulen und zeigen große Lernbegierde. Allenthalben ist bei den Rückwandrern schon nach wenigen Jahren ein wirtschaftlicher Fortschritt zu erkennen. Und schließlich muß die Erwägung den Ausschlag geben, daß das, was die Väter etwa noch schuldig bleiben, die Söhne sicherlich leisten werden, und daß sie einen Reingewinn für die Bevölkerung des Staates bedeuten."

Bis zum Jahre 1907 waren auf den Ansiedlungsgütern laut amtlicher Feststellung 3000 Rückwandrerfamilien angesiedelt, und ihre Kopfzahl ist auf 15 000 zu schätzen. Mehr als ein Fünftel der gesamten deutschen Ansiedler, die die Ansiedlungskommission angesiedelt hatte, bestand im Jahre 1907 aus Rückwandrern. Setzt man in Preußen die jährliche Steuer mit Mk. 50.— auf den Kopf der Bevölkerung ein, so fließen dem preußischen Staat und dem deutschen Reich allein durch die Einsetzung der deutschen Rückwandrer jährlich $^3/_4$ Millionen Mark an neuen Einnahmen zu. Hier hat also die Ansiedlungskommission ein Werk im Dienste der Erhaltung des deutschen Volkstums vollbracht und gleichzeitig Preußen und dem deutschen Reiche die Steuerkraft seiner Einwohner vermehrt.

Auch den Bedarf an Landarbeitern hat die Ansiedlungskommission durch Rückwandrer gedeckt. Regierungsrat Gaede hat im Jahre 1912 die persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bei 900 Arbeiterrentenstellen der Königl. Ansiedlungskommission untersucht und das Ergebnis in einer besonderen Drucksache mitgeteilt. Regierungsrat Gaede läßt sich folgendermaßen über diese Arbeiterrentenstellen aus:

„In den ersten Jahren der Rückwanderung aus Rußland erschien es sehr fraglich, ob es gelingen würde, Rückwandrer in den Ansiedlungsprovinzen als Arbeiter seßhaft zu machen. Denn die Leute hatten in Rußland, wo die Bodenerträge bei extensivster Wirtschaftsweise ausgereicht hatten, das Leben zu fristen, bei wenig Arbeit verhältnismäßig gut gelebt und zeigten wenig Neigung, die hohen Anforderungen zu erfüllen, die neuzeitliche Bodenkultur und Viehpflege an den Landarbeiter stellen. Durch die Beschäftigung auf Ansiedlungsgütern ist ihnen das Einleben in die deutschen Verhältnisse erleichtert worden und durch die Gewährung von Prämien für den späteren Erwerb einer Ansiedlerstelle ist es gelungen, eine große Anzahl Rückwandrerfamilien in den Ansiedlungsprovinzen festzuhalten, die

sonst in das außereuropäische Ausland, insbesondere Amerika, abgewandert wären. Ihnen sind weitere Familien aus dem Arbeiterstande gefolgt, so daß jetzt in jedem Jahre eine größere Zahl von Arbeiterrentenstellen an Rückwandrer vergeben werden kann."

Im Jahre 1909 hat es sich nun gezeigt, daß die Rücksiedlung aus Rußland am zweckmäßigsten nicht von der Ansiedlungskommission allein vollzogen würde, sondern am besten eine besondere Organisation hierfür zu schaffen wäre. Die schon erwähnten Pfarrer Rosenberg in Ostrowo und Professor Fabarius in Witzenhausen haben schon ihrerseits versucht, auch unabhängig von der Ansiedlungskommission, deutsche Rückwandrer anzusiedeln, und hierbei auch im Vergleich zu den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln große Erfolge erzielt. Die Deutschen in Rußland glaubten, bei der Ansiedlungskommission nur zur Germanisierung verwandt zu werden. Ja vielfach hatte sich in den deutschen Bauernsiedlungen in Rußland die irrtümliche Meinung verbreitet, diese deutschen Rückwandrer fänden in Deutschland kein gesichertes wirtschaftliches Fortkommen. Auch viele durch die russische Revolution wurzellos gewordene Deutsche konnten mangels einer Organisation nicht bei deutschen Arbeitgebern untergebracht werden und mußten in den baltischen Provinzen Schutz und Unterkunft suchen. Tausend andere wanderten nach Canada oder den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Alle diese Erwägungen ließen in dem früheren landwirtschaftlichen Sachverständigen bei dem deutschen Generalkonsulat in Petersburg, Borchardt, den Plan reifen, eine größere Organisation zu gründen, die sich auf die Rücksiedlung Auslanddeutscher aus Rußland mit allem Eifer werfen sollte. So wurde denn im Einvernehmen mit allen schon mit der Rücksiedlung beschäftigten Persönlichkeiten, mit der Königl. Ansiedlungskommission und mit einigen Landwirtschaftskammern im Jahre 1909 der Fürsorgeverein für deutsche Rückwandrer gegründet. Der Zweck des Vereins besteht satzungsgemäß in folgendem:

1. In geeigneten Bezirken des Auslandes den Rückwanderungslustigen deutschen Stammes über die Verhältnisse, die Unterkunftsmöglichkeiten und die Aussichten für weiteres Fortkommen im deutschen Reich Aufklärung zu geben.

2. In geeigneten Bezirken des Inlands für die zu erwartenden Rückwandrer Unterkunft vorzubereiten und das Interesse für sie durch organisierte praktische Maßnahmen zu beleben.

3. Das Angebot von Rückwandrern und die Nachfrage nach ihnen zu regeln.

4. Unterstützungsbedürftigen und -würdigen Rückwandrern zwecks Rückkehr in das deutsche Reich und sicherer Wiedereingewöhnung in die deutschen Verhältnisse mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

5. Die Interessen der inländischen Parteien zu schützen, die sich mit Aufnahme oder Unterbringung von deutschen Rückwandrern befassen.

Der Fürsorgeverein hat insbesondere den Nachdruck auf das Wort „Fürsorge" gelegt und widmet sich auch vor allem der Pflege seiner Schützlinge. Es handelt sich doch eben um Leute, die in Verhältnissen groß geworden sind, die nicht mit denen des deutschen Reiches zu vergleichen sind. An diesen deutschen Rückwandrern haben wir aber einen Menschenschlag, der in demütiger Frömmigkeit Anschluß sucht an die Werte, die das Heimatland Deutschland besitzt. In diesem Sinne hat der Fürsorgeverein einen Vereinsgeistlichen angestellt, der diesem religiösen Bedürfnis der Rückwandrer entgegenkommt und so durch das Christentum das Deutschtum stärkt.

Für den Dienst der deutschen Rückwanderung haben sich nun in ganz hervorragendem Maße die Landwirtschaftskammern von Ostpreußen, Schleswig-Holstein und Pommern dem Fürsorgeverein zur Verfügung gestellt. Pommern und Schleswig-Holstein haben besondere Rückwandrerstellen bei ihren Landwirtschaftskammern, die die Beschaffung von Landarbeitern vermitteln. Für Ostpreußen ist die Fürsorgestelle für deutsche Rückwandrer von der Landwirtschaftskammer, von der ostpreußischen Landgesellschaft und dem Fürsorgeverein gegründet. In Mecklenburg-Schwerin hat der Ausschuß für Beschaffung von Landarbeitern zu Güstrow und in Mecklenburg-Strelitz der Landwirtschaftliche Hauptverein die Beschaffung von Rückwandrern übernommen. In diesen genannten Provinzen und in Mecklenburg war denn auch die Ansiedlung von Rückwandrern als Landarbeiter und als Ansiedler am größten gewesen, da hier durch diese angegebenen Vermittelungsstellen die Arbeitgeber für die deutsche Rückwanderung gewonnen werden konnten. Nach den Gutachten, die die verschiedensten Arbeitgeber über die Rückwandrer abgegeben haben, haben sich alle Rückwandrer bestens bewährt. Soweit es zu übersehen ist, sind gerade diese Rückwandrer auch Menschen, die nicht von der Landflucht ergriffen werden, sondern in Gottes schöner Natur ein festes Heim suchen.

Die Landgesellschaft „Freie Scholle" in Frankfurt a. O. hat vor allem lobend hervorgehoben, daß die Kinder dieser Rückwandrer, die von ihr angesiedelt worden sind, nicht der Landflucht anheimfallen.

Der Fürsorgeverein für deutsche Rückwandrer hat im Einvernehmen mit den Landgesellschaften eine Menge Rückwandrer als Bauern angesiedelt, die ihr Gut nach Eingewöhnung in die deutschen Verhältnisse gut zu bewirtschaften verstehen. Beim Landkauf bedurften die Rückwandrer des Anschlusses ganz besonders an den Fürsorgeverein, da sie infolge ihres extensiven Betriebes in Rußland sehr leicht geneigt sind, allzuviel Land einzukaufen. Manche Rückwandrer verfügen über Vermögen, die zwischen 30000 und 200000 Mk. liegen, mitunter sogar noch größere. Es kommt eben darauf an, diesen in deutschen Verhältnissen völlig ungewohnten Bauern

auch ein Gut zu beschaffen, das für ihre Verhältnisse vor allem geeignet ist. Nicht zu übersehen ist auch, daß diese Ansiedler am besten dort eine Heimstätte finden, wo sie Anschluß an ihre Heimatgenossen aus Rußland finden. Wenn dies auch nicht immer möglich ist, so muß dann danach gestrebt werden, diesen Leuten Anschluß an die benachbarten Bauern zu geben. Die benachbarten deutschen Gutsbesitzer sollen angehalten werden, diesen deutschen Rückwandrern mit Verständnis und Liebe entgegenzukommen.

Auch in der Ansetzung von Rücksiedlern als Waldarbeiter bei Förstereien hat der Fürsorgeverein Erfolge zu verzeichnen. Die Förstereien haben sich im allgemeinen lobend über die deutschen Rückwandrer ausgesprochen.

Der Fürsorgeverein hat in den fünf Jahren seines Bestehens 23126 Rückwandrer in Deutschland angesiedelt. Er hat dadurch ein neues Reis auf den deutschen Stamm gepfropft und so dem deutschen Volkstum Leute erhalten, die unrettbar in einem anderen Volke aufgegangen wären. Erreicht ist dadurch auch eine kleine Einschränkung der fremden Wanderarbeiter in Deutschland, deren Zahl heute sich jährlich in der Landwirtschaft allein auf mehr als 500000 beläuft. So wurde der Weg gezeigt, wie man die ganze Frage der ausländischen Wanderarbeiter zu lösen imstande ist.

Die Finanz- und Steuerkraft des deutschen Volkes wurde durch diese Rückwandrer ebenfalls gekräftigt. An Vermögen selbst haben die durch den Fürsorgeverein zugeführten Rückwandrer 8280783 Mk. zugeführt. Wenn man die Steuerkraft eines einzelnen Rückwandrers, wie es bereits die Ansiedlungskommission getan hat, jährlich mit rund 50 Mk. veranschlagt, so würde das für die vom Fürsorgeverein angesiedelten Rückwandrer jährlich die Summe von 1130000 Mk. ausmachen.

Bis jetzt sind im deutschen Reiche durch die Ansiedlungskommission, durch die Organisation des Pfarrer Rosenberg und durch den Fürsorgeverein für deutsche Rückwandrer rund 60000 Menschen angesiedelt worden. Es handelt sich hier aber doch nur um die Rückwandrer aus Rußland. Diese Organisation könnte aber selbstverständlich auch allen denen Deutschen zugute kommen, die in fernen Landen außer Rußland wurzellos geworden sind und Gefahr laufen, unterzugehen. So hat z. B. Professor Backhaus, der längere Zeit landwirtschaftlicher Sachverständiger in Südamerika war, darauf aufmerksam gemacht, daß „in Südamerika junge, tüchtige und gebildete Landwirte mit einem mäßigen Vermögen gute Aussichten finden, während bei den hohen Bodenpreisen Deutschlands die Begründung einer selbständigen Existenz Schwierigkeiten hat. Auch einzelne bäuerliche Kolonisten können dort auf ein Fortkommen rechnen und zur Erhaltung des Deutschtums beitragen, wenn sie die nötigen Eigenschaften besitzen. Im allgemeinen findet aber der bäuerliche Landwirt zurzeit in der inneren Kolonisation Deutschlands eine sichere Existenz. Ganz ungeeignet ist Südamerika für unbemittelte landwirtschaftliche Arbeiter, weil sie mit

den anspruchsloseren Italienern, Russen, Spaniern, Negern und Chinesen den Wettbewerb nicht aufnehmen können. Es zeigt sich nun, daß jährlich eine große Anzahl Deutsche, sowohl aus dem Reich wie auch aus Rußland und anderen Ländern nach Südamerika gelockt werden und dort entweder durch mangelnde Organisation der Besiedlung oder durch ungeeignete persönliche Eigenschaften mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ja vielfach zugrunde gehen". Professor Backhaus hat während seiner Reisen in Südamerika Hunderte und Tausende deutscher Landsleute angetroffen, denen der Fürsorgeverein zugute hätte kommen können, insbesondere beobachtete der genannte Sachverständige mit Bedauern, daß die junge Generation der deutschen Siedlungen in fast allen südamerikanischen Staaten bei der starken Vermehrung der Bevölkerung die deutschen Kolonien zu verlassen gezwungen war und sich nun gewöhnlich mit anderen Nationen vermischte und damit dem Deutschtum verloren ging. Professor Backhaus glaubt daher, daß die Ausdehnung der Organisation des Fürsorgevereins auf die südamerikanischen Staaten dringend zu wünschen ist und daß diese Bestrebungen sich durchaus mit der weltwirtschaftlichen Entwickelung des deutschen Reiches decken werden.

Wie schlimm es aber auch sonst Deutschen im Auslande geht, das zeigt als ein Beispiel die deutsche Ansiedlung auf Jamaika, wo Deutsche Hörige von Negern geworden sind!! Es handelt sich hier um 500 deutsche Katholiken. Pater Dermott schildert die Verhältnisse dieser Leiden im „Buffalo Volksfreund" in folgenden Worten:

„Die Leute leben in tiefster Armut, ihre ganze Habe besteht in einer armen Strohhütte mit ein paar Fuß Landes drum, gänzlich ungenügend zum Unterhalt, und da es in diesen abgelegenen Landesteilen keine Fabriken gibt, und nach Handwerken keine Nachfrage besteht, so sind die Armen gezwungen, sich von den schwarzen Grundbesitzern einiges Ackerland zu pachten oder bei ihnen Feldarbeit zu tun. Leute deutschen Blutes in demütiger Abhängigkeit vom Schwarzen! Mein Herz blutet, wenn ich sehen muß, wie diese kleinen deutschen Knaben mit ihren blauen, blanken Augen, mit ihrem Flachshaar und ihrer weißen Haut vor einem Kopf schwarzer Landbesitzer in Unterwürfigkeit den Hut ziehen und ihn Massa anreden. Viele von diesen Kindern sind wahre Prachtkerle, und es ist herzzerreißend, zu sehen, wie diese prächtigen Jungen und Mädchen die Sprache und die Manieren der Nigger annehmen."

Wir können doch in Deutschland noch immer Menschen gebrauchen, und sind keineswegs, namentlich wenn wir nach dem Kriege Land nehmen, bei einer Übervölkerung angekommen, wie man vielfach glaubte. Nach dem Kriege wird die innere Kolonisation in verstärktem Maße zur Durchführung kommen und hierzu brauchen wir neue Bauern. Durch Kultivierung der Moore und der Südländereien können wir nach der vorsichtigsten Berechnung 100000 Familien ansetzen, das wäre Raum für 600000 Menschen.

Wie durch eine teilweise Abtrennung vom Gutsland neue Bauernstellen geschaffen werden können, darüber haben uns die Verhandlungen im preußischen Landesökonomiekollegium belehrt. Man verstehe mich aber keineswegs falsch, ich bin der Letzte, der eine Aufteilung des Großgrundbesitzes erstrebt. Auch Landarbeiterstellen werden wir gründen können nach den Gesichtspunkten, die die Studienkommission zur Erhaltung des Bauernstandes, für kleine Ansiedlung und Landarbeit vertritt. Also Raum genug hat Deutschland für Menschen. Vor allem müssen wir danach streben, völlig unabhängig zu werden von den Wanderarbeitern, die das Ausland uns stellt, und deren Zahl heute in Landwirtschaft und Industrie eine Million bereits erreicht hat.

Rücksiedlung Auslanddeutscher muß auch für den kommenden Friedensschluß in Erwägung gezogen werden. Wir haben die Pflicht, uns um das deutsche Blut in der Fremde zu kümmern und haben vor allen Dingen auch die heilige Verpflichtung, kein deutsches Blut in der Fremde umkommen zu lassen. Es ist heute ein furchtbarer Gedanke, daß auf seiten der Russen uns hunderttausende Deutscher entgegenstehen. Diese Deutschen sind einst dem deutschen Mutterlande weggelockt worden unter der Zusicherung, niemals ins russische Heer eingereiht zu werden. Diese deutschen Bauern haben dem russischen Staate die wertvollste Kulturarbeit geleistet. Bis zur Neugründung des Reiches waren sämtliche russische Herrscher und russischen Staatsmänner einig in dem Urteil, daß die deutschen Bauernsiedlungen Musterwirtschaften im wahrsten Sinne des Wortes seien. Den russischen Bauern wurden von der Regierung vor der Reichsgründung die Deutschen zur Nacheiferung empfohlen.

Als der große Umschwung eintrat und diese Deutschen in Rußland dem russischen Zaren dienen mußten, da haben sie auch willig und gerne diese Pflichten auf sich genommen. Sie haben immer bekannt, Glieder des deutschen Volkstums zu sein, aber auch treuergebene Untertanen des russischen Zaren, wie es nun einmal ihre Staatsbürgerpflicht forderte. Auch den Heeresdienst versahen diese deutschen Bauern in der besten Weise; die meisten kamen als Unteroffiziere oder Wachtmeister in ihre Heimat zurück. Und heute haben diese deutschen Bauern so gehandelt, wie einst in grauen Zeiten der Sage Rüdeger von Bechlaren. Wie dieser deutsche Sagenheld in schweren Gewissenskämpfen damit rang, ob er die Blutsbande höher achten sollte, als den geschworenen Treueid, so haben auch diese Deutschen, die heute wider das Deutsche Reich kämpfen müssen, diese ungeheure Gewissenslast tragen müssen. Fast alle haben nach Urväterbrauch diese Frage dahin entschieden, den Treueid höher zu achten, als die Bande des Blutes. Und wie Tacitus von der Mannentreue der Germanen in seiner Germania schreibt, haben diese Deutschen ihre Mannenpflicht heute treu erfüllt im Dienste des russischen Zaren wider ihr deutsches Vaterland, und kämpfen noch wider uns.

Uns geziemt es, Achtung zu haben vor den ungeheuren Schicksalsmächten, die dies so gefügt haben. Aber wenn einst der Friede kommt, der von uns diktiert wird, dann wollen wir auch jene Bauern nicht vergessen. Wir müssen verlangen, daß allen den zwei Millionen Deutschen, die unter russischer Herrschaft zu leiden haben und infolgedessen den Wunsch haben, wieder nach Deutschland zurückzukehren, die Rückkehr ermöglicht wird. Das sei auch einer unserer Leitsterne beim Friedensschluß!

Berichte und Notizen.

Zur deutschen Vorgeschichte. Die zweite, nach Inhalt und Bilderschmuck wesentlich vermehrte (255 gegen 100 Seiten, 456 gegen 157 Abbildungen) Auflage seines schönen Werkes über unsere Vorzeit[1]) hat Kossinna als „Weihegabe" dem „zum ersten Male geeinigten Gesamtvolk" dargebracht, das kraft seiner Abstammung und Leistungen „siegreich im Weltkriege und zugleich das erste Kulturvolk der Welt" ist. So zeigt sich, wenn wir auch die Beschimpfung ausländischer Forscher für unwürdig halten, selbst die rein wissenschaftliche Arbeit in diesen schweren Zeiten vom Feuer der Vaterlandsliebe durchglüht, und gerade die Versenkung in unseres deutschen Volkes großartige Vorgeschichte ist geeignet, unseren Mut zu stärken, unsere Zuversicht zu beleben. „Wo sollen wir", heißt es im Vorwort, „unsere Ahnen besser erkennen, als in ihrer frühesten uns erreichbaren Erscheinung? also in der vorgeschichtlichen Urzeit! Und auf welchem Wege reiner als durch Betrachtung ihrer eigenen Betätigung im Heimatlande? ... Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß bei der Vorgeschichte anfragen. Und dadurch besitzt diese junge Wissenschaft so hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe nationale Bedeutung." Jeder einsichtige, zugleich wissenschaftlich denkende und deutsch fühlende Mann wird diesen begeisterten Worten zustimmen, in erster Reihe der Berichterstatter, der seit mehr als einem Menschenalter Ähnliches, anfangs allerdings meist tauben Ohren, verkündet hat. In der Einleitung wird der nach und nach und unter dem heftigsten Gelehrtenstreit sich vollziehende Meinungswechsel geschildert, dabei aber auch nicht verschwiegen, daß trotz allen Schätzen, die unser heimischer Boden birgt, immer noch „der Glaube an den allein selig machenden Orient bei der Mehrzahl der Forscher, auch der Prähistoriker, unerschüttert" fortlebt. So lange man aber — das lehrt die Entwicklung der Wissenschaft im letzten Jahrhundert unzweideutig — unseres Volkes und seiner Verwandten Ursprung im fernen Osten suchte, war es ein Ding der Unmöglichkeit, die Verbindung zwischen Geschichte und Vorgeschichte herzustellen.

Im ersten, der „Steinzeit" gewidmeten Hauptteil wird zunächst mit vollem Recht die europäische Herkunft der riesigen Steingräber verteidigt, die Frage aber, ob hierin dem Norden oder dem Südwesten, etwa der iberischen Halbinsel, der Vorrang gebührt, noch offen gelassen. Die „Entscheidung" muß wohl bald fallen, und zwar nach allem, was wir über vorgeschichtliche Völkerbewegungen wissen, m. E. zugunsten des Nordens, wo die schönsten und vollendetsten Steinwerkzeuge hergestellt wurden und von wo, nach Kossinnas eigener Ansicht, die wandernden indogermanischen Stämme „das edelste unserer Haustiere", das Pferd, nach Vorderasien und zu „der semitischen Welt" gebracht

[1]) G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Zweite stark vermehrte Auflage. Mannusbibliothek 9. Würzburg 1915, C. Kabitzsch.

haben. Daß auch die Schrift, wenigstens die höchstentwickelte der Buchstaben, eine europäische Erfindung und deren Zurückführung auf die Phöniker „eine der schlimmsten Geschichtslügen" ist, habe ich selbst als einer der ersten behauptet und begründet. Unsere heutigen Buchstaben aber von sechstausendjährigen schriftartigen Zeichen der älteren Steinzeit ableiten zu wollen, geht entschieden zu weit und legt auf zufällige Ähnlichkeiten ein zu großes Gewicht. Wie jede andere ist auch die alteuropäische Buchstabenschrift, vermutlich in der Bronzezeit, vor etwas mehr als 3000 Jahren, aus Bildern entstanden, deren Spuren und Namen (Vieh, Auerochs, Kahn, Mann, Pferd u. dergl.) sich in den dem Ursprung am nächsten gebliebenen germanischen Runen erhalten haben. Sehr eingehend, mit Hilfe vieler Abbildungen wird die Töpferkunst (Keramik) besprochen, die keine „Spur einer Abhängigkeit vom Orient oder von Südeuropa" und doch durchweg einen „feinen Geschmack in der Formengebung und eine schöne Erfindungsgabe" in der Verzierung erkennen läßt. Nicht geringer ist die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung anderer Stoffe, denn es findet sich „nirgends in der Welt eine solche Schönheit der Steinwaffen, wie im nordischen Gebiete".

Auch für die im nächsten Abschnitt behandelte Bronzezeit verbietet sich nach gewissenhafter Vergleichung der Fundstücke „die Annahme eines orientalischen Einflusses auf Europa". Während man früher die Erfindung der Kupferzinnmischung den Indern, Babyloniern, Phönikern, Etruskern, Römern oder Kelten zugeschrieben hatte, offenbarte sich in Nordeuropa „immer lauter und lauter das einstige Bestehen einer langen, überall durch einheimische Kräfte geschaffenen Bronzekultur". Der Ursprung dieser Kunstübung kann selbstverständlich nur in einem Lande gesucht werden, wo sich zu ergiebigen Kupfergruben „ebenso leicht zugängliche Zinnlager gesellten"; das war nach des Verfassers jetziger Ansicht „der Fall in Spanien und in Südengland". Ohne Zweifel hat zwar die Pyrenäenhalbinsel im Altertum auch Zinn hervorgebracht, aber doch nicht in solcher Menge, wie die schier unerschöpflichen britischen Fundstätten, und zudem spielt sie in der Geschichte des Erzgusses und der Schmiedekunst eine so untergeordnete Rolle, daß sie im Ernst kaum als Heimat dieser Fertigkeiten in Betracht kommen kann. Anders im südlichen Britannien, wo auch nach meiner Anschauung zuerst die Bestandteile der Mischung verschmolzen und in ihrem richtigen Verhältnis erprobt wurden. Der weitere Fortschritt aber muß sich in dem benachbarten, vordem auch sehr kupferreichen Skandinavien vollzogen haben, an dessen Erzeugnissen keine anderen heranreichen und wo wir „eine klassisch schöne Formengebung antreffen und eine Ornamentation, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt", während man gerade im gleichzeitigen Britannien „den größten Tiefstand des Kunstgeschmacks" feststellen muß. Die von mir schon vor einem Vierteljahrhundert (Der Ursprung der Bronze, Ausland 1890) behauptete Erfindung der Sicherheitsnadel (Fibel) im Norden wird jetzt in unwiderleglicher Weise bewiesen, der Beginn des dortigen Erzalters in das 21. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung (Montelius ist noch nicht über das Jahr 1800 zurückgegangen) verlegt. „Zurück mit den Perioden, Raum für die Entwicklung" hatte ich gleich, als ich mich mit diesen Dingen zu beschäftigen anfing, gerufen, und in der Tat sind seitdem die bedeutendsten Altertumsforscher um etwa ein Jahrtausend zurückgewichen.

Im folgenden Abschnitt über die Eisenzeit wird ausgeführt, daß in Norddeutschland das Eisen als Schmuck und Kleingeräte schon vom zehnten, zu Waffen verarbeitet aber erst vom achten Jahrhundert ab sich findet. Unser deutsches Wort (althochd. isarn, got. eisarn) ist aber ursprünglich kein „allgemein mitteleuropäisches" (bekanntlich griech. sideros, lat. ferrum, lit. gelezis, altslav. zelezo, wovon nur die beiden letzten untereinander und mit griech. chalkos verwandt), auch nicht „aus dem Keltischen entlehnt", sondern echt germanisch, aus den Wurzeln is (in „Eis" erhalten) und arn (in vielen Namen und im Wort „Ernst", eigentlich Festigkeit) zusammengesetzt; die nordischen (jern) und keltischen Sprachen (iarn, haiarn) begnügen sich mit der zweiten. Auch die Waffen und Schmuck-

sachen des Eisenalters sind „von einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit", daß sich der Verfasser auf einige Einzelheiten beschränken muß: so weisen z. B. die germanischen Gewandnadeln, „diese sauberen, zierlichen, ebenso geschmackvollen als praktischen Zierstücke", nicht die „Spur italisch-römischer Einwirkung" auf, und auch alle sonstigen Erzeugnisse dieser Zeit legen Zeugnis ab von dem Kunstsinn und Geschick der germanischen Gold- und Waffenschmiede. Daß das zweischneidige Langschwert (spatha) „unter keltischem Einfluß entstanden" sei, ist ein altes, auch von Kossinna noch nicht überwundenes Vorurteil, und dessen Scheide besteht keineswegs „immer aus Eisen", vielmehr meist aus Holz oder Leder. Nur das keltische, allerdings auch einem Teil der Germanen, den Völkern kimbrischen Stammes eigentümliche (La Tène) Schwert hatte eine Scheide aus Eisen- oder Bronzeblech und wurde nicht am Gürtel links, sondern an Kettchen rechts getragen. In der Eisenzeit erfolgte die mächtige und gewaltsame Ausdehnung der Germanen, und diese „Völkerwanderung" hat nicht erst mit dem Hunnensturm, sondern schon mit dem Kimbernzug begonnen. Für die Ermittelung der Wanderwege einzelner germanischer Völkerschaften sucht der Verfasser die Verbreitung der Fundstätten von Eisenwaffen nutzbar zu machen, gerät aber dabei auf Abwege; denn über solche Dinge können nicht Altertümer allein Aufschluß geben, dazu bedarf es des gemeinsamen Zusammenwirkens aller Hilfswissenschaften der Geschichte, vor allem aber der schriftlichen Urkunden selbst. Der — übrigens auch von anderen gemachte — Hauptfehler in Kossinnas Darstellung ist die zu weite Ausdehnung des Germanennamens, der ja erst kurz vor Cäsar in Gallien aufgekommen war. Alle früher aus der gemeinsamen Urheimat ausgewanderten Völker waren zwar nach Blut, Sprache und Sitte nahe Verwandte, aber doch nicht echte Glieder des germanischen Stammes; bei den Kimbern und Teutonen kann man, wie es schon die Alten getan, schwanken, ob man sie als letzte keltische oder als erste germanische Verbreitungswelle betrachten will. Die Goten sind nicht im achten Jahrhundert vor, wohl aber im ersten Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung auf das Südufer der Ostsee übergesetzt, nachdem ihnen der Zusammenbruch des großen Schwabenreiches Raum geschafft und Veranlassung gegeben hatte. Seit ihrem Anführer Berich (d. h. Berika, Kurzname von Berimud o. ä.) bis zur Erreichung der Donau im Anfang des dritten Jahrhunderts haben nur fünf Könige über die Goten geherrscht, auch bedeutet Gothiskanza bei Jordan nicht „Gotisch End" (got. ands, nicht andja), ist vielmehr nichts anderes als die Übertragung des Namens Skandia aufs Festland. Um dieselbe Zeit sind auch die stammverwandten Burgunden aus Bornholm herübergekommen, das nach ihnen benannt ist (Borgundarholmr, Burgendaland), nicht umgekehrt. Ein Irrtum ist es auch, die nach den Königsnamen Cotus, Teutagenus u. a. zweifellos keltischen Bastarner zu den Germanen zu rechnen; sie gehören zu den Donaugalliern und als solche zu den Stammvätern der Rumänen, die gerade wegen der nahen Verwandtschaft der keltischen mit der lateinischen Sprache diese so leicht annahmen. Zwischen Nord- und Südindogermanen läßt sich wohl ein Unterschied machen, doch muß man, gerade wie bei Hoch- und Niederdeutschen, immer genau die Zeit angeben, denn ursprünglich sind ja alle aus der gleichen nordischen Heimat hervorgegangen.

Diese Anmerkungen, die ich als gewissenhafter Berichterstatter und Beurteiler nicht unterdrücken zu dürfen glaubte, sollen durchaus nicht den Wert des gehaltvollen, in Anbetracht der vornehmen Ausstattung und des reichen Bilderschmucks ungemein billigen Werkes (Ladenpreis M. 6) herabsetzen. Jeder Freund des deutschen Volkstums und unserer großartigen Vorgeschichte wird darin auf jedem Blatt Belehrung und Anregung finden und gerade in dieser schweren Zeit der Prüfung sich an den Leistungen unserer Vorväter erbauen können. Ein besserer Schluß ließe sich nicht wählen als Grimms schöne Worte: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben."

Ludwig Wilser.

Die russische Gefahr. Man sprach vor dem Kriege immer nur von einer „gelben Gefahr", die Europa drohe, und Rußland galt den meisten als der ungefährliche Koloß, mit dem man gut Frieden halten könne. Die Ereignisse haben das Gegenteil bewiesen. Dank Hindenburgs Strategie und der Tapferkeit unserer Truppen ist das Verhängnis bisher abgewendet worden, und so Gott will, wird unser Geschlecht dazu bestimmt sein, für alle kommenden Zeiten den Gegner zu binden. In seiner Schrift „Rußlands Fremdvölker, seine Stärke und Schwäche" (J. F. Lehmann's Verlag, München, M. 0,50) gibt Ekkehard Ostmann ein klares Bild von Rußlands unersättlichem Landhunger in Vergangenheit und Gegenwart, von seiner nationalen Zusammensetzung und seinem ganz ungeheuren Wachstum der Bevölkerung. Die Zahl der männlichen Geburten beträgt in Rußland zurzeit wöchentlich 70000. Nimmt man selbst an, daß davon — sehr hochgegriffen — 30000 im Kindesalter sterben, so erreicht doch ein volles Armeekorps wöchentlich das militärische Alter. Geht Rußland aus diesem Kriege unverkleinert hervor, dann stehen sich in einem Kriege nach 40 Jahren 85—90 Millionen Deutsche und 300 Millionen Russen gegenüber. Jetzt sind es nur 65 gegen 160 Millionen. Wird dann Geist und Mut noch die Dampfwalze verhindern können, ihren Weg über Deutschlands Fluren zu nehmen? In klarer Erkenntnis der von Rußland drohenden Gefahr sind schon während des Krimkrieges Graf Fürstenberg, Moritz von Bethmann-Hollweg, Freiherr von Bunsen, Graf Pourtalès und Graf v. d. Goltz dafür eingetreten, zum Schutze Europas ein Bollwerk zu schaffen, das von Brest bis nach der Krim und dem Kaukasus reichen sollte: das Königreich der Ukraine. Auch Ostmann verteidigt diese Idee als die einzige, aus der Deutschland ein dauernder Frieden erwachsen könnte. Er führt die einzelnen Nationalitäten der Westgrenze an und beleuchtet ihre geschichtliche Vergangenheit und ihr unnatürliches und unbefriedigendes Verhältnis zum russischen Staatskörper. Im Interesse des Friedens und der Kultur Europas wäre es zu begrüßen, wenn die russischen Fremdvölker von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere das russische Joch abschüttelten. In Anlehnung an Deutschland und Österreich oder als selbständige Gebilde könnten sich in den Ostseeprovinzen, Polen und der Ukraine neue Staaten mit eigener Kultur entwickeln. Rußland würde hierdurch 45 Millionen Bewohner und seine reichsten Provinzen verlieren. Es wäre gezwungen, sein Gesicht wieder nach dem Osten zu wenden und Europa hätte Ruhe. Da die neuesten Nachrichten aus der Ukraine von zahlreichen Aufständen und Unruhen zu melden wissen, dürfte das Büchlein, das von einem der ersten Fachmänner geschrieben ist, gerade zur rechten Zeit erschienen sein, um über die inneren Beweggründe für Deutschlands hochbedeutsame Erhebung aufklärend zu wirken.

Der Bund zur Befreiung der Ukraine verbreitet eine Denkschrift „Die Ukraine und der Krieg" (J. F. Lehmann's Verlag in München; Preis 50 Pfg.), in der dargelegt wird, welch große Hoffnungen die unterdrückten Völker Rußlands an die gewaltigen Waffenerfolge Deutschlands, Österreichs und der Türkei knüpfen. Auf einem Gebiet, das um mehr als ein Fünftel größer ist als das Deutsche Reich, lebt das ukrainische (ruthenische) Volk in einer fast einheitlich geschlossenen Masse von den Nordufern des Schwarzen Meeres bis nach Polen reichend, in einer Gesamtzahl von etwa 33 Millionen; der Prozentsatz der Großrussen und Polen in diesem Gebiet schwankt zwischen 2 und 33 Proz. Die ukrainischen Länder gehören zu den fruchtbarsten in ganz Europa. Bereits im Altertum sagte man, daß in der Ukraine Milch und Honig fließe. Sie ist infolge ihrer reichen Bodenschätze und großen Fruchtbarkeit die Hauptkornkammer und die Hauptgeldquelle Rußlands. Die Freiheitsbestrebungen des ukrainischen Volkes, das schon im 9. und 17. Jahrhundert ein selbständiges Staatengebilde geschaffen hatte, gehen auf die sagenumwobene Gestalt des Iwan Mazepa zurück. Die Schlacht von Poltawa entschied zu Gunsten Rußlands. Mit unerhörter Grausamkeit hat Peter I. die Machtstellung des russischen Staates gerettet, die Ukrainer zu Tausenden ans Kreuz geschlagen, an Flöße genagelt und stromabwärts treiben lassen, die fruchtbarsten Teile des Landes völlig verwüstet. Jedoch alle Versuche

der Moskowiter, die ukrainischen Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, die sogar so weit gingen, daß der Gebrauch der ukrainischen Sprache und Schrift bis auf den heutigen Tag strenge verboten wurden, konnten keinen Erfolg haben. Auch in Galizien wurden die Ukrainer (Ruthenen) von den Polen fast ebenso schlecht behandelt wie von den Russen, und es ist ihnen erst im Laufe des letzten Jahrzehnts gelungen, sich völkisch einige Rechte zu erkämpfen. „Die ukrainische Bewegung ist tief demokratisch, wird sozusagen vom Volke selbst geführt; eben darum ist es unmöglich, sie niederzuschlagen," gestand der russische Staatsmann Milukoff in einer Duma-Sitzung. Und in der Tat sind die Führer des „Bundes zur Befreiung der Ukraine" auch jetzt eifrig am Werke. Sie wenden sich mit einem dringenden Aufruf an das deutsche Volk, die Ukrainer aus ihrer Knechtschaft zu befreien und ihnen ihre frühere Selbständigkeit wiederzugeben. Ein selbständiges ukrainisches Reich wird der natürlichste und feste Bundesgenosse Deutschlands sein. Da die ukrainische Frage infolge der rücksichtslosen Unterdrückung aller irgendwie freiheitlichen Bestrebungen der Ukrainer durch die Russen in Deutschland nicht genügend bekannt ist, legt die Denkschrift dar, wie bedeutungsvoll die ukrainische Frage und wie sie in Preußen-Deutschland in früheren Zeiten auch schon wiederholt ernstlich behandelt worden ist, und daß ihre Lösung im Sinne der Wünsche des Bundes zur Befreiung der Ukraine die russische Gefahr auch für Deutschland für alle Zeiten bannen würde. Der Bund bittet alle Deutschen, an dieser Lösung mitzuwirken, damit die jetzige vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zu einer endgültigen, für die Zentralmächte günstigen Lösung der „russischen Fragen", darunter insbesondere die ukrainische, nicht ungenützt verloren geht.

Bücherbesprechungen.

Das „neutrale" Amerika. In dem erfreulicherweise immer lauter anschwellenden Chore deutschfreundlicher Kundgebungen aus Amerika hat nun auch Professor Karl Knortz, der verdienstvolle deutschamerikanische Dichter, Folklorist und Schrifttumskenner, seine gewichtige Stimme erhoben. Wie hätte ein Knortz auch, der seit Jahren das Volksgewissen des amerikanischen Deutschtums in seinen zahlreichen Schriften verkörpert, die sich über alle Gebiete geisteskultureller Fragen der Gegenwart verbreiten, länger den Korybantenlärm der englisch geschriebenen Lügenpresse seines Adoptivvaterlandes ertragen können?

Auf seinem lauschigen Landsitze am grünen Berghange des malerischen Hudsonufers von einer reichen erzieherisch-deutschen Lebensarbeit ausruhend, hätte er ja wohl ein volles Anrecht gehabt, jüngeren Kräften die Kampfarena deutscher Tagesfragen in Amerika zu überlassen und sich die Ohren vor dem Weltlärm der Deutschenfeinde zu verstopfen, der jetzt bis in die stillsten Einöden der neuen Welt hinüberdringt. Aber Knortz wäre nicht er selbst, wenn er die allzeit bewährte Schärfe seiner Feder von Rost zerfressen ließe, während sein Volkstum ihrer in der neuen Welt gerade jetzt am dringendsten bedarf.

So ist denn seine neueste, soeben bei Theodor Gerstenberg in Leipzig erschienene Schrift: „Die Deutschfeindlichkeit Amerikas" von Anfang bis zu Ende ein flammender Protest gegen die Kriegshilfen geworden, welche die Vereinigten Staaten, während ihre Regierung Neutralität heuchelt, den Feinden des mitteleuropäischen Zweibundes nach wie vor zukommen lassen.

Möge Knortz, dessen Schrift zugleich die führenden Stimmen neuweltlichen Deutschtums, wie sie in Presse und Versammlungen laut wurden, zusammenfassend wiedergibt, selbst das Wort haben. So lesen wir S. 17: „Ich . . . muß gestehen, daß ich in neuerer Zeit nicht stolz auf mein Amerika bin. Ein Land, welches am Sonntag um Frieden betet und England und dessen Verbündete an allen anderen Tagen der Woche mit Waffen und

Munition und aller anderen Bauware versieht, ist, mindestens gesagt, verheuchelt. Würde es für ein solches Volk nicht besser sein, anstatt des glorreichen Sternenbanners, des Sinnbildes der Freiheit und amerikanischer Unparteilichkeit, als sein Wahrzeichen das Dollarzeichen und anstatt „E Pluribus Unum" den Wahrspruch zu wählen: „Get the Dollar, no matter how you get it, as long as you get it". (Nimm den Dollar, gleichgültig wie du ihn kriegst, solange du ihn nur kriegst.) Ich muß gestehen, daß ich, der dieses Land inbrünstig liebt, von der speichelleckerischen Politik unseres Landes angeekelt bin, welches England erlaubt, uns an der Nase zu zupfen, uns ins Gesicht zu schlagen und dann die Hand leckt, die uns geschlagen hat. Englische Schiffe kreuzen an unseren Küsten, England verbietet uns, Schiffe zu kaufen und nach unserem Wunsche mit neutralen Ländern Handel zu treiben, England durchschneidet das Kabel, welches von unseren Gestaden nach einem befreundeten Lande führt, und England schreibt unserem Staatssekretär vor, welche Nachrichten er uns amerikanischen Bürgern, die ihn anstellen und bezahlen, mitteilen soll.

Die letzten Monate müssen die Augen eines jeden denkenden amerikanischen Bürgers darüber geöffnet haben, wie furchtbar wir in den Maschen der Netze Englands gefangen sind. Von unseren reichen Klassen, von denjenigen, welche in Hochfinanz machen, können wir keine National-, sondern nur eine proenglische Politik erwarten, und ein Fremdling, welcher jetzt an unsere Gestade käme und unsere englisch-amerikanischen Zeitungen liest, würde zu dem Schlusse kommen, daß das amerikanische Volk seine Unabhängigkeitserklärung verbrennen, seine Verfassung zerreißen und sich als guter und treugesinnter Untertan König Georgs erklären sollte"[1]). „England bestimmt, was seine amerikanischen Vettern lesen sollen und es kennt den Geschmack und das Gemütsbedürfnis derselben genau. Es weiß, daß mindestens 95 vom Hundert, wenn nicht mehr, der Durchschnittsamerikaner mit einer unaustilgbaren Abneigung gegen Deutschland und deutsches Wesen behaftet sind und daß diese, gerade wie bei den Engländern, im kleinlichsten Neide wurzelt. Diese verächtliche Eifersucht hat die Amerikaner aller klaren Besinnung beraubt und ihr ohnehin schon schwaches Scham-, Gerechtigkeits- und Ehrgefühl auf ein Mindestmaß heruntergebracht."

„Deutschland soll und muß von der Landkarte verschwinden, das ist das Urteil der meisten Amerikaner, und dieselben scheuen sich nicht, dies öffentlich auszusprechen" (S. 7). „Die vom ehemaligen Staatssekretär Philander C. Knox an der Neutralitätspolitik des Präsidenten Wilson geübte Kritik ist durchaus berechtigt. Die Wilson'sche Neutralität hat ein doppeltes Gesicht: ein sehr freundliches England und seinen Verbündeten gegenüber und ein ausgesprochen unfreundliches Deutschland gegenüber. Alle Entscheidungen in Neutralitätsfragen, die seit Beginn des Krieges in Washington abgegeben wurden, waren von Vorteil lediglich für England und seine Verbündeten, — von Nachteil für Deutschland. Das gilt nicht bloß von den Entscheidungen, die für die Ausfuhr von Kriegsmaterial nach England und Frankreich die weitesten Möglichkeiten eröffneten, sondern auch von der scharfen Kontrolle, die man über den drahtlosen Verkehr mit Deutschland verhängt hat", — während die englischen Lügenagenturen ihren Unrat ungehindert in den englisch geschriebenen Zeitungen Nordamerikas ablagern und der Präsident überdies die warnende Ankündigung des deutschen Unterseekrieges mit unverblümten Drohungen an Deutschland beantwortet hat. Sein späterer Vermittlungsvorschlag, den Deutschland anzunehmen bereit war, ist selbst nichts Anderes, als ein Versuch gewesen, England von der drohenden deutschen Unterseegefahr zu befreien und wäre gleichzeitig von größtem Vorteile für die eigene Ausfuhr Amerikas an Kriegsbauware gewesen, während Deutschland sich seiner einzig wirksamen Waffe im Seekriege gegen England begeben hätte. „Die scheinheiligen Engländer" —

---

[1]) Aus einer von Dr. Hexamer, dem Gründer und Leiter des deutschamerikanischen Nationalvereins zu Philadelphia, am 23. Nebelungs 1914 gehaltenen großen Rede, die vielleicht das Gewaltigste ist, was in Nordamerika jemals in deutschem Sinne gesprochen wurde.

schreibt Knortz S. 51 — „haben sich über die deutschen Greueltaten, die niemals vorgekommen, entrüstet und im gleichen Atemzuge den schändlichsten Franktireurtaten der Belgier und Franzosen Loblieder gesungen. Daß ihnen dieses Lob von Herzen kam, daß sie das hinterlistige Banditenwesen billigen, ist aus einem Kriegsliede ersichtlich, das im Londoner „Daily Graphic" erschien und übersetzt lautet:

Die Deutschen nieder, nieder all',
O Heer und Flotte bringt sie zu Fall!
Die list'gen Späher nicht verschont,
Reißt ihnen die Zungen, die Augen aus,
Mit ihnen nieder, nieder all!

Man suche doch in der Flut kampfbegeisterter deutscher Kriegslieder, die seit dem Kriegsausbruche vollends zum mächtigen Strome wuchs, nach einem einzigen Liede, das diesem englischen Indianersange an Barbarei nahekäme; — man findet sicher keines.

Doch nun zum Schlusse. Auf daß es bei allem Ernste der Zeit auch an dem nötigen Schimpf und Scherz nicht fehle, sei hier noch eine drollige Verwahrung wiedergegeben, womit ein Amerikaner, der sich unter dem bezeichnenden Decknamen „Banause" birgt, gegen die Aufführung von Richard Wagners „Tristan und Isolde" in der New-Yorker Metropolitan-Oper zu Felde zieht: „Ich bin Amerikaner, mithin neutral im amerikanischesten Sinne des Wortes, und als neutraler Amerikaner protestiere ich gegen die Aufführung von „Tristan und Isolde". Für diesen Protest kann ich mehrere stichhaltige Gründe anführen; von den moralischen oder richtiger unmoralischen Einwänden möchte ich zunächst absehen, da derartiges in einer Oper, bei der ja das Wort meistens unverstanden bleibt, ruhig hingenommen werden darf, um so mehr, als sich solche Familiengeschichten hier selbst in den feinsten Kreisen ereignen. . . . Die Isolden werden nicht alle und die Tristans werden immer ihre Marke machen. Ich verzichte auch darauf, die Nationalität des Dichterkomponisten Richard Wagner als Grund des angestrebten Verbots geltend zu machen. Die Umstände des Nichtvorhandenseins dieser Spezies gestatten leider nicht, daß sich die New-Yorker Oper auf amerikanische Komponisten beschränkt, — das hieße das Moratorium der amerikanischen Kunst erklären. Nichtsdestoweniger sollte „Tristan und Isolde" verboten werden, denn wir sind neutral, strikt neutral. Wenn wir auch trotz dieser Neutralität unseren Freunden Waffen gegen unsere anderen Freunde liefern, so sollten wir doch nicht durch Aufführung derartiger Theaterstücke unseren Freunden eine Waffe gegen — uns in die Hand geben. . . . Der Tristan verträgt sich nicht mit unserer Neutralität, — er ist antienglisch. Bei einem Richard Wagner, bei dem deutschen Nationalmusikdramatiker, ist dieser antienglische Unterton begreiflich, nein, selbstverständlich. Darum weg mit dem Tristan, weg mit der Isolde. Schützt die Neutralität unseres Landes! Sie glauben nicht an den antienglischen Unterton? Sie verlangen Beweise? Sollen Sie haben. Gleich zu Anfang singt Kurwenal, der Typus des militaristischen Barbaren:

Herr Morold zog zu Meere her,
In Kornwall Zins zu haben;
Ein Eiland schwimmt auf ödem Meer,
Da liegt er nun begraben!
Sein Haupt doch hängt im Irenland,
Als Zins gezahlt von Engelland.

Ist Ihnen das Beweis genug? Ein Lord Morold Esquire kommt nach Irland — die Iren sind, wie Ihnen bekannt, deutschfreundlich — um den Zins einzuheben, „die Rent' zu kollekte" (wie man auf gut amerikanisch-deutsch sagt). Und wie wird er empfangen? Nach Art der deutschen Barbaren, Hunnen, Vandalen. Nicht genug, daß sie sich dem englischen Wunsche widersetzen, sie führen Krieg nach Art der Deutschen: sie besiegen und töten ihn. (Via London wurde die Sache jedenfalls ganz gegenteilig berichtet.) Und

nach Art der teutonischen Barbaren, ihrer Freunde, hängen sie seinen Kopf in Irland auf, woraus indessen nicht zu schließen ist, daß die Irländer Kopfhänger wären. Und diesen Barbarismus verherrlicht besagter Wagner — was seine Sache ist. Diese Verherrlichung des Barbarismus wird auf die Bühne der Metropolitan-Oper gebracht — was unsere Sache ist. —

England kann, nein, muß sich dadurch beleidigt fühlen, und das darf nicht sein, weil wir neutral sind und vor allem England bei guter Laune erhalten müssen, das liebe England, das uns so viel Gutes getan hat.

Sie wollen mehr Beweise der antienglischen Tendenz des „Tristan"? Im dritten Akte singt Tristans Hirte, jedenfalls ein deutscher Spion: „Öd und leer das Meer!" Eine indirekte Verherrlichung der deutschen U-Boote, eine direkte Beleidigung der englischen Flotte, die vor diesen U-Booten in die Häfen geflüchtet ist, weshalb das Meer öd und leer. Der Hirte, der Spion, gibt Schalmeisignale über die Bewegungen der auftauchenden Schiffe. . . . Dieser Schalmeier ist ein ganz abgefeimter Schurke, für den kein britisches Konzentrationslager schlimm genug wäre. — Doch wozu mehr Worte machen? Dieses Musikdrama ist antienglisch und darum protestiere ich ganz energisch gegen seine Aufführung, weil ich Amerikaner und mithin neutral bin. B. A. Nause."

So weiß deutscher Humor — und auch in ihm ist Knortz ein Meister — selbst den betrübendsten Erscheinungen englischer Voreingenommenheit des Yankeetums noch immer einen erlösenden Lichtblick abzugewinnen. Möge den Deutschen jenseits des Weltmeeres dieser wahrhaft befreiende Humor niemals ausgehen! Dr. Adolf Harpf.

Adolf Bartels, Bismarck der Deutsche — würdigt Sein und Wirken des Kanzlers für unser Volkstum. Durch seine groß angelegte „Geschichte der deutschen Literatur", durch eine um Goethe meisterhaft gruppierte „Weltliteratur" und die gehaltvollen Aufsätze seines Buches „Rasse" war Bartels wie kaum ein anderer imstande, auch den größten politischen Genius des 19. Jahrhunderts gerade aus den Tiefen deutschen Wesens heraus verständlich zu machen. Da ist nichts von jener Manier, womit man Bismarck und Wagner ihres Heldentums zu berauben und „psychologisch" zu entzaubern „versucht" hat, auch nichts von dem Bemühen, Bismarck als verkappten „Liberalen" mundgerechter zu machen. Bartels gibt der Wahrheit die Ehre, begreift den Mann als Vasallen seines Königs und als Roland seines Volkes, der nie mehr und nie weniger als nur dieses war, und spricht von Bismarck in einem kraftvollen, schlichten Deutsch, durch das ein leiser Hauch persönlicher Zwiesprache weht, so ganz ohne jeden Aufputz, daß die Gestalt des Kanzlers klar und groß wie auf dem Hamburger Denkmal aus den Blättern aufsteigt.

In gedrungener Form birgt das Buch nicht nur das, was wir über Bismarck wissen, sondern vor allem, warum wir ihn lieben müssen, der doch Fleisch von unserm Fleisch und höchster Wille, ein so scharfer wie gütiger Geist und die tapferste treueste Seele aus unserem Blute war. Auf umfassender Kenntnis der Quellen aufgebaut, hat Bartels meisterhaft die 80 Jahre von Bismarcks Leben gegliedert und für Jugend und Alter die herrschenden Gesichtspunkte erkannt, ohne bei dem Licht den Schatten zu übersehen, der allem Irdischen beigegeben ist. Das Genie, das Schöpferische geht in dieser Darstellung nie verloren, die, um zu wirken, weder Bismarck als „Vater aller Listen" poetisch zu verfälschen, noch den treuen Diener zum Herrn über seinen Herrn zu erheben brauchte.

So sei dies im Verlage Lesch & Irmer, Düsseldorf, in deutschen Lettern prächtig gedruckte, wohlfeile Werk aus der Menge der Gedenkbücher zu herzerfreuendem Lesen hervorgehoben. Prof. Dr. H. Kraeger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 22. 4. 15.

Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 3 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die demokratische Lüge und der Krieg.

Vom Herausgeber.

Zu den besten und hoffentlich bleibenden Errungenschaften des gegenwärtigen Weltkrieges gehört die restlose Entlarvung der verhängnisvollsten aller Lügen, mit denen die Völker jemals betrogen worden sind. Diese Lüge ist das, was man bisher den Völkern als „Demokratie" aufzureden mit so großem Erfolge verstanden hat und auch später wieder versuchen wird, falls die Völker nicht endlich aus ihrer Sorglosigkeit und Gutgläubigkeit erwachen.

Ich sage absichtlich „Lüge", nicht, wie es für das genasführte Volk zutrifft, „Selbsttäuschung"; denn daß die Kreise, die so gerne mit dem demokratischen Apparat arbeiten, nicht wüßten oder nicht geahnt hätten, daß damit alles andere eher als die Herrschaft der Mehrheit des Volkes aufgerichtet und gesichert wird, ist nicht im entferntesten anzunehmen. Dazu sind diese Art Menschen nicht töricht genug; sie sind im Gegenteil meist raffiniert klug, wenn man auch nicht von ihnen sagen kann, daß sie weise wären, denn Weisheit oder im höheren Sinne Klugheit ist mit der Lüge unvereinbar. Es ist genau so, wie der germanische Volksmund (bildlich) ebenso schlicht wie schön sagt: „Die große Kraft (Geist, Klugheit) kommt von Gott, die kleine vom Teufel". In der Hand des Teufels, des „Vaters der Lüge", befinden sich in der Tat die Menschen, die sich durch die falschen Vorspiegelungen des demokratischen Apparats blenden und irreführen lassen.

Daß damit durchaus nicht zu viel gesagt ist, wird sich aus dem Folgenden einwandfrei ergeben. Stellen wir zunächst einmal fest, was von den angeblichen Segnungen der demokratischen Regierungen durch diesen Krieg als das Gegenteil erwiesen worden ist.

Zum Mindestmaße dessen, was man durch demokratische Regierungen möglichst radikaler Art mit Sicherheit zu erreichen hoffte, gehörte unter vielem anderen z. B. das Aufhören aller Kriege oder mindestens solcher Kriege, die demokratische Geschichtsschreiber der Zeit des Absolutismus (nicht immer wahrheitsgemäß) „Kabinettskriege" genannt haben. Derartige Kriege sollten mit den innersten Nöten und Bedürfnissen der Mehrheit des Volkes nichts zu tun haben und ihren Ursprung allein der müßigen Laune, der Herrschsucht, dem Ehrgeize, der Habgier eines einzelnen Machthabers oder einer kleinen mächtigen Minderheit verdanken.

Ist das nun in der demokratischen Ära der Gegenwart anders geworden? Sind die Länder, die der angeblichen „Freiheit" des Volkes zuerst den Weg bahnten, oder wenigstens die, welche eine ausgesprochen demokratische und rein parlamentarische Regierungsform bei sich einführten, stets nur vom Volke regiert worden, und haben hier der Machtkitzel, die Habgier, die persönliche Eitelkeit eines Einzelnen oder einer kleinen Minderheit keinen Spielraum gehabt? Sind hier die wahren Interessen der Gesamtheit im Innern wie nach außen hin stets gewahrt, ist jedem das Seine erhalten oder gegeben worden, und hat überall und stets nur Gerechtigkeit, Wahrheit, Güte und Schönheit gewaltet? Sind hier namentlich alle ungerechten Kriege vermieden und nur solche zur Verteidigung des Landes oder zur Wahrung und Förderung seiner Lebensinteressen geführt worden?

Sehen wir uns einmal die in Betracht kommenden Länder der Reihe nach darauf hin an.

Hinsichtlich Englands, dessen Machthaber bekanntlich den modernen demokratischen Apparat erfunden und, allerdings in einer anfangs noch recht mangelhaften Konstruktion, zuerst bei sich eingeführt haben, bedarf es kaum einer besonderen Untersuchung, um zu einer genau entgegengesetzten Antwort zu gelangen. Die Geschichte lehrte ja schon längst, aber leider lehrten es nicht unsere liberalen und demokratischen Geschichtsschreiber, daß kein Land und Volk mehr ungerechte Kriege geführt hat, als England, daß dieses aber stets verstanden hat, sie moralisch und demokratisch zu verbrämen. Die moralische und demokratische Lüge entspricht ja auch so recht dem scheinheiligen Charakter des typischen Engländers, wurde darum auch von richtigen Engländern jederzeit am frechsten im Munde geführt und zur Täuschung des eigenen Volkes sowohl wie der fremden Völker am erfolgreichsten gehandhabt. Jeder halbwegs Geschichtskundige weiß, daß England gerade von dem Augenblicke ab, wo die Macht seines Königs zu einem bloßen, nicht einmal mehr „schönen" Schein herabsank, im Innern wie nach außen hin keine andere als die schnödeste Handels-

und Kapitalistenpolitik getrieben, keine anderen Kriege als Raub- und Handelskriege geführt hat. Und zwar geschah das, wie bekannt, ausschließlich im Interesse einer kleinen Minderheit. Der übrige Teil der Nation, soweit er nicht, wie die großen Landlords und die in England jederzeit mächtige Hochkirche, einfach beiseite geschoben oder aus dem Lande getrieben werden konnte, erhielten davon nur mehr oder weniger hohe Trinkgelder bezw. mehr oder weniger geschickt verschleierte Bestechungssummen. Dieselben Praktiken nämlich, denen England jetzt den Hauptteil seiner Erfolge auf dem europäischen Kontinent und überall in der Welt verdankt, mußten damals noch die englischen Machthaber vorzugsweise im eigenen Lande anwenden. Adel und Kirche wurden dadurch natürlich immer mehr korrumpiert, standen sich aber materiell ganz gut dabei. Die breiten Massen des mittleren und niederen Volkes dagegen gingen nicht nur leer aus, sie wurden sogar für die Zwecke jener kleinen Minderheit schlankweg aufgeopfert. So wurden z. B. schon zurzeit der Königin Elisabeth die Pächter von Haus und Hof getrieben, weil das Geldinteresse (money interest) der Kapitalisten und Händler anstatt des bis dahin üblichen Getreidebaues, überhaupt der Ackerwirtschaft, die Weidewirtschaft mit Schafzucht erheischte. Es wurde nämlich von den damals eingeführten Spinnereien und Webereien Wolle, viel Wolle nicht nur für den innern Bedarf, sondern hauptsächlich für die Ausfuhr gebraucht. Und weil es damals noch keine australische Wolle gab, so mußten die großen Grundherren — freie Bauern und Gutsbesitzer gab und gibt es ja dort nicht — anstelle des Getreides Wolle bauen lassen, wenn sie noch reicher werden wollten, als sie ohnehin schon waren. Im Konflikt zwischen dem eigenen Geldinteresse und dem Lebensinteresse ihrer Pächter und deren Arbeiter, ja des ganzen Landes, zogen sie natürlich, meist schon damals richtige Engländer, das eigene Interesse und Luxusbedürfnis vor. Wie außerordentlich schwer das von den Pächtern, wie überhaupt dem größten Teile des eigentlichen Volkes damals empfunden wurde, beweist jene berühmt gewordene rührende Predigt, die der Sohn eines vertriebenen Pächters als Geistlicher vor der Königin Elisabeth — jener noch jetzt als gute Landesmutter heuchlerisch vergötterten alten Gauklerin[1]) — hielt. In dieser Predigt kam die sinnbildliche Wendung vor: „Die Schafe haben die Menschen (d. h. die Pächter und deren Arbeiter) aufgefressen."

Die Heuchelei der tonangebenden englischen Geschichtsschreiber sucht natürlich die sich von da ab entwickelnden inneren Zustände noch heutigen Tages vor den Augen des eigenen Volkes wie auch der Fremden zu ver-

[1]) Schiller läßt bekanntlich in seiner Tragödie Maria Stuart der Königin Elisabeth ins Gesicht schleudern: „Der Briten edelherzig Volk hat eine list'ge Gauklerin betrogen." Wie weit schon Schiller damals die ganze Wahrheit geahnt oder nur auf die Art ihrer Thronbesteigung hat anspielen wollen, bleibe dahingestellt. Vielleicht liegt dieser Tragödie noch eine andere als die gewöhnlich angenommene rein menschliche Tragik zugrunde.

hüllen oder zu beschönigen, und wird in diesem unlöblichen Bestreben namentlich von unseren deutschen Historikern, soweit sie mit den geblendeten Sinnen des sog. Liberalismus und Demokratismus darstellen, nach Kräften unterstützt; aber die Wahrheit hat sich bei uns doch schon allmählich Bahn gebrochen, und die letzten Reste der etwa noch nicht gehobenen Schleier der Täuschung haben die grellen Blitzlichter dieses gewaltigen Weltgewitters zerrissen. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Wenn der Bann erst einmal gebrochen, wenn selbst unseren unentwegtesten Liberalen und Demokraten die Blindheit von den Augen fällt, dann wird die Welt vor Staunen und Grauen sich kaum zu fassen wissen und gar nicht begreifen, daß sie sich so lange verblenden lassen konnte. Eine Abschlagszahlung davon haben die Völker schon während dieses Krieges erhalten. Es wird aber noch ganz anders kommen.

Jene grauenhaft selbstsüchtige, verbrecherische Politik, die hier in England eine vergleichsweise kleine Minderheit von städtischen und ländlichen Kapitalisten im trauten Verein mit einer heuchlerischen und habsüchtigen Kirche damals und späterhin immerfort bis heutzutage getrieben hat, wäre jedoch nicht durchführbar gewesen, wenn die landlos und brotlos gewordenen Pächter nicht nach den Kolonien, namentlich Amerika, hätten auswandern und die ländlichen Proletarier nicht in den Städten hätten unterkommen und sich hier aufbrauchen können. Auf diese Weise wurden die der Umwandlung Englands in einen reinen Handels- und Kapitalistenstaat widerstrebenden Elemente nach und nach ausgemerzt, die schamlos noch immer als „Volksbefreiung" ausposaunte Revolution der englischen Kapitalisten und Händler gegen das die Interessen der gesamten Nation vertretende Königtum konnte siegen und ihre Giftkeime auf die übrigen Länder europäischer Kultur ausstreuen.

Das erste Opfer der Ansteckung wurde bekanntlich Frankreich. Hier verschwand das Königtum ganz, selbst dem Namen nach. Der Franzose, von Natur und Kultur weniger heuchlerisch und händlerisch, politisch auch weniger geschäftstüchtig veranlagt als der Engländer, wollte nicht mal den Schein der Macht des Königtums aufrecht erhalten, so sehr das vielleicht auch die letzten Drahtzieher und Geldgeber dieser Bewegung im Interesse der Volkstäuschung gewünscht hätten. Ein Teil der Schürer und Führer der Revolution, namentlich ihrer geistigen Vorbereiter und Wegbahner, hatten anfangs wohl auch ehrlich geglaubt, daß mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts und aller dazu gehörigen Freiheit und Gleichheit wirklich die Herrschaft der Mehrheit des Volkes aufgerichtet und gesichert werden könnte. Von dem Geheimnis[1]) der Massenseele, der Massenbearbeitung, der geistigen und gemüthaften Suggestion hatte man ja damals in Frankreich noch keine Ahnung. Nachdem das jedoch in letzter Zeit auch von einigen

[1]) Vergl. Juliheft 1913, S. 175. Die Ausführungen an dieser Stelle sind namentlich für den jetzigen Krieg, obwohl bei uns damals kaum jemand an ihn dachte, von außerordentlichem Interesse.

ehrlichen, wahrheitsliebenden Franzosen[1]) über jeden Zweifel klar erkannt und dargelegt worden war, hätte die Mehrheit dieses Volkes, wenn es nicht inzwischen immer mehr, gerade infolge jener Entwicklung, geistig und sittlich verkommen wäre, den Schwindel durchschauen und kurzer Hand von sich weisen müssen.

Man kann also bei den Franzosen anfangs in gewissem Sinne eher von Selbsttäuschung als von bewußter Lüge sprechen. Auch beweist die Möglichkeit einer monarchischen Reaktion kaiserlicher und zuletzt sogar königlicher Hinneigung immerhin, daß in Frankreich die betrügerischen Praktiken der Händler und Wucherer anfangs einen weniger gut vorbereiteten Boden fanden, als in England. Aber gerade die dadurch notwendig werdende gründliche Bearbeitung und Düngung des Bodens mit angeblich demokratischen Ideen ließ hier die Saat nur um so üppiger aufgehen und ins Kraut schießen. So ist denn die Ernte: die absolute Beherrschung und Ausbeutung des französischen Volkes durch Kapitalisten und Händler pur sang hier nur um so reicher geworden, so reich, daß Frankreich seine letzte kulturschöpferische Kraft bereits vor dem Kriege aufgebraucht hatte. In England dagegen, dessen Unterbevölkerung nach Abwanderung und Verbrauch der meist die mittleren und oberen Schichten ausfüllenden germanischen Elemente immer mehr zu einem Gemengsel übelster, verkommenster Sorte, zum Pöbel in des Wortes pöbelhaftester Bedeutung herabsank, war eine besondere Bearbeitung und Düngung des Bodes kaum nötig. Hier wuchs die Korruption, wie in Rußland, sozusagen wild. Wäre hier nicht immerfort frischer Zuzug aus Schottland, Irland, Deutschland, Skandinavien erfolgt, dann hätte England im Laufe der letzten hundert Jahre nicht einmal mehr den Rest von Kultur und Macht behaupten können, der — allerdings nur mit den schnödesten, skrupellosesten Mitteln — seine Weltherrschaftsansprüche zum großen Teil durchgesetzt hat. Das wird natürlich, gleichviel wie der Krieg endigt, in Zukunft nicht mehr möglich sein.

Ebenso wenig aber ist die Zukunft Frankreichs als europäische Großmacht oder gar als Weltmacht zu retten. Selbst wenn hier nach dem Kriege die überwältigende Mehrheit des Volkes die demokratische Lüge als endlich restlos entlarvten Schwindel verächtlich mit dem Fuße von sich stieße und das alte Königtum in erneuerter und verbesserter Gestalt wieder einführte, so würde das nur vorübergehend die fürchterlichsten Krankheitsanfälle mildern. Das über den schmalen Kanal herübergeflogene Gift hat hier schon zu lange und zu heftig gewirkt. Auch ist hier nicht mehr genug unverbrauchtes, leiblich, geistig und sittlich gesundes Menschenmaterial vorhanden. Die germanischen Elemente sind durch die Bartholomäusnacht, die Hugenottenkriege, das Edikt von Nantes, die Napoleonischen Kriege und — wohl

[1]) Vergl. Januarheft 1912: „Das heutige Parteiwesen vom volksorganischen Standpunkte." S. 508—509. Vergl. auch Juniheft 1914: „Der Parlamentarismus an der Arbeit."

am meisten — durch den gegenwärtigen Krieg vernichtet oder vertrieben worden. Der gallisch-römische Bodensatz wird also nach dem Kriege nur noch üblere Dünste als vorher aufsteigen lassen, aber keine Kulturschöpfungen oder gar Erneuerungsheldentaten mehr vollbringen.

Indessen — wie das alles auch kommen möge — soviel steht bereits über jeden Zweifel erhaben fest: Die Revolution und die Demokratie hat dem französischen Volke nicht die wahre Freiheit, sondern nur die anarchische Willkür, nicht die Brüderlichkeit, sondern gerade die schroffsten sozialen Gegensätze, die schlimmste innere Zerrüttung gebracht. Auch von dem Versprechen der Gleichheit ist nur die Gleichheit in der Ausbeutung durch einheimische und fremde Kapitalisten in Erfüllung gegangen. Die Ausbeutung ist in letzter Zeit sogar auf auswärtige Mächte übergegangen. Staat und Volk Frankreichs sind sklavisch gehorsame Vasallen desselben Englands und Rußlands geworden, mit denen Napoleon noch vor hundert Jahren um die Weltherrschaft gekämpft hat! Und die Oberlehnsherren sind nicht etwa gnädig, nach Art der mittelalterlichen Lehnsherren mit ihrem Vasallen, dem heuchlerisch ins Garn gelockten Opfer verfahren. Sowohl Rußland wie England haben Frankreich finanziell und militärisch bis zum Weißbluten zur Ader gelassen. Auch moralisch ist den Franzosen keine Demütigung erspart worden. Eine so grausame Knechtschaft und Ausbeutung hat selbst der von seinen Hofschranzen sogenannte „Sonnenkönig" Ludwig XIV. dem französischen Volke nicht zugemutet, ganz abgesehen davon, daß er daneben doch auch Kulturwerte für Frankreich geschaffen hat, was man von dessen späteren Ausbeutern nicht sagen kann.

Um nach jeder Seite gerecht zu sein, darf natürlich nicht im mindesten bestritten werden, daß die letzten wirklichen Könige sowohl Englands wie Frankreichs ihr Schicksal reichlich verdient haben. In welchem Gegensatze zum Wesen des echten und rechten Königtums sich selbst der „Sonnenkönig" Ludwig XIV., „Le Grand", befand, wird am besten gekennzeichnet durch sein berühmtes Wort: „L'Etat, c'est moi". Dem gegenüber nannte sich Friedrich der Große „den ersten Diener des Staates". Dieses bloße Wort würde aber nichts bedeutet haben, wenn er, wie die meisten seiner Vorfahren und Nachfolger, es nicht auch gewesen wären. Aber selbst diesem wie auf Felsen gegründeten Königtume würde kein anderes Schicksal erblühen als dem englischen und französischen, wenn auch nur zwei Throninhaber hintereinander jemals aufhören würden, die besten Überlieferungen ihrer Vorfahren zu erfüllen. Schlimm wäre es schon, wenn sie ihre persönlichen, noch schlimmer, wenn sie ihre dynastischen Standesinteressen internationaler Art über die ihres Volkes stellen würden. Das läßt sich selbst das bravste, geduldigste Volk nicht lange gefallen. So etwas schlägt ja auch dem wahren, echten Königtume geradezu ins Gesicht.

Bei den englischen und französischen Königen kam die letzte, grausamste Strafe vielleicht gerade an die am wenigsten Schuldigen. Darin liegt aber

keine Ungerechtigkeit des Schicksals; denn echte und rechte Könige müssen nicht nur im Sinne ihrer Vorfahren, auch ihrer Nachkommen fühlen, denken und — handeln. Ihr geistiger Gesichtskreis muß sich nicht allein auf die Vergangenheit und Gegenwart, auch auf die Zukunft erstrecken. Und wenn die Könige sich ihrer Verantwortlichkeit, namentlich für die Zukunft, stets in ihrer ganzen Wucht und Größe bewußt sind, dann brauchen sie nicht zu fürchten, daß ihre leiblichen Nachkommen und ihr Volk für ihre Tat- oder Unterlassungssünden schwer büßen müssen. Das ist ja eben das Einzigartige des echten Königtums, dieses schönsten, herrlichsten, wunderbarsten Erzeugnisses gesunder Natur und wahrer Kultur, daß in ihm die gesamten zeitlichen wie räumlichen, die materiellen wie die geistig-sittlichen Lebensauswirkungen eines Staates und Volkes wie in einem Brennpunkte zusammentreffen und ausstrahlen. Die Einrichtung an sich ist überhaupt für den, der darüber gründlich und unbefangen vom sozialbiologischen Standpunkte nachgedacht hat, von keiner Seite anfechtbar. Nur die Unvollkommenheit, das Versagen der menschlichen Natur oder die Ungunst der geschichtlichen Entwicklung gibt dieser Einrichtung zuweilen Blößen, an welche ehrliche Kritik oder heuchlerische Verleumdung heran kann.

Wenn die breiten Massen des eigentlichen Volkes sich völlig klar machen könnten, was gerade sie an einem echten und rechten Königtume — nicht immer an der zufälligen Person des Königs — haben, dann wäre es ganz unmöglich, das Königtum an sich abzuschaffen. Höchstens zu einem anderen Könige könnte man es dann bisweilen, wenn ein König allzusehr versagt, überreden. Das echte und rechte Königtum ist nämlich — so wenig das auch den heutigen bornierten Demokraten einleuchten wird — gerade für die breiten Massen des Volkes gegen die Vergewaltigungsmöglichkeit einer völkischen Auslese wie von Gott geschaffen. Es muß vielleicht sogar hinsichtlich seines natürlichen (wenn auch nicht immer geschichtlichen) Entstehungsgrundes als ein eigenstes Erzeugnis der großen Masse, als die Verwirklichung eines lange sehnsüchtig gehegten Wunsches, also gewissermaßen als ein geistiges Kind der großen Masse angesehen werden. Die völkische Auslese, ob kultureller, ob sozialer, ob wirtschaftlicher Art will — das wird immer vergessen oder absichtlich verschwiegen — unter gewöhnlichen, normalen Umständen, solange es ihr gut geht, keinen Herrn oder höchstens den Schein eines solchen über sich. Nur in Not und Gefahr läßt sie sich einen echten und rechten Herrn und König, wenn er da ist, gerne gefallen. Für die große, breite Masse jedoch ist der über allen Klassen und Parteien stehende König stets, unter allen Umständen nötig und wünschenswert. Solange darum die breite Masse eines Volkes gesund fühlt und denkt, ahnt sie das auch und liebt ihren angestammten, ja selbst ihren erwählten König wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann: bis zur Aufopferung, ja nicht selten bis zur Abgötterei und Verweichlichung. Letzteres wird dann gewöhnlich in Verbindung mit der

Herrschsucht irgendeiner völkischen Auslese zur Ursache der Entartung und des Verfalls auch eines echten und rechten Königtums.

Nun war aber gerade die breite Masse des mit seiner keltischen Grundlage weiblich, ja weibisch gearteten französischen Volkes mehr als irgendein anderes geeignet, seine Könige, unter denen ja auch einige waren, denen es viel verdankte, zu vergöttern, zu verweichlichen, zu verziehen. Die Könige fielen darum hier leichter und hemmungsloser als anderswo — abgesehen natürlich vom Orient — der Wollust, dem übertriebenen Luxus, der geilen Entartung in jeder Hinsicht anheim. Sie hörten damit auf, echte und rechte Könige zu sein, wurden willenlose Werkzeuge bald des einen, bald des anderen Klüngels, der gerade an die Herrschaft wollte und in der Wahl der Mittel skrupellos genug war. Auch der Adel, von gesunder Natur und Kultur das mehr oder weniger verkleinerte Abbild sowie der nächste Wächter und Wahrer des Königtums, vergaß hier, wenigstens in der schwülen Luft des Hofes, seiner edelsten und höchsten Pflicht, der treuen Wachsamkeit, wie er ja denn überhaupt seiner germanischen Abstammung und heldischen Überlieferung immer unwürdiger wurde. Zuletzt erniedrigte er sich sogar zum feilen Diener, zum Kuppler der Lüste und Laster des Königs. Das Volk blieb aber trotz alledem und alledem lange Zeit[1]) treu, und es muß schwer gehalten haben und nicht ohne schnöde Verleumdung möglich gewesen sein, ihm nicht nur gewisse Könige, sondern das Königtum überhaupt zu verleiden. Aber nachdem das einmal unter Blut und Thränen gelungen war, sprang seine früher so blinde, hemmungslose Liebe in ebenso blinden, hemmungslosen Haß, die Affennatur in die des Tigers um, wenn man sich, nach einem Worte Voltaires, den französischen Nationalcharakter als zusammengesetzt aus Affe und Tiger vorstellt. Wenigstens gilt das vom Straßenpöbel der Großstädte uneingeschränkt, nicht so ganz, ja vielfach gar nicht von den Bewohnern des Landes und der kleinen Provinzstädte. Hier hat sich der monarchische Sinn bis heutzutage noch wach erhalten.

Die letzten Könige in England und Frankreich haben ihre eigene Schwäche und die Fehler ihrer Vorfahren schwer büßen müssen. Noch schwerer aber werden die Völker dafür bestraft werden, daß sie sich von Heuchlern, Lügnern und Falschspielern durch verblenderische Vorspiegelungen ins Garn locken ließen. Das französische sowohl wie das englische Volk hat einen Teil der Strafe bereits erhalten. Es wird aber noch viel schlimmer kommen. Das Schicksal eines Volkes ist eben mit dem seines Königshauses organisch, auf Gedeih und Verderb verknüpft. Beide lassen sich gar nicht, selbst wenn ein Teil oder beide Teile es wollten, voneinander trennen. Es handelt sich hier eben um Naturgesetze, genauer, gesellschaftsbiologische Notwendigkeiten, die sich nicht ungestraft umgehen lassen.

[1]) Selbst noch ein Ludwig XV. brach beim Anblick des ihm zujubelnden Volkes erschüttert in die Worte aus: „O Gott, womit habe ich soviel Liebe verdient?"

Das Schicksal Frankreichs scheint bei unseren sogen. „Intellektuellen" Mitleid zu erregen. Ich glaube, man hat sogar von einem „tragischen" Schicksal gesprochen. Das geht zu weit. Von einer Tragödie im echten, edlen Sinne kann dabei jedenfalls nicht die Rede sein, höchstens von einem modernen kleinbürgerlichen oder proletarischen Trauerspiel, das immer einen starken Beischuß des Komischen hat, selbst wo das nicht beabsichtigt ist. Solch' ein Stück erregt wohl Ekel und Abscheu, aber weder Furcht noch Mitleid, so krampfhaft sich auch Dichter und Darsteller darum bemühen. Das tragische Mitleid sollten unsere „Intellektuellen" anderswo suchen.

Die „Ganzklugen" unter den unbewußt verblendeten Anpreisern und Anreißern des modernen Demokratismus werden hier vielleicht einwenden: „Das ist ja alles soweit ganz richtig, aber etwas stimmt dabei doch nicht. Die Revolution ist eben damals nicht weit genug gegangen. Sie hätte nicht nur über die Könige, den Adel und die Geistlichkeit, auch über die schon damals verrottete „bourgeosie" hinweggehen und nur vor dem „Arbeiter" Halt machen müssen. Das werden wir Sozialdemokraten in der nächsten Zeit besorgen, und dann wird alles ganz anders kommen."

O sancta simplicitas! Als ob es überhaupt denkbar wäre, in irgend einer Hinsicht noch weiter zu gehen, noch radikaler zu verfahren, als es bei jener sogenannten „großen" Revolution tatsächlich geschehen ist! Tiefer als bis in den Schlamm der Gosse, ja bis in die Kloaken hinunter kann man doch wahrhaftig nicht hinabsteigen. Nicht nur wurden ja doch alle sozialen Standesunterschiede aufgehoben, auch alles, was selbst nur dem Namen nach an die alte Ordnung erinnerte, wie z. B. der christliche Kalender, wurde beseitigt. Selbst Gott wurde abgesetzt und eine Dirne als „Göttin der Vernunft" auf den Thron erhoben. Ich glaube nicht, daß die heutige Sozialdemokratie, wenn sie zur politischen Macht gelangte, die Schneid haben würde, so weit zu gehen. Ihr hat zuletzt nur noch die angeblich „verhaßte" plutokratische Bourgeoisie aus gewissen Gründen einiges „Relief" verliehen, und diese würde in Zukunft mit noch viel größerer Sicherheit siegreich aus der Revolution hervorgehen, als es damals in England und etwa ein Jahrhundert später in Frankreich geschehen ist.

Aus solchen Einwänden der „Ganzklugen" unter den heutigen Revolutionären läßt sich aber ersehen, wie weit sich das Volk auch heute noch durch bloße Worte täuschen läßt. Hätte man damals für den zugleich höchsten und tiefsten Grad der Gemeinheit anstatt des Wortes Bürger (citoyen) das Wort „Arbeiter" gesetzt, so wäre dadurch an dem innersten Wesen der ganzen Sache nicht das Mindeste geändert worden und alles wäre doch so gekommen, wie es gekommen ist. Höchstens könnte man fragen, wie es gekommen wäre, wenn kein Napoleon damals in Frankreich existiert hätte. Wahrscheinlich wäre dann ein anderer Gewaltmensch dem Abgrund entstiegen und „Retter der Gesellschaft" geworden; aber zum Abgrund hätte schließlich auch er zurückgemußt, und der Zweck der ganzen

Übung: das Aufkommen der absoluten Plutokratie möglichst internationaler Zusammensetzung wäre auch ohne jene zäsaristische Episode — die ja in Oliver Cromwell ihr englisches Gegenstück gehabt hat — nur verzögert, nur hinausgeschoben, aber schließlich doch erreicht worden. Um einen faulenden Sumpf trocken zu legen und in gesundes, tragfähiges Ackerland zu verwandeln, bedarf es noch anderer Mittel als der Gewalt eines kraftvollen Willens. Vielleicht wäre das aber Napoleon bis zu einem gewissen Grade doch gelungen, wenn ihn nicht die Engländer daran gehindert hätten. Die wollten ja alles andere eher als ein Wiedererstarken des Kontinents, und darum ruhten sie nicht eher, als bis er gestürzt war.

Sehen wir uns nun ein anderes, an der „englischen Krankheit“[1]) im hohen Grade leidendes, großes Staatswesen an: die „Vereinigten Staaten von Nordamerika“. Sie sind natürlich nicht entfernt so als ein gleichgeartetes Ganzes aufzufassen, wie das von England und Frankreich in gewissem Sinne gilt; aber was die spezifisch englische Unkultur: die mit krassestem Materialismus verbundene Scheinheiligkeit, die geistige Öde und sittliche Haltlosigkeit, die bornierte Nützlichkeitsphilosophie (Utilitarismus), den nationalistischen Dünkel, das Gefühl der Ausgewähltheit vor allen anderen Menschen, den gesellschaftlichen Snobismus, die Sportfexerei, die größere oder geringere Käuflichkeit aller Personen, Ämter, ja des ganzen Staates usw. usw. anbelangt, so ist zum mindesten der Teil jener großen Ländermasse, der früher „Neu-England“ hieß, nichts als ein karrikiertes, noch mehr ins Häßliche verzerrtes Abbild des typischen Engländertums. Der richtige „Yankee“, d. h. der von fremder Blutmischung und Kulturbeeinflussung gänzlich frei gebliebene Stockamerikaner echt englischer Herkunft hat dieselben Fehler und Laster, wie der richtige Engländer, aber noch vergröbert und vergemeinert. Auch die Art der Korruption, sowie die Technik der Lüge bei den Wahlen, Volksversammlungen, in der Presse, auf der Kanzel usw. zeigt dasselbe Bild. Der „bos democraticus americanus“ unterscheidet sich von dem „b. d. anglicus“ höchstens etwa wie ein wilder Bison von einem spanischen Kampfstier. Er läuft nämlich noch plumper, noch blinder und dümmer auf das rote Tuch, das ihm der „Torero“, der bezahlte Berufspolitiker, vorhält, und läßt sich von den „Piccadores“, den gleichfalls, wenn auch weniger hoch bezahlten Einpeitschern rednerischer oder journalistischer Art noch leichter aufreizen. Die Leichtgläubigkeit ist freilich auch bei dem englischen Durchschnittsleser und -Hörer, wenn die Lügen seinen eingefleischten, eingeimpften Vorurteilen entgegenkommen, recht groß, noch größer aber bei dem typischen Stockamerikaner.

Auch die äußere Politik, soweit sie von Stockamerikanern englischer Herkunft gemacht wird, gleicht in allen wesentlichen Zügen der englischen, auch sie läuft auf plutokratischen Imperialismus hinaus; nur bluffte sie

[1]) Vergl. Januarheft 1912, Seite 507 unten.

vor dem Kriege noch frecher mit der angeblich hinter ihr stehenden ungeheuren Macht und fiel im Verkehr mit fremden Staaten, ja selbst europäischen Großmächten, noch mehr durch eine gewisse „Hemdärmlichkeit", um nicht zu sagen Flegelei auf. Das hat sich aber während des jetzigen Weltkrieges, wo nur reale Machtfaktoren gelten, überraschend schnell geändert. Man ist jetzt selbst mit Worten recht bescheiden geworden und wagt England wie Japan gegenüber nur schwächliche Proteste, wo kräftige Vergeltungsmaßregeln am Platze wären. Geradezu schamlos und ehrlos ist aber die Auffassung, die man hinsichtlich des Neutralitätsverhältnisses im jetzigen Weltkriege zur Schau trägt. Obwohl alle Welt von der Parteinahme der amerikanischen Regierung für den Dreiverband überzeugt ist, wagt diese Regierung das nicht öffentlich einzugestehen und beantwortet den Protest der deutschen Reichsregierung gegen die einseitige Waffenlieferung mit der lächerlichen Ausrede, daß ein Verbot derselben eine Verletzung der Neutralität seinerseits wäre! Das heißt doch seine staatliche und volkliche Ehre geradezu mit Füßen treten und sich offen als Falschspieler bekennen. Der edle Washington muß sich über solche Entäußerung aller staatlichen Würde im Grabe umdrehen. Dazu hat er doch wohl nicht sein Volk von der englischen Mammonsknechtschaft befreit, damit es später um so hemmungsloser in sie zurückfallen soll!

So sehen die Völker, die Staatswesen aus, die sich von der demokratischen Lüge haben blenden und irreführen lassen. Sie sind sämtlich der Knechtschaft des Mammons verfallen, haben diesem Moloch ihre Ehre und Würde geopfert und werden früher oder später daran zugrunde gehen. Das große Gemeinwesen der „Vereinigten Staaten von Nordamerika" ist noch keine 150 Jahre alt, hat also, verglichen mit den großen europäischen Ländern und Völkern, das Knabenalter kaum überschritten. Trotzdem trägt es schon mit seinem Feminismus und dem damit zusammenhängenden Geburtenschwund, ja mit dem Absterben derjenigen Schicht, die ihm seine Sprache und seinen völkischen Charakter gegeben hat, die Züge der Greisenhaftigkeit. Dieser Ableger der spezifisch englischen Unkultur wird vielleicht noch früher absterben als sein europäischer Wurzelstock. Damit ist aber natürlich die Zukunft der ganzen, die Vereinigten Staaten ausmachenden Länder- und Völkermasse keineswegs besiegelt. Es ist dort noch genug gesunde, unverdorbene Kraft vorhanden, die, wenn der dortige Raubbau aufhört, erst recht zur Geltung kommen wird. Freilich muß erst das englische Gift sich in seiner Wirkung völlig erschöpfen oder ausgestoßen werden, ehe das ganze Gemeinwesen sich in der Richtung gesunder Natur und wahrer Kultur entwickeln kann. Dieser Wendepunkt wird durch eine innere Revolution herbeigeführt werden, gegen welche die sogenannte große französische ein Kinderspiel sein wird. Alle Anzeichen deuten bereits darauf hin, und vielleicht gibt auch hier, wie in Rußland, ein unglücklicher Krieg den Anstoß dazu.

Sollen wir die trüben Betrachtungen noch weiter, auf die kleineren und kleinen, der demokratischen Lüge ins Garn gegangenen Länder und Völker ausdehnen? Soll ich zeigen, wie auch in Italien eine kleine Minderheit das ganze Volk in den Abgrund eines ungerechten und unabsehbaren Krieges geführt hat? Ich denke, das bisherige genügt, um über jeden Zweifel zu erhärten, daß es niemals in der Geschichte einen schlimmeren Betrug, eine frechere Vorspiegelung falscher Tatsachen gegeben hat, als die moderne sogenannte Demokratie.

Das wird aber selbst nach diesem Kriege und selbst bei uns in Deutschland gewisse Leute nicht abhalten, dennoch die moderne, angeblich liberale oder soziale Demokratie, vielleicht sogar in denkbar radikalster Ausprägung, dem deutschen Volke als das Radikalmittel gegen alle Schäden des Leibes und der Seele anzupreisen. Wie ich an dieser Stelle schon mehrfach[1]) angedeutet habe, wird man nach dem Kriege von gewisser Seite alles versuchen, um nach dem Niederbruche der bisherigen Zentralstätte der internationalen Plutokratie dieselbe Sache bei uns einzuführen. Warum auch nicht? Es wäre doch ein glänzender Gaunertrick, ein geradezu genialer „Volteschlag", wenn derselbe Militarismus und Monarchismus, der den Drachen der internationalen Plutokratie, als er das letzte noch unbotmäßige große Volk verschlingen wollte, aufs schwerste, wohl tödlich verwundet hat, dazu ausersehen wäre, den Verwundeten wieder herzustellen, oder selbst zum völkerverschlingenden Drachen zu werden. Warum sollten wir zu gut dazu sein? Auf den Ort und den Namen, die Flagge käme es ja nicht an, wenn nur dieselbe internationale Sache wieder erstünde. Unser Volk ist ja noch jung und lebensfrisch genug, um dem Drachen des plutokratischen Weltimperialismus noch lange zum Fraße dienen zu können. Auch die Indier, Afrikaner und Amerikaner mußten ja mit ihren eigenen Leibern dieses Ungeheuer dick und fett füttern. Sind wir etwas Besseres als die Indier oder gar die auserwählten Amerikaner?

Also versuchen wird man die Sache schon. Es sind ja so viele bei uns, die gerne mitmachen würden. Allerdings wird man die alten Gaukler-künste und die alten Blendlaternen etwas reparieren oder völlig neue Täuschungsapparate erfinden müssen; denn so dumm wird ja unser Volk wohl nicht sein, um auf denselben Schwindel, wie das englische, französische und amerikanische Volk, hineinzufallen. Warten wir das weitere ab und seien wir scharf auf der Hut! Die Vorbereitungen dazu werden schon getroffen, und darum war es nötig, schon jetzt auf die Sache aufmerksam zu machen. Die Gefahr ist diesmal um so größer, als die listigen Betrüger nach dem Kriege mit scheinbarem Rechte sagen können: „Ihr habt ja nun gesehen, daß die Sozialdemokratie und der Freisinn gar nicht so schlimm sind, wie sie immer gemacht wurden. Die Vertreter dieser Weltanschauung

[1]) Z. B. Januarheft 1915, S. 513. Auch Novemberheft 1914: „Der Siegespreis und seine Gefahren."

haben dem Vaterlande ebenso treu und hingebend gedient, wie alle übrigen Häupter und Glieder unseres Volkes. Gebt darum dem Volke auch in Preußen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht." Und die so reden, werden sich noch als recht gemäßigte Politiker aufspielen, weil sie nicht gleich auch für die Frauen und Kinder das Reichstagswahlrecht verlangen und auf die rein parlamentarische Regierungsform vorläufig noch verzichten. Wenn dann unsere maßgebenden Kreise über die eigentlichen Absichten der letzten Drahtzieher dieser Bewegung noch immer so schlecht unterrichtet sind, wie vor dem Kriege, und nichts unternehmen, um entweder die breiten Massen des Volkes gründlich aufzuklären, oder sie vor ihren listigen Verführern zu schützen, dann kann jener Gaunertrick wirklich gelingen. Die Aussichten sind dann sogar besser als vor dem Kriege.

„Aber" — so werden die wirklich Wohlmeinenden und Verständigen ausrufen — „etwas muß doch zum mindesten an der Reichsverfassung nach dem Kriege geändert werden, denn wir befanden uns ja doch vor dem Kriege schon auf dem besten Wege zur radikalen Demokratie und der dazu gehörigen parlamentarischen Regierungsform. Wenn die Reichsverfassung nicht geändert wird, müssen die Dinge doch über kurz oder lang den durch diese Verfassung gegebenen Lauf nehmen, und auch der beste Wille des Volkes und der Regierungen wird das nicht verhindern können. Gibt es denn keine Möglichkeit, den breiten Massen des Volkes nach Maßgabe der Bedeutung der Einzelnen eine Mitwirkung an der Regierung zu sichern, *ohne* den Bestand der Monarchie zu gefährden und der Herrschaft der internationalen Plutokratie Vorschub zu leisten? Oder, wenn man keine Verfassungsänderung will, ist unser Volk nicht politisch so weit reif zu machen, daß es sich tatsächlich selbst zu regieren vermag und keine Gefahr läuft, der Suggestion schlauer Betrüger und listiger Schwätzer anheimzufallen?"

Suchen wir zunächst diese letztere Frage einwandfrei zu beantworten. Eine solche Reife wäre, in der Theorie wenigstens, denkbar, wenn man jeden einzelnen Wähler zu einem wirklichen Berufspolitiker machen könnte, der auch die schwierigsten politischen Probleme und die Wege ihrer Lösung bis in die feinsten Falten durchschauen kann. Die theoretische Voraussetzung dazu wäre wieder die, daß jeder Einzelne unseres Volkes mit dem Abiturientenzeugnis die Schule verlassen und später aus der Politik ein förmliches Studium machen müßte. Abgesehen davon, daß dieses Ziel praktisch unerreichbar ist, und wenn erreichbar, unser Volk um alle seine guten Eigenschaften bringen und zum Zusammenwirken als Ganzes völlig unbrauchbar machen würde, wäre *selbst damit noch nicht die angenommene Bedingung erfüllt*, denn wirkliche politische Befähigung ist ebenso sehr angeboren, wie nur irgend eine wissenschaftliche oder künstlerische Begabung. Sie ist noch seltener als das Talent oder gar Genie zum Malen, Bildhauen, zur Musik und Dichtkunst. Man hat ja im vorigen Hefte zur Genüge gesehen, was für eine Politik sogar hochgelahrte und berühmte Professoren

machen können! Damit will ich aber gern zugestehen, daß es auch im niedern Volke und selbst bei geringer geistiger Vorbildung Menschen geben kann, die ein hervorragend sicheres politisches Verständnis haben und sich auf keine noch so geschickt gelegten Leimruten gewisser Demagogen locken lassen. Es hat ja auch berühmte Architekten, Maler und Bildhauer gegeben, die als Maurer, Anstreicher und Steinmetzen angefangen haben. Aber solche Ausnahmen bestätigen doch nur die Regel, daß wirkliche Talente oder gar Genies selbst in diesen doch recht weit verbreiteten Künsten überall selten sind. Auch wer *nicht* die biologischen Vorbedingungen für die Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Talente und Genies kennt,[1]) wird das nicht leugnen können. Gar nun für die Kunst aller Künste, die Staatskunst, sind jene natürlichen und kulturellen Vorbedingungen *noch viel seltener erfüllbar*. Es gibt hier ja doch bisweilen sogar Minister, die in politischer Hinsicht als Analphabeten anzusehen sind. Allzugroß kann also die Auswahl unter den politischen Talenten nicht sein. Daß man alle diese Dinge gerade heutzutage am wenigsten eingestehen will, liegt auf der Hand. Was sollte denn aus der Demokratie und allen daraus hervorgehenden Vorteilen für gewisse Leute werden, wenn man nicht die Meinung verbreitete, jedes halbwegs erwachsene Menschenkind, auch wenn bei ihm nur geringe Vorbildung und fast gar keine Lebenserfahrung anzunehmen ist, wäre imstande, die letzten politischen Fragen, wenn nicht zu lösen, so doch wenigstens zu verstehen. Anders wäre ja doch die Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für alle halbwegs erwachsenen Männer und Frauen unsinnig, ja geradezu lächerlich.

Mit dem „Politisch-reif-machen" jedes Einzelnen unter unseren erwachsenen Männern und Frauen ist also nichts. Es ist (in dem bisherigen Sinne) nicht einmal eine weitere „Politisierung" unseres Volkes wünschenswert; denn, wie gesagt, könnte gerade dadurch unser Volk seine besten Eigenschaften, seine überragende aktive wie passive Fähigkeit zur Organisation, seine ebenso große wie vielfältige geistige und materielle Schöpferkraft nach und nach einbüßen. *Gefördert wird dadurch höchstens der politische Dilettantismus*. Dieser ist aber *noch viel schlimmer* als der Dilettantismus in der Musik, im Dichten, im Malen, im Bildhauen. Wer überhaupt, wie z. B. Lamprecht, eine noch weitere „Politisierung" unseres Volkes *ehrlichen Herzens* empfehlen kann, zeigt gerade dadurch, daß er in der Politik ein blutiger Dilettant, wenn nicht gar Analphabet ist; denn „Politisierung" und Demokratisierung läuft heutzutage auf ein und dasselbe hinaus. Etwas anderes wäre es natürlich mit einem Fortschritt *wirklicher* politischer Bildung und Erziehung.

Dazu ist freilich in der heutigen Zeit und auch aus Gründen der notwendigen Kontrolle und Verantwortung eine gewisse Mitwirkung des

[1]) Vergl. Dr. Albert Reibmayr: „Die Entwicklungsgeschichte der Talente und Genies". Verlag von J. F. Lehmann, München.

Volkes an der Regierung und Verwaltung des Landes nach Maßgabe der geistigen, sozialen, wirtschaftlichen Bedeutung jedes Einzelnen — auch selbständige Frauen können ja mitunter eine derartige Bedeutung haben — wohl unumgänglich. Und damit kommen wir auf die andere, zuletzt gestellte Frage: „Auf welche Weise ist eine derartige Mitwirkung zu sichern, ohne daß dadurch in natürlicher und notwendiger Folge die Schwächung der Monarchie, die parlamentarische Regierungsform, die Herrschaft irgendeiner selbstsüchtigen Minderheit, irgendeines Klüngels herbeigeführt werden muß?" Davon soll im nächsten Heft, falls inzwischen keine andere noch dringendere Frage auftaucht, die Rede sein.

Ceterum censeo. . . .

Geschichtsvergleichende Betrachtungen zum Völkerkriege.

Dr. Adolf Harpf.

Als sich die altrömische Bauernrepublik zur Vormacht des Ariertums am Mittelmeere entwickelte, stieß sie allerorten an die einengenden Schranken der mittelländisch-semitischen Handels- und Geldmacht Karthago, die an allen Küsten der damaligen Welt ihre Sperr- und Stützpunkte eines umfassenden Interessen- und Herrschaftsgebietes innehatte.

Der Kampf war unausweichlich. Er war zugleich ein Rassenkampf und konnte nur mit der Vernichtung des einen der Gegner entschieden werden. Einen Ausgleich zwischen der festländischen, auf völkischer Grundlage errichteten römischen Kriegsmacht — dem damaligen Festlandsmilitarismus — und punischer Welthandelspolitik, deren Wesen die Geldmacht war, konnte es nicht geben.

Das war die Überzeugung, die dem Verdammungsspruche des älteren Cato zum Grunde lag, da er jede seiner Senatsreden mit dem Rufe schloß: „Übrigens stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werden muß!"

Heute ist es das deutsche Soldatenvolk, welches gegen eine haargleich geartete Weltpolitik genau so um sein Daseinsrecht zu kämpfen hat, wie seinerzeit das altrömische Kriegervolk.

Schon ist aus der gleichen Notwendigkeit des Vernichtungskampfes gegen England heraus der deutsche Kriegsgruß: „Gott strafe England!" ebenso zum Leitspruche des gegenwärtigen Weltkrieges geworden, wie Cato's berühmtes: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!" die weltpolitische Überzeugungsgrundlage der punischen Kriege gewesen.

Und selbst seinen deutschen Cato hat dieser Weltkrieg. In immer neuen, immer tiefer durchdachten und überzeugender begründeten Reden und Schriften hat der nach einem arbeitsreichen Leben vor wenigen Jahren dahingegangene, hervorragende deutsche Volkswirt A. v. Peez, dessen hohe Bedeutung als eines zukunftweisenden Wirtschaftspolitikers erst der jetzige

Weltkrieg ganz enthüllt, — hat dieser Zieleweiser deutscher Volkswirtschaft Jahrzehnte voraus unermüdlich auf die Weltgefahr hingewiesen, welche aus Englands eigensüchtiger Völkerverhetzung nunmehr tatsächlich erwachsen ist. Schon vor nun mehr als dreißig Jahren hat Peez in der „Münchener Allg. Ztg.", Jg. 1880, eine in ihrer tiefen geschichtlichen Bedeutung damals nur von Wenigen erst voll erfaßte Parallele zwischen „Alt- und Neu-Phöniziern", zwischen dem Welthandelsvolke des hohen Altertums und dem unserer unmittelbaren Gegenwart gezogen, aber erst durch den jetzigen Weltkrieg hat diese geschichtliche Gleichung ihre volle Gegenwartsgeltung erhalten.

Selbst die, welche mit Willibald Hentschel und Anderen das Wesen des Semitismus heute noch immer als ein lediglich „ökologisches", das meint volkswirtschaftliches „Ausbeuteverhältnis" [1]) auffassen, wonach es also dabei nur auf eine einseitige Geistesentwicklung hinauskäme, deren Möglichkeit mehr oder minder allen Menschenrassen nach Maßgabe ihrer Veranlagung offenstünde, selbst diese Gegner des Rassenstandpunktes in der Judenfrage dürfen doch niemals vergessen, daß der Welthandel den Zug zur Rücksichtslosigkeit einer mit allen Mitteln arbeitenden Ausbeutung zuerst aus dem Nomadengrundzuge des semitisierten Wesens der Phönizier tatsächlich erhalten hat.

Diesen Grundzug hat uns Adolf Wahrmund d. Ä. mit unübertroffener Klarheit als das „Gesetz des Nomadentums" aufgezeigt. Es besteht dieses Gesetz darin, daß der Nomade ursprünglich als Wanderhirt, wie später als seefahrender Handels- und Geldmann nur abweiden, ausnützen will, — ohne gegenleistende Arbeit des Säens und der Wiederbestellung des benutzten Grundes, bezw. einer vollwertigen Gegenleistung an die durch List und Gewalt übervorteilten und ausgesogenen Wirtsvölker.

Mag selbst zugegeben werden, „daß arische Völker ihrer Herrenstellung wegen besonders dazu neigen", einseitige Ausbeutervölker zu werden und namentlich die spätere Entwickelung des semitisch durchseuchten Römerreiches bewahrheitet dies ja auch, so muß diese Neigung zu schrankenloser Ausbeutung der ganzen Welt, wie sie seit der Entwickelung Englands zum Mittelpunkte des Welthandels in vollster Nacktheit beim englischen Krämervolke mit seiner Weltpolitik der allseitigen Übervorteilung und Überlistung zu Tage tritt, doch immerhin als eine Rückbildung der höheren, schöpferischen und erhaltsamen Rassenartung des ackerbauenden Germanoiden der britischen Inseln in der Richtung der Urartung des Jägers und Hirten einer weit zurückliegenden vorgeschichtlichen Zeit angesehen werden, als ein Rückschlag also in vorarische Rassenneigungen, die im heutigen Engländertume längst offensichtlich zum Durchbruche gekommen sind.

[1]) Dr. Willibald Hentschel, „Varuna, das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Geschichte". Leipzig, Hammerverlag, „Das Problem des Semitismus", S. 419.

Tatsächlich besaß ja der Engländer, insonderheit der vor dem Überfall der verwälschten Normänner Wilhelms des Eroberers im Lande herrschende Angelsachse, den Geist eines hochsinnigen germanischen Herren- und Eroberervolkes im vollsten Maße. Dies zeigte erst unlängst Karl Konrad im Hefte dieser Zeitschrift vom Hornung d. J. auf. Da wurde in dem tiefgreifenden Aufsatze: „Beowulf — und das semitisierte England" durch eine eingehende Zergliederung des ältesten Heldengedichtes der Angelsachsen mit überzeugender Deutlichkeit dargetan, daß der Herrschaftsbegriff jener alten Zeit ein durchaus erhabener, erhaltsamer und der Würde altgermanischen Heldentumes angemessener war. Es zeigte sich aber gleichzeitig auch, wie eben dieser Geist germanischer Helden- und politischer Ehrenhaftigkeit im heutigen England infolge seiner vorwiegend industriellen und welthandelspolitischen Entwickelung längst abhanden gekommen, — längst in den Geist „kapitalistischer Vergewaltigungskünste und hinterlistiger, von schmutzigstem Eigennutze triefender politischer Irreführung" umgeschlagen ist.

Und solche Rückbildungen und Rückschläge — Atavismen nennt sie die heutige Naturlehre — kommen ja bekanntlich oft genug in der Natur vor, weil jede Höherartung ja immer noch alle Möglichkeiten überwundener Entwickelungsstände in sich begreift. Beim Phönizier war eine solche Rückbildung nicht notwendig. Er brauchte nur seine rassenhaft nomadischen Ausbeutertriebe in den Handel und in die von Sklaven geleistete industrielle Arbeitsweise zu übertragen, wie dieses ja auch die Juden taten, als sie bei ihrer freiwilligen Zerstreuung über die ganze alte Kulturwelt lange vor der Zerstörung Jerusalems durch den Römer Titus die unmittelbaren Erben und Geschäftsnachfolger der alten Phönizier nach dem Untergange von deren Welthandels- und Geldherrschaft wurden.

Wie dies zuging, hat uns ebenfalls der orientkundige Meister Wahrmund d. Ä. in den klassischen Hauptstücken: „Die Juden als Träger uralter Kultur und als Erben des Puniertumes" in seinem bereits erwähnten Buche: „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft" (1887) und „Vom Puniertume und den Ursachen, weshalb die Juden schon im Altertume verhaßt waren" in der meisterhaften geschichtlichen Zusammenschau von „Babyloniertum, Judentum und Christentum" (Leipzig, Brockhaus, 1882) klargelegt.

Die Nachfolger punischer Geistes- und Charakterrichtung im Welthandel und namentlich in den Hinterhältigkeiten ihrer Weltpolitik sind aber heute die Engländer.

In dieser Entwickelung und namentlich in dem daraus geborenen Wahne ihrer „Auserwähltheit" mag immerhin das Körnlein Wahrheit liegen, welches jener englische Bibelgelehrte fand, der den Ursprung seines Volkes auf die verlorenen zehn Stämme Israels zurückzuleiten unternahm. In der beim Engländer längst zum Durchbruch gekommenen Geistesrichtung unbeschränkten Ausbeutertumes, durch die er zum Begründer des neuzeit-

lichen Industrialismus samt seinem Zubehör, dem Kapitalismus, wurde, ist er allerdings heute als der nächste Geistesverwandte Israels und — der alten Punier zu betrachten. So weist Peez in seinen „Sieben Abhandlungen zur neuesten Handelspolitik" (Wien, 1895) S. 336 treffend darauf hin, wie schon der Phönizier des hohen Altertumes ganz so wie heute der Engländer wieder überall auf das Monopol im Welthandel ausging, — „diesen Wunderstab und Zauberring eines jeden ächten Handelsvolkes". Griechen, die den Phöniziern auf ihren Meerfahrten folgten, lockten sie auf Untiefen, wo sie Schiffbruch litten, und die Heimatstadt ersetzte dem phönizischen Schiffer jeden Schaden, der ihm aus solcher und anderer Irreführung ihrer frühesten Mitbewerber im Welthandel erwuchs. Hiernach gab es also schon damals eine Art von staatlicher Seeversicherung unter allerdings ganz eigenartigen Voraussetzungen.

Aber auch vor Gewaltanwendung scheuten die Phönizier keineswegs zurück, um sich fremder Mitbewerbung zu entledigen. Sie nahmen fremde Schiffe, wo sie sie in einsamen Meeresteilen antrafen, weg und warfen deren Bemannungen ins Meer. Punische Meere hießen solche nichtphönizischen Schiffern verderbliche Gewässer. Eine ganz gleichgeartete Monopolgier verleitet heute die Engländer, sich über alle Seekriegsbräuche zivilisierter Völker hinwegzusetzen. Nicht nur, daß sie die ganze Nordsee mit Minen verseuchten, neutrale Schiffe, welche sich von der englischen Marine den Weg weisen ließen, wurden sogar wiederholt angewiesen, geradeaus in die englischen Minen zu fahren, wo sie zugrunde gingen.

Ist es etwas anderes als punische Monopolgier, wenn die Engländer genau so wie in den Kriegen vor hundert und mehr Jahren heute wieder den gesamten Seeverkehr aller anderen Mächte, einschließlich der „befreundeten" Neutralen durch allerlei Erschwerungen unterbinden und nachgerade überhaupt unmöglich machen? Hatte Englands Kaperkrieg zur Zeit der napoleonischen Kriege ein anderes Ziel als die unumschränkte Willkürherrschaft zur See? Hintze („Die Seeherrschaft Englands") bemerkt hierzu treffend: „In den Kämpfen mit Napoleon war für England der Kaperkrieg eine wirksame Ergänzung des eigentlichen Seekrieges, ein privilegierter, autorisierter Seeraub unter staatlichem Schutze. Der englische Handel gedieh dabei prächtig, natürlich auf Kosten aller anderen seefahrenden Nationen."

Der Karthager Hanno drohte einst: „Nicht einmal ihre Hände sollen die Römer im Meere waschen dürfen!"

„Wen erinnern," so fragt Peez in seinem obenerwähnten Aufsatze über „Alt- und Neu-Phönizier", „diese Worte nicht an die Aussprüche William Pitts, des späteren Lord Chattam: „Nicht eine Kanone darf auf dem Meere gelöst werden ohne Englands Erlaubnis!" und dann wieder: „Nicht ein Hufnagel soll in den (englischen) Kolonien fabriziert werden!" Derselbe Dio Cassius, welcher uns jene merkwürdigen Worte Hanno's überliefert, läßt auch Caesar, als er seine Unterbefehlshaber zum Angriffe auf Ariovist

bestimmen will, sagen: „Solange wir die Karthager in Afrika ruhig ließen, schifften sie nach Italien hinüber, durchschwärmten das Land und zerstörten die Städte.“ Ganz dieselbe Tatsache, daß die Punier es besonders auf die Zerstörung der Städte abgesehen hatten, berichtet uns von den Phöniziern der belesene Kirchenvater Eusebius. Es wirkt geradezu wie eine Enthüllung der Ziele phönizischer Monopolpolitik, da er sagt: „Die Phönizier bewachten ihre Kolonien, daß niemand mit denselben Verkehr treiben und sie bereisen konnte. Dies bewirkten sie dadurch, daß sie die Länder ihrer Grenznachbarn beständig verwüsteten und darauf bedacht waren, deren Städte zu vermindern.“

Ganz richtig bemerkt Peez hierzu: „Von bloß Landbau treibenden Ländern fürchteten die Phönizier nichts, denn das waren ja Konsumenten ihrer Industrieprodukte und überdies waren sie dünn bevölkert, arm und ohnmächtig; aber die Städte waren ihnen verhaßt als Konkurrenten, die durch Kapitalbesitz, Handel und Industrie ihren Gewinn stören konnten.“ Ganz so halten und hielten es ja auch die Engländer, die noch jeden Staat zugrunde gerichtet haben, dessen Gewerbefleiß sich derart entwickelte, daß er die Ausfuhr ihrer Industrieerzeugnisse und deren Monopolpreise drückte, die noch jeden Hafen eines seefahrenden Volkes — wie z. B. Kopenhagen 1807 sogar ohne Kriegserklärung — bombardierten, der ihrer Alleinherrschaft zur See gefährlich werden konnte. Auch darin gleichen die heutigen Engländer den Phöniziern aufs Haar, daß sie ihre Kriege mit Vorliebe und in erster Linie durch Geld und von anderen ausfechten ließen und erst in ganz letzter Reihe, wenn es schon gar nicht anders ging, das eigene Blut daransetzten. Peez hatte zugleich die Engländer im Sinne, da er die Politik der alten Phönizier folgendermaßen schilderte: „Dem selbst zu führenden Kriege auszuweichen, schon weil er so teuer ist, das Ziel durch raffinierte Klugheit zu erreichen, die Diplomatie und am richtigen Orte das Geld arbeiten zu lassen, die Verfolgung eigensüchtiger Zwecke hinter hochklingende Grundsätze zu verbergen, bei ungünstiger Weltlage Beleidigungen ruhig hinnehmen, dagegen kaltherzig zur Herbeiführung guter Gelegenheiten wirken und den Zeitpunkt abwarten, Verwickelungen einfädeln ... während heißblütige Idealisten sich schlagen über beide kämpfenden Teile reale Vorteile einheimsen, die Kräfte der Streitenden sich erschöpfen lassen, um beim Friedensschlusse ungeschwächt dazustehen und dessen Bedingungen zu diktieren: kurz, mit fremden Ochsen den eigenen Acker zu bestellen — das war der Kern der altphönizischen Politik“ — wie es der der englischen seit der Erhebung Englands zur Welthandelsmacht ist.

Um ganze Meere sperren zu können, hatten sich schon die Phönizier an denselben Meerengen festgesetzt, die heute England sperrt. An den Säulen des Herkules gründeten sich jene die Sperrstadt Gades (Cadix), welche ihnen dieselben Dienste leistete, wie heute Gibraltar den Engländern.

Karthago selbst war eine Sperre an der schmalsten Stelle des Mittelmeeres, die heute die Engländer durch Malta beherrschen, das sie den Franzosen im Jahre 1800 abnahmen, die sich dafür Biserta nahe der Stelle des alten Karthago als einen erneuten Schlußpunkt des östlichen Mittelmeeres ausgestalteten.

Was aber den Hellespont anlangt, durch dessen Besitz das ganze Schwarze Meer samt dem im Altertume viel tiefer als heute ins Innere Rußlands reichenden Asow'schen Meere, der Mäotis der Alten, zu geschlossenen Binnenmeeren gemacht werden können, so hat Peez hierüber eine Vermutung aufgestellt, die eines der glänzendsten Zeugnisse seines handelspolitischen Tiefblickes ist. „Der trojanische Krieg," sagt er, „war vielleicht der Abschluß eines vielhundertjährigen Ringens" der Griechen gegen die unumschränkte Seeherrschaft der Phönizier. „Von einer Beteiligung des phönizischen Sidon an diesem Kriege sind uns Andeutungen überliefert. Die Phönizier und die unter phönizischem Einflusse stehenden kleinasiatischen Völker räumten nach dem Sturze des heiligen Ilion das nordwestliche Kleinasien, die alten phönizischen Ansiedlungen im Schwarzen Meere waren, sobald die Griechen die Dardanellen besetzt hatten, vom Mutterlande abgeschnitten und der Vorstoß der Griechen nach Asien — und ins Schwarze Meer — begann."

Hiernach wäre also das große homerische Ringen um Troja weniger um die schönen Augen der Helena als vielmehr um die Sperre des Hellesponts, um die Handelsherrschaft im Schwarzen und Asow'schen Meere und — wie ja auch bisher schon allgemein angenommen wurde — um die Lebens- und Ansiedlungsmöglichkeit der Griechen an der Küste Kleinasiens entbrannt.

Der trojanische Krieg wäre als Rassekrieg der Arier gegen die älteste semitische Handels- und Seeherrschaft nur der Vorläufer der punischen Kriege. Wie diese um Sein oder Nichtsein der arisch-festländischen Vormacht im westlichen, so wäre jener der Daseinskampf der Griechen im östlichen Mittelmeere gewesen. Er mußte als solcher das Ansiedlungs- und Seeherrschaftsmonopol, welches die Phönizier wohl über ein Jahrtausend mit allen Mitteln der List und Gewalt ausübten, ebenso brechen, wie die Römer Karthago zerstören mußten, wenn sie weiterleben wollten.

Und genau auf demselben Standpunkte ist heute das deutsche Volk in seinem Daseinskampfe gegen Englands grundsätzliche Völkerverhetzung angelangt. Es muß Englands Macht endgültig brechen, um in Ruhe in seinem Kulturberufe wirken, ja um überhaupt weiterleben zu können. Wie es für die Römer nur Sieg mit endgültiger Vernichtung Karthagos oder aber eigenen Untergang gab, der im zweiten punischen Kriege nach der berühmten Vernichtungsschlacht von Cannae nahe genug hereindrohte, so kann es auch England gegenüber nur Sieg und Vernichtung oder den eigenen Untergang der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte geben, der ja auch von unseren

Gegnern im Weltkriege von allem Anfange an als ihr eigentlicher Kriegszweck ins Auge gefaßt war.

Wie aber Troja, Tyrus, Karthago und zuletzt noch deren unmittelbarer Erbe, Jerusalem, einmal zerstört, sich niemals mehr zu ihrer früheren Welt- und Geldbedeutung erheben konnten, — so und nicht anders wird und muß es auch England ergehen. Einmal entscheidend niedergerungen und dadurch von seinen Geldquellen, mit deren Hilfe es das ganze Kultur- und politische Leben des Festlandes seit Jahrhunderten vergiftet und verseucht, abgegraben, wird auch seine Macht, weiterhin Unheil in der Welt zu stiften, für immer dahin sein.

Der Völkerfluch, der ihm dann aus der Weltgeschichte ins wohlverdiente Grab seiner Weltmacht nachhallen wird, kann wieder nur der gleiche sein, wie der, welchen schon das hohe Altertum an den Namen ihrer Herrschaftsvorläufer heftete.

„Ränkeschmiedend" nennt schon Homer die Phönizier und punica fides — nulla fides sagte der Römer, ihre Treulosigkeit verurteilend, genau so, wie Albion in der ganzen neuzeitlichen Kulturwelt längst das „perfide" heißt und wie Friedrich der Große die Engländer, aus dem reichen Schatze seiner politischen Lebenserfahrungen schöpfend, als „misérables", Elende, gebrandmarkt hat.

Am verderblichsten wurde Englands Bundesfreundschaft immer für seine Bundesgenossen selbst. Rußland, sein eigentlicher, natürlicher Feind der Zukunft, und Frankreich, sein Feind einer gar nicht fernen Vergangenheit, spüren den stets höchst zweifelhaften Wert englischer Freundschaft schon jetzt in allen Gliedern, und das am meisten betörte Belgien ist an derselben bereits zugrunde gegangen. Darum ist auch der schon jetzt von alldeutscher Seite erhobene Warnungsruf vor künftigen Freundschaftsanerbietungen an Deutschland und Österreich keineswegs verfrüht.

Kommen werden solche Anerbietungen von Seiten Englands sicher, sobald es einmal zur Überzeugung gelangt, daß seine jetzigen Freunde, Rußland und Frankreich, die Kriegspartie auf dem Festlande endgültig verloren haben. Dann wird es sie selbstverständlich im Stiche lassen und sich beeilen, einen möglichst großen Teil von dem Strandgute ihres Schiffbruches für sich zu bergen. Endlich wird aber die Geschichte, die das Weltgericht ist — wenn vielleicht noch nicht im gegenwärtigen großen Völkerringen, so doch sicher in einem unausbleiblichen endgültigen Vernichtungskriege dasselbe Todesurteil über Englands Weltpolitik der grundsätzlichen Heuchelei und des Völkerverrates fällen, wie ein solches einst an dem prachtstrahlenden reichen Tyrus durch den großen Makedonier Alexander und an einem westlichen Ableger durch Roms Krieger vollzogen wurde.

Drei große und schwere Kriege mußte Rom in einem Zeitraume von zusammen 118 Jahren gegen Karthago führen, ehe sich dessen Schicksal erfüllte und der Ausgang des gewaltigen Ringens war insbesondere nach

den Vernichtungsschlägen, die Rom am Ticinus, an der Trebia, am Trasumenischen See und bei Cannae erlitt, ein für Rom durchaus zweifelhafter gewesen. So günstig wie eine Zeit lang für Karthago werden die Kriegslose für England gewiß niemals mehr fallen, das hat schon der bisherige Verlauf des Weltkrieges gezeigt. Darum kann und wird aber auch der Tag endgültiger Abrechnung für England keinesfalls mehr allzulange auf sich warten lassen.

Schon beginnt sich an ihm die Politik der Hinterlist bitter zu rächen, die es lange genug gegen ausnahmslos alle Festlandsmächte und zu seinem ausschließlichen Eigennutzen betätigt hat.

Mag immerhin der jetzige Weltkrieg vielleicht noch nicht die Urteilsvollstreckung des Weltgerichtes über England bringen, er ist doch schon in seinem bisherigen Verlaufe zweifellos der Anfang vom Ende der englischen Alleinherrschaft zur See.

Wo liegt der nicht an die Reichsbank abgelieferte deutsche Goldschatz?

Dipl.-Ing. Kaumann.

Seit dem Ausbruch des Krieges werden in allen Teilen Deutschlands die lebhaftesten Anstrengungen gemacht, das Gold aus dem Besitz des Einzelnen im Volke herauszuziehen und der Reichsbank zuzuführen, um es so für das Allgemeinwohl nutzbar zu machen. Nicht nur Einzelne, sondern auch Vereine, ja sogar die Schulen wetteifern darin, möglichst große Beträge zusammen zu bringen, um womöglich das letzte Goldstück aus privatem Besitz herauszuholen. Aber zählt man alle diese Beträge zusammen, auch jene Summen von hunderttausenden, die mit Staunen hin und wieder in den Tageszeitungen verzeichnet werden, so findet man, daß im Verhältnis zum Gesamtgoldschatz des deutschen Volkes ein ziemlich unbedeutender Prozentsatz herauskommt. Der deutsche Goldschatz beträgt nämlich im ganzen rund 5 Milliarden. Von dieser Summe waren zu Anfang des Krieges 1,7 Milliarden in den Kellern der Reichsbank bereits vorhanden, und im gegenwärtigen Augenblick ist dieser Bestand auf 2,3 Milliarden angewachsen. Nimmt man nun an, daß die von Deutschland an die befreundeten und verbündeten Völker gewährten Unterstützungen nur in unmittelbarem Kriegsmaterial, also hauptsächlich in Waffen und Munition bestehen — wie man es im Interesse des Reichswohls nicht anders annehmen soll — so ergibt sich als einfache Differenz gegenüber dem Anfang des Krieges eine Zunahme des Goldbestandes von nur 600 Millionen Mark, das sind nur 12 v. H. des Gesamtgoldschatzes, also ein auffallend geringer Prozentsatz. Zieht man nun weiter in Betracht, daß bei der neuen so gewaltigen zweiten Kriegsanleihe nur ganz geringe

Goldmengen den Kassen der Reichsbank zuflossen, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß das deutsche Volk keine größeren Goldbeträge mehr in Händen hat oder gar absichtlich zurückhält. Die kleinen Goldsammlungen werden ja nach wie vor ihren Fortgang nehmen und wohl nie ganz versiegen, aber als ausgeschlossen kann gelten, daß der Goldbestand der Reichsbank auf diese Weise höher hinaufkommt, als bis höchstens auf 2,5 Milliarden, womit dann die Hälfte des ganzen Nibelungenschatzes des deutschen Reiches geborgen wäre.

Es gilt nun die Frage zu entscheiden, wo sind die anderen 2,5 Milliarden? Denn daß sie irgendwo sein müssen, das ist wohl jedem klar! Die Frage beantwortet sich leicht, wenn man sich die ersten Augusttage des Jahres 1914 ins Gedächtnis zurückruft, in denen mit geradezu fabelhafter Geschwindigkeit die großen Goldmengen, d. h. das Gold des eigentlichen Geschäftsverkehrs, aus der Öffentlichkeit verschwanden. Wie oft konnte man damals harmlose Gemüter in die Worte ausbrechen hören: „Wo ist bloß das Gold so plötzlich geblieben?" und ebenso harmlose Gemüter haben wohl die überraschend schnelle Goldeinziehung auf die Tätigkeit der Staatskassen zurückgeführt, ohne dabei zu bedenken, daß der Hauptgeldverkehr des Tages sich in den zahlreichen Depositenkassen der Privatbanken abspielt. Hier kommen die größten Geldsummen zur Einzahlung, und hier war daher auch die Anhäufung des Goldes am leichtesten. Das Bedeutsame ist nun, daß dieser Goldbesitz von den Privatbanken aus anscheinend nicht weitergeflossen, sondern von diesen für eigene Zwecke einbehalten worden ist. Zwar haben auch die Privatbanken namhafte Goldbeträge an die Reichsbank abgeführt, aber diese Summen decken sich im günstigsten Fall mit den Tauschbeträgen, bei denen das Publikum sein Gold gegen Papier eintauschte mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieses Gold der Reichsbank zugeführt werden soll. Die gewaltigen Goldsummen des eigentlichen freien Tagesverkehrs sind aber wohl nie an die Kassen der Reichsbank abgeliefert worden, sondern befinden sich noch heute im Besitz der Privatbanken. Manchem mag es verwunderlich erscheinen, daß die Banken so viel unverzinsliches Bargeld sich hinlegen sollten, was doch zurzeit keinerlei nutzbringende Anlage zuläßt. Wer aber einen Blick auf den Krieg 1870—71 wirft und sich die Ereignisse nach demselben wieder voll vergegenwärtigt, dem wird sofort klar, daß der Besitz großer Goldmengen von ungeheurer Bedeutung ist. Damals bot sich nach dem Friedensschluß das widerliche Schauspiel dar, daß auf der einen Seite von der französischen Regierung die Milliarden langsam nach Deutschland hineinflossen, während gleichzeitig die Spekulationswut der Banken und der internationalen Geldleute dem französischen Gegner das Gold mit offenen Armen anbot und so zur Wiedererstarkung des eben erst auf die Knie gezwungenen Erbfeindes in hervorragender Weise beitrug. Das deutsche Volk war damals noch zu dumm, um sich recht darüber klar zu werden, wie verbrecherisch und hochverräterisch die Tätigkeit der deutschen

Banken war, und die Regierung, welche wohl damals erkannte, daß sie dagegen Einspruch erheben müßte, konnte nur ihre Ohnmacht gegenüber dieser Großmacht des Kapitals feststellen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse wesentlich verändert, und zwar für unser Vaterland in sehr ungünstigem Sinne. Anstelle der früheren Zwistigkeiten und Konkurrenzkämpfe der Banken ist ein solides Einvernehmen von verwandtschaftlicher Zärtlichkeit getreten; unter den Aufsichtsräten der heutigen Großbanken sehen wir fast überall die gleichen Gestalten, die gleichen Gesichter, die gleichen Namen, und zahlreiche Geldfürsten sitzen als Mitglieder in den Aufsichtsräten sämtlicher Großbanken gleichzeitig! Daher kommt es, daß die Verwaltung der einzelnen Großbanken, obwohl sie verschiedene Namen führen, doch nur in einem Geiste erfolgt. Von einem Geiste erfüllt ist auch die Unternehmungslust der Banken, die sich stets vereint den großen Unternehmungen zuwendet. Und einig sind sie schließlich auch alle, wenn es heißt, einem etwas verunglückten Gefährten wieder auf die Beine zu helfen, wobei sie gern die öffentliche Bewunderung für die mildtätige gegenseitige Hilfe mit einstecken, obwohl es ihnen nur auf den eigenen Nutzen ankam. Diese einzelnen Großbanken, die also 1870 noch tatsächlich jede für sich bestanden, sehen wir heute zu einem geschlossenen Block vereinigt, und zwar zu einem Block, der feindlich dasteht in unserer deutschen Mitte. Es ist ja schon viel über die internationale Interessenrichtung jener Leute geschrieben worden[1]), die an der Spitze dieses Bankblockes stehen, und das deutsche Volk weiß, daß es in vaterländischen Dingen nichts von ihnen zu erwarten hat; aber nicht genügend gewürdigt ist bisher die unmittelbare Gefahr, welche für das deutsche Reich durch die Großmacht des Kapitals besteht, sobald dieser gewaltigste Krieg der Gegenwart sein Ende erreicht hat: dem einzelnen Bürger war durch die Tageszeitungen immer und immer wieder zur vaterländischen Pflicht gemacht, selbst das wenige Gold, das er vielleicht noch in seiner Kasse liegen hatte, dem Staate zur Verfügung zu stellen, indem er es gegen Papier eintauschen sollte. Wohl keiner hat sich dieser billigen Forderung des Staates verschlossen, weil er eben dem Staate nutzen und nichs für sich davontragen wollte. Wie anders stehen die Großbanken vor uns! Sie sind tatsächlich in der Lage, durch die großen Goldmengen, die in ihrem Besitz sind, dem Vaterland in ganz hervorragender Weise zu nützen, sie tun es aber nicht, weil ihnen deutsche Interessen eben gleichgültig sind und sie nur die eine Forderung kennen, ihren eigenen Geldsack zu füllen. Wie sie das im Frieden getan haben, ist ja zur Genüge bekannt; da haben sie sich als Allerweltsfreunde bewiesen und ihre Gelder allen möglichen Völkern geliehen, ganz ohne Rücksicht darauf, ob Deutschlands Interessen dadurch gefährdet wurden oder nicht. Und so werden sie auch wieder versuchen, nach dem Kriege ihr Geschäftchen zu machen, um unseren

[1]) Vergl. auch den Aufsatz „Verstaatlichung des Bankwesens" im Märzheft 1915 der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift.

Feinden, die wir unter schweren Opfern an Gut und Blut mühevoll bezwungen haben, möglichst schnell wieder auf die Beine zu helfen. Kein Mensch wird sie daran hindern können, denn bei der heutigen Moral der unbedingten Freizügigkeit erfreuen sie sich sogar bei diesen wilden Spekulationen des Schutzes der deutschen Gesetze.

Bei der jetzigen Rechtslage besitzt die Regierung keinerlei Handhabe, die geschäftlichen Unternehmungen des Bankblockes in irgend einer Weise einzuschränken. Dem Bankblock steht also nach dem Kriege ein unendliches Feld für seine Spekulationswut offen, und er wird die jetzt von sämtlichen Großbanken zusammen einbehaltenen Goldsummen in rechter Weise zur Wirkung zu bringen wissen. Hierbei wird es, nebenbei bemerkt, für den Bankblock einen besonderen Rückhalt bieten, daß er über rund 20 Milliarden Depositengelder deutscher Bürger verfügt. In allen Fällen aber, wo die Regierung etwa eine den Banken entgegengesetzte Wirtschaftspolitik treiben wollte, wäre sie völlig machtlos, denn, wollte sie versuchen, in Wettbewerb mit dieser internationalen Geldmacht zu treten, so würde sie natürlich unter den heutigen Verhältnissen glattweg den kürzeren ziehen. Das deutsche Volk will aber, daß sich die Zustände von 1870 nicht wiederholen, und es will dafür Sicherheiten haben, daß das Nationalvermögen in deutschem Sinne zum Wohle der ganzen Nation verwaltet wird.

Diese Sicherheiten, die das deutsche Volk heute von seiner Regierung fordert, können nicht im Handumdrehen gestellt werden, aber das eine ist gewiß, daß man mit der Anbahnung neuer Verhältnisse auf finanziellem Gebiet nicht bis nach dem Kriege warten darf, denn dann hat der Gegner bereits sein Schiffchen aufs Trockene gezogen: jetzt während des Krieges, wo ganz Deutschland den Befehlen seiner militärischen Machthaber folgt, zu denen es ein ebenso grenzenloses, wie wohlverdientes Vertrauen hat, ist allein die Möglichkeit vorhanden, den Gegner auf die Kniee zu zwingen. Eine einfache militärische Verordnung genügt, die unter Androhung von Strafe die Herausgabe des Goldes zu einer Zwangsmaßregel macht. Damit ist dem Gegner ein Hauptkampfmittel entzogen; aber er bleibt trotzdem in der Lage, den Feinden Deutschlands seinen Kredit zu gewähren, was doch in erster Linie verhindert werden soll. Um auch dies zu verhüten, gibt es nur einen, aber dafür um so sichereren Weg; das Reich muß in energische Konkurrenz mit den Privatbanken treten dadurch, daß die einzelnen Bundesstaaten für sich Staatsbanken gründen, denen es ein Leichtes ist, die Depositen- und Spareinlagen ihrer deutsch gesinnten Bürger nach sich zu ziehen und so einen Hauptquell des privaten Bankwesens zum Versiegen zu bringen. Eine eingehende Erörterung über diese notwendige Verstaatlichung des Bankwesens möge man im Märzheft 1915 der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift nachlesen. Die Hauptsache aber bleibt, daß die ersten Schritte dieser gewaltigen Umwälzung während des Krieges vorgenommen werden. Nicht umsonst haben wir ein leuchtendes Beispiel in der neu eingesetzten

Verwaltung Belgiens, die uns den Segen einer deutschen Militärdiktatur klar vor Augen führt. Mögen daher die leitenden Kreise die Bedeutung eines Vorgehens gegen den Bankblock während des Krieges im ganzen Umfange erkennen und vor allem die Gefahr nicht unterschätzen, die in einer Verzögerung dieser für das deutsche Volk so wichtigen Lebensfrage liegt. Auf keinen Fall darf man an ein Hinausschieben bis nach dem Kriege denken, weil dann zu der oben erwähnten Machtlosigkeit des Staates auch der besondere Nachteil hinzutritt, daß die Reformen auf finanzpolitischem Gebiet dem Eigennutz der Parteien unterbreitet werden müssen, wobei dann der größte Gewinn für das deutsche Volk natürlich verloren geht; denn man bilde sich garnicht ein, daß die Herren Volksvertreter durch den Krieg etwa zu einer anderen Erkenntnis staatlicher Notwendigkeiten gelangt sind, sondern es wird bei den meisten dieser Herren geraume Zeit dauern, bis ein Teil des Geistes unserer heimkehrenden Truppen auf sie übergegangen sein wird. Für sie haben die Lehren aus diesem gewaltigen Völkerringen vorläufig keine andere Bedeutung, als die Fliegen ihres Nachmittagsschläfchens, die lustig auf Stirn und Nase herumkrabbeln und den süßen Schlummer immer wieder stören, aber sich doch nicht verscheuchen lassen, ehe nicht dem unruhigen Halbschlummer ein vollständiges Erwachen folgt. Aber wie lange mag der Halbschlaf wohl noch dauern?

Die germanisch-hellenische Völkerwanderung.

Dr. Th. Arldt.

Wenn von Völkerwanderung die Rede ist, so denken die Meisten an die Stürme, die das weströmische Reich hinwegfegten und Germanenstämme auf seinem Boden ansiedelten, an die asiatischen Horden von Hunnen, Awaren, Kumanen, Magyaren, die verheerend bis Mitteleuropa vorfluteten, um dann wieder zurückzuebben und spurlos in anderen Völkern unterzutauchen oder auch der europäischen Kultur sich anpaßten, wie am vollkommensten die Ungarn. Doch wenn dies auch die bekannteste Völkerwanderung ist, die am hellsten im Lichte der Geschichte steht und auch von der Heldensage der Deutschen und Skandinavier am reichsten poetisch verherrlicht wurde, so können wir sie doch nicht die Völkerwanderung schlechtweg nennen. Es ist nicht ein ganz einzigartiges Ereignis in der Menschheitsgeschichte oder auch nur in der Geschichte der europäischen Völker, was da vor unserem Auge vorüberzieht, es ist nur eine Erscheinung unter vielen gleichen, die ihr vielleicht an Großartigkeit nicht nachstehen.

Von den großartigen Wanderungen von Völkern, deren Schauplatz Asien, Afrika, Amerika gewesen sein müssen, wollen wir dabei noch gar nicht sprechen. Von ihnen wissen wir eben noch gar zu wenig, um uns auch nur einigermaßen über die Ursprungsgebiete und die Ausbreitungs-

straßen der einzelnen Wanderphasen ein ungefähres Bild machen zu können. Wir denken hier nur an die Wanderungen, die zur Herausbildung der Völkergruppe geführt haben, die wir als Indogermanen zu bezeichnen pflegen. Bekanntlich ist dieser Begriff im wesentlichen ein philologischer. Die Indogermanen eint eine Sprachengemeinschaft, während sie ihrer Körperentwicklung nach durchaus nicht einheitlich sind. Wir finden unter ihnen Langköpfe und Rundköpfe, Hochgewachsene und Kleinwüchsige, Blonde und Dunkelfarbige. Ihrer Abstammung nach ist also die Hauptmasse dessen, was wir Indogermanen nennen, sicher nicht aus einem Stamme entsprossen. Sie gehört vielmehr einer ganzen Anzahl verschiedener Rassen an, von denen z. B. Deniker allein in Europa eine nördliche, eine östliche, eine alpine, eine adriatische, eine iberische und eine atlantische unterschieden hat. Selbstverständlich muß neben diesen einander fremdartigen Elementen auch ein einigendes Element da sein, ein Volksbestandteil, der von irgend einem Punkte ausgegangen, zu den verschiedenen Völkern von Spanien bis Indien gelangt ist und ihnen die gemeinsame Sprache und gemeinsame Gesittung gebracht hat. Dieser Bestandteil ist der eigentlich indogermanische, den wir aber ebenso gut als germanischen bezeichnen können, denn wir erkennen immer mehr, daß keine andere als die nordische oder germanische Rasse es ist, die durch ihre Tochtervölker die mannigfachen Rassen zu der großen Einheit der Indogermanen zusammengeschweißt hat.

Über die Heimat der Indogermanen ist ja schon viel geschrieben und gestritten worden. Suchte man sie früher ausschließlich in Asien, aus welchem Erdteil ja überhaupt alles Gute und Hervorragende herstammen mußte, so kann man jetzt die Streitfrage als dahin entschieden ansehen, daß die Indogermanen zum mindesten die ihnen eigentümliche Bildung in Europa ausgebildet haben müssen. Zunächst dachte man an Osteuropa, besonders an die südrussischen Steppen, wofür in neuerer Zeit besonders Schrader eingetreten ist, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Gegend in der Verbreitungsgeschichte der Indogermanen eine hervorragende Rolle gespielt hat. Immerhin möchten wir doch die pontischen Steppen noch nicht als die primären Wohngebiete der Indogermanen ansehen. Sie waren auch hier erst eingewandert. Als ihr eigentliches Entwicklungszentrum möchten wir das Ostseegebiet ansehen und zwar in weitem Umfange. Eine Festlegung auf ein bestimmtes enges Gebiet, wie auf Skandinavien (Penka) oder noch nördlichere Länder (Wilser) oder auf Deutschland erscheint uns noch verfrüht. Für eine solche nordische Heimat sprechen ganz besonders die Körpereigentümlichkeiten der Germanen, die uns auch bei den führenden Geschlechtern der anderen Indogermanenzweige begegnen. Körpergröße und Langschädeligkeit finden wir ja auch bei anderen Rassen, aber das blonde Haar und blaue Augen sind fast ganz auf die Germanen und auf nachweislich mit Germanen durchsetzte Völker beschränkt. Das ist schon eine einfache Folge davon, daß diese Eigenschaften im Sinne der Mendel-

schen Vererbungsregel rezessive sind. Bei Kreuzungen dunkler und blonder Elemente wird demnach die erste Generation ganz dunkel sein und auch in den folgenden Generationen wird man nur vereinzelte Rückschläge auf die helle Farbe finden. Umgekehrt weist ja wieder das Vorhandensein vorwiegend blonder Kinder in einer Ehe zwischen blonden und dunkeln Eltern darauf hin, daß das dunkle Element nicht reinrassig dunkel, sondern stark mit blondem Erbgut bedacht ist. Diese Blondheit konnte sich nun unmöglich in einem sonnigen Klima, wie in den Steppen Südrußlands, entwickeln. Den dortigen Verhältnissen ist unbedingt ein dunkler Typus besser angepaßt. Der blonde Typus konnte nur in einer Gegend mit gedämpfter Sonnenstrahlung, mit vorwiegend bedecktem Himmel entstehen, und eine solche Gegend ist zweifellos das Baltikum noch heute und war es erst recht zu den Zeiten der Entwicklung der germanischen Rasse, nach dem Abflauen der letzten, der Würm-Eiszeit, in der zeitweise ein kaltes Meer von der Nordsee über Südschweden und Finnischen Meerbusen nach dem Weißen Meere führte. Und die niedere Temperatur, die hier in der Nachbarschaft der nordischen Eismassen herrschte, und die ungünstigen Lebensbedingungen, die das karge Land unter diesen Verhältnissen den hier wohnenden Menschen bot, mußte eine harte und kräftige Rasse heranwachsen lassen, so recht geeignet, alle Widerwärtigkeiten zu überwinden, die überhaupt für Menschenkraft überwindbar sind. Hier mußte ein Geschlecht entstehen, kampfgestählt im Ringen mit einer spröden Natur, kampffreudig im Bewußtsein, dieser feindlichen Natur doch ein erträgliches Leben abtrotzen zu können, ein Geschlecht mit einem gewaltigen Ausdehnungsbestreben, wie es überhaupt den Bewohnern kühler Klimate eigen ist, weit überlegen allen Nachbarvölkern im weiten Umkreise.

Das zeigt uns auch die Geschichte. Bei allen den Völkern, die südlich der nordischen Rasse wohnten, also besonders bei den Völkern des Mittelmeergebietes und Vorderasiens, sehen wir überall, oft in wiederholten gewaltigen Wellen, nordische Stämme eindringen. Und immer wieder werden sie in gleicher Weise beschrieben, als mächtigen Wuchses, als blond und blauäugig. Wir erkennen also in diesen Einwanderern deutlich Angehörige germanischen Stammes und es darf uns nicht irre machen, wenn diese Völker andere Namen tragen. Auch die Urslawen und die Urkelten gehörten z. B. von Hause aus der nordischen Rasse an, waren also in unserem Sinne Germanen. Aber diese Urkelten und Urslawen dürfen wir nicht mit den heutigen Kelten und Slawen verwechseln. Genau so wie in der großen deutschen Völkerwanderung, die mit dem heroischen Cimbernzuge in den Kreis der Geschichte eintritt, die siegreichen Stämme in den südlichen Ländern nicht die alte Bevölkerung ausrotteten oder aus dem Lande drängten, sondern sich zwischen ihnen ansiedelten, als Schwertadel, der den Schutz der Unterworfenen mitübernahm, so ist es offenbar auch bei diesen anderen Wanderungen gewesen. Die germanischen Urkelten ließen

sich im ersten Jahrtausend v. Chr. unter den kleinwüchsigen und rundköpfigen Vertretern der alpinen Rasse in Frankreich nieder und verschmolzen nach und nach mit ihr zum Volke der Gallier, ebenso wie im Osten die Urslawen mit den rundköpfigen Vertretern der östlichen Rasse, mit finnischen, türkischen und mongolischen Elementen. Im Mischvolke spielte das germanische Element lange Zeit eine hervorragende Rolle, denken wir da z. B. an die gewaltige Expansionskraft der keltischen Gallier nach Britannien und Irland, nach Spanien, nach Italien, nach der Balkanhalbinsel und selbst nach Kleinasien hin. Aber bei ihnen wie bei allen andern durch Wanderungen der Germanen beeinflußten Völkern erfüllte sich das gleiche tragische Schicksal. Der germanische Schwertadel rieb sich in den fortwährenden Kriegen, neben denen nur zu oft noch innere Reibungen nebenhergingen, mehr und mehr auf und im Laufe oft weniger Jahrhunderte oder auch eines Jahrtausends und mehr war das germanische Element so gut wie verschwunden. Die Grundrasse tauchte wieder hervor, die alpine von Frankreich bis zu den Ostalpen, die adriatisch-dinarische auf der Balkanhalbinsel und vielleicht auch in Kleinasien und dem weiteren Vorderasien, die iberische in Südwesteuropa. Und mit diesem Verschwinden der germanischen Elemente geht ein Absinken der Bedeutung des Volkes parallel. Das sehen wir an Frankreich, dessen germanischen Elemente besonders durch die Wirren der Hugenottenzeit und schließlich durch die große Revolution gelichtet wurden, an Spanien, wo die Inquisition das gleiche verhängnisvolle Werk verrichtete, an Hellas und Rom, deren Glanzzeiten auf Zeiten nordischer Einwanderungen folgten, und an zahlreichen anderen Beispielen.

Gerade die Geschichte Griechenlands ist so recht bezeichnend. Wie glanzvoll war die Entwicklung des Volkes in der Zeit der Perserkriege und unmittelbar nachher, und wenige Jahrhunderte später liegt dieses glänzende, hochbegabte Volk schmählich am Boden. Den großzügigen, stolzen Hellenen der Zeiten eines Themistokles und eines Perikles folgte das erbärmliche Geschlecht der byzantinischen Griechen. Konnte dieses Volk, das in vieler Beziehung einzigartige Größe zeigte, so furchtbar heruntersinken? Das ist ein unlösbares Rätsel, wenn wir annehmen, daß diese byzantinischen Kriecher die direkten Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis waren. Dieses Rätsel lichtet sich, wenn wir unserer Annahme folgen. Die Hauptmasse der Bevölkerung Griechenlands war, soweit wir die Geschichte zurückverfolgen können, die gleiche, sie gehörte der obengenannten Balkanrasse an. Aber über sie weg ergoß sich am Anfange der geschichtlichen Überlieferung ein Strom germanischer Stämme, der als Herrscher und Adel sich im Lande festsetzte und das Land zu seiner unerhörten Blüte und Machtstellung führte. Aber in den fortwährenden Kämpfen der einzelnen Clane und Kantone und ganz besonders in dem unseligen Peloponnesischen Kriege zerfleischte sich dieses stolze Herrenvolk und die minderwertigen Elemente der Urbevölkerung treten mehr und mehr in den

Vordergrund. Und was diesen Bruderstreitigkeiten entronnen, daß verschlang das allzugewaltige Abenteuer Alexanders des Großen, dem das griechische Volk auch trotz der Verstärkung durch die stammverwandten Makedonier nicht gewachsen war. Die erbärmliche Griechenbevölkerung der römischen Kaiserzeit bildeten also nicht die Nachkommen der führenden Geister des alten Hellas, sondern die Söhne der stumpfen Masse, die ohne solche Führer die stolze Höhe der Vorzeit nicht behaupten konnte. Nur Zufluß neuen, germanischen Blutes konnte das Volk auf neue Höhe führen, doch zu Griechenlands Verhängnis führte die deutsche Völkerwanderung nur zu einer Verwüstung des Landes, aber nicht zu einer Ansiedlung deutscher Stämme, die in Italien, Frankreich, Spanien, England die Grundlage der späteren Macht und Kulturentfaltung dieser Länder wurde.

Daß die Vorfahren der Hellenen von Norden her in Griechenland einwanderten, wird jetzt allgemein angenommen. Daß es Germanen waren, können wir aus den Schilderungen der alten Sagenhelden schließen, in deren Schicksalen das Volk die Schicksale der Wanderzeit ebenso poetisch gestaltet hat wie später in der deutschen Heldensage. Halten wir uns nur an die ältesten Berichte, an die Schilderungen Homers, der bekanntlich ein vorzüglicher Beobachter war, wie die prächtigen Naturschilderungen in vielen seiner Gleichnisse beweisen, so benennt er eine ganze Reihe von Helden der Griechen als blond. Blond nennt er häufig den König Menelaos von Lakonien (Ilias III, 284; Odyss. XV, 133 u. ö.), ferner den Helden Meleagros von Ätolien (Ilias II, 642), den Helden der Kalydonischen Jagd, den listenreichen Helden Odysseus von Ithaka, (Odyss. XIII, 399, 431), den sonnigen Helden Achilleus aus Südthessalien (Ilias I, 197; XXIII, 141), ferner den weisen Rhadamanthys von Kreta (Odyss. IV, 564; VII, 323), also Helden aus den verschiedensten Gegenden von Griechenland, so daß also der blonde Typus damals in Griechenland weit verbreitet gewesen sein muß. Blond ist auch Agamede, die Tochter des Königs Augeias von Elis (Ilias XI, 740). Als blond bezeichnet Homer auch Demeter (Ilias V, 500), die Göttin des hochentwickelten Ackerbaus und auch die zweite, für die griechische Kultur so ganz besonders bezeichnende Göttin, Pallas Athene, zeigt germanischen Typus, wenn Homer sie immer wieder als *γλαυκῶπις*: die Helläugige bezeichnet. Auch der Trojaner Xanthos von Abydos (Ilias V, 152), vermutlich ein Thraker, ist hier vielleicht anzuführen, da dieser Name eben: der Gelbe, der Blonde bedeutet.

Mit dieser germanischen Völkerwelle, die die Stammväter der Hellenen nach Griechenland führte, aber nicht etwa die Stammväter der byzantinischen und mittelalterlichen Griechen, wollen wir uns nun im folgenden etwas näher befassen und werden sehen, daß sie ein durchaus gleichwertiges Glied in der Reihe der großen germanischen Wellen ist, deren letzte die normannische Völkerwoge (etwa von 700—1100 n. Chr.) ist. Zwischen beiden liegen die keltische (ca. 900—200 v. Chr.) und die bekannte deutsche

Völkerwanderung (120 v. Chr. bis 600 n. Chr.), während weit früher die arische Wanderung nach Indien stattfand (ca. 4000 v. Chr.).

Die geschichtlichen Daten über die hellenische Wanderung sind ziemlich spärlich. Nur ihre letzte Phase liegt in etwas hellerem Lichte, die dorische Wanderung zwischen 1100 und 1000 v. Chr., die kräftige nordische Stämme aus dem südlichen Makedonien nach dem Peloponnes führte. Aber sie fanden hier schon echte Hellenen vor, die vor ihnen nach der ägäischen Inselwelt und nach der kleinasiatischen Küste auswichen, wo sie die sogenannten aeolischen, ionischen, aber auch die dorischen Kolonien begründeten. Dieser dorischen Wanderung müssen also andere Einwanderungen noch vorhergegangen sein. Sonst ist noch von einer böotischen Wanderung die Rede. Hiernach sind die Böotier, angeblich um 1124 v. Chr., von Thessalien nach Böotien eingewandert und haben sich hier als Herren unter den Kadmeern angesiedelt. Sie wurden ihrerseits von den Thessaliern gedrängt, auf die wieder von Norden her die Illyrier drückten. Von den Wanderzügen, die die Träger der mykenäischen Kultur von Mykenä, Argos, Tiryns, Orchomenos und andern Orten ins Land führten, sagt die Geschichte nichts weiter aus, als daß sie im zweiten Jahrhundert v. Chr. stattgefunden haben dürfte.

Nun finden wir aber außerhalb Griechenlands noch einige Hinweise auf die Geschichte dieser Wanderungen. Während der Regierungszeit der 19. Dynastie in Ägypten treten eine ganze Anzahl nordischer Völker in den Gesichtskreis des alten Kulturvolkes. Unter den Söldnern des großen Ramses II. spielen die Sarden eine große Rolle. Dagegen erscheinen im Heere der ihm feindlichen Hethiter die Luk (Lykier), Darden (Dardaner), Mosu (Mysier), Javan (Jonier), Pidasa (Pisidier) und Karkasch (Kolchier), fast lauter kleinasiatische Völker, unter denen uns hier die Javan besonders interessieren, die uns unter dem gleichen Namen auch in der Völkertafel der Genesis (1. Mos. 10, 2, 4) vorkommen. Wir sehen hieraus, daß die Jonier zur Zeit der Hethiterkriege schon am Ägäischen Meere gelebt haben müssen, so daß sie mit den Hethitern als Seevolk in Berührung kommen konnten. Da die Schlacht bei Kadesch, in der diese Völker auftreten, nach gewöhnlicher Rechnung 1343 v. Chr. stattfand, so kann das Erscheinen der Jonier auf griechischem Boden kaum nach dem Jahre 1400 v. Chr. stattgefunden haben. Nun könnte man ja meinen, daß diese Jonier der nichthellenischen Urbevölkerung von Griechenland angehört hätten, aber es würde allen sonstigen Beobachtungen widersprechen, wollten wir annehmen, daß hier der siegreich eindringende Hellenenstamm den Namen der besiegten Gegner angenommen hätte. Da die Jonier um das Jahr 1000 zweifellos als Indogermanen anzusehen sind, werden wir auch die „Javan" als solche betrachten müssen. Unter den andern genannten Völkern sind nun jedenfalls die Luk, die Darden (aus der Gegend der Dardanellen) und die Mosu auch als Indogermanen anzusehen, d. h. als Stämme ursprünglich alarodisch-

hethitischer (= adriatischer?) Rasse mit germanischem Kriegeradel. Weniger sicher ist dies bei den Pidasa und die Karkasch waren wohl reine Alarodier. Wir sehen hieraus, daß um diese Zeit die germanische Welle nicht bloß den Westen der Balkanhalbinsel betroffen haben kann, sondern auch über den Osten, über Thrakien und Kleinasien hinüber gespült haben muß. Thraker, Myser, Thyner, Phryger müssen auch schon vor 1400 nach Kleinasien gelangt sein. Bei den Luk erscheint es zweifelhaft, ob hier die Lyker vom Süden Kleinasiens gemeint sind oder die von Homer erwähnten Bewohner einer Landschaft in Troas (Ilias V, 173). Daß sie neben den Dardanern und Mysiern genannt werden, spricht entschieden für das letztere und wir sind zu der Annahme geneigt, daß die Einwanderung dieses thrako-phrygischen Stammes in den später nach ihm genannten Süden Kleinasiens erst später erfolgt ist, vielleicht in Zusammenhang mit dem unten noch zu erwähnenden gewaltigen Heereszug.

Unter Ramses Sohn Merenptah fielen die Nordvölker im Jahre 1277 v. Chr. zusammen mit den Libyern in das westliche Nildelta ein, über See kommend. Unter diesen Völkern finden wir wieder die Luku (Lykier), daneben aber auch die Akaivasch, die man allgemein mit den Achaiern identifiziert. Daß jetzt dieser Stamm an Stelle der Javan genannt wird, ist vielleicht dahin zu deuten, daß er diese in der Vorherrschaft über das östliche Griechenland abgelöst hatte und das weist wieder darauf hin, daß die Achaier ein etwas später als die Jonier nach Griechenland vorgedrungener germanischer Stamm waren. Von anderen Völkern werden noch erwähnt die Scharden (Sardinier), die Schukrusch (Sikuler) und die Tursch (Tyrrhener), alle drei Nichtindogermanen und Vertreter der westeuropäischen, iberischen Rasse; die offenbar auch mit in den Strudel der hellenisch-germanischen Völkerwanderung hineingezogen worden waren. Am ehesten kann man wohl daran denken, daß wie gegen die Balkanhalbinsel so auch gegen Italien germanische Stämme vorstießen und hier auf die alten Bewohner einen Druck ausübten. Tatsächlich müssen ja die indogermanischen Stammväter der Italiker schon lange vor dem Jahre 1000, vor den ersten griechischen Kolonisten nach Italien gelangt sein. Daß tatsächlich auf die iberische Urbevölkerung Italiens ein starker Druck ausgeübt wurde, geht einmal aus dem Landsuchen der Tursch hervor, wie es uns in der ägyptischen Geschichte entgegentritt. Dafür spricht aber auch der Umstand, daß auch aus Kleinasien Tyrrhener als ansässig angegeben werden, nämlich in der Landschaft von Lariſſa in Airlien bei Kyme, deren Bewohner allerdings Homer als Pelasger bezeichnet (Ilias II, 841; XVII, 301). Die von Homer für diese Stadt angegebenen Fürsten würden, die Generation zu 30 Jahren gerechnet, etwa bis zum Jahre 1270 zurückreichen, also gerade bis zu dem Zeitpunkt des Tyrrhenervorstoßes gegen Ägypten. Auch für die Inseln Samothrake, Imbros, Lemnos, Thasos und Lesbos wird tyrrhenische Bevölkerung angegeben. Diese Vergesell-

schaftung der Tyrrhener mit den Hellenen auf der Heerfahrt gegen Ägypten, die sich später wiederholt, wirft ein nicht uninteressantes Licht auf die Bemerkung der Mosaischen Völkertafel, in der unter den Kindern von Javan ein Tharsis genannt wird. Hier ist die Identifikation von Tharsis mit Tursch wohl kaum zu bezweifeln. Die Chittiter, die daran angeschlossen werden, sieht man als Bewohner von Kittim (Kypern) an, die Dodaniter und Elisa waren wohl auch Inselvölker, deren Zugehörigkeit aber noch ganz unsicher ist.

Um 1232 v. Chr. treten dann die Nordvölker zum dritten Male auf. Waren 100 Jahre vorher die indogermanischen Stämme Kleinasiens im Bunde mit den Hethitern, so treten sie ihnen jetzt feindlich entgegen. Wahrscheinlich war inzwischen ein starker Nachschub von Norden erfolgt, der den Stämmen ein entschiedeneres Auftreten gestattete. Man könnte da an einen Vergleich mit den Westgoten denken, die auch erst lange im Dienste des römischen Staates feindliche Stämme, selbst andere Germanenvölker wie die Vandalen und Sueben in Spanien bekämpften, bis sie schließlich ein selbständiges Reich begründeten. Ein gewaltiger Heereszug wälzte sich jetzt von Kleinasien nach Süden. Auf Ochsenkarren führten die Völker Weiber und Kinder mit sich, ganz wie in der germanischen Völkerwanderung. Ein Teil des Heereszuges fuhr auch auf Schiffen an der phönizischen Küste entlang. Unter den Seefahrern erscheinen wieder die Tursch, die bei dem Landheere fehlen. In beiden sind die Schukrusch (Sikuler) vertreten. Neben ihnen erscheinen die Danan, die man nur mit den Danaern identifizieren kann, mit welchem Namen Homer zunächst die Argiver und im weiteren Sinne alle Hellenen bezeichnet (Ilias I, 42, 56; Odyss. XI, 559 u. ö.). Sie entsprechen vollkommen den Akaivasch des Merenptah. Die Pulsat sind die Philister, die nach der hebräischen Überlieferung von Kreta herstammten (1. Mos. 10, 14). Sonst werden noch Zakkal und Waschasch erwähnt, über deren Herkunft nichts zu ermitteln ist. Von diesen Stämmen sind die Tursch und Schukrusch, wie schon erwähnt, iberischen Ursprungs, die Danan Indogermanen und auch die Pulsat müssen wir als solche betrachten, da Kreta um diese Zeit (vergl. Rhademanthys) schon von den germanischen Stämmen muß erreicht worden sein. In unwiderstehlichem Ansturme schlugen die Völker das ganze mächtige Hethiterreich in Trümmer, das selbst der große Ramses nicht hatte niederzwingen können. Ganz Syrien und Palästina, das Land der Hethiter und Amoriter, wurde von den Heerscharen überschwemmt und diese bedrohten sogar Ägypten. Doch gelang es Ramses III., den Ansturm zurückzuschlagen. Doch bestand sein Erfolg in der Hauptsache nur darin, daß die Scharen nicht nach Ägypten kamen. Einen vollständigen Sieg hat er kaum errungen, denn ein Teil der Scharen setzte sich trotzdem im südlichen Palästina fest, die Pulsat, die dann als Philister über 200 Jahre lang Palästina durch ihre Militärmacht beherrschten. Auch die Zakkal müssen sich festgesetzt

haben, wahrscheinlich bei Dor, in dem man die in einer assyrischen Inschrift erwähnte Stadt Zakkalu sieht. Endlich sind auch noch Kreter in der Bevölkerung des Küstenstrichs anzunehmen, da sie neben den Philistern in Davids Leibwache der „Kreti und Plethi" erwähnt werden (1. Sam. 30, 14). In diesen Stämmen müssen wir die am weitesten nach Süden gedrungenen Teile der hellenischen Germanenflut sehen, die allerdings bald semitisiert wurden, ebenso wie die alarodischen Amoriter, die Urbevölkerung Palästinas.

Diese geschichtlichen Tatsachen zeigen uns also, daß mindestens in den Jahren zwischen 1400 und 1200 v. Chr. eine lebhafte Völkerbewegung von Italien bis Syrien stattfand, die auf die Einwanderung kriegerischer Stämme von Norden her hinweist, also auf eine Völkerwanderung ähnlich der späteren keltischen und deutschen. Selbstverständlich kann es da auch im Norden, im Donaulande, in der Ukraine und dem Ostseegebiet nicht an Völkerverschiebungen gefehlt haben, nur wissen wir leider darüber absolut nichts. Dagegen steht im Süden noch ein Weg offen, der uns einige Ausblicke auf die Vorgänge dieser hellenisch-germanischen Wanderung gibt, von der wir als sicher annehmen können, daß sie ebenso wie spätere Wanderungen in mehreren Phasen verlaufen ist. Hier kann uns die griechische Sage wertvolle Fingerzeige liefern. Nun ist freilich die Sage aller Völker aus recht verschiedenartigen Elementen zusammengewachsen. Mit unzweifelhaft historischen Erinnerungen werden mythische Elemente oft unentwirrbar durcheinander geflochten. Das zeigt ja recht deutlich die deutsche Heldensage. Auch werden die historischen Ereignisse oft chronologisch ganz umgestürzt (vergl. das Verhältnis von Ermanarich bez. Etzel zu Dietrich von Bern). Aber gewisse Anhalte bietet die Sage doch und gerade die griechische, in der das mythische Element viel mehr zurücktritt, als bei den Germanen in engerem Sinne. Auch sind die zyklischen Vereinigungen der Einzelsagen zu einem großen Teil schon sehr früh vorgenommen worden, zu einer Zeit, in der die Erinnerung an die Wanderzeit noch recht lebendig war. Dies gilt besonders von dem, was wir bei Homer dargestellt finden. Auch was Homer über die einzelnen Völkerstämme sagt, gibt vielfach Anhaltspunkte. So ist es denn möglich, eine Art Chronologie der griechischen Heldensage festzustellen, eine Aufstellung von Stammbäumen und Reihen sagenhafter Herrscher aus über 100 Einzelstaaten und Städten. Die von der Sage angedeuteten verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Herrscher, ebenso wie allgemeinere Sagen, wie die von Herakles, die Argonautensage, die Sage von der Kalydonischen Jagd und vom Trojanischen Krieg gestatten dann eine weitgehende Parallelisierung und wenn auch im einzelnen sich kleine Schwierigkeiten und Unstimmigkeiten ergeben, so stimmen doch die Resultate überraschend gut zueinander, viel besser, als man es bei dem auf so verschiedenartigen Quellen beruhenden Materiale vermuten sollte. Gerade deshalb scheint uns diese Art der Ausdeutung der griechischen Heldensagen Beachtung zu verdienen.

Selbstverständlich können wir hier nicht die Parallelisierung der einzelnen Herrscherlinien im Einzelnen ausführen und die gesamten Verwandtschaftsbeziehungen mit den daraus sich ergebenden Deutungen besprechen. Umfaßt doch ein Stammbaum der griechischen mythologischen Gestalten weit über 1000 Namen. Nur auf die für unseren Zweck wichtigsten Beziehungen kann hier eingegangen werden. Da verdienen zunächst besondere Beachtung die hauptsächlichsten Herrscherfamilien der griechischen Heroenzeit. Diese zeigen nämlich zu einem großen Teile eine ganz ausgeprägte Beziehung zu den einzelnen Stämmen Griechenlands.

Die hellenische Hauptfamilie, die nach der Größe und Bedeutung der von ihr beherrschten Staaten alle anderen Familien der Heroenzeit bei weitem überragt, wird von der Sage an den Titanen Japetos angeschlossen. Schon dessen Name ist bemerkenswert, zeigt er doch auffällige Übereinstimmung mit dem biblischen Japheth, als dessen Geschlecht die den Hebräern bekannten indogermanischen bezw. indogermanisierten alarodischen und iberischen Völker bezeichnet werden, wie die Gomer (Kimmerier, Skythen), Thogarma (Armenier), Madai (Meder), Javan (Jonier), Tharsis (Tyrrhener), Thubal (Tibarener), Mesech (Moscher), Thiras (Thraker) u. a. (1. Mos. 10, 2—5). Wir haben hiernach Japetos wohl kaum als mythisches Element zu betrachten, ebensowenig freilich als historische Persönlichkeit. Wir sehen aber in ihm die Personifikation der germanisch-hellenischen Völkerwelle. Auch die ihm unmittelbar nachfolgenden Geschlechter der Japetiden können nur diese Bedeutung haben; so sehen wir, wenn als Sohn der Deukalionstochter Thyia Makedo bezeichnet wird, darin einen Hinweis auf die Sonderstellung, die die Makedonier als offenbar zuletzt eingewanderter Stamm gegenüber den übrigen Hellenen einnahmen. Diese werden durch ihren Bruder Hellen repräsentiert, den Herrscher von Thessalien, welches Land durch die von Norden kommenden Scharen zuerst besiedelt werden mußte. Von dessen drei Söhnen ist Doros selbstverständlich der Repräsentant der Dorer, die als letzter Stamm in das eigentliche Griechenland eindrangen. Den zweiten, Xuthos, hat die Sage mit Attika in Verbindung gebracht und zum Repräsentanten der Jonier und Achaier gemacht, indem sie als seine Söhne mit der Kreusa von Athen Jon und Achaios nennt, von denen dann der erste Herrscher von Aigialeia wird, dem nördlichen von Joniern bewohnten Teile des Peloponnes, den man später Achaia nannte. Vielleicht ist hieraus die Zusammenstellung von Jon und Achaios als Söhne eines Vaters zu erklären. Wahrscheinlicher noch erscheint es, in Xuthos einen Repräsentanten der jüngeren aiolischen Einwanderung zu sehen, von der ein Clan mit den schon früher eingewanderten Joniern verschmolz, während andere sich unvermischt erhielten. Der Hauptvertreter der aiolischen Welle ist aber Aiolos, der dritte Sohn Hellens, der als nächster Herrscher von Thessalien genannt wird. Von nun an hören die eponymischen Heroen auf und es tritt die Spaltung des Geschlechts der Helleniden ein, die uns

Fingerzeige über die Ausbreitung der aiolischen Völkerwelle von Thessalien aus gibt. Aiolos selbst repräsentiert in den Stammtafeln im Mittel die fünfte Generation, vom Trojanischen Kriege an rückwärts gerechnet. Die Ausbreitung seiner „Söhne", d. h. der aiolischen Stämme kann man hiernach schätzungsweise 150 Jahre vor den Trojanischen Krieg ansetzen, d. h. etwa um die Jahre 1350—1300 v. Chr.

Während vor dieser Zeit die Aioler als in Thessalien und den unmittelbar angrenzenden Ländern sitzend gedacht werden müssen, wo sie sich auch weiterhin behaupten, wie die Linien der Aiolossöhne Kretheus von Jolkos, Kerkaphos von Ormenion, beweisen, geben uns die Reiche, die die anderen Aiolossöhne der Sage nach erwerben, an, welche Länder von dieser Völkerwelle überflutet und unterworfen wurden. Sie erstrecken sich über den größten Teil Griechenlands. Werden doch als Länder der Söhne des Aiolos, also der Aioler, genannt Lakonien (Perieres), Messene (derselbe und Aiolos Enkel Neleus), Elis (Salmoneus), Achaia (Xuthos, Sohn John, s. o.), Argos (Kretheus, Enkel Bias und Melampos), Korinth (Sisiphos), Athen (Aiolos Bruder Xuthos und sein Sohn Jon, s. o.), Phokis (Deïon), Lokris (Athamas), ferner die Inseln Lesbos (Makar) und Seriphos (Magnes). Diese Beziehungen lassen den Schluß zu, daß die aiolischen Stämme sich um 1300 herum von Thessalien aus über Lokris und Phokis ergossen. Von hier gingen sie vielleicht, ähnlich wie das später von den Dorern berichtet wird, bei der Meerenge von Naupaktos nach dem westlichen Peloponnes über und besiedelten diesen und den Süden der Halbinsel, während andere Stämme am Nordrande nach Korinth gelangten. Argos scheint später erreicht worden zu sein, da hier nicht ein Sohn, sondern die Urenkel des Aiolos als erste aiolische Herrscher erscheinen. Auch bleiben die meisten Teile von Argolis zunächst noch längere Zeit unter der Herrschaft der älteren Familien, besonders die Königsstädte Mykenä und Tiryns, von denen die letztere erst in der letzten Generation vor dem Trojanischen Kriege, kurz vor 1200 unter die Herrschaft der Aioliden kommt. Beträchtlich früher läßt die Sage einen Zweig der korinthischen Aioliden (durch Hipponoos Bellerophontes) nach dem südkleinasiatischen Lykien verpflanzt werden, etwa um das Jahr 1270, also wieder zu den Zeiten der zweiten Heerfahrt gegen Ägypten. Wir möchten darin einen Hinweis sehen, daß die aiolisch-germanischen Lyker erst um diese Zeit im Anschlusse an diese Heerfahrt ihr späteres Wohngebiet besetzten, so wie wir dies bei dem dritten Ägyptenzuge die Philister tun sahen. Welche Bedeutung die griechische Sage dem Aiolidengeschlechte beimaß, eine Bedeutung, die wir auf den germanisch-hellenischen Stamm der Aioler übertragen müssen, möge noch folgende Zusammenstellung der Staaten und Kantone zeigen, in denen nach der Heldensage die einzelnen Zweige der Aioliden herrschten:

Salmoneus-Kretheus: Thessalien, bes. Jolkos in Magnesia, Pherä in Pelasgiotis, auf dem Peloponnes Pisatis und Ephyra in Elis, Pylo

in Messenien, Nemea, Argos, später mit Tiryns, Trözen, Aegina; Perieres: Messenien, Lakonien, Akarnanien (ca. 1260); Sisiphos: Korinth, Lykien; Kerkaphos: Ormenion in Magnesia, Dolopia; Makar und Kanake: Lesbos; Halkyone: Trachis in Aeniana; Athamas: Lokris; Deïon: Phokis, Lokris, Phylake in Phthiotis; Magnes: Seriphos in den Kykladen. Und dazu kommen noch von anderen Hellenidenlinien die Linien des Doros in Makedonien und des Xuthos in Aigialeia-Achaia.

(Schluß folgt.)

Vom undeutschen „Feminismus" in der Pädagogik.

A. Buff, Hildburghausen.

„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft!" Dieses vielzitierte Wort hat seine Berechtigung ganz besonders in politisch-nationaler Hinsicht. Soll der deutsche Gedanke mächtig werden im Volke und eine treibende Kraft darstellen, so muß die Jugend von ihm erfüllt werden. Die Aufgabe fällt der Erziehung zu. Ganz in unserem Sinne gelöst werden kann sie aber nur dann, wenn alle Gebiete der Pädagogik sich dem einen Hauptziel unterordnen: Durchdringung der Jugend mit deutschem Wesen und deutschem Geiste! Ist damit nicht etwas Selbstverständliches gesagt? Kann die deutsche Pädagogik überhaupt einen andern Zielpunkt besitzen, müssen nicht die berufenen Faktoren die Erziehung ganz von selbst in diese Bahn leiten? Sehen wir zu.

Es ist wohl kaum eine Wissenschaft so vielfachen Wandlungen unterworfen wie die Erziehungswissenschaft. Da sie in innigster Berührung steht mit dem Volksleben und dem Volksbewußtsein, ist es begreiflich, daß alle größeren Ereignisse und wichtigen Zeitfragen einen bestimmenden Einfluß auf sie ausüben. Neu auftauchende Probleme werden sofort pädagogisch erörtert, führende Geister spinnen die Gedanken weiter aus, stellen besondere Ziele auf, eine ganze Flut von einschlägigen Schriften wird auf den Markt gebracht, und die Schule sieht sich nun genötigt, die Theorien in die Praxis umzusetzen. So löst eine Strömung die andere ab, und das Erziehungswesen zeigt den Charakter des Sprunghaften, es fehlen die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht. In neuerer Zeit ist wieder eine derartige Strömung ins Leben gerufen worden von den sogenannten Reformern oder Neuerern. Sie wollen das Bestehende stürzen und die alte Form mit neuem Inhalte füllen. Ihre Bestrebungen lassen sich kennzeichnen durch die Schlagworte: Naturgemäßheit der Erziehung, Glückseligkeit und Freiheit für den Menschen, höchste Berücksichtigung der Individualität, Ausleben der Persönlichkeit. Man wird ohne weiteres zugeben, daß ein guter Kern in diesen Forderungen steckt und daß sie in maßvoller Weise schon früher erhoben wurden. Die Reformbewegung aber ergeht sich in Einseitigkeiten

und zeitigt dementsprechend Erscheinungen, die berechtigte Bedenken erregen müssen.

Die Erziehung soll eine naturgemäße Entwickelung des Menschen anstreben. Recht so, damit erklären wir uns einverstanden. Nur darf Naturgemäßheit nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, daß die Individualität auch mit ihren einseitigen und schlechten Anlagen ohne Hemmung sich auszuwachsen habe wie ein üppig schießendes Unkraut, dem man freie Bahn gibt. Das ist Überspannung des Naturprinzips und des Individualitätsbegriffs. So wenig der Gärtner ein junges Bäumchen ohne Pflege wuchern läßt, will er eine formenschöne, zweckmäßige Krone und reichen Ertrag erzielen, so wenig darf der Erzieher die Kindesnatur sich selbst überlassen und zum allein Maßgebenden machen wollen. Ja, sagen nun die Modernen und Übermodernen, wir wollen das Kind zur Freiheit und Glückseligkeit führen, da darf ihm keine Fessel angelegt werden, es darf in seinen „ewigen Rechten auf Jugendlust und Jugendfreiheit" nicht beschränkt werden, damit nicht eine Verkümmerung der Persönlichkeit eintritt. Das Kind soll nicht geführt werden, es führt selbst, und der Lehrer hat ihm bloß nachzugehen. Diese Forderungen finden sich in entschiedenster Form in Ellen Key's „Jahrhundert des Kindes". Der Titel des vielgenannten Buches kennzeichnet die ganze Bewegung und weist hin auf ihre Einseitigkeit, die sich zeigt in einer Überschätzung des Individualisierungsgrundsatzes und Freiheitsideals. Wohin führt denn letzten Endes eine derartige romantische Schwärmerei von der Heiligkeit der Kindesnatur? Zur Verweichlichung und Verzärtelung der Jugend. Ein schwächlicher weibischer Zug wird der Erziehung aufgedrückt, und der verträgt sich nicht mit kraftvollem deutschen Wesen, auch nicht mit den Tatsachen der Wirklichkeit. Wie kann denn überhaupt das Kind das Erziehungsziel bestimmen! Denke man doch daran, daß das Kind erst eine Persönlichkeit werden will und daß es neben Rechten auch Pflichten gibt. Gewiß soll zur Freiheit geführt werden, aber der Weg dahin geht durch den Gehorsam, „neben einer vernünftigen Freiheit ist auch ein vernünftiger Zwang" geboten.

Freiheit ist der Zweck des Zwanges,
Wie man eine Rebe bindet,
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,
Froh sich in die Lüfte windet.

Kinder lassen sich gerne leiten und ordnen sich der Überlegenheit unter. Daß die Erziehung der kindlichen Eigenart Rechnung trägt und alle pädagogischen Maßnahmen berücksichtigt, die den Zweck haben, das Recht der Individualität zu wahren, wird natürlich vorausgesetzt. Es sind ja uralte Grundsätze der Pädagogik, um deren Anwendung es sich hier handelt.

Hauptzweck der Erziehung ist die Willensbildung. Auf den Willen kann mittelbar durch den Unterricht, unmittelbar durch die Maßnahmen der Zucht eingewirkt werden. Der Unterricht will einen bestimmten Ge-

dankenkreis im Schüler schaffen, Gedanken, die nicht als tote Masse in der Seele liegen, sondern nach entsprechender Bearbeitung und Vermittelung das Wohlgefallen, das Interesse des Aufnehmenden finden. Der Stoff soll zur „Macht" werden, dann erzeugt er auch ein Weiterstreben, ein Wollen und Handeln. Die Zucht wendet verschiedene Mittel an, um das Wollen in eine bestimmte Richtung zu leiten: Aufsicht will Fehler verhüten, Beschäftigung lenkt ab von unnützen Dingen, sintemalen „Müßiggang aller Laster Anfang ist", Gewöhnung läßt durch Wiederholung und Übung die Entschließungen und Ausführungen leichter von statten gehen. Bitten und Wünsche, ein Rat, ein Befehl können Willensäußerungen im Sinne des Erziehers auslösen, auch Belohnungen, hauptsächlich aber das Beispiel beeinflussen in günstiger Weise den Willen des Zöglings. Nun gibt es aber erfahrungsgemäß Fälle, in denen alle positiven Mittel des Unterrichts und der Zucht versagen, ist doch das „Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf". Die Kindesnatur ist eben nicht nur nach der guten Seite hin veranlagt, sondern sie hat auch ihre schlechten Anlagen, und zwar zuweilen in so ausgesprochenem Maße, daß sie den Einwirkungen der Erziehung bewußte Hemmungen entgegensetzt. Häufig keimt ein wilder Trotz empor und sucht alle wohlgemeinten Maßnahmen des Erziehers offen oder hinterrücks zu durchkreuzen. Ein solcher Sinn muß bei Zeiten gebrochen werden, und läßt sich das nicht mit den leichteren Strafen, einem zurecht weisenden Blick, einer Vermahnung, Warnung, Drohung ꝛc. bewerkstelligen, dann haben eben härtere Strafen auszuhelfen, Entziehung der Freiheit und schießlich die körperliche Züchtigung. Entrüstet wird sich jetzt der moderne Pädagoge einmischen und in harten Worten seinem Unwillen über diese Barbarei der Erziehung Ausdruck verleihen. Wie kann man sich derart gegen die Heiligkeit der Kindesnatur versündigen, welches Recht haben wir dazu, die Menschenwürde im Kinde zu verletzen! Gibt es nicht natürliche Strafen genug, kann der Zögling nicht durch die jeweiligen Folgen seiner Handlungen zur Einsicht gebracht und auf den rechten Weg geführt werden! Lenkt die Zöglinge mit Liebe und tastet sie nicht an, damit sie nicht einst fluchen, wo sie segnen sollten! Das klingt wohl recht schön und menschlich — wenn nur die Tatsachen der Wirklichkeit nicht wären. Gewiß kann man bei rechter, d. h. vor allen Dingen bei folgerichtiger und beharrlicher Handhabung der Vorstrafen und „Witzigungsstrafen" viel erreichen, in günstigen Verhältnissen, z. B. in einklassigen Schulen auf abgelegenen kleinen Dörfern, vielleicht alles. Nun aber komme man in die Städte mit ihren viel verzweigten Schulsystemen und ihrer „aufgeklärten" Bevölkerung, wo häufig in den Familien die Autorität des Lehrers herabgesetzt und die Jugend geradezu zur Widersetzlichkeit angeleitet wird. Da hat der Erzieher nicht nur gegen Trägheit und Pflichtverletzung anzukämpfen, sondern gegen schwere Charakterfehler, gegen Schlechtigkeit und Roheit. In solchen Fällen verlieren die leichten Strafmittel bald ihre Wirkung, schließlich bleibt nur

noch als ultima ratio die körperliche Züchtigung. Es ist sicherlich das Ideal der Lehrerschaft, ohne Prügelstrafe auszukommen, aber es geht eben nicht, wie die Menschheit nun einmal beschaffen ist. Und es sind nicht die Schlechtesten, die dann und wann den äußersten Strafakt vollziehen, sondern gerade diejenigen, denen das Wohl der Jugend am Herzen liegt, die in heißem Bemühen dem höchsten Erziehungsziel entgegenstreben. Daß es auch vor Zeiten nicht ohne harte Eingriffe ging, lehrt die Geschichte. Es gab eine Zeit — denken wir an den Ausgang des Mittelalters und den Anfang der Neuzeit — in der man wirklich Barbarei trieb und zuviel prügelte. Die naturgemäße Folgeerscheinung war eine pädagogische Strömung, die jegliche körperliche Züchtigung über Bord warf, ich verweise auf den Philanthropismus. Und das Resultat? Einsichtsvollere Philanthropinisten wie Salzmann u. a. führten das verpönte Strafmittel wieder ein, da sie merkten, daß sich die Zucht lockerte und eine allgemeine Sittenverwilderung einriß. Ich meine, das müßte zu denken geben. Auch sonst haben große Persönlichkeiten, denen die Emporbildung der Jugend gar wertvoll schien, beachtenswerte Winke in dieser Sache gegeben, ich erinnere nur an Luther, der den „Apfel bei der Rute" sehen wollte, und an Friedrich Rückert, der denselben Gedanken poetisch ausdrückt:

„Der Vater straft den Sohn und fühlet selbst den Streich,
Die Härt' ist ein Verdienst, wenn dir das Herz ist weich."

Zusammenfassend können wir sagen: Die moderne pädagogische Richtung, die jede körperliche Züchtigung beiseite weisen will, überspannt das an sich richtige Humanitätsprinzip, sie bringt einen feministischen Zug, einen Zug der Verweichlichung in unsere Pädagogik. Die Folgen dieser überhumanen Grundsätze dürften sich, sofern nicht bald eine Ein- und Umkehr stattfindet, bald zeigen, hie und da sind sie jetzt schon zu bemerken. Wir aber wollen der Verweichlichung entgegentreten. Wenn schon das Elternhaus nicht ohne die ultima ratio auskommt, wie soll es in großen Klassen mit 60 und mehr Schülern möglich sein? Helft alle mit, ihr Eltern! Erschwert nicht dem Erzieher sein ohnehin so dornenvolles Amt, seid vernünftig und lauft nicht gleich, falls die eigenen Kinder einmal betroffen werden sollten, zur höchsten „Instanz". Besprecht euch mit dem Lehrer und verweist eure Kinder nochmals ernstlich zu Hause, dann werden die Früchte gezeitigt, die rechte Eltern bei der Kindererziehung erhoffen!

Der Unterricht hat, um die mannigfaltigsten Interessen erzeugen und pflegen zu können, sein Hauptaugenmerk auf die Erweiterung und Bereicherung des Gedankenkreises zu lenken. „Wissen ist Macht!" Dies Wort hat seine Berechtigung, nicht etwa insofern, als ob eine große Anhäufung von Vorstellungen und Begriffen schon allein die Bildung ausmache, wohl aber insofern, als ein gewisser Vorrat von Kenntnissen Vorbedingung ist zur Herstellung von Beziehungen und zum Herausheben des Wesentlichen. Ein solches Durchdringen des Stoffes schafft ja erst aus dem toten Wissen

ein lebendiges Können. Aus allem folgt, daß der Zögling sich nicht nur passiv verhalten darf, sondern daß er tätig mitzuarbeiten hat bei der Bildung seines Geistesschatzes. Es muß auch ein bewußtes gedächtnismäßiges Einprägen stattfinden, denn mühelos fällt uns die Frucht der Bildung nicht in den Schoß. Beurteilen wir von hier aus die Ansichten der Neuerer in der Pädagogik. In den schärfsten Ausdrücken tadeln sie die jetzigen „Lern- und Drillschulen", in denen die Schleier kalten Ernstes lagern, in denen gestraft und das Kind gequält wird. Weg mit Lehr- und Stundenplan, in dem alles so künstlich festgelegt und ordnungsmäßig eingeteilt ist — so fordern die Schneidigsten — hinweg mit den Schulpedanten, die sich an solche Normen binden! Fort auch mit dem Gedächtniskram und mit dem Auswendiglernen, denn damit drückt man nur die Stimmung herab und ertötet die Freudigkeit in den Erziehungsstätten! In überschwenglicher Weise preisen die Neu-Pädagogen ihre Methode, das Erzeugen von „Stimmung" und den Weg zum „fröhlichen Lernen". Wie erreicht man diese schönen Dinge? Nun, man unterrichtet nicht nach einem festen Plan, man treibt das, was der Augenblick aufdrängt und die Schüler in den jeweiligen Lagen verlangen. Saust ein Kraftwagen an der Schule vorbei, dann ist es Zeit, von diesem Verkehrsmittel zu reden, belieben die Schüler ein Märchen zu hören, dann ist ihren Wünschen zu entsprechen. Die Unterrichtsstunden müssen natürlich eingeschränkt und möglichst im Freien gehalten werden, wo sich die Eindrücke in buntem Wechsel und in großer Fülle geben. Hausaufgaben haben ganz zu unterbleiben, damit nicht die kostbare Freiheit der Zöglinge irgendwie verkürzt wird. Überhaupt hat das Kind zu führen, der Lehrer aber geht ihm nach und richtet sich nach seinen Wünschen. Das sind Richtlinien, wie sie z. B. angegeben wurden auf den Kunsterziehungstagen zu Weimar. Freilich sind es wunderschöne Worte, wenn es heißt: Bringt Lust und Sonne in die Schulräume, vermeidet jeden Zwang, laßt die Kinder nach ihrer Eigenart ausleben! Die greifen ans Herz bei denjenigen, die Erziehungsfragen nur im rosigen Lichte des Kindes-Jahrhunderts betrachten und die angekränkelt sind von den Verhimmelungsansichten und der blassen Weichlichkeitstheorie. Wer aber über der Erziehung des Einzelnen nicht den Blick aufs Ganze verliert und das Wohl des zukünftigen Volkes im Auge hat, der läßt sich nicht blenden von derartigen Schlagworten. „Fröhliches Lernen", ich will noch hinzufügen: „Und freudiges Arbeiten", ja, das sind wirklich erstrebenswerte Ziele der Pädagogik. Dahin gelangen aber nur solche Menschen, die durch den Ernst und den Zwang hindurchgegangen sind, denen Arbeit zur zweiten Natur und zur frohen Pflicht geworden ist. „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt." Zunächst aber ist Lernen kein Spiel und kein Zeitvertreib, sondern ernste Arbeit und edle Pflicht, das muß auch schon den Kindern zum Bewußtsein gebracht werden. Liegt es denn überhaupt im Sinne der Kinder, alles zu versüßen und zu verzärteln? Ich glaube es nicht. Eines aber

darf man glauben, nämlich daß mit dieser Praxis die schönen deutschen Eigenschaften Gründlichkeit, Ausdauer, Genauigkeit, Pflichtbewußtsein und Willenskraft mehr und mehr schwinden. Man scheint ganz zu vergessen, daß auch ein gut Teil Widerstandsfähigkeit und Spannkraft in der Jugend steckt, daß sie gerne Hindernisse nimmt, und daß sich nur nach geistigen Anstrengungen die hohe Freude des Gelingens einstellt. Es ist gut, daß in der deutschen Lehrerschaft ein gesunder Konservativismus lebt, daß sie nicht mit den Draufgängern gleich durch Dick und Dünn rennt, sonst müßte man ernstlich für die Zukunft fürchten. Unser Vaterland braucht starke Männer, stark an Körper und Geist, das lehrt uns mit aller Deutlichkeit und Eindringlichkeit die gegenwärtige schwere Zeit, in der wir den größten Kampf bestehen, der je gekämpft wurde. Unser Volk streitet gegen eine Welt von Feinden im Bewußtsein des Rechts und seiner Kraft, und wie heute, so soll es auch fernerhin vom Wasgenwalde bis an die Memel, vom blauen Sund bis an die Eisgipfel der Alpen im Geiste Bismarcks heißen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!"

Noch ein Wort über das Spiel in der Schule. Die Reformpartei rechnet es sich als Verdienst an, der Körperpflege in der Erziehung den rechten Platz angewiesen zu haben. Es soll zugegeben werden, daß die pädagogischen Darlegungen der jüngsten Zeit mit besonderem Nachdruck die leiblichen Übungen fordern, Neuland aber ist damit nicht betreten worden. Schon im Altertum kannte man den Zusammenhang von Leib und Seele, damals wußte man schon, daß die geistige Ausbildung bis zu einem gewissen Grade abhängig ist von der körperlichen Beschaffenheit. Der altrömische Schriftsteller Juvenal hat ja bekanntlich das berühmte Wort geprägt: Mens sana in corpore sano. Seit altersher hat also die Körperpflege eine Stelle in der Erziehung, je nach den pädagogischen Strömungen hat man ihr in den verschiedenen Zeiten mehr oder weniger Wert beigemessen. Es gab auch schon einmal eine Hochflut in dieser Beziehung zur Zeit des Philanthropismus. Vertrat nun die alte Schule mehr den systematischen Turnunterricht, so preist man neuerdings das Spiel. In den Schulen sind da und dort Spielnachmittage eingeführt worden mit Aufsicht besonders ausgebildeter Lehrkräfte. Überall kann man wahrnehmen, wie die Zwischenpausen in den Erziehungsanstalten zum Spiel verwendet werden; auch ein großer Teil der Turnstunden wird dem Spiel gewidmet. Die Spielbewegung erstreckt sich nicht nur auf die Volksschulen, sie hat auch die Fortbildungsschulen und höheren Schulen ergriffen. Auf den Exerzierplätzen und an sonstigen geeigneten Orten sieht man Kinder, Jünglinge und Jungfrauen sich tummeln in frischer, freier Art. Und das ist recht so; denn das Spiel schafft wirklich eine fröhliche Jugend, es macht gewandt, entschlossen und stählt den Körper. Nur ein Bedenken muß ausgesprochen werden. Es ist eben hier wie in jedem andern Gebiete: das Übermaß selbst einer an sich guten Sache wirkt schädlich, schon insofern,

als andere wichtige Dinge zurückgedrängt werden. Die maßgebenden Faktoren sollten in Rechnung ziehen, daß die Jugend im Spiele etwas anderes erblickt als der Erzieher. Das Kind sieht darin schließlich nur einen Zeitvertreib und eine angenehme Beschäftigung. Wird nun zuviel Wert gelegt auf die Annehmlichkeiten, so kann leicht dem „Sichselbstüberwinden" bei Erfüllung ernster Pflichten zu wenig Bedeutung beigemessen und das Pflichtbewußtsein als eines der höchsten schulischen Ziele benachteiligt werden. Im Hinblick auf die strengen Forderungen des Lebens aber soll und darf dieser Übelstand nicht Platz greifen. Deshalb gilt es, beizeiten geeignete Vorbereitungen zu treffen und schon die Jugend an das zu gewöhnen, was später zur zweiten Natur werden soll. Die Volksweisheit: „Jung gewohnt, alt getan!" ist hier vorzüglich angebracht. Schlage man also den goldenen Mittelweg ein, dann dürfte allen Teilen Genüge geschehen!

Ein merkwürdiger Ahn des Königs Carol I. von Rumänien.

Dr. Freiherr von Dungern.

Noch vor wenigen Jahren hielt man es für unmöglich, daß bestimmte körperliche oder gar geistige Eigenschaften sich anders als von Eltern oder Großeltern auf Kinder und Enkel vererben könnten. Die Tatsache einer Vererbung selbst einer ganzen Summe von körperlichen Dispositionen und Entwicklungstendenzen wurde wohl vorausgesetzt, wenn man beobachtete, daß bei einem Deszendenten Charakter oder Temperament oder geistige Entwicklung sich ähnlich ausbildeten, wie bei seinem Vater oder Großvater. Die allgemeine Beobachtung war da und ließ sich nicht wissenschaftlich negieren, wenn auch eine physiologische Erklärung unmöglich war. Aber wenn dieselbe empirische Feststellungsmethode verlangte, daß wir an Vererbung glauben sollten, wo zwischen dem Deszendenten und dem Aszendenten, die sich ähnlich sahen, mehrere Generationen lagen, dann legte die Wissenschaft ein Veto ein. Noch zur Zeit als Ottokar Lorenz sein Lehrbuch der Genealogie herausgab, mußte er in Übereinstimmung mit der Biologie sagen, daß man alle Möglichkeiten eines Vererbungszusammenhanges erschöpfte, wenn man bis zu den 8 Urgroßeltern oder allenfalls 16 Ururgroßeltern eines Menschen zurückging. Zu behaupten, der Mensch könne etwa vom Urgroßvater einer seiner Urgroßmütter eine bestimmte geistige Veranlagung empfangen haben, wäre unwissenschaftlich erschienen. Wenn der Laie etwa von Familieneigenschaften sprach und dabei an Vererbung von Vater auf Sohn durch viele Generationen dachte, also etwa an einen Hohenzollerncharakter oder an eine habsburg-lothringische Familieneigentümlichkeit, so mußte der Mediziner dies zurückweisen. In der Tat beschränkten sich denn auch ziemlich alle biologisch-genealogischen Unter-

suchungen über die Herkunft zum mindestens der geistigen Individualität auf die Durchforschung von vier, höchstens fünf Generationen von Ahnen. Weiter durchlaufende Analogien wurden auf Konto der Rasse oder der anerzogenen, also erworbenen Ähnlichkeit gesetzt.

Der Nachweis, daß die mendelschen Regeln auch für den Menschen gelten, und die neuesten Ergebnisse der Blutforschung haben hieran wenigstens soviel geändert, daß wir heute die Möglichkeit der Vererbung eines ganzen Komplexes von individuellen Eigentümlichkeiten durch viel mehr Generationen nicht mehr leugnen können. Es steht heute wissenschaftlich nichts mehr im Wege anzunehmen, daß in einem Menschen Dispositionen durch Vererbung in ähnlichem Komplex wiederkehren und durch günstige äußere Umstände in ähnlicher Weise zur Ausgestaltung gelangen, wie bei einem Vorfahren, der eine ganze Reihe von Generationen früher gelebt hat. Vor allem steht einer derartigen Annahme heute nicht mehr im Wege, daß Kontinuität fehlt. Mochte es früher abenteuerlich erscheinen, daß ein später Enkel durch Vererbung das Ebenbild eines Urahnen wurde, wenn in allen zwischenliegenden Generationen von diesen Eigentümlichkeiten nichts zu merken war, so ist heute ein solcher Rückfall wissenschaftlich durchaus greifbar, wenn auch noch nicht biologisch voll erklärlich. Die Vorstellung vom Atavismus darf ausgedehnt werden auf die komplizierten Voraussetzungen einer individuellen geistigen Analogie. Es ist durchaus denkbar, daß eine ganze Reihe von Haupt- und Nebeneigenschaften so mendeln, daß sie in einem späten Nachkommen einmal wieder in ähnlicher Komposition zusammentreffen.

Die Ahnenforschung hat damit einen neuen Anstoß bekommen. Es ist klar, daß wir, wenn wir in der angedeuteten Richtung zu festeren Resultaten kommen wollen, empirisch vorgehen müssen. Der vorgeschriebene Weg ist dabei der, daß wir einen irgendwie geistig auffallend bedeutenden Menschen ins Auge fassen und unter seinen Ahnen nachsehen, ob wir da etwa eine ähnlich bedeutende Figur entdecken. Es handelt sich unter allen Umständen um extremste Fälle, um Anomalien. Die Wahrscheinlichkeit spricht für eine Aufspaltung und Neugruppierung der Eigenschaften, nach Qualität und Quantität; d. h. nach Vorhandensein und gegenseitigem Überwiegen. Irgendeine Nebeneigenschaft braucht ja nur im Nachkommen schwächer ausgebildet zu sein, um mit ziemlicher Sicherheit ein abweichendes Resultat der individuellen Entwicklung hervorzubringen. Aber wie in der Wahrscheinlichkeitsrechnung auch die unwahrscheinlichsten Resultate doch immerhin mathematisch existieren, so muß auch bei dem Mendeln die späte Wiederholung einer ziemlichen Identität der Kombination zu den Möglichkeiten gerechnet werden. Das wäre dann allerdings nur die Grundlage für eine analoge Ausgestaltung der Persönlichkeit unter den Einflüssen der Erziehung. So wird man sich das Wiederauftauchen einer ganzen Persönlichkeit mit ihren wichtigsten Merkmalen unter den Nachkommen auf dem

Wege der Vererbung stets als eine große Seltenheit vorzustellen haben. Aber die Möglichkeit ist nicht mehr von der Hand zu weisen.

Ein weiteres steht heute fest: Wir dürfen heute dieses Resultat nicht mehr allein bei dem Mannesstamm — der „direkten Linie" — suchen. Genau so gut kann der Urenkel die Individualität etwa des Vaters seiner mütterlichen Großmutter wiederspiegeln. Der männliche und der weibliche Ahn stehen sich bei dem Mendeln völlig gleich.

Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich auf einen Fall hinweisen, der den Gedanken einer Vererbung nahe legen mag, wenn man sich abgewöhnt hat, auf diesem Gebiet in einem Dazwischenliegen von vielen Generationen ein Hindernis für biologische Kombinationen zu sehen.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den hervorragenden Persönlichkeiten der letzten Zeit war ohne Frage König Karol I. von Rumänien. Zugleich eine Persönlichkeit, deren Bedeutung ungemein schwierig zu definieren ist. Erfolg und Anerkennung, die ihm zuteil geworden sind, bestätigen, daß hier eine geniale Individualität gegeben war. Aber die äußere Erscheinung und das Auftreten des Königs machten nicht ohne weiteres den Eindruck der Genialität und paßten nicht zu dem Bilde, das wir uns insbesondere von Herrschern mit auffallend glücklich ausgeprägter königlicher Eigenart machen. Jede Blendung war ausgeschlossen. Dabei stand für jeden, der das Glück hatte, dem König zu begegnen, von vornherein fest, daß Erfolg und Anerkennung doch hier durchaus verdient und ganz und gar ein Tribut waren, den die bedeutende Persönlichkeit des Herrschers fordern konnte. Wenn das geschichtliche Bild des Monarchen einmal zu genauerer Darstellung kommen sollte, so wird sich noch mehr zeigen, wie sehr ihm ganz persönlich vieles zu danken ist, was sein Land unter seiner Regierung erreicht hat.

Ich habe zweimal versucht, diesen problematischen Charakter ein wenig zu analysieren[1]). Dabei hat sich mir immer mehr die Ähnlichkeit mit einem Staatsmanne aufgedrängt, der zwar kein König, aber doch jahrzehntelang der Leiter der Politik eines aufstrebenden Königreiches war: mit Lord Burghley (auch Burleigh geschrieben), eigentlich William Cecil of Burghley, später Baron of Burghley, dem Minister, der 40 Jahre lang die auswärtige und oft auch die innere Politik der Königin Elisabeth von England dirigiert hat.

Was Macaulay von diesem Mann sagt, der nicht zu den blendenden Erscheinungen seiner Zeit gehörte und dessen staatsmännischer Weisheit doch England mehr wie vielen seiner bekannten und berühmteren Lords zu danken hat, paßt ganz merkwürdig auf den späten Enkel, den ersten König von Rumänien. Es ist schon seltsam — der Erfolg und die Achtung vor diesem

[1]) Vergl. meine Schrift: „Deutschland und König Karl von Rumänien", Berlin, Herm. Walther, 1906, und einen Aufsatz: „Aus den letzten Lebenstagen des Königs Carol von Rumänien", der demnächst in der „Deutschen Rundschau" erscheinen wird.

Erfolg werden von Biographen und Historikern dem Lord Burghley rückhaltlos zuerkannt, aber sie kommen dabei geradezu in Verlegenheit, wenn sie ihr Lob mit den gewöhnlichen Worten, die wir anwenden, um einem wahrhaft großen Manne gerecht zu werden, zum Ausdruck bringen wollen: das ganze Äußere jenes Staatsmannes war so nüchtern, seine Erscheinung so wenig aufdringlich, sein Tun so sehr auf die Sache, die kühle, unpersönliche Berechnung gestimmt, der Verzicht auf „Eindruck" so vollkommen — alles genau wie bei König Carol. Macauley, der wirklich nicht um den Ausdruck verlegen war, wenn es ihm galt, eine der Säulen großbritannischer Entwicklung zur Weltmacht zu skizzieren, weiß sich diesem klugen Gründer englischer Welteroberungspolitik gegenüber nicht recht zu helfen. „Er war umsichtig, nüchtern, gewissenhaft, beharrlich, hatte etwas vom Typ des Polonius, hatte eine Leidenschaft, alles Erreichte zu registrieren;" und weiter: „Er war kühl von Temperament, gründlich in der Beurteilung, hatte eine sehr große Arbeitskraft und sein Blick blieb stets auf die Hauptsache gerichtet."

Man kann die Analogie noch viel weiter ins Einzelne treiben. Sie ist so erstaunlich, daß die Unterschiede, die ja zum Teil durch den Abstand der Zeiten und Kulturen und auch dadurch bedingt sind, daß der eine dieser Staatsmänner ein Herrscher, der andere bei aller persönlichen Macht doch Diener einer selbstbewußten Herrscherin war, ganz zurückzutreten scheinen. Noch überraschender wird die Übereinstimmung, wenn wir die Bilder vergleichen. Es gibt gute, allerdings stark manierte Stiche von Burghley. Einer der besseren ist in Jägers Weltgeschichte nachgedruckt. Da ist dasselbe schmale längliche Gesicht, die Nase ähnlich, auch in Mund, Auge und Ausdruck manche Ähnlichkeit. Wer weiß, ob nicht eine fortgeschrittenere Forschung unter solchen Umständen von einem Wiederaufleben eines individuellen Typs unter der späten Nachkommenschaft als von etwas ganz natürlichem sprechen wird, wenn sie findet, daß eine Blutsverwandtschaft die durch viele Generationen getrennten Persönlichkeiten verbindet.

König Carol stammte in der Tat in weiblicher Linie von jenem Lord Burghley. Die Urgroßmutter des Königs, Fürstin Amalie von Hohenzollern († 1841), war eine Prinzessin von Salm. Ihre Großmutter, Mary Bruce († 1736), war die reiche Erbin des schottischen Hauses der Earls of Ailsbury. Sie hatte eine Urgroßmutter Anne Cecil, die wiederum Urenkelin unseres William Cecil, Lord Burghley, war.

Durch die Cecils läßt sich übrigens eine andere merkwürdige Blutsverwandtschaft des Königs Carol feststellen: Die erste Gattin des Ministers Lord Burghley, die Mutter seiner Kinder, war geringer Herkunft, Tochter eines Pedells der Universität Cambridge, Peter Cheke. Sie hatte eine Schwester Anna, die einen noch vornehmeren Herrn heiratete, als es William Cecil zu der Zeit war, da er 1541 das schöne und intelligente Mädchen aus Cambridge trotz mancher Widerstände zum Altar führte. Der

Gatte der Anna war Sir Nicolas Bacon und beider Sohn der große Bacon. So floß also das Blut der Mutter Sir Francis Bacons, des Philosophen, in den Adern König Carols.

Jedenfalls war der König seinem Charakter nach diesen englischen Ahnen ähnlicher, wie einem anderen berühmten Ahn, von dem er durch seine Urgroßmutter Amalie von Salm stammte. Diese Prinzessin hatte nämlich auch spanische Ahnen. Ihre Ururgroßmutter war eine Tochter des VI. Herzogs von Segorbe und Cardona, Don Luis Ramon Folch de Cardona de Aragon y de Córdova († 1670), und dieser spanische Grande war wiederum ein Ururenkel des Don Hernán Cortés de Monroy, I Marques de Oaxaca († 1547) — das war Ferdinand Cortez, der Eroberer von Mexiko.

Die beiden merkwürdigen Abstammungen sind den Genealogen bisher entgangen. Ich lasse die genealogische Analyse hier folgen.

A.

William Cecil, Baron of Burghley. * 1521, † 1598. h. I 1541 Mary Cheke. † 1544.
Thomas Cecil I. Earl of Exeter. * 1544, † 1623. h. I 1564 Dorothy Nevill. † 1608.
William Cecil II. Earl of Exeter. * 1566, † 1640. h. II cr. 1598 Elisabeth Drury. † 1653/4.
Anne Cecil. h. 1620 Henry Grey I. Earl of Stamford. † 1673.
Diana Grey. † 1689. h. 1645/6 Robert Bruce, Earl of Elgin. † 1685.
Thomas Bruce, Earl of Ailsbury. * 1656, † 1741. h. II 1700 Charlotte d'Argentean. † 1710.
Marie Bruce. * 1704, † 1736. h. 1722 Max Emanuel, Fürst von Hornes. * 1695, † 1763.
Maria Therese von Hornes. † 1783. h. 1742 Philipp Joseph, Fürst von Salm. † 1779.
Amalie von Salm. † 1841. h. 1782 Anton Aloys, Fürst von Hohenzollern. † 1831.
Karl Anton I., Fürst von Hohenzollern. † 1853. h. 1808 Marie Antoinette Murat. † 1847.
Karl Anton II., Fürst von Hohenzollern. † 1885. h. 1834 Josephine von Baden. † 1900.
Carol, König von Rumänien. † 1914.

B.

Don Hernan Cortés de Monroy, I. Marques de Oaxaca. † 1547. h. Juana de Zúñiga Ramirez de Arellano.
Juana Cortés y Zúñiga. h. Fernando Enriquez de Ribera, II. Herzog von Alcolá, aus dem königlichen Hause Castilien.
Juana Enriquez de Ribera y Cortés. † 1635. h. 1587 Pedro Fernandez de Córdova a. d. H. Suarez de Figueroa, Marques de Priego. † 1606.
Catalina Fernandez de Córdova y de Ribera. h. Enrique — Ramon Folch de Cardona y de Aragón, V. Herzog von Segorbe. † 1640.
Luis — Ramon Folch de Cardona de Aragón y de Córdova, VI. Herzog von Segorbe und Cardona. † 1670. h. Maria de Benavides Dávila y Corella.
Juana d'Aragon. † 1691. h. 1677 Henri Louis Erneste Prince de Ligne. † 1702.
Antoinette de Ligne. † 1720. h. 1694 Philipp Emanuel, Fürst von Hornes. † 1718.
Max Emanuel, Fürst von Hornes. † 1763. h. 1722 Maria Bruce. † 1736.
Marie Therese von Hornes. † 1783 usw. wie oben.

Berichte und Notizen.

General Keim, der Gründer und Leiter des Deutschen Wehrvereins, sicher einer der um unser Vaterland verdientesten Männer, feierte vor kurzem seinen siebzigsten Geburtstag. „Die Wehr", Zeitschrift des Deutschen Wehrvereins, widmet aus diesem Anlasse ihrem bewährten Führer einen besonderen Artikel, dem wir folgendes entnehmen: „Der Generalmajor Keim, derzeitiger Militärgouverneur der belgischen Provinz Limburg, wurde zu Marienschloß 1845 geboren. Ein knorriger Hesse, dessen Geschlecht Deutschland viele verdiente Offiziere geschenkt hat und dessen militärisch hervorragend begabte Söhne die Überlieferung der Familie fortsetzen. Aber nicht dem tüchtigen Offizier, der militärisch einen Reichskanzler beraten durfte, sondern dem Manne gilt unser Glückwunsch, dem der Gedanke der Gründung des Wehrvereins entsprungen ist. Er ist allein der Vater dieses Gedankens und darum auch der wesentlichste Schöpfer der Wehrvorlage, die uns die Durchführung des gegenwärtigen Weltkrieges erst ermöglicht hat. Sicherlich hat unser trefflicher Generalstab den gleichen Gedanken gehegt, aber ohne die freudige Zustimmung des Volkes wäre die Regierung kaum in der Lage gewesen, das Milliardenopfer zu fordern. Die Aufklärung des Volkes von seinen höchsten Kreisen bis zum einfachen Arbeiter ist das Werk des tapferen Hessen, der schon 1866 sein Blut auf dem Felde der Ehre vergossen hat. Er hat es verstanden, hunderttausend Männer und Frauen um sich zu scharen, die den Flaumachern und Friedensseligen in unserm Volke so scharf entgegengetreten sind, daß deren Widerspruch jedenfalls im Reichstag verstummte. Der Deutsche Wehrverein hat mit Sehergabe die kriegerische Entwicklung vorausgesehen, die so viele satte, im öden Materialismus versunkene Geister in Deutschland leugnen wollten. Sie hätten vielleicht das Spiel gewonnen, wenn nicht unser ‚alter Keim', wie er sich mit Stolz bei seiner Jugendfrische nennt, dagegen aufgetreten wäre. Er war sich aber bewußt, daß selbst sein eiserner Wille nur dann im Volke wirksam sein kann, wenn er Gesinnungsgenossen um sich schart. Er hat das Volk aufgerüttelt und seine national gesinnten Teile sind ihm freudig gefolgt. Wir haben an dieser Stelle lediglich den Stifter des Wehrvereins zu feiern. Maßgebendere Stellen werden den genialen Offizier auf schriftstellerischem Gebiete würdigen. Unser erlauchter Bundesgenosse Österreich ehrte den Helden, der auch die Feder zu führen weiß, für seine Mitarbeit an der Darstellung des Deutsch-Dänischen Krieges mit dem Komtur-Kreuz des Franz-Josef-Ordens, um nur eine Ehrung hervorzuheben, die sein bescheidener Sinn nicht gesucht hat. Er und seine Söhne sind bereits mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, da er trotz seiner Jahre zu den Fahnen eilte und zunächst Landsturminspektor in Lüttich wurde. Von 1901 bis 1909 stand General Keim in der Hauptleitung des deutschen Flottenvereins. Nie müde wurde sein rastloser Eifer für das größere Deutschland auf See und das machtvolle Werkzeug unserer Seegeltung, die deutsche Flotte, zu werben."

Nordamerikas Neutralität. Wie sehr die im Leitartikel ausgesprochenen Ansichten über die in den Vereinigten Staaten noch immer herrschenden Kreise selbst von Amerikanern nicht-deutscher Herkunft geteilt werden, zeigt ein aufsehenerregender Artikel, den Randolf Hearst im „Amerikan", einem in New-York weit verbreiteten Blatte, veröffentlicht hat. Henry F. Urban (zurzeit in New-York) teilt daraus in Nr. 105 des „Tag" folgendes mit: „Wir können entweder uns den Befehlen fremder Mächte unterwerfen, unsern Handel zerstören oder unsere Flagge zu Maskierungszwecken mißbrauchen lassen und uns zum Gespött der Welt machen. Oder wir können einer fremden Macht, die unsern Handel belästigt, den Krieg erklären, wie es unsere Väter taten. Wir können ein Ausfuhrverbot erlassen und jeden Handelsverkehr mit den Kriegführenden abbrechen. Oder wir können das Gesetz von 1809 wieder in Kraft treten lassen und unsern Handel mit Ländern auf-

heben, die sich weigern, die neutralen Rechte unseres Handels anzuerkennen. Etwas anderes gibt es nicht! Diese Ausführungen sind eine bittere Pille für den ängstlichen, professoralen Theoretiker Wilson und den Englandfreund Bryan. Wilson hatte vor einiger Zeit in einer Rede den Leuten heftige Vorwürfe gemacht, die in dieser gefährlichen Zeit sein Neutralitätsboot schaukelten. Damit meinte er namentlich die Deutsch-Amerikaner, die ein Waffenausfuhrverbot verlangen. Aber diese theoretische Neutralität, die an Deutschland unfreundliche Noten sendet und England und seine Vasallen mit Kriegsmaterial unterstützt, weil Amerika nach dem internationalen Recht das dürfe, wird noch von anderer Seite erbarmungslos zerfetzt. So hat der Kongreßabgeordnete Porter am 3. März im Kongreß eine Rede gehalten, worin er diese Neutralität als ein unmoralisches Verbrechen und Amerikas unwürdig an den Pranger stellt. Am 22. Mai 1794, führte er aus, verfügte der Kongreß für ein Jahr lang ein Verbot von Munitionsausfuhr. Im Jahre 1807 erließ er auf Empfehlung des Präsidenten Jefferson ein absolutes Ausfuhrverbot. Das gleiche geschah am 12. April 1812 auf Empfehlung des Präsidenten Madison. Sogar noch im Jahre 1905 erließ Präsident Roosevelt, der in Deutschland göttlich verehrte, jetzt deutschfeindlich bis auf die Knochen, ein Verbot der Waffenausfuhr nach der Republik von San Domingo. Ja, Präsident Wilson selber hat im August 1913 den Export von Waffen nach Mexiko verboten. Richter Storey, ein angesehener Jurist, hat erklärt, daß der Erlaß eines solchen Waffenausfuhrverbots durchaus zu den Machtbefugnissen des Kongresses gehöre. Es ist also verächtliche Unwahrheit oder jammervolle Unwissenheit, wenn ein Amerikaner, bei dem eine genaue Kenntnis dieser Tatsachen vorausgesetzt werden darf, die Unverfrorenheit hat, zu behaupten, die Waffenlieferungen an die Alliierten könnten nicht verboten werden. Man will in Washington eben nicht, teils aus schlotteriger Angst vor rücksichtslosem Zugreifen und aus Unterwürfigkeit gegen England, teils aus zarter Rücksicht gegen die Waffenausfuhrhyänen, teils aus Deutschfeindlichkeit. Dabei hat Washington alle Trümpfe gegen England in der Hand. Die Erklärung, ihm weder Waffen noch Nahrungsmittel zu liefern, würde John Bull, den ebenso feigen wie brutalen Weltvergewaltiger, sofort zur Vernunft bringen. In Amerika wohnen Millionen von Eingewanderten gerade aus den Ländern, deren Streiter durch amerikanische Waffen getötet oder verstümmelt werden. Diese amerikanischen Bürger haben das Recht, zu verlangen, daß Mitbürger von ihnen nicht zur Tötung oder Verstümmelung ihrer nächsten Verwandten beitragen. Dabei erwähnt Porter noch nicht einmal die Tausende von Nachkommen dieser Eingewanderten. Auch Hermann Ridder, der über den gleichen Gegenstand in der „Staats-Zeitung" schrieb, stellt sich auf diesen Standpunkt und fordert, daß Amerika in dieser Frage seine eigenen Entschließungen treffe, ohne jede Rücksicht auf die diktatorischen Verfügungen Englands und anderer. Er sagt: „Unsere besondere Rassenzusammensetzung verlangt eine von den andern Nationen abweichende Auffassung der Neutralität. Es muß eine Neutralität sein, die die Sympathien sowie die materiellen Rechte aller Amerikaner ohne Unterschied der Rasse schützt." H. F. Urban bemerkt hierzu: „Aber zu einem unerschrockenen Bekenntnis dieser Auffassung wird sich die jetzige Regierung in Washington kaum aufschwingen, und zu einem tatkräftigen Erzwingen der Anerkennung dieser Anschauung durch England schon gar nicht. Das würde erst dann geschehen, wenn eine überwältigende Mehrheit den Regierungsleuten in Washington ihre Forderung nach einer aufrichtigen und Amerikas würdigen Neutralität mit Donnerstimme in die Ohren brüllte. Diese Mehrheit ist aber nicht vorhanden. So wie die Washingtoner Neutralität heute geübt wird, ist sie in Wahrheit eine skandalöse Parteiergreifung für Deutschlands Feinde. Und man gibt sich gar keine Mühe, das zu bemänteln." Eine solche Majorität wäre dort schon vorhanden; denn die Amerikaner englischer Herkunft, selbst wenn man die Schotten dazu rechnet, machen bekanntlich noch lange nicht die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus. Und das nennt man dort „Demokratie", Herrschaft der Mehrheit des Volkes."

Deutschlands Wiedergeburt. Unter dieser Stichmarke schickt uns ein Leser eine Zuschrift, die wir ohne jede Stellungnahme dafür oder dagegen, rein berichtend, aber sonst unverkürzt — nur ein uns überschwenglich erscheinendes Lob unserer Zeitschrift haben wir gestrichen — zum Abdruck bringen, da sie uns trotz aller Anfechtbarkeit in vieler Hinsicht beachtenswert erscheint. Die Zuschrift lautet: „Auch in dieser Monatsschrift ist bereits mehrfach in zumeist treffender Weise über die drohende Verminderung auch der deutschen Volkszahl gesprochen worden. Die im Maiheft erfolgte Betonung der Regenerationslehre des Dr. A. Damm als die, welche zur Abhilfe die größte Beachtung verdiene, veranlaßt mich aus zwei Gründen ebenfalls dazu zu sprechen. Einerseits möchte ich auf, auch seitens des Herrn W. Bräunlich berührte, beachtenswerte Irrtümer der Dammschen Lehre verweisen, wie andererseits nicht unterlassen zu zeigen, wo und daß man ebenfalls schon seit über 30 Jahren den rechten Weg lehrt zur Erneuerung unserer Volkskraft. Vorweg muß gesagt werden, wie in dem „Hammer" auch die Lehren Dr. Damms bereits vor Jahren behandelt worden sind und zwar in ähnlichem Sinne wie im Maiheft. — Im Grunde sieht Dr. Damm die Endursache aller Entartung in der Selbstbefleckung (Onanie), die nach seiner Ansicht in allen Volksschichten gang und gäbe sei. Das ist aber ein zweifacher schwerer Irrtum. Denn Dr. Damm unterläßt es zu sagen oder weiß nicht, welches die wesentlichen Ursachen zu diesem Laster sind, und irrt sich doch gar sehr, wenn er demselben eine so allgemeine Verbreitung zuschreibt. Es ist nicht wahr, daß unser ganzes Volk schon so verfault ist, um auch dieser Unnatur insgemein zu frönen. Wer das behauptet, sagt etwas Falsches, denn er kennt unser ganzes Volk nicht, zumal nicht den großen Mittelstand auf dem Lande und auch in der Stadt. Etwas Anderes ist es, wenn man den Kreis der Selbstbefleckung weiter ausdehnt auf die Ehen, welche fast durchgängig unnatürlich sind, ohne daß Dr. Damm in all seinen Schriften (soweit mir bekannt) auch darüber ein ernstes Wort verliert. Wenn es der Natur nach wohl gegeben ist, daß alle männlichen Wesen den Geschlechtsakt ohne eigenen Schaden je nach Kraftentfaltung öfters ausführen können und dürfen, so ist das, ganz abgesehen von der Gefährdung von Frau und Kindern in der Einzelehe, — doch nicht erst seit heute auch in den Ehen vielfach so ins Kraut geschossen, daß der Zweck des Aktes hintenangesetzt und nur der Lust Genüge getan wird, auch wenn der weibliche Teil nur ungern dem männlichen Willen sich beugt — aus mehrfachem Unverstand. Weder die meisten Männer und Frauen noch auch der Staat und die denselben beratenden Mediziner wissen, bezw. lehren und verlangen nicht, daß nach der Empfängnis für die Frau jede männliche Annäherung zu unterbleiben hat, bis das Kind nicht nur geboren, sondern völlig abgestillt ist. Das heißt, auch in jeder Ehe muß die Frau nach Eintritt der Schwangerschaft etwa zwei Jahre vom Gatten in Ruhe gelassen werden. Um gesunde Kinder zu gebären und für möglichst viele gebärfähig zu bleiben, — mit einem Wort, die Grundlage jedes kräftigen Staates zu gewährleisten, — muß jede Frau ihr gesamtes Blut sich und dem Kinde widmen können, was, abgesehen von anderen falschen Gewohnheiten, besonders gehindert wird durch jeden weiteren Geschlechtsakt nach Empfängnis. — Da dies in den seltensten Fällen zutrifft, fast alle Ehen dagegen fehlen, so ist damit die Ausdehnung der Selbstbefleckung bewiesen, denn diese Nichtachtung der Natur kommt einer Selbstbefleckung nahezu gleich, beeinflußt jedenfalls auch derart das Nervensystem, um Dr. Damms daraufhin aufgebaute Lehren gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Der Mensch nimmt keineswegs durch seine hohe Stellung in der Natur eine solche der Ausnahme ein, die sich über so wichtige Gesetze straflos hinwegsetzen könnte, als es die sind, welche die Fortpflanzung — und die der Erhaltung, der Ernährung (füge ich hier gleich hinzu) — so regeln, wie wir sie nicht nur bei höheren Tierarten kennen und beachten (trotzdem wir die Tiere unnatürlich halten), sondern auch unter uns selbst noch vielfach fühlen. Es gilt wohl als rückständig, um nicht zu sagen unsittlich, wenn man es wagt zu sagen, daß die Natur auch für den Menschen eigentlich die Vielweiberei gut geheißen hat. Diesem Gesetz kann nur dadurch widersprochen werden, daß der in jeder Weise wirklich gehobene Mensch die

Ehe so in Einklang mit der Natur zu bringen imstande ist, um durch Selbstbeherrschung seitens des Mannes der natürlichen Entwicklung von Frau und Kindern nicht hinderlich zu sein. Diese Selbstbeherrschung hängt aber nicht nur ab von entsprechenden guten Lehren und deren Erkenntnis, sondern fast noch mehr von der Möglichkeit, dieser Erkenntnis tatsächlich zu entsprechen. Der gute Wille dazu vermag freilich sehr viel, ist aber keineswegs stets der allein maßgebende und ausschlaggebende Macher (um nicht zu sagen „Faktor"), weil er selbst oft stark beeinflußt wird durch das Blut und dessen mehr oder weniger gute Zusammensetzung. — Ich will hier nicht davon sprechen, daß auch da die Rasse zweifelsohne mitspricht. Ich will aber mit Betonung darauf hinweisen, wie der Wille jedes einzelnen außer von noch anderen wichtigen Umständen (z. B. der Erziehung) stark beeinflußt wird von der Zusammensetzung des Blutes, in dem bekanntlich alles Leben, von dem und dessen Güte doch auch die nicht nur von Dr. Damm so hochgestellten Nerven schließlich abhängen. Ein recht grobes Beispiel mag genügen. Ist das Blut durch Alkoholaufnahme verschlechtert, irregemacht, dann versagt in vielen Fällen der beste Vorsatz zur Enthaltung vom Weibe bei Unverheirateten und Verheirateten. Den Fall Alkohol wird man mir wohl vielerseits zugestehen, nicht aber die Behauptung, daß in mindestens ähnlicher Weise jede andere naturwidrige Nahrung oder Genußart auf Blut und Willen wirkt. Man wird mir entgegenhalten, es komme bei allen Dingen erstlich aufs Maßhalten an. Ich widerspreche dem und sage: „Zuerst muß eine Sache an sich für den Menschen gut sein, dann muß selbstverständlich auch mit ihr Maß gehalten werden." In einem 1880 erschienenen Buche von Dr. med. Nichols, das den Wahrspruch hat: „Essen um zu leben", findet sich gerade in bezug auf Dr. Damms Lehre von der Wichtigkeit der Nerven folgende Stelle: „Für Nervenschwäche gibt es nur ein Heilmittel, sie fällt auf den Magen, und für den Magen ist Ruhe nötig. Die Schwäche jedoch verlangt nach Nahrung, die Nahrung erhält aber die Krankheit. (Ein Gegensatz zur heutigen Medizin im großen ganzen, die noch oft die Kranken überfüttert, statt sie hungern zu lassen. Pr.) Die Sache ist zwar schwierig, aber es gibt nur ein Mittel. Es muß für gutes Blut gesorgt werden. Nur gute Nahrung kann gutes Blut geben; aber die Nahrung muß verdaut und assimiliert werden; die ganze Nervenkraft ist schwach, und ohne Nervenkraft ist keine richtige Verdauung möglich. Es ist sowohl eine Frage der Quantität als der Qualität. Wenn die Verdauungskraft schwach ist, darf nur wenig Nahrung genossen werden. Alles über eine sehr kleine Menge wird zur Quelle von Reizung und Schwäche. Besser ein Lot zu wenig, als ein Lot zu viel. Man gehe auf die geringste Menge hinunter und steigere diese allmählich. So und nur so kann die übrige Kraft aufbauen und mehr sammeln. Hier und nur hier ist die Hoffnung auf Heilung. Unbelastete Nerven sind starke Nerven. Reines Blut baut einen starken und gesunden Körper auf. Solange Leben vorhanden ist, ist Hoffnung da; aber nur, indem das noch vorhandene Leben benutzt wird, um mehr Leben zu machen." — „Also unbelastete Nerven aus reinem Blut. Letzteres aber nur aus guter Nahrung, und diese am besten aus Früchten und zwar solchen, die in frischer Luft und im Sonnenschein gewachsen sind, und möglichst ungekocht genossen werden, weil das Feuer die von der Sonne (unserer ersten und einzigen Kraftquelle) in der Frucht aufgespeicherte Energiespannung zum Teil vernichtet. Hier nenne ich noch das Werk des Dr. med. Bircher-Benner, 1906 erschienen, über Grundzüge der Ernährungstherapie auf Grund der Energiespannung der Nahrung. — „Der Mensch ist, was er ißt." Das ist ein nicht so allbekanntes Sprüchwort, das aber auch ich wie alle Sprüchwörter wie Orakel angewandt wissen will, die bekanntlich vernünftigerweise von Fall zu Fall gedeutet werden müssen, wenn sie treffen sollen. Dennoch ziehe ich den Satz hier Herrn Dr. Damm gegenüber heran, weil dieser in seiner Lehre zwar stark nach der Seite der natürlichen Lebens- und Heilweise hinneigt, derselben jedoch bei seinem besonderen (einseitigen) System nicht die gebührende Beachtung zukommen läßt. — Dies Urteil glaube ich auch deshalb fällen zu dürfen, weil mir bekannte, sehr intelligente, große Anhänger von Dr. Damm von der natürlichen Lebens-

und Heilweise nichts wissen und in Fortsetzung der Lehren des Meisters (sowie seiner Mittel zur Heilung) vornehmlich die Metall-Elektrizität heranzuziehen suchen, die zumal auch gegenüber Dr. Bircher-Benner seitens der echten Naturheilweise verworfen wird. Damit komme ich auf das, was ich eingangs sagte: „Es wird mindestens ebenso lange wie seitens Dr. Damm schon von anderer Seite noch weit tiefer an der Wiedergeburt unseres Volkes gearbeitet — leider vielfach auch umsonst!" — Seit 1883 verfolge ich nun schon als Anhänger der natürlichen Lebens- und Heilweise (Vegetarismus und Naturheilkunde) sowohl diese Lehre als die der Medizin, der verschiedensten Zwischenformen und Reformbestrebungen. Jedem Kenner des Vegetarismus und der Naturheilweise ist bekannt, daß sich unter derselben Flagge eine Unzahl von Pfuschern breit machen, die, vielfach nur um Geschäfte zu machen, sich des Namens der Naturheilweise bedienten, dabei aber oft noch weiter von derselben entfernt blieben, als es die Medizin heute noch ist, trotzdem sie gleichfalls (gezwungen durch die Tatsachen ihrer Gegner) sich angeblich der Naturheilweise bedient und z. B. gar unter der Leitung des Prof. Brieger in Berlin einen Lehrstuhl und Klinik für Wasserheilkunde (oder so ähnlich) besitzt. — Was mein Vater als alter praktischer Arzt in den 80er Jahren zu mir sagte, als ich ihm zuerst von der Naturheilweise sprach, ist eingetroffen: „Wie ich die Geschichte und das Gros der Mediziner kenne, werden diese meine Kollegen mit der Zeit gezwungen, sich auch mit der neuen Lehre zu befassen. Sie werden dann wohl von derselben annehmen, es aber nicht zugestehen, sondern die Sache irgendwie mit wissenschaftlichen Mäntelchen behängen und behaupten, das, was die Laien lehrten, hätte die Medizin schon längst gewußt und alle Erkenntnis und Fortführung der sog. Heilweise sei ihnen zu verdanken." — Ausnahmen von diesem Urteil hat auch mein Vater gekannt und anerkannt, aber im ganzen ist's doch so geworden. Ich habe dies hier angeführt, weil ich dem Einwurf begegnen will, daß einerseits die sog. Naturheilweise eine Masse Pfuscher berge und anderseits die führende Medizin das Gute der sog. neuen Lehre längst beherberge und wissenschaftlich vertrete. Diesem Ausdruck muß ich die Bemerkung beifügen, daß Wissenschaft nach meiner Ansicht nur dann von Wert ist, wenn sie sich mit Wahrheit deckt. Freilich denkt man da unwillkürlich an Pilatus: „Was ist Wahrheit?" So steht's ja heute noch, zumal in der medizinalen Wissenschaft, deren Straße von jeher mit sich ablösenden Irrtümern gepflastert gewesen ist, deren letzter und fast größter die Lehre darstellt, daß fast alle Krankheiten durch Bakterien hervorgerufen werden. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, daß die Bakterien lediglich nur nötig-nützliche Begleiterscheinungen, nie aber Ursachen einer Krankheit sind. Ich betone dies aber um so schärfer, als selbst in Reihen der Anhänger der Naturheilweise (zumal den derselben zugehörigen Mediziner) noch Vertreter der rein medizinischen Lehre sich befinden, wodurch ein oft ganz widerspruchsvolles Verhalten derselben hervorgerufen werden muß. Ein Zeichen wieder, wie furchtbar schwer es auch uns noch heutzutage (im Zeitalter der Aufklärungen?) wird, von den durch eine falsche Erziehung uns eingeimpften Lehren loszukommen, die darauf hinauslaufen, alle Krankheiten zurückzuführen auf böse Mächte außerhalb unser selbst, während es umgekehrt richtig erscheint, auch hier mehr sich selbst an die Brust zu schlagen und anzuerkennen, daß in der jeweiligen Konstitution der Grund für jede Erkrankung gesucht werden muß, wobei natürlich von handgreiflichen Verunreinigungen und Unglücksfällen abzusehen ist. — „Wo Aas ist, da sammeln sich die Adler," die natürliche Reinigungspolizei im Großen, wie es die Bakterien im Kleinen sind, je nach dem vorhandenen Krankheitsstoff, an dessen Beseitigung sie ohne Rücksicht auf den Fortbestand des damit gefüllten Individuums mitarbeiten müssen. Der Kampf der Medizin gegen sog. ansteckende Bakterien steht auf derselben Linie mit dem Beginnen, einen faulenden Käse dadurch schmackhafter zu machen, daß man die sichtbaren Würmer von demselben entfernt. — Nun ist, seit ich Medizin-Gegner geworden bin (1883), die Grundlehre des Vegetarismus und der Naturheilkunde in bezug auf das ganze Volk, den Staat stets die gewesen und unentwegt gepredigt worden durch Wort und Schrift, Eingaben jeder Art an alle in Betracht kommenden

Stellen: „Die Macht und Größe jedes Volkes besteht letzten Endes allein in der möglichst großen Zahl seiner kerngesunden Einzelglieder, gesund an Leib, Seele und Geist!" — Diese Lehre wurde alsdann erläutert, es müsse alles geschehen, um diese Staatsgrundlage in jeder Weise zu fördern und sicher zu stellen, wozu die Anschauungen der natürlichen Lebens- und Heilweise den besten Anhalt zu geben imstande seien. Daß dabei einer möglichst großen, gesunden Kinderzahl das Wort geredet und allen derselben irgendwie entgegenstehenden Schäden Fehde angesagt wurde, ist ganz selbstverständlich für alle, die den Vegetarismus und die Naturheilweise von Grund aus erfaßt haben und ihn nicht nur als bloße Eß- und Heilfrage behandelt wissen wollen. Und wenn ich sage, daß der Vegetarismus als umfassende Lebensanschauung an sich schon die arzneilose Heilweise (sog. Naturheilkunde) einschließt, so darf ich ihn ohne Überhebung als die beste Weltanschauung bezeichnen, in der noch jeder wirklich gute Gedanke Aufnahme gefunden hat. — Es ist daher auch falsch, wenn man unbekannterweise die Vegetarianer (deutsch könnte man wohl „Naturfreunde" sagen, wenn dieser Name nicht schon sonst gebraucht würde auch von solchen, deren Verhalten oft wenig Freundlichkeit zur Natur zu erkennen gibt) einfach als einseitige Narren bezeichnet, die der Entwicklung Knüppel in den Weg legen wollten oder mit ihren Eßnormen die Fragen der Zeit lösen zu können vermeinten. Nein, dieselben sind so einsichtig, zu wissen, daß auch ihre Wahrheiten nur organisch sich durchsetzen lassen werden, und das um so mehr, als sie sich überall dort mit ins Glied stellen, wo sie auch nach ihren Grundsätzen mitkämpfen dürfen, ja müssen! — Dem Vegetarismus (immer dem echten) ist all' das längst nicht fremd, was irgendwo Gutes über Geburtenrückgang, Ehe, Geschlechtssünden usw. gebracht worden ist. Er ist stets dafür eingetreten — und kann seinerseits nichts dafür, daß er nicht gehört wurde, meist gar nicht zu Worte kam, wo man sonst alles Gute zu hören bekommen soll (?), in der Presse aller Schattierungen, die mit seltener Einmütigkeit diesem unbequemen Mahner zu einfach vernünftiger Lebensweise die Tür wies. — Seinen Hauptgegner hat derselbe aber in der Medizin, und das um so mehr, als diese im Staat als Berater desselben eine derartige Macht besitzt, wie sie unheilvoller der Entwicklung unseres Volkes nicht im Wege steht. Daher ist der Satz: „Ceterum censeo medizinam esse delendam" heute wohl ebenso berechtigt als die Sucht, jetzt alles Fremde auszumerzen. Ich sage „Sucht", weil ich leider nicht das Gefühl haben kann, es werde diese Erscheinung gesund sein und für alle Zukunft bleiben. — Einem der Mai-Nummer beigefügten Blatte über die Lehren Dr. Damms ist die Überschrift gegeben: „Können Sie Kronprinz heilen?" Die Antwort Dr. Damms fehlt. Wenn aber Dr. Damm nicht nach den Lehren der Naturheilweise würde verfahren haben, so glaube ich eher, daß der alte Oberst a. D. Spohr in Gießen (heute 87 Jahre und noch rüstig), der ebenfalls zum Kronprinzen berufen werden sollte, denselben noch gerettet haben würde, wenn dies bei der damals schon durch deutsche Mediziner (vor Mackenzie) verfahrenen Lage des Kranken überhaupt noch möglich gewesen wäre. Gerade dazu empfehle ich von den vielen wertvollen Schriften Spohrs sein Buch über „Halsleiden", das er auf den Fall des Kaisers Friedrich hin noch vor dessen Tode herausgab. — Wenn wir demnach die Grundlage unseres Volkes, seine gesund wachsende Zahl sichern wollen, werden wir nicht allein mit dem Guten der Lehre Damms auskommen, sondern müssen tiefer greifen zu denjenigen einer wohlverstandenen natürlichen Lebensweise, die freilich unseren Verehrern des Alkohols, Tabak, Fleisch usw. auch unter den Lesern als ein Unding oder mindestens eine Art Askese vorkommen mag. — „d." —

Eine sozialdemokratische Stimme aus dem Schützengraben. Ein Sozialdemokrat „L. M., zurzeit im Schützengraben an der Westfront", richtet unter der Überschrift „Wir im Felde und Ihr zu Hause" im sozialdemokratischen „Hamburger Echo" eine interessante Mahnung an seine Parteigenossen in der Liebknechtgruppe. Er schreibt: „Wir fragen uns befremdet: Ist denn diesen Genossen jedes Maß für das, was sie der Partei und den Hunderttausenden von Genossen im Felde schuldig sind, abhanden gekommen? Haben sie

nicht soviel Feingefühl, um empfinden zu können, wie sie uns enttäuschen und erbittern müssen mit ihrem Beginnen: aus Einigkeit Uneinigkeit und aus Disziplin Undisziplin zu machen? Wir hier im Felde, möchten es doch alle Genossen begreifen, haben nur Sinn für Einigkeit und Bereitsein. Das Rechten und Richten über diesen Krieg wird die Zeit nach dem Friedensschluß besorgen. Jetzt gilt es, alles Sinnen, alles Denken, Handeln und Streben auf das eine Ziel zu konzentrieren: Deutschland einen Frieden zu verschaffen, der ehrenhaft, dauernd und für die Gegner heilsam belehrend ist." Gegenüber der Behauptung, daß der deutsche Militarismus die Hauptschuld trage, sagt L. M.: „Wer sagt, daß Deutschlands Militarismus die Hauptschuld an diesem Kriege trage, der muß die Idee haben, daß Englands Marinismus mit seinem Terror zur See berechtigter sei als der deutsche Militarismus. Wo steht es geschrieben, daß England für alle Ewigkeit unbeschränkte Bewegungsfreiheit auf allen Kontinenten und auf allen Meeren haben soll? Nirgends!" Auf die Behauptung schließlich, die um Liebknecht hätten die gutgemeinte Absicht, im feindlichen Auslande Friedensgedanken und Freundschaftsgefühle zu wecken, antwortet L. M.: „Diese Genossen spielen zu schlecht verkannte Unschuld, verkanntes gutes Herz, als daß man es aufrichtig glauben könnte. Wir sind erbittert über sie, weil wir jeden Federstrich und jedes Wort von ihnen teuer bezahlen müssen. Das ist für uns das traurigste an dem ganzen Streite, daß wir die Rechnung bezahlen müssen, die diese Leute machen, bezahlen müssen mit Blut und Leben. Während wir die Beschwernisse des Krieges tragen, sitzen sie in ihren sicheren Schreibstuben, haben alle Behaglichkeit des Friedens, und schreiben Reden, wirklichkeitsfremd, kritiksüchtig, schreiben und reden an allem Guten und Begreiflichen vorbei, uns zur Last und Bitterkeit."

Die Vielweiberei im christlichen Deutschland war einmal nicht nur gesetzlich erlaubt, sondern wurde sogar von der Obrigkeit gewünscht. Es geschah dies kurz nach dem westfälischen Frieden, nachdem der entsetzliche dreißigjährige Krieg Deutschland verarmt und entvölkert hatte. Gewerbe und Handwerk lagen darnieder aus Mangel an Menschen. Man konnte meilenweit reisen, ohne auf den niedergebrannten Ortschaften eine menschliche Seele anzutreffen, und so war der Beschluß, welchen der fränkische Kreistag zu Nürnberg am 14. Februar 1650 faßte und veröffentlichte, zwar seltsam, aber begreiflich. Dieser merkwürdige Beschluß, der die Bigamie sanktionierte, lautet nach den Akten wörtlich: „Es soll hinfüro jedem Mannßpersonen 2 Weyber zu heyrathen erlaubt sein: dabei doch alle und Jede Mannßperson ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleiße, damit Er als ein Ehrlicher Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Jhnen allen Unwillen verhüette." Wie lange dieser kuriose Beschluß gesetzliche Kraft hatte, ist leider nicht mehr zu ermitteln.

Bekenntnis einer „schönen Seele". Der einstige Friedensapostel Estournelles Constant veröffentlicht im „Temps" einen Brandartikel, in dem ein Übereinkommen der Entente-Mächte zwecks Einsetzung eines obersten Gerichtshofes verlangt wird, welcher alle verantwortlichen Generale und Diplomaten Deutschlands und Österreichs aburteilt mit Strafen vom Kerker bis zum Galgen. Constant fügt bei, der Gerichtshof werde derart den Völkerhaß verlängern, aber Frankreich müsse überall Ideale verfechten und kenne kein Zurück. Ähnlichen Wahnsinn bezeugt auch Anatole Frances Brief im „Revolutions-Organ". Der Pariser Russe Novosti sagt, es sei ein Verbrechen, den Frieden zu verlangen, solange Deutschland aufrechtstehe. Es müsse jede Humanität verbannt werden. Jetzt sei der Zeitpunkt des glorreichen Sieges gekommen. („Deutsche Tageszeitung".)

Bücherbesprechungen.

Kramar, K., Die Germanen des Tacitus und die Völkerwanderungen in der Urgeschichte der Alten Welt. Budweis 1914, J. Pribyl.

Im Garten der Wissenschaft wuchert neben nützlichen Gewächsen auch so viel Unkraut, daß, wer ihn sauber zu halten sucht, oft am Erfolg verzweifeln und den Spaten sinken lassen möchte. Zum Glück haben solche geile Triebe meist so wenig Wurzelkraft, daß sie von selbst verdorren und den Gärtner der Mühe des Ausjätens entheben. Dazu ist auch die oben angezeigte Schrift zu rechnen, und ich würde sie ruhig sich selbst überlassen, wenn ich nicht von Österreich aus gebeten worden wäre, mich darüber zu äußern, und wenn nicht einige grundsätzliche Fragen in Betracht kämen. Vor Jahren schon hatte der Verfasser eine ähnliche Abhandlung in tschechischer Sprache (Vyklad jmen narodnostnich, Auslegung der Völkernamen, Programm des Gitschiner Gymnasiums 1908) veröffentlicht, die aber „fast unbeachtet geblieben" war. Ehe ich auf Einzelnes eingehe, sei hervorgehoben, daß die menschliche Sprache aus einer beschränkten Anzahl von Lauten besteht, aus deren mannigfaltigster Verbindung die Wörter sämtlicher Mundarten der Welt gebildet sind. Daher erklären sich zahlreiche An- und Gleichklänge, auch wenn jede auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisende Verwandtschaft ausgeschlossen ist. Sogar in einer und derselben Sprache gibt es manche Wörter, die nach ihrer Bedeutung sehr, nach Aussprache und Schreibung aber wenig oder gar nicht verschieden sind, z. B. Rede und Reede, Tau und Tau (Strick), Bruch und Bruch (Sumpf), Reif und Reif (Niederschlag) u. dergl. Es ist darum, wenn man nicht auf irreführende Abwege geraten will, bei der Vergleichung ähnlich lautender Wörter oder gar Völkernamen die größte Vorsicht geboten. An dieser hat es Kramar aber vollständig fehlen lassen. Was soll man dazu sagen, wenn er z. B. die germanischen Kimbern, die gallischen Caturiger zu den afrikanischen Ortsnamen Kumra und Ikatta stellt und daraus weitgehende Schlüsse zieht? Es ist einleuchtend, daß man auf diese Weise alles, d. h. nichts beweisen kann. Außerdem weiß er die verschiedenen Begriffe Rasse, Volk (er spricht sogar von „Völkerrassen"), Stamm, Nation, deutsch, germanisch, keltisch, gallisch u. a. nicht auseinander zu halten und wendet die betreffenden Ausdrücke in verwirrender Weise fast unterschiedlos an. So dürfen wir uns nicht wundern, unter seinen „Resultaten" Sätze wie folgende zu finden: „Die Germanen des Altertums waren Kelten" (das ist ja in gewissem Sinne richtig, aber nicht, wie der Verfasser meint, der die Kelten nicht für Indogermanen hält) und: „die indoeuropäischen Germanen (Sachsen, Franken und Goten) haben erst an der Wende unserer Zeitrechnung ihre Urheimat nördlich vom Aralsee verlassen." Demnach wären Friesen, Schwaben, Baiern zwar Germanen, aber keine Arier oder Indoeuropäer. Derartige Behauptungen kennzeichnen die ganze Richtung der vorliegenden Schrift und sind so widersinnig, daß sie einer ernsthaften Widerlegung nicht bedürfen. Im Sinne einer vernünftigen Völkerkunde und Sprachwissenschaft ist zu hoffen und zu wünschen, daß auch dieser Versuch das Schicksal seines tschechisch geschriebenen Vorläufers teilen wird. Ludwig Wilser.

Osning, Roman von Ernst Wachler. Verlag von G. K. Sarasin, Leipzig. 309 Seiten M. 5, geb. M. 6.

Der „Osning", wenn er sich auch ein Roman bezeichnet, will doch seinem ganzen Gehalte und Inhalte nach mehr sein. Es ist ein Bekenntnisbuch in dem gefälligen Gewande einer Geschichte. Es will das Buch hinleiten zum eigenen Ich — zur eingeborenen Religion — und zum Germanenglauben. Es zeigt uns an einem Beispiel, der Hauptfigur des Werkes, einen Menschen — einen deutschen Menschen, der am Anfang seiner noch ungewiß — gewiß nur seiner Sehnsucht nach einem Land und einem Glück ist. Er findet das Land in der Heimat und findet das Glück in seinem deutschen Herzen — in der Aufgabe, seinem Volke ein Kämpfer und ein Führer zu ihm selber zu sein.

Gerade in unserer heutigen, harten, ehernen Zeit, die nicht nur mit all den Feinden da draußen ringt, sondern auch den Kampf mit allen Fremdkörpern am eigenen Leibe führt, um sie hinauszutreiben — alle die Fremdtümeleien und Modetorheiten — kann das Werk in bezug auf Weg und Willen eines deutschen Menschen Leiter und Führer sein. Was denn auch wollten wir mehr gewinnen als Halt und Heim in uns? Heimat im eigenen Herzen: Das ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Die Gestalten des Romans sind nach dem Leben gezeichnet. Auch der in ihm erwähnte Hermannsorden ist Wirklichkeit. Wirklichkeit das Bestehen einer Germanischen Glaubens-Gemeinschaft. In der Bekenntnisschrift dieser Gemeinschaft „Das Deutsche Buch" (zu beziehen vom Amt: Ph. Niehus, Altona-Bahrenfeld) finden wir im Abschnitt: die Germanische Glaubensbewegung eine Würdigung der Wachlerschen Werke und Verdienste um eine deutsche Religion. Das nebenbei. Aufgabe dieser Zeilen kann es nicht sein, die Figuren und die Handlung des Romans kritisch zu zerpflücken — vielmehr wollen sie zur Betrachtung und zum Genießen einladen. Es ist ein deutsches Werk, und ein Deutscher hats geschrieben, dessen Namen Klang hat. Der Inhalt ist reich. Es ist zu lesen mit sehendem Auge und deutschem Herzen bis zu den wundervollen Höhenworten: „In der Brust lebt das Göttliche und auf Bergeshöhen spürst du seinen Hauch."

Wenn der innere Wille des Werkes den Leser bis dorthin trägt, wenn er ihn führt in sein Land und zu dem Göttlichen in der eigenen Brust, dann hat Wachler das Werk nicht umsonst geschrieben — dann wird auch unsere eiserne Zeit den in und durch sich selbstsicheren Deutschen finden — wie er gottgewollt ist. Prof. L. Fahrenkrog.

England und die Völker. Unter diesem Gesamttitel läßt die deutschnationale Buchhandlung in Hamburg eine Schriftenreihe erscheinen, um nicht nur den Deutschen, sondern in Übersetzung auch den andern Völkern zu zeigen, welche Schädigungen sie von England erlitten haben und wo ihr wahrer Feind steht. Bis Ende April waren vier Hefte erschienen: England und die Vereinigten Staaten von Paul Dehn, England und Irland von Dr. C. Peters, England und Holland von Prof. Ed. Heyck und England und Skandinavien von Vizeadmiral z. D. Kirchhoff. In Vorbereitung: England und Belgien von Kurd v. Strantz, England und Spanien von Dr. E. Schultze, England und die Buren von Prof. Samassa, England und Italien von J. Lulves und England und Frankreich von Paul Dehn. Ende Mai tritt dazu ein Ergänzungsband von Paul Dehn u. d. T.: „England und die Weltpresse" mit folgendem Inhalt: Die öffentliche Meinung. — Ist die Presse bestechlich? — Die Londoner Sensationspresse. — Die Verhandelung der Londoner Presse. — Presse und Diplomatie. — Englische Stimmen gegen die Londoner Sensationspresse. — Rückblicke. — Der Feldzug der Londoner Presse. — Nach der Verständigung mit Frankreich. — Deutsche Ausdehnungsgelüste in Europa. — Die teutonische Vorherrschaft. — Deutsche Ausdehnungsgelüste in Amerika. — Kolonialpolitische Verhöhnungen. — Englische Einfallsängste. — Die Vernichtung der deutschen Flotte. — Kriegstreibereien. — Der Krieg im Buch und auf der Bühne. — Englische Kriegsvorbereitungen. — Die Technik des englischen Nachrichtendienstes. — Die englische Zensur. — Die englische Zensur gegen Nordamerika. — Englische Briefbeschlagnahme. — Diplomatischer Nachrichtenvertrieb. — Das unüberwindliche England. — Englische Siegesnachrichten. — Gegen den Kaiser. — Gegen den Militarismus. — Das Werbegeschäft. — Deutsche Untaten. — Deutsche Untaten im Bilde. — Englische Greuel. — Englische Kultur. — Deutschland muß verzagen. — Englische Ränke in Österreich-Ungarn. — Die Aufreizung der Kolonien. — Die Neutralen in Europa. — Die Vereinigten Staaten vor dem Kriege. — Die Vereinigten Staaten während des Krieges. — Mittel- und Südamerika. — Ostasien. — Englands Zweck und Erfolg bei den Neutralen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 20. 5. 15.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 4 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die demokratische Lüge und der Krieg.

Vom Herausgeber.

II.

Am Schlusse des ersten Teils habe ich die Frage aufgeworfen, auf welche Weise eine Mitwirkung des Volkes an der Regierung und Verwaltung des Landes nach Maßgabe der geistigen, sozialen, wirtschaftlichen Bedeutung des Einzelnen gesichert werden kann, ohne daß dadurch in natürlicher, unausweichlicher Folge das immer weitere Zurücktreten der monarchischen, das immer stärkere Hervordrängen der parlamentarischen Regierungsform und damit die absolute Herrschaft irgendeiner Minderheit, irgendeines in der Wahl der Mittel skrupellosen Klüngels herbeigeführt werden muß.

Ehe darauf näher eingegangen werden kann, muß zunächst gezeigt werden, daß eine derartige Sicherung unter keinem der heutigen, die Massensuggestion nicht nur nicht ausschließenden, sondern geradezu begünstigenden Wahlrechte denkbar ist. Zwar wurde das in den zuletzt und vorher vorausgegangenen Heften auch schon hie und da gestreift, aber es war doch noch nicht Gegenstand einer besonderen Untersuchung gewesen. Am nächsten kam einer solchen ein Aufsatz im Januarhefte 1912 mit der Überschrift: „Das heutige Parteiwesen vom volksorganischen Standpunkte". Hier wurde bereits darauf hingewiesen, warum bei jeder Art der heute zu Recht bestehenden Wahlsysteme und dem dazu gehörigen Parteiwesen

zum mindesten bewußte oder unbewußte Heuchelei, wenn nicht geradezu Lüge, Bestechung, Verführung zur Anwendung gelangt und — was das Schlimmste ist — zur Anwendung gelangen muß, falls das System überhaupt praktisch durchführbar sein soll. Ich schrieb damals: „Das politische Parteiwesen unserer Zeit, so wie es sich zuerst in England, dann — nach der großen französischen Revolution — mit mehr oder weniger wesentlichen Unterschieden in fast allen Staaten mit europäischer Kultur, zuletzt sogar außerhalb derselben entwickelt hat, unterscheidet sich in mehr als einer Hinsicht von dem des Altertums und namentlich des Mittelalters. Es vertritt nicht die natürliche oder geschichtlich gewordene Gliederung des Volkskörpers, auch nicht die gesellschaftliche Differenzierung nach dem organischen Prinzip der sozialen und wirtschaftlichen Arbeitsteilung, sondern ist — man muß das einmal aussprechen — eine mehr oder minder geschickt verheuchelte Kampforganisation der Teile gegen das Ganze. Jede der heutigen Parteien will nicht etwa nur ein Teil des Ganzen, sondern das Ganze selbst sein. Keine Partei beschränkt sich darauf, sich und dem Ganzen zu dienen, sondern möchte womöglich das Ganze (zum Zweck der Ausbeutung) beherrschen: Staat und Gesellschaft nach ihrem mehr oder weniger unschönen (einseitig verzerrten) Ebenbilde formen. Das ist aber keine organische Teilung, keine Teilung zum Zwecke der besseren Arbeitsleistung für das Ganze, sondern eine Teilung schlechtweg; das ist keine zweckgemäße Organisation, sondern vielmehr ein Versuch zur Desorganisation; ist keine Bildung, kein Aufbau, sondern geradezu Zersetzung."

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mich einfach zu wiederholen, d. h. noch einmal alle jene der Natur- und Menschengeschichte sowie den Lehren der Biologie entnommenen Gründe anzuführen, auf welche die soeben aus dem Januarheft 1912 wiedergegebenen Behauptungen im weiteren Verlaufe der dortigen Untersuchung gestützt werden. Ich muß jeden, der sich darüber klar werden will, auf das (wegen Mehrdrucks glücklicherweise noch genügend vorrätige) Heft verweisen. Dort wurde auch gezeigt, daß das heutige Parteiwesen über kurz oder lang jeden Staat, gleichviel welcher besonderen Art, zerstören muß, weil es seinem innersten Wesen nach gegen das Wesen des Staates als des Rückgrats und Knochengerüsts, der notwendigen festen Stütze jedes höher entwickelten völkischen Gemeinwesens, gerichtet ist und gerichtet sein muß, solange es überhaupt bestehen will. Es kann darum auch nur solange bestehen, als der von dieser Krankheit befallene Staat mit den in früheren, aufbauenden Perioden gesammelten Kräften Widerstand zu leisten vermag: ähnlich so wie ein Einzelkörper sich um so länger gegen krankmachende Einflüsse zu wehren vermag, je fester die ihm angeborene und im gesunden Jugendalter entwickelte Konstitution ist.

Alles das jetzt wieder mehr als jemals „aktuell" Gewordene möge man in jenem Hefte nachlesen. Es wurde schon damals, als — wenigstens

bei uns in Deutschland — noch kaum jemand an den jetzigen Krieg dachte, darauf hingewiesen, daß jene „englische Krankheit", jener mit den raffiniertesten Künsten der Verblendung und Verführung aufrecht erhaltene Völkerbetrug nur durch ein ungeheures Schicksal, durch das aller noch so geschickten Bestechung unzugängliche „Weltgericht der Geschichte" von all den seitdem angemaßten Thronen gestürzt werden könnte. Hier will ich, zur Ergänzung der dortigen Ausführungen, zunächst, wie gesagt, auf das mit dem heutigen Parteiwesen innigst verknüpfte Wahlsystem näher eingehen. Vielleicht ist die Welt jetzt nicht mehr so verblendet, wie damals, so daß ein näheres Eingehen auf diese Dinge jetzt nicht mehr wie eine Art von moderner Tempelschändung angesehen wird.

Fassen wir zunächst einmal das Wesen der Wahl an sich, ohne Beziehung auf politische Zwecke, etwas genauer ins Auge. Es handelt sich dabei in gewissem Sinne um einen schöpferischen Vorgang, der schon ganz äußerlich dadurch gekennzeichnet ist, daß im Lateinischen „creare" bekanntlich zugleich „wählen" und „schaffen" bedeutet. In der Tat weiß ja auch jeder, der sich einmal ernsthaft mit künstlerischen Darstellungen, mit wissenschaftlichen Untersuchungen oder auch nur mit irgend einer nicht ganz stumpfsinnigen Tätigkeit abgegeben hat, nur zu genau, wie außerordentlich schwer es oft ist, unter der Fülle der sich als ungefähr gleich wahr, gleich recht, gleich schön, gleich nützlich usw. aufdrängenden Vorstellungen bezüglich einer Sache das Richtigste, Gerechteste, Schönste, Passendste usw. auszuwählen. Nur selten steht die Sache so, daß ein Zweifel über das zu Wählende nicht möglich ist, weil schon das dunkle Gefühl, der Instinkt mit unfehlbarer Sicherheit das allein in Betracht kommende trifft. Der Volksmund sagt darum ganz richtig: „Wer die Wahl hat, hat die Qual." Überdies entspringt in unserer Sprache „Wahl" und „Qual" zwar nicht derselben Wortwurzel, aber da das Schaffen, Gebären meist ein schmerzlicher Vorgang ist, so weist auch unsere Sprache auf die Verwandtschaft des „Wählens" mit dem „Schaffen" deutlich genug hin. Ebenso ist bekannt, daß ein ehrlicher, gewissenhafter Mensch bei allen solchen Wahlen mit peinlicher Sorgfalt jede nicht mit der Sache selbst zusammenhängende Beeinflussung, jedes Vorurteil usw. auszuschließen und die Sache für sich selbst sprechen zu lassen sucht. Daß man sich dazu am besten ganz allein ins stille Kämmerlein setzt oder höchstens sich mit diesem und jenem als besonders sachverständig Angesehenen vertraulich ausspricht, erscheint hier so selbstverständlich, daß man jeden, der sich zu diesem Zwecke auf den lauten Markt, in die Volksversammlung, auf die Straße, Gasse begeben und sich hier von einem Marktschreier beraten lassen wollte, für einen ausgewachsenen Narren halten würde. Und doch handelt es sich dabei nur um Dinge, von denen das Wohl oder Wehe eines ganzen großen Volkes, wenn überhaupt, höchstens sehr mittelbar abhängt.

Wie kommt es nun, daß man bei den politischen Wahlen, die doch ganz unmittelbar und folgenschwer in das Leben des Staates und Volkes eingreifen, das genau entgegengesetzte Verfahren für zweckmäßig und heilbringend ansieht? Daß man in diesen Fällen äußerliche Beeinflussung unsachlichster, persönlichster, zufälligster Art nicht nur nicht ausschließt, sondern geradezu herbeiruft? Daß man hier der jede Vernunft im Keime erstickenden Massensuggestion den denkbar weitesten Spielraum läßt? Solches kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen! Da ist doch der Pferdefuß des Teufels schon von weitem für jeden nicht völlig Verblendeten erkennbar! Da muß doch, um ganz nüchtern, sozusagen „juristisch" zu sprechen, irgendein „dolus", irgend eine betrügerische Absicht im Spiele sein!

In der Tat soll denn auch hier die „Freiheit" der Wahl nicht etwa gesichert, sondern geradezu unterdrückt, nicht beschützt, sondern vergewaltigt werden. Manchmal gibt man sich gar nicht erst die Mühe, diese Absicht zu verbergen. Wo das Volk an Zwang gewöhnt ist und eine Anzweifelung der demokratischen „Freiheit" nicht zu erwarten ist, da greift man ganz ungeniert in die Geldtasche oder droht mit dem Knüppel und Revolver, wenn das „freie" Volk nicht so wählen will, wie die hinter der „Demokratie" sich verbergenden Machthaber es wollen. Je zivilisierter freilich ein Volk ist und je eifersüchtiger es über seine ihm eingebildete „Freiheit" wacht, desto mehr muß man den Schein wahren. Man muß dann in Büchern, Zeitungen, Reden, Zwiegesprächen von heuchlerischen Versicherungen der „Freiheit", der „Gleichheit", der „Brüderlichkeit", der gewahrten „Menschenrechte", der „Unbestechlichkeit" usw. geradezu überfließen, förmlich triefen. Auch das ist ein uralter und ewig junger Händler-, Gaukler- und Gaunertrick. Wenn der Schnorrer seine Schundware nicht über den grünen Klee lobte, wenn die Taschenspieler und Taschendiebe nicht so schön reden könnten und nicht wie anständige, ja feine Herren gekleidet einhergingen, — wie wäre es denn möglich, das harmlose Publikum zu täuschen?

Beim eigentlichen Volke ist das, wie gesagt, fast überall leicht. Schwieriger ist es schon, die geistigen und politischen Führer eines großen und mächtigen Volkes hinter das Licht zu führen. Dazu bedarf es umständlicher Vorbereitungen, dazu gehört ein viel größerer und kostspieligerer Apparat als jene paar schwarzen Vorhänge, jene Büchsen, Tische und Kästen mit doppeltem Boden, wie sie die Herren „Prestidigitateurs" für ihr p. t. Publikum nötig haben. Da muß die Sache anfangs so harmlos wie möglich aussehen, denn anfangs sind die Machthaber, die man von ihren Thronen stürzen will, sehr mißtrauisch und keineswegs so schafsmäßig dumm, wie sie später, im weiteren Verlaufe der geistigen Suggestion und Verblendung, allmählich werden. Aber auch dazu ist das Mittel ebenso alt wie einfach. Man muß den natürlichen, angestammten Führern des Volkes — bei den Germanen zuletzt bekanntlich Fürsten, Adel und gebildetes Bürger-

tum — Schwierigkeiten mit der Regierung machen, damit sie sich dann sehnsüchtig nach einer „Hilfe" umschauen. Wie das zu machen ist? Uralte Sache! Wenn eine kleine Minderheit eine große Mehrheit zum Zwecke der Ausbeutung — nicht der ehrlichen Führung — beherrschen will, dann muß sie nach jenem bekannten römischen (oder von den Puniern den Römern überlieferten?) Worte handeln: „Divide et impera!" Teile und herrsche! Eine solche Praktik, in der Notwehr gegen äußere Feinde angewandt, mag sittlich gerechtfertigt erscheinen; im Innern, auf das eigene Volk übertragen, ist sie ein Verbrechen, denn hier ist nicht Zwietracht und Zerrissenheit, sondern Eintracht und Einigkeit der gesunde, normale Zustand oder das erstrebenswerte Ziel. Diesem Ziele dient die natürliche, organische Gliederung des Landes und Volkes nach staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen usw. Bedürfnissen. Eine solche gesunde und gedeihliche Organisation, wenn sie vorhanden ist, zu zerstören oder, wenn sie noch nicht vorhanden, in ihrer Bildung zu hintertreiben, muß das Bestreben jener nach Macht lüsternen Minderheit sein. Das ist in einem der Rasse nach klar bestimmten, nach seinen eigenen Natur- und Kulturgesetzen lebenden Volke keineswegs leicht; denn die öffentliche Meinung ist hier in bezug auf alle wichtigen Fragen durchaus einheitlich und geschlossen. Parteien gibt es hier in bezug auf religiöse, sittliche, soziale, wirtschaftliche, staatliche Fragen nicht, weil die darauf bezüglichen Dinge hier überhaupt nicht in „Frage" stehen. Gerade deshalb aber muß jene Minderheit versuchen, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit der öffentlichen Meinung in bezug auf alle diese Dinge in eine möglichst vielfältig gespaltene zu verwandeln. Dann werden sich nämlich ganz von selbst jene „Parteien" bilden, die man, je nach Bedürfnis, gegen einander oder gegen die angestammten Führer ausspielen möchte. Auf diese Weise will ja jene kleine Minderheit nach Belieben sich selbst oder — wenn das von Vorteil ist — den angestammten Führern über die (erst absichtlich hervorgerufenen) Schwierigkeiten hinweghelfen. Und die angestammten Führer werden in ihrer Harmlosigkeit noch dafür dankbar sein und jener kleinen Minderheit noch größere „Freiheiten" einräumen.

Hat sich ein Volk nicht ganz nach seinen eigenen Natur- und Kulturgesetzen entwickelt, sind fremde Einflüsse dabei in erheblichem Maße wirksam gewesen und nur mit Mühe allmählich verdaut worden, um so besser natürlich für jene Minderheit. Aber auch dann wird sie, der Vorsicht wegen, nach einem möglichst harmlosen Vorwand zur Parteibildung suchen müssen. Gewöhnlich dient dazu die Herbeiführung oder, wenn man Vergewaltigung in keiner Hinsicht behaupten kann, die „Sicherung" der Freiheit. Anfangs wird diese Freiheit ganz harmlos als Glaubens- und Denkfreiheit, also als eine rein geistige Freiheit verstanden. Obwohl diese Art von Freiheit in einem von fremdem Geiste nicht oder nicht mehr unterworfenen Volke selbstverständlich und, wenn auch nicht immer jedermann bewußt,

stets vorhanden ist, so leugnet man das doch hartnäckig. Falls man damit nicht gleich Glauben findet, stellt man, zunächst in Gesprächen und Büchern, dann in periodischen Schriften und Reden, andere als die bisher gangbaren Meinungen auf und behauptet dann kühn: Die Freiheit dieser Meinungen, seien sie auch noch so fremdartig und unverständlich, sei bedroht und müsse gesichert werden. „Tell a lie and stick to it.“ Erzähle eine Lüge und halte daran krampfhaft fest, sagen die modernen Engländer, denen es vielleicht auch erst von den alten Puniern, dem (der Zeit nach) ersten Handels- und Piratenvolke der Welt, überliefert worden ist. Wer nun auf seine persönliche und geistige Freiheit so stolz und eifersüchtig ist, wie das von den Germanen — den Völkern sowohl wie ihren angestammten Führern — gilt, der läßt sich denn auch schießlich betören und beschützt selbst die Art von Freiheit, die mit der eigenen nicht das mindeste zu tun hat, die nur zur Verwirrung der Geister und Gemüter der Germanen dient und dienen soll.

Ist das erreicht, dann bringt man die sogenannte wirtschaftliche Freiheit aufs Tapet. Hier ist die Sache schwieriger, denn die Herstellung dieser Art von Freiheit könnten ja manche nicht ganz Dumme oder Gewissenlose als einen Rückfall in den früheren anarchischen Urzustand der ungehinderten Freibeuterei, des wirtschaftlichen Faustrechts der übermächtigen Einzelnen und der noch mächtigeren (weil räuberbandenhaft organisierten) Gruppen verstehen. Hier muß schon das schwere Geschütz einer wissenschaftlichen Lehre (Doktrin) herangeschafft werden, und selbst deren Autorität würde versagen, wenn eine Jahrhunderte lang bestandene Ordnung sofort in offenbare Unordnung übergehen und so die Unhaltbarkeit der Lehre sofort erweisen könnte. Bekanntlich ist das nach dem auch für das Völkerleben geltenden Beharrungsprinzip nicht möglich, die Ordnung besteht, wenn auch unter Schwierigkeiten, eine geraume Zeit weiter. Dazu kommt noch, daß in einem Lande, welches außer von dem in Rede stehenden noch von einem anderen fremden Geiste beherrscht wird, die Verkündigung und allmähliche Einführung der geistigen und wirtschaftlichen Freiheit manche an sich gesunde Kräfte entfesselt, die bis dahin von jenem fremden Geiste oder auch von einheimischem Unverstande niedergehalten wurden. In diesem Falle kann sogar während des Übergangszustandes ein allgemeiner geistiger und wirtschaftlicher Aufschwung gezeitigt und so die Täuschung noch besonders erleichtert werden. Die übeln Wirkungen zeigen sich dann erst später, wenn die ursprünglich starke Konstitution des Gesellschaftskörpers durch das zersetzende Gift der Parteiungen mehr und mehr erschüttert worden ist. Darüber weiter unten.

Hat jene Minderheit die wirtschaftliche Freiheit, d. h. für gewisse Leute das Freibeuterrecht der skrupellosen Einzelnen auf Kosten der anderen nicht so Skrupellosen durchgesetzt und sich dabei maßlos — manchmal auch mühelos — bereichert, dann möchte sie natürlich das, was sie skrupellos

zusammengerafft hat, mindestens sichern, womöglich aber sich noch mehr, bis ins Riesenmäßige, Märchenhafte, Absurde bereichern. Das ist aber mit der „Freiheit", die man zuerst meinte, nicht erreichbar. Man muß darum jetzt den freien Wettbewerb aller Einzelnen, den man früher so heiß begehrte, ausschalten und die „Koalitionsfreiheit" einführen. Das ist wieder nur dann möglich und für gewisse Leute vorteilhaft, wenn die in Rede stehende Minderheit auch in einem großen Volke, ja in der ganzen Welt so klein geworden ist, daß die übermächtigen Einzelnen sich ganz genau kennen und wie die römischen Auguren — verstehen. Jetzt liegt der „Verständigung" aller dieser Einzelnen untereinander nichts mehr im Wege, denn wo die Raubwirtschaft erst soweit gediehen ist, sind die zuletzt übrig gebliebenen Einzelnen inzwischen nicht bloß wirtschaftlich, auch sozial und politisch so mächtig geworden, daß sie auch da, wo dem Namen nach ein Staatsoberhaupt und eine Regierung noch besteht, — in sogenannten „Freistaaten" sind sie selber die Regierenden — machen können, was sie wollen. Alles natürlich im Namen der „Freiheit", die, wie früher, auch jetzt noch „heilig" gehalten wird.

Man sieht: mit dem Evangelium der „Freiheit" kann jeder ungestraft tun oder lassen, was er will, wenn er nur vor der nötigen Lüge, Heuchelei und Bestechung nicht zurückschreckt. Einen Haken hat die Sache aber doch. Die Freiheit, die jene Minderheit für sich beansprucht, kann sie den übrigen im Namen der Freiheit nicht verweigern. Man muß also, so schwer das ankommen mag, „Koalitionsfreiheit" auch den Ausgebeuteten bewilligen. Diese machen sich das natürlich auch zunutze, werden dadurch immer mächtiger, immer begehrlicher und drehen schließlich den Spieß um, das heißt, werden selber zu Ausbeutern, indem sie Löhne und Arbeitsbedingungen verlangen, bei denen kein Unternehmer, auch wenn er für seinen Gütererzeugungs- oder Verteilungszweig (Branche) das Monopol besitzt, auf die Dauer bestehen kann. Daß die Arbeiter sich dadurch allmählich selber die Ausbeutungs- ja die Lebensmöglichkeit zunichte machen, sozusagen den Ast, auf dem sie wie Blätter sitzen, zum Verdorren und Abbrechen bringen, verschlägt ihnen nichts. Sie sind von dem Gefühl der Freiheit und Macht so berauscht, daß sie diesem Götzen ohne Besinnen ihr und ihrer Kinder Leben zum Opfer schlachten. Jetzt hat der Klassenkampf und die dazu gehörige bandenhafte Organisation auf beiden Seiten den Gipfelpunkt erreicht. Die Streiks auf der einen, die Aussperrungen und Bankerotte auf der anderen Seite häufen sich, und das ganze immer mehr in Zersetzung geratene Gemeinwesen treibt einer Krisis zu, die, je nach Umständen, entweder zum Untergange, oder zur Heilung des kranken Gesellschaftskörpers führen muß. Der Tod wird mit unfehlbarer Sicherheit eintreten, wenn die Regierung des betreffenden Landes nicht mehr mächtig genug ist, um die räuberbandenhafte Organisation des Gesellschaftskörpers in eine natürliche und wahrhaft kulturelle, dem Heile aller dienende, überzuleiten. Ohne

Gewalt wird das jetzt nicht mehr möglich sein, denn freiwillig werden die infolge der gewissenlosen Agitation geistig und sittlich völlig aus Rand und Band geratenen Gesellschaftselemente schwerlich zur gesunden Natur und wahren Kultur zurückkehren. Sie fühlen, soweit sie sich dem Teufel des Klassenkampfes verschrieben haben, kein anderes Bedürfnis, als diesen immer mehr zu verschärfen, zu verbittern, also die Krankheit des Gesellschaftskörpers noch weiter zu nähren, ja förmlich zu mästen. Hier kann nur der Zwang, natürlich in Verbindung mit entsprechender Aufklärung, helfen.

Eine starke Regierung ist also für den Fall der Heilung ganz unerläßliche Bedingung, und wohl dem Lande, das eine solche Regierung allem Klassenkampfe zum Trotz bis zu dessen kritischem Stadium noch behalten hat. Jene Einfältigen, die da meinen, daß sie die politische Macht erobern können, wenn die alte Gesellschaft und der alte Staat völlig abgewirtschaftet haben, täuschen sich gründlich. Sie erobern nichts als die politische Ohnmacht, mit der sie den Tod des ganzen Gemeinwesens nicht mal aufhalten, geschweige denn neues soziales Leben erwecken können. Nur eine bis zuletzt stark gebliebene Regierung vermag eine Heilung und Erneuerung des kranken Gesellschaftskörpers herbeizuführen. Freilich muß die Regierung dann aber auch aus der geistigen Hypnose erwachen, in die jene Minderheit sie allmählich versetzt hat. Geschieht das, dann hat der Teufel sein Spiel verloren. Die Heilung des kranken Gesellschaftskörpers läßt sich dann nicht mehr hintertreiben, und ein neuer, froher Völkerfrühling folgt dem parteipolitischen Winter des Mißvergnügens nach.

Der Zweck dieser ganzen Voruntersuchung war, wie gesagt, zu beweisen, daß weder das heutige Wahlsystem — gleichviel ob mehr oder weniger radikaler Art — noch das heutige damit innig zusammenhängende Parteiwesen das eingangs aufgestellte Problem zu lösen vermag. Das Eine ist nämlich durch das Andere bedingt, und beide arbeiten sich gegenseitig von selbst bis zu jenem kritischen Gipfelpunkte des äußersten Radikalismus und des erbittertsten Klassenkampfes in die Höhe. Beide können denn auch nur zugleich mit dem kranken Gesellschaftskörper zugrunde gehen, falls nicht im kritischen Augenblicke durch gewaltsamen Eingriff eine Wendung zum Besseren eintritt.

Man wird zugeben müssen, daß wenigstens bei uns in Deutschland eine solche Wendung nach dem Kriege nicht ganz unmöglich ist, daß wir also aus dem Klassenkampfe und der zugehörigen bandenhaften Organisation des sozialen und wirtschaftlichen Körpers allmählich herauskommen und uns, bei kräftiger Nachhilfe der Regierung, zu einem gesunden Volksorganismus von der Art, wie er hier wiederholt (letztes Februarheft S. 567, letztes Märzheft S. 621 und anderswo) gekennzeichnet worden ist, zusammenschließen. Wäre aber dieser Krieg nicht gekommen, oder wären wir in ihm unterlegen, dann hätte auch bei uns die Regierung vor dem sozialen, wirtschaftlichen, politischen Klassenkampfe die Segel streichen und die Dinge

gehen lassen müssen, wie es Gott oder — in diesem Falle — dem Teufel gefällt. Man kann sich also vorstellen, um was jetzt letzten Endes gekämpft wird, und welche Weltenwende in des Wortes folgenschwerster Bedeutung dieser Krieg herbeiführen kann. Es ist ein Ringen, fast wie jener sagenhafte, in die Mythologie der arischen Völker erhobene Kampf der Olympier mit den Titanen, der Asen mit Tursen, der Hohen und Edlen mit den Niedrigen und Gemeinen, des Lichtes mit der Finsternis, der Wahrheit mit der Lüge, der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit. Er wird jetzt noch mit Blut und Eisen ausgefochten, aber nach dem Siege auf den Schlachtfeldern wird er in den Sphären des Geistes fortgesetzt werden, und hier werden die Folgen des Sieges noch schwerer wiegen, noch größere Umwandelungen und Umwertungen hervorrufen als dort. — —

Doch kehren wir, so groß die Verlockung ist, zu unserem Gegenstande zurück.

Es kann also jetzt nicht mehr die Frage sein, ob wir nach dem Kriege das Wahlrecht der Einzelstaaten hier mehr, dort weniger demokratisch und radikal gestalten sollen. Wenn wir den Leib und Seele, Körper und Nerven zerrüttenden, die Festigkeit des Staates auf die Dauer gefährdenden Klassenkampf nicht wieder entfachen, sondern endlich loswerden und das öffentliche wie private Leben in gesunde, ruhige Bahnen lenken wollen, dann müssen wir das bisherige Parteiwesen und das damit innigst zusammenhängende Wahlsystem, das nur den Händlern, Gaunern und Gauklern Vorteil bringt, kurzerhand abschaffen. Und zwar müssen die aufklärenden Vorbereitungen schon während des Krieges in Angriff genommen werden; denn ist der Friede erst wieder da, dann werden auch die alten schlechten Gewohnheiten wiederkehren, namentlich wenn die daran Interessierten alles tun, um sie wieder herbeizuführen. Wer das unternimmt, muß ohne weiteres als Volks- und Vaterlandsverräter gebrandmarkt werden. Er ist dem äußern Feinde gleichzustellen, denn er will uns um die besten Früchte der ungeheuren Blutopfer bringen und dem Teufel das verlorene Spiel zuletzt doch noch gewinnen helfen. Er ist auch, ob er es weiß oder nicht, mit unseren Feinden mittelbar verbündet, denn es dreht sich jetzt darum, ob die Händler, Gauner und Gaukler oder die — Helden[1]) künftig in der Welt den Ton angeben sollen. Wer diese Binsenwahrheit auch jetzt, nach allen Offenbarungen dieses ungeheuren Weltkrieges noch nicht einzusehen vermag, dem ist nicht zu helfen. Der ist entweder ein unheilbarer Dummkopf oder ein abgründiger Schurke.

„Gut," wird man einwenden, „aber was dann? Was soll an die Stelle des durch diesen Krieg allerdings ad absurdum geführten heutigen

---

[1]) Vergl. „Händler und Helden". Patriotische Besinnungen von Werner Sombart. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig. Preis 1 M. Es wird hier der von uns schon lange vor dem Kriege, sogar mit denselben Worten gekennzeichnete Gegensatz sehr geschickt und anschaulich dargestellt. Die letzten Folgerungen seiner Lehre hat der Verfasser freilich noch nicht nach allen Richtungen gezogen.

Parteiwesens und des dazu gehörigen Wahlsystems gesetzt werden? Wir können doch nicht die absolute Monarchie wieder herstellen."

Das ist, wie schon am Schlusse des ersten Teils gesagt, heutzutage in der Tat nicht mehr möglich. Das heutige Staatswesen ist zu umfangreich, zu vielgestaltig und zu weitgreifend geworden. Man kann keinem einzelnen Menschen, und wäre er für den Herrscherberuf noch so begabt, die ganze Verantwortung dafür mehr aufbürden. Das würde sich wohl auch, glaube ich, heutzutage kein halbwegs gewissenhafter Herrscher mehr zumuten lassen. In dieser Hinsicht können also die Freiheitsschwärmer ganz ruhig sein.

Aber auch aus Gründen der notwendigen öffentlichen Kontrolle ist bei einem so großen Apparat eine Mitwirkung der Gesamtheit unentbehrlich. Selbst die beste Regierung und Verwaltung würde ohne eine zu Recht bestehende öffentliche Kontrolle nicht lange die beste bleiben. Es liegt im Wesen des Menschen, auch wenn er über das Gemeinmenschliche noch so hoch emporragt, daß er in seinem Eifer und in seiner Gewissenhaftigkeit nachläßt, wenn niemand ihn öffentlich zu loben oder zu tadeln befugt ist. Eine Zeit lang, im besten Falle ein Menschenalter lang, würde das ohne erheblichen Schaden möglich sein, aber dann ginge es abwärts. Wir brauchen also wohl nicht mehr darüber zu reden, daß eine Mitwirkung des Volkes an der Regierung und Verwaltung, also eine Volksvertretung, heutzutage notwendig ist. Was das für eine Volksvertretung sein müßte, wenn die eingangs angedeuteten Fehler vermieden werden sollen, habe ich bereits vor drei Jahren, im Januar-, Februar- und Märzhefte 1912, unter der Überschrift: „Das Problem einer organischen Volksvertretung" ausführlich dargelegt. Ich stellte mir dieses Problem am Eingang der betreffenden Abhandlung damals wie folgt:

1. Vertreten soll sein, was in dem als Organismus zu betrachtenden Volksganzen die Stelle eines besonderen Organs einnimmt oder (in einem erst werdenden Organismus) einzunehmen bestrebt ist. Jedes solcher „Organe" ist ein mehr oder weniger fertiges Produkt der gesellschaftlichen Differenzierung mit darauffolgender Redintegrierung (Wiederzusammenfassung) und dient wie ein Mittel und Werkzeug — daher der Name „Organ" — zur besseren Verrichtung gewisser für die Erhaltung oder Verschönerung des Lebens erforderlichen (sozialbiologischen) Arbeitsleistungen, gleichviel ob diese mehr materieller oder mehr geistiger Natur sind. Alle Komponenten (Bestandteile) eines solchen Organs (Individuen, Gruppen von Individuen) haben, auch wenn sie als einzelne mit einander im (lauteren) Wettbewerb stehen, doch in bezug auf die Gesamtheit gleiche bezw. parallel laufende Interessen. Sie können sich darum innerhalb des großen Ganzen als kleines Ganzes fühlen und ihre berechtigten Interessen gemeinsam wahren. Diese Berechtigung ist nach unten durch die einfache Existenzmöglichkeit, nach oben durch die Rücksicht auf das Wohl des großen (bezw. nächst größeren) Ganzen begrenzt. Die Lauterkeit des Wettbewerbs wird für

gewöhnlich am besten innerhalb der Interessentengruppe selbst überwacht und aufrecht erhalten; nur in Notfällen darf der Staat und seine Macht angerufen werden.

2. Keines dieser seitens des Staates und der übrigen Gesamtheit zur Erhaltung oder Verschönerung des Lebens für unentbehrlich angesehenen, darum gesetzlich geschützten Organe, sei es auch erst wenig entwickelt, sei es zum Leidwesen des Ganzen bereits verkümmert, darf vertretungslos bleiben. Indem auf diese Weise jedes Organ eines staatlich, volklich und territorial geschlossenen Gemeinwesens (nur in derart geschlossenen Gemeinwesen kann nämlich die Organisation sich am besten zu einem Organismus vervollkommnen) seine berechtigten Interessen zu vertreten imstande ist, kann die Vertretung als „vollständig" gelten.

3. Jedes Organ soll nicht in gleichem Maße, sondern im Verhältnis zu seiner (normalen, nicht hypertrophen) Größe und seiner höheren oder geringeren Bedeutung für das Ganze zur Vertretung gelangen. Wäre dieser (schwierigste) Teil der Aufgabe befriedigend gelöst, dann könnte nicht bloß von einer „vollständigen", sondern auch von einer „harmonischen" (das heißt in harmonischen Verhältnissen abgestuften) Gesamtvertretung die Rede sein. (Diese vollständige und harmonische Gesamtvertretung, will ich hier noch zusetzen, würde dem vollständig und harmonisch, nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit, der Gerechtigkeit und Schönheit organisierten Gemeinwesen entsprechen.)

Soviel über die Stellung der Aufgabe. Was die Einzelheiten der Lösung anbelangt, so muß ich auf die angegebenen Hefte verweisen. Hier möchte ich nur noch einiges von dem anführen, was ich damals (Januarheft 1912, S. 514) über die Vorteile einer solchen organischen, im besten Sinne berufsständischen Vertretung schrieb:

1. „Die Wahlen an sich erhalten, da sie nur unter sozial, wirtschaftlich usw. Gleichinteressierten vorgenommen werden, einen anständigen, rein sachlichen Charakter. Man kennt sich hier gegenseitig besser und beurteilt sich darum gerechter. Alle sozialen, wirtschaftlichen und sonstigen innern Gegensätze, die unsere heutigen allgemeinen, unterschiedlosen Wahlen und damit das Volk so stark verbittern und vergiften, sind dann ausgeschaltet, könnten höchstens in der Gesamtvertretung, wo sie es naturgemäß sollen, wo sie sich aber auf eine geringe Zahl Auserwählter, von hoher Verantwortlichkeit Erfüllter beschränken, zur Geltung kommen. Alle Heuchelei, alle Wahllügen, alle Klassenverhetzungen, alle persönlichen Gehässigkeiten hätten dann keinen Zweck mehr. Skrupellose Demagogen könnten sich dann nicht mehr breit machen. Das ganze Volk würde nicht mehr während der Wahlen in eine absurde, an Wahnsinn grenzende Aufregung versetzt.

2. Es kämen urteilsfähigere, geistig und sittlich gesündere Elemente in die Volksvertretung. Meistens werden es diejenigen sein, die ohnehin schon an der Spitze ihrer Berufs- oder Standesorganisation stehen, also zu

den Besten unter ihresgleichen gehören und das Vertrauen ihrer Auftraggeber voll genießen. Jeder Gewählte ist dann für seinen Stand oder Beruf, den er vertritt, ein wirklicher Sachverständiger, der weiß, wo seinem Stande oder Berufe sozusagen der Schuh drückt, der aber auch weiß, daß in einer aus lauter Sachverständigen zusammengesetzten Versammlung nichts mit Schreien und Schimpfen, aber alles durch die Gewalt der sachlichen Gründe erreichbar ist. Er wird also nur *solche* Gründe geltend machen, überhaupt in der Vertretung der ihm anvertrauten Interessen bei allem Eifer in der Wahrung doch nicht weiter gehen, als ihm vom Standpunkte des Gemeinwohls als recht und billig erscheint oder nachgewiesen wird.

3. Kein Stand und Beruf von wirklicher Bedeutung für das Ganze kann an die Wand gedrückt, von der großen unterschiedlosen Masse, so wie es jetzt nur zu oft geschieht, vertretungslos gemacht werden. Jeder Stand und Beruf kommt nach dem Maße seiner Bedeutung für das Ganze *tatsächlich zur Geltung*, kann nicht im Gewühl rein politischer Machtkämpfe gewaltsam niedergetreten werden.

4. Konfessionelle, fremdnationale und internationale Interessen, die oft in geradezu unwürdiger, unverschämter Weise die innere und äußere Politik lahmlegen oder ungünstig beeinflussen, können sich dann nicht mehr isoliert hervordrängen, da sie, wenn überhaupt, nur im Verein mit den *nationalen* Interessen zur Geltung kommen können."

Soviel über die (damit noch keineswegs erschöpften) Vorteile der hier in Rede stehenden Volksvertretung. „Es kann kein Zweifel darüber sein", so schloß ich die dortigen Betrachtungen, „daß eine solche Volksvertretung nicht nur die natürlichste und in jeder Hinsicht zweckmäßigste, sondern auch die *gerechteste* ist. Sie gibt nicht, wie die aus allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlen hervorgehenden Vertretungen, allen von Natur und Kultur noch so Ungleichen das Gleiche, aber — soweit das in einer unvollkommenen Welt überhaupt möglich ist — *jedem das Seine*."

Man sieht: es war schon lange vor dem Kriege sozusagen alles da, was die Entlarvung der demokratischen Lüge liberalistischer oder sozialistischer Drapierung hätte ermöglichen und die innere Parteizerrissenheit unseres Volkes beseitigen können. Aber die Verblendung war damals noch zu groß und allgemein. Es mußte erst dieser ungeheure Krieg kommen, um die Verlogenheit und Hinterhaltigkeit des ganzen aus dem händlerischen England importierten Systems selbst für den Verstand der Unmündigen und Säuglinge faßbar zu offenbaren. Ich kann ja nicht sagen, daß meine Ausführungen damals außerhalb meines eigentlichen Leserkreises gar keine Beachtung gefunden hätten. Eine ganze Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften sind in freundlicher oder feindlicher Absicht darauf eingegangen. Sogar aus Amerika gelangte auf Umwegen eine Zuschrift an mich, die lebhaft zustimmte und

die Tragweite der ganzen Sache richtig erfaßt zu haben schien. Im großen und ganzen aber war selbst bei uns, in Deutschland, die Zeit noch nicht dafür reif. Die Hypnose namentlich unserer regierenden und tonangebenden Kreise war noch völlig unerschüttert. Man glaubte hier noch immer die soziale und politische Krankheit heilen zu können, indem man hie und da schmerzstillende Pflästerchen auflegte, im übrigen aber die Ursachen der Krankheit nicht etwa beseitigte, sondern in der Wirkungsmöglichkeit noch verstärkte! Wäre, wie gesagt, dieser Krieg nicht gekommen, wären nicht in der Weißglut dieses ungeheuren Existenzkampfes die frevelhaft auseinander und gegeneinander gehetzten Bestandteile unserer Nation zu einem unüberwindlichen Stahlblock zusammengeschmolzen, dann hätte der Teufel auch bei uns zuletzt sein Spiel gewinnen müssen.

Es gilt nun, die glücklich erlangte innere Einigkeit auch über den Krieg hinaus zu erhalten, und dazu muß unseren Ländern und Völkern eine politische, soziale und wirtschaftliche Verfassung gegeben werden, wie sie den Helden — nicht den Händlern — zum Vorteile gereicht. Sonst beginnt, wie gesagt, nach dem Kriege das alte Leiden von neuem, und die ungeheuren Opfer an Blut und Gut sind auch bezüglich der künftigen Innenpolitik vergebens gebracht worden.

Man wendet gegen berufständische Verfassungen manchmal vielleicht ehrlicher-, meist aber wohl heuchlerischerweise ein, daß in diesem Falle die Volksvertreter sich auf die Wahrung ihrer Berufsinteressen beschränken und für große politische Gesichtspunkte nicht zu haben sein würden. Das genau Umgekehrte ist richtig bezw. wahrscheinlich. Die bisherigen Parteien waren dem Namen nach rein politische, und doch richtete sich ihr Bestreben weit überwiegend nicht nur auf die Wahrung, sondern auf die Bevorzugung bestimmter Berufsinteressen. Es lag das am bisherigen, den Parteiimperialismus und Klassenkampf hervorrufenden und bedingenden Wahlsystem. Soweit bestimmte Berufsinteressen, wie z. B. die der Landwirtschaft und des selbständigen Mittelstandes, infolge des Parteiimperialismus der übrigen ungerechterweise zurückgedrängt worden waren, war der Kampf dagegen durchaus berechtigt und notwendig. Wie sehr, das hat ja gerade dieser Krieg über jeden Zweifel erwiesen. Auf der anderen Seite hatte man mit allen Mitteln der Sophistik versucht, das Wohl des Ganzen zugunsten bestimmter Berufskreise, z. B. der Ausfuhrindustrie und des Ausfuhrhandels, überhaupt des Großhandels, insbesondere des Geldgroßhandels hintanzusetzen. In einer berufständischen Volksvertretung wäre dieses viel leichter zu verhindern, jenes viel leichter zu erreichen gewesen. Man hätte darum viel mehr Zeit und Nervenkraft für großzügige Innen- und Außenpolitik übrig gehabt. So aber fraß der Partei-, Wahl- und Klassenkampf alles höhere und tiefere Interesse nicht nur für großzügige Innen- und Außenpolitik, auch für Literatur, Kunst usw. auf. Wie in England und Amerika, so hatte auch bei uns schon fast jeder Ehrgeizige nur Sehnsucht nach der Macht, und

zwar nach deren gemeinster Art, dem Reichtum. Jeder von diesen wollte nicht etwa nur sein gutes und sicheres Auskommen haben, sondern um jeden Preis reich, überreich, womöglich Millionär werden. Was sonst nur der Jude, der Engländer, der Amerikaner ersehnt, wurde „Hochziel", „Ideal" auch für viele, viele gute Deutsche. Es kam vor dem Kriege auch bei uns nicht mehr so sehr darauf an, wie man einen Beruf ausfüllte, ob man sich darin glücklich fühlte, sondern ob man darin schnell reich wurde. Auch in allen übrigen Beziehungen war der Wert des Menschlichen gesunken. Vieles war verkäuflich geworden, was nach guter Sitte und gutem Recht niemals verkäuflich werden soll. Die Menschen wurden dadurch teils kränker und schwächer, teils roher und gemeiner. Wenn dieses Unkraut der falschen Wertschätzung der Menschen und Dinge, das der Teufel auch bei uns zwischen den Weizen gesät hatte, noch länger hätte wuchern können, dann hätte es, wie in England und Amerika, auch bei uns jede höhere und edlere Kultur ersticken müssen. Es ist also auch von diesem Standpunkte aus eine gründliche Änderung unserer innern Verfassung notwendig.

Ein anderer Einwand besteht darin, daß in einer berufsständischen Volksvertretung für eigentliche Berufspolitiker wenig Spielraum wäre, und daß so die große Politik von „Dilettanten" gemacht werden würde. Auch in dieser Beziehung ist genau das Gegenteil richtig bezw. wahrscheinlich. Soweit nämlich Berufspolitiker nicht bloß Schönredner, Schaumschläger oder gar Lügner, Heuchler, gewissenlose Versprecher sind, können sie in einer berufsständisch zusammengesetzten Volksvertretung viel eher zur Geltung kommen. Sie brauchen ja dann nur ihren Beruf, der, wie derjenige der Schriftsteller, Künstler, Privatgelehrten usw. zu den freien gehört, ordnungsgemäß zu vertreten. Soweit aber gar wirkliche politische Talente darunter sind, müssen und werden sie ja doch auf irgend eine Weise der Öffentlichkeit und damit auch den die Minister berufenden Herrschern bekannt werden. Man kann sie leicht finden, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt finden will, was bei dem bisherigen Auswahlsystem nahezu ausgeschlossen war; denn müssen sie sich erst nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechte wählen und durch die Mehrheit der Parteien zu Staatsdienern berufen lassen, dann müssen sie das Beste, was sie wissen können, ihren Wählern verschweigen und, wie gewisse andere Leute, zu schmeichlerischen Höflingen des Königs Demos werden. Sie müssen dann schachern, gaunern und gaukeln können.

Es ist also nichts mit den ehrlicher- oder unehrlicherweise gemachten Einwänden gegen berufsständische Volksvertretungen. Überdies warte man doch erst den Versuch ab. Probieren geht über Studieren. Die Mängel des bisherigen Systems sind ja doch so offenbar, daß schon die Hälfte davon genügen müßte, um den Versuch mit einem anderen, von Grund aus verschiedenen System als unbedingt geboten erscheinen zu lassen. Sollten sich

jedoch die Erwartungen nicht erfüllen, dann kann man ja zum bisherigen System wieder zurückkehren. Ich glaube aber, unser ganzes Volk, soweit es rechtschaffen fühlt, denkt und handelt, würde sich wie aus einem wüsten Traume erwacht vorkommen, würde erleichtert aufatmen und an Körper und Nerven, an Leib, Seele, Geist erst wieder recht gesund werden. Die Hast und Hetze in jeder Beziehung war ja ohnehin schon kaum noch von den obersten Zehntausend der Müßiggänger und Genüßlinge zu ertragen.

Man beschränke also künftig das „divide et impera" auf die auswärtige Politik, wo unsere Diplomaten es bisher merkwürdigerweise gar nicht angewandt haben, und halte sich für die innere Politik an das Wort: „Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur."

Wir sind am Ende. Möge die ausgestreute Saat jetzt, wo das auf dem Boden unseres Volkes üppig emporgewucherte Unkraut durch die gewaltige Pflugschar des größten aller Kriege nach unten geworfen und die tragfähige Muttererde nach oben, ans Licht der Sonne gelangt ist, auf wohlvorbereiteten Boden fallen und tausendfältige Frucht bringen!

Anmerkung des Verlags. Dieser Aufsatz wird als Ganzes in Broschürenform erscheinen und durch den Buchhandel besonders vertrieben werden. Wer von den verehrten Lesern persönlich zum Vertrieb an vorzugsweise in Betracht kommende Kreise beitragen möchte, wolle nur vorausbestellen. Falls die Bestellungen zahlreich genug sind, wird der Stückpreis sehr niedrig werden können.

Deutsche Freiheit, deutsche Kraft, deutsche Einheit.

Armand Crommelin (Holland).

I. Freiheit.

Wir Germanen pochen zu trotzig auf das unendliche Recht der Person, als daß wir die Freiheit finden könnten in dem allgemeinen Stimmrechte; wir entsinnen uns, daß auch in manchen geistlichen Orden die Oberen durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, und wer in aller Welt hat je die Freiheit in einem Nonnenkloster gesucht? Heinrich von Treitschke.

Bezeichnend für die deutsche Freiheit ist die bewußte Voranstellung des Ganzen: alle einzelnen Teile innerhalb des Reiches bewahren ihre unabhängige Eigenart, überwinden sich aber nichtsdestoweniger, sich dem Ganzen einordnen zu lassen; ebenso überwindet sich jeder einzelne Mann von Kindheit auf zugunsten der Gesamtheit: das ist der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Diese Freiheit, ja, diese kann auf Dauer hoffen! Houston Stewart Chamberlain.

Die Niederlande stehen zum Deutschen Reiche im Verhältnis des „Auslandes". Sie stehen zwar in korrektem, wenn man will freundschaftlichem, diplomatischem Verkehr miteinander, auch spricht wohl manchmal dieser oder jener Niederländer von einer gewissen Stammesverwandtschaft mit dem östlichen Nachbarn, aber, dem historisch Gewordenen zum Trotz, hält der moderne Niederländer dem Reiche gegenüber an seinem Ausländertum fest, und wenn einer von Oldenzaal aus über die Grenze nach Bentheim oder nach Rheine fährt, so ist das für ihn ebenso eine „Auslandreise", als wenn er nach London, nach Petersburg oder nach Peking führe. Diese scheinbar

unwichtige Sinnesäußerung ist von grundlegender Bedeutung für das, was ich im folgenden sagen werde; wir wollen sie nicht aus dem Auge verlieren; sie gibt Stoff zu verschiedenen wichtigen Erwägungen. Der krampfhaft gewahrte Ausländerstandpunkt im Verhältnis zwischen den Reichsdeutschen und den nichtreichsdeutschen Niederdeutschen (Niederländern) ist zugleich die Folge eines fast traditionellen Mißverstehens und der Grund sowohl als auch die Quelle stets neuer Mißverständnisse. Als Ursache dieser leider tiefeingreifenden Gegensätze müssen wir — neben manchem anderen — zunächst eine bei den meisten Niederländern beliebte, höchst einseitige, ja, geradezu törichte Auffassung von dem Wesen der Freiheit bezeichnen. Es herrscht bei sehr vielen meiner Landsleute — und zwar nicht nur bei den Ungebildeten und Dummen — die Ansicht, daß außer dem Untertanen des russischen Zaren und etwa dem unter romanischer oder angelsächsischer Willkür seufzenden Kolonialneger, wohl kein Sterblicher mehr unter dem Drucke der politischen und persönlichen Unfreiheit stehe, als eben der Reichsdeutsche. Wie kommt nun ein Volk, das mit dem deutschen so nahe verwandt ist, dessen Land zum großen Teile von den gleichen Stämmen bewohnt wird, die Teile des Deutschen Reiches bevölkern, zu dieser grundirrigen Ansicht? Wohl weil es den falschen Angaben einer feindlich gesonnenen Presse innerhalb und außerhalb des Deutschen Reiches von altersher zu glauben gewöhnt ist und sie nachspricht, ohne daß es die Zustände im Reiche aus eigener, gründlicher Anschauung kennt; und dann, weil es sich durch seine seit Jahrhunderten getriebene eigensinnig-partikularistische Politik mutwillig von den anderen Deutschen abgeschlossen hat, wodurch es von der mächtigen Emporentwicklung des deutschen Geistes unberührt bleiben mußte. Eine der verhängnisvollsten Folgen dieser, durch die politische Abgeschlossenheit mitbedingten geistigen Vereinsamung ist die Unfähigkeit der Niederländer, den tiefen Sinn des wahren Wesens der Freiheit zu erfassen. Freiheit ist für ihn gleichbedeutend mit Zügellosigkeit; er ist z. B. empört, wenn in Deutschland ein Eisenbahnschaffner ihm das Rauchen in der Nichtraucherabteilung untersagt und würde den Beamten, der ihm dieses in seiner Heimat anzutun wagte, einen „dienstklopper" (= pedantischen, biereifrigen Beamten) schelten. Vorschriften und Verbote sind für ihn nur da, um übertreten zu werden; sie sind dem Einzelnen lästig und zuwider: folglich übersieht er, daß sie zum Nutzen und Frommen des Ganzen erlassen sind. Den Gipfel der politischen Weisheit bilden für ihn noch immer die Lehren der Revolutionen von 1789 und 1848 nebst ihrem mehr oder weniger schädlichen, jedenfalls veralteten und überwundenen Anhang von Parlamentarismus, allgemeinem Stimmrecht, kurzum, demokratischem Überdespotismus. Er glaubt, daß die Seligkeit seines Volkes davon abhängt, ob jeder Scherenschleifer wahlberechtigt sei, also mitregieren dürfe, und schilt halb mitleidig denjenigen einen rückständigen Narren, der, wie Treitschke, es wagt, an der Zweckmäßigkeit des

allgemeinen, geheimen und direkten Stimmrechtes zu zweifeln. Freiheit bedeutet nach der Auffassung des niederländischen Volkes, welche sich auch als überlieferte Auffassung der offiziellen Kreise allmählich festgesetzt hat, persönliche Willkür. Diese macht den Einzelnen unfähig, das Wohl des Ganzen dem eigenen Belang voranzustellen, ja, sie läßt ihn das Ganze sehr oft vergessen. Es muß jedem nachdenkenden Einsichtigen einleuchten, daß eine solche, von ganz falschen Voraussetzungen ausgehende „Freiheit" den Einzelnen in seinen Anschauungen beengt, ihn blendet und bindet, so daß er notwendig „der Unfreieste Aller" werden muß. Frei kann nur der sein, der, unter peinlich genauer Wahrung seiner inneren Unabhängigkeit, seine ganze Persönlichkeit, seine ganze geistige und körperliche Kraft bewußt in den Dienst des Ganzen stellt, möge dieses Ganze nun das Vaterland, der Staat sein, oder eine Aufgabe, deren Lösung von ihm als nützlich angestrebt wird. Diese Freiheit kann nur von der Persönlichkeit erkannt und gewürdigt werden, wie auch andererseits nur sie Persönlichkeiten bildet. Diese Freiheit ist uns Germanen von jeher angemessen und einzig unserer würdig; sie war auch im Reiche durch Jahrhunderte unter der Despotie eines kleinlichen Partikularismus verborgen, bis sie durch Brandenburgs aufsteigende Größe im preußischen Pflichtbewußtsein zu neuem Leben erwachte. Houston Stewart Chamberlain, der im wahrsten Sinne freie Sohn des von vielen — auch von den meisten Niederländern — irrtümlich für das freieste Land gehaltenen England, hat mit tiefem Blicke klar die Freiheit des Deutschen erschaut: „. . . ebenso überwindet sich jeder einzelne Mann von Kindheit auf zugunsten der Gesamtheit: das ist der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit." Also: von frühester Kindheit an eine Schulung, um zur Freiheit zu gelangen; und als erste und zugleich reifste Frucht dieser Schulung: die innere Freiheit, die wir doch wohl als die höchste, die echteste, ja, die einzige Freiheit bezeichnen dürfen. Diese innere Freiheit bedeutet zunächst die völlige Hintansetzung, ja, die Aufgabe persönlicher Wünsche, des persönlichen Belangs, wenn es die Not oder das Wohl des Ganzen gilt. Mit Recht sagen wir, daß diese Gesinnung uns die reinste, die höchste Freiheit bringt, weil sie uns von jedem kleinlichen, partikularistischen Wunsche befreit, unseren Gesichtskreis auf das Große, auf das Ganze richtet und ihn so bis in das Unendliche erweitert. Innere Freiheit ist die unerläßlichste Bedingung einer ausgeglichenen Persönlichkeit; nur die Persönlichkeit kann dem Staate frommen; der Staat ist der freieste, der am reichsten an Persönlichkeiten ist. Wir sahen es im alten Rom in der guten Zeit vor dem Verfall, im alten Brandenburg; wir erlebten es im Preußen Friedrichs des Großen, im modernen Preußen Bismarcks und dürfen es jetzt, nach 1870, in der Ausstrahlung des preußischen Geistes auf die übrige Gesamtheit des Reiches schauen. Innere Freiheit — höchste Freiheit! Persönlichste Eigenart! Dieses ist der innere Gehalt der von Unwissenden für eine verknöcherte, schematisierende Organisation gehaltene

Einrichtung des preußisch-deutschen Staatswesens. Gerade, daß alles in dieser Einrichtung ineinander paßt wie die Rädchen und Teilchen einer komplizierten Maschine, daß alles in diesem Mechanismus zu jeder Zeit klappt und unbedingt zweckmäßig ist, das ist der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung; denn dieses wäre nicht möglich, ohne daß der Einzelne zu der inneren Freiheit, von der ich vorhin sprach, geschult wäre und — bewußt oder unbewußt — sich bis zu ihr durchgerungen hätte; zu dieser inneren Freiheit, die ihm die Möglichkeit gibt, nein, die ihn zwingt, sein weitblickendes inneres Auge unverwandt auf das Ganze zu richten. Möge dem Deutschen manches in der technischen Ausführung des Regierungsgeschäftes in den Bundesstaaten und im Reiche verfehlt erscheinen, möge sogar bei der Gründung des Reiches dem herrlichen Schöpfer der deutschen Einheit ein Mißgriff mit untergelaufen sein, der den Keim der Unfreiheit in sich barg (die Errichtung des Reichsparlaments als Zugeständnis an die liberalen Parteien), dieses und vieles andere ändert nichts an der Tatsache, daß der Grund, auf dem das preußisch-deutsche Staatswesen aufgebaut ist, ein unerschütterlicher ist, festgefügt durch Freiheit und Eigenart.

Persönliche Willkür ist höchste Unfreiheit, denn sie zwingt den Geist, der augenblicklichen Laune zu gehorchen, sie bindet ihn an einen nicht auf das Ganze gerichteten, also nebensächlichen Zweck. Willkür und Zügellosigkeit der Gesinnung sind des deutschen Wesens unwürdig und darum ihm unerträglich; der in diesem Sinne Unfreie „treibt," um mit Richard Wagner zu reden, „die Sache nicht um ihrer selbst willen, sondern des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen." Den solchermaßen Gesonnenen sehen wir in seinem engen Gesichtskreise wie in einem Käfige gefangen. Er kennt nicht das wohltuende Gefühl der Befreiung, welches die Beschränkung, die Überwindung, ja, unter Umständen die völlige Verneinung des eigenen Willens, der persönlichen Wünsche, gewährt. Ihm ist die Wohltat der inneren Freiheit, von der ich vorhin sprach, unbekannt, dieser Freiheit, der jedes dem Ganzen zu bringende Opfer kein Opfer mehr ist, sondern freudigste Darbietung des Besten unserer Persönlichkeit. Er vermag es nicht zu verstehen, daß höchste Freiheit in der Beschränkung gefunden wird, ein willkürliches Sichausleben dagegen gezwungenste Unfreiheit bedeutet.

Ich muß hier mit tiefstem Bedauern aussprechen, daß in dieser Beziehung das niederländische Volk wohl eines der unfreiesten ist, die es überhaupt gibt; und was den deutsch gebliebenen Niederländer am schmerzlichsten berührt, ist, daß sein Volk so sehr in seine von undeutschen Einflüssen durchtränkte Abgeschlossenheit sich eingekapselt hat, daß es gar keinen Begriff von Freiheit und Unfreiheit hat, und daß es sich infolgedessen seiner eigenen Unfreiheit keineswegs bewußt wird. Daß dieses den historisch und national denkenden Niederländer, dem seine Heimat völkisch und geographisch

ein organisch zu Groß-Deutschland gehörender Landstrich ist[1]), den er von seinen Landsleuten als solchen anerkannt wissen möchte, mit schwerer Sorge und tiefem Kummer erfüllt, muß uns als durchaus berechtigt erscheinen. Ich habe in dem in der Fußnote genannten Aufsatz nachzuweisen versucht, wie es kommt, daß der deutsche Geist in unserem germanischen Ländchen im Laufe der Zeit zuerst unterdrückt und schließlich fast ganz verschollen ist. Wen diese Verhältnisse interessieren, möge es dort nachschlagen.

Wenn es gelänge, das niederländische Volk zum Bewußtsein seiner Unfreiheit zu bringen, so wäre der erste Schritt zum Verstehen des deutschen Wesens, des deutschen Gedankens, des deutschen Geistes angebahnt. Wäre man erst einmal so weit, so dürfte man bereits anfangen, die Hoffnung auf eine spätere Überbrückung der Kluft zu hegen. Dann käme freilich noch ein schweres Stück Arbeit, wenn nicht das schwerste, indem man ein ganzes Volk umlernen lassen müßte; man denke sich die Schwere der Aufgabe, nachdem man glücklich so weit gekommen wäre, daß man das niederländische Volk erst zum Nachdenken über das Wesen der Freiheit und dann zum Erkennen der eigenen Unfreiheit gebracht hätte: ein ganzes Volk, das viele Jahrhunderte lang in den schmachvollen Banden der zügellosesten persönlichen Willkür verschmachtet ist und nun endlich zum Bewußtsein der eigenen Unfreiheit erwacht, die Wege zur wahren, einzigen Freiheit zu weisen, welche zu kennzeichnen ich oben den skizzenhaften Versuch gemacht habe. Unermeßliches wäre da mühsam zu erkämpfen; aber der Kampf wäre nach der stattgehabten Erkenntnis eben nicht mehr hoffnungslos. Als eine schier unlösbare Aufgabe müßte uns das hier entwickelte Ziel erscheinen, wäre es nicht, daß wir sowohl den Kampf als auch das zu erkämpfende Ziel mit dem Auge des Idealisten erblicken, der, auch ohne daß sich ein äußerlich greifbarer Erfolg feststellen läßt, unverdrossen für ein Ideal weiterzukämpfen gesonnen ist.

Die Unfreiheit der Niederländer läßt sich bis weit in das Mittelalter hinein, als diese Landstriche innerlich und äußerlich noch fest dem Verbande des Deutschen Reiches angehörten, verfolgen. Die Geschichte des gräflichen Zeitalters, welche die Jahre vom letzten Viertel des 9. bis in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts umfaßt, ist ein ununterbrochener Kampf der Beherrschten gegen ihre rechtmäßigen Herrscher, und zwar im allgemeinen nicht ein deutscher Stämme würdiger Kampf, der auf das Große, auf das Ganze geht, ein Kampf um wahre, innere Freiheit oder zur Wahrung berechtigter Eigenart, sondern ein stetes Sichauflehnen, entweder des Grafen gegen seinen kaiserlichen Lehensherrn wegen kleiner Sonderinteressen des öfteren, wie z. B. 1018 und 1046 die Grafen Dirk (= Dietrich) III. und IV. gegen die Kaiser Heinrich II. und III., um 1123 der Utrechter Bischof gegen

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz „Das Verhältnis der Niederlande zu Deutschland und zum Deutschtum" im „Hammer" Nr. 297, 299 und 300 vom 1. November, 1. Dezember und 15. Dezember 1914.

Kaiser Heinrich V., um die Mitte des 13. Jahrhunderts Graf Wilhelm von Holland gegen Kaiser Friedrich II., oder ein ewiger Streit der im Aufsteigen begriffenen Städte gegen die Grafen und die Bischöfe; dann wiederum von den Grafen, Herzögen und Bischöfen untereinander und der einen Stadt wider die andere und zwar durchweg nicht aus Gründen von tiefeingreifender Bedeutung, sondern um Fragen des Vorrangs, um Erbfolge, aus kleinlicher Eifersucht oder auch aus Raubgelüsten, zur Befestigung von Schiffahrtzöllen oder von kleinen wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsamen. Bei den Städten handelte es sich im allgemeinen um die Erlangung gewisser Vorrechte oder Privilegien, welche angeblich ihre Freiheit zum Ziel hatten, in Wirklichkeit jedoch gewöhnlich nur der Erjagung kleiner oder großer Sondervorteile dienten, die sie auf Kosten des Landesherrn immer mehr zu erweitern suchten. Das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein, ja, wir können ruhig sagen bis in unser eigenes, neuestes Zeitalter, ist in den Niederlanden ein einziges Streiten, Raufen, Zanken um die Erlangung von Privat- und Parteivorteilen und zwar in allen Kreisen des Volkes, sowohl bei den Regierenden als bei den Regierten, innerhalb dieser zwei Gruppen und zwischen ihnen untereinander. Es geht dieses unentwegt so weiter unter allen gräflichen Dynastien, während des 80jährigen Kampfes gegen Spanien, während der Republik und später. Ja, nicht einmal die Zeit der zum Teil glorreichen und begeisternden Befreiungs- und Religionskämpfe gegen den undeutschen Zwang der spanischen und päpstlichen Herrschaft hat die Niederländer als innerlich Freie gefunden; sie sind, trotz aller anderslautenden Behauptungen der schulmäßigen Geschichtsschreibung in einer fast sklavenhaften Unfreiheit befangen geblieben; zu jeder Zeit Gewiß, Zügellosigkeit, eigenmächtigste Willkür in persönlichen und öffentlichen Angelegenheiten waren von jeher Eigenschaften des niederländischen Volkes; nur wer selbst bis zum Ersticken tief in dieser bindenden Unfreiheit steckt, vermag sie als „Freiheit" anzusehen und zu bezeichnen; wir wissen es besser. Schiller wußte es auch: „Während dem, daß man im Staatsrat die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während daß ihre vereidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistand aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Teil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtnis zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nötig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Teil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hilfe nicht mehr emporzuarbeiten

hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er noch etwas weit Schlimmeres als ihren Stolz beleidigt: in diesen Bettlern hatte er sich ebenso viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Taten, ebenso viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmut sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt notgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf oder in keinem für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbstgefühle, dem sie umsomehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverän und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hilfe zu eilen. Diese Idee war nur insoweit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Anteil hatte; aber die Vorteile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Teil des niederländischen Reichtums sich befand und welche die unangefochtene Übung ihrer Religion für keinen Preis zu teuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand und welche niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder anderen Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichtums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das eifrigste angelegen sein, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohen Meinungen von ihnen selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armut zu dingen. Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wäre es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die Trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten." [1]) Wir haben in Schiller

[1]) Schiller: „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", drittes Buch: Verschwörung des Adels. Hierbei ist zu bemerken, daß, wo Schiller das Wort „Republik"

einen unbefangenen Beurteiler, weil er nicht Partei ist. Zwar hat er die hier angeführte Schilderung nach Strada wiedererzählt; Schiller würde sie jedoch nicht in diese Form gefaßt haben, wenn er nicht nach sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Quellen die Meinung seines Gewährsmannes zu der seinigen gemacht hätte. Es ist mit dem Studium der Geschichte eine eigene Sache. In der Fülle der Tatsachen und Begebenheiten früherer Zeiten, die auf uns gekommen sind, in der großen Mannigfaltigkeit bedeutender und weniger bedeutender Gestalten aus der Vergangenheit, die an unserem geistigen Auge vorbeiziehen, steht nur eines für uns alle gleich fest: es ist die trockene Chronologie; in allem übrigen ist unserer verschiedenen Veranlagung, unserem Gefühle, unserer Phantasie, der Unterschiedlichkeit unseres Erfassungs- und Sichtungsvermögens ein so weiter Spielraum gelassen, daß jedem, je nachdem welcher Rasse, Nationalität oder Religion er angehört, je nachdem er im selbständigen und logischen Denken geübt ist oder nur die Meinung anderer nachspricht, je nachdem er mehr Verstandes- oder mehr impulsiver Gefühlsmensch, Realist oder Idealist ist, die Tatsachen und Begebenheiten vergangener Zeiten, die handelnden Personen und ihre Beweggründe, ja ihre Charaktere und diejenigen ganzer Völkerschaften in verschiedenem Lichte erscheinen müssen.

Schiller gesteht in der Vorrede der ersten Ausgabe seiner vorerwähnten Geschichte, daß eine hohe Begeisterung für seinen Stoff ihn zum Schreiben dieser Geschichte veranlaßt habe. Weit davon entfernt, seinen Blick zu trüben, wie es bei einer weniger genialen Natur leicht geschehen wäre, läßt diese Begeisterung in vielen wichtigen Punkten ihn tief bis auf den Grund der niederländischen Volksseele schauen; und dieser Blick mußte notwendig die für diese Volksseele fast vernichtende, oben angeführte Kritik herausfordern. Zu diesem tiefen Blick ist keiner der in der gleichen Unfreiheit wie die arme Volksseele befangenen niederländischen Geschichtsschreiber befähigt gewesen, jedoch scheint es, daß der redliche, von echtem Forschergeiste beseelte Fruin zum mindesten die Wirkung der inneren unfreien Gebundenheit seines Volkes erkannt hat, denn er bekennt: „Die schlimmste Zersplitterung und Verwirrung nahmen immer mehr zu und das wankende Staatsgebäude drohte jeden Augenblick einzustürzen. Als er (Robert Dudley, Graf von Leicester) nach zwei unheilvollen Jahren tief gekränkt die undankbare Herde, wie er sich ausdrückte, sich selbst überließ, zeigte sich die Zukunft noch drohender, als bei dem Antritt seiner Regierung. Seit 20 Jahren waren die Aussichten nicht mißlicher gewesen. Mißachtung der Regierung bei dem Volke, Zwietracht der Regenten untereinander, Verwirrung und Erschöpfung der Finanzen, Meuterei unter dem Kriegsvolk, völliger Mangel an erprobten Feldherren: so war der Zustand der Repu-

---

gebraucht, dieses noch nicht in dem Sinne des späteren Staatsgebildes, sondern in der Bedeutung der alten „res publica“ aufzufassen ist.

blik zu Anfang des Jahres 1588.“ [1]) Man sieht, der Verfasser erkennt die Wirkungen, aber die ihm angeborene nationale Unfreiheit hindert ihn am Erkennen der Ursachen.

Die wenigen Zeilen Schillers, welche gewissermaßen als Einleitung zu dem Kapitel „Verschwörung des Adels“ dienen sollen, enthüllen uns in gedrängter Kürze die ganze Zügellosigkeit, die verhängnisvolle Willkür der Gesinnung der beiden ausschlaggebenden Schichten des niederländischen Volkes. Es hat eine gewisse Tragik, daß das eigentlich unfreieste Volk den unverdienten Ruf genießt, eines der freiesten zu sein und seine Freiheit aus idealen Gründen mit den größten Opfern erkämpft zu haben. Nur „die größten Opfer“ stimmen hier; denn ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut gewesen, die der heldenhafte Kampf gegen Spanien gekostet hat. Was wir von der angeblichen Freiheit der Niederlande zu halten haben, das glaube ich — wenn auch noch nicht zur Genüge — so doch wenigstens vorläufig, deutlich genug dargetan zu haben; ich komme hierauf noch zurück. Wie aber steht es mit der Idealität der Gründe? Gewiß, der 80jährige Kampf gegen das undeutsche spanisch-römische Joch verdient den Nimbus des Ausdauernden, Standhaften, der Zähigkeit, der ihn umgibt, vollkommen. Die Niederländer haben sich im allgemeinen gut geschlagen, und der Kampf hat das Volk und seine Ziele gehoben, zum Teil sogar geläutert. Aber der Anfang, die Drahtzieher, waren nichts weniger als gehoben oder ideal gesonnen! Man vergegenwärtige sich die oben angeführten Stellen von Schiller und Fruin und für den, dem die Geschichte des niederländischen Volkes in den früheren Jahrhunderten bekannt ist, werden sie eine willkommene Ergänzung zur Beurteilung des Volkscharakters und der herrschenden Zustände abgeben. Ich sagte schon, daß, soweit man denken kann, alle Klassen des niederländischen Volkes fortwährend untereinander und gegen ihre Herren, diese wieder gegen ihren kaiserlichen Herrn, um große oder kleine Sonderinteressen gestritten haben, ohne daß sie jemals das Ganze im Auge hatten; innerhalb dieser Bevölkerungsklassen nun waltete dasselbe Bestreben unter den Einzelnen ob. Dieses kommt am klarsten in den Aussprüchen Schillers sowohl als auch Fruins zum Ausdruck. Der Kampf „um die Freiheit“ gegen Philipp II. von Spanien fand in persönlicher Willkür und Unfreiheit seinen Ausgang, und deshalb verdient er nicht unbedingt unsere bewundernde Teilnahme und Anerkennung, welche die Generationen der Nachlebenden, einander nachsprechend, ihm gedankenlos zollen. Es heißt, der Kampf sei um die heiligsten Güter, um die Freiheit der Religionsausübung, entbrannt; daß die späteren Kämpfenden sich das ehrlich eingebildet haben, und daß diese fromme Lüge so durch Überlieferung auf uns gekommen ist, kann man begreifen und entschuldigen. Sicher haben es die Brederode und die

[1]) Vergl. R. Fruin: „Tien jaren uit den tachtigjarigen oorlog.“

anderen verschuldeten Rädelsführer der „Verschwörung des Adels", wie Schiller sie uns schildert, nicht geglaubt, ja, nicht einmal gewußt. Bei ihnen handelte es sich doch offenbar nur um gekränkte Eitelkeit, und um einen letzten Versuch, ihrem zerrütteten Zustande ein möglichst glückliches Ende zu bereiten. Von einer tief und ehrlich begeisterten Gesinnung kann nur bei ganz wenigen unter ihnen, z. B. bei dem Grafen Ludwig von Nassau, die Rede gewesen sein. „Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln, dieser mußte an ihrer Spitze stehen[1]). Wäre es den protestantischen Kaufleuten, von denen bei Schiller in der oben angeführten Charakterisierung die Rede ist, in Wahrheit um die Religion zu tun gewesen, sie hätten sich zur Erreichung ihres Zweckes nicht dieser übel beleumundeten Gesellschaft, deren persönliche Wünsche und Verhältnisse ihnen bekannt waren, bedient. Das ganze Treiben dieser Kreise weist auf eine Art religiösen Fanatismus hin, der keineswegs mit dem wahren Christentum etwas gemein haben kann. Auch hier also persönliche oder Sektenwillkür, ein Nachjagen von Wünschen und Forderungen, die auf das Kleine anstatt auf das Große zielen. Kann denn auch nur Einer derjenigen, die sich einer Bande heruntergekommener Adeliger zum Schüren der Rebellion und des niedrigsten städtischen Straßengesindels zum Kirchenschänden bedienten, im Ernste geglaubt haben, damit ein dem Herrn wohlgefälliges Werk zu verrichten?! Es haben wohl nur wenige der Zeitgenossen an die Frevelhaftigkeit ihres Unterfangens gedacht und daran, daß es wahrlich nicht auf die äußerliche Form, Gott zu dienen, ankommt, sondern darauf, wie es im Innern des Menschen aussieht. Und gerade in Äußerlichkeiten verlor sich die ganze Glaubensbewegung in den Niederlanden. Das Großzügige, Deutsche, einfach-streng Gläubige Luthers und seines idealistischen Strebens hatte offenbar keinen Eindruck hinterlassen und war vergessen worden. Es galt hier nicht nur die Abwehr der spanisch-römischen engherzigen Grausamkeit, sondern nicht weniger das bissige Gezänke zwischen Calvinisten und Lutheranern und später zwischen all den ungezählten hadernden Sekten beider Bekenntnisse untereinander. Wir sehen also auf jedem Gebiete eine Zersplitterung der Kräfte, eine Verschiebung der Ziele als Folge der zügellosen Willkür des niederländischen Volkscharakters, welche — durch innerliche Unfreiheit bedingt — dieses edel und gut veranlagte Volk notwendig zum Kleinen, Kleinlichen und Beschränkten führen und es darin befangen halten mußten. Eine Gestalt ragt inmitten dieses Treibens wie ein mächtiger, unerschütterlicher Fels aus der Brandung: es ist Wilhelm von Oranien, Graf von Nassau-Dillenburg, der deutsche Fürst, genannt der Verschwiegene. Einer der ganz wenigen, die der Sache um ihrer selbst willen, also nach deutscher Art,

[1]) Vergl. Schiller a. a. O.

dienten. Vielleicht der Einzige, der das Ganze übersah und im vollsten Sinne uneigennützig handelte. Weil er der Verschwörung des Adels nicht öffentlich entgegentrat, lud er den Schein auf sich, ihr zuzustimmen, was in Wirklichkeit nicht der Fall war.

Daß die Haupttriebfeder des niederländischen Volkes als solches (ganz abgesehen von Einzelnen) bei dem Ausbruch des Aufstandes gegen sein angestammtes Herrscherhaus nicht ein tief-inbrünstiges religiöses Bedürfnis war, muß uns, die wir an der Hand der von fleißigen Gelehrten gesammelten Tatsachen die Lage klar zu überblicken vermögen, außer aus vielen und mannigfachen anderen Gründen, in der Hauptsache aus dem Grunde einleuchten, weil die eigentliche Seele des Aufstandes, der wirkliche Führer des Volkes in den ersten Jahren seines Kampfes, der vielleicht einzig fähig war, die gesamte Lage klug und klar wägend zu überblicken, Wilhelm von Oranien, erst verhältnismäßig spät zum Protestantismus übertrat. Er führte und beseelte schon längst die ganze Bewegung, als er noch immer sich zum Katholizismus bekannte; sein Blick war eben zu weit, als daß es ihm hätte genügen können, ihn an einen verhältnismäßig kleinen Unterteil des Ganzen zu fesseln. Gewiß, später (1573) ging er auch zum Protestantismus über, dem er — da sein Geschlecht bereits vor seiner Übersiedlung nach Brüssel als jugendlicher Page Karls V. der lutherischen Lehre huldigte — eigentlich nur entfremdet worden war; da nun aber die Anfänge der Empörung der Niederlande sich bis in die der Thronbesteigung Philipp II. unmittelbar folgenden Jahre zurückführen lassen, geht daraus, daß die Zeitspanne bis zum Religionswechsel Wilhelms von Oranien eine verhältnismäßig lange war, deutlich hervor, daß für ihn der eigentliche Schwerpunkt der Bewegung nicht in dem Kampfe gegen Rom an sich, auch nicht in dem Kampfe gegen die Monarchie als solche, sondern gegen die sinnlose Regierung dieses einen Monarchen, also gegen ihn und gegen seine Kreaturen, lag. Gegen diese Mächte gingen die Ziele Wilhelms von Oranien; er hatte eben das Undeutsche dieser Regierung erkannt und wollte seine niederdeutschen Brüder davon befreien. Er überschaute das Ganze und ging auf das Ganze. Die Verhältnisse wuchsen aber sogar ihm über den Kopf, als das niederländische Volk nicht nur in pöbelhaften Ausschreitungen sich der Kirchenschändung schuldig machte, sondern auch bald, statt wie ein Mann die undeutsch sich äußernde Gewalt zu bekämpfen, in die verschiedensten kirchlichen und politischen Parteien zerfiel, die einander bis aufs Messer befehdeten. Es ist möglich, daß diese Zustände Wilhelm nichts Überraschendes boten, daß er es nicht anders erwartet hatte; wie dem auch sei, er widmete bis zu seiner Ermordung (1584) seine besten Kräfte der Sache, die seiner uneigennützigen deutschen Hilfe um ihrer selbst willen wert war, während das Volk, dem er diente, sich dieser Hilfe nicht immer würdig erwies. Eines ist allerdings unbegreiflich: nämlich, wie es möglich war, daß Wilhelm der Verschwiegene als deutscher Fürst, dessen souveräne

Grafschaft ebenso wie die Niederlande (wo er ausgedehnten Grundbesitz sein eigen nannte) dem Verbande des Deutschen Reiches angehörte, diese Niederlande von vornherein als einen nicht zu diesem Verbande gehörenden Landstrich behandeln konnte. Rechtlich war ja Philipp II. in seiner Eigenschaft als angestammter Herrscher der Niederlande ebenso deutscher Reichsfürst wie Wilhelm von Oranien selbst. Meinten nun die Niederländer und ihr sie schützender Führer, daß die Herrschaft dieses einen Philipp unerträglich geworden war, welcher Meinung wir jetzt die Berechtigung nicht durchaus versagen dürfen, so lag darum noch kein Grund vor, die Zugehörigkeit zum Reiche zu verwischen. Als 1581 der größte Teil der Niederlande sich feierlich von Philipp lossagte, d. h. als die Vertreter der verschiedenen Landstriche sich selbst und sämtliche Beamte des Landes von dem dem Könige geleisteten Eide eigenmächtig entbanden, da hätte die Verfügung über die Niederlande rechtens dem Kaiser wieder zufallen müssen; daß die „Algemeene Staten", die „Staten van Holland", die einzelnen Städte und die Vertreter all der einzelnen Landstriche dieses nicht einsahen, ist wieder ein Beweis ihres willkürlichen partikularistischen Triebes, ihrer sie an das Kleine bindenden, ihren Geist auf das Kleine richtenden Unfreiheit. Jedoch nach allem, was die Geschichte uns von dem Grundzug des niederländischen Charakters gelehrt hat, kann uns diese Auffassung des Rechtes keineswegs wundern. Was uns aber mit Erstaunen erfüllen muß, ist die Haltung Wilhelms des Verschwiegenen in dieser wichtigen, grundlegenden Angelegenheit; eben *weil* wir so viele Beweise für die Weite seines Blickes, für die Großzügigkeit seiner Gesinnung besitzen, vermögen wir nicht zu begreifen, wie er in *diesem* Punkte im Partikularismus befangen bleiben konnte. Von ihm, der sich bis zur Abschwörung des rechtmäßigen Landesherrn nur als dessen Statthalter betrachtet hatte, obwohl er die Geschicke des Landes gegen ihn führte, hätte man erwarten müssen, daß er, als ihm selbst im Jahre 1582 von den Landständen in Holland und Zeeland die nunmehr erledigte Grafenwürde angetragen wurde, sie an den Kaiser, als den zum Neuverleihen dieser Würde einzig Berufenen und Berechtigten verwiesen hätte. Statt dessen erklärte sich Wilhelm von Oranien bereit, die Regierung endgültig als gräflicher Herr anzunehmen; die Ausführung dieses Vorhabens wurde nur durch seine Ermordung verhindert. Im Jahre 1584 hatten die betreffenden Gaue und Städte sich nämlich immer noch nicht über allerlei nebensächliche Kleinigkeiten einigen können; durch dieses kleinliche Gezänke wurde die endgültige offizielle Übernahme der Gewalt, die Wilhelm *in der Tat* schon längst besaß, zwei Jahre lang bis zu seinem Tode hingezogen. Schmerzlich verwundert stehen wir vor der Tatsache dieser Sinnesäußerung des trefflichen Fürsten; er kannte die Neigungen, die Fehler, die Schwächen des niederländischen Volkes, seinen Hang zum selbstherrlichen, abgeschlossenen Partikularismus im Größten, Großen, Kleinen und Kleinsten; freilich, er

kannte auch die Vorzüge dieses Volkes; diese konnten jedoch in einem so wichtigen Punkte nicht die Untugend seiner eigensinnigen Willkür aufwiegen. Als einzige Erklärung für die Handlungsweise Wilhelms I. von Nassau-Dillenburg-Oranien könnte man vielleicht anführen, daß er dem Kaiser die Möglichkeit eines Konfliktes mit Philipp II., dem er sich durch die Anerkennung von dessen Abschwörung ausgesetzt hätte, ersparen wollte.

Stand es denn in den anderen Teilen des Reiches und im Reiche als Ganzes damals so viel besser um die innere Freiheit als in den Niederlanden? Wir wissen es zu gut, als daß hierauf noch eine Antwort vonnöten wäre. Und doch: der Partikularismus und vor allem die Willkür waren im Leben des deutschen Volkes nicht so bis in das Kleine und vor allem nicht so tief in das kirchliche Leben eingedrungen, wie in den Niederlanden. Wir mögen uns über den Partikularismus der einzelnen Staaten und Fürsten, einiger Städte bis lang über die in diesem Aufsatze gestreiften Jahrhunderte hinaus geärgert, ja, empört haben, dennoch finden wir im Reiche schon früh innerhalb der einzelnen Staaten und Gemeinwesen einen bedeutsam ausgeprägten Gemeinsinn, in vielen Fällen bereits sehr früh eine innere Freiheit bei den Regierenden und Regierten, die uns, blicken wir auf die Niederlande und andere Länder zu derselben Zeit, freudig überraschen muß. Und — was die Hauptsache ist: Deutschland entriß sich dann schließlich auch als Ganzes dem Banne der inneren Unfreiheit, indem es sich endlich von jedem staatlichen Partikularismus befreite. Die Niederlande seufzen bis auf den heutigen Tag unter dem Fluche gänzlicher Unfreiheit, weil ihnen die erste Bedingung der inneren Freiheit — das Ganze — fehlt. Sie werden in dieser Gebundenheit immer verharren, wenn sich ihre Augen nicht öffnen, und sie das Ganze sehen, es als solches erkennen und . . . anerkennen. Dieses Ganze ist das Deutsche Reich.

Aber auch der einzelne Niederländer vermag noch stets nicht, seine ganze innere und äußere Person uneingeschränkt uneigennützig in den Dienst des niederländischen Staates als Ganzes zu stellen. Da gibt es — ohne den günstigen Ausnahmen zu nahe treten zu wollen — immer ein Hin und Her von sophistischen Gründen, ein Raisonnieren, ein eigennütziges oder kleinliches Vorherrschen des persönlichen Belangs, ein Sichdrängen und -stoßen um sogenannte gute Posten, eine Protektionswirtschaft ohne gleichen, wobei das Interesse des Staates — also hier des Ganzen — eine nebensächliche Rolle spielt. Fürwahr, hier erkennt man die Abkommen der Oligarchengeschlechter des 17. und 18. Jahrhunderts. Und oben bei der Regierung? Man kann von einer eigentlichen Anarchie nicht wohl reden; wohl aber von einer zu starken Rücksicht von Seiten des Staates auf die Wünsche und die vermeintlichen Rechte des Einzelnen, welche sich äußert in einer förmlichen Scheu vor staatlicher Einmischung in Privatangelegenheiten, auch wenn das Wohl des Ganzen es erheischen würde, und ein fast krankhaftes Fördern der privaten Initiative, auch wo es Sachen betrifft,

die viel besser vom Ganzen zum Wohle des Ganzen unternommen werden könnten. Der Einzelne, möge er nun Privatmann oder eine private Korporation sein, denkt — zumal in den Niederlanden — zunächst an sich selbst, zuletzt an das Ganze. Hiermit ist die Unfreiheit des Einzelnen wie der Gesamtheit gegeben und bedingt. Ein paar Beispiele mögen den ersten Teil dieser Abhandlung beschließen.

Die Niederlande waren in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und wohl bis tief in das Mittelalter hinein oder vielmehr darüber hinaus, ziemlich dicht mit Wald bestanden. Dieses ist zwar nichts Besonsonderes, denn die meisten anderen Landstriche Nord- und Mitteleuropas waren es damals ebenfalls. Beachtenswert ist vielmehr, daß die Niederlande, im Gegensatz zu anderen Ländern, namentlich zu Deutschland, jetzt fast völlig von Wald entblößt sind. Eine bedauerliche Folge der willkürlichen, von keinen ordnenden obrigkeitlichen Bestimmungen gehemmten Nutzung durch einzelne oder genossenschaftliche Besitzer! Private, Markgenossenschaften, Gemeinden u. a. haben Jahrhunderte hindurch immer nur genutzt, d. h. den Wald beraubt, ohne daß das Geringste geschah, um die Bestände dem Lande zu erhalten. Es blieb den einzelnen Besitzern überlassen, ihren Wald nach Belieben zu zerstören. Da es keinen Staat, kein Ganzes also, gab, hat wohl niemand daran gedacht, Bestimmungen zu erlassen, die einem Ganzen zugute kommen sollten. Der Erfolg ist, daß jetzt weite Flächen des früher mit Wald bestandenen, zur landwirtschaftlichen Nutzung unbrauchbaren Bodens ungenutzt daliegen, als traurige Zeugen der inneren Unfreiheit des niederländischen Volkes. Zehntausende von Hektaren ödester Heide und Sanddünen liegen da, die Millionen von Festmetern guten Kiefernholzes tragen könnten. Daß der Staat sich seit etwa 15 Jahren um diese Flächen bemüht, schwächt nicht die Richtigkeit dieser Behauptung; denn von vielen sogen. fortschrittlichen Politikern wird diese Tätigkeit des Staates mit scheelen Augen betrachtet. Der Staat soll eben nicht selbst „exploiteeren", meinen diese Herren! Werfen wir einen Blick hinüber nach dem Reiche, so finden wir, daß dort schon sehr früh der Sinn für einen nachhaltigen Forstbetrieb erwachte. Hiermit ist nicht gemeint, daß man bereits im frühen Mittelalter an eine regelrechte Technik der Forstwirtschaft und an eine Forstwissenschaft dachte, wie wir sie heutzutage verstehen, aber es zeigte sich in verschiedenen Teilen des jetzigen Deutschen Reiches doch schon früh, gewissermaßen instinktiv, das Bestreben, durch vernünftige Bestimmungen, sogenannte Forstordnungen, der übermäßigen Nutzung des Waldes Einhalt zu gebieten. Wir erblicken also hier bereits, in dem politisch noch so partikularistischen Deutschland, den echten freiheitlichen, ordnenden Drang, der voraus denkend auf das Ganze geht; die weitsichtige Fürsorge für das allgemeine Wohl, auch späterer Geschlechter; den Drang, der, vielleicht scheinbar die Rechte Einzelner begrenzend oder einengend, dennoch ihren Gesichtskreis erweitert, indem er ihren Blick von

ihrem Sonderbelang auf das Interesse der Gesamtheit lenkt. — Bereits im 12. Jahrhundert[1]) stoßen wir auf die ersten Anfänge einer Forstwirtwirtschaft. Im bayrischen Landrecht von 1346 finden wir Bestimmungen forstwirtschaftlicher Art; ebenso in den Erfurter Statuten des Jahres 1356, worin bereits von einer Einteilung des dortigen Stadtwaldes in 7 Schläge die Rede ist. Schon im 15. Jahrhundert werden Niederwald und Mittelwald als getrennte Wirtschaftsarten erwähnt. In der badischen Ordnung für die Waldförster findet man 1483 Vorschriften über das „Tannensäen". Wichtige Forstordnungen finden sich nun fortlaufend. Es sind ihrer zu viele, um sie alle aufzuzählen. Ich nenne nur diejenigen von 1565 und 1568 für die Oberpfalz und für Bayern, von 1710 und 1724 der bekannten Forstmänner von Göchhausen und Freiherr von Flemming, von 1745 des Stolberg-Wernigerodeschen Forstbeamten Johann Georg von Langen. — Die modernen Staatswaldungen, die in den übrigen deutschen Staaten zuerst zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden, datieren in Preußen bereits aus dem Jahre 1713. Doch ich darf die Geduld des Lesers nicht mit noch mehr trockenen Zahlen auf die Probe stellen. Ich wollte damit nur dartun, wie im Reiche von dem frühen Mittelalter an eine stets wachsende Fürsorge für einen nachhaltigen Forstbetrieb stattgefunden hat. Wir sehen den Erfolg in den für alle Länder der ganzen Welt mustergültigen Staatsforsten der meisten deutschen Bundesstaaten und nicht weniger in der durch weise Gesetze in vernünftige Bahnen geleiteten Privatforstwirtschaft Deutschlands. Das Deutsche Reich ist — auch in bezug auf seinen Holzbedarf — fast unabhängig von der Einfuhr von außen; es ist eben auch darin frei. Die Niederlande können kaum einen winzigen Bruchteil des Holzes, dessen sie bedürfen, aus dem eigenen Vorrate decken; sie sind also auch darin abhängig, unfrei.

Ein letztes, weniger ausführliches, aber sehr charakteristisches Beispiel: In den Niederlanden werden die Eisenbahnen von Privatgesellschaften betrieben. Es sind derer etwa vier außer mehreren kleineren Lokalbahngesellschaften. Man sollte meinen, daß bei einer solchen Lage der Dinge der Staat, im Interesse der Gesamtheit der Reisenden, sich wenigstens ein gewisses Aufsichtsrecht über die Gesellschaften vorbehalten müßte. Auf dem Papiere besteht dieses ja wohl auch, aber die berühmte „Freiheit" des Einzelnen, also auch der Eisenbahngesellschaften, gestattet kaum, daß von dem Rechte Gebrauch gemacht wird. Die Reisenden sind also vollkommen der Willkür dieser Gesellschaften preisgegeben. Es kommt regelmäßig vor, daß aus Gründen der Konkurrenz von einem Bahnhofe, wo umgestiegen werden muß, der Zug der einen Gesellschaft 3 oder 4, auch wohl nur eine Minute vor der Einfahrt des Zuges der anderen Gesellschaft abgeht. Der nächste geht dann wohl erst in 2 bis 3 Stunden; der Reisende läßt sich das geduldig gefallen; dafür lebt er ja in einem „freien" Lande.

[1]) Die geschichtlichen Daten sind dem Büchlein von Dr. A. Schwappach: „Grundriß der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands" entnommen.

Ich habe sehr weit ausholen müssen, um zu erhärten, wie grundverschieden die Freiheitsbegriffe des niederländischen und des deutschen Volkes im Laufe der Jahrhunderte sich gestaltet haben; um darzutun, in welch verhängnisvollem doppeltem Irrtum das durch fremde Einflüsse irregeleitete niederländische Volk befangen ist: in dem Irrtum, erstens über das Wesen der Freiheit, zweitens über den Grad seiner eigenen vermeintlichen Freiheit. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß jeder Reichsdeutsche innerlich frei sei, oder daß jede Tat der Regierung von dieser Freiheit zeuge; im Gegenteil, manches, vieles sogar möchte man sich anders wünschen; aber das System ist gut; daran läßt sich nicht rütteln; daß es hin und wieder falsch angewandt wird, ändert nichts an seiner alles überragenden Größe und Güte. Das System der Ordnung, der Zucht, des Gehorsams, der Unterordnung zum Wohle des Ganzen, unter dem die Kinder von ihrer frühesten Jugend an aufwachsen dürfen, macht sie, unter vernünftiger Führung, zu innerlich freien Menschen, und das ist das Höchste, was der Staat seinen Bürgern geben kann.

Als ich zum ersten Male als 20jähriger Jüngling zu dauerndem Aufenthalte aus dem sogenannt freien Holland nach dem Reiche kam, wehte mir der Hauch dieser Freiheit — mir selbst freilich noch unbewußt und unklar — förmlich entgegen. Bei späteren Besuchen in der engeren Heimat fühlte ich mich — trotz aller „Freiheit" — geradezu beklommen und eingeengt; dieses Gefühl hat sich zeitweise bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Jetzt, wo ich seit einigen Jahren gezwungen bin, meinen ständigen Wohnsitz wieder in den Niederlanden zu haben, ist dieses für mich nur durch die völlige Abgeschiedenheit meines Wohnortes zu ertragen. Jedesmal, wenn ich die Reichsgrenze überschreite, fällt es mir wie ein schweres Bleigewicht von der Seele; ich fühle mich — nicht nur sinnbildlich, sondern tatsächlich — befreit. Früher, vor 1½ Jahrzehnten, war dieses Gefühl dunkel und unbewußt; jetzt ist es klar und bewußt. Eine gleichartige Empfindung muß dem Engländer John Stuart Mill das schöne Wort eingegeben haben, welches ich bei Treitschke angeführt finde: „In keinem anderen Lande außer Deutschland allein ist man fähig, die höchste und reinste persönliche Freiheit, die allseitige Entwicklung des Menschengeistes zu verstehen und zu erstreben."

Ich habe versucht, hier die Gründe und Ursachen dieser gefühlten Freiheit auch anderen deutlich zu machen. Ob es mir gelungen ist? Ich wage kaum, es zu hoffen. Erstrebenswert aber ist das Ziel: das niederländische Volk zum Nachdenken über das Wesen der Freiheit und zur Erkenntnis seiner eigenen Unfreiheit zu bringen. Gelänge dieses schier aussichtslos erscheinende Unterfangen, so wäre das tiefgehende Mißverständnis zwischen den deutschen Stämmen in den Niederlanden und im Reiche aus dem Wege geräumt.

Englische Einmischungen in Deutschland von ehedem.

Paul Dehn.

In seinen „Erinnerungen" (1840) klagt Ernst Moritz Arndt, daß England „in unseren inneren deutschen Verhältnissen auf das emsigste für die Schwächung, Teilung und Spaltung gearbeitet. Welche unwürdige Eifersucht und Neid gegen Preußen, weil das schien, etwas Großes werden zu können! Welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, um den Anfang einer Seemacht zu bilden?"

Nicht gerade erhebend, doch für die Gegenwart von Wert ist ein Rückblick auf die Praktiken, mit denen die englische Politik jeden Zusammenschluß Deutschlands zu verhindern suchte. Damals verfehlte diese Politik nicht ganz ihre Wirkung, denn England war groß und stark und Deutschland uneinig und schwach.

Für die englische Politik gab es keinen deutschen Bund; sie behandelte jeden deutschen Staat als ein besonderes Land und verkehrte mit ihm unmittelbar. Bis 1837 stand Hannover in Personalunion mit England und auch später noch unter englischem Einfluß. Hannover war ein Trabant Englands und sein Vertreter im Bundestage in Frankfurt a. M. ein Agent der englischen Politik.

Als Frankfurt a. M. nach den Unruhen von 1833 im Auftrage des Bundesrats mit österreichischen Truppen belegt wurde, machte England im Mai 1834 dagegen Bedenken geltend. Die Aufrechterhaltung der politischen Unabhängigkeit auch des kleinsten Staates in Europa sei ein englisches Interesse. Daß die Bundesversammlung trotz der nachdrücklichen Gegenvorstellungen des Frankfurter Senats fortfahre, das Gebiet besetzt zu halten, und gar beabsichtige, den städtischen Behörden den Oberbefehl über ihre eigenen Truppen zu entreißen, müsse die britische Regierung als einen unmittelbaren Einbruch in die Rechte eines unabhängigen Staats ansehen. (Fischer, Die Nation und der Bundestag, Leipzig 1880, S. 163.)

Auf die deutschen Märkte glaubte man in England eine Art von Vorrecht zu haben und versuchte es durchzusetzen. Das hochschutzzöllnerische England beschwerte sich über das preußische Zollgesetz von 1818, obwohl es gegenüber den englischen Zöllen geradezu freihändlerisch war.

Als der deutsche Zollverein Anfang der dreißiger Jahre greifbare Gestalt annahm, ergingen sich die englischen Blätter in gehässigen Angriffen gegen Preußens Handelspolitik. Gegen die Entstellungen der „Foreign Quarterly Review" legte Beuth in der „Staatszeitung" (1833 Nr. 68 und 260) die freihändlerischen Grundsätze der preußischen Zollpolitik dar und verglich damit die Schutzzölle Englands, Frankreichs usw. Der deutsche Tarif sei weit liberaler als der neue englische und trage keineswegs Schuld, wenn der Absatz englischer Waren nach dem Zollverein

sinke. Seit Beginn des Vereins sei keine nennenswerte Industriezollerhöhung erfolgt. Das Ausland erhalte durch den Verein eine weit größere Sicherheit, als sie vereinzelte Staaten gewährten. Auch entspreche er den finanziellen und volkswirtschaftlichen Bedürfnissen Deutschlands. Daß diese und nicht der Ehrgeiz Preußens ihn ins Leben gerufen, sei jetzt wohl allgemein anerkannt.

Anstatt durch Zollermäßigungen die deutsche Einfuhr zu erleichtern, begingen die Engländer den Fehler, ihre Zölle auf deutsche Erzeugnisse hochzuhalten und die deutsche Einfuhr immer mehr zurückzudrängen, während sie selbst für ihre Ausfuhr nach Deutschland freihändlerische Zollsätze forderten.

So bewirkten die Engländer wie schon oft vorher und nachher durch allzugroße Selbstsucht das Gegenteil ihrer Forderungen und betätigten sich wider Willen als Förderer des deutschen Zollvereinsgedankens.

Mit allen Mitteln suchte die englische Politik die wirtschaftliche Zusammenfassung Deutschlands in Gestalt des deutschen Zollvereins zu stören. Man wollte die Kleinstaaten vor dem preußischen Joch bewahren. Im Unterhause bestritt man 1834 dem preußischen Staat das Recht, mit anderen deutschen Staaten Verträge abzuschließen, die dem englischen Handel nachteilig werden könnten! Im Auftrage des Königs von Großbritannien und Hannover wandte sich am 9. August 1832 im Bundesrat der hannoversche Vertreter gegen die preußische Zollvereinigung, angeblich im Interesse der Eintracht der deutschen Staaten und Stämme.

Nach der aktenmäßigen „Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik" von Zimmermann (Oldenburg 1892) verbürgte England, um das Zustandekommen des Zollvereins zu durchkreuzen, den freien Städten Hamburg und Frankfurt a. M., seinen größten Schmuggelniederlagen, insgeheim ihre bisherige Zollverfassung.

Im Unterhause kündigte Palmerston Maßregeln gegen den Zollverein an und ließ sich tatsächlich herbei, am 13. Mai 1832 mit der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. in aller Form auf zehn Jahre einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abzuschließen, der beiden Teilen Gleichberechtigung und Meistbegünstigung zusicherte, so daß kein dritter Staat bevorzugt werden durfte. Frankfurt sollte dadurch verhindert werden, dem deutschen Zollverein beizutreten, zunächst um englischer Hauptschmuggelplatz bleiben zu können. Der allzu fein gesponnene Vertrag brachte den Frankfurtern mehr Schaden als Nutzen, da ihre Binnenstadt auf den deutschen Handel angewiesen war. Schon Ende 1835 mußten sie die Aufhebung des Vertrages von England erwirken, um in den Zollverein eintreten zu können.

Ende 1833 nach Abschluß der Zollvereinsverträge zwischen Preußen und Süddeutschland erklärte Palmerston: Das ist eine gegen England gerichtete feindselige Maßregel, dagegen sind Vergeltungsmaßregeln unvermeidlich.

Wiederholt versuchte man in Berlin, England zu einer verständigeren Auffassung zu leiten und von seiner üblen Einwirkung auf Hannover ab-

zubringen, so im Oktober 1842 durch Bunsen. Preußen habe bewiesen, daß es die englischen Interessen nicht verletzen wolle und mit größter Mühe die gegen England gerichteten Bestrebungen der andern Staaten bekämpft. Der Süden sei aber durchaus zum Hochschutzzoll geneigt, während der Norden freien Handel verlange. Um so wichtiger wäre für Preußen der Anschluß der Nordseestaaten. Es könnte dann den schutzzöllnerischen Bestrebungen erfolgreicher entgegentreten. Somit läge der Beitritt Hannovers zum Verein im eigenen Interesse Englands. Komme es nicht dazu, so werde man in London selbst den Schaden fühlen. Bunsens Schritte in London blieben erfolglos. Die Engländer verwahrten sich zwar feierlich gegen die Annahme, daß sie gegen den Zollverein arbeiteten, und behaupteten, in Hannovers Beitritt nur eine Frage der Zeit zu sehen. Tatsächlich aber blieb ihre Haltung unverändert.

Als der Zollverein im Sommer 1842 Zollerhöhungen für Wollstoffe vorbereitete und 1843 die Erhöhung des Eisenzolls beschloß, stellte man von London aus die preußische Regierung zur Rede. Lord Aberdeen beschuldigte in einer Note vom 28. November 1843 den Verein der Feindseligkeit gegen England. Es liege kein ernster Grund vor, den Eisenzoll zu ändern.

Auch im Auslande arbeiteten von England aus Regierung und Presse gegen den Zollverein und hintertrieben die Vollziehung des Handelsvertrages zwischen dem Zollverein und der nordamerikanischen Union vom 25. März 1844.

Englands Vorherrschaft auf dem Meer ist wesentlich durch seine hochschutzzöllnerische Schiffahrtsgesetzgebung gefördert worden, die bis ins 14. Jahrhundert zurückgeht. Beseitigt wurde sie erst 1849 durch den Sieg der freihändlerischen Bewegung mit ihrer Forderung nach möglichster Verbilligung der Beförderungsmittel. Bis dahin durften asiatische, afrikanische und amerikanische Erzeugnisse nur auf englischen Schiffen, europäische Waren nur auf englischen oder auf Schiffen des Ursprungslandes oder Einschiffungshafens unter hohen Abgaben nach England eingeführt werden. Die englischen Kolonien waren fremden Schiffen verschlossen. England sollte der große Stapelplatz des Welthandels werden und ist es geworden.

Von dieser Gesetzgebung wurde die Entwicklung der deutschen Handelsschiffahrt nach den Befreiungskriegen arg bedrückt, wo nicht verhindert. Wie in anderen festländischen Staaten so war man auch in Deutschland bestrebt, die unmittelbare Einfuhr aus überseeischen Ländern auf deutschen Schiffen zu begünstigen. Man wollte Kaffee u. dergl. von Brasilien selbst holen und nicht erst mit englischen Schiffen beziehen, die mit englischen Fabrikaten bezahlten, ebenso die Baumwolle unmittelbar aus Amerika zuführen und selbst verspinnen, anstatt englisches Garn kaufen zu müssen. Lange widersetzte man sich in England diesem berechtigten Verlangen, bis man eine ausreichende Überlegenheit gewonnen zu haben glaubte.

In langwierigen, umständlichen oft kleinlichen Verhandlungen mußte das berechtigte deutsche Verlangen erkämpft werden. Englands Schiffahrt genoß in Deutschland weitgehende Freiheiten. Die deutsche Schiffahrt in England wurde unterdrückt. Preußens Handelsflotte verminderte sich von 1102 Schiffen in 1805 auf 576 in 1825. Vor der Einführung von Unterscheidungszöllen schreckte man in Preußen zurück. Auch zu dem Erlaß eines dem englischen ähnlichen Schiffahrtsgesetzes konnte man sich nicht entschließen.

Mitte 1822 führte Preußen für die Schiffe fremder Staaten, soweit sie nicht volle Gegenseitigkeit gewährten, erhöhte Abgaben ein. Im Unterhause lärmte man über diesen „anmaßenden Machtspruch eines kleinen deutschen Fürsten" (Treitschke, Deutsche Geschichte III, 6. Auflage, Leipzig 1908, S. III, 469), billigte aber doch einige Zugeständnisse, die England unter dem freieren Huskisson an Preußen gegen Rücknahme der gelinden Vergeltungsmaßregel machte. Immerhin bestand noch keine volle Gegenseitigkeit im Schiffsverkehr. Die Engländer gefielen sich in sonderbaren Scherereien und wollten Schiffe, die nicht ganz in Preußen gebaut worden waren, trotz der Flagge als preußische nicht anerkennen. Preußens Forderung nach Gleichstellung deutscher und englischer Schiffe bei mittelbarer Fahrt nach England blieb unerfüllt.

Neue Anregungen zugunsten einer deutschen Handelsschiffahrt gab Friedrich List. Als unentbehrliche Voraussetzungen für eine wahre Großmachtstellung Deutschlands erklärte er: Betreibung des Seehandels auf eigenen Schiffen, unmittelbaren Bezug der Kolonialwaren von den Tropenländern und Bezahlung durch deutsche Gewerbserzeugnisse, Schutz der deutschen Flagge, ein vollständiges Strom-, Kanal- und Eisenbahnsystem, Vertretung der deutschen Interessen im Auslande durch Konsuln und Diplomaten sowie Regelung und Leitung der Auswanderung.

Vorbedingung war der Eintritt der Nordseestaaten in den Zollverein. Man fühlte zwar in den Hansestädten den Mangel einer allgemeinen Vertretung der deutschen Interessen im Auslande, das Fehlen einer deutschen Flagge und einer Kriegsflotte. Aber in den Zollverein wollte man nicht eintreten, sondern plante einen besonderen Verein aller deutschen Staaten zum Schutze einer zu wählenden deutschen Flagge.

Zur Verwirklichung dieses Vorschlages kam es nicht. Aber in England machte er das größte Aufsehen. Die plötzliche Aussicht, einen Wettbewerb in der Herrschaft über das Weltmeer entstehen zu sehen, verfehlte ihren Eindruck nicht.

Der englische Vertreter bei den Hansestädten erhob in Bremen ernstliche Vorstellungen gegen einen deutschen Schiffahrtsbund.

Am 22. Juli 1844 schloß Hannover, der preußenfeindliche Vermittler der englischen Pläne gegen den Zollverein, zur großen Entrüstung Preußens und ganz Deutschlands mit England seinen berüchtigten Schiffahrtsvertrag.

England verließ darin den Grundsatz der Gesetzgebung von 1840. Unter dem Vorwand, daß Hannover als Mitglied des deutschen Bundes den Anspruch darauf habe, gewährte es ihm das Recht der mittelbaren Schiffahrt aus den Zollvereinshäfen. Das war für den Zollverein von Nachteil. Besonderen Anstoß erregte in Berlin die Erstreckung des Vertrags bis 1854. Darin lag ein neuer Versuch Hannovers, sich dem Beitritt zum Zollverein zu entziehen. England stand dahinter und suchte den Widerstand der Nordseestaaten geradezu zu belohnen.

Englands Verhalten war eine empfindliche Verletzung des Zollvereins. Am 2. November 1844 erhielt Bunsen Auftrag, für den Zollverein ebenfalls Zulassung der mittelbaren Schiffahrt zu fordern. Weder M'Gregor noch Gladstone, der Handelsminister, gingen jedoch darauf ein. Letzterer zeigte sich überhaupt bei jeder Gelegenheit als einer der ärgsten Gegner Preußens.

Noch am 13. Mai 1845 sandte Aberdeen eine nicht weniger als 94 Seiten lange Drahtmitteilung nach Berlin und beschuldigte darin den Zollverein einer illiberalen, ziellosen Handelspolitik.

Anfang 1847 drohte Lord Clarendon offen, wenn Süddeutschland seine Feindseligkeit gegen England nicht aufgebe, so werde man es nächstens fühlen lassen, was England sei. Gleichzeitig forderte Palmerston Hannover und die anderen Nordseestaaten auf, unter keinen Umständen dem Zollverein beizutreten. Kein englischer Minister könne dulden, daß die deutschen Küstenländer die hohen Zölle des Vereins annähmen.

Was man in London fürchtete, war das sichtbare Anwachsen des deutschen Nationalgefühls, das immer regere Streben der Deutschen nach Erwerbung von Kolonien, nach Erweiterung des überseeischen Handels. Das erkannte man in Berlin. An Bunsen schrieb Freiherr von Canitz, der preußische Minister des Auswärtigen, unterm 25. Februar 1846: „Es wundert mich nicht und erschreckt mich noch weniger, wenn man in dem Lande, das den erdumgürtenden Ozean als seiner Herrschaft unterworfen anzusehen gewohnt ist, es für eine anmaßende Keckheit ansieht, daß wir Deutschen endlich auch einmal daran denken, daß wir auch Meeresküsten und Häfen haben und es uns einfallen lassen, von überseeischem Verkehr zu reden."

In einem Bericht vom 19. September 1846 nach Berlin über List an Canitz äußerte Bunsen: „Es ist gar nicht unwichtig, daß englische Staatsmänner der größten Entdeckung des Jahrhunderts, nämlich der des Bestehens einer deutschen Nationalität und eines auf sie gegründeten Völkerbundes im Herzen von Europa, allmählich etwas näher gebracht werden."

Damals besorgten die Engländer eine Erneuerung der Kontinentalsperre in friedlicher Form durch handelspolitische Einigung und Verbindung Frankreichs mit Deutschland gegen England.

Die germanisch-hellenische Völkerwanderung.

Dr. Th. Arldt.

(Schluß.)

Damit ist aber die geschichtliche Deutung der Japetiden noch nicht erschöpft. Einer zweiten Hauptlinie gehören die Dardaniden an, die Herrscher von Dardania an den Dardanellen und von Ilion-Troja. Die Bewohner von Troas waren in späterer Zeit ganz sicher Indogermanen und da auch die Kultur Trojas nach den Ausgrabungen eine durchaus mykenäische ist, so glauben wir, daß sie auch der gleichen Wanderung entstammen wie die mykenäischen Völker Griechenlands. Die Zahl der Generationen ist aber hier eine viel größere, so daß der sagenhafte Stammvater des Geschlechts Dardanos etwa dem Hellen entspricht. Hiernach mögen wir die Einwanderung der Dardaner in Troas etwa auf 1400 v. Chr. ansetzen, auf die gleiche Zeit, in der die hellenischen Stämme der Aiolerphase nach Thessalien gelangten. Der Weg der Dardaner führte der Sage nach über Samothrake, was recht glaubhaft erscheint, da wir uns nach den ägyptischen Berichten die Hellenen als ebenso tüchtige und kühne Seefahrer denken müssen, wie die Germanenstämme der späteren großen Wanderungen, so daß sie sehr wohl von Makedonien nach der Troas zu Wasser gelangen konnten. So bietet uns also dieses eine Geschlecht schon wertvolle Hinweise auf einen großen Teil der Geschichte der aiolischen Phase der germanisch-hellenischen Wanderung, die sich in der Hauptsache zwischen 1400 und 1300 v. Chr. abgespielt haben mag.

Aber auch noch eine Anzahl weiterer Geschlechter ist mit diesen hellenischen Stämmen verknüpft. Dies gilt ganz besonders von den Tantaliden. Wenn die Stammväter dieses Geschlechtes als Maionier (Lyder) bezeichnet werden, also einem Volke zugerechnet werden, das nicht indogermanisch, sondern alarodisch war, so können wir unmöglich daraus schließen, daß dies Geschlecht eine alarodische Einwanderung darstellen sollte. Eine solche ist um diese Zeit ganz ausgeschlossen. Die Verknüpfung mit Asien ist hier wie auch bei manchem anderen Geschlechte sicher erst später vorgenommen worden, als man zu der Annahme neigte, daß das griechische Volk aus dem Osten gekommen sei. Schon die Hellenen verwechselten kulturelle Einflüsse mit stammesgeschichtlichen. Die Tantaliden in Griechenland sind vielmehr ein Geschlecht, das ganz entschieden der aiolischen Schicht angehört und besonders die als Achaier bezeichnete jüngste Gruppe derselben bezeichnet. Das Geschlecht erscheint zunächst mit Pelops in Elis (nach 1300), wo es sich im Norden in Buprasion dauernd behauptet. In der nächsten Generation fallen ihm Achaia, Sikyon, Mykenä, Trözen, Korinth, Megara zu, in der dritten, der des Trojanischen Krieges, Lakonien und Nemea, nach diesen auch noch das ganze Argos und Tiryns, sowie Messene. Wir sehen, daß die Pelopiden hier an die Stelle der Japetiden treten, in Elis unter Zwischen-

schiebung des genealogisch ganz isolierten, aber sicher auch aiolischen Oinomaos. Ganz sicher repräsentieren sie aber nicht eine neue Völkerwoge, da eine derartige Verschiebung in dieser Hauptsagenzeit, der Zeit des Herakles und Theseus, des Meleagros und der Argonauten, des Zugs der Sieben gegen Theben und des Trojanischen Krieges in der Sage nicht ohne Niederschlag geblieben wäre. Nach der dorischen Wanderung begegnen uns die Pelopiden im kleinasiatischen Aiolien, wohin ja die Achaier wirklich einwanderten, und treten auch hier in der Troas an die Stelle der Japetiden, repräsentieren also auch hier ganz einfach die jüngeren Phasen der aiolischen Bewegung.

Im größeren südlichen Teile von Elis werden die Pelopiden unmittelbar nach Pelops von den Augeiaden abgelöst, die wir ebenso wie die beiden vorangehenden Geschlechter der Aiolerschicht zurechnen müssen. Ein Zweig von ihnen tritt von etwa 1260 an in Dulichion auf, auf den Akarnanien vorgelagerten kleinen Inseln. Da dies zeitlich vollkommen mit dem Erscheinen der Japetiden in Akarnanien zusammenfällt, von denen der lakonische Zweig sich teilweise hierher verpflanzte, so spricht dies dafür, daß damals aiolische Stämme vom Peloponnes nach dem westlichen Mittelgriechenland übersiedelten, wohin sie bisher nicht gelangt waren, anscheinend durch die Bevölkerung Aitoliens daran verhindert. Die Jonischen Inseln wurden vielleicht etwas früher erreicht. Hier treten die Arkesiden auf, die Familie des Odysseus, die sich hier an die Stelle eines älteren Geschlechtes setzt, des Geschlechtes des Pterelaos. Auch diese können nur als Aioler betrachtet werden. Enge Beziehungen verbinden sie mit den Japetiden. Laertes Gattin Antikleia ist die Tochter des am Parnassos wohnenden Autolykos aus einer Seitenlinie der Japetiden, die in Trachis heimisch war, Odysseus Gattin Penelope wieder ist die Tochter des Japetiden Ikarios von Akarnanien. Auch werden die Bewohner von Ithaka gelegentlich als Achaier bezeichnet (Odyss. I, 90). Endlich müssen wir der aiolischen Gruppe noch die Aiakiden anreihen, die, von Aegina ausgehend (um 1290), Aegina, Salamis und das aenianische Thessalien oder Hellas beherrschten. Das letztere Gebiet war ja ganz sicher aiolisch. Die sagenhafte Ableitung des Geschlechtes von Boötien her erscheint dagegen kaum geschichtlich begründet, da sonst nichts auf eine aiolische Beeinflussung Boötiens hinweist.

Die aiolische Wanderungsphase, die wir im Vorhergehenden aus der Geschichte der Japetiden und Tantaliden und einiger anderer Geschlechter festzustellen versucht haben, war weder der letzte noch der erste der hellenischen Wanderzüge. Mindestens drei solche lassen sich deutlich erkennen, einer, die dorische Wanderung nach der aiolischen, zwei vor ihr, die wir als die danaisch-ionische und als die pelasgische bezeichnen möchten. Jeder gehören bestimmte mythologische Geschlechter an. Ein Geschlecht aber umfaßt in seiner späteren zyklischen Zusammenfassung alle drei Wanderstufen. Es ist das Geschlecht der Inachiden, nächst dem der Japetiden das

bedeutendste der ganzen griechischen Sage. In Wirklichkeit umfaßt dieses Geschlecht aber mindestens fünf verschiedene Elemente, die die Sage erst nachträglich mit einander verknüpft hat. Sehr bezeichnend ist dafür, daß diese Verbindung mehrfach im Orient, in Ägypten, Äthiopien und Phönikien hergestellt wird. Wir betrachten deshalb diese Stämme als durchaus getrennte Linien, die bei der vergleichenden Chronologie als vollständig selbständig angesehen werden können. Die eigentlichen Inachiden sind in Argos heimisch und umfassen hier die Könige vor der Ankunft des Danaos in etwa sieben Generationen, die etwa bis 1700 v. Chr. zurückreichen müßten. Sie gehören ganz bestimmt dem Stamme der Pelasger an, wie bereits die Hellenen die vor ihnen in Griechenland und bis nach Kleinasien hin wohnenden Völker bezeichneten. Ihre Stellung ist noch zweifelhaft. Sind sie die wirkliche Urbevölkerung Griechenlands, so müßten sie der alarodischen Rasse Kleinasiens nahe stehen. Auf der anderen Seite hat man sie aber ebenso entschieden als echte Griechen angesprochen. Es ist nach dem Vergleich mit den anderen großen Völkerwanderungen der germanischen Stämme ohne weiteres anzunehmen, daß auch die germanisch-hellenische Wanderungszeit mehrere Jahrhunderte angedauert hat. Erstreckten sich doch die keltische wie die deutsche Völkerwanderung je über etwa 700 Jahre, so daß wir wohl auch für die hellenische eine Frist von mehr als 400 Jahren annehmen müssen. Wir nehmen also an, daß auch die Pelasger schon indogermanische Elemente enthielten, die einer ältesten Einwanderungsphase entstammten, einer Phase, die aber die alte alarodische Bevölkerung nur verhältnismäßig wenig beeinflußte, etwa so, wie die ersten Vorstöße der Germanen die romanische Kulturwelt. Eine irgendwie hervorragende Rolle spielen die meisten pelasgischen Geschlechter in der Sage nicht, ein Hinweis darauf, daß die Pelasger den Hellenen doch ziemlich fremdartig erschienen sind. Das gilt ganz besonders von den Inachiden. Interessant ist bei ihnen der Hinweis auf Wanderungen nach Ägypten (Jo, Epaphos, Lybia u. a.) und Phönikien. Man könnte dabei an ähnliche Züge denken, wie wir sie oben bei Ägypten erwähnten. Sie müßten in die spätere Zeit der Hyksosherrschaft (1900—1600 v. Chr.) fallen, eine Zeit, die ziemlich dunkel ist und in der recht wohl solche Züge stattgefunden haben könnten, ohne daß uns etwas davon überliefert worden ist. Wenn als ein Sohn der aus inachidischem Geschlechte entsprossenen Libya Lelex erwähnt wird, der Heros Eponymos der Leleger, so ist das ein treffender Hinweis auf die engen Beziehungen, in denen die Leleger zu den Pelasgern standen. Allerdings scheinen die Leleger nicht ganz gleichmäßig indogermanisiert zu sein. Man gibt Leleger an von Lakonien, Messenien, Elis, Megara, Aitolien, Lokris, sowie aus Mysien bei Pedasos und Lyrnessos. Es sind das alles später rein indogermanische Länder, so daß für die Annahme keine Notwendigkeit vorliegt, daß die Leleger ein alarodischer, speziell karischer Stamm gewesen wären. Eher möchten wir sie als durch germanische Einwanderer

der pelasgischen Schicht indogermanisierte Karer betrachten. Ihnen sind auch die Kaukonen von Bithynien (Ilias X, 429; XX, 329) und in Triphylien in Elis (Odyss. III, 366) und bei Dyme in Achaia und vielleicht auch die Emathier in Mittelmakedonien zuzurechnen.

Außer den Inachiden gehören der pelasgischen Schicht noch eine Anzahl weiterer Familien an, zunächst die in Arkadien wohnenden Lykaoniden. Gerade hier erhielt sich ja der ältere Typus besonders rein und die jüngeren hellenischen Wellen drangen nur wenig weit in die Täler dieses Berglandes ein. Außer den ganz sagenhaften Beziehungen der Arkader zu Italien ist über dieses Geschlecht nichts zu sagen, was für uns hier von Bedeutung wäre. In Athen repräsentieren die Pelasgerschicht die Kekropiden (um 1500—1400 v. Chr.). Auch sie gehen nicht in andere Länder über. Als Vertreter der böotischen Pelasger, der Kadmeer, sehen wir die Kadmeiden an, die die spätere Sagenverbindung von Phönikier herleitete, wofür gar kein Anlaß vorliegt. Den Beginn dieses Geschlechtes müssen wir zwischen 1450 und 1400 suchen, je nachdem wir die Einordnung der noch unten zu erwähnenden Asopiden in die Folge der thebanischen Herrscher vornehmen. Im letzteren Falle wäre auch die Möglichkeit vorhanden, die Kadmeer der zweiten Wanderschicht zuzurechnen. Sicher gehören dagegen der ersten die Echioniden oder Sparten an, aus denen Kreon entsproß. Darauf deutet ja schon die Sage, die dieses Geschlecht als erdentsprossen, aus der Saat der Drachenzähne erwachsen hinstellt. Beide Geschlechter greifen nicht über die Grenzen Böotiens weg.

Wir sehen aus dem obigen, daß die pelasgische Woge sich über ganz Griechenland ausgebreitet hat und auch nach Asien und vielleicht nach Ägypten hinübergebrandet ist, ohne daß wir genaueres über ihren Verlauf wissen. Mehr erfahren wir von der ersten hellenischen Völkerwelle, die germanische Elemente in größerer Zahl nach Griechenland führte und die wir als die der Danaer und Jonier bezeichnen können. Ihr gehören zunächst zwei Familien der Inachiden im weiteren Sinne an, die Danaiden und die Minoiden. Beide werden vom Oriente hergeleitet, von Ägypten bez. von Phönikien, aber darin können wir kaum etwas anderes sehen, als die Erinnerung an die Heerfahrten der Hellenen gegen den Osten. In gewissem Sinne mag die Sage übrigens recht haben. Es ist recht wohl denkbar, daß z. B. die hellenischen Wikinger, die um 1500—1450 an der argivischen Küste landeten und sich hier zu Herren über die Pelasger aufschwangen (Danaos, Aigyptos), von einer Raubfahrt nach Ägypten zurückkehrten und ähnlich kann es sich bei den Minoiden zugetragen haben. Aber vorher waren diese Stämme sicher vom Norden hergekommen. Daß sie germanisch-hellenischen und nicht etwa semitischen oder alarodischen Ursprungs waren, darauf deutet auch die Namensgleichheit des allein am Leben bleibenden Sohnes des Aigyptos und Nachfolgers des Danaos (Lynkeus) mit dem Japetiden Lynkeus von Messene, also einem Aioler,

auch die spätere Bezeichnung der Hellenen als Danaer. Die Danaiden beherrschten jahrhundertelang, bis zum Erscheinen der Aioler, Argos, Mykenai und Tiryns, die beiden letzteren sogar noch zwei Generationen hindurch, als fast der ganze übrige Peloponnes dem Ansturm der Aioler erlegen war. Außerhalb von Argolis werden die Danaiden nur vereinzelt erwähnt, hauptsächlich von Lokris. Da sie aber hier erst spät erscheinen, nach dem aiolischen Athamas, so dürfen wir dieser genealogischen Bemerkung keine besondere Bedeutung beimessen, noch weniger der Verbindung der italienischen Rutuler mit unserm Geschlechte.

Weiter greifen die Beziehungen der Minoiden. Sie treten zunächst in Kreta auf. Eine Seitenlinie erscheint als Vorläufer der aiolischen Japetiden fast gleichzeitig in Lykien, während die kretische Linie einige Generationen später auch auf Lemnos und Imbros auftritt. Es fragt sich, welche Bedeutung wir diesen sagenhaften Daten zuschreiben können. Bei Homer werden fünf Völkerschaften auf Kreta erwähnt (Odyss. XIX, 176—177). Von diesen gehören die Dorer der jüngsten Schicht an und waren zur Zeit des Trojanischen Krieges trotz Homer sicher noch nicht auf der Insel. Die Achaier müssen, wie in allen andern griechischen Gebieten, durch die dritte Völkerwelle nach Kreta geführt worden sein. Da sie im Peloponnes um 1350—1300 erscheinen, fällt ihr Auftreten auf Kreta wohl etwas später und könnte dann recht wohl ebenso wie das Erscheinen der Aioler in Lykien (1270) mit den zweiten Heereszuge gegen Ägypten in Verbindung gebracht werden. Mit diesem Zeitpunkte fällt auch die Hauptentwicklung der kretischen Macht unter Minos zusammen, unter dem die Kreter den Archipel beherrschten. Die genealogischen Beziehungen zu Lemnos und Imbros sind dafür ein Beispiel. Wir können wohl in diesem Zufluß neuer germanischer Kräfte in den Achaiern den Anstoß zu dieser bedeutenderen Machtentfaltung sehen. Von älteren Stämmen werden zunächst auch hier Pelasger genannt, die wir wohl unbedenklich als die Vertreter der ersten germanischen Welle in Kreta betrachten können. Ihnen gehören wohl die vorminoischen Herrscher an, von denen Teukros der Sage nach nach Troas übersiedelte (etwa 1400). Man könnte geneigt sein, diese Auswanderung von Kretern mit der Einwanderung der von den Minoern repräsentierten Stämme der danaischen Volksgruppe in Verbindung zu setzen, die ja etwa um diese Zeit stattgefunden haben müßte. Das minoische Geschlecht reicht allerdings der Zahl der Generationen nach nicht so weit zurück, doch kann es trotzdem nur dieser danaischen Schicht zugerechnet werden, wenn es auch vom jüngeren Minos an zugleich die Achaier mit vertritt. Als danaische Stämme werden zwei erwähnt, die Kydonen im Nordwesten, die Eteokreter im Osten, nach Strabo (X, 4, 7) im Süden der Insel. Sie bilden im Heroenzeitalter die Hauptvertreter des Reiches, dafür spricht ja schon der Name Eteokreter („Die wahren Kreter"), weshalb wir eben die Minoer lieber ihnen als den Achaiern zurechnen möchten.

Wenden wir uns nun Attika zu, so treten dort um 1400 v. Chr. an Stelle der pelasgischen Kekropiden die Erechthiden, die dann in der ganzen Heroenzeit die Herrschaft führen. Dementsprechend werden wir um diese Zeit die Einwanderung der Jonier ansetzen können, die von den Erechthiden repräsentiert werden. Dem entspricht auch das Auftreten der Jonier als Javan unter den Hilfvölkern der Hethiter im 14. Jahrhundert, von dem wir oben sprachen. Das Auftreten von erechthidischen Seitenlinien in Eleusis, Thespiai, und Megara entspricht ganz der Ausbreitung der Jonier, ebenso das Auftreten des Erechtheusenkels Jon in Aigialeia-Achaia, das wir schon bei den Japetiden erwähnten. Die Aigialeier waren ja tatsächlich vor der dorischen Wanderung Jonier, denen aber anscheinend schon aiolisches Blut beigemischt war. Auch Euboea ist vielleicht den Erechthiden zeitweilig unterworfen. Zur Zeit des Trojanischen Krieges steht es aber unter einem selbständigen Geschlechte der Chalkedontiden, das als Herrscher der Abanter bezeichnet wird, die wir eher als Pelasger ansehen müssen. Nach Strabo X, 1, 3 war es ein thrakischer Stamm, der ursprünglich in Phokis saß. Nun ist der Begriff Thraker bei den Griechen ziemlich unbestimmt und es ist wenig wahrscheinlich, daß die in Griechenland mehrfach erwähnten Thraker etwas mit den Bewohnern Thrakiens zu tun haben. Auch in der Erechtheussage kommen ja Thraker vor, doch ist dabei wohl am ehesten an die Abanter zu denken.

In Böotien können wir möglicherweise in den Asopiden Vertreter der danaisch-ionischen Schicht sehen. Sie treten hier zwischen den Kadmeiden als Herrscher in Theben auf, zwischen dem Kadmosenkel Labdakos und dem Vater des Oidipus Laios. Als jüngeres Geschlecht möchten wir es mit jüngeren Einwanderern in Verbindung bringen, die dann eben ionischen Stammes sein mußten (etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts). Zur Verbindung mit den Joniern stimmt, daß sie aus dem äußersten Süden Boiotiens hergeleitet werden, wo Thespiai schon oben mit den Joniern in Verbindung gebracht werden mußte. Weiterhin schließen sich in Nordboiotien die Minyer von Orchomenos an, deren Kultur eine so ausgesprochen mykenäische ist, daß wir unbedingt annehmen müssen, daß mindestens hellenische Herrengeschlechter in diesen Städten saßen, die dann nur in der danaisch-ionischen Wanderung in sie gelangt sein können. Die Sage läßt das Geschlecht der minyschen Könige ziemlich weit zurückreichen, mindestens sechs, nach manchen acht Generationen vor den Trojanischen Krieg. Ihr Beginn kann also etwa um das Jahr 1400 v. Chr. angesetzt werden, fällt also mit in die Zeit der von uns angenommenen danaischen Wanderung.

Als letzte größere Familie dieser Wanderung müssen wir endlich die Aitoler erwähnen, bei denen sogar neun Generationen in der Sage angegeben werden. Sie können also ebenfalls nur der Danaerschicht angehören. Im allgemeinen greift diese Familie nicht über die Grenzen Aitoliens weg

bis zur dorischen Wanderung, wo sich Aitoler nach Elis begeben. Hierauf dürfte sich auch die in weit frühere Zeit verlegte Beziehung ergehen, nach der Aitolos und Epeios Brüder waren.

Aus alledem ergibt sich, daß wir vor der aiolisch-achaiischen eine danaisch-ionische Wanderung annehmen können, die sich in der Hauptsache in den Jahren zwischen 1500 und 1400 v. Chr. abspielte. Beide Wanderungen zusammen lieferten die Grundlage für die mykenäische Kulturperiode, die dann durch die thessalisch-dorische Wanderung ihren Abschluß fand. Auch dieser Wanderphase entsprechen eine Anzahl sagenhafter Familien. Als Führer der Dorer erscheinen die Herakliden, die der Sage nach aus den Danaiden hervorgegangen sind und deren Stammväter auf Boiotien und weiterhin auf Argolis zurückgeführt werden. Die Ableitung von dem alten Dynastengeschlechte der Peloponnes ist wohl nur nachträglich erfolgt, um die Eroberung neuen Landes durch die Dorer als Wiedererwerbung des durch Usurpatoren geraubten Stammlandes erscheinen zu lassen. Ganz ähnlich ist ja z. B. in der deutschen Heldensage das Verhältnis Dietrichs von Bern zu Odoaker umgestaltet worden. Etwas mehr Wert ist auf die Einbeziehung von Theben zu legen. Daß die ursprüngliche Heimat der Dorer nördlich von Thessalien zu suchen ist, haben wir schon erwähnt. Während aber die dorische Wanderung den Peloponnes erst um 1100 erreicht hat, haben im Norden die Wanderzüge schon früher begonnen, in deren Folge hier die Aioler schon beträchtlich zurückgedrängt wurden. So mögen auch die Dorer schon im Zeitalter des Herakles, das wir vor 1250 ansetzen müssen, schon südwärts gezogen sein, nach Doris und seinen Nachbarländern. Hier liegen fast alle die Orte, zu denen Herakles der Sage nach nach Ablauf seiner Dienstbarkeit bei Eurystheus in Beziehungen trat, Theben, Oichalie und Pherai (beide in Thessalien), Kalydon und Trachis. Auf das spätere Bündnis mit den Aitolern deutet Herakles' Vermählung mit Dejaneira von Kalydon als Hauptgattin, welchem Bunde Hyllos, der Stammvater der peloponnesischen Herakliden entsproß. Herakles Rachezüge gegen Augeias in Elis, Neleus von Pylos in Messenien und Hippokoon von Lakonien sind bloße sagenhafte Vorwegnahmen der späteren Eroberungen im Peloponnes, ebenso wie die Beziehungen zu den Danaiden von Mykenai und Tiryns, und die Taten im Peloponnes, soweit sie nicht rein mythischen Charakter tragen. Auf die dorische Wanderung selbst brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da sie der Geschichte angehört. Der späteren Spaltung des dorischen Peloponnes in drei Hauptreiche begegnen wir auch im Heraklidengeschlechte in den Zweigen des Telemos (Argos), Aristodemos (Sparta) und Kresphontes (Messene). Außer Hyllos werden noch eine ganze Anzahl Söhne des Herakles angegeben. Temenos von Makedonien weist auf die alten Beziehungen der Dorer zu den Makedoniern, Aletes führt in seinem Enkel Bacchos nach dem dorischen Korinth, Thessalos nach Kos, wohl eine Vorwegnahme der

späteren „dorischen" Kolonisation, denn vor 1200 können unmöglich schon Dorer zu dieser entlegenen Insel gelangt sein. Hellenisch mag die Insel ja schon gewesen sein, da ihre Fürsten im Trojanischen Kriege mit im Heere der Griechen erscheinen, aber es kann sich dabei nur um Aioler gehandelt haben. Der Name weist eher auf Thessalien als Heimat dieser Scharen hin. Auch bei Tleptolemus von Rhodus hat wohl der spätere Zustand die Verbindung mit Herakles veranlaßt. Da seine Mutter Astyocheia aus Ephyre in Elis stammt und Tleptolemus nach Homer von Argolis auszieht (Ilias II, 653—670), so werden wir auch in diesen nach Rhodus ziehenden Scharen eher Achaier als Dorer sehen. Auch Telephos, ein weiterer Heraklessohn der Sage, der in Mysien Herrscher ist, kann kein Dorer sein. Es wäre möglich, daß er einer jüngeren Einwanderung germanischer Elemente nach Kleinasien entspräche; dafür spricht aber nicht gerade, daß Telephos Mutter Auge aus dem pelasgischen Arkadien stammt. Auf der anderen Seite ist Telephos eng mit den Dardaniden von Troja verbunden, so daß er doch wohl ebenfalls der aiolischen Gruppe angehört. Ganz ohne Bedeutung ist wohl die Ableitung der späteren lydischen Könige von dem Herakliden Alkaios und sind es noch mehr italienische Herakliden wie Aventinus.

Die Zurückdrängung der Aioler aus Thessalien, die im Zusammenhang mit ihrer Ausbreitung über Griechenland stand, wird durch das Auftreten besonderer thessalischer Familien gekennzeichnet, für die wir durchweg bei Homer vier Generationen bis zum Trojanischen Kriege angegeben finden, deren Beginn also ungefähr auf die Zeit um 1300 v. Chr. fallen muß. In Oichalia-Trikka, d. h. in Thessaliotis und dem Peneusgebiet in Hestiaeotis treten zunächst die Melaneiden auf, deren Reich unter Eurytos durch Herakles, also wohl durch die Dorer, zerstört wird. Ihr Erbe treten aber die Thessalier unter den Lapithenfürsten an, die schon vorher die Reiche von Agrissa und Gyrton im Nordosten von Thessalien gegründet haben.

Das sind die wichtigsten Heroenfamilien. Wie wir sehen, lassen sie sich recht gut auf die verschiedenen Stämme der Hellenen verteilen, und wenn auch manche Deutung unsicher sein mag, so geben sie uns doch in ihren wechselseitigen Beziehungen einigen Aufschluß darüber, wie weit die einzelnen Landschaften Griechenlands von den verschiedenen Wanderungen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Es zeigte sich, daß wir etwa vor 1500 über ganz Griechenland nur pelasgische Stämme verbreitet finden, d. h. die alarodische Urbevölkerung mit einer germanischen Herrenkaste, deren Einwanderungszeit sich nicht genauer feststellen läßt, da diese Völker meist außerhalb des mykenäischen Kulturkreises blieben. Nichts Näheres wissen wir über Thessalien um diese Zeit. Die Analogie mit den späteren Zeiten läßt es möglich erscheinen, daß hier die Danaer-Jonier ansässig waren. Zwischen 1500 und 1400 breiteten sich diese teils zu Wasser, teils zu Lande über Griechenland aus und ihnen rückten in Thessalien die Aioler nach, die auch nach Asien gelangten, während die Dorer in Makedonien erscheinen. Gegen

1300 rücken die Theſſalier und Dorer in Nordgriechenland ein und dafür dringen die Aioler nach Mittel- und Südgriechenland vor, aus dem ſie ſchließlich teilweiſe in der doriſchen Wanderung durch die Dorer verdrängt wurden.

Wir geben nun zunächſt eine Überſicht über die Verteilung der mannigfachen, für Altgriechenland angegebenen Völker auf die vier germaniſch-helleniſchen Völkerwellen nebſt der mutmaßlichen Zeit ihres Auftretens in den einzelnen Gebieten.

	Pelasgiſche Gruppe	Danaiſch-ioniſche Gruppe	Aioliſch-achäiſche Gruppe	Doriſch-theſſaliſche Gruppe
Arkadien	Pelasger	—	—	—
Argolis	Pelasger	Danaer (1450)	Achaier (1300)	Dorer (1100)
Lakonien	Leleger	Danaer?	Achaier (1300)	Dorer (1100)
Meſſenien	Leleger	Danaer?	Achaier (1300)	Dorer (1100)
Elis	Leleger, Kaukonen	Aitoler (1100)	Epeier (1300)	—
Achaja	Kaukonen	Aigialeer (1300)	Achaier (1100)	—
Korinth	Leleger	?	Aioler (1300)	Dorer (1100)
Megara	Leleger	Jonier (1300)	—	Dorer (1100)
Attika	Aktaier	Jonier (1400)	—	—
Euboia	Abanter (1400?)	Jonier (1300?)	—	—
Südboiotien	Kadmeer (1400)	Jonier (1300)	Boiotier (1120)	—
Nordboiotien	Pelasger	Minyer (1400)	Boiotier (1120)	—
Phokis	Abanter (vor 1400)	Minyer?	Phoker (1300)	—
Lokris	Leleger	Aitoler?	Lokrer (1300)	—
Aitolien	Leleger	Aitoler (1450)	—	—
Akarnanien	Leleger?	Aitoler?	Aioler (1260)	—
Joniſch. Inſeln	Leleger?	Aitoler?	Achaier (1280)	—
Trachis	Pelasger	Minyer? (v. 1400?)	Aioler (1400)	Dorer (1300)
Theſſalien	Pelasger	Danaer u. Jonier? (1500)	Aioler (1400), Achaier, Boiotier	Theſſalier (1300 bez. 1150)
Makedonien	Emathier?	Danaer u. Jonier? (vor 1500)	Aioler (vor 1400)	Dorer (1400) Makedonier (1300)
Thrakien	?	?	Dardaner, Myſer (vor 1500)	Thraker (1500?)
Troas	Teukrer	?	Dardaner (1450), Aiolier (1100)	—
Myſien und Phrygien	Leleger, Kaukonen	Phryger?	Myſer? (1450)	Bithynier
Lykien	?	Lyker (1350)	Lyker (1270)	—
Rhodos	?	?	Aiolier (1270)	Dorer?
Kreta	Pelasger	Kydonen, Eteokreter (1400)	Achaier (1270)	Dorer (nach 1100)
Züge gegen Ägypten	1700—1600?	1343 Javan = Jonier Luk = Lykier 1232 Danan = Danaer Pulſat = Kreter	1343 Darden = Dardaner Moſu = Myſier 1277 Akaivaſch = Achaier Luku = Lykier 1232 ſiehe Danan.	

Dies ergibt etwa folgende Übersicht über die verschiedenen Wanderzüge. Der Beginn der hellenisch-germanischen Wanderung mag bald nach dem Jahre 2000 v. Chr. erfolgt sein. Sehen wir von der Einwanderung der Italer ab, so erschienen die ersten Scharen auf der Balkanhalbinsel noch vor 1700 v. Chr. und verbreiteten sich über diese, über die Inseln bis Kreta, letzteres vielleicht im Anschlusse an Seefahrten gegen den Orient, sowie über das nordwestliche Kleinasien. Noch vor 1500 v. Chr. erscheinen neue Scharen aus Norden, die Danaer-Jonier, zunächst in Makedonien. Gegen 1500 mögen sie in Thessalien eingedrungen sein. Von hier aus dringen sie einerseits nach Südwesten in Aitolien und in die Nachbarländer ein (Aitoler). Weitere Scharen ziehen etwas später südwärts bis Boiotien (Minyer). Gleichzeitig breiten sich diese älteren Hellenen auch zur See aus, vielleicht im Anschlusse an weitere Fahrten nach dem Oriente. So wird zunächst Argolis besiedelt von den Danaern, die vielleicht auch den übrigen Südpeloponnes unterwarfen. Etwas später erscheinen die Jonier in Attika und verbreiten sich von hier nach Südboiotien, Megara und dem nördlichen Peloponnes, wohl auch schon nach Euboia. Wieder andere seefahrende Stämme wenden sich nach dem Süden und Osten, zunächst nach Kreta (Eteokreter), dann nach Südkleinasien (Lyker) und zusammen mit den Joniern gegen Palästina. Andere germanische Stämme drangen wohl schon früher, vor 1500, von Thrakien aus in das nördliche Kleinasien ein (Phryger).

Um 1500 erschienen nun aber auch die aiolischen Stämme von Norden, durch ihren Druck eben die südlichen Wanderungen der Jonier und Danaer veranlassend. Hundert Jahre später erreichen sie Thessalien im weiteren Sinne, abermals hundert Jahre später sind sie, wie wir schon oben ausgeführt, über Phokis und Lokris nach dem westlichen und südlichen Peloponnes gezogen. Kleinere Gruppen gelangen nach Attika und von hier mit den Joniern nach Korinth und dem Nordpeloponnes. Vom Peloponnes aus erfolgten dann bald darauf neue Vorstöße nach Ägypten und Palästina, bei welchen Gelegenheiten Kreta, Rhodos, Kos, Lykien von Aiolern besiedelt wurden, während zugleich andere Stämme von Elis aus nach Akarnanien und den Jonischen Inseln vordrangen. Während die Aioler begannen, in Thessalien einzudringen, stießen verwandte Stämme, die Dardaner und Myser, im Osten der Balkanhalbinsel nach Kleinasien vor und besetzten dessen Nordosten, während die Phryger weiter nach dem Innern, nach Phrygien und Kappadokien sich vorschoben. Doch sind auch Dardaner und Myser auf ihren Heereszügen bis Syrien gekommen, wie wir oben ausgeführt haben. Unter dem Drucke der dorisch-thessalischen Wanderung zogen sich um 1100 die achäischen Boioter von Thessalien nach Boiotien, die südpeloponnesischen teils nach dem Nordpeloponnes, wo sie die jonischen Aigialeer verdrängten, teils nach der kleinasiatischen Küste, wo ihnen die meisten Koloniengründungen zu verdanken sind.

Eine letzte Völkerwelle brachte endlich die Stämme der Thraker, Makedonier, Dorer und Theſſaler. Die erſten verdrängten wohl gegen 1500 die Dardaner und Myſer aus Europa und folgten ihnen ſpäter ſelbſt nach dem nördlichen Kleinaſien (Thyner und Bithyner). Die Dorer erſcheinen um 1400 in Makedonien, wohl zuſammen mit den Theſſaliern. Um 1300 weichen beide vor den Makedoniern weiter nach Süden aus, die Dorer zunächſt in das Gebiet von Doris und Trachis. Von hier ziehen ſie um 1100 über Lokris und Aitolien, mit Aitolern vereint nach Elis, Meſſene, Lakonien, Argolis, Korinth und Megara, Epeier, Achaier und Jonier aus ihren alten Wohnſitzen verdrängend und beſonders nach Kleinaſien drängend. Später erſt erreichen ſie Kreta. Die Theſſalier ſchließlich beſetzten um 1300 das innere Theſſalien und veranlaßten durch ihren Druck die große Ausbreitung der Aioler nach dem Peloponnes. Dagegen blieben die Aioler-Achaier noch in Phthiotis (Achaia), Malis, Ainiania, in Magneſia und um Pherai ſitzen. Hier drangen die Theſſaler erſt etwa um 1150 ein und veranlaßten ſo die boiotiſche Wanderung und wohl auch die doriſche Wanderung im engeren Sinne.

Wir ſehen aus dem oben Auseinandergeſetzten, daß die helleniſchen Wanderungen auf dem beſchränkten Boden Griechenlands ein ganz ähnliches Bild zeigen, wie die Züge der Germanen während der großen Völkerwanderung. Ein Volk löſte das andere ab. Wie den Rugiern und Herulern in Italien die Oſtgoten folgten und dieſen die Langobarden, oder in Spanien den Sueben und Vandalen die Weſtgoten, in Südfrankreich den Weſtgoten und Burgundern die Franken, ſo ſehen wir gleiches auch in Griechenland. In Argolis folgen ſich Pelasger unter den Inachiden, Danaer unter den Danaiden, Achaier unter den Japetiden und Dorer unter den Herakliden, in Theſſalien Pelasger, Danao-Jonier, Achaier und Theſſalier, in Myſien Leleger, Phryger, Myſer und Thyner. Und wie andererſeits einzelne Stämme in der germaniſchen Völkerwanderung im weſentlichen ihre Wohnſitze beibehielten, wie in verſchiedenem Maße die Frieſen, Sachſen, Heſſen, Thüringer u. a., ſo gilt gleiches auch von einigen griechiſchen Stämmen, wie den arkadiſchen Pelasgern, den attiſchen Joniern. Außerdem müſſen wir beachten, daß wir von dieſer germaniſch-helleniſchen Wanderung zwiſchen 2000 und 1000 v. Chr. eben nur die jüngſten Phaſen und auch dieſe nur auf griechiſchem Gebiete einigermaßen rekonſtruieren können. Die erwähnten Daten aus der ägyptiſchen Geſchichte zeigen aber ebenſo wie das ungefähr gleichzeitige Auftreten der Italer, daß die Wanderungen ſich auf ein viel weiteres Gebiet erſtreckten und wohl das ganze Land von der Nordſee bis zum Schwarzen Meere, Armenien, Syrien und Paläſtina einerſeits und Süditalien andererſeits in Mitleidenſchaft zogen. Und wie unter den Germanenvölkern auch iraniſche Stämme wie die Alanen und im Oſten mongoliſche Stämme von Land zu Land zogen, ſo finden wir die germaniſchen Hellenen in ihrer Völkerwanderungszeit in engem

Bunde mit den iberischen Tyrrhenern, Sikulern, Sarden, wie mit den alarodischen Hethitern und ihren Nachbarvölkern. Auch für diese Beziehungen gibt es in der griechischen Heldensage manche Hinweise, die aber doch zu vereinzelt und unbestimmt sind, als daß man darauf große Schlüsse aufbauen könnte. Dagegen sind die Hellenen kaum in engere Beziehungen zu den Semitenstämmen getreten, die ungefähr gleichzeitig wie die Nordvölker von Osten her in Palästina eindrangen und hier zu einem vollständigen Umsturze der ethnographischen Verhältnisse führten.

Berichte und Notizen.

Wolfgang Menzel, der politische Hellseher. In Nr. 112 des (jetzt im Besitze Ullsteins befindlichen) „Tag" war es Prof. Dr. Julius Schwering merkwürdigerweise erlaubt, über Wolfgang Menzel etwas Gutes zu sagen; denn wo dieser Name in gewissen deutschen Literaturgeschichten auftaucht, erscheint er selten ohne ein häßliches und haßerregensollendes Beiwort: „Der Denunziant des jungen Deutschland", „der Verächter Goethes", „der Franzosenfresser, der seine politische Glaubenslehre mit pfäffischer Starrheit aufrecht erhielt", so lauten, wie Schwering schreibt, die Stichwörter, mit denen man den Gegner Heines und Börnes jahrzehntelang durch die literarische Arena hetzte. Vergeblich hat Heinrich v. Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" für die Ehre des vielgeschmähten Mannes eine Lanze gebrochen, umsonst haben Adolf Bartels in seinem „Handbuch der deutschen Literatur", Richard Fester in der Abhandlung „Eine vergessene Geschichtsphilosophie", Erich Harsing in seiner Dissertation „Wolfgang Menzel und das junge Deutschland" (Düsseldorf 1909) die Haltlosigkeit vieler Anklagen entkräftet, die man gegen ihn schleuderte. Wolfgang Menzel geht weiter als Schächer und Sünder durch die Literaturgeschichten, und darüber sind seine politischen Verdienste vergessen worden. Mit Unrecht — denn seine Schriften enthalten politische Urteile, die heute noch Geltung haben, sie erheben nationale Forderungen, die auch in der Gegenwart wieder ihre Erfüllung heischen, sie berühren Wunden unseres staatlichen Lebens, die auch in diesen Tagen wieder bluten. Es ist daher eine vaterländische Ehrenpflicht, in unserer sturmvollen Zeit, wo die alten toten Kämpfer für Deutschlands Macht und Größe als Anwälte und Eideshelfer unseres hartbedrängten Volkes angerufen werden, auch das Andenken dieses Mannes zu erneuern, der wie keiner seiner Zeitgenossen das furchtbare Drama, das sich heute auf der Weltbühne entrollt, vorahnend mit dem Auge des Sehers geschaut hat. — Wolfgang Menzel hat kein geschlossenes System politischer Ideen aufgebaut. Seine Gedanken über Volkstum und Staatsleben, über Erziehung zu lebendiger Staatsgesinnung finden sich zerstreut in seinen großen geschichtlichen Werken, in seinen Flugschriften „Unsere Grenzen" (1868), „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?" (1870), sowie in den zahlreichen Aufsätzen, die er während vierzig Jahren, von 1830 bis 1870, als Vorkämpfer der deutschen Einheit im Cotta'schen „Literaturblatt", im „Morgenblatt" und in der „Deutschen Vierteljahrs-Schrift" veröffentlichte. Es ruht in diesen Betrachtungen und Abhandlungen eine achtunggebietende Fülle von politischer Sachkunde und heilsamen Reformplänen. Der Verfasser erscheint in ihnen im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen als Vertreter einer gesunden Realpolitik. Nachdem er die romantischen Überschwenglichkeiten seiner burschenschaftlichen Sturm- und Drangperiode glücklich überwunden, sah sein historisch geschulter Geist verächtlich herab auf den politischen Dilettantismus der Jungdeutschen, welche in die weltbürgerlichen Torheiten des 18. Jahrhunderts zurückfielen und von einer künftigen Menschheitsrepublik phantasierten. Dem begehrlichen revolutionären Sinn der

Demokraten, der im Staate nur eine Zwangsanstalt, ein notwendiges Übel, in dem einzelnen das souveräne, zu unendlichem Fordern und Heischen berechtigte Subjekt erblickte, setzte er das schlichte, deutsche Pflichtgefühl entgegen. Er stellte sich fest auf den Boden seiner Nation, er verlangte einen grunddeutschen Staat, der sich aber nicht selbstgefällig gegen die Ideen des Auslandes abschließen soll. In einem bemerkenswerten Aufsatz über „Nationalität und Kosmopolitismus", den er im Jahre 1839 in der von ihm geleiteten „Deutschen Vierteljahrs-Schrift" erscheinen ließ, führt er aus: „In Frankreich war die Leidenschaft für die Freiheit innig gepaart mit dem Nationalstolz; in Deutschland begann sie mit einer Verachtung desselben. In Frankreich kämpfte sie unter der Ägide der Menschheit für das Interesse und den Ruhm der Nation; in Deutschland nahm sie ihren Standpunkt außerhalb der eigenen Nation und erklärte derselben sogar im Namen einer bloß in der Idee existierenden Menschheit ausdrücklich den Krieg. . . . Soll aber die deutsche Nation der Menschheit Zinsen tragen, so muß sie vor allen Dingen ihr Kapital sichern. Die Geschichte lehrt, daß sie der Menschheit in dem Maße größere Dienste geleistet hat, in welchem sie selbst mächtiger war." Den mattherzigen, weltbürgerlichen Friedenspredigern ruft er zu: „Europa ist über die Zeit der Krisen und Erschütterungen noch nicht hinaus. Deutschland muß sich aufs neue gefaßt halten, es sollte deshalb vor allen Dingen seinen praktischen Verstand ausbilden, scharf umblicken in der Gegenwart, seine äußere Lage, seine Gefahren, seine Vorteile und seine Kräfte richtig beurteilen lernen — und nicht in unpraktische Träumereien versinken. Es muß seinen Nerv durch Patriotismus stählen, nicht durch charakterlose Geistesschwelgerei erschlaffen." „Das große Volk Odins," sagt er, „war das praktischste der Welt und wurde auch durch das Christentum keineswegs abgeschwächt oder dem wirklichen Leben entfremdet, sondern entfaltete gerade erst im christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bureaukratie und die Schule abgestumpft." Menzel wollte seine Deutschen aus der Enge und dem Stilleben eines behaglichen Spießbürgertums zu neuen weltbewegenden Taten aufrufen, sie sollten bei einer zweiten Teilung der Erde nicht wie im 16. und 17. Jahrhundert wieder leer ausgehen, und darum erschien ihm ein Dichter wie Goethe, in dem er eine große Staatsgesinnung vermißte, dem die reine Schönheit das Höchste und alles, was die ruhige Harmonie der organischen Entwicklung störte, in tiefster Seele zuwider war, als ein Verführer seiner Nation, Schiller dagegen als deren Herold und Prophet, weil er die Ideale der Kraft und Größe aufstellte. Der liberale Politiker Menzel, der in der württembergischen Kammer neben Uhland auf den Bänken der Opposition saß, war zeitlebens ein begeisterter Vorfechter Preußens, das allein imstande war, ein neues deutsches Einheitsreich zu schaffen. Mit männlichem Freimut hat er im Jahre 1853 zu dem preußischen Thronfolger, dem späteren Kaiser Wilhelm I., in Stuttgart die Worte gesprochen: „Man hat keinen Respekt mehr vor Preußen. Machen Sie, daß man wieder Respekt bekommt!" Niemals, selbst nicht inmitten der wildesten Ausbrüche des Preußenhasses im Jahre 1866, hat er seiner Stuttgarter Umgebung gegenüber seine preußische Gesinnung verleugnet. Er traute Preußen die Fähigkeit zu, den verhängnisvollen Dualismus in Deutschland durch den Ausschluß Österreichs zu überwinden und doch das natürliche Freundschaftsband mit Österreich nicht dauernd zu zerreißen. „Denn dieses Band ist eine politische Notwendigkeit," schrieb er schon im Jahre 1839, „bleibt es fest, so ist Deutschland imstande, jedem künftigen europäischen Sturme zu trotzen, selbst wenn es, was früher oder später unabwendbar eintreten wird, im Westen und Osten zugleich zu kämpfen hätte. Wird aber das Band locker, so fällt der deutsche Körper auseinander, und ein Teil davon wird aufs neue die Beute der Nachbarn, der nämlichen, die uns schon so viel weggerissen haben." („Nationalität und Kosmopolitismus", S. 159.) Während der dreißiger und vierziger Jahre, als unsere französisch gebildeten, weltbürgerlichen Radikalen wie gebannt nach Paris schauten, dem Mekka an der Seine, und sich an den französischen Phrasen von „der heiligen Allianz aller Völker" berauschten, wurde Menzel nicht müde, die Deutschen zu warnen und den Wahn zu bekämpfen, als

könnte Frankreich jemals ein Bündnis mit Deutschland schließen, um gemeinsam mit ihm das Slaventum des Ostens zu bekriegen. In dem erwähnten Aufsatz über „Nationalität und Kosmopolitismus" finden sich die inhaltschweren Worte: „Man hört zwar oft, die heutigen Franzosen seien nicht mehr die alten; sie strebten nach nichts anderem als nach einer innigen Verbrüderung mit den Deutschen, und, mit denselben vereinigt, den großen russischen Koloß zu besiegen. Sie würden uns wie Brüder lieben und unsere Rechte respektieren. Und es gibt noch sentimentale Licht- und Freiheitsfreunde in Deutschland, die sich von solchen Schmeichelworten rühren lassen. Die Wahrheit ist, daß Frankreich die Entwicklung der Keime, die in Deutschland liegen, um jeden Preis zu verhindern suchen muß, daß es nie für uns sein kann, daß seine eigene Größe von unserer Schwäche und Trennung abhängt. Es trachtet nach dem linken Rheinufer. Es ist allein nicht fähig, uns dasselbe zu entreißen. Es kann es nur, wenn sich einst die Gelegenheit wieder zeigt, durch eine Erneuerung der Politik von Erfurt, der französisch-russischen Allianz von 1808. Man braucht kein Prophet zu sein, man braucht nur die Geschichte, die Völker und ihr nie verjährendes Interesse und Naturell zu kennen, um zu wissen, was im Schoße der Zukunft liegt und unabänderlich früher oder später eintreten muß. Und in einer solchen Lage träumen noch einige Deutschen von einer philogermanischen Politik Frankreichs! Wahrlich, die Verblendung ist groß." Diese wahrhaft prophetischen Worte schrieb der wackere Vaterlandsfreund im Jahre 1895, schrieb derselbe Mann, von dem es in Georg Webers „Allgemeiner Weltgeschichte" heißt: „Erst das Jahr 1866 hat ihn wieder auf den nationalen deutschen Standpunkt geführt." — Sogar die Gemeinschädlichkeit des später (in den siebziger Jahren) noch höher steigenden konfessionellen Haders sah der Protestant Menzel voraus, und selbst die heutige „Jugendwehr" kann in ihm ihren geistigen Großvater verehren. Auch klagte er bereits über die Unfähigkeit unserer Diplomaten und über den Mangel unserer Nation an „praktisch-politischer Bildung". Man ist geradezu entsetzt, wenn man bedenkt, daß alle diese Fehler auch heute noch nicht überwunden, ja teilweise erst wiedererstanden sind. So sieht der Mann aus, über den Richard Meyer in „Gestalten und Probleme", S. 165 und 180, sagt, daß er das Fortleben seines Namens nur seinen literarischen Gegnern verdanke. „Wie die Hydra durch Herkules oder der Minotaurus durch Theseus, so ist Wolfgang Menzel durch Heine und Börne zwar getötet, aber auch unsterblich gemacht worden. Sie haben für ihn getan, was Lessing für Lange, Klotz und Goeze tat: sie haben ihn mit einer Ohrfeige in die Unsterblichkeit geschleudert. Ein Paar Sprüchlein für seine arme Seele werden erlaubt sein." So lautet das Urteil über diesen politischen Hellseher unserer Nation! Freilich, was hatte er auch verbrochen! Er hatte gewagt, die Juden Heine und Börne, vielleicht sogar das Judentum abfällig zu kritisieren. Dafür mußten ihn die Juden geistig und moralisch totschlagen, und ihre deutschen Genossen hatten die verdammte Pflicht, ihm hinterher noch einige Eselstritte zu versetzen. Wahrlich, wenn man Juden und Judengenossen mit einander vergleicht, dann schneiden letztere immer noch weit schlechter ab. — Sch.-G.

Eine sehr begrüßenswerte Maßnahme veröffentlicht das Verwaltungsblatt für die bisher belgische Provinz Limburg, die bekanntlich unter dem trefflichen Regimente des um die deutsche Sache hochverdienten General Keim steht. In einer Verordnung des Militärgouverneurs über die Ortsbezeichnungen in dieser Provinz heißt es nämlich, wie folgt:

> „Ich bestimme hiermit, daß im amtlichen Verkehr die in der Provinz Limburg gelegenen Gemeinden diejenigen Bezeichnungen zu führen haben, welche ihnen in dem amtlichen Verwaltungsbericht über die Provinz Limburg für das Jahr 1913, 1. Teil, Seite 6, gegeben sind."

Einigermaßen ergötzlich ist es nun, daß die damalige belgische Behörde für die insgesamt 208 Ortschaften ausschließlich vlamische oder gar reindeutsche Namen festgelegt und damit also den deutschen Urcharakter der vlamischen Provinzen ausdrücklich anerkannt hat. Natürlich sind diese Ortsbezeichnungen von den Französlingen unter Nichtachtung

der amtlichen Verfügung niemals in Anwendung gebracht worden, und es hat also erst des Eingreifens einer deutschen Befehlsstelle bedurft, um der Anordnung der früheren belgischen Behörde Geltung zu verschaffen. Jedenfalls werden die Vlamen aber aus dieser und aus ähnlichen Maßnahmen der deutschen Befehlshaber ersehen, daß ihren Belangen auf deutscher Seite in weitestgehendem Maße Rechnung getragen wird, und daß sie mit vollem Vertrauen der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen können. — (Allg. Blätter.)

Ukraina! Im Maiheft der P.-A. M. war bereits ein Hinweis enthalten über den Bund zur Befreiung der Ukraine vom moskowitischen Joch. Durch die gewaltige Niederwerfung und Zurückdrängung der russischen Massen in Galizien und Polen und den Fortgang der deutschen Kriegsoperationen im Norden, in den Ostseeprovinzen, gewinnt die Hoffnung auf Befreiung der Kleinrussen und auf ihre autonome Selbständigkeit eine etwas greifbarere Gestalt, wenn auch eine politische Erörterung der Fragen erst später wünschenswert erscheinen mag. Ich möchte hier nur zur besseren Übersicht über das in Frage stehende Gebiet, das räumlich-geographische sowohl wie stofflich-geistige Gebiet, auf einige Veröffentlichungen zur ukrainischen Frage hinweisen, welche mir vom Bunde zur Befreiung der Ukraine übermittelt wurden. Mit der ukrainischen autonomen Staatsidee beschäftigt sich vor allem Herr Dmytro Donzow in seiner sehr lesenswerten Schrift: „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland." Er kommt zu dem Schlusse, daß diese „Kornkammer Rußlands", die seit Jahrhunderten blutig um ihre Eigenart und Freiheit gegen den Zarismus gekämpft, durch diesen Krieg „endlich befreit", für unabsehbare Zeit jede politische Kombination mitmachen würde, deren Spitze gegen Rußland gerichtet würde. Dr. Wladimir Kuschnir weist nach, daß schon Bismarck den Gedanken einer Wiederaufrichtung des alten Kiewer Staates ins Auge gefaßt hatte, und schließt seine Broschüre: „Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Kriege" mit dem Satze: „Diese Idee Bismarcks ist die Knochen der ukrainischen Soldaten wert! Pygmäenhaft tritt vor dieser Idee das Balkanproblem zurück, denn die Lösung des ukrainischen Problems bedeutet auch seine Lösung." — Ihm schließt sich ein „Verax" an mit einer Flugschrift über „Weltkrieg und das ukrainische Problem", und zwei Schriften über den „Russophilismus" der Polen: 1) „Polnische Russophilen und Massenverhaftungen staatstreuer Ukrainer in Galizien" (von Antriacus) und 2) „Dokumente des polnischen Russophilismus" (von Dr. M. Lozynskyj), beide im Verlag von Carl Kroll, Berlin. Ohne zunächst persönlich einer Partei oder Gruppe dieser verschiedenen unter einander feindlichen Südslawen das Wort zu führen — wir Deutsche sollten uns gerade jetzt doppelt davor hüten — halte ich die Einsicht und Aufklärung in diesen Dingen im Hinblick auf das künftige Friedensproblem für uns bedeutend genug, um sie nicht zu übersehen. Denn der künftige Frieden wird zur Lösung Fragen aufwerfen, die an Ausdehnung denen des Kriegsproblems nicht nachstehen! — Prof. Schölermann.

Wie sich Engländer noch jetzt bei uns aufzuführen wagen. Wer als Deutscher kürzlich in dem kurz nach 7 Uhr von Berlin abgefahrenen Zug gen Nordwesten rollte, traf, wie uns ein Teilnehmer an dieser Fahrt berichtete, in ziemlich erregter Gemütsverfassung 11 Uhr nachts in Hamburg ein. Und da der Zug, wie in dieser Zeit alle durchgehenden Züge, gedrängt voll war, so nahmen recht viele deutsche Volksgenossen an dieser Erregung teil. Es ist doch Kriegszeit; wem nicht vergönnt ist, selbst im Felde für Kaiser und Reich, für Vaterland und Volk mitzustreiten, der hat Söhne, Brüder, Mann oder Vater und, was zuweilen so viel gilt als Blutsverwandte: liebe Freunde an der Front, sorgt um sie, trauert um Verwundete, in Gefangenschaft Geratene oder um Helden, die nicht wiederkehren werden, hofft, arbeitet und opfert für das gemeinsame Vaterland und seine Zukunft und ist bei aller Zuversicht auf den Sieg des Deutschen Reiches, der allein die ungeheuern Opfer segnen und uns einen vollen Ertrag dieser schweren Zeit sichern kann, ernst gestimmt. Im Zug Berlin—Hamburg aber ging es hoch her, da

knallten im Speisewagen die Champagnerpfropfen und fröhliche Herren pflogen mit lauter Stimme bei schäumenden Sekt und köstlichen Speisen, warm und kalt, eine lustige Unterhaltung. Allerdings in englischer Sprache! Erstaunt horchten die zahlreichen mitfahrenden Deutschen in Feldgrau, im Bürgerrock, im Trauergewand auf, wie sie sich dicht bei dicht in den Abteilen quetschten oder in den Fluren drängten. Aus verschiedenen Abteilen erster Klasse tönten ebenfalls die zerkauten Laute des Englisch von Herren gesprochen, die behaglich zu dreien in den Polstern ruhten und auf die gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge reisenden Deutschen blickten. Wer von diesen Deutschen nach erledigtem Tagewerk die Reisezeit benutzen wollte, um einen Imbiß zu nehmen, mußte vor dem überfüllten Speisewagen umkehren, nach einer halben Stunde einen erneuten Versuch als vergeblich aufgeben und sich nach einer halben Stunde überzeugen, daß noch immer kein Platz frei geworden war. Und wer endlich das Glück hatte, anzukommen und einen Sitz zu ergattern, fühlte sich in fremder Sphäre: Englisch ringsum. Engländer in den Abteilen erster Klasse, Engländer im Speisewagen; die Deutschen wie Stiefkinder draußen vorgedrängt. Ein Bild zur Kriegszeit, in der unser Volk gegen den verruchten Anstifter des Weltgemetzels, gegen England, und seine bösartigen, mordgierigen Alliierten ringt, opfert und schluchzt. Eine Anzahl gefangen gesetzter Engländer war aus dem Gefangenenlager in Ruhleben freigelassen worden. Warum, gegen welche Gegenleistung Englands, ist uns Deutschen einstweilen ein Geheimnis. Wir leben im Krieg, im Krieg mit England und seinen Alliierten, denen unsere herrlichen tapferen Truppen auf den Kampfgefilden im Westen und im Osten ihre Überlegenheit gezeigt haben. Was deutsche Volksgenossen von der Fahrt im Zug Berlin—Hamburg erzählen, gibt in der ernsten Kriegszeit ein seltsames Bild. Kein Wunder, daß es die erregte, die es ansehen mußten; und nicht freudig erregte. — (Berl. Lokalanzeiger.)

Neues zur Biologie und Bekämpfung der Kleiderlaus. Die Bedeutung, die die Kleiderlaus sowie auch anderes Ungeziefer als Krankheitserreger und als Überträger ansteckender Krankheiten besitzen, hat im Verlaufe der jüngsten Monate die Aufmerksamkeit der Forschung mehr und mehr auf die Fragen der Biologie und der Bekämpfung dieser Tiere gelenkt. Die bei Dr. Walter Rothschild in Berlin-Wilmersdorf erscheinende „Klinisch-Therapeutische Wochenschrift" bringt nun Mitteilungen und Ergebnisse der jüngsten Forschung über die hierher gehörigen Probleme, die in Hamburg und Frankfurt a. M. gemacht worden sind. Daß die Kleiderlaus als Überträger des Flecktyphus und Rückfallfiebers wirkt, ist zweifelfrei festgestellt, während die Bedeutung der Wanzen und Flöhe als deren Überträger sich noch nicht einwandfrei entscheiden läßt. Erwiesen ist durch die neuesten Untersuchungen ferner, daß auch die nächste Generation des Parasiten infektionsfähig ist. Da sich die Heilbehandlung des Flecktyphus bisher als unwirksam erwiesen hat, muß zunächst das Augenmerk auf die Vernichtung der Läuse und ihrer Brut gerichtet werden. Nach den bisherigen Erfahrungen muß die erwachsene Laus etwa zweimal innerhalb 24 Stunden Blut saugen, um sich fortzupflanzen, wobei die Schnelligkeit der Verdauung von der Temperatur abhängig ist. Gegen eine dauernde Einwirkung von 30 Grad ist nach den Untersuchungen des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg die Kleiderlaus empfindlich; bei 35 Grad geht sie zugrunde. Sie saugt am liebsten das Blut der Hautstellen des Nackens, des Rückens und des Gürtels, wo die Kleider dicht anliegen. Das Weibchen legt nacheinander 70 bis 80 Eier, und zwar an den Fasern der Näte, der Umsäumung der Wäsche usw.; die Jungen sind nach 15 bis 18 Tagen geschlechtsreif. Die Bekämpfung der großen Läuse, die gegen mechanische Verletzungen empfindlich sind, gestaltet sich einfacher, als die der resistenten Nisse; die Erfahrung zeigt, daß der nicht entlauste Kranke, der immer wieder von den infizierten Insekten gestochen wird, schwerer erkrankt, als der Kranke, der gleich von den Läusen befreit wird. Laboratoriumsversuche über die Vernichtung der erwachsenen Läuse haben gezeigt, daß die geschlechtsreifen Tiere empfindlicher sind, als die jungen, lebhafteren Läuse. Für die im Felde stehenden Soldaten kommen

die Dampfdesinfektion und die Benzinmethode nicht in Betracht, da die Mittel hier leicht zu beschaffen und in der Anwendung einfach sein müssen, auch Kleider, Wäsche und Haut nicht beschmutzen und schließlich nicht feuergefährlich sein dürfen. Diesen Anforderungen entsprechen die ätherischen Öle; nach den bisherigen Erfahrungen muß die Vernichtung der Läuse durch Einreibungen von 30 oder 40 Teilen reinen Anis- oder Fenchelöls und 70 oder 60 Teilen 96prozentigen Alkohols vorgenommen werden. Frankfurter Ärzte empfehlen besonders einen dreiprozentigen Kresolpuder. Dieser wird aus dem Trikresol des Handels unter Anwendung von Talk, Magnesia usta und Bolus alba hergestellt. Seine Unschädlichkeit und stärkste Wirksamkeit unter allen Mitteln — auch auf Wanzen — wurde im Tierversuche und an Menschen nachgewiesen. Der Puder kommt in Kästchen zu 60 Gramm mit Pudersieb in den Handel. („Deutsche Tageszeitung".)

Die Germanen, das Seevolk Europas. Wenn Deutschland jetzt in gewaltigen Kämpfen mit einem der Zahl nach überlegenen Feinde um die Meeresherrschaft ringt, so sucht es in letzter Linie eigentlich nur wiederzuerobern, was es in Urzeiten bereits besessen. Schon Leipniz hat in einer Epoche, da unser Vaterland tief zerklüftet und geschwächt war, da nur in einem genialen Manne, wie dem Großen Kurfürsten, eine Ahnung künftiger Seegröße aufblitzte, darauf hingewiesen, daß die alten Germanen die kühnsten und erfolgreichsten Seefahrer in der Weltgeschichte gewesen seien, in dieser Hinsicht noch über den Phöniziern und den Griechen stehen. Die neuere Forschung hat diese Behauptung des großen Philosophen als Tatsache erwiesen: das Meer ist nicht nur die Wiege der urgermanischen Entwicklung, sondern zugleich der Weg, auf dem deutsches Wesen und deutsche Kultur in die Welt hinausgetragen wurden und die ganze Geschichte Europas mit belebender Kraft erfüllte. In seinem schönen Werk über altgermanische Meeresherrschaft hat Dr. Konrad Müller diesen Grundgedanken von der Urzeit bis zur Wikingerzeit in seinen mannigfachen Ausstrahlungen auf dem Gebiet der Geschichte, der Mythe und Sage, der Dichtung und Sprache verfolgt. Der kimbrische Chersones, der wie ein Grenzpfahl in die beiden Nordmeere hineinragt, und die ihn umdrängende Inselwelt waren die Stätten der früheſten und zukunftsreichsten germanischen Kultur. Eine vielhundertjährige Entwicklung lag bereits hinter den deutschen Stämmen, die von Südschweden und dem Ostseerande weiter nach innen, an den Rhein über den Main, die Elbe und Oder bis Böhmen, Schlesien und Mähren drangen. Wie hoch die Blüte dieser Meervölker bereits gediehen war, beweisen die Funde vom Ausgang der jüngeren Steinzeit. Von Urbeginn an sind die Deutschen Schüler des Meeres, und das Meer hat ihrem Wesen seine Züge und Lehren aufgeprägt. Wie Wilhelm Wackernagel in seinen Studien über die Schiffahrt der Germanen hervorhebt, ist die Seetüchtigkeit der alten Deutschen so lange vorhanden als ihr Leben auf deutschem Boden; die Anfänge germanischer Schiffahrt verlieren sich im Dunkel unvordenklicher Zeiten. Die eingeborene Lust an Heldentat, Kampf, Gefahr, Beute und Abenteuer lockte diese jungen Völker auf den verführerisch vor ihnen ausgebreiteten „pfadloſen Weg der Salzflut", und hinter der Wasserwüste der Wogengebirge ahnten sie sehnsüchtig eine Welt der Wunder und des Reichtums. So ist es kein Zufall, wenn die ersten Stämme, die gegen den stolzen Bau des Römerreiches mit Todesverachtung anstürmten und die keltische Völkerkette im Süden zerbrachen, die Kimbern und Teutonen, Söhne der jütischen Halbinsel, also Anwohner des Meeres waren. Von ihnen erzählen alte Berichte, ihre Kühnheit sei so groß gewesen, daß sie sich, wenn das Meer sie bedrohte, mit voller Waffenrüstung in die Wellen warfen, um so der Wut des Elements zu begegnen. „Niemals und nirgends im Laufe einer wechselvollen Geschichte," sagt Dr. Müller, „hat der Germane seine Neigung zur See ganz verloren. Sie mochte zeitweilig brach liegen oder in Tatenlosigkeit versinken, wenn sie den Blick von der See nach dem Binnenland abkehrte, vorhanden blieb sie immer und bedurfte dann nur einer frischen Brise, um bald wieder mit vollen Segeln dahinzufahren. Daher strebten fast alle Germanen später, als die Völkerbewegung sie südlich auf das Festland in die verschiedenen ost- und weströmischen

Provinzen drängte, wieder zu einer nachbarlichen Küste zurück und gewannen, mit ihr durch neue Siedlungen vereint, gleich Riesen, denen die Berührung mit der Welle neue Kräfte gab, sofort erhöhte Lust zur Seefahrt." Und diesen germanischen Seefahrergeist brachten die Deutschen überall hin nach Europa und befruchteten dadurch alle anderen Völker, die sich dann auf dem Meere hervortaten, die Portugiesen und Spanier, die Italiener und Franzosen, und vor allem die Briten. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, daß die romanischen Sprachen fast alles, was zur Schiffahrt gehört, ja selbst die Himmelsgegenden, mit germanischen Worten benennen. Auf diesen Reichtum an Seemannsworten in den altgermanischen Sprachen hat schon Wackernagel hingewiesen und den rechten Schluß daraus gezogen, wenn er sagt: „Eine höhere Fügung, welche jenseits geographischer Verhältnisse liegt, hat die Seeschiffahrt Europas aus dem Meerbusen und dem Binnenmeere des Nordostens hervorgehen lassen, damit der germanische Stamm auch hierdurch der Herrscher eines neuen Weltalters würde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet. („Deutsche Tageszeitung.")

Betrübende französische Statistik. Der Pariser Vertreter des Berner Bund meldet: Es wurde eine amtliche französische Statistik veröffentlicht, die großen Eindruck machte, weil sie ergab, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1914 die Zahl der Sterbefälle in Frankreich die der Geburten um 25 000 übersteigt. Angstvoll fragt sich der Patriot, wie das Land sich wohl von dem Kriege werde erholen können, wenn es nicht einmal die Kraft hat, die Lücken der gewöhnlichen Sterblichkeit auszufüllen. Hervé schreibt in der „Guerre Sociale" u. a.: Neben uns, in Deutschland, füllt neuer Saft Stadt und Land. Bei uns verwandeln sich die Länder in Einöden, sogar die Stadt vegetiert nur trotz des Zustromes der Bauern. Als wir zu dem Gesetz über die dreijährige Dienstzeit Zuflucht nahmen, um den Vergleich mit der Friedensstärke des deutschen Heeres auszuhalten, merkten wir nicht, daß uns unsere Vorsicht in der Kindererzeugung teuer zu stehen komme. Heute bezahlen wir diese Vorsicht noch teurer. Aus Treue zu Rußland, der Schutzmacht der slawischen Nation des Balkans, sind wir in diesen schrecklichen Krieg verwickelt. Ich frage: Hätten wir das Bündnis mit Rußland geschlossen, dessen Gefahren wir kannten, wenn wir eine starke Geburtenziffer hätten, die uns erlaubte, Deutschland zu trotzen? Wird diese Lehre wenigstens nützen? W. T. B.

Der „Hilfsverein der deutschen Juden" hielt kürzlich gut besuchte Tagungen des Zentralausschusses und der Generalversammlung ab. Den Bericht über die Tätigkeit des Vereins erstattete Dr. Nathan. Der Verein hat trotz des Krieges 35 Anstalten in Osteuropa und im Orient mit 5000 Zöglingen unterhalten, wofür 270 000 M. ausgegeben wurden. Als „amtliche Fürsorgestelle der mittellosen russischen Flüchtlinge" (interkonfessionelles Unterstützungskomitee für bedürftige Russen) habe der Verein sehr ersprießlich gewirkt. In 60 000 Einzelfällen kamen $2^1/_2$ Millionen Mark Unterstützungsgelder zur Auszahlung. Monatlich 200 000 M. Unterstützungsgelder kommen auch heute noch an etwa 10 000 Russen in Deutschland zur Auszahlung. Viel Gutes wurde auch den notleidenden Juden in Russisch-Polen und Galizien erwiesen. 40 000 M. Hilfsgelder gingen nach Palästina.

Neue Funde urgeschichtlicher Menschenarten. Die in meinem Bericht vom September (XIII, 6) kurz erwähnten Schädel von Obercassel — die übrigen Knochen lagen noch in der Härtungsflüssigkeit — hatte ich in einer stark besuchten Sitzung der Bonner Anthropologischen Gesellschaft zu sehen Gelegenheit, wo auch die dortigen Gelehrten Bonnet, Verworn und Steinmann über die anatomischen, archäologischen und geologischen Einzelheiten des wichtigen Fundes Bericht erstatteten (abgedr. im Heft der „Natur-

wissenschaften" vom 3. Juli v. J.). Nach den beiliegenden Feuersteingeräten und Beinschnitzereien, sowie nach der Lagerung in den Bodenschichten gehört die Bestattung ins Diluvium, und zwar in den letzten Abschnitt der alten Steinzeit, des Paläolithikums, hat somit ein Alter von ungefähr 20 Jahrtausenden. Trotzdem gehören die Gebeine nicht der erd- und entwicklungsgeschichtlich ältesten Menschenart, dem Homo primigenius, an, sondern einer höher entwickelten, den lebenden Menschenrassen näherstehenden Spielart, etwa dem Homo mediterraneus fossilis nach meiner Bezeichnung. Der Fund ist um so wertvoller, als er beide Geschlechter und fast das ganze Knochengerüst umfaßt. Die Gliedmaßen lassen auf eine Leibeslänge von 155 und 160 cm, also auf nur mittleren Wuchs, aber bedeutende Körperkraft schließen. Der erste Schädel, einem Manne von 40—50 Jahren entstammend, hat bei 193 mm Länge und 144 Breite einen Index von 74 und einen dem Umfang von 538 entsprechenden sehr beträchtlichen Hohlraum von 1500 ccm. Er zeigt ein breites Gesicht, ansehnliche Stirnwülste über niedrigen, rechteckigen Augenhöhlen, aber einen stark ausgeprägten Kinnvorsprung. Der andere, einem etwa 20jährigen Weibe angehörend, ist zierlicher gebaut, noch länglicher (Ind. 70) und etwas weniger geräumig. Der Ansicht des Bonner Anatomen, es könne sich vielleicht, wegen der Augenwülste, um eine Kreuzung mit dem Urmenschen handeln, kann ich nicht beipflichten, da die sonstigen Merkmale nicht dazu stimmen und eine solche Stirnbildung auch bei entschieden jüngeren Rassen noch vorkommt. So sah ich sie z. B. bald darauf im Brüsseler Naturgeschichtlichen Museum an einigen nach den Beigaben neolithischen Schädeln aus den Grotten von Hastières. — Im Gegensatz dazu muß der ungefähr um die gleiche Zeit, Frühjahr 1914, in Ehringsdorf bei Weimar, einer durch ihren Reichtum an fossilen Tierarten bekannten Fundstätte, ausgegrabene Unterkiefer ohne Frage als urmenschlich bezeichnet werden. Schwalbe in Straßburg, der die Untersuchung und Bearbeitung übernommen, hat darüber vorläufig im Augustheft des Ärztlichen Vereins von Thüringen berichtet. Demnach ist der Kiefer wegen der Gestaltung der Innenfläche des vordern Bogens und der geringen Entfernung der Seitenäste ungemein tierähnlich, verrät aber doch durch die Rückbildung der Weisheitszähne auch Merkmale höherer Entwicklung. Die vor und während der Eiszeit lebenden spärlichen und zerstreuten Horden der ersten Menschen waren eben durch ihre räumliche Trennung viel mehr als jetzt den Wirkungen der Sonderentwicklung ausgesetzt. Nach der Ansicht des Entdeckers des Krapinamenschen (Gerjanovic-Krambeger, Das Kiefergelenk des diluvialen Menschen von Krapina, Agram 1914) war z. B. dieser eine solche örtliche Spielart, die schon „im oberen Diluvium ausstarb". — Ludwig Wilser.

Bücherbesprechungen.

Der Krieg der Geister. Deutsche und ausländische Stimmen zum Weltkriege, gesammelt von Dr. H. Kellermann, Verlag Alex Dunker, Weimar. Vereinigung Heimat und Welt.

Es ist eine umfassende Sammlung von Meinungen und Aussprüchen, gedruckten nicht weniger als schriftlichen, in Briefform über das ungeheure Weltendrama, das uns unter seinen Erschütterungen mit fortreißt. Über dem „Streit der Geister" brach ja dieser Weltkrieg aus und in ihm werden Weltanschauungen zum Austrage gebracht. So angesehen, gewinnt eine solche sorgsam überprüfte Zusammenstellung an Wert und Wirksamkeit über die Stunde des Tages hinaus.

Im Wesentlichen erstreckt sich der Inhalt auf Äußerungen aus dem Jahre 1914; eine Fortsetzung für das Jahr 1915 ist geplant, wobei dann wohl die Vorschläge zu einem

künftigen Weltfrieden zu erwarten sind und dann zum bedeutsamen Ausdrucke kommen können.

Der Kampf um die Wahrheit und gegen die geflissentlich verbreitete und leider „gern" geglaubte Verleumdung des deutschen Volkes, wie sie besonders in den ersten Monaten des Krieges durch Englands Weltkabel systematisch inszeniert ward, bilden den ersten Abschnitt, dem sich der „Aufruf an die Kulturwelt" und die Manifeste und Proteste von Künstlern und Gelehrten anschließt. Houston Steward Chamberlain, des geborenen Briten maßvoll gerechte Zurückweisung ausländischer Lügen (englischen Ursprungs vor allem) steht hier an Gewicht und Wert an der Spitze. Auch der warme, offene Protest in Deutschland lebender Amerikaner gegen die Verleumdung Deutschlands wirkt in all dem wüsten Geschreie wohltuend überlegen. Weniger günstig wirkten auf die Neutralen und die Welt im allgemeinen die deutschen Verteidigungsvorschriften gegen die Anfeindungen und Übertreibungen. Ein holländischer Professor schrieb einem deutschen Kollegen, diese Verteidigung mache den Eindruck mangelnden Nationalstolzes. Der deutsche „Aufruf an die Kulturwelt" hatte einen auffallenden Mißerfolg! Gelehrte und Ungelehrte haben Proteste die Menge und Gegenproteste in die Welt gesandt; mit dankenswerter Gründlichkeit sichtet und ordnet der Verfasser das Tatsachenmaterial, weist auch nach, wie und wo die Irrtümer liegen und menschlich erklärlich und verzeihlich erscheinen, zeigt auch manchen Ausländer, den man für einen Verleumder, für einen Hasser Deutschlands gehalten hat, in maßvollerem Lichte. Den Maler Hodler z. B. und auch den irischen Dramatiker Bernard Shaw, dessen Äußerungen, wie in seiner Abhandlung über den Krieg und den gesunden Menschenverstand zu lesen (zuerst erschienen in „The New-Statesman") durchaus maßvoll und eher gegen England als gegen uns gerichtet waren. Besondere Abschnitte sind den Kundgebungen einzelner Länder und Gruppen gewidmet: den skandinavischen Ländern, Amerika, der Schweiz und dem „Genfer Protest", England, Belgien, Frankreich und den überseeischen Ländern. Türkische und chinesische Sympathiekundgebungen für Deutschland bilden das Schlußkapitel, eine Sammlung von Kulturdokumenten, die über die Gegenwart und ihr uns noch kaum faßbares Geschehen hinaus dauernden Wert behalten. Prof. W. Schölermann.

Ammon, G., Germania von Cornelius Tacitus. Übersetzung mit Einleitung und Erläuterungen. Mit 73 Bildern und 6 Karten. Meisterwerke der Weltliteratur in deutscher Sprache für Schule und Haus. Bamberg 1913, C. C. Büchners Verlag.

Vor einigen Jahren habe ich von dem Verfasser, Rektor des Gymnasiums in Ludwigshafen, im Mannheimer Altertumsverein einen Lichtbildervortrag gehört, der offenbar mit den Vorarbeiten für das angezeigte Büchlein in Zusammenhang stand. Vor anderen ähnlichen Unternehmungen zeichnet sich dieses schon durch den reichen, sorgfältig nach Funden und Bildwerken ausgewählten Bilderschmuck, sowie die geschichtliche Einleitung und die eingehenden Erläuterungen aus. Für ein eigentliches „Volksbuch" scheint es mir aber doch etwas zu stark mit gelehrtem Ballast beschwert und darum mehr für die „Schule" als für das „Haus" geeignet zu sein. Auch der Preis von M. 2,60, an sich für Umfang und Ausstattung gewiß nicht zu hoch, dürfte einer weiteren Verbreitung etwas im Wege stehen. Nach dem Vorwort möchte die Übersetzung „treu, klar, deutsch und stilvoll" sein; doch genügen zahlreiche entbehrliche Fremdwörter, wie Element, Resonanz, Charaktere, Person, Symbol, Prozeß, privat, Naturell, Ornament, Luxus, Testament, Ideen, monarchisch, Monument, Kult, Typus, temperamentvoll, Taktik, Sport, Dimension, Interesse, Kolonie, und der Umgangssprache entnommene Ausdrücke, wie rattern, faulenzen, abrackern u. dergl., kaum den Ansprüchen auf Reinheit und Würde, die man an das Deutsch einer Germania-Übersetzung zu stellen berechtigt ist. In wissenschaftlicher Hinsicht ist der Verfasser, wie übrigens die meisten seiner Fachgenossen und Amtsbrüder, von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er noch manche aus der Zeit, da das „Trugbild des Ostens" die Geister

verblendete, stammende Irrtümer und Vorurteile nicht überwunden hat. Für Feist, einen der letzten Verfechter desselben, hat er kein Wort der Verurteilung und schreibt ihm nach, „Tacitus habe durch seine Zweckschrift mit verführt, an eine solche exzeptionelle Kulturhöhe der Germanen gegenüber anderen Völkern zu glauben". So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den „Erläuterungen" allerlei zu berichtigen finden: „Rhein" ist keine „unrichtige Schreibung", denn der Name ist nicht keltisch, sondern rhätisch; die „subjektive Annahme", die Germanen seien Urbewohner, ist durch die naturwissenschaftliche Rassenforschung durchaus bestätigt; den Namen des Gottes Tuisko, nicht Tuisto, von „Zwist" oder „Zwitter" abzuleiten, verrät eine überwundene Stufe der Worterklärung; vom Volksnamen „Germanen" wird nur zugegeben, daß er „keltische Lautform" zeigt, eine Deutung nicht versucht; „Eisen" ist kein „keltisches Lehnwort", sondern aus den germanischen Wurzeln is und arn (die Kelten begnügten sich mit der zweiten) zusammengesetzt; das Kettenhemd (Brünne) haben die Römer von den Nordvölkern entlehnt, nicht umgekehrt; „Tisch", ursprünglich rundes Brett, ist kein Lehnwort, sondern urindogermanisch, ebenso Met; auch „Butter" und „Käse" sind nicht von den Südvölkern entlehnt; die Deutung der Wangionen, Nemeter und Triboker als „Feld-, Wald- und Hügelbewohner" ist verfehlt, nicht minder die der Ubier als „Übeltäter". Damit soll es, wenn sich auch die Beispiele leicht vermehren ließen, sein Bewenden haben. Trotzdem ist das besprochene Büchlein wegen seiner lehrreichen Abbildungen und der ausführlichen Literatur-Angaben für jeden, der sich wissenschaftlich mit der Germania des Tacitus oder dem germanischen Volkstum überhaupt beschäftigt, unentbehrlich. Ludwig Wilser.

Der Wille zum Sieg, von F. J., Verlagsbuchhandlung Heinrich Finck, Leipzig 1914. Eine zeitgemäße, wertvolle Schrift (anscheinend ist der Verfasser Offizier), die kurz vor dem Kriegsausbruch erschien und nun erstaunlich Zutreffendes und Wesentliches in knapper, sachlicher Kürze darlegt.

In der Einführung heißt es: Die erzieherische Arbeit des Heeres, die ihre Wirkung auf alle Volksteile ausstrahlt, muß getragen sein von der Überzeugung, daß der Kampf der Zukunft kein anderer als ein siegreicher sein kann, sie muß beherrscht werden vom Vertrauen und vom Willen zum Siege. Denn „Wer glaubt, der fliehet nicht. Und so jemand kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." Die Schrift beginnt mit einer Betrachtung über Friedrich den Großen. „Ich glaube," sagt Carlyle in seiner Geschichte Friedrichs II., „daß der König, was kriegerische Kunst und Tugend anbelangt, in bezug auf Fähigkeiten und Leistungen bis jetzt noch keinen Nebenbuhler gehabt hat, noch wahrscheinlich haben wird."

Man pflegt unsere Zeit manchmal mit der Lage Friedrichs des Großen vor Beginn des Siebenjährigen Krieges zu vergleichen, indem man von der Möglichkeit ausgeht, daß das Deutsche Reich ebenfalls gegen eine Mehrzahl von starken Gegnern, die es umgeben, zu kämpfen habe. Was (so meint der Verfasser) bedeutete der kleine preußische Staat (von knapp fünf Millionen Einwohnern) gegen die ungeheure Macht des heutigen Reiches, selbst wenn es sich ganz allein dem Ansturm zahlreicher Feinde ausgesetzt sehen sollte?

Diese Voraussetzung ist inzwischen eingetroffen.

Was der Verfasser über den kriegerischen Geist, über Waffentechnik und Verluste, und namentlich aus offenbar eigener Anschauung über physische und seelische Eindrücke auf dem Schlachtfelde, ferner über vaterländische Jugenderziehung und das deutsche Heer als Waffe und als Schule des Volkes schreibt, ist von jenem klarsichtigen Geist getragen, der diese Schrift gerade in unsern Tagen lesenswert macht. Wir wünschen ihr weiteste Wirkung! Prof. Schölermann.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 19. 6. 15.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 5 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Händler, oder Helden?

Vom Herausgeber.

Schon im vorigen Hefte wurde auf das neueste, recht bemerkenswerte Büchlein von Prof. Dr. Werner Sombart: „Händler und Helden" hingewiesen. Obwohl diese Gegenüberstellung selbst den Worten nach (vergl. letztes Dezemberheft S. 458—59) für die Leser dieser Zeitschrift nichts Neues ist, so möchte ich doch noch einmal auf den dadurch ausgedrückten abgrundtiefen Weltanschauungsgegensatz zurückkommen. Es geschieht das nicht deshalb, weil Sombart diesen Gegensatz nicht klar genug erkannt und dargestellt hätte. Er hat ihn gerade dadurch, daß er das erste Kapitel „Der Glaubenskrieg" überschreibt, ins hellste Licht gesetzt und auch im übrigen seine Aufgabe meist mit ebenso gründlichem Wissen wie publizistischer Gewandtheit gelöst. Die Wirkung auf die öffentliche Meinung im Inland und Ausland wird nicht gering sein, da Sombart gegenüber anderen, mit denen er jetzt am gleichen Strange zieht, den Vorteil eines großen Publikums voraus hat. Von gewisser Seite hat man ihm ja früher, wo er seiner eigenen Aussage nach (S. 99) der händlerischen Weltanschauung nicht fernstand, die Wege in die Öffentlichkeit bereitwilligst geöffnet und geebnet. Natürlich wird man jetzt von derselben Seite ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen suchen; aber sehr erfolgreich wird das nicht sein. Man kann eine ganze lange Schlachtfront nicht sogleich zum Umschwenken bringen, selbst wenn alle Ober- und Unteroffiziere auf höheres

Geheiß das betreffende Kommandowort bereitwillig weitergeben würden, was aber keineswegs sicher ist, denn inzwischen dürfte mancher von diesen Ober- und Unteroffizieren der Presse ebenso gründlich wie Sombart umgelernt haben. Diese Aussicht ist für alle völkischen Kreise hoch erfreulich, und das Sombartsche Büchlein verdient darum gerade von unserer Seite denkbar weitgehende Förderung.

Das ist es aber, wie gesagt, nicht allein, was mich veranlaßt hat, auf den Gegenstand noch einmal besonders und ausführlicher einzugehen. Das Thema „Händler und Helden" ist nämlich von Sombart keineswegs, auch nur in den wichtigsten Beziehungen erschöpft. Gerade die allerwichtigsten, z. B. das im vorigen Hefte behandelte moderne Parteiwesen samt zugehörigem Klassenkampf, den Feminismus und damit verbundenen Geburtenschwund hat er gar nicht berührt. Auch hat er nicht nach allen Richtungen die letzten Folgerungen seiner Lehre gezogen. Ob er das vorläufig nicht gekonnt oder nicht gewollt hat, sei dahingestellt. Es wird ja wohl aus seinen späteren Veröffentlichungen hervorgehen. Um von dem Inhalte einen ungefähren Begriff zu geben, seien die zwölf Kapitel des 145 Seiten langen Büchleins hier wenigstens in den Überschriften zur Kenntnis gebracht: 1. Der Glaubenskrieg. 2. Die Elemente des englischen Geistes. 3. Englische Wissenschaft. 4. Englischer Staat und englische Kultur. Die händlerische Kriegführung. 5. Der deutsche Geist. 6. Die deutsche Vaterlandsidee. 7. Die deutsche Staatsidee. 8. Der deutsche Militarismus. 9. Das Leben vor dem Kriege. 10. Aussichtslose Rettungsversuche. 11. Die Erlösung von dem Übel. 12. Die andern und wir.

Eine Besprechung dieser Kapitel im einzelnen ist hier nicht erforderlich. Es dreht sich um Dinge, die in dieser Zeitschrift sämtlich mehr oder weniger häufig und eingehend, teilweise schon vor dem Kriege behandelt worden sind. Wir vor dem Kriege oft spöttisch sogenannten „Deutschvölkischen" oder „Alldeutschen", hatten ja ein „Umlernen" nicht nötig. Wir hatten schon lange vor dem Kriege, der uns nicht überraschend kam, die geistige und seelische Erneuerung zunächst im eigenen Innern eingeleitet. Wer weiß, ob ohne unsere Vorarbeit das „Umlernen" sich so schnell und allgemein vollzogen hätte.

Es handelt sich nun darum, die alte, aber für so viele ganz neue heldische Weltanschauung und Lebensauffassung gegenüber der händlerischen auch auf denjenigen Gebieten zur Geltung zu bringen, welche man bis jetzt noch nicht zu betreten gewagt oder gewollt hat.

Am wenigsten nötig ist das merkwürdigerweise für das wirtschaftliche Gebiet. Hier haben diejenigen, von denen das überhaupt erwartet werden konnte, am frühsten und schnellsten umgelernt. Es ist das um so mehr zu verwundern, als die händlerische sogenannte „moderne" Weltanschauung gerade hier ihre verlockendsten Blender aufgesetzt hatte und es

schien, als ob die Hypnose gerade hier am festesten wäre und in Friedenszeiten allen noch so starken Aufrüttelungen zu trotzen vermöchte. Kaum hatte jedoch der Krieg begonnen, so verschwand auch, gerade in dieser Beziehung, die Hypnose und zwar gründlicher, als man zunächst hätte erwarten können. Selbst wir dürfen billig erstaunt sein, wenn ein Wirtschaftslehrer von dem internationalen Rufe Werner Sombarts (S. 132—33) schreibt: „Im übrigen wird uns der Krieg mehr und eindringlicher zum Bewußtsein bringen, daß alle internationalen Wirtschaftsbeziehungen ein notwendiges Übel sind, das wir so klein wie möglich machen sollen. Es wird zweifellos die dringlichste Aufgabe der Volkswirtschaftspolitik nach dem Kriege sein: Mittel und Wege zu finden, auf denen wir zu einer möglichst großen wirtschaftlichen Autonomie Deutschlands gelangen."

Ist das nicht alles, was wir irgend verlangen können? Daß übrigens eine wirtschaftliche Unabhängigkeit selbst in bezug auf Einfuhrgüter, die, wie z. B. Baumwolle, vorläufig unersetzlich scheinen, keineswegs dauernd zu den Unmöglichkeiten gerechnet zu werden braucht, wird aus der gleichzeitig erscheinenden Abhandlung von Dr. Adolf Harpf ersichtlich sein. Auch ist dort hinsichtlich der Vorteile eines möglichst geschlossenen Wirtschaftsstaates alles erörtert, was der Erörterung irgend wert ist, so daß ich hier nicht weiter darauf einzugehen brauche.

Um ehrlichen Mißverständnissen oder listigen Unterstellungsversuchen händlerischer Gegner, die sich auch jetzt noch nicht für besiegt halten, vorzubeugen, wollen wir uns gleich von vornherein gegen die Zumutung verwahren, als ob wir den Welthandel und überhaupt den Handel, gleichviel wie und wo, für ganz überflüssig und den händlerischen Beruf an sich für unberechtigt oder gar unehrenhaft hielten. Daran denken wir selbstverständlich nicht. Wo der Handel und der ihm eigentümliche Geist, dem wir sogar in seinen Fehlern gern gewisse — nicht alle üblichen — Zugeständnisse machen, dem Einzelnen wie dem Ganzen rechtschaffen, ohne Hintergedanken, zu dienen bereit ist, da ist er, auch nach unserer Meinung, allen Schutzes und aller Ehren wert. Wo er aber, sei es bewußt oder unbewußt, über gewisse Grenzen hinausstrebt, nach der Krone greift, d. h. sich die Herrschaft im Staate und in der Welt unmittelbar oder mittelbar anmaßt, da rufen wir ihm ein hartes, unerbittliches „Hände weg" entgegen. Der Vorrang, die Führung und nötigenfalls die Herrschaft gebührt auf geistigem, sittlichem und namentlich politischem Gebiete den Helden, nicht den Händlern. So will es gesunde Natur und wahre Kultur, denn nur Helden, sowohl die des Schwertes wie des Geistes, sind ihrer ganzen Art nach maßvoll genug, um ihr Ansehen und ihre Macht nicht zu mißbrauchen. Während die zur Maßlosigkeit geneigten Händler, wo sie herrschen, sogar über Staat und Volk hinaus nach der Weltherrschaft streben, wissen die auf dem Boden der heldischen Weltanschauung fußenden Staatskünstler, daß sich „in der Beschränkung erst der Meister" zeigt,

daß die rechtschaffene, verantwortungsvolle Führung und nötigenfalls Beherrschung der eigenen Rasse und Nation schon der Würde und — Bürde genug ist. Sie mischen sich darum nicht ohne Not in die innern Angelegenheiten Fremder, wie das gerade der Händlergeist mit Vorliebe tut und tun muß, wenn er seine Herrschaft in der Welt aufrichten und behaupten will; denn ein auf das eigene Land beschränkter Händlerstand wird nie so viel Macht gewinnen, um auch nur den eigenen Staat seinen Sonderinteressen zu unterwerfen. Dagegen lehrt die Geschichte aller Zeiten, daß Heldenvölker sich nur dann in Weltangelegenheiten mischten, wenn sie durch die Ausbeutungs-, ja Erdrosselungsversuche der Händler- und Räubervölker dazu gezwungen waren. Und wenn ihnen bei dieser Gelegenheit die Weltherrschaft in den Schoß fiel oder von den händlerisch und räuberisch am meisten ausgebeuteten Völkern angetragen wurde, so gereichte ihnen das ausnahmslos zum Verderben. Die ungeheuere Aufgabe, die sie übernommen hatten, wurde auf die Dauer selbst ihrer Heldenkraft zu schwer. Die „Weltordner", um mit Graf Gobineau zu sprechen, brauchten sich im Kampfe mit dem immer wieder hereinbrechenden Chaos mehr und mehr auf, sie waren, wenn sie nicht ganz aussterben oder die Weltherrschaft verlieren wollten, gezwungen, sich mit minderwertigem Blute zu vermischen oder gar sich dem händlerischen Geiste anzupassen, selbst zu Händlern zu werden, also ihre heiligsten Grundsätze, ihr „Lebensgesetz" zu verleugnen. Durch das Eine wie durch das Andere verloren sie ihre besten Eigenschaften und gingen so nicht nur als Weltbeherrscher, sogar als Bewohner ihres eigenen Vaterlandes zugrunde. Ihre Aufgabe übernahmen dann jüngere, noch unverbrauchte Heldenvölker, die bisher aber immer demselben tragischen Schicksale verfielen.

Wir wollen nun diese geschichtlichen Erfahrungen endlich einmal für ein Heldenvolk ohne gleichen nutzbringend verwerten. Wir verabscheuen darum das Danaergeschenk der Weltherrschaft, und wenn unsere heuchlerischen Gegner immer wieder das Gegenteil behaupten, so ist das bewußte Verleumdung, durch die sie auf die Neutralen einwirken oder ihre eignen schnöden Herrschafts- und Ausbeutungsgelüste bemänteln wollen. Wenn doch die Neutralen endlich einmal von dieser törichten Verblendung geheilt werden könnten! Es scheint aber, als ob gewisse Völker sich gar nicht in die Seele eines echten Heldenvolkes versetzen können, denn sonst würden sie sich doch von ihren händlerischen oder räuberischen Ausbeutern nicht so leicht beschwatzen lassen!

Selbstverständlich wird ein echtes Heldenvolk sich nicht in eine Zwangsjacke stecken und so in seinem natürlichen Wachstum aufhalten lassen, wie das die Feinde der Heldenvölker immer getan haben und wie es auch die Feinde unseres Volkstums innerhalb und außerhalb unserer Grenzen so gern möchten; denn auf unsere jetzigen Grenzen auch für die Zukunft beschränkt, wäre auch unsere „Verameisung" und damit die völlige

Verhändlerung, Verpöbelung der Welt, zuletzt der Untergang auch unseres Volkes ganz unvermeidlich. Wir leugnen darum nicht im mindesten, daß wir uns nach unseren natürlichen und kulturellen Wachstumsgesetzen ungehindert ausdehnen wollen. Und wenn wir dazu, wie es zurzeit mehr als jemals für unsere dauernde Gesunderhaltung nötig ist, unsere Grenzen entsprechend erweitern müssen, so werden wir uns durch keinen Einspruch äußerer oder innerer Feinde davon abbringen lassen; aber wir verwahren uns geradezu gegen die Weltherrschaft, selbst wenn sie uns von den bedrückten Völkern als das von zweien kleinere Übel auf dem Präsentierbrett kniebeugend entgegengebracht würde. Es fällt uns gar nicht ein, uns für die sogenannte „Menschheit" aufzuopfern. Sie hat es nach dem schmachvollen Benehmen, das sie während dieses Krieges gegen uns hervorgekehrt hat, nicht um uns verdient. Mag sie also warten, bis die jetzigen räuberischen und händlerischen Weltreiche von selbst zusammenbrechen, sozusagen in ihrem eigenen Unrate verrecken. Wir fühlen uns nicht berufen, mit unserem kostbarsten Blute dem Teufel die letzte Abdeckerarbeit abzunehmen. Nur soweit wir das eroberte Land militärisch oder wirtschaftlich nötig haben, halten wir es fest; aber nicht seine Bewohner, soweit sie dem Blute und der Gesinnung nach nicht zu uns gehören. Diese mögen sich gegen billige Entschädigung anderswo niederlassen. Wir können sie nicht einverleiben, wenn wir nicht unser eigenes Blut verschandeln und außerdem noch uns innere Schwierigkeiten heraufbeschwören wollen.

Soviel zur Verwahrung gegen gewisse ehrlicher- oder unehrlicherweise uns etwa zu machende Unterstellungen.

Was nun den Gegensatz zwischen Händler- und Heldengeist bezüglich des Verhältnisses zum Staate anbelangt, so hat Sombart mit seiner „Deutschen Staatsidee" nur von der Vergangenheit, aber nicht von der Gegenwart und Zukunft gesprochen. Er scheint also nicht zu wissen, daß wir seit mehr als einem halben Jahrhundert einen gar nicht geringen Teil des von ihm verabscheuten Händlergeistes in unseren Staatsgedanken, namentlich in die Reichsverfassung aufgenommen haben. Die ganze Art des heutigen politischen Wahlrechtes, insbesondere des Reichstagswahlrechtes ist, wie im vorigen Hefte weiter ausgeführt, ein Ausfluß des händlerischen Geistes und dient direkt wie indirekt den Absichten des Händlertums, denn es überantwortet die Geschicke des Staates und Volkes zumeist den Marktschreiern, den Gaunern und Gauklern, mit denen die ehrlichen Vaterlandsfreunde zu einem unter solchen Wahlrechtsverhältnissen von vornherein aussichtslosen Wettkampfe verdammt sind. Es ist merkwürdig, daß Sombart nicht wenigstens bei Gelegenheit seiner durchaus richtigen Beurteilung des englischen Sportunwesens auf die Geistesverwandtschaft zwischen dem modernen Wahlrechte — gleichviel ob mehr oder weniger radikaler Art — und den sportlichen Wettkämpfen englischer Aufmachung hingewiesen hat. Letztere schneiden bei der Vergleichung sogar noch besser ab, denn hier ist

wenigstens sogenannter „Schmu", d. h. „unfair play" streng verpönt. Das in England bei jeder Gelegenheit so geflissentlich im Munde geführte „fair play" kennt man hier in Wahrheit nur bei den eigentlichen — uns vielfach geradezu kindisch anmutenden — Spielen, aber nicht bei jenen ernsten Wettkämpfen, die mittels der Zunge, der Lunge, der Lügenhaftigkeit und des — Geldes ausgefochten werden, obgleich dabei das Schicksal des Staates und Volkes auf dem Spiele steht. Hierin liegt eine Frivolität, die auf einen Menschen mit halbwegs anständiger, von händlerischen Vorurteilen freier Gesinnung geradezu ekelerregend wirkt. Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß man auf die mutmaßlichen Sieger bei diesem schnöden Wettrennen um die Gunst der urteilslosen und korrupten Massen hohe Wetten eingeht; aber das erlaubt wieder die händlerische Heuchelei nicht, denn dadurch müßte das Unsinnige, Lächerliche der modernen Wahlkämpfe auch dem blödesten Volksverstande schließlich offenbar werden.

In vorausgegangenen Heften, namentlich im Januarheft 1912 und im letzten Juliheft habe ich gezeigt, wie ein solches Wahlrecht und der dadurch zum Gesetz erhobene Klassenkampf über kurz oder lang selbst den am festesten gefügten Staat und die am einheitlichsten geartete Gesellschaft unheilvoll auflockern und zuletzt ganz auseinandertreiben muß. Damit ist aber die Wirkung dieses sogenannten Menschenrechtes noch keineswegs erschöpft. Nicht nur Staat, Gesellschaft, Volk, sogar die ursprünglichste Form des menschlichen Zusammenlebens, die Familie und alles, was gesunde Natur und wahre Kultur zu deren Sicherung geschaffen haben, muß dadurch zerrüttet und schließlich muß das ganze Gemeinwesen durch Geburtenschwund zum Absterben gebracht werden. Wer das Gebaren der Wahlrechtsmegären (Suffragetten) in England und Amerika vom sozialbiologischen Standpunkte aus beobachtet hat und in seinen Ursachen wie Folgen richtig beurteilt, der muß unausweichlich zu dem Schlusse kommen, daß solches Gebaren nur die Fortsetzung der durch das moderne Wahlrecht entfesselten sozialen Auflösungserscheinungen ist. Die durch dieses Recht zwischen den sozialen Schichten und den gewerblichen Berufsklassen erst künstlich hervorgerufenen Gegensätze mußten sich immer mehr verschärfen und schließlich auch auf das Verhältnis der Geschlechter übergreifen. Wo man bezüglich der politischen Rechte die Ungleichheiten der Geburt, des Alters, der Bildung, des Besitzes größtenteils aufgehoben hat, da kann man schließlich bei den Unterschieden zwischen Mann und Weib, die zum mindesten hinsichtlich der politischen Urteilskraft oder Urteilsschwäche meist viel geringer sind, nicht stehen bleiben. Das wissen jene armen, an ihren besten Instinkten irre gewordenen Weiber recht wohl, und es ist Heuchelei oder Vorurteil, von ihnen zu verlangen, daß sie von ihrem Wissen keinen praktischen Gebrauch machen sollen. Wenn man schon einmal den Unsinn für Sinn, die Lüge für Wahrheit, krasse Ungleichheit für Gleichheit gelten läßt, dann kann man dabei auch keinen Unterschied zwischen Mann und Weib mehr machen. Überdies zeigen die

händlerisch entarteten Männer dermaßen die Eigenschaften von Weibern oder Zwittern, daß da hinsichtlich der Wahrhaftigkeit oder Unwahrhaftigkeit, Urteilsfähigkeit oder Urteilslosigkeit kaum ein Unterschied ist; ja, man kann dreist sagen, daß das weibliche Geschlecht, soweit es nicht der händlerischen Entartung anheimgefallen ist, in dieser Hinsicht sogar noch besser abschneidet. Um so mehr muß dann die Ungleichheit bezüglich der politischen Rechte auffallen. Wenn also die Männer nicht wieder von selbst zur gesunden Natur und wahren Kultur zurückkehren, dann kann man es von den Weibern noch weniger erwarten. Es scheint fast, als ob die vom Händlergeiste so schnöde gemißhandelte Natur sich selbst empören und in dem Gebaren der Wahlrechtsmegären diese Weltanschauung ad absurdum führen wollte; denn was derartigen Wahnsinn zu erzeugen vermag, kann doch unmöglich von der gesunden Vernunft abstammen. Wenn die traurige Zeit vor dem Kriege nicht allen Sinn für gesunden Humor verloren gehabt hätte, dann hätte sie diesen „Treppenwitz der Weltgeschichte" längst an solchen erkennen und, anstatt sich zu entrüsten, darüber unbändig lachen müssen. Aber so fanden die zuchtlos gewordenen Weiber anfangs in noch zuchtloser gewordenen Männern eine gewisse indirekte Ermunterung und erst, als die Weiber vom Reden zur Tat, vom Ohrfeigen der Minister zu Giftmord und Brandstiftung übergingen, erst dann besannen sich die sogenannten Männer auf ihre sogenannten Rechte. Und selbst dann vermochte man noch nicht die eigentliche Ursache des Wahnsinns zu erkennen. Soweit reicht eben der banale Händlerverstand nicht. Was nicht mit dem Geldverdienen und Beschwatzen der Dummen irgendwie zusammenhängt, das ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Gesunde Natur und wahre Kultur, die in der heldischen Weltanschauung von Zeit zu Zeit gewisse, bisher niemals lange behauptete Gipfel erreichten, bemühen sich seit Jahrtausenden, die materielle und geistig-sittliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, Alt und Jung, Vornehm und Gemein, Reich und Arm, Bildung und Unbildung zu regeln; aber immer wieder versuchte der Händlergeist, sobald er das Übergewicht erlangte, im Namen der „Zivilisation" zu zerstören, was gesunde Natur und wahre Kultur auferbaut hatten.

In der Zeit vor dem Kriege war das Übergewicht des Händlergeistes infolge überlanger Duldung besonders groß geworden. Es hatte sich darum ein solches Übermaß von Unnatur, Unzucht, Unsittlichkeit und Torheit angehäuft, daß man das Einzelne unter dem Haufen kaum noch beachtete und gar nicht sah oder sehen wollte, wie der heuchlerisch unter dem Namen der „Freiheit" zugunsten des Händlers entfesselte Überindividualismus schließlich jede Art menschlicher Gemeinschaft: Staat, Gesellschaft, Volk, Familie in Atome zu zersetzen und nichts als eine anarchische Masse, das — Chaos übrig zu lassen drohte. Wenn dieser Krieg nicht endlich gekommen wäre, dann hätte der vielgerühmte „moderne

Fortschritt" die Welt schließlich wieder auf ihren — Anfangszustand zurückgebracht. Der Geist der Lüge aber nannte das „höchste Vollendung", „Blüte" der (meist mit Kultur verwechselten) „Zivilisation".

Bei alledem sind wir, wie gesagt, weit entfernt, dem Händlergeiste die Daseinsberechtigung und die Möglichkeit nützlicher Wirkungen abzustreiten; nur die Herrschaft gestehen wir ihm weder unmittelbar noch mittelbar, weder im Staate noch in der Welt zu. Auch die Nützlichkeit eines „ewigen Friedens" bestreiten wir, selbst wenn er möglich wäre; denn das wäre die Verewigung der Herrschaft des Händlergeistes, wenn man von Verewigung wenigstens für solange sprechen will, als die Welt unter dieser Herrschaft bestehen kann. Überdies wäre der Friede unter dieser Herrschaft höchstenfalls nur politisch, aber nicht sozial und wirtschaftlich möglich. Die Stelle der äußern, von Staat zu Staat zeitweilig geführten Kriege würden dann innere Revolutionen einnehmen.

Auch von diesen doch so unendlich wichtigen Dingen erwähnt Sombart in seinem Buche nichts.

Der Unbefangene dürfte sich kopfschüttelnd fragen, warum eine so überlange Vorherrschaft des Händlergeistes, wie sie bis vor dem Kriege bestand, überhaupt möglich gewesen und vor allem, — warum sie so geduldig ertragen worden ist. Zur Erklärung genügt keineswegs die Tatsache, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Mittelpunkte dieser Vorherrschaft in ihrer — hoffentlich letzten — Epoche durch die Gunst der geographischen Lage auf einer Insel und auf einem weit entfernten Kontinent diesmal besonders fest und militärisch wie wirtschaftlich besonders leicht zu verteidigen waren. Mit Gewalt läßt sich gerade die Händlerherrschaft am wenigsten gegen Heldenvölker auf lange Dauer behaupten. Das haben die Engländer und neuerdings auch die Anglo-Amerikaner frühzeitig genug erkannt. Sie suchten darum ihre Herrschaft auch geistig-sittlich zu stützen, und da das mit der Wahrheit nicht möglich war, so bedienten sie sich in einem bisher wohl noch nie dagewesenen Maße der Lüge, Heuchelei, Verdrehung, Verschweigung. Sie rissen das Nachrichtenwesen auf der ganzen Welt an sich, fälschten es in ihrem Sinne und ließen nur solche Mitteilungen passieren, die ihrer Herrschaft nützlich oder wenigstens nicht schädlich waren. Das sollen allerdings auch schon die Punier getan haben, aber bei der damaligen Technik der Mitteilungen und des geistigen Verkehrs überhaupt konnte das damals nicht entfernt solche Bedeutung gehabt haben, wie heute. Der moderne Händlergeist beschränkte sich aber keineswegs auf die absolute Beherrschung der Telegraphen-Bureaux und der Presse. Auch die moderne Wissenschaft wußte er nicht nur materiell in seinen Dienst zu stellen. Gewisse Händler, namentlich die Geldhändler verstanden es mit großer Geschicklichkeit, die Erfolge der wissenschaftlichen Forscher und technischen Erfinder nicht nur materiell, auch geistig für sich auszubeuten. Und da diese Erfolge niemals mehr in die Augen fielen als heutzutage, so wirkten sie auch

mehr als jemals verblenderisch auf die Öffentlichkeit. Es schien, als ob die Händler alle diese Erfolge der wahrhaft schöpferischen Geister hervorgebracht hätten. (Vergl. letztes Januarheft S. 515.)

Einige Händler versuchten auch die schönen Künste und Wissenschaften in ihren Schutz zu nehmen und so von sich abhängig zu machen. Der Erfolg war aber nur der, daß auch diese Künste und Wissenschaften verhändlerten, verpöbelten und so in das Gegenteil ihres kulturellen Wesens umschlugen. Man hat das ja an der kläglich versandeten sogen. „Moderne" gesehen. Alle Denker, Dichter, Künstler jedoch, die sich der Händlerherrschaft nicht fügen wollten und andere Lebensziele, Ideale aufstellten, wurden auf jede Weise unterdrückt und boykottiert. Keine Tyrannei war in dieser Beziehung jemals härter als die (anfangs) mit der zügellosesten „Freiheit" schlau kokettierende Herrschaft der Händler. Wenn deren Zionswächter Nietzsche nach anfänglichem Zögern gerade noch passieren ließen, so geschah das deshalb, weil dieser Denker (und Dichter) keineswegs eine reine Ausprägung des Heldengeistes vertritt. Er ist dem Händlergeiste hie und da, ohne daß er es wußte, recht weit entgegengekommen, und wenn er die innern Widersprüche seiner Lehre wohl nie ganz überwunden hat und vielleicht daran zugrunde gegangen ist, so lag das eben daran, daß er in seiner kritiklosen Renaissanceschwärmerei das „Amoralische", das „Jenseits von gut und böse" mit seinem dem Heldentume verwandten „Übermenschentume" verquickt hatte und nicht sah oder sehen wollte, daß es allein dem Verbrecher- und Räubertume und dem nach der Krone greifenden Händlergeiste eigentümlich ist. Nietzsche stand eben bis zu einem Grade noch selbst unter der zu seiner Zeit auf der Höhe stehenden Suggestion des — wie man jetzt ja gesehen hat — selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckenden Händlergeistes, und so beschränkt dieser sonst überall ist, er hat die feinste Witterung für alles, was seinen Zwecken unmittelbar oder mittelbar zu dienen vermag. Das war aber eben die von Nietzsche wieder entdeckte und philosophisch begründete Relativität, Abhängigkeit aller Moralsysteme, die schon Machiavelli gelehrt und aus der er schon für gewisse Zwecke die praktischen Schlußfolgerungen gezogen hatte. Auch die Engländer hatten die „Amoralität" schon lange für gewisse Zwecke, die sie „Staatszwecke" nannten, zwar nicht öffentlich gelehrt, aber ganz skrupellos betätigt. Um so frecher war darum die Heuchelei, mit der man in dem Verleumdungsfeldzuge dieses Krieges auch Nietzsche gegen uns als Kronzeugen angeführt hatte. Sombart geht teilweise fehl, wenn er in „Händler und Helden" Nietzsche ausschließlich als Zeugen für den deutschen Heldengeist anruft und das zweifellos Undeutsche an diesem Denker gar nicht erwähnt.

Man hätte erwarten können, daß dem Händlergeiste die schärfsten und wirksamsten geistigen Gegner aus der Sphäre des Religiösen, also aus den Kirchen, wenigstens den christlichen, hätten erwachsen müssen. Hatte doch das Christentum aus dem Kampfe gegen den räuberischen und

händlerischen Imperialismus ursprünglich seine besten Kräfte geschöpft. Merkwürdigerweise haben aber neuerdings gerade die christlichen Kirchen, gewisse protestantische wohl noch mehr als die katholische, in der Bekämpfung des Händlergeistes und der Erweckung des Heldengeistes versagt. Fast alle kirchlichen und religiösen Richtungen waren eben nach und nach auch mehr oder weniger verhändlert, verpöbelt, hatten sich vom vorherrschenden Händlertum imponieren und zum mindesten geistig bestechen lassen. Man denke dabei nur an D. Friedrich Naumann, der zuletzt sogar ganz öffentlich in den Dienst der radikalen Demokratie liberalistischer Drapierung übergetreten ist. Auch innerhalb der katholischen Kirche ist oder war eine Hinneigung zur radikalen Demokratie, dieser in unserer Zeit für den Händlergeist so ausnehmend vorteilhaften politischen und sozialen Organisation, ganz unverkennbar. Und was gar die jüdische Religionsgenossenschaft anbelangt, so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß sie, wenn auch nicht ursprünglich, so doch jedenfalls schon seit sehr langer Zeit eine überaus wirksame Organisation des Händlergeistes gewesen ist und noch ist. Kaum weniger trifft das in England und Amerika für gewisse Richtungen der protestantischen Kirche zu, nur daß hier die Wirksamkeit in diesem Sinne mehr mittelbarer und indirekter Art ist. Selbst bei uns in Deutschland hatte sich die protestantische Kirche nicht überall der Suggestion des jüdischen und englischen Händlergeistes zu entziehen vermocht. Wenn hier in den Kirchen die Verse jenes alten deutschen Heldenliedes gesungen werden: „Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist", so denkt dabei niemand an den modernen Händlergeist, weil kein Prediger darauf aufmerksam macht. Nur die enge Verbindung der protestantischen Kirche mit dem Staate, namentlich dem preußischen, rettete den größten Teil dieser Kirche vor der alles umbrandenden händlerischen Hochflut, in der die preußisch-deutsche Armee vor dem Kriege fast allein noch wie ein Fels im Meere unerschüttert dastand und dem Heldengeiste innerhalb der europäischen Kulturwelt die letzte, allerletzte Zufluchtsstätte bot.

Wenn jetzt dieser Geist der Wahrheit, Kraft und Schönheit, der Ordnung, Zucht und Zuverlässigkeit, der Ehre, Liebe und Treue auch anderswo, nicht nur in Deutschland, die dicke Schmutzkruste der allgemeinen Verhändlerung und Verpöbelung durchbrochen hat, so ist das allein dem festen Standhalten der preußisch-deutschen Wehrmacht vor und in diesem gewaltigsten aller Kriege zu verdanken. Spätere Geschichtsschreiber, die nicht mehr unter der verblenderischen Suggestion des Händlergeistes stehen, werden gar nicht genug rühmen können, welchen ungeheuren Dienst dieser jetzt so viel geschmähte preußisch-deutsche „Militarismus" nicht nur dem deutschen Volke, auch der ganzen Menschheit erwiesen hat. Und wenn kleine Geister, die von solchen Dingen nichts verstehen, die Nase darüber rümpfen, wie dieser Militarismus von unten hinaufgezüchtet worden ist, dann mögen sie sich gesagt sein lassen, daß noch niemals eine ehrenwerte Herrschaft ohne ehren-

wertes, entsagungsvolles Dienen, ohne stolzen Gehorsam aufgerichtet worden ist. Es sind die erhabenen Überlieferungen des deutschen Ritterordens, die Preußen übernommen und den jedesmaligen Zeitverhältnissen angepaßt hat. In einer Zeit, da der Heldengeist in der damals geprägten ritterlichen Form das ganze öffentliche und private Leben durchdrang, sprach man von „königlichen Kaufherren". In der Zeit vor dem Kriege waren sogar die Könige vielfach zu Händlern, zu Handlungsreisenden im größten Stile geworden. So formt der jeweilig herrschende Geist den Stoff im größten wie im kleinsten nach seinem Ebenbilde, nach den ihm innewohnenden hohen oder niedrigen, edlen oder gemeinen, schönen oder häßlichen Zwecken. Die Macht des Geistes — nicht die der Materie — macht, was als gut oder böse, schön oder häßlich gelten soll.

Werden die Staaten, die Kirchen, die geistig führenden Gesellschaftsschichten, die Völker auch nach diesem ungeheuren Weltkriege, der die Alleinherrschaft des Händlergeistes in der ganzen Welt vollenden und — soweit dies möglich — verewigen sollte, sich wieder unter das entwürdigende Joch dieses Geistes der Lüge, Heuchelei, Verführung beugen?

Die Gefahr, daß dieses trotz allen schrecklichen Erfahrungen des Krieges dennoch geschehen und der Heldengeist unseres Volkes noch einmal vor die schwerste aller Kraftproben gestellt werden könnte, ist keineswegs so gering, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Gewiß ist der bessere Teil der Menschheit in allen Ländern und Völkern durch diesen Krieg aus dem geistigen Schlafe, aus der Hypnose, in die der Händlergeist mit seinen verblenderischen Vorspiegelungen und falschen Sirenengesängen fast alle Welt versetzt hatte, gründlich aufgerüttelt worden. Und wo ein Verständnis der Gefahr nach den jetzigen Möglichkeiten der geistigen Mitteilung irgend anzunehmen ist, da wird sie ja wohl auch erkannt worden sein. Ob das aber genügen wird, den Dämon der Lüge von seinen angemaßten Thronen zu stürzen? Von den Völkern ist in dieser Hinsicht nach all den bisherigen, mit der sogenannten „Demokratie" gemachten Erfahrungen nicht das Mindeste zu erhoffen. Selbst von unserem Volke, so über alles Lob erhaben es sich auch in diesem Kriege bewährt hat, ist nicht zu erwarten, daß es allein, ohne höhere und mächtige Hilfe, imstande sein wird, sich den Verführungen des Händlergeistes, die nach dem Kriege sicher mit verstärkten Kräften wieder einsetzen werden, zu entziehen. Gewiß verraten die vielfach gespaltenen Meinungen innerhalb der Sozialdemokratie, daß auch hier ein Umlernen in größerem Maße, als man zu hoffen wagte, stattgefunden haben muß. Indessen darf man diese Vorfrühlingslüfte nicht überschätzen. Wenn nach dem Kriege der Siegesrausch verflogen, die Schandtaten der Feinde vergessen und die Alltagsgewohnheiten wieder eingezogen sind, dann wird es, wenn man sonst nichts dagegen tut, den von früher her noch bekannten Verführern ein leichtes sein, alte Erinnerungen wachzurufen, alte Wahnvorstellungen wieder zu beleben. Wenn also der

Heldengeist während eines langen Friedens nicht wieder einschlafen soll, dann bedarf er der wachsamsten Hege und Pflege seitens der berufenen Führer des Volkes.

Viel käme also darauf an, daß unsere Fürsten, unsere regierenden und tonangebenden Kreise die Gefahr in ihrer vollen Größe erkennen und gesonnen sind, ihr in Zukunft mit wirklich zulänglichen Männern und Mitteln zu begegnen, daß sie nicht nach wie vor wähnen, mit Polizeiwillkür und Gesetzes-Paragraphen den abgründigen Listen des Händlergeistes gewachsen zu sein. Was freilich in dieser Hinsicht zu hoffen ist, muß nach den bisherigen Erfahrungen leider auf ein recht bescheidenes Maß herabgesetzt werden. Wir werden zufrieden sein müssen, wenn unsere Regierungen dieselbe Duldung, die sie bisher dem Händlergeiste gegenüber walten ließen, auch der entgegengesetzten geistigen Einwirkung zugestehen werden. Daß unsere Regierungen sich dazu aufschwingen könnten, den Händlergeist und seine durch Bücher, Zeitungen, Reden usw. bewirkten Massensuggestionen direkt oder indirekt zu bekämpfen und der heldischen Weltanschauung unmittelbar oder mittelbar Vorschub zu leisten, wird wohl für absehbare Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Sie haben zu lange unter der Suggestion dieses Geistes gestanden. Dazu saßen vor dem Kriege in den Regierungen, selbst bei uns in Deutschland, schon so viele eingefleischte und darum unbelehrbare Vertreter des Händlergeistes, daß ein Wunder geschehen sein müßte, wenn sie wirklich umgelernt hätten, nicht bloß fürs erste so täten. Wie soll man sie also richtig erkennen und rechtzeitig abschieben, selbst wenn man es wollte. Außerdem wird die Beeinflussung der Fürsten und Regierungen durch händlerische Privatpersonen, die auch bei uns vor dem Kriege sehr stark gewesen sein soll, nach dem Kriege, wenn sonst nichts geschieht, schwerlich auszuschalten sein. Es ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die materielle und damit auch die geistig-unsittliche Macht der Händler, namentlich der Geldhändler, nach dem Kriege geringer als vorher sein wird. Wer wird sich denn durch diesen Krieg mit seinen Milliardenumsätzen am meisten bereichert haben? Doch nur die Händler, vor allen die Geldhändler, und da man im Geldhandel das bisherige System der Privatbanken noch nicht durch Staatsbanken (vergl. letztes Märzheft) größtenteils ersetzt hat, so wird der Druck der internationalen Geldhändler auf Staat, Kirche, Gesellschaft, Volk, anstatt sich vermindert zu haben, nur größer geworden sein.

Mit Polizeigewalt, Gesetzesparagraphen und allen sonstigen vergleichsweise subalternen Regierungskünsten, auf die sich unsere jetzigen Volks- und Regierungsvertreter soviel zugute tun, ist, selbst wenn ihre Durchführung noch so gesichert wäre, dem Händlergeiste (König Laurin und seinen Knechten) nicht beizukommen. Auch ist nicht einfach List gegen List, Lüge gegen Lüge zu setzen, wie manche gute Menschen und schlechte Musikanten schon vorgeschlagen haben. In allen diesen Dingen war der Händlergeist von jeher unübertrefflicher Meister.

Was ihm jedoch nicht nur gewachsen, sondern weit überlegen ist, das ist der Heldengeist, wenn er sich aus dem Bereiche des Materiellen, des Kriegers, in die geistig-sittliche Sphäre des Religiösen erhebt und in solchem Sinne gepflegt wird, was nach einem so wahrhaft heiligen Kriege besser als jemals möglich sein wird. Dann überdauert der Heldengeist nicht nur den Krieg, er verklärt, veredelt sich sogar noch und wirkt so auch im Frieden um so mehr in dem ihm eigentümlichen Hochsinne. Dann werden alle Teufelskünste auch der eingefleischtesten Händlerseelen elend zuschanden. Die bisher am frechsten, unverschämtesten auftraten, werden dann den herrschenden Helden nur mit der Gebärde des Sklaven zu nahen wagen und froh sein, wenn man sie am Leben, geschweige denn an der Herrschaft läßt. Dann werden sie gar nicht erst versuchen, ihre ehedem durch tausend und abertausend Kanäle geleiteten geistig-unsittlichen Suggestionen auf Staat, Kirche, Gesellschaft, Volk loszulassen, denn sie wissen, daß dann die Schmutzflut auf sie selbst zurückspritzen und sie aus dem Lande treiben würde. Im Lande selbst aber wird dann der heldische Geist der Wahrheit, Kraft und Schönheit, der Ordnung, Zucht und Zuverlässigkeit, der Ehre, Liebe und Treue alles öffentliche und private Leben, wie es auch gestaltet sei, durchdringen, und was vorher so ungeheuer schwer, fast unmöglich erschien, wird dann auf einmal leicht, kinderleicht sein. Man wird dann wieder sagen, daß Zeichen und Wunder geschehen. Staat, Kirche, Gesellschaft, Volk werden dann von der schweren Krankheit, die ihnen der herrschende Händlergeist eingeimpft hatte, genesen, und ein goldenes Zeitalter, nicht, wie bisher, im Sinne des herrschenden Goldes, sondern des goldenen Friedens, des allgemeinen Wohlstandes, der wahren Freiheit, der gesunden Natur und echten Kultur wird heraufkommen. Durch die alleinige Herrschaft des heldischen Geistes wird dann auch die Form, die äußere Erscheinung dieses Geistes einheitlicher, sicherer, fester, harmonischer, stilgerechter werden. Die deutsche Zwiespältigkeit, Zerrissenheit, Unbeholfenheit, Unausgeglichenheit wird dann allmählich verschwinden. Der richtige Deutsche, gleichviel welches Standes oder Berufes, wird dann auf den Fremden nicht bloß ethisch, er wird auch ästhetisch wirken, wie das vom richtigen deutschen Offizier schon jetzt gesagt werden kann. Zu dem Siege auf den Schlachtfeldern wird sich dann auch der kulturelle Sieg der Deutschen gesellen, kurz: es wird der Traum jenes deutschen Dichters, daß am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen soll, herrlich in Erfüllung gehen.

Möchten unsere aus dem heiligen Kriege heimkehrenden Helden, möchten unsere Fürsten und ihre Regierungen, unsere geistig führenden Gesellschaftsschichten, unser Volk der erhabenen Aufgabe, die ihrer wartet, sich unterziehen und ihr gewachsen sein!

Welt- oder Volkes-Wirtschaft?[1]

Adolf Harpf.

Nach dem engen politischen und militärischen Zusammenschlusse der beiden europäischen Mittenreiche, der durch den Weltkrieg zur Tatsache geworden und *nach* demselben nur mehr der staatsrechtlichen Gestaltung bedarf, nach der, hoffentlich nun für alle Zeiten erfolgenden beiderseitigen staatsgrundgesetzlichen Festlegung des Zweikaiserbundes, ist es die wirtschaftliche Einigung beider Reiche, die diesem Kaiserbündnisse die dauernd unerschütterliche materielle Grundlage zu geben berufen ist.

Dies wird heute im Deutschen sowohl wie im Öster-Reiche bereits so allgemein als zeitnotwendig empfunden, daß sich sowohl in der deutschen Reichshauptstadt wie in Österreich wirtschaftlich nächstbeteiligte Kreise zusammentaten, um in die nähere Erörterung des Wie der Durchführung dieses Wirtschaftsbündnisses einzutreten.

Allgemein kam hierbei die Überzeugung von der zeitgemäßen Notwendigkeit des von deutschvölkischer Seite längst geforderten engeren wirtschaftlichen und zollpolitischen Zusammenschlusses beider Reiche zum Ausdrucke und nur vereinzelte Stimmen in Österreich namentlich konnten sich trotz der Größe der Zeit, die der Weltkrieg heraufgeführt hat, noch immer nicht von Befürchtungen einer gewissen erwerbsständigen Engherzigkeit befreien.

Namentlich die österreichische Großindustrie, voran die durch einen hohen Schutzzollwall geradezu in eine Monopolstellung gerückte Eisenindustrie Österreichs, fürchtet von einer Zolleinigung mit dem Deutschen Reiche für ihre Kartellpreise, die dem Österreicher seit Jahren die notwendigsten Werkzeuge und Maschinen zum wirtschaftlichen Schaffen verteuern.

Selbst eine Zwischenzollinie, die von gemäßigten deutschen und österreichischen Wirtschaftspolitikern ohnehin als ein notwendiger Übergang zum späteren vollständigen Zollbunde beider Reiche zugestanden wird, will manchem dieser Kartellbrüder nicht behagen, — sie wollen eben vom Genusse ihrer Monopolpreise in alle Zukunft überhaupt nicht lassen.

So wird denn jener Redner recht behalten, der bei einer solchen Erörterung des „Bundes österreichischer Industrieller" neulich hervorhob, daß angesichts der offenkundigen Tatsache, daß Österreich so gut wie das Deutsche Reich selbst in den durch den Weltkrieg bedingten voraussichtlichen weltwirtschaftlichen Entwicklungsgängen einer nahen Zukunft nur zum beiderseitigen gesamtreichischen Schaden überhaupt länger sonderwirtschaften können, daß also *die welthändlerische Gesamtlage Europas* nach dem Kriege beide Reiche ebenso auf den wirtschaftlich engsten Zusammenschluß anweisen wird, wie die *politische* Weltgestaltung das Zweikaiser-

[1] Aus Harpfs Kriegsaufsätzen, die demnächst in Kriegsform unter dem Titel: „*Der Erzfeind*. Rück- und Ausblicke zum Weltkrieg", im Verlage der k. k. Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky in Graz erscheinen.

bündnis längst zur Lebensgrundlage beider Staaten gemacht hat — nichts anderes übrig bleiben wird, als daß ein politisches Machtwort hüben wie drüben der beiderseitigen Grenzpfähle schließlich allen wirtschaftlichen Engherzigkeiten einzelner Erwerbszweige zum Heile des großen völkischen Ganzen ein Ziel setzen muß. Tatsächlich wird bei fortgesetzten sogenannten Interessentenberatungen genau so viel für die wirtschaftliche Einigung beider Reiche trotz aller hervorgekehrten grundsätzlichen Zustimmung herauskommen können, wie s. Z. beim Frankfurter Parlamente für die politische Einigung des deutschen Volkes, die ja auch einmütig als zeitnotwendig anerkannt wurde, aber niemals auch nur teilweise zustande gekommen wäre — ohne die nachherige Machtpolitik eines Bismarck. —

Und noch eine nicht minder bedenkliche Erscheinung ist in den erwähnten wirtschaftlichen Interessenten-Erörterungen zutage getreten. Es ist das die durchgängige Hervorhebung einer vermeintlichen Notwendigkeit der Entwicklung gesamtdeutschen Wirtschaftslebens in der Richtung einer weltwirtschaftlichen Ausbreitung deutscher Belange.

Im ganzen genommen ist das nichts weiter, als die wirtschaftliche Variante des wohlbekannten Liedes von der Weltläufigkeit deutschen Geistes, der zum Weltgeiste werden soll, vom Weltbürgertume, Kosmopolitismus und Universalismus deutscher Kultur und wie die schönen Dinge alle heißen, die unserer allvölkischen Sache schon so lange und so viel uneinbringlichen Abbruch getan haben. Schon hören wir diese Sänger des Weltgedankens, den es rassenkulturell genommen doch gar nicht gibt, — ihr Lied von einem angeblich deutschen „Willen zur Welt" zu einer nach dem Kriege verbindlichen „Pflicht zur Welt" weiter modulieren, — und wir hatten doch gemeint, gerade die Rückkehr zur leidigen deutschen Weltläufigkeit früherer Jahrhunderte, die uns schon einmal das herrliche Reich der Staufen zerbrach und dann wieder die besten, höchsten deutschen Geistestaten ins Wolkenkuckucksheim geistigen Weltbürgertumes verflüchtigte, müßte nach dem Kriege ein für allemal abgetan sein. Schmidt-Gibichenfels hat in den Grundzügen der warnenden Leitaufsätze der „Pol.-Anthr. M." gewiß recht gehabt: wir werden nie schärfer auf der Hut sein müssen, als gleich nach dem Kriege — und das namentlich auch hinsichtlich der wahren Wirtschaftsbelange unseres Volkes.

Oder soll denn der deutsche Michel auf den Schlachtfeldern in Ost und West nur geblutet haben, um mit den Früchten seiner Siege abermals, wie nach 70/71, einzelnen wenigen und noch dazu vorwiegend fremdblütigen Besitzern gehörige Geldsäcke weiter zu füllen?

Haben wir denn nicht an der völkischen Entwicklung Englands das abschreckendste Beispiel der Folgen weltweiter Wirtschaftsausbreitung vor uns? Sollen wir nach dem voraussichtlichen Siege mit Gewalt in die Fußstapfen gleichen völkischen und kulturellen Niederganges zu treten gezwängt werden? Sehen wir denn noch immer nicht die Folgen eines fast aus-

schließlich auf Ein- und Ausfuhr gestellten Wirtschaftens an dem Beispiele Englands vor Augen und empfindet denn niemand die unstreitigen Vorteile, die dem deutschen Gesamtleben trotz mancher ja gewiß nicht geleugneter Unzukömmlichkeiten des Verzichtes auf mehr oder minder entbehrliche Lebensbedürfnisse aus seiner verhältnismäßigen festländischen Geschlossenheit erwachsen sind und seit dem Kriegsausbruche sogar in noch zunehmendem Maße weiter erwachsen, je länger dieser Krieg dauert? Während die Bank von England seit dem Kriegsbeginne an Geldmangel leidet und ihr Goldschatz noch nie so gesunken war, als eben jetzt, hat die deutsche Reichsbank Goldüberfluß. Während der Goldbesitz der Bank von England zu Anfang des Lenzmonds 1915 bereits auf 60 Millionen Pfd. St. gesunken ist, weil er dem Ansturme der ganzen Welt und insbesondere der jetzt mehr als je geldbedürftigen Verbündeten Englands ausgesetzt ist, beträgt der deutsche Goldbesitz zur gleichen Zeit schon fast das Doppelte des englischen, nämlich 2270 Millionen Mark. Deutschland kommt, zum Teile gezwungen durch seine zahlreichen Feinde, mit wesentlich verringerter Waren-Einfuhr aus. Diese Einfuhr-Unterbindung durch die Blockade der verbündeten Feinde des Zweibundes überhebt Deutschland der Notwendigkeit, Goldzahlungen für Warenlieferungen an das Ausland zu leisten.

Andererseits bleiben die Arbeitsverdienste, welche die großen Kriegslieferungen der deutschen Volkswirtschaft gewähren, im Lande und befruchten die heimische Erzeugung. Der Krieg ist daher für uns unter den obwaltenden Umständen kein unbedingter und allseitiger Schädling, im Gegenteile, er gewährt weiten Kreisen reichliche Verdienstmöglichkeiten, und das wieder nur dank dem Umstande, daß wir infolge der Verhinderung unserer Einfuhr mit gebieterischer Notwendigkeit darauf angewiesen sind, unseren Kriegs- und auch den größten Teil unseres Lebensbedarfs im Lande selbst zu erzeugen, während sämtliche feindliche Mächte, England bekanntlich nicht ausgenommen, sich gegenüber Nordamerika und sogar Japan, das schon bei Kriegsbeginn Hunderte von Geschützen an Rußland abgab, in Schulden stürzen.

Und was wird aus England erst werden, wenn es einmal gelingen sollte, seine Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, da schon deren jetzige verhältnismäßig noch geringfügige Erschwerung durch den deutschen Tauchbootkrieg die bedenklichsten Anzeichen eines drohenden wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruches hervorbringt? Soll uns das alles noch immer keine Lehre sein, daß uns auch *nach* dem Kriege nichts nötiger tut, als gerade die möglichste wirtschaftliche Zusammenfassung des mitteleuropäisch gesamtdeutschen Wirtschaftsgebietes? Nichts wäre in der Tat für unsere ganze völkische Zukunft bedenklicher und verfehlter als die Weiterentwicklung dieses Wirtschaftsgebietes im Sinne weltweiter Wirtschaftsziele, die noch allen Volkstümern, die ihnen in Gegenwart und Vergangenheit nachjagten, zum Irrlichte wurden. —

Wie in so vielen Belangen unserer Kultur, insoweit sie überhaupt völkische Artung zeigt, müssen wir auch in Sachen unserer Volkswirtschaft zurückgreifen auf das goldene Zeitalter des deutschen Idealismus und hier insonderheit auf dessen folgerichtigsten Gedankenschöpfer Johann Gottlieb Fichte, diesen Baumeister der Idealwelt deutschen Ichbewußtseins.

Durch seine in alle Zeiten unseres völkischen Daseins hinaus fortwirkenden „Reden an die deutsche Nation" ist dieser wahrhaft völkische Denker nicht nur zum Erwecker deutschen Volkstumes in der Zeit seiner hoffnungslosesten Erniedrigung geworden, Fichte hat auch, wie er denn in seinem ganzen Denken und Handeln immer zu ganzer und voller Folgerichtigkeit durchdrang, bereits die unerläßliche Notwendigkeit klar erkannt, den deutschen Volksstaat nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich auf die allein dauerndes Gedeihen verheißende völkische Grundlage zu stellen. Fichtes Buch vom „geschlossenen Handelsstaate", welches er im Jahre 1800 dem preußischen Finanzminister v. Struensee widmete, ist — der Verfasser gesteht es in seiner Widmung selbst zu — den europäischen Wirtschaftsverhältnissen der gegebenen Wirklichkeit gegenüber gewiß eine Utopie und als solche nicht minder unerreichbar wie jedes Ideal eines Zukunftsstaates überhaupt. Aber daß dieser Fichtesche Handelsstaat doch jenes Ideal ist, „nach welchem zu streben jedem Staatsdiener, der an der Administration Anteil hat, Pflicht sein sollte, und daß es der Vollkommenheit des Werkes nicht schadet, wenn es auch nie ganz erreicht werden kann", das hat schon Struensee bei Annahme der Widmung ausdrücklich anerkannt. Unabhängig von den französischen und englischen Sozial- und Wirtschaftsreformern, ja im schnurgeraden Gegensatze zu ihnen und lange vor Lasalle, Marx und Engels hat Fichte die Idee des wahrhaft sozialen Staates erfaßt, der aber — und das ist Fichtes alleiniges und Hauptverdienst, zugleich der völkisch geschlossene Staat ist, wovon sich die deutschen Sozialisten bekanntlich nichts träumen ließen, bis plötzlich der Sturmhauch des Weltkrieges die aus der rein materialistischen Geschichtsauffassung des Klassenkampfes aufgestiegenen Nebelschwaden einer sozialen Internationale zerriß; — wovon auch die zum Teile lange vorangegangenen religiösen Kommunistensekten keine Ahnung haben konnten; wovon endlich auch der, im allgemeinen ja von den gleichen Grundsätzen über die Quellen alles wahren Volkswohlstandes, über den bloß auf allgemeiner Übereinstimmung beruhenden Wert alles Metallgeldes, über die herrschenden Irrtümer und Täuschungen in dieser Hinsicht, über den Staat als eigentlichen Wertgeber aller Art Geldes ausgehende Adam Smith sich zu dem geraden Gegenteile des Fichteschen Handelsstaates — zum schrankenlosesten Welthandelssysteme der englischen Wirtschaftslehre entfernt hat.

Fichtes geschlossener Handelsstaat ist der auf seine natürlichen Wirtschaftsgrenzen, d. i. auf die Grenzen des allen notwendigsten Lebensbedarf seiner Bewohner selbst hervorbringenden Länderumfanges gegen alle Ein-

und Ausfuhr sich abschließende völkische Wirtschaftsstaat. — Fichtes Buch, von ihm selbst nach sicherer mündlicher Überlieferung als sein bestdurchdachtes Werk bezeichnet, blieb in der wissenschaftlichen Welt seiner Zeit nicht nur unverstanden, sondern teilte das allgemeine Schicksal jeglichen idealen Höchststrebens, — es wurde verspottet, als „eitlen Phantomen" nachjagend abgelehnt und noch der bekannte Geschichtsschreiber und Staatswissenschaftler Friedrich Raumer meinte in seiner Untersuchung „über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (S. 132 ff.) aus Fichtes Werk nur die zwecklose Freude an leerer logischer Folgerichtigkeit zu ersehen und wollte nicht begreifen, welchen praktischen Wert Fichtes erkünstelte Maßregeln überhaupt haben könnten.

Und doch haben Fichtes Vorschläge schon einige Jahre nach ihrer Veröffentlichung ihren guten und hervorragend praktischen Sinn in den Maßnahmen der napoleonischen Kontinentalsperre einem jeden tiefer Blickenden verraten können. Nur die Gestalt der Durchführung dieser Sperre und die damit verbundene höchst einseitige Begünstigung ausschließlich französischer Wirtschaftsbelange durch Erteilung von Ausfuhrbewilligungen für französische Erzeugnisse verhinderte es, Fichtes bahnbrechende Idee des geschlossenen Handelsstaates in ihrer bisher dem Fichteschen Ideale am nächsten gekommenen Verwirklichungsform der napoleonischen Kontinentalsperre wieder zu erkennen. — Das praktische Ziel dieser künstlichen Handelssperre des europäischen Festlandes war genau dasselbe, wie es im gegenwärtigen Kriege wieder von den Feinden des mitteleuropäischen Zweibundes mit ihrer Unterbindung jeglicher überseeischen Ein- und Ausfuhr verfolgt wird: die wirtschaftliche Vernichtung des Gegners, an deren Stelle aber in beiden Fällen schließlich das gerade Gegenteil, die innere wirtschaftliche Erstarkung und Festigung dieses Gegners in Wirklichkeit erfolgt ist. Auch England stand ja nach jener napoleonischen Ausschließung vom festländischen Handelsverkehre schließlich kräftiger da, als je zuvor. — Das Schutzzollsystem, welchem sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts fast alle Wirtschaftsgebiete der Welt zur möglichsten Bewahrung der heimischen Arbeit vor den Schädigungen einer unbeschränkten Einfuhr zuwenden mußten, ist selbst nichts anderes, als eine halbseitige Annäherung an Fichtes geschlossenen Handelsstaat.

„Den juridischen Staat" — so kennzeichnet Fichte seinen durchaus folgerichtigen Gedankengang in einer „vorläufigen Erklärung" des Buchtitels — „bildet eine geschlossene Menge von Menschen, die unter denselben Gesetzen und derselben höchsten Gewalt stehen. Diese Menge von Menschen soll nun auf gegenseitigen Handel und Gewerbe unter- und füreinander eingeschränkt und jeder, der nicht unter der gleichen Gesetzgebung und zwingenden Gewalt steht, vom Anteile an jenem Verkehre ausgeschlossen werden. Sie würde dann einen *Handelsstaat* und zwar einen *geschlossenen* Handelsstaat bilden, wie sie jetzt einen geschlossenen juridischen Staat bildet." —

Dieser juridische Staat hat seine Aufgabe bisher erst halb erfaßt, denn er hält sich durchaus nur für eine Anstalt, den Bürger in dem Besitze, in welchem er ihn antrifft, durch gesetzlichen Schutz zu erhalten, während es für jeden tiefer Blickenden klar ist, daß er vielmehr die Pflicht hätte, einen jeden in den ihm von Rechts wegen zukommenden Besitz vorerst einzusetzen!

Das könnte natürlich ohne Härten und nicht mindere Ungerechtigkeiten gegen die jetzigen „beati possidentes" nicht mit einem Schlage geschehen und daher kann sich der wirkliche gegenwärtige Staat dem Fichteschen „Vernunftstaate" nur allmählich nähern.

Nur davon aber ist bei Fichte in praktischem Sinne die Rede, daß der wirkliche Staat nur die Aufgabe haben kann, einem jeden nach Maßgabe gegebener Möglichkeit allmählich zu dem Seinen zu verhelfen. — Dies hätte in erster Linie durch eine für alle Beteiligten gerechte Wertbestimmung der Arbeit und ihres Ertrages zu geschehen, die aber wieder nur möglich ist, wenn einerseits jede ungebührliche Bereicherung Weniger auf Kosten aller Andern, andererseits die vollständige Verarmung der arbeitenden Massen ausgeschlossen ist. — Dies ist nun nur durch den vorhergängigen Außenabschluß des Staates als Wirtschaftsgebiet zu erreichen, wonach überhaupt erst die Bewertung der Arbeit und ihres Erzeugnisses mit billiger Rücksichtnahme auf den Lebensbedarf des Erzeugers einer Ware einerseits und auf das zu sichernde Bedürfnis der Allgemeinheit andererseits erfolgreich einsetzen kann. Derartige Wertbestimmungen wurden denn auch bei der jetzigen verhältnismäßigen Abgeschlossenheit des großen mitteleuropäisch-deutschen Wirtschaftsgebietes tatsächlich bereits durch behördliche Preisbestimmungen und durch das Verbot des sogenannten Vor- oder Spekulationskaufes unumgänglich notwendiger Volksnahrungsmittel mit freilich vorerst nur geringen Erfolgen, weil mit unzulänglichen Mitteln unternommen.

Der sogenannte „Marktpreis" einer Ware, hervorgegangen aus der freilich nur scheinbar freien Preisbildung nach Angebot und Nachfrage, welche in Wirklichkeit aber doch überwiegend sehr unfrei und künstlich erzwungen ist, wird ja immer nur auf die Benachteiligung des wirklichen Erzeugers einerseits und die Übervorteilung des Verbrauchers andererseits eingestellt bleiben. — Das wird dann mit einem klingenden Fremdworte die Konjunktur des Marktes genannt, deren äußerste Ausnutzung als besonderer Handelsgenieſtreich gilt, während sie doch nur eine heute freilich strafgerichtlich noch kaum faßbare Form des Wuchers ist — eine möglichst schamlose Ausbeutung vorhandener Notlage. Angebot und Nachfrage sind dabei die wissenschaftlich aufgeputzten Fetische einer Volkswirtschaftslehre, die insbesondere das auf weltweite Völkerbewucherung aufgebaute englische Wirtschaftssystem zu beschönigen berufen ist, während beide, Angebot sowohl wie Nachfrage, doch in der Hauptsache der sogenannten „Preis-

bildung" nur auf einen und denselben uralten Ausbeuterkniff des profithungrigen Krämers hinauskommt, der eine Ware zusammenkauft und zurückhält, um die Nachfrage zu erzeugen und künstlich zu steigern und wiederum mit oft genug fingiertem Angebote den Markt überflutet, wenn der Erzeuger Geld braucht und verkaufen will. Nebenher bedient sich dann die edle Krämerseele noch in der ausgiebigsten Weise einer feilen Presse zur Stimmungsmache im Sinne bald des Steigens, bald des Fallens der Preise. So sieht die freie Preisbildung bei ungeschlossenem Wirtschaftsgebiete in Wirklichkeit aus.

In ihrer nacktesten Wuchergestalt haben wir sie eben jetzt in Form einer künstlichen Verteuerung aller notwendigsten Volksnahrungsmittel vor Augen. Hiergegen zeigt sich der Staat nur deshalb so gänzlich hülflos, weil auch er selbst und seine richterlichen wie Verwaltungsorgane bereits von dem Wahngebilde der Unantastbarkeit eines vermeintlichen Gesetzes „natürlicher" Preisbildung durch Angebot und Nachfrage betört sind. Mit voller, entscheidender Wirksamkeit kann freilich auch die Staatsgewalt allen jenen Krämerkniffen noch gar nicht beikommen, insolange der Handel nicht endgültig auf ein streng umgrenztes Wirtschaftsgebiet beschränkt ist, insolange das Wirtschaftsleben eines Staates nichts anderes, als eine Welthandelsprovinz bleibt und also jederzeit von außerhalb der staatlichen Machtgrenzen beeinflußt und gelenkt werden kann.

Solange dies der Fall ist, werden die Preise aller Bedarfsgegenstände jederzeit künstlich gesteigert oder gedrückt werden können, um mit dem Ertrage des Schweißes der Völker die Zahl der vollen Geldsäcke der Welthandelswucherer ins Ungemessene zu vermehren.

So können die Krisen kein Ende nehmen und die fortgesetzte Bereicherung der ohnehin schon Überreichen hält gleichen Schritt mit der Verelendung und Verknechtung der auf ihre körperliche oder geistige Arbeit allein angewiesenen Volksteile.

Das alles hat schon Fichte — der Ideologe — mit unübertroffener Klarheit erkannt und auch die unausbleiblichen Folgen dieses wirtschaftlichen Zustandes vorausgesehen, obwohl dessen Entwicklung zu Fichtes Zeiten noch weitaus nicht so brennend war, wie sie es erst in unseren Tagen der immer rascher abwechselnden industriellen und Handelshochfluten und Krisen-Ebben geworden ist.

Als wirtschaftliche „Anarchie" empfindet der völkische Seher den Zustand unserer mangelnden Wirtschafts-Organisation, der sich seit Fichtes Tagen durch den erst unter Bismarcks kraftvoller Führung gelungenen Übergang zu einem zielbewußten Schutze der heimischen Arbeit doch erst unwesentlich geändert hat.

Eine durchgreifende Heilung aller dieser offenkundigen Schäden unseres völkischen Wirtschaftslebens könnte, wie Fichte richtig erkannt hat, überhaupt erst dann eintreten, wenn „diese Anarchie des Handels ebenso auf-

gehoben wird, wie man die politische allmählich aufhebt, und der Staat ebenso als Handelsstaat sich schließt, wie er in seiner Gesetzgebung und in seinem Richteramte geschlossen ist". (Fichte, S. W. Berlin 1845, Bd. 3, S. 453.)

Wie könnte auch der Staat endgültig entscheidend auf die Wirtschaftsgestaltung in seinem Innern einwirken, „wenn irgend eine Person auf deren Gleichgewicht Einfluß hat, die unter seinem Gesetze und seiner Botmäßigkeit nicht steht? Er muß daher die Möglichkeit eines solchen Einflusses durchaus abschneiden. — — — Die Regierung soll darauf rechnen können, daß eine gewisse Menge von Ware in den Handel komme, um den Untertanen den fortdauernden Genuß der gewohnten Bedürfnisse immerfort zuzusichern. Wie kann sie auf den Beitrag des Ausländers zu dieser Menge sicher rechnen, da derselbe nicht unter ihrer Botmäßigkeit steht? Sie soll den Preis der Ware festsetzen und gewährleisten. Wie kann sie das gegen den Ausländer, da sie ja diejenigen Preise nicht bestimmen kann, um die er in seinem Lande lebt und die Rohstoffe einkauft? Setzt sie ihm einen Preis, den er nicht einhalten kann, so meidet er hinfüro ihren Markt, und es entsteht ein Mangel der gewohnten Bedürfnisse. — — — — Was aus einem richtigen Satze folgt, ist richtig. Ist es nur dem Staate nicht ganz gleichgültig, auf welche Weise der Bürger zu dem gekommen sei, was der Staat für das Eigentum desselben anerkennen und ihm schützen soll, ist der Bürger nur nicht in Absicht des Erwerbes bis auf einen gewissen Grad, etwa daß er nicht mit bewaffneter Hand einbreche, vogelfrei, — — so daß einer alles an sich raffe und der andere nichts bekomme; besteht nur nicht die ganze Pflicht der Regierung darin, daß sie jedem den auf irgend eine Weise zusammengebrachten Haufen bewache, und jeden, der nichts hat, verhindere, etwas zu bekommen; ist es vielmehr der wahre Zweck des Staates, allen zu demjenigen, was ihnen gehört, zu verhelfen und nun erst sie dabei zu erhalten, so muß aller Verkehr im Staate auf die angegebene Weise geordnet werden, so muß, damit dies möglich sei, der nicht zu ordnende Einfluß des Ausländers davon abgehalten werden; so ist der Vernunftstaat ein ebenso durchaus *geschlossener Handelsstaat*, als er ein geschlossenes Reich der Gesetze und der Individuen ist. — Bedarf ja der Staat eines Tauschhandels mit dem Auslande, so hat lediglich die Regierung ihn zu führen, ebenso wie diese allein Krieg und Friede und Bündnisse zu schließen hat" (Fichte, a. a. O., S. 419). „Kein Staat, der auf Absatz an das Ausland rechnet und auf diese Rechnung hin die Industrie im Lande ermuntert und lenkt, kann seinen Untertanen die Fortdauer dieses Absatzes sichern. Legt der Nachbar sich auf dieselben Zweige der Erzeugung oder auch wird er durch ein Verbot seiner Regierung plötzlich genötigt, diese ausländische Ware zu entbehren, so ist der Arbeiter ohne Nahrung und verkommt in Mangel. Der einzige Trostgrund, den man auf diesen Fall anführt, ist der, daß diese Stockung des gewohnten

Handels doch nicht auf einmal eintreten werde, daß man schon an einem anderen Orte Absatz finden werde, wenn man an diesem ihn verliere, daß man auf andere Nahrungszweige sich werfen werde, wenn es mit dem einen nicht mehr recht fortwolle. Abgerechnet, daß plötzliche Warenverbote im Auslande doch auch augenblickliche und schnelle Verlegenheiten hervorbringen können, wird durch jene Langsamkeit des Verfalles in der Tat nichts erspart als der zu merkliche und auffallende Anblick der Verarmung. Aber die da zugrunde gehen, gehen doch zugrunde und es ist dem Wesentlichen nach für die Nation einerlei, ob es in einem Jahre geschieht oder in zwanzig." (S. 470.)

Bei vorherrschender Handelsanarchie entsteht „ein endloser Krieg aller — gegen alle, als Krieg zwischen Käufern und Verkäufern, und dieser Krieg wird heftiger, ungerechter und in seinen Folgen gefährlicher, je mehr die Welt sich bevölkert, die Produktion und die Künste steigen und dadurch die in Umlauf kommende Ware an Menge und mit ihr das Bedürfnis aller sich vermehrt und vermannigfaltigt. — — — — Der Käufer sucht dem Verkäufer die Ware abzudrücken; darum fordert er Freiheit des Handels — für den Verkäufer, seine Märkte zu überfluten, keinen Absatz zu finden und aus Not die Ware weit unter ihrem Werte zu verkaufen. Darum fordert er starke Konkurrenz der Erzeuger und Handelsleute, damit er diese durch die Erschwerung des Absatzes bei der Unentbehrlichkeit des baren Geldes nötige, ihm die Ware um jeden Preis, den er ihnen noch aus Großmut machen will, zu geben. Gelingt ihm dies, so verarmt der Arbeiter und fleißige Familien verkommen im Mangel und Elende oder wandern aus von einem ungerechten Volke. Gegen diese Bedrückung verteidigt sich der Verkäufer durch die mannigfaltigsten Mittel, durch Aufkaufen, durch künstliche Verteuerung u. dgl. Er setzt dadurch die Käufer in die Gefahr, ihre gewohnten Bedürfnisse plötzlich zu entbehren oder sie ungewöhnlich teuer bezahlen und in einer anderen Rücksicht darben zu müssen. Oder er bricht an der Güte der Ware ab, nachdem man ihm am Preise abbricht. So erhält der Käufer nicht, was er zu erhalten glaubt; er ist betrogen und mehrenteils entsteht bei schlechter, leichter Arbeit noch überdies ein reiner Verlust an der öffentlichen Kraft und Zeit und den Stoffen, die so übel verarbeitet werden. Kurz, keinem ist für die Fortdauer seines Zustandes bei der Fortdauer seiner Arbeit im mindesten die Gewähr geleistet; denn die Menschen wollen durchaus frei seyn, sich gegenseitig zugrunde zu richten." (S. 457, f.)

„Man hat so viel und häufig von Nationalreichtum, Nationalwohlstand und dergleichen geredet: — — — — der innere, wesentliche Wohlstand besteht darin, daß man mit mindest schwerer und anhaltender Arbeit sich die menschlichsten Genüsse verschaffen könne. Dies soll nun seyn ein Wohlstand der Nation; nicht einiger Individuen, deren höchster Wohlstand oft das auffallendste Zeichen und der wahre Grund ist von dem

höchsten Übelbefinden der Nation; er soll so ziemlich über alle in demselben Grade sich verbreiten." (S. 423.)

Wie eine Voraussicht der wahren Ursachen des gegenwärtigen Weltkrieges, den England bekanntermaßen nur in seinem Interesse als Weltkrämer angezettelt hat, mutet es an, da Fichte weiter ausführt, daß „durch das Handelsinteresse politische Begriffe entstehen, die nicht abenteuerlicher seyn könnten und aus diesen Begriffen Kriege, deren wahren Grund man nicht verhehlt. — — Da entsteht eine Herrschaft der Meere, welche letzteren doch, außer der Schußweite vom Ufer der bewohnten Länder, ohne Zweifel frei seyn sollten, wie Luft und Licht. Da entsteht ein ausschließendes Recht auf den Handel mit einem auswärtigen Volke, das keine der Handel treibenden Nationen mehr angeht, als eine andere und über diese Herrschaft und über dieses Recht entstehen blutige Kriege". (S. 468.)

All solcher Kriegsanlaß entfällt im Zustande der Schließung des völkischen Wirtschaftsstaates in seinen oben gekennzeichneten natürlichen Grenzen. — Hierbei hat Fichte auch daran schon gedacht, daß infolge solcher wirtschaftlichen Abschließung gewisse uns unentbehrlich gewordene Erzeugnisse aus Übersee, die in unserem Klima nicht gedeihen, entweder vom Staate selbst für seine Bürger anzuschaffen oder aber durch die Auffindung oder sonstige Gewinnung von Ersatzstoffen eigener Landeserzeugung überflüssig zu machen wären. Er führt hierzu (S. 500, ff.) aus: „Fast jedes Klima hat seine eigenen Stellvertreter für jedes ausländische Erzeugnis, nur daß der erste Anbau die Mühe nicht lohnt. Die Regierung kann sie belohnen, denn sie hat keinen Aufwand zu scheuen. Sie ziehe jedes Produkt, dessen vorteilhafter Anbau, jede edlere Tierart, deren Erziehung im Lande wahrscheinlich ist, herein in dasselbe. Sie lasse keinen Versuch mit ihnen, sowie mit der Veredelung der alten einheimischen Erzeugnisse, selbst im großen, unangestellt bleiben." —

Hierbei dachte Fichte insbesondere an den Ersatz der für unsere Bekleidung unentbehrlich gewordenen Baumwolle und er verweist hierzu in einer eingehenden Fußnote auf inländische Grasarten, Stauden und Bäume, die „eine wohl ebenso feine und durch Kultur noch sehr zu veredelnde Wolle tragen". Er erinnert sich gehört zu haben, „daß in der Oberlausitz aus lauter inländischen Produkten ein Stück Zeug verfertigt worden, das dem besten ausländischen Baumwollzeuge geglichen oder es übertroffen habe". — Aber die Aufsuchung dieser zerstreuten Wolle, die Zubereitung derselben usw. kostet weit mehr als die ausländische Wolle, wenn sie bei uns ankommt". — „Ich zweifle nicht daran, so wie die Sachen gegenwärtig stehen. Aber wenn ihr z. B. die euch bekannte wollenreichste Grasart des Landes ordentlich säetet, sie durch alle in des Menschen Gewalt stehende Mittel veredeltet, zweckmäßige Werkzeuge zur Einsammlung und Zubereitung dieser Art von Wolle erfändet, so würdet ihr vielleicht nach Verlauf einiger Jahre eine ebenso wohlfeile Wolle als die ausländische

und vielleicht noch überdies an den Samen der Grasart ein neues, gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel gewinnen. Was vermag nicht der Mensch durch Kultur aus der unscheinbarsten Pflanze zu machen? Sind nicht unsere gewöhnlichen Getreidearten, — ursprünglich Gras, — durch ihren Anbau seit Jahrtausenden in den mannigfaltigsten Klimaten so veredelt und verwandelt worden, daß man die wahre Stammpflanze in der wilden Vegetation nicht wieder zu finden vermag? Wohl; aber unsere Generation ist so sehr im Gedränge wahrer und erkünstelter Bedürfnisse, daß wir für jahrelange Operationen und auf Versuche, die zuletzt doch mißlingen könnten, keine Zeit noch Mühe zu verwenden haben. Wir müssen bei dem durchaus bekannten, sicheren, die Mühe auf der Stelle Belohnenden stehen bleiben. Aus diesem Gedränge eben rettet sich ein Staat durch die angezeigte Maßregel: er hat Vermögen genug, auf seine eigenen Kosten alles zu versuchen und den Erfolg ruhig zu erwarten." (S. 501.)

So machte es tatsächlich Napoleon, als durch seine Kontinentalsperre eine große Zuckernot in Europas Festländern eintrat, weil der Rohrzucker ausblieb. Er förderte auf alle Weise und in großem Stile die Einführung der von den Berliner Chemikern Marggraf und Achard im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entdeckten Zuckergewinnung aus der Runkelrübe, verfügte nach Peez-Dehn (Englands Vorherrschaft, S. 279) am 25. Lenzmonds 1811 die Bebauung von 32 000 ha mit Zuckerrüben und bestimmte für die Förderung der Zuckerindustrie 800 000 Mark. Ende 1811 konnten bereits von 7000 ha 100 000 Doppelzentner Rüben geerntet und 40 Zuckerfabriken versorgt werden. Den Zuckerfabrikanten Delessert in Passy, der Napoleon am 2. Eismonds 1812 Proben eines Rübenzuckers überreichte, der von Rohrzucker nicht zu unterscheiden war, zeichnete er durch die Überreichung eines Ehrenkreuzes aus, das er von seiner eigenen Brust nahm. Vierzehn Tage danach verfügte er die Errichtung von Rübenzucker-Versuchsschulen in fünf Fabriken mit Stipendien zur Heranbildung von Zuckertechnikern, den Anbau der Zuckerrüben in großem Umfange, die Erteilung von 500 Konzessionen für die Anlagen von Zuckerfabriken mit vierjähriger Steuerfreiheit und noch für längere Zeit, falls Fabrikationsfortschritte eingeführt werden, endlich die Gründung von fünf kaiserlichen Zuckerfabriken. So wurde das Festland damals in der Tat vom überseeischen Rohrzucker unabhängig gemacht und wenn dann auch nach der Aufhebung der Sperre wieder 200 Zuckerfabriken in Frankreich und die gleichzeitig entstandenen Fabriken in Deutschland wieder zugrunde gingen, weil der Rübenzucker infolge seiner damals noch höheren Herstellungskosten noch nicht wettbewerbsfähig mit dem Rohrzucker war und ihm der erforderliche Zollschutz fehlte, so war doch während der Sperre wenigstens ein erfolgverheißender Anfang mit der Eigenerzeugung eines der wichtigsten Überseeprodukte gemacht, der ohne die Sperre sicher noch nicht so bald erfolgt wäre. Tatsächlich ist es also der napoleonischen Handelssperre

ganz wesentlich mit zu verdanken, daß heute die mitteleuropäischen Zweibundländer trotz der Unterbindung ihrer überseeischen Zufuhren, ja daß Europa überhaupt für alle Zeiten vor einer Zuckernot gesichert ist, wie sie zur Zeit der Kontinentalsperre herrschte.

Auch die Einführung der verschiedenen Kaffeesurrogate geht auf Napoleons Kontinentalsperre zurück und für die freilich erst ein Jahrhundert später in Deutschland gelungene künstliche Erzeugung des Indigos setzte schon Napoleon Preise von 80, 40 und 20 Tausend Mark aus.

Wie die napoleonische Kontinentalsperre, so wirkte auch die jetzige künstliche Absperrung der Zweibundstaaten schon ebenso rasch wie mächtig auf den Erfindungsgeist, um für bisher vom Auslande eingeführte Bedarfsgegenstände heimischen Ersatz zu beschaffen.

So ging jüngst eine allgemein begrüßte Mitteilung des Wolffschen Telegraphenbüros durch die Tagesblätter, wonach es im Institut für Gärungsgewerbe in Berlin gelungen ist, aus Zucker, der mit Ammoniak, Magnesia, Kali in Salzform „gedüngt" wird, eine Futterhefe zu erzeugen, die 50 vom Hundert Eiweiß enthält und geeignet ist, unsere Viehzucht von der Einfuhr der russischen Futtergerste unabhängig zu machen, nachdem auch das nötige Ammoniak nach einem Verfahren von Habert durch eine Synthese unmittelbar aus Stickstoff und Wasserstoff in beliebiger Menge gewonnen werden kann.

Auch den Kampfer, dessen künstliche Herstellung schon zu Napoleons Zeiten beim damaligen Stande der Wissenschaft erfolglos versucht wurde, kann man jetzt durch die Oxydation des aus dem Terpentinöl gewonnenen Isobornëols mit übermangansaurem Kali erzeugen, wodurch wir von der Einfuhr des natürlichen Kampfers, der aus Formosa und Japan kommt, unabhängig geworden sind.

Es ist das um so wichtiger, als dieser künstliche Kampfer nicht nur in seiner medizinischen Verwendung nach neuesten Untersuchungen ein vollwertiger Ersatz des natürlichen Kampfers ist, sondern auch bei der Erzeugung des rauchschwachen Pulvers und in anderen Fabrikationszweigen gebraucht wird. — Zur Zündhölzchenherstellung diente bisher fast ausschließlich das Holz der russischen Espe. Da es ausblieb, wurde zunächst auf die auch im deutschen Walde gar nicht so seltenen russischen Espen gegriffen und es hat sich bei Versuchen überdies gezeigt, daß deren Holz durch Lindenholz vollkommen zu ersetzen ist. Das billigere Fichtenholz, durch ein eigenes Verfahren entharzt und entwässert, kann ebenfalls zur Zündholzherstellung verwendet werden.

Bisher war auch die Ledererzeugung hinsichtlich der Gerbstoffe vielfach auf die überseeische Einfuhr gewiesen. Es spielt dabei das Quebrachoholz eine hervorragende Rolle. Nach einem neuen deutschen Verfahren ist es aber nun möglich, die Gerbstoffe aus den Lederabfällen wieder zurück-

zugewinnen, wonach die zurückbleibenden lohgaren Lederabfälle in ein hochwertiges Düngemittel übergeführt werden können.

Der Krieg rief auch Schwierigkeiten für jene nicht wenigen Betriebe hervor, die sich der Teerölfeuerung bedienen. Nun weist der Chemiker Irinyi darauf hin, daß es möglich ist, das Teeröl vollkommen gleichwertig durch Rohnaphthalin zu ersetzen, welches hierzu verflüssigt wird, wobei insofern noch ein Vorteil entsteht, als dieser Rohstoff sonst in der Industrie eine kaum irgend nennenswerte Verwendung findet.

So wirkte der Weltkrieg schon seit seinem Beginne befreiend von manchen ausländischen Abhängigkeiten unseres Wirtschaftslebens und förderte ganze Gebiete deutschen Kulturschaffens mit kräftig raschem Rucke nach vorwärts. Unter dem Zwange der Geschlossenheit unseres Wirtschaftsgebietes vollziehen sich nun Entwicklungen in Tagen und Wochen, zu denen es bei freier Einfuhrmöglichkeit vielleicht Jahre und Jahrzehnte bedurft hätte. Abermals bewährt sich somit genau so wie zur Zeit der Kontinentalsperre Napoleons die vorahnende Zuversicht Fichtes in die wirtschaftlich und kulturell fördernden Wirkungen der Schließung des Handelsstaates als eines auf sich selbst gestellten Wirtschaftsganzen.

Hohe wirtschaftliche und sittliche Kräfte werden ausgelöst, die im Zustande welthändlerischer Anarchie verkümmern müssen, infolgedessen die betroffenen Ausgebeuteten zuerst wirtschaftlich und dann auch seelisch-sittlich verelendet werden. Dagegen sind in dem Fichteschen Staate „Alle Diener des Ganzen und erhalten dafür ihren gerechten Anteil an den Gütern des Ganzen. Keiner kann sich sonderlich bereichern, aber es kann auch Keiner verarmen. Allen Einzelnen ist die Fortdauer ihres Zustandes und dadurch dem Ganzen seine ruhige und gleichmäßige Entwicklung gesichert." (S. 419.)

Wie das im einzelnen zu erreichen sei, das hängt im tiefsten Grunde mit Fichtes genialer Eigentumslehre zusammen. Diese kennt überhaupt kein Sachen-Eigentum, sondern nur ausschließende Rechte auf Tätigkeiten an den Sachen, wodurch der völkisch, rechtlich und wirtschaftlich geschlossene Staat bei Fichte eigentlich schon zum vollkommenen völkisch-sozialen Staate wird.

Wie die Agrar-Reformer — mit Henry George an der Spitze — so kannte schon Fichtes Staat vor allem kein Eigentum von Grund und Boden mehr.

Aber während bei Henry George und seinen deutschen Anhängern und — Verböserern doch immerhin der Bodenertrag, die Grundrente, also doch wieder ein positiver Sachbegriff das Kennzeichen des Eigentumsrechtes bleibt, und sie überdies das Eigentum der Erzeugnisse menschlicher Arbeit, also wieder der erzeugten Dinge selbst deren Erzeugern uneingeschränkt zusprechen, während auch der sozialdemokratische Zukunftsstaat — soweit sich die sozialistischen Theoretiker darüber bisher zu äußern geruhten, —

den Allgemeinbesitz der Produktionsmittel, der Werkzeuge und Maschinen, der Häuser und Grundstücke, also wieder ein reines Sachen-Eigentum obenan stellen, ist in Fichtes folgerichtigerem Denken alles Eigentum überhaupt nur ein rein negativer Begriff. —

Eigentum ist ihm lediglich das Recht, alle Mitbewerber um eine bestimmte Tätigkeit auf Grund ursprünglichen Übereinkommens von der Tätigkeit an einem bestimmten Dinge auszuschließen, wobei eben dieser negative Begriff des Ausschlusses aller anderen das Wesen des Eigentums ausmacht. Es ist daher das Eigentum bei Fichte gar nichts irgendwie dinglich Positives, da es sich wohl auf Dinge bezieht, aber niemals in einem Dinge besteht.

So sagt Fichte über das Grundeigentum (S. 442): „Ein Eigentum des Bodens findet nach unserer Theorie gar nicht statt: wenigstens solange nicht, bis diejenigen, die ein solches annehmen, — — — — uns begreiflich machen, wie denn ein solches Eigentumsrecht im wirklichen Leben ausgeübt werden solle. Die Erde ist des Herrn, des Menschen ist nur das Vermögen, sie zweckmäßig anzubauen und zu benutzen."

Damit kommt in Fichtes Lehre der urgermanische Eigentumsbegriff zur Geltung, der allen Grundbesitz nur als ein Benützungsrecht, verliehen vom Staate, von der Gesellschaft, der Volkschaft durch ihren Vertreter den Lehensherren, oder beim Allod als eine Verleihung der Gottheit an den Sieger auffaßt, dessen Sieg selbst von Siegvater aus freier Gnade verliehen ist. Eben daher stammt ja auch all Gottesgnadentum samt dem ursprünglich freien Verfügungsrechte des gottbegnadeten Fürsten über sein Land, dessengleichen es weder im römischen Rechte, noch überhaupt im Altertume gab, wo die Imperatoren bekanntlich selbst göttlich waren und daher eines von einer anderen Gottheit bloß verliehenen Gnadentumes gar nicht zu bedürfen glauben konnten.

* * *

Der sozialistische Zukunftsstaat, wie ihn sich z. B. Bebel in seinem bekannten Buche über „Die Frau" denkt, erhebt, nachdem sich die Gesellschaft in den Alleinbesitz aller Erzeugungsmittel gesetzt hat, durch Beamte der Gesellschaft die Art und Zahl der vorhandenen Arbeitskräfte, sowie der zu befriedigenden Bedürfnisse. Danach werden dann die Größe und die Art der einzelnen notwendigen Produktionszweige bemessen und es ergibt sich daraus das Maß der täglichen Arbeitszeit, zu der der Einzelne verpflichtet wird. Bebel schätzte diese notwendige Arbeitszeit des Einzelnen auf zwei bis vier Stunden täglich. Trotz im allgemeinen freier Berufswahl soll die sozialistische Zentralbehörde bei Mangel an Arbeitskräften in einzelnen Berufszweigen die Befugnis haben, Kräfte aus anderen Zweigen, in denen Überfluß herrscht, an die Mangel leidenden zu überweisen. Besonders unangenehme Verrichtungen aber sollen von allen

Menschen ohne Ausnahme und Unterschied abwechslungsweise geleistet werden müssen.

Jeder erhält für die gleiche Zeit geleisteter Arbeit die gleiche Anzahl von Arbeitsnotenzeichen, die als Geld dienen und wofür sich jeder aus den Staatsmagazinen die notwendigen und nach der aufgewendeten Arbeitszeit bewerteten Dinge verschaffen kann.

Es ist nun wohl eine längst ausgemachte Sache, daß bei einer derartigen Wertbemessung und Verteilung der Arbeit ein jeder Ansporn zum Weiterstreben und zur qualitativen Vervollkommnung der Leistungen entfiele. Bald würde jeder, — wie dies ja auch zum Teile schon jetzt die Erfahrungen zeigen, die mit der Einführung von Stunden-Mindestlöhnen verbunden sind, — nur mehr trachten, seine Arbeitszeit abzudienen und sich dabei so wenig wie möglich anzustrengen. Jeder wäre ja auch von Sinnen, wenn er ein Mehreres täte, weil er davon gar nichts hätte. Die Kulturentwicklung der Allgemeinheit würde aber dabei nicht nur vollständig stillestehen, sondern das Gemeinwesen bald überhaupt Mangel am Allernötigsten leiden. Es zeigt von der tiefen Einsicht Fichtes in das Wesen der menschlichen Natur, daß er gerade diese gefährlichste Klippe jedes kommunistisch gearteten Gemeinwesens bei aller Ähnlichkeit der Einrichtungen seines Staatsideales, wodurch dieses entschieden der Vorläufer des sozialistischen Zukunftsstaates geworden ist, glücklich zu umschiffen weiß.

Zwar werden auch im Fichteschen „Vernunftstaate" die Leistungen der Einzelnen nach den vorhandenen Bedürfnissen der Gesamtheit und nicht nach Weltangebot und Weltnachfrage bemessen und bewertet und darnach auch die Früchte der Arbeit mittelst staatlich festgesetzter Wertzeichen verteilt, aber doch ist die zu aller Fortentwicklung, ohne die es nur Verfall geben kann, unerläßliche Aneiferung zu Höherleistungen bei Fichte keineswegs ausgeschaltet.

Er äußert sich hierzu wie folgt: „Jeder will so angenehm leben als möglich: und da jeder dies als Mensch fordert und keiner mehr oder weniger Mensch ist als der andere, so haben in dieser Forderung alle gleich recht. Nach dieser Gleichheit ihres Rechtes muß die Teilung gemacht werden, so daß alle und jeder so angenehm leben können, als es möglich ist, wenn so viele Menschen als ihrer (im Staate) vorhanden sind, in der vorhandenen Wirkungssphäre nebeneinander bestehen sollen; also daß alle ohngefähr gleich angenehm leben können. Können, sage ich, keineswegs müssen. Es muß nur an ihm selbst liegen, wenn einer unangenehmer lebt, keineswegs an irgend einem andern." (S. 402.) Fichtes Staats- und Wirtschaftslehren sind sichtlich so wohl durchdacht und so durchsichtig klar, daß man sich füglich nur wundern kann, wie wenig Einfluß die Gedanken des großen völkisch-deutschen Ideologen bisher auf die deutsche Lebens- und Wirtschaftsgestaltung geübt haben.

Wie viele für immer uneinbringliche Schädigungen völkischen Wohlstandes hätten nicht in deutschen Landen schon vermieden werden können, wenn die wahrhaft deutschen Staats- und Wirtschaftserkenntnisse voll kerngesunden, völkisch-sozialen Empfindens dieses seltenen Selbstdenkers entsprechende Folgen gehabt, wenn unsere Wirtschaftspolitiker nicht noch Jahrzehnte nach ihm andachtsvoll den Sirenenklängen einer nur der Beschönigung und Förderung fremdvölkischen Eigennutzes dienenden Welthandelslehre gelauscht und gehorcht hätten — wie sie es zum überwiegenden Teile ja leider noch heute tun. Aber freilich, wenn irgend ein noch so antideutsches Kulturschlagwort von jenseits der Vogesen oder gar des Kanals herüberscholl, da horchte der deutsche Michel alle Male hoch auf, wogegen die einsichtigsten deutschvölkischen Warner nur tauben Ohren predigen konnten. Hoffen wir, daß der Weltkrieg, wie auf manch' anderem Gebiete deutscher Kultur, so namentlich auch auf dem einer wahrhaft völkischen Wirtschaftsgestaltung endlich eine dauernde Einkehr in unsere eigenste Höherartung bringt — die allerhöchste Zeit dazu wäre es ja wohl. Noch nie haben sich die Grundzüge der Fichteschen Wirtschaftslehre in so hohem Maße wirklichkeitsreif gezeigt, wie eben jetzt durch den großen Krieg, der überhaupt eine vollständige wirtschaftliche Neuordnung Mitteleuropas heraufführt.

Mögen Fichtes Gedanken vom geschlossenen Handelsstaate uns in den Entwicklungsgängen einer nahen Zukunft ebenso aus dem Nebelreiche allerweltswirtschaftlicher Anarchie endlich in die sonnigen Gefilde wahrer Volkeswirtschaft hinüberleiten helfen, wie seine völkisch-politischen Ideale vor hundert Jahren zum politischen Erwachen unseres Volktums geführt haben. —

Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage.

Karl Felix Wolff (Bozen).

„Es ist unrichtig, alle dolichocephalen, resp. brachycephalen Rassen als zusammengehörig und verwandt zu betrachten." (Rudolf Martin: „Lehrbuch der Anthropologie", Jena 1914, S. 677.)

Das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädellänge, wobei der Schädel von oben betrachtet und die Länge gleich 100 angenommen wird, ergibt den Schädelindex, genauer Längen-Breiten-Index, der von 60 bis 100 schwankt, meistens aber zwischen 70 und 90 liegt. Dieser Schädelindex, von dem verstorbenen schwedischen Anatomen Anders Johan Retzius erfunden, gab den Anstoß zur Ausgestaltung der Kraniologie, die jetzt mit einer ganzen Reihe von Indices arbeitet; noch immer aber gilt der Längen-Breiten-Index als der wichtigste und als ein Rassenmerkmal allerersten Ranges. Der Gegensatz zwischen Lang- und Kurzköpfen war der erste, den die sich entwickelnde Anthropometrie erfaßte, um auch

die europäischen Rassen voneinander zu unterscheiden. Früher wußte man nur, daß unter den „Weißen" Blonde und Brünette vorkommen und nun ergab sich plötzlich eine überraschend einfache und anscheinend sehr klare und befriedigende Dreiteilung der europäischen Menschheit:

1. blonde Langköpfe im Norden,
2. brünette Langköpfe im Süden,
3. Kurzköpfe, die ursprünglich alle brünett gewesen sein sollten, in den mitteleuropäischen Gebirgsländern vom Balkan und den Sudeten bis in die Pyrenäen.

Es entstand die Drei-Rassen-Lehre, mit der — abgesehen von einigen tiefer schürfenden Anthropologen — noch immer alle Rassenforscher arbeiten. In der Tat war die Drei-Rassen-Lehre ein notwendiger methodologischer Übergangszustand. Sie schien sich zu festigen, als Giuseppe Sergi den afrikanischen Ursprung der südeuropäischen brünetten Langköpfe erkannte. Nun glaubte man klar zu sehen: aus Nordeuropa hatten sich die blonden Langköpfe bis an die Gebirgsketten ausgebreitet, aus Afrika waren die dunklen, berberoiden Langköpfe bis zu den Alpen und durch Spanien und Frankreich bis zu den britischen Inseln vorgedrungen, die Kurzköpfe aber stammten aus Asien; dabei dachte man an die kurzköpfigen Mongolen der mittelasiatischen Berg- und Steppenländer und an die Armenoiden Vorderasiens. Und man stellte sich den Einbruch dieser Kurzköpfe so vor, wie die späteren Wanderzüge der Hunnen und Tataren. „Keilförmig" sollten sich diese Asiaten zwischen die beiden großen europäischen Langkopfrassen eingeschoben haben.

Nun bin ich an anderer Stelle schon bemüht gewesen, den Nachweis zu erbringen, daß der somatische Habitus, d. h. die körperliche Beschaffenheit, der europäischen Kurzköpfe mit jener der Mongolen und Armenoiden nicht übereinstimmt und daß auch der „Keil" eine durch ganz oberflächliche Betrachtung der Karte gewonnene irrige Vorstellung ist[1]). Hier möchte ich aber noch auf zwei beachtenswerte Momente hinweisen, die bei näherer Betrachtung schwere Bedenken hervorrufen müssen — ein archäologisches und ein ethnologisches.

Nach allgemeiner Annahme waren die Langköpfe die ältere europäische Bevölkerung. Erst später erschienen die asiatischen Kurzkopfhorden und sie gelangten bis an das Atlantische Meer; ihr Einbruch müßte also entweder in menschenleere Gegenden oder mit ungeheurer Wucht erfolgt sein, so daß die bisherige Bevölkerung vernichtet oder abgedrängt wurde. Nun ist es wiederum Giuseppe Sergi, der mit besonderem Nachdruck darauf hinweist, daß der asiatische Einfall nur am Ende der Steinzeit erfolgt

[1]) K. F. Wolff: „Kann die sogen. alpine Rasse asiatischer Herkunft sein?" — „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", 10. Jahrgang, 6. Heft. — K. F. Wolff: „Der europäische Ursprung des sogen. Homo Alpinus". — „Politisch-Anthropologische Monatsschrift", XIII. Jahrgang, Nr. 9 und 10.

sein könne, denn man habe aus der Steinzeit fast nur Langkopffunde. In der Steinzeit aber waren auch die Haupttäler der europäischen Hochgebirge schon besiedelt; die einwandernden Asiaten hätten also in Mitteleuropa keine unbewohnten Landstrecken angetroffen und ihr Vordringen nach Westen wäre nur unter den heftigsten und langwierigsten Kämpfen möglich gewesen. Am Ende der Steinzeit aber, im 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausend, sind die großen Talfluren Mitteleuropas an der Donau, am Rhein und in Norddeutschland von einer bodenständigen Bevölkerung bewohnt, die in ihren beiden ausgedehnten Kulturkreisen, dem der Bandkeramik und dem der Schnurkeramik, keine Spur einer plötzlichen, gewalttätigen Störung, sondern umgekehrt alle Anzeichen einer langandauernden friedlichen Entwicklung zeigt. Eine gegenseitige Beeinflussung findet wohl insofern statt, als die Schnurkeramiker wiederholt in das Gebiet der Bandkeramiker einbrechen. Bei Beginn der Metallzeit erscheint dann auch ein kurzköpfiges Kriegervolk, die sog. Glockenbecherleute; doch diese kommen von Westen und gelangen im Norden bis nach Dänemark, in der Mitte Europas bis nach Ungarn, im Süden bis Sizilien. Umgekehrt weiß die Archäologie nichts vom Einbruche eines asiatischen Volkes am Ende der Steinzeit.

Nun aber eine ethnologische Einwendung, die mir sehr wichtig scheint. Wo in aller Welt ist es denn erhört, daß siegreich hereingebrochene Eroberer sich in die Berge werfen und die Flachländer den Besiegten überlassen? Gerade das Gegenteil ist die Regel und die ganze geographische Anordnung der Kurzköpfe in Europa läßt deutlich erkennen, daß sie keine *Eroberer*, sondern *Bedrängte* waren, die in den Bergen Schutz vor mächtigen Feinden suchten. Und da die Kurzköpfigkeit gegen das Innere der Schweizer und Tiroler Alpen und gegen jenes der äußerst unwegsamen West-Alpen hin zunimmt, so sind *die Kurzköpfe wohl die ersten Menschen gewesen, die nach dem Abschmelzen der Gletscher das Hochgebirge betraten.* Als Kenner des Gebirges und seiner Bewohner vermag ich mir nicht vorzustellen, daß die am Rückgrat der Alpenkette hausenden Einödhöfler und Viehzüchter jemals abgewandert oder durch eine fremde Bevölkerung verdrängt worden sein könnten. Diese Leute haben am Ende der Eiszeit wohl in den Voralpen gewohnt und sie sind dann, von nachfolgenden Flüchtlingen gedrängt, immer weiter ins Hochgebirge hinaufgerückt.[1])

Ist dem aber so, dann müssen die Kurzköpfe in Europa eben ureinheimisch sein. Zu diesem Ergebnisse ist auch die vorgeschichtliche Anthropologie gelangt, denn wir kennen Kurzköpfe nicht nur aus der Ofnet und von Solutré, sondern auch aus Krapina, d. h. aus einer sehr weit zurückliegenden Stufe des Paläolithikums. Kurzköpfe und Langköpfe haben also von jeher in Europa zusammengelebt, ohne eine Nachkommenschaft von

[1]) Es hat einen tiefen Sinn, daß verschiedene Hochtäler der Zentral-Alpen den Namen „Ende der Welt" führen; hier war für die Flüchtlinge wirklich das Ende der Welt und ein weiteres Ausweichen nicht mehr möglich.

Mittelköpfen zu erzeugen, aber auch — und das ist das Merkwürdige — ohne sich gänzlich durcheinander zu mischen; sonst könnten wir nicht Langkopf-Gebiete und Kurzkopf-Gebiete geographisch unterscheiden. Wohl aber läßt uns der Charakter dieser geographischen Gebiete erkennen, daß die Kurzköpfe vor den Langköpfen allenthalben in die unwirtlicheren Landstriche zurückgewichen sind.

Daß unter den Langköpfen immer wieder einzelne Kurzköpfe und umgekehrt unter den Kurzköpfen immer wieder einzelne Langköpfe erscheinen, könnte man im Hinblick auf einstige Vermischung durch die Lehre von den Rückschlägen erklären; weit seltsamer aber ist die Tatsache, daß jeder Langkopf-Rasse eine Kurzkopf-Rasse entspricht, die mit jener alle körperlichen Merkmale — abgesehen vom Längen-Breiten-Index — gemeinsam hat. Höchstens könnte man noch hinzufügen, daß die Kurzköpfe etwas niedriger von Gestalt, untersetzter und gedrungener sind. Überall aber, seien es nun Europäer oder irgendwelche Farbige, besteht zwischen den Lang- und Kurzköpfen ein tiefgreifender seelischer Unterschied: der Langkopf ist unternehmend, neuerungssüchtig, angriffslustig, leidenschaftlich und heftig, erfinderisch, kunstsinnig und schwärmerisch — der Kurzkopf hingegen allen unsicheren Unternehmungen und Neuerungen abhold, am Althergebrachten festhaltend, friedfertig und nur aus Eigensinn tapfer, gelassen und bedachtsam, ordnungsliebend, aber nüchtern und stets geneigt, über schwärmerisch veranlagte Menschen zu spotten. An geistigen Fähigkeiten hingegen steht der Kurzkopf dem Langkopf durchaus nicht nach; doch kommt er am besten fort, wenn er ausübend wirkt und das in die Tat umsetzt, was der Langkopf ersonnen hat. Der Langkopf ist der Theoretiker, der Kurzkopf ist der Praktiker. Sie ergänzen sich und brauchen einander notwendig, betrachten sich aber gegenseitig mit Geringschätzung, denn der Langkopf haßt die nüchterne, auf Erwerb und Vorteil gerichtete Denkart des Kurzkopfs, während dieser über die unaufhörlichen Entwürfe und den Mangel an Zweckhaftigkeit lacht, den er bei den Langköpfen bemerkt.

Von alledem kann sich jeder überzeugen, indem er seine Bekannten beobachtet.[1]) Besonders wertvoll aber wäre eine Massenaufnahme an den Kriegsfreiwilligen und, soweit ich solche sehen konnte, waren sie mit geringen Ausnahmen ausgesprochene Langköpfe. Wer denkt da nicht an die Germanen der Reihengräberzeit, die hinauszogen, um Ruhm und Güter mit dem Schwerte zu gewinnen!

Wie es nun in jedem Volke, überhaupt in jeder Menschengruppe, kriegerisch und friedliebend, fortschrittlich und konservativ Gesinnte gibt, so

[1]) Nur vermeide man den gewöhnlichen Fehler, alle Leute mit langem Gesicht auch für Langköpfe zu halten. Lange Gesichter kommen sowohl bei Langköpfen, als auch bei Kurzköpfen vor. Der Schädel muß von oben betrachtet werden, was man z. B. in Kaffeehäusern tun kann, wenn die Leute Zeitungen lesen.

bestehen diese Unterschiede auch in jedem ursprünglich einheitlichen Rassenstamme. Und da sich diese seelische Verschiedenheit durch den Schädelindex zu erkennen gibt, so ist der Schädelindex — bei sonst gleichen körperlichen Merkmalen — kein Merkmal der Rassezugehörigkeit im stammesgeschichtlichen Sinne, sondern ein phrenologisches Merkmal.

Von diesem Grundsatze ausgehend entwickle ich nun ein ganz neues System der Rassenlehre. Ich nenne die Einheit nicht Rasse, sondern Rassenstamm und sage: jeder Rassenstamm, solange er in seiner Urheimat unter gleichbleibenden Verhältnissen, gleichsam im Ruhezustand seiner Entstehungsbedingungen dahinlebte, umfaßte sowohl Langköpfe als auch Kurzköpfe, die gleichmäßig durcheinander verteilt waren. Diese Lang- und Kurzköpfe waren einander vollkommen ebenbürtig; sie unterschieden sich körperlich nur durch den Längen-Breiten-Index und durch etwas höheren Wuchs bei den Langköpfen, denn die Hochwüchsigkeit scheint eben auch irgendwie mit der unternehmenden und schwärmerischen seelischen Veranlagung zusammenzuhängen[1]).

Diese Veranlagung war nun auch maßgebend für die Spaltung des Rassenstammes. Gerade die ausgehende Eiszeit mit ihren gewaltigen klimatologischen Veränderungen bot Anlaß in Menge zu großen Wanderungen und zur Verdrängung eines Rassenstammes durch den andern. Da machten sich nun die seelischen Eigentümlichkeiten der Lang- und Kurzköpfe geltend. Gab es irgendwo ein fernes, eisfrei gewordenes Neuland zu besiedeln, so waren die Langköpfe eher geneigt, dorthin auszuwandern, als die Kurzköpfe und das Neuland mußte eine vorwiegend langköpfige Bevölkerung erhalten. Erfolgte aber ein Angriff übermächtiger Feinde, so setzten sich die Langköpfe wagemutig zur Wehre, während die Kurzköpfe es vorzogen, in unwirtliche, bisher unbewohnte Landstriche zurückzuweichen. Wiederholten sich diese Vorgänge in immer erneuten Wellenschlägen durch Jahrtausende, so konnten die beiden Teile eines Rassenstammes, der langköpfige und der kurzköpfige, zwar nicht ganz auseinandergerissen, aber doch so auseinandergezogen werden, daß an einem Ende des Verbreitungsgebietes die Hauptmasse der Kurzköpfe, an dem anderen Ende die Hauptmasse der Langköpfe vereinigt war. Da nun der Schädelindex und die mit ihm zusammenhängende seelische Veranlagung keine erworbenen, sondern angeborene Eigenschaften sind, so vererben sie sich. Es waren also Bedingungen geschaffen, welche eine Zuchtwahl in doppeltem Sinne herbeiführten: Einmal erfolgte eine Auslese der Langköpfe und einmal eine solche der Kurzköpfe und beide Gruppen wurden auf getrennten Gebieten vereinigt. Rückschläge in die entgegengesetzte Schädelform konnten natürlich in beiden Gebieten nicht ausbleiben, da sie ja stammesgeschichtlich bedingt waren. Trotzdem mußte das eine Gebiet — und das waren die schlechten,

[1]) „Die Großen neigen überall mehr zur Dolichocephalie als die Kleinen." (Rudolf Martin: „Lehrbuch der Anthropologie", S. 680.)

von den Langköpfen oder von den fremden Eroberern verschmähten Landstriche — vorwiegend kurzköpfige, das andere vorwiegend langköpfige Bewohner behalten.

Stellt man sich nun vor Augen, daß der Mensch in der Jägerzeit, als die Sklaverei noch nicht erfunden war und Kannibalismus herrschte, mit seinen Feinden sehr gründlich aufräumte, so wird man annehmen müssen, daß von einem besiegten Volke nur einige Weiber übrig blieben. Wiederholten sich solche Mordkriege infolge größerer Bevölkerungsverschiebungen, so konnte von einem Rassenstamme eine ganze Hälfte vernichtet werden und zwar ereilte dieses Schicksal meist die Langköpfe, weil sie mit Vorliebe die Neuländer besiedelten. Die in unwegsame Schlupfwinkel zurückgewichenen Kurzköpfe erhielten sich und wenn es ihnen beschieden war, die Zeit des Ackerbaus zu erleben, dann waren sie geborgen, denn kam nun auch ein fremdes Eroberervolk, so durften sie doch als Hörige weiter bestehen und konnten sich unter Umständen in ungeahnter Weise vermehren. Die fremden Sieger, die ja zur Zeit des Ackerbaus immer nur eine kleine Minderheit gegenüber der bodenständigen Bevölkerung bildeten, gingen in ihnen nach einigen Jahrhunderten auf und nun gab es ein zahlreiches kurzköpfiges Volk von alter Rasse, dessen langköpfiger Ergänzungsteil fehlte. Darum sind der Ackerbau und die mit ihm seit grauester Vorzeit verbundene Sklaverei so recht ein Schutz und Hort der dem Kriegswesen abholden Kurzköpfe geworden. Und darum finden wir die meisten Kurzköpfe in solchen Ländern, wo seit Jahrtausenden der Ackerbau allgemein ist, während dort, wo die Menschen hauptsächlich von der Jagd leben, die Kurzköpfe an Zahl bedeutend zurückstehen. Die alten Ackerbau-Länder Europa und Südchina sind die rechten Heimstätten der Kurzköpfe. Wenn aber in China die Vermischung mit den Langköpfen so innig ist, daß auch im Süden der Durchschnitts-Index nicht hoch ansteigt, so hat das einen ganz besonderen Grund, auf den ich noch zurückkommen werde.

Umgekehrt konnte der kurzköpfige Rassenteil vernichtet und der langköpfige erhalten bleiben, wenn dieser irgendein fernes Neuland erreicht hatte, das später durch Entstehung neuer Meeresarme von der Urheimat abgesondert wurde. So wird es wohl bei den extrem langköpfigen Eskimo gewesen sein, die in sehr früher Zeit nach dem Norden abwanderten und jede Verbindung mit ihrer Urheimat verloren[1]). Überhaupt ist es auffallend, daß alte Inselbevölkerungen fast immer aus Langköpfen bestehen. Die Kurzköpfe lieben eben das Wandern und Seefahren nicht, sondern ziehen die Flucht in das nächste Schutz bietende Gebirge vor. Eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel machen die kurzköpfigen Negritos auf Luzon. Aber daß diese Ausnahme die Regel nur bestätigt, wird uns

[1]) Die mehr kurzköpfigen Eskimo Nordwestamerikas verraten deutlich mongolische Beimischung; die reinrassigen Eskimo im Osten dagegen sind ausgesprochene Langköpfe.

sofort klar, wenn wir an die mächtigen Landbrücken denken, die einst von Bengalen, Malakka und Annam, über die malaiische Inselwelt hinweg, das Festland mit Australien verbanden. An diese zusammenhängende Landfläche waren auch die Philippinen angegliedert und Luzon bildete eine in den Ozean hinausragende Sackgasse. In den Hochgebirgen dieser einstigen Halbinsel haben sich nun alte Kurzköpfe erhalten, die aus der großen Landfläche Asien—Australien seitwärts abgedrängt wurden; etwa so wie sich jetzt die kurzköpfigen Lappen, von mächtigeren Völkern gedrängt, immer weiter in den unwirtlichen Norden zurückziehen. Denn dies betrachte ich eben als einen Hauptunterschied zwischen Kurz- und Langköpfen: Der Kurzkopf wandert nur, wenn er durch den Hunger oder überlegene Feinde dazu gezwungen wird, der Langkopf wandert auch ohne Not aus Eroberungs- und Abenteuerlust. Darum gelangt der Langkopf am weitesten. Und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir sehen, daß die äußersten Ausläufer jener einstigen pazifischen Landmasse, Australien und Neuseeland, von hochgradigen Langköpfen bewohnt werden, während auf den Berginseln der Andamanen und in den Gebirgen Malakkas, die damals alle untereinander zusammenhingen, kurzköpfige Menschengruppen zurückgeblieben sind.

Doch kehren wir wieder zum allgemeinen zurück. Wir haben gesehen, daß der Rassenstamm durch allerlei äußere Einwirkungen in zwei Teile gespalten werden kann: einen mehr langköpfigen und einen mehr kurzköpfigen. Ist es nun logisch, wenn wir nur einen solchen Teil vor uns haben, von einer „Rasse" zu reden? Gewiß, denn eine Rasse ist eine Gruppe von Menschen, die in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften übereinstimmen und das trifft zu. Wir werden aber fragen müssen: Wo ist der andere dazugehörige Stammteil mit entgegengesetzter Schädelform? Wenn wir den ganzen Rassenstamm kennen lernen und seine Geschichte beurteilen wollen, so müssen wir beide Stammteile ermitteln und in Betracht ziehen. Manchmal wird dies schwer oder gar nicht möglich sein, z. B. bei den Eskimos oder Tasmaniern. In anderen Fällen werden wir nicht weit zu gehen brauchen, um den Ergänzungsteil zu finden.

Ich möchte nun kurz andeuten, wie ich mir die Anordnung der wichtigsten altweltlichen Rassenstämme denke.

Der nordländische Rassenstamm (Homo Europaeus) zerfällt in die beiden Gruppen Homo Europaeus dolichocephalus (Arier, blond, hochgewachsen, schmalnasig, langköpfig; Schweden, Dänen, Schotten usw.) und Homo Europaeus brachycephalus (Juratypus, blond, mittelgroß bis groß, schmalnasig, kurzköpfig; Süddeutsche, Südost-Franzosen, Bretonen, holländische Küstenbewohner, Südnorweger, Finnen).

Der hyperboreïsche Rassenstamm (Homo Hyperboreus) zerfällt in den Homo Hyperboreus dolichocephalus (Rjäsantypus, brünett, klein bis mittelgroß, breitnasig, langköpfig; südöstliche Großrussen und Finno-

Ugrier an der Wolga und im Ural, soweit sie nicht mit Mongolen gemischt sind, ferner steinzeitliche Pfahlbauleute in Mittel-Europa) und den Homo Hyperboreus brachycephalus (Sudetentypus, brünett, klein bis mittelgroß, breitnasig, kurzköpfig; Kleinrussen, Karpathen- und Sudetenbewohner, viele Ungarn und ein Teil der Ostalpenbewohner).

Der syrische Rassenstamm (Homo Syriacus) besteht aus dem Homo Syriacus dolichocephalus (Semite, brünett, mittelgroß bis groß, schmalnasig, langköpfig; Araber, Berber) und dem Homo Syriacus brachycephalus (Armenoide, brünett, mittelgroß bis groß, schmalnasig, kurzköpfig; Armenier, viele Perser und Tadschik, Kleinasiaten, Balkanbewohner).

Der mongolische Rassenstamm (Homo Mongolicus) zerfällt in den Homo Mongolicus dolichocephalus (Mandschu-Koreaner, brünett und gelblich, mittelgroß bis groß, schmalnasig bis breitnasig, mit Mongolenfalte, langköpfig; Nordchinesen, Mandschu, Koreaner, viele Japaner) und den Homo Mongolicus brachycephalus (Malaio-Mongole, brünett und gelblich, mittelgroß, schmalnasig bis breitnasig, mit Mongolenfalte, kurzköpfig; Südchinesen, Tonking- und Annamleute, Siamesen und Malaien).

Der äthiopische Rassenstamm (Homo Aethiopicus) besteht aus den langköpfigen und kurzköpfigen Zwergnegern; beide zeigen, abgesehen vom Längen-Breiten-Index, übereinstimmende Merkmale. Die Vermischung der Zwergneger mit den Berbern hat jene dunkelfarbigen Menschen erzeugt, die man gemeiniglich Neger nennt. Daß der berberoide Einschlag bis zur Südspitze Afrikas reicht, beweisen die Sprachen.[1])

In diese neuartige Rassengliederung fügen sich mit besonderer Natürlichkeit die Mongolen ein; hier hat sich sogar Sergi, der doch dem Schädelindex eine außerordentliche Bedeutung beimißt, mit der Einheitlichkeit abgefunden, weil sie gar zu augenfällig ist.[2]) Es bewährt sich da wieder die alte Erfahrung, daß man ganz fremde Rassen viel sicherer und richtiger beurteilt, als solche, die dem Beobachter selbst nahestehen. Und so erleben wir die Seltsamkeit, daß unsere großen Anthropologen zwar die langköpfigen Mandschu-Koreaner und die kurzköpfigen Malaio-Mongolen aus einem Urstamme hervorgehen lassen, während die blonden Skandinavier und die blonden Süddeutschen durchaus verschiedener Herkunft sein sollen, denn alle Kurzköpfe seien ursprünglich aus Asien gekommen. In diese asiatische Kurzkopf-Theorie hat man sich allgemein so fest verrannt, daß man gar nicht mehr sehen will, welch geringe Rolle die ausgesprochenen Kurzköpfe in Asien eigentlich spielen. Auf der Karte freilich

---

[1]) Es gibt aber auch anthropologische Anhaltspunkte; man vergleiche Felix v. Luschan „Hamitische Typen", bei Karl Meinhof „Die Sprachen der Hamiten", Hamburg 1912.

[2]) L'uomo asiatico è un genere a sè distinto, il quale si deve dividere in due specie (Der asiatische Mensch ist ein Genus für sich, das man in zwei Spezies einteilen muß). Sergi, „Europa", Turin 1908, pag. 355.

sieht sich das asiatische Kurzkopfgebiet großartig an. Aber entschieden kurzköpfige Bewohner haben doch nur Armenien, Kleinasien und die äußerst spärlich besiedelten mongolisch-turkestanischen Gebiete; diese Einöden bilden auf der Karte eine weite Fläche, sinken aber, sobald man Zahlen in Betracht zieht, vor den dichtbewohnten Kulturländern Indien, China und Japan in ein Nichts zusammen. Im Grunde genommen zeigt Asien dasselbe Bild wie Europa: die Kurzköpfe sind in die unwirtlichen Landstriche gedrängt worden; am reinsten findet man sie in Hocharmenien, auf den wasserarmen, rauhen Höhen des mittleren Kleinasiens und in den wilden russisch-chinesischen Grenzgebirgen. Die vielen Millionen kurzköpfiger Südchinesen und Malaien sind aber mit Langköpfen gleichen Stammes so innig vermischt, daß man hier von einem geschlossenen Kurzkopfgebiet, wie es als Urheimat der europäischen „Kurzkopfkolonien" vorausgesetzt werden müßte, nicht sprechen kann.

Nun zu den Semiten. Ich wähle absichtlich die Bezeichnung „syrischer Rassenstamm", weil ich nicht Arabien, sondern Syrien als Urheimat betrachte (allerdings mit Einschluß des Zweistrom-Landes, soweit es in alter Zeit nicht vom Meere bedeckt war). Hier gab es in einer sehr fernen Vergangenheit eine Bevölkerung, die aus den beiden heute getrennten Typen des Hocharmeniers und des arabischen Beduinen bestand. Was diese beiden unterscheidet, ist ja eigentlich nur der Schädelindex, denn die Hakennase kommt bei den langköpfigen Beduinen ebensogut vor, wie bei den kurzköpfigen Armenoiden; das zeigt sich schon auf den ägyptischen Darstellungen. Wenn aber bei den Südarabern tatsächlich eine kürzere und gerade, also „unsemitische" Nase vorkommt, so erklärt sich das aus der Vermischung der Araber syrischen Ursprungs mit Weibern äthiopischer Rasse.

Wie ist nun die Spaltung des syrischen Rassenstammes zustande gekommen? Als er in der Urheimat versammelt war, müssen Arabien und Nordafrika noch stärker ausgetrocknet als heute und daher ganz unbewohnbar gewesen sein. Später nahmen die Niederschläge wieder zu, die Wüsten wurden bewohnbar und bildeten Neuländer, die von Syrien aus besiedelt wurden. Zu dieser Besiedelung drängten sich die Langköpfe und es entstanden zwei Wanderströme: der berberische über die Landenge von Suez nach Nordafrika und der semitische nach Arabien hinein. Die Hauptmasse der syrischen Kurzköpfe blieb in der Urheimat zurück. Es war eine Zeit der Abkühlung und Europa muß damals von Vergletscherungen heimgesucht worden sein. Als sich aber diese klimatischen Verhältnisse änderten und in Nordafrika und Arabien wieder Dürre eintrat, erfolgten neuerliche Völkerwanderungen: die Nordafrikaner setzten auf Landbrücken, deren Bestand auch zoologisch erwiesen ist, nach Südeuropa hinüber (mittelländische Rasse!), die Araber zogen nach Syrien zurück und zum Teil über Persien bis nach Indien, die syrischen Kurzköpfe wurden ins armenische Gebirge und durch Kleinasien bis auf den Balkan gedrängt.

Man nehme eine Religionskarte zur Hand und betrachte die Ausbreitung des Islam; von Arabien als Mittelpunkt hat er sich einerseits über Nordafrika und Spanien verbreitet, andererseits durch Syrien und Kleinasien bis auf den Balkan, endlich durch Iran nach Mittelasien und nach Indien. Dieselben Wege, sage ich, müssen auch die früheren Ausbreitungen gegangen sein, nur daß diese in der Jägerzeit eine viel größere ethnographische Bedeutung hatten.

Nun liegt zwischen den Berbern der nordafrikanischen Küste und den Zwergnegern Innerafrikas eine breite Schicht von Mischlingen, die das Erzeugnis der Rassenkreuzung sind; allein die meist hohen Gestalten und schmalen Nasen lassen deutlich erkennen, daß hier der syrische Teil in der Überzahl war. Wir müssen eben bedenken, daß es sich nicht um eine einzelne Welle, sondern um viele, stets von neuem auf denselben Bahnen dahinrollende Ausbreitungen gehandelt hat, von denen die islamische vorläufig die letzte war. Und immer sind die Langköpfe nach den fernsten Neuländern abgewandert und haben die Ebenen und besseren Landstriche besetzt, während die Kurzköpfe weite Wanderungen nach Tunlichkeit vermieden und lieber ins Gebirge zurückwichen.

Genau wie in Afrika hat sich auch in Indien eine Mischbevölkerung von dunkler Farbe gebildet, wobei man ganz genau erkennt, daß die Einbruchsstelle des höher veranlagten Volksteiles im Nordwesten zu suchen ist. Indien stellt sich uns wie ein großer Saal dar, der ein einziges kleines Tor, die Gebirgspässe im Nordwesten, hat; durch dieses Tor sind alle Besucher hereingekommen und zwar nach verkehrter Rangordnung: die niedrigsten zuerst, die höchsten zuletzt. Die Indier bilden also das östliche Gegenstück zu den farbigen Hamiten in Afrika; nur muß man bedenken, daß Indien von zwei Strömungen erreicht wurde: einer europäischen, die am Kaspischen Meere vorbeizog, und einer syrischen. Hier geben die Sprachen Anhaltspunkte: das Malaiische und Kolarische stehen dem Semitischen in der Syntax sehr nahe, für sie kann man also syrischen Ursprung annehmen; das Drawidische hängt mit dem Elamitischen und dieses mit dem Kaukasischen zusammen, das wiederum Berührungspunkte mit dem Baskischen zeigt (europäische Welle!); das Indisch-Arische bildet einen Zweig des Indogermanischen Sprachstammes, ist also wiederum durch eine europäische Welle nach Indien getragen worden; die Mohammedaner endlich setzten zwar keine neue Sprache durch, aber wir wissen, daß sie arabisch-mesopotamischer Herkunft waren.

(Schluß folgt.)

Weltkrieg, Völkerrecht, Diplomatie.

Dr. Freiherr von Mackay.

Ein deutscher Professor, der den Beweis erbringen zu wollen schien, daß das „Volk der Dichter und Träumer", dessen Art England nach Zertrümmerung des Deutschen Reiches wieder erstehen lassen möchte, noch keineswegs ausgestorben ist, hat unlängst der Öffentlichkeit folgendes vorgetragen. Der tragische Weltkrieg hätte möglicherweise vermieden werden können, wenn der vom Göttinger Staatsrechtslehrer Ludwig von Bar auf der ersten Haager Versammlung von 1899 gemachte Vorschlag zur Durchführung gebracht worden wäre, eine unabhängige Instanz von hervorragenden Staatsmännern und Gelehrten zu schaffen, die bei Zusammenstößen von der Art, wie sie zur gegenwärtigen Katastrophe geführt haben, ihr schiedsrichterliches ausgleichendes Gutachten geben würde. Jedenfalls müsse das Heil der Zukunft im verbesserten und weiteren Ausbau des Tempels der internationalen Rechtsordnung gesucht werden, damit wenigstens dieser Krieg der letzte sei und die Kulturwelt vor ähnlichen zerschmetternden Lawinenstürzen bewahrt bleibe. Erste Vorbedingung dessen sei aber, daß Deutschland nicht, wie es seine draufgängerischen Imperialisten erstrebten, als Frucht seines heldenhaften Kampfes gegen die halbe Welt auf die Begründung eines allgebietenden Universalreichs seinen Ehrgeiz richte, vielmehr auf das altererbte Ideal hoher Ahnen sich besinne, Recht stets höher als Macht zu stellen. Die Macht dürfe nur die Magd des Rechts sein: das sei der vornehme deutsche Gedanke, der sich einst die Welt erobert habe, und in seinem Sinn habe Kant die Herrschaft des Rechts zwischen zwei Staaten als das größte Problem der Menschengattung bezeichnet, zu dessen Lösung uns die Natur zwinge und dessen Auseinanderwicklung eben durch ein immer mehr ausgebildetes Völkerrecht in die Wege geleitet werden müsse.

Es hieße mit Kanonen nach Spatzen schießen, wollte man diesen Ausführungen eine tiefgreifende Untersuchung auf ihren Mangel an Logik und ihre Überfülle an weltfremdem Denken entgegensetzen. Es handelt sich bei ihnen tatsächlich um nichts anderes, als ein in Millenniumssphären schwebendes Ideengespinst wohlmeinender Kathederpolitik, die mit allen Erfahrungen der Praxis in schärfstem und für absehbare Zeit unlöslichem Widerspruch steht. Aber es wird damit doch, wenn man dem konkreten Wesen der Dinge nachgeht, ein Problem gerade heute sehr wichtiger Art aufgeworfen und vor das Forum der öffentlichen Kritik gedrängt: die Zusammenhänge und Verwicklungen zwischen dem Weltkrieg und dem Völkerrecht auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe einerseits, zwischen diesem und der vielgeschmähten Diplomatie als der berufenen Pflegerin der staatlichen Wechselbeziehungen andererseits.

Die Prüfung der Frage erfordert vorab eine kurze Beleuchtung der geschichtlichen Entwicklungsbedingungen und -grundgesetze des Völkerrechts.

Man begegnet ihm zum erstenmal in ausgebildeter Form auf dem Boden des alten Hellas, also auf national-griechischer Grundlage: die verschiedenen kleinstaatlichen Polisbildungen waren durch enge Stammesverwurzelung und Gesittungsverwandtschaft miteinander verbunden, und ihr lebhafter geselliger Verkehr erforderte die Regelung durch ein Rechtswerkzeug, für dessen Entwicklung eben durch jene Bluts- und Kulturgemeinschaft der natürliche Fruchtboden bestens bestellt war. In gleicher Weise entstand später unter den italischen Stämmen das ius fetiale, aus dem, als Rom zur weltbeherrschenden Macht emporgestiegen, das ins gentium wurde. Dieses römische Imperium war nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich die großartigste nationale Schöpfung, welche die Erde bis dahin gesehen: ein Staatswesen von wahrhaft universellem Charakter, das seine Sprache, sein Recht, seine Literatur und Kunst, seine Lebensgesetze und Gesittungsbegriffe zur Leuchte eines riesenhaften Kuppelbaus machte, unter dessen Schutz die Völker der gesamten Mittelmeer-Machtsphäre und fast ganz Europas wohnten. Der staunenswerten politischen Leistung entsprach das Wesen des verkittenden Völkerrechts, in dessen antiker Fruchtkapsel bereits alle Keimzellen der heutigen Entwicklung dieser Rechtsmaterie vorgebildet sind. Als der römische Turm dann unter dem teutonischen Ansturm zusammengebrochen war, erkannten zunächst auch die germanischen Fürsten Byzanz als legitimen Erben der Weltstaatsidee und ihrer Rechtsmacht an, bis in den Völkerwanderungskatastrophen der Glücksstern dieses imperialistischen Gebildes ebenfalls erlosch und nun ein gewaltiger Riß Westen und Osten zerspellte. Denn das Reich Karls des Großen versuchte vergebens, das alte römische Zäsarentum zu erneuern. Das Abendland trennte sich endgültig in der Form des islamischen Kirchenweltstaats mit seinen sehr primitiven, aber doch sehr wirksamen Rechtsbindungen, die sich aus dem Koran, dem Kidjas (Folgerung), dem Idschma (consensus ecclesiae) und dem Adet (Gewohnheitsrecht) allmählich zur Scharia verwebten. Das europäische Völkerrecht aber, dessen Brückenträger das heilige römische Reich deutscher Nation war, dämmerte kümmerlich in zwitterhaftem, blutarmem Dasein dahin, hauptsächlich deshalb, weil der Gegensatz von Rom und Deutschland nicht nur in den Spannungen von kirchlichen und weltlichen Machtansprüchen, sondern auch in tiefster kulturethischer Antithese wurzelte. In der Blütezeit des Humanismus suchte dann Grotius mit der Medizin seines „De iure belli ac pacis" dem Siechen wieder auf die Beine zu helfen, freilich ohne jeden Erfolg, weil er nach der Weise ihm unbekannter chinesischer Vorläufer das Völkerrecht aus einem voraussetzungslosen, aber intelligiblen Naturrecht ableiten wollte; erst im 18. Jahrhundert, namentlich durch Moser, wurde es aus dem philosophischen Traumreich auf den geschichtlichen Felsgrund zurückgeführt, um hier in

den Stürmen der Zeiten wie eine harte Bergesche langsam, spärlicher Nahrung, aber kernig emporzuwachsen. Als das zweite humanistische Zeitalter sich gen Abend neigte, kam der Darwinismus auf, der die Ethik durch die Naturwissenschaft, die Eigenheitsmaßstäbe durch die Massenmaßstäbe ersetzte, der die Herdenmachttriebe der Klassen und Rassen entfesselte, den Zeitgeist auf Sozialismus, Nationalismus, Imperialismus stimmte, eine heroische, aber auch zu gewisser Barbarei neigende Epoche der Anhäufung äußerlicher Güter bei innerer Verarmung, des Dutzendmenschentums, der Zerstückelung und Mechanisierung der Lebensbetätigung und der Zersetzung der individuellen wie nationalen Daseinsinhalte anbahnte. An den Polen des so auseinandergetriebenen Gleichmaßes menschlichen und sozialen Seins sammelte sich schließlich auf der einen Seite das arbeitende „internationale" Proletariat mit schwieligen drohenden Fäusten, auf der anderen Seite die Gewalt der Plutokratie und der ihr nur zu oft dienstbaren Staatsmänner und Diplomaten mit gepflegten Händen, welche die Lose der Völker in ihrer Urne nach geheimen Zunftgesetzen schüttelten. Als so die Spannungen des Konduktors mit gewaltsamer Entladung drohten, besann man sich wieder mehr denn je auf das Ausgleichsmittel internationaler Rechtsordnung und schaltete das moderne Völkerrecht, das man als pazifistisches bezeichnen kann, als Widerstand ein.

Heute hat die Krone dieses Friedensbaumes jählings der Blitz getroffen. Nach den denkbar bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen des Weltkriegs wird, abgesehen von gutgläubigen und unheilbaren Friedensschwärmern, für lange Zeit jeder ehrliche und unbefangene Politiker und Staatsmann namentlich in deutschen Landen wenig Herzensfreude verspüren, an Völkerrechtsberatungen teilzunehmen und, wenn er dennoch amtlich oder moralisch sich dazu verpflichtet fühlt, mit äußerstem Mißtrauen in die Verhandlungen eintreten. Ein schlimmerer Hohn auf den vielgerühmten Internationalismus, der als höchster Zukunfts-Kulturfortschritt und als Überwinder des nationalen „Machtfanatismus" auf dem politischen Phrasenmarkt angepriesen zu werden pflegt, als der klägliche Zusammenbruch des Haager Völkerrechtsgefüges bei der ersten Belastungsprobe läßt sich nicht denken; dieses Fiasko und dessen notwendige Folgen können keine Bemäntelungen und keine sichtlosen Wechsel auf eine bessere Zukunft, wie sie Schücking ausgibt, einen klaren Blick verdunkeln. Sehr viel wichtiger erscheint es, die Ursachen des Mißerfolgs sich deutlich zu machen, der vorauszusehen gewesen wäre, hätte man ein feineres Gehör für die Lehren der Geschichte gehabt. Sie zeigt, daß Rechtsverpflichtungen unter Völkern Bestand und praktische Wirkung nur immer unter zwei Hauptvoraussetzungen haben können. Erstens, daß eine enge Gemeinschaft nicht etwa nur der allgemeinen, im Zeitgeisterreich irrlichtelierenden Kulturideen besteht, sondern vielmehr in den praktischen Kulturinteressen und dem aufrichtigen Willen, sie gemeinbürgschaftlich zu schützen. Zweitens, daß es eine übergeordnete

zentrale Macht geben muß, die vermöge ihrer körperlichen Kraft und ihres moralischen Ansehens die Innehaltung der Rechtsverbindlichkeiten gewährleistet. Alle diese Grundbedingungen fehlten bei den Rechtsbildungen, die im Zeichen der Haager Friedensversammlungen standen. Die Rolle eines „Präsidenten Europas", die ein Carlyle Deutschland als der „friedlichst denkenden, frömmsten, stärksten und am meisten Achtung einflößenden von allen Nationen" zumaß, und die es unter Bismarck tatsächlich durchzuhalten vermochte, war ausgespielt. England, als Manager des Ententetrusts, verbündete sich mit dem gesittungsrohen und reaktionären Rußland, mit Japan, der von seinen eigenen weißen Dominien in ihrer Furcht vor der Gelben Gefahr am meisten angefeindeten Vormacht des Mongolentums und suchte sonst wahllos Freundschaften in der ganzen Welt, einzig um seiner verbohrten Idee der Einkreisung Deutschlands willen und ohne Rücksicht auf irgendwelche Kulturgemeinbürgschaft zu werben: und wieder war, unzweideutiger denn je, seine Politik auf das alte Friedensstörerrezept der Entzweiung der europäisch-festländischen Mächte um seines Eigennutzes willen gestimmt, das seit alters als schlimmster Feind fortschrittlicher Völkerrechtsentwicklung sich bewährt hat. Die feierlichen Friedensstaatsakte im Haag hatten demgegenüber mehr den Charakter von Paradestücken und klingenden diplomatischen Orchesteraufführungen, deren schwungvolle und berauschende Musik es den heimlichen Entente-Drahtziehern um so leichter machte, ihrer ganz anderen Zwecken zugewandten politischen Künste ungestört und wenig bemerkt zu walten.

Im übrigen war schon die Form der Verhandlungsführung in der holländischen Residenz wenig geeignet, den Völkerrechtstheorien gesunden, kräftigen, in der rauhen Wirklichkeit widerstandsfähigen Lebensatem einzuhauchen. Hatte man früher die juristische Regelung völkischer Streitigkeiten den Diplomaten überlassen, so wurde sie jetzt einem gelehrten Juristenkollegium zugewiesen, und bei der Errichtung des ständigen Schiedsgerichtshofes die juridische Instanz ausdrücklich der diplomatischen übergeordnet. Es soll in keiner Weise der fortschrittliche Wille dieser Körperschaft noch die Summe ernster und nützlicher ideeller und rechtsschöpferischer Arbeit verkannt werden, die sie geleistet hat. Aber ein grundsätzlicher und verhängnisvoller konstruktiver Fehler des ganzen Systems ist trotzdem nicht zu übersehen. Die Diplomaten sind und bleiben doch schließlich die Staatsmänner, die nicht nur über ein gediegenes völkerrechtliches Wissen verfügen oder — vorsichtig gesagt — darüber als der unentbehrlichen Grundlage ihres Berufes verfügen sollen, sondern die auch den tiefsten empirischen Einblick in die Voraussetzungen und Möglichkeiten praktischer Verlebendigung, Anwendung und Fruchtbarmachung neugeschaffener Völkerrechtsnormen haben. Dieser ihrer Sachverständigkeit aber sicherte der Haag keinerlei ausschlaggebenden Einfluß, sehr zum Schaden der Sache. Auf der Organisationsgrundlage des zünftigen Juristentribunals wurde das

Übereinkommen über die friedliche Beilegung internationaler Zwistigkeiten geschlossen, für das Verfahren eine Kodifikation, also eine von allen Vertragsstaaten als Ausdruck ihrer Rechtsanschauung verbindlich anzuerkennende Fassung vorbereitet und den streitenden Parteien eine vollständige Prozeßordnung und zugleich ein internationales Justizorgan, eben der Schiedsgerichtshof, zur Verfügung gestellt. Die Prozeßordnung regelte neben dem schiedsgerichtlichen das Untersuchungs- und Vermittlungsverfahren in der richtigen Erkenntnis, daß sehr viel wichtiger als die Beilegung entstandener Streitigkeiten die Vorbeugung gegen das Entstehen und Ausreifen ist; daneben wurde, da die allgemeine Kodifikation des Völkerrechts für absehbare Zeit utopisch bleibt, das Hauptgewicht auf den Ausbau völkerrechtlicher Judikatur in Verbindung mit der Schöpfung einer internationalen Akademie gelegt. Die Erfahrungen haben aber nur zu deutlich gelehrt, wie selten von den im Dienst der Vorbeugung oder Streitschlichtung stehenden schiedsrichterlichen Einrichtungen bei Fällen irgendwie ernster Art Gebrauch gemacht wird; in klassischer Weise zeigte das beispielsweise der berüchtigte Doggersbank-Fall, bei dem, obwohl er seiner Natur nach für die Haager Behandlung geradezu vorausbestimmt erschien, schließlich aus politischen und sentimentalen Gründen auf die diplomatische Vermittlung und Regelung zurückgegriffen wurde. Und nicht minder klar erwies sich, wenn ja einmal das Schiedsgericht angerufen wurde, mit welch' unendlichen Schwierigkeiten, langwierigen Umständen und Kosten, die in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Streitsache standen, es verbunden war, zu einem glücklichen Ergebnis zu gelangen. Man braucht in der Tat nur einen Vergleich anzustellen, wie es um die moderne Verbesserung einzelner wichtigster Völkerrechtsmaterien in der praktischen Durchbildung und Nutzanwendung steht, die schon eine frühere an Friedenskonferenzen noch nicht denkende Zeit auf Grund rein diplomatischer Arbeit zu kodifizieren begonnen hat, so beispielsweise um das Seekriegsrecht (Pariser Deklaration von 1856), das Landkriegsrecht (Brüsseler Konferenz von 1874), die heute wieder so brennend gewordene Alabama-, will sagen Kaperkrieg- und Neutralitätsfrage (Washingtoner Konferenz von 1871), um zu erkennen, daß man im Haag wohl mit dem Entwurf großzügiger Reformpläne und mit deren logisch-schematischer Entwicklung schnellen Schritts vorangeeilt ist, daß aber diesem Generalmarsch die Lösung der heißesten Grundprobleme von praktischer Anwendung, Zuständigkeit und Wirksamkeit des Völkerrechts keineswegs standhielt. Andererseits ließ man in dem Maß, wie die Diplomatie in den Hintergrund zu schieben gesucht wurde, die Heerführer der Friedensheilsarmee in den Vordergrund sich drängen, was nichts anderes bedeutete als einen Rückfall in die spekulativen Ideologien des humanistischen Zeitalters. Nur mit dem Unterschied, daß damals wenigstens die „recta ratio" als Urquell eines nicht aus der Praxis der Geschichte entwickelten, sondern erkenntnis-theoretisch gefundenen, schlechthinnigen Naturrechts gesetzt wurde,

während man jetzt mit dem gänzlich ätherisch-flüchtigen und chemisch unbestimmbaren Öl eines übernationalen Kulturethos sich salbte, was im Grunde auf nichts anderes hinauslief als auf eine Verallgemeinerung der von Bismarck so trefflich verspotteten, „im Cant der öffentlichen Meinung Englands üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle", deren Betätigung die Macht, die sie als Reklameschild aushängt, von den anderen erwartet, ohne daran zu denken, sie den eigenen Gegnern zugute kommen zu lassen.

Aus solchen Einblicken in den eigentümlichen politischen Zersetzungsprozeß am Pol des Völkerrechts erklärt sich einigermaßen deutlich der seltsame Widerspruch der Schicksalsironie, daß die Blütezeit der Friedenspropaganda in Wirklichkeit eine Epoche schärfster, auf Kriegsgewittersturm hindrängender Krisenzuspitzungen war. Erscheint das Staatsrecht als das Band zwischen Staatskunst und Sittlichkeit, so ist das Völkerrecht der Kitt zwischen Weltpolitik und Menschheitskultur; aber wehe, wenn man die Diplomatie, das feinnervige Sensorium der Völkergesellschaft, auf dem Tribunal des Völkerrechts entmündigt, oder wenn man dieses in Moralin auflöst, statt die Moral in ihm lebendig zu machen! Es geht gewiß nicht an, wie es wohl geschieht, kurzweg zu sagen, Macht sei gleich Recht. Aber noch weniger ist es realpolitisch möglich, die Macht lediglich als „eine Magd des Rechts" zu betrachten. Die Behauptung, das wäre ein Grundgedanke deutschen Idealismus, müßte erst bewiesen werden; in Wirklichkeit finden sich derartige Erklärungen höchstens bei einigen humanistischen Schwarmgeistern, während die größten politischen Denker und Pfadfinder Deutschlands zu den Höhen seiner nationalen Zukunft — es sei nur auf Herder, W. v. Humboldt (auch ein Humanist!), Fichte, Schelling hingewiesen — Anschauungen durchaus gegenläufiger Art vertreten haben. Man könnte eher sagen: Recht sei organisierte Macht; jedenfalls aber ist Macht die unumgängliche Daseinsbedingung für das Recht, und es ist um dieser Tatsache willen gewiß nicht ganz grundlos dem Völkerrecht überhaupt der eigentliche Rechtscharakter strittig gemacht worden, weil es eben ohne die Deckung organisierten Zwanges als ein Wechsel ohne Giro, demnach ohne Eskomptierungs- und Umlaufsmöglichkeit und ohne Einlösungssicherheit erscheint. Aber gerade im Licht solcher Wahrheiten, die man im Haag übersehen oder nicht genügend gewürdigt hat, wird doch zugleich der Weg deutlich, den Deutschland zu wandeln haben wird, um nach bitteren Enttäuschungen dem mit tausend Geschossen von unseren Feinden mutwillig und freventlich durchlöcherten Völkerrecht zu einer glücklichen Wiedergeburt zu verhelfen. So gewaltig auch unsere Kriegserfolge sein mögen und so geboten es sein wird, die Frucht der Siege voll und mit fest zugreifender Hand in die Scheuern zu bringen, so werden wir doch niemals das Natürlich-Begrenzte und -Schrankenvolle, die Gebundenheit unseres weltpolitischen Seins und seiner Entwicklungsmöglichkeiten, in die uns unsere zentrale, rings

umstellte Lage als europäisches Reich der Mitte hineinzwingt, verkennen noch von dem Grundgesetz abwegig werden dürfen, daß unser staatliches Imperium ehernen geschichtlichen und unbeugsamen geographischen Imperativen nach immer nur im alten deutschen Stammboden wird wurzeln können und in diesem Muttererdreich geschützt und entwickelt werden muß, daß wir hier, an der Wehr der östlichen und westlichen Grenzen, die wichtigsten und entscheidenden Daseinsinteressen, nämlich die Unantastbarkeit des deutschen Stamm- und Sprachgebiets innerhalb eines gesunden, selbstsicheren Staatswesens, zu verteidigen haben, daß wir niemals den Pfaden des britischen Inselkönigreichs folgen können, das seine Weltmacht nach exzentrischen Normen wie ein Großhandelsgeschäft mit fast unabhängigen Reichsfilialen, die dem Mutterland mehr und mehr über den Kopf wachsen, ausbildete. Und so wird es unsere Aufgabe sein, dem Schiff des Völkerrechts, das, allzuschwach bewehrt, bei der kühnen Fahrt auf dem Weltmeer unrühmlich scheiterte, hier, in den engeren mitteleuropäischen Grenzen, einen sicheren Port zu schaffen.

Wir sind, das darf ohne Überhebung gesagt werden, als ein bewährtes Senfkorn und Salz der Erde, als „das Genie unter den Völkern", wie Fichte gemeint hat, reicher an der Vielfältigkeit eigener politischer und kultureller Lebens- und Fruchtkeime als irgendeine andere Nation und können daher, so wenig wir nach selbstgefälliger Abkapselung streben, vielmehr stets als geistiger Samenwurf auf fremden Volksgefilden uns in nur zu selbstloser Weise betätigt haben, am ehesten eine Periode des Fürsichseins, der Beschränkung der Weltverkehrsformen und der einseitigeren sorgsamen Pflege und Entfaltung der väterlichen Kulturgüter ohne inneren Schaden, ja vielleicht zu großem Nutzen, zum Vorteil der Selbstbesinnung und der Befreiung von Fremdtümelei und undeutschen Wesensverzerrungen, durchhalten. Wenn wir aber in diesem Sinn das Schwergewicht unserer Machtwerdung wie bisher, nur potenzierter Kraftleistung, im Herzen Europas suchen, dessen Nervenenden westlich bis zu den Grenzen des Niederdeutschen am Kanal, östlich bis zu den letzten einst vom deutschen Orden gegen die slawische Flut errichteten Bollwerken, südlich bis zum Zweistromland reichen mögen, dann werden wir zugleich die feste und breite Untermauerung für den Wieder- und Weiteraufbau des Völkerrechts auf dem Felsboden des nationalstaatlichen Zentralismus schaffen, der ihm nach geschichtlichem Zeugnis allein einen unangreifbaren Entwicklungsstandgrund gewährleisten kann. Das aber ist etwas ganz anderes als ein Universalreich, auf dessen Schaffung von unseren verantwortlichen Staatsmännern jedenfalls keiner hinarbeitet und dessen Lockungen insbesondere Kaiser Wilhelm II. mehr als einmal ausdrücklich und energisch als trügerisch und verderblich von sich abgewiesen hat. Als das leuchtende Ziel erscheint vielmehr eine mitteleuropäische Friedensamphiktyonie unter deutschem Schutz, die ein Fruchtboden für ein neugeborenes Völkerrecht wäre mit

allen mineralischen Nährsalzen, deren es zu glücklicher und starker Entfaltung bedarf: des organisierten Schutzes durch eine selbstsichere übergeordnete Macht und der Ruhe im Schoß einer geschichtlich begründeten und durch sorgsame Pflege sich ständig verdichtenden Kulturgemeinschaft. So soll das Deutsche und das ihm für immer verbündete Habsburgische Reich wieder der Präsident Europas und damit der Hort der ehernen Tafeln einer internationalen Rechtsordnung werden, die es priesterlich in reinen Händen wie ein stilles Gralsfeuer betreut, die von den Schlechten nicht anzutasten gewagt wird, weil ein scharfes, überlegenes Schwert zu ihrem Schutze Wache hält, die alle Guten als ein glückbringendes Lebenslicht gesicherten Friedens ehren und heilig halten.

Berichte und Notizen.

Wie Ludwig Woltmann von gewisser Seite behandelt wird. Im Berliner Lokalanzeiger, einem außerordentlich verbreiteten, angeblich „parteilosen" Blatte hatte ein Mitarbeiter, der das von Prof. Dr. Ludwig Geiger, dem bekannten Schriftleiter der „Allgem. Zeitung des Judentums" herausgegebene Werk von Jakob Burkhardt „Die Kultur der Renaissance in Italien" gelesen hat, den Krieg mit Italien zum Anlaß genommen, um die zahlreichen Leser dieses Blattes gegen die von Ludwig Woltmann u. a. vertretene, für gewisse Leute anscheinend recht unbequeme „Rassenlehre" einzunehmen. Er schrieb: „Die ‚unglückliche Liebe' vieler deutscher Dichter und Denker zu Italien, die uns jetzt von einem irregeleiteten Volke schlecht gelohnt worden ist, hat viele deutsche Forscher, namentlich auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, von jeher zu den seltsamsten Behauptungen geführt. So wollte ein Gelehrter wie Ludwig Woltmann in seinem Werke: ‚Die Germanen und die Renaissance in Italien' beweisen, daß die sogenannten Italiener — Germanen sind. Er sagt wörtlich: ‚Die Geschichte der Niederlassung der Germanen in Italien ... hat offenkundig bewiesen, daß der Adel und die Patrizierfamilien der Städte fast ganz aus den germanischen Stämmen hervorgegangen sind.' So nennt Woltmann: Rainerio gleich Rainer, schreibt statt Tiepolo einfach Tiepolt und später einfach Dipel usw., so daß er zu dem Schlusse kommt: ‚Die Germanen haben in Italien die meisten und größten Genies hervorgebracht.' Auch der Maler Raffael ist ihm nach Ludwig Geigers Vorlesung ein Germane." Prof. Ludwig Geiger brachte darauf flugs eine „Abwehr", in der er sich gegen den irrtümlichen Anschein einer Parteinahme für Woltmann „überaus kräftig" verwahrte und zugleich, wie man weiter unten sehen wird, über Ludwig Woltmann mit verächtlicher Handbewegung hinweggehen zu können vermeinte. Das wollte der Herausgeber dieser von Ludwig Woltmann begründeten Monatsschrift nicht ohne weiteres hingehen lassen und richtete darum an die Redaktion des Lokalanzeigers eine Zuschrift mit der Bitte, „einem, der sich nicht mehr selbst verteidigen könne", durch einen anderen eine Verteidigung zu gestatten. Die Zuschrift lautete:

„Sehr geehrte Redaktion! In der Unterhaltungsbeilage vom 27. Juni bringen Sie in der ‚Bunten Zeitung' eine Abwehr des Herrn Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. Ludwig Geiger, des bekannten Herausgebers der Allgem. Zeitung des Judentums, gegen eine angeblich von ihm über Ludwig Woltmanns Ansicht von der Rassenzugehörigkeit Raffaels gemachte Äußerung. Es heißt dort: ‚Wie wenig ich übrigens mit der Ansicht des Herrn Woltmann, die von keinem Forscher ernst genommen wird, übereinstimme, geht daraus hervor, daß ich in der 10. und 11. Auflage des von mir herausgegebenen Werkes von Jakob Burck-

hardt ‚Die Kultur der Renaissance in Italien' eine überaus kräftige Abwehr der völlig haltlosen Theorie des genannten Herrn veröffentlicht habe.' Hieraus kann, ja muß der unkundige Leser den Schluß ziehen, daß Ludwig Woltmanns Werk über die Renaissance in Italien und seine darin ausgesprochene Ansicht über die germanische Rassenzugehörigkeit der meisten und größten Vertreter dieser großen Kunst- und Kulturepoche in der Tat von keinem Forscher ernst genommen werde. Das genaue Gegenteil ist aber richtig: Kein ernsthafter Forscher bestreitet mehr diese Rassenzugehörigkeit. Welche Rasse sollte denn auch sonst der Kulturträger dieser Epoche gewesen sein? Die altrömische Rasse und Kultur hatte sich bekanntlich bereits vor dem Einfall der Germanen in Italien größtenteils erschöpft und hat überdies, wie ebenso allgemein bekannt ist, selbst in ihrer Blütezeit bezüglich der künstlerischen Kultur keine sehr bedeutenden Leistungen hervorgebracht. Ihre kulturschöpferische Kraft beschränkte sich im wesentlichen auf die Kriegskunst und die Jurisprudenz, in denen sie allerdings epochemachend gewesen ist. Wie sollte nun die altrömische Rasse nach so vielen Jahrhunderten der Erschöpfung dazu kommen, noch einmal wiederaufzuleben und ausgerechnet gerade in der Kunst noch viel bedeutendere Leistungen als jemals zu vollbringen? Um das als unmöglich anzusehen, gehört doch wahrhaftig kein großer Forscherblick. Wenn aber nicht die altrömische Rasse der Hauptträger der Kultur der Renaissance gewesen sein kann, wer soll es denn gewesen sein? Es könnte sich also nur um einen größeren oder geringeren Grad der Vermischung der Germanen mit der einheimischen Bevölkerung handeln, und da will es doch wohl viel beweisen, wenn der bei weitem größte und gerade der beste Teil der berühmten Vertreter der Renaissancezeit selbst äußerlich, nach Haut-, Haar- und Augenfarbe den Germanen am nächsten steht.

Ich bitte Sie, diese Zeilen zur Vermeidung falscher Auffassungen im Leserkreise zu veröffentlichen.

Hochachtungsvoll
Dr. Schmidt-Gibichenfels,
Herausgeber der (von Ludwig Woltmann begründeten)
Politisch-Anthropologischen Monatsschrift."

Man hätte nun erwarten können: das, was dem Prof. Dr. Geiger, dem Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung des Judentums", recht war, hätte dem Herausgeber der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" billig sein müssen. Die Redaktion des Berliner Lokalanzeigers dachte aber anders. Sie verweigerte den Abdruck ohne Angabe eines Grundes. Und das nennt man eine „parteilose Zeitung". Die Öffentlichkeit wird daraus hoffentlich ihre Schlüsse ziehen.

Wie Frankreich seine ausländischen Bewunderer ehrt! Dem leidenschaftlichsten Bewunderer französischer Kunst und Kultur — Julius Meier-Graefe — ist diese schrankenlose Aufopferung für seine geliebten Franzosen schlecht gelohnt worden. Der „Figaro" bringt eine Reihe von Artikeln gegen Meier-Graefe und beschuldigt ihn unverblümt langjähriger Spionage. So berichtet Karl Scheffler, der Herausgeber von „Kunst und Künstler", dem bekannten Cassirerschen Organ, voll Entrüstung in der „Vossischen Zeitung" Nr. 277. K. Sch. schreibt: „Diese Anklage wäre kindisch, wenn sie nicht so boshaft erschiene durch die Begleitumstände." Er ruft die deutsche Regierung zu Hilfe, um M.-G., der in russische Gefangenschaft geriet, mit der ganzen Macht, die uns zu Gebote steht, gegen die Brutalitäten eines gehässigen Feindes zu schützen. Es ist selbstverständlich, daß jeder Deutsche Anspruch darauf hat, sich unter dem Schutze des Deutschen Reiches zu fühlen und daß niemand ungestraft von einem „hysterischen" Feind beleidigt werden darf. Wie gefährlich es aber ist, wenn Karl Scheffler seinen Freund Meier-Graefe zu „einem unserer Wichtigen" ernennt, wie er dies in dem obigen Artikel der „Voss. Ztg." getan hat, das zeigen bereits amerikanische Zeitungen, in denen wir lesen: „daß Deutschlands größte Autorität in Kunstsachen, Meier-Graefe, die deutsche Kunst sehr gering achte". Auch war es völlig überflüssig von K. Scheffler, diese Gelegenheit zu benutzen, Meier-Graefes ehrlichen Gegnern

im Kunststreit den Seitenhieb zu versetzen, „daß es heute noch Deutsche geben mag, die nicht ohne Schadenfreude von der Gefangennahme M.-G. gehört haben". Wir haben nicht nötig, mit solchen Erbärmlichkeiten zu kämpfen. Unsere Waffen sind rein, und rein und lauter waren immer unsere Gründe, als wir in die Arena hinabstiegen, um uns für die deutsche Kunst und Kultur in die Schanze zu schlagen, unbekümmert um die faulen Eier, mit denen unsere Gegner uns empfingen. Heute gehört kein Mut mehr dazu, für deutsche Art einzutreten. Wir aber haben diesen Mut besessen zu einer Zeit, wo die „Extatiker" einer verrückten Ausländerei mit der ganzen Macht der Presse und skrupellosester Kampfesweise alles verhöhnten, was sich dem „Protest deutscher Künstler" anschloß. Nach unserer Ansicht wäre es besser gewesen, wenn Karl Scheffler offen eingestanden hätte, daß dieses „Schelmenstück des Figaro" gegen Meier-Graefe keine Tragödie, sondern eine traurige Komödie ist, die auch dem enragiertesten Franzosenfreunde die Augen öffnen müßte über das, was er getan, als er sich mit einer Leidenschaft für französische Kunst einsetzte, die einer Verhöhnung aller deutschen Kultur gleichwertig war. — Wir sind die letzten, die Meyer-Graefe der „kosakischen Kultur" ausliefern möchten! Diese „asiatische Tartaren-Kultur", die vom „herrlichen Frankreich-Hellas" jetzt so leidenschaftlich verehrt wird, weil man hofft, mit Rußland vereint, die „deutschen Barbaren" vernichten zu können. — Trotzdem verschließen wir aber unsere Augen nicht vor der tatsächlichen Komödie, daß gerade ausgerechnet Meier-Graefe vor der russischen Kultur geschützt werden muß, Meyer-Graefe, der, wie er selbst gesteht, „nie den Faust mit solcher Begeisterung gelesen hat wie den Russen Dostojewsky". Gewiß läßt sich darüber streiten, was mächtiger auf eines Menschen Seele wirken kann, der „Faust" oder „Raskolnikow"; ein „echter" Russe wird sich zu „Raskolnikow" entscheiden. — Über den Geschmack läßt sich schwer streiten. Meyer-Graefe behauptet: „Sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma usw. mit ihrem billigen barbarischen „Anthropomorphismus" zeigen uns, daß der „Fall Böcklin" der Fall Deutschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, es heißt Kultur, Kultur fehlt auch den Deutschen." Und wenn Meier-Graefe weiter urteilt: „Sicher gibt es keine edlere und höhere Konvention als die Lehre Seurats; es ist die edelste, die überhaupt gedacht werden kann, sie ist schöner, größer und göttlicher selbst als die kirchliche Tradition", so läßt sich über dieses Kunstverständnis wieder nicht streiten. Wir lassen jeden dieser „Bewunderer" gern nach seiner Fasson selig werden! Man belästige uns aber nicht mit Phrasen, wie Meyer-Graefe sie ständig für angebracht hält: „Franzosen vierten Ranges haben besser gemalt wie Menzel", oder: „Die Kunst im deutschen Volke ist seit Böcklin verduftet", „Böcklin ist der gesteigerte Ausdruck einer kulturfeindlichen Macht, gegen die wir ankämpfen müssen"..... „Mit solchen Tiraden (darin hat Karl Scheffler recht) hätte Meyer-Graefe längst verdient, Ritter der französischen Ehrenlegion zu sein." Vor allen Dingen hätte Meier-Graefe die „Ehrenlegion" schon dafür verdient, daß er in einer Zeit, in der sich die ganze Welt über die Zerstörung der Kathedrale von Reims und die Zerstörung von Löwen entrüstete, im „Berl. Tageblatt" den Artikel „Drei Gewinne" (Schont Hellas!) brachte. In diesem Artikel ist nach Meier-Graefe für uns der dritte und höchste Gewinn, „wenn der Sieg uns zufällt, uns würdig zu erweisen als Erbe der Kultur und Kunst Hellas: Schont Hellas! Euer Kampf gilt Frankreich, nicht Hellas!" Eine solche Bitte in diesem Augenblicke auszusprechen, das französische Hellas zu schonen, ist eine unglaubliche Taktlosigkeit und eine schwere Beleidigung der deutschen Nation. Von „patriotischer Haltung und Begeisterung", von „freiestem Patriotismus und stärkstem, begeisterungsfähigstem Idealismus", wie Karl Scheffler kühn behauptet, ist in diesen Bekenntnissen nichts zu spüren. Warum denn nun immer mit solchen Verdrehungen arbeiten? Warum nicht schlicht bei der Wahrheit bleiben? Der furchtbarste aller Kriege bietet wahrhaftig Gelegenheit, jedem Verirrten die Rückkehr nach dem festen vaterländischen Boden zu erleichtern. — Dieses „Schelmenstück des Figaro" ist ein Gericht, das wir auf das innigste jedem Deutschen wünschen, der sich nicht genug tun kann in planloser Bewunde-

rung des Fremden. Nicht den Figaro soll man einen Schelmen heißen, sondern Meier-Graefe und Genossen soll man zurufen: „Hier habt Ihr die Quittung von Eurem angebeteten Hellas!" Jeder hat das Recht, sich an Dostojewsky, Gauguin oder d'Annuncio zu ergötzen, wenn seine „innere Kultur" zu höheren Aufgaben ihn nicht treibt, aber zum Hundsfott wird der, welcher sein Vaterland über diese „Hellaskultur" vergißt. Sie alle, die sich in der „Fremdenverhimmelung" so gewaltsam betätigten, sind in den Augen ihrer angeblichen Götter doch nur erbärmliche Renegaten, die bei der ersten sich bietenden Gelegenheit aus dem „Tempel Hellas" hinausgeworfen werden. Ist eure Seele wirklich so kulturdürstig, dann lernt Goethe, Keller, Dürer, Holbein, Leibl, Menzel usw. verstehen; sie bieten euch soviel Kultur, daß eure Seele für tausend Jahre versorgt ist. Warum über „Hellas" klagen? Seht diesen unerhörtesten Feldzug der Lüge und Verleumdung! Nicht bloß an die Kehle, sondern auch an die Seele wollen sie den Deutschen. Empört euch lieber darüber, daß man den guten Ruf des gebildetsten, besonnensten, best disziplinierten aller Völker in wahrhaft abscheulicher Weise zu morden versucht! Aber weint nicht über Hellas! Bekennt lieber eure Verirrung, eure künstlerische Armut, über pathologische französische Malerei Genies wie Menzel und Böcklin verächtlich gemacht zu haben. Wagt nicht länger mit Phrasen uns zu beleidigen: „Daß ein Menzel nur vegetiert hat", und daß „unsere Liebe zu Böcklin nur mit dem Alkoholdunst unserer permanenten Kommersstimmung zu erklären ist". Sondern schaut hin auf das unerhörte und großartige Schauspiel, das mitten in unserer angeblich so kleinlichen Zeit der Kampf unseres Volkes für sein Wesen und seine Zukunft bietet! Das ist unser Hellas!

August Piening, Bremen.

Ein Beispiel von vielen. Mit welch bodenloser Roheit und Gemeinheit unsere in französische Gefangenschaft geratenen Mannschaften teilweise behandelt werden, beweist wieder einmal die gerichtliche eidliche Aussage eines aus Frankreich ausgelieferten Schwerverwundeten, des Kriegsfreiwilligen Friedrich Müller vom Reserve-Regiment 233. Müller wurde am 21. Oktober 1914 bei Poel-Chapelle durch einen Revolverschuß schwer am linken Oberschenkel verwundet, nachdem er bereits verschiedene andere Verletzungen erhalten hatte. Der Revolverschuß zerschmetterte den Oberschenkelknochen und machte den Mann fast vollkommen bewegungsunfähig. Volle 5 Tage lag er ohne jede Hilfe auf dem Schlachtfelde, bis er von einer französischen Patrouille aufgefunden und mitgenommen wurde. Seine Hoffnung, nunmehr das Ende seiner Leiden kommen zu sehen, wurde grausam getäuscht. Die Patrouille brachte ihn in einen französischen Schützengraben, der unter deutschem Artilleriefeuer lag. Der anwesende französische Korporal ließ ihn auf die vordere Brustwehr des Grabens legen und benutzte so den vollkommen erschöpften und wehrlosen Mann als lebendige Deckung gegen das Artilleriefeuer. Französische Offiziere hinderten in keiner Weise die Feigheit und Niederträchtigkeit ihres Untergebenen, sondern versuchten noch durch Drohungen mit dem Säbel und durch wüste Beschimpfungen den Mann zum Verrat der deutschen Stellungen zu bewegen. Ein französischer Arzt, ein Vertreter „französischer Menschlichkeit", hatte für den Unglücklichen nur die Worte übrig: „Du graues Schwein, an den paar Schüssen wirst du nicht verrecken!" An eine Behandlung des Schwerverwundeten dachte er nicht, sondern entfernte sich ohne jede Hilfeleistung. Ein gütiges Geschick aber beschützte den Gefangenen besser, als seine Feinde es gewollt hatten: Die Granaten schlugen in unmittelbarer Nähe des Grabens ein, trafen den Mann aber nicht. Bis zum späten Abend lag er auf der Brustwehr des Schützengrabens, dann wurde er in den Graben hineingezogen, mußte aber noch bis zum 30. Oktober ohne jede ärztliche Hilfe verbleiben. Erst dann wurde er verbunden und fortgeschafft. Und nun begann für ihn dasselbe Leiden, das von Hunderten deutscher Soldaten unter Eid glaubwürdig geschildert worden ist: Auf dem Transport wurde er von der Zivilbevölkerung in der gemeinsten Weise beschimpft, bespuckt, geschlagen und mit Steinen beworfen. Die Bewachungsmann-

schaft zog ihm den Rock aus, stahl ihm sein Geld und seine Uhr und ließ ihn trotz der kalten Jahreszeit ohne Rock und ohne wärmende Decke weitertransportieren. Mit ihm zusammen fortgeschafften Kriegsgefangenen ging es nicht besser; auch sie wurden beraubt, beschimpft und mißhandelt. Nach wochenlangem Aufenthalt in Krankenhäusern, zum Teil bei mangelhaftester Verpflegung in schmutzigster Bettwäsche wurde er endlich mit Verlust des linken Beines nach Deutschland ausgeliefert. (Deutsche Tageszeitung.)

Schandtat russischer Soldaten. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt unter dem Titel „Schandtat russischer Soldaten": Am 7. Juni fanden deutsche Soldaten in der Nähe eines russischen Schützengrabens bei Kempinie-Maloje die der Waffen und Wertsachen beraubte Leiche des Sergeanten V. eines deutschen Kavallerie-Regiments, der tags zuvor von den Russen vom Pferde geschossen worden war. Die Leiche wies außer zwei schweren Gewehrschüssen am Kopf und rechten Oberarm folgende Verletzungen auf: Über die rechte Hand zog sich ein Säbelhieb. Zwei weitere Säbelhiebe hatten die linke Kopfseite gespalten. Die Schädeldecke war durch einen wuchtigen Kolbenhieb eingeschlagen. Das Gehirn lag neben dem Körper. Die Augen waren, wie scharfe Schnittwunden deutlich erkennen ließen, aus dem Kopfe herausgeschnitten. Die Russen hatten also, nicht zufrieden damit, den Mann unschädlich gemacht zu haben, an dem tödlich Getroffenen ihre bestialische Roheit ausgelassen, indem sie ihn in dieser grauenhaften Weise verstümmelten. Das ist durch die eidliche Aussage von sechs deutschen Soldaten erwiesen, die das unglückliche Opfer der Russen aufgefunden und als ihren Kameraden wieder erkannt haben. (Deutsche Tageszeitung.)

Ist das möglich? In der Badischen Landeszeitung wird an die Engen Dietrichsche Erklärung, bei der vielerwähnten Spittelerfeier sei die deutsche Gesandtschaft in Zürich vertreten gewesen, folgende Bemerkung gehängt: „Der Fall Spitteler hat seinerzeit nicht nur in ganz Deutschland, das der Schweizer Dichter in seinem bekannten Vortrag so schwer kränkte, das peinlichste Aufsehen hervorgerufen, er hat auch in der Schweiz die Gemüter stark erregt. Man muß also als selbstverständlich annehmen, daß dem deutschen Generalkonsul in Zürich der Vortrag Spittelers und die Folgen, die er hatte, aufs genaueste bekannt waren. Er hat sich vielleicht sogar dienstlich mit der Angelegenheit in der einen oder anderen Art befassen müssen. Daß er trotz alledem der Geburtstagsfeier dieses Mannes mit der deutschfeindlichen Gesinnung, dem Festakt wie dem Festmahl, anwohnte, erscheint uns gänzlich unbegreiflich. Der deutsche Generalkonsul hätte schon mit Rücksicht auf die Stimmung, die in Deutschland Spitteler gegenüber herrscht, der Feier fern bleiben müssen; er mag sich selbst zu dem Fall stellen, wie er will. In weiten Kreisen des deutschen Volkes wird man von diesem Schritt eines amtlichen Vertreters seiner Regierung mit peinlichem Befremden Kenntnis nehmen."

Deutsche Spuren in Rumänien. In diesen Tagen, wo die Augen der Welt gespannt auf die politischen Entschließungen der Balkanstaaten gerichtet sind, wird es interessieren, die weltgeschichtlichen Spuren des Deutschtums in dem wichtigsten Reiche des „europäischen Wetterwinkels", in Rumänien, zu verfolgen. Sie reichen in die Zeit der Völkerwanderung zurück — auf die römische Kultur in dem das heutige Rumänien, Siebenbürgen und einen Teil Ungarns umfassende „Dacia Trajana" folgt nach den Stürmen einer wilden Zeit die deutsche. Um 350 nach Christus ließ sich der Bischof Ulfilas mit 150000 Goten bei Nikopolis am Hämus nieder und noch im 9. Jahrhundert war, trotzdem der Hunnen- und Avareneinfall längst das alte Reich vernichtet hatte, nach dem Zeugnis des Klosterschriftstellers Walafridus Strabus das Gotische Landessprache in der Dobrudscha, dem heutigen Donau-Rumänien. Nach der Slawenmission blieb das alte Deutschtum in zahlreichen Resten sporadisch bestehen, wie denn auch der Handel mit dem Heimatlande bald aufblühte; um 1140 fahren deutsche Kaufleute aus Passau, Regensburg

und Wien die Donau bis Belgrad und weiter zur Mündung hinunter. Wenige Jahre später begann unter König Geysa II. die Besiedlung des siebenbürgischen Altlandes durch moselfränkische Kolonisten; die Deutschritter kolonisierten das Burzenland in der Südostecke Siebenbürgens, und die Johanniter germanisierten Kumanien und einen großen Teil des heutigen eigentlichen Rumänien. Von den Missionaren, die die rumänische Walachei und Moldau besuchten, ist besonders der Deutschslawe Wiehelmus de Ruysbrock zu nennen, der 1253 von Konstantinopel über Bulgarien und die Walachei nach der Krim reiste. Sehr bedeutsam wurde nach den gründlichen, der noch wenig erschöpften Geschichte des Deutschtums in Rumänien gewidmeten Studien von Dr. Emil Fischer in Bukarest der Einfluß der seit 1257 in Krakau angesiedelten Deutschen, während das Lemberger Deutschtum erst seit dem 14. Jahrhundert in diesen Landschaften wirksam wurde. Im Jahre 1370 stellten sich dem Papste zu Montefiascone zwei Minoritenbrüder vor, der Schlesier Paul von Schweidnitz und der Preuße Nikolaus von Mehlsack, die sich längere Zeit in der Moldau aufgehalten hatten und meldeten, daß der Fürst Latko mit seinem Volke zum Christentume übertreten wolle und um die Errichtung eines Bischofsitzes bitte. Von 1394 bis 1427 hielt sich der aus einer Reisebeschreibung bekannte Hanns Schiltperger in den Ländern der unteren Donau und des Schwarzen Meeres auf. Er hatte die Schlacht bei Nikopolis an der Donau 1396 mitgemacht und war nachher in türkische Gefangenschaft geraten. An jener für die Christenheit und die politische Entwicklung Europas so verhängnisvollen Schlacht nahm, was wenig bekannt ist, auch der damalige Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern teil; eine große Zahl gefallener bayrischer Ritter bedeckte die Walstatt. Aus dem Jahre 1385 stammt die Reisebeschreibung von P. Sparnau und Ulrich von Tennstädt, die ihren Weg über „Bulgerge", „das Land Walachie" und „Sobinborgen" nahmen; sie ebenso wie des Felix Petancius „Turcken Buechlin, gantz wahrhaft usw." zeigen, wie das Deutschtum in der Walachai, d. h. Rumänien, festen Fuß gefaßt hatte. Viele deutsche Landsknechtscharen, die in den Diensten der siebenbürgischen Sachsenstädte und einheimischer rumänischer „Woiwoden" (Teilfürsten) fochten, blieben im Lande und machten sich ansässig; besonders geschätzt waren jederzeit die deutschen Artilleristen, da die Rumänen mit dem großen Geschütz nicht umzugehen wußten. Ein interessantes Licht auf die damaligen Handelsbeziehungen wirft es, wenn Willibald Pirkheimer von schiffbrüchigen Nürnberger Kaufleuten berichtet, die höchst erstaunt gewesen sind, in der Krim, wohin sie verschlagen worden waren, wie überall am Schwarzen Meer deutsche Sprache zu hören. Nicht minder bezeichnend ist es, daß der Nürnberger Rat auf Vermittlung des Königs Wladislaus von Ungarn den „Stadtleybartzt Doctor Henricus Klingesporn" samt „Ertzeney" an Stehan Waydo, Fürsten der Walachei, abschickt. Allmählich war die deutsche Einwanderung nach Rumänien so stark geworden, daß um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts die deutsche evangelische Gemeinde in Bukarest begründet werden konnte, der Grundstock der deutschen Kolonie der rumänischen Hauptstadt, die heute rund 22 000 Deutsche zählt. So ist der deutsche Kultureinfluß in Rumänien über ein Jahrhundert alt. . . . — (Deutsche Tageszeitung.)

Die sogenannten „Objektiven" beleuchtet die vortreffliche Romanschriftstellerin Frau Marie Diers in der „Deutschen Tageszeitung" sehr richtig wie folgt: Sie glauben, sie sind die Tüchtigen und Überlegenen. Sie glauben, eine hohe Weisheit zu verkünden, wenn sie sagen: „Man muß doch auch über die Feinde objektiv zu urteilen vermögen. So fanatisch bin ich nicht, nur deutsches Wesen anzuerkennen." Ob diese klugen Köpfe noch nie davon haben läuten hören, daß es eine absolute Objektivität überhaupt nicht gibt — es sei denn bei Gott — oder in der Mathematik? Man kann nicht von jedem verlangen, daß er Kant und Fichte gelesen hat, aber den Satz der populären Philosophie, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, sollte man doch als bekannt voraussetzen. Ist das unsern Objektiven zur Stunde noch verborgen, da sie so flott mit diesem Begriff operieren? Es tritt dann auch gleich die Folge der Unlogik, eine merkwürdige Verschiebung, ein, so

daß für sie beim Ausländer die Tugenden, beim eigenen Volk die Unvollkommenheiten gelten. Das nennen sie nämlich objektiv. Wenn wir den Begriff Objektivität dahin bestimmen, daß er ein Überordnen des Wissens und Meinens über das Gefühl bedeutet, so geben die „Objektiven" damit zu, daß sie erstens von ihrem Wissen eine sehr hohe Meinung haben, und zweitens, daß es ihnen wichtiger dünkt als die Kraft des Gefühls, die Stärke des Willens. Was aber brauchen wir heute mehr in unserem furchtbaren Riesenkampf? Eine unfruchtbare Tüftelei, die unser Gefühl verwirrt, unsern Willen schwächt — oder eine Hochspannung unseres Gefühlslebens, zur Erhaltung von Mut und Seelenkraft, zur Erhaltung unserer idealen Triebe, eine Unerschütterlichkeit unseres Willens? Die Antwort sollte nicht schwer sein! Wo wäre Deutschland heute, wenn seine Leitung, seine Verteidigung in den läppischen Händen der „Objektiven" läge? — Angenommen, sie hätten wenigstens noch recht, und unsere Feinde strahlten von Tugenden und Kulturfeinheiten, was nützte uns heute diese Feststellung? Was nützt uns aber nun erst, da wir rings bei den Feinden auf eine schmutzige Kriegsführung treffen, wohin wir treten, das Herauspolken einzelner Tugenden? Mit diesen halbgebildeten, unlogischen Fazen halten wir keine Feuerstellung, stützen wir auch im Innern keine einzige vereinsamte Frau, kein brechendes Mutterherz. Kraft des Gefühls, Stärke des Willens und — ein wenig Sicherheit des Instinkts — das tut uns heute not. Objektivität — Subjektivität, alle diese herbeigezerrten und unklaren Begriffsbestimmungen lehnen wir ab. Das gemahnt zu sehr an Leute, die Fremdwörter falsch gebrauchen, an jene Sorte von Dienstmädchen, die in vorjährigen Modehüten ihrer „Madams" strahlend herumspazieren. Was sich diese sogenannte Objektivität in ihrer höchsten Blüte leistet, das fand ich in einem Maiheft der „Zukunft", in dem ein Herr Isidor Witkowsky, der sich den schönklingenden Namen „Maximilian Harden" beigelegt hat, folgendermaßen spricht: „Was über die großen Gegenstände bisher geschrieben wurde (in der deutschen Presse), kam fast immer aus Wut oder aus Unwissenheit. Wer's braucht, wird wissen, in welchen Hökerständen es zu finden ist. Hier nicht. Um keinen Preis der Erde, des Himmels und der Hölle würde ich süßen Giftstoff verschleißen." Und dann macht sich der Schreiber an die Arbeit, die Stimmen des Auslandes, die wir ja so durchaus nötig noch mehr hören müssen, als es bereits geschieht, „dem Verständnis der nicht umnebelten Deutschen", die sich gern daran belernen wollten, „faßbar zu machen". Es folgen also bogenlange Auslassungen deutschfeindlicher Schweizer Blätter, von denen einem trotz der Länge nicht klar wird, was wir daran Neues vorgesetzt bekommen. Dann folgen die Berichte eines Schweizers, der, unterstützt durch „Dokumente, Photographien", die Greueltaten der Deutschen in — Loewen schildert. Das macht Herrn „Maximilian Harden" sehr besorgt. „Es klingt ungeheuerlich und müßte, wenn nur ein Viertel davon wahr wäre, uns untilgbaren Schaden stiften." Über Gabriele d'Annunzio, der sich ja auch seines jüdischen Namens schämte und sich unter wohlklingendem Decknamen verkroch, sagt er: „In Deutschland einst zu andächtig gelobt, jetzt, weil sein hitziger Patriotismus uns nicht in den Kram paßt, viel zu roh geschimpft." Ich weiß nun nicht, ob die „Zukunft" bei uns so wenig gelesen wird, daß man solche Unverschämtheiten, die hier der deutschen Nation geboten werden, gar nicht kennt und beachtet, oder ob unser Volk, das Volk ohne Galle, diese Ergüsse nur komisch nimmt? Oder — — ob wir wieder einmal „objektiv" sein wollen und Beleidigungen, auf die nur Ohrfeigen gehören, lächelnd quittieren? Jedenfalls ist die Quittung von anderer Seite auch schon eingetroffen. Im „Figaro" wurde in diesem Herbst „Maximilian Harden" als der größte deutsche Publizist gefeiert — da weiß man schon, warum. Und den Kriegsgefangenen dort wird neben französischen Zeitungen die „Zukunft" in die Hand gegeben, damit sie sehen: es ist bald aus mit Deutschland. Das hat unser Volk an seinen „Objektiven". Es gilt, der Objektivität, die vielen Leuten noch imponiert, die Maske vom Gesicht zu reißen. Wir brauchen Eisen im Blut, wir brauchen Unbekümmertheit um die Stimmen da draußen — die Objektivität in diesem übermenschlichen Ringen, die bleibe den Charakterlosen und den Schwächlingen!

Über die Vlamen in Belgien teilt die Zeitung „Vaterland" mit: Die Utrechter Studentenabteilung des Allgemeinen Niederländischen Verbandes erhielt folgendes Schreiben von Prof. Frhrn. von Bissing-München, dem Sohne des Generalgouverneurs von Belgien: Ich erhielt mit großem Interesse Ihre Mitteilung. Was Sie darin fordern, nämlich, daß für die Vlamen in Belgien ihre eigene Kultur, ihre eigene Art und ihr eigener Volksbestand erhalten bleiben soll, ist nicht nur in Übereinstimmung mit meiner persönlichen Auffassung, sondern, soviel ich weiß, mit der der deutschen Regierung. Ganz unabhängig von der endgültigen Entscheidung über das Schicksal Belgiens wird Deutschland, wie ich mit Gewißheit glaube, dafür aufkommen, daß den Vlamen ihr Recht werde und daß die Schule nicht mißbraucht werden soll, wie es nach eigenem Zeugnis der Wallonen die mit ihnen verbündeten Franzosen erstrebten, um die Vlamen, dies einzige nationale Element in Belgien, sich selbst zu entfremden. Wir können um so eher dafür aufkommen, als wir uns stets naher Verwandtschaft und vieler geistiger Beziehungen zwischen Deutschen und Vlamen bewußt waren, ohne dabei zu vergessen, daß vlamisch sein nicht bedeutet deutsch sein.

Über Menschenrassen und Haustiereigenschaften sprach in einer der letzten Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Prof. Eduard Hahn. Nach einem Bericht der Vossischen Zeitung handelt es sich um folgendes: „Hahn hatte schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die durchgehenden Farbenschläge der Haustiere sich bei den Menschenrassen wiederholen. Schwarz, braun, rot, gelb und weiß treten ebenso bei den Haustieren wie bei den Menschen als hauptsächlichste Farbenvarietäten auf, und es ist bezeichnend, daß diese scheinbar äußeren Merkmale mit der ganzen Konstitution des Körpers zusammenzugehen scheinen. Der Anthropologe Eugen Fischer in Freiburg i. B. hat nun auf Grund des Befundes am Säugetierauge die Weißheit unserer Haustiere und der weißen Rasse des Menschen als eine analoge Erscheinung hingestellt und ist daraufhin geneigt, die Farben der Menschenrassen in gewisse Beziehung zu den Farbenschlägen der Haustiere zu stellen. Er steht auch nicht an, viele von den Unterschieden, die die Menschenrassen voneinander unterscheiden, in Parallele zu den Erscheinungen bei den Haustieren zu stellen. Namentlich befindet er sich mit Hahn in Übereinstimmung, wenn er die Menschen als Gesamtheit, auch die sogenannten Naturvölker, als längere Zeit Bedingungen unterworfen ansieht, die wir bei unseren Haustieren in ähnlicher Weise wirksam finden. Wenn Fischer die Nacktheit der gesamten Menschheit noch nicht unbedingt als eine Haustiereigenschaft des Menschen, wie Hahn dies tut, anerkennen will, so ist es andererseits wichtig, daß an Stelle der in der Hauptsache auf die Farben als Hauptcharakteristik der großen Rassen aufgebauten Einteilung die Möglichkeit einer verschiedenen Ausgestaltung der dunkeln oder hellen Schläge der Menschheit in sich anerkannt wird. Ebenso wie die Simmentaler Rinder seit Menschengedenken außerordentlich hell geworden sind, hält Hahn es für möglich, daß die Dinka und Schilluck schwarze Schläge innerhalb einer ursprünglich an sich helleren Bevölkerung darstellen und daß das Nachdunkeln der Erwachsenen bei uns eine Erscheinung ist, die auf eine weit zurückliegende Verschmelzung hellerer und dunklerer Menschen deutet. — Ferner sprach Hahn über den „Pflugbau als Zeitbestimmung". Schon früher hatte der Redner sehr erhebliche Einwände gegen die damals noch allgemein anerkannte Dreistufentheorie erhoben, nach der der Mensch erst Jäger, dann Hirt und dann Ackerbauer geworden wäre. Auch Humboldt hatte bei jeder gegebenen Gelegenheit auf Grund der Verhältnisse in Amerika, die er so gut kannte, sich besonders auch gegen die allgemeine Annahme einer Hirtenstufe für die ganze Menschheit ausgesprochen, da im gesamten Amerika der Milchgenuß unbekannt geblieben sei und in China, obgleich Pflug und Getreide angenommen, das Rind doch nur als Arbeitstier angenommen wurde, da die Chinesen den Genuß der Milch verschmähten. Aber während Hahn mit dieser Opposition gegen die alte Theorie einigermaßen Glück hatte, blieb der Erfolg für seine Neuaufstellungen, besonders für den Pflugbau, wie er die bei uns allgemein gültige landwirtschaftliche Form

nennt, die nach ihm durch die Verwendung der tierischen Kraft an Zuggeräten (Wagen und Pflug) und die Verwendung der Milch einiger Haustiere charakterisiert wurde, bisher meist noch aus. Sein Hackbau für die Bodenkultur der Außenbezirke, seine Aufstellungen über die Entstehung der Wirtschaft der Nomaden, die er als eine Abzweigung des ältesten Pflugbaues ansieht, wurde außer bei den Nationalökonomen von Fach nur selten erwähnt. Jetzt hat Wilhelm Wundt in den Elementen der Völkerpsychologie die Theorie Hahns anerkannt. Es wäre daher von großer Bedeutung, wenn die Prähistoriker in ihrer Zeitbestimmung außer dem geschlagenen und geschliffenen Stein und nach dem Vorkommen der Metalle auch den Haustierbestand als ein Merkmal zur Zeitbestimmung aufnehmen. — Prof. Seler besprach an Hand von Photographien und Zeichnungen die alten Bauten in Hochob, im Staate Campeche (Halbinsel Yukatan) und in einigen benachbarten Orten. Die Bauwerke sind im allgemeinen von dem Charakter der andern Bauten in Yukatan, unterscheiden sich aber dadurch, daß gewissen Fronten nachträglich eine Stuckfassade vorgesetzt ist. Die Bauten tragen zweizimmrige Häuser, die auf einem pyramidalen Unterbaue errichtet sind, und ebenerdige Gemächerreihen. Letztere stehen in Verbindung mit verliesartigen, licht- und luftlosen Zimmern, die in den massiven Kern der pyramidalen Unterbaue der Gebäude der andern, zuerst genannten Klasse hineingetrieben sind. Die Stuckfassaden zeigen oberhalb der Türe eine quer über das ganze Gebäude sich erstreckende Riesenmaske, deren obere Zahnreihe den Oberrand der Türe bildet, und zu den Seiten der Türe die beiden Hälften eines Schlangenrachens, dessen Schlundöffnung die Tür ist. An den Kanten der Gebäude sieht man Säulen übereinander gebauter Eckmasken, die durch eine rüsselartig verlängerte, nach unten gebogene, sogenannte Elefantennase sich auszeichnen. In den ebenerdigen Gemächern findet man Reste von Malereien, die Reihen von Kriegern und Häuptlingen, die Gefangene heranbringen, darstellen. — Vor der Tagesordnung zeigten Geheimrat Dr. Schuchhardt vom Museum für Völkerkunde und Dr. Kiekebusch vom Märkischen Museum prähistorische Funde aus den Schützengräben.

Tuberkulose im französischen Heere. Der „Temps" vom 28. April veröffentlicht den Bericht des Professors Landouzy an die ständige Tuberkulosenkommission des französischen Ministeriums des Innern. Zeitweise und endgültige Entlassungen wegen Tuberkulose erreichen bereits eine recht hohe Zahl und werden als Folgeerscheinungen der gegenwärtigen Truppenzusammenziehungen noch weiter steigen. Man berechnet ihre Zahl für 1915 und 1916 auf 20000. Diesen bedauerlichen Zustand könne nur eine durchgreifende Umwandlung der bei der Heeresverwaltung gegenwärtig herrschenden Grundsätze beseitigen. Notwendig sei vor allem die vorbehaltlose Entfernung aller offensichtlich Erkrankten. Die Untersuchungsstellen dürften fernerhin nicht Tuberkelkranke, die früher als untauglich erklärt wurden, für den Dienst bestimmen. Die Heeresverwaltung hat anderseits die Pflicht, in gewissem Umfange für solche, deren Erkrankung erst infolge des Dienstes und der Kriegsstrapazen eingetreten ist, Sorge zu tragen. Ist erst einmal die Bestimmung getroffen, daß sie sich dieser Pflicht nicht entziehen kann, so werde sie auch bezüglich der Einstellung solcher Kranker sorgfältiger verfahren.

Nochmals der Name Germanen. Während die Deutung „Bäderbewohner" des Straßburger Germanisten Henning nicht ernst zu nehmen ist und kaum einer Widerlegung bedarf — „ohne Gewissenhaftigkeit keine Wissenschaft" urteilt darüber ein Fachgenosse, Steffen, in einer Beilage des „Mannus" (VI, 3) —, kommt der letzte, aber keineswegs neue (vergl. Holtzmann, Kelten und Germanen 1855, Germanische Altertümer 1873) Erklärungsversuch, als „die Echten", des Marburger Altphilologen Birt (Juniheft der Preußischen Jahrbücher) der Wahrheit ziemlich nahe: freilich haben nicht, wie er meint, nach dem Kimbernzuge die siegreichen Römer aus Furcht „den Namen aufgebracht", aber der Zusammenhang mit dem lateinischen, „echt" und in abgeleitetem Sinne „(vollbürtiger) Bruder" bedeutenden Wort germanus ist unzweifelhaft. Wie so manche andere, z. B.

magnus, longus, calvus, clarus, ist dies jedoch urverwandt, d. h. der lateinischen, keltischen und germanischen Sprache gemeinsam. Die Bedeutung der Wurzel carman, german, herman in den beiden letztgenannten Sprachen steht zwar nicht fest, muß aber, wie die Namen Germani, Carmanus, Germanissa, Germangabae, Herminones, Hermunduri, Hermanfrid, Hermanarich u. a. vermuten lassen, derjenigen im Lateinischen ähnlich gewesen sein, etwa „ausgezeichnet", so daß die Hermunduren als „herrliche", nicht als „große" Duren, wie unter Verwechselung mit irmin meist angenommen wird, aufzufassen sind. Zur Zeit der Kimbernkriege war ein Gesamtname für die nordischen, der Ähnlichkeit wegen zu den Kelten oder Galliern gerechneten Völker noch nicht bekannt; dieser kam erst später, nach dem Eindringen hermanischer oder herminonischer Stämme in Gallien auf und durch Cäsars Siegesberichte nach Rom. In der Folge wurde er dann von verschiedenen römischen und griechischen Schriftstellern, so dem ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Rom lebenden Posidonius, in rückbezüglicher Weise auch auf die Kimbern und Teutonen angewendet. Ursprünglich nur dem dritten Hauptstamm zukommend, wurde er durch Vermittelung der Gallier auf alle Völker gleicher Herkunft übertragen. — Ludwig Wilser.

Bemerkungen zu Arldts Aufsatz „Die germanisch-hellenische Völkerwanderung" (XIV, 3/4). In dieser lesenswerten Arbeit betritt der vielseitige Verfasser ein neues Arbeitsfeld und kommt meinen Anschauungen sehr nahe, sagt aber u. a., daß ich für die Heimat der Indogermanen „noch nördlichere Länder" (als Skandinavien) in Anspruch nehme. Wer meine Schriften kennt, weiß, daß hier eine Verwechselung mit der Urheimat des Menschengeschlechts vorliegt. Eine Vergleichung der hellenischen mit der germanischen Völkerwanderung ist berechtigt, nicht aber die Ausdehnung des Germanennamens auf die alten Griechen. Wohl sind beide aus derselben Menschenart (Homo europaeus) hervorgegangen, aber in Sprache und Sitte sehr verschiedene Völker. Ein ähnlicher Mißbrauch ist die Bezeichnung der Mittelmeerrasse (H. mediterraneus) als „Allarodier", wie Herodot ein pontisches Volk nennt. — Ludwig Wilser.

Deutsche Kernwort-Karten hat Herr R. Reinhold Jubelt in Zeitz herausgebracht, die zur Stärkung des deutschen Gedankens dienen sollen, und deren markige Sprüche bedeutender deutscher Männer sicherlich wertvoller sind, wie die unzähligen Karten mit den Verhöhnungen unserer Feinde und den sinnlosen Zeichnungen, die als Kriegskarten so oft in den Handel gebracht werden. Ebenso hat der gleiche Verlag auch noch eine Auswahl deutscher Sprüche als Zimmerschmuck herausgegeben, die jedem Zimmer zur Zierde gereichen, und einen ernsten und würdigen Wandschmuck darstellen.

Bücherbesprechungen.

Schuchardt, H. (Graz), Baskisch — Iberisch oder — Ligurisch? Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, N. F. XV, 3/4.

Im Anschluß an die von Schulten, dem erfolgreichen Erforscher von Numantia, in seinem großen Werke (Numantia I, 1914) geäußerten, jetzt so beliebten „ligurerfreundlichen" Ansichten bemüht sich der Verfasser, die drei in der Überschrift genannten Völkernamen schärfer zu umschreiben, auseinander zu halten und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu beleuchten. Auf die eingangs erörterten Beziehungen der sehr verschiedenen und nicht zu verwechselnden Begriffe „Rasse" und „Volk" brauche ich hier nicht weiter einzugehen, da ich sie andernorts, besonders in meinem Büchlein „Rassen und Völker" (Leipzig 1912) eingehend behandelt habe. Den Satz, „die Sprache macht ein Volk", erkennt

der Verfasser nicht uneingeschränkt an, es fällt ihm aber schwer, eine andere Begriffsbestimmung zu geben. Selbstverständlich kann im Lauf der Geschichte die Sprache gewechselt oder vertauscht werden, aber damit ändert sich auch das Volkstum: die im Gebiet des Deutschen Reiches zerstreuten und eingedeutschten slawischen Volksteile sind zu vollwertigen Deutschen geworden. Ist allerdings die Leibesbeschaffenheit zu verschieden, so verleiht eine angenommene Sprache allein noch nicht ein neues Volkstum. Schwarze Engländer, von denen man jetzt in den Tagesberichten so oft liest, sind, wenn sie auch englisch sprechen, doch noch keine richtigen Glieder des englischen Volkes. „Was wir von jenen beiden Sprachen (Iberisch und Ligurisch) wissen, ist wenig und unsicher." Ganz gewiß, und zudem sind die in Namen und Inschriften erhaltenen Sprachproben durchaus nicht frei von fremden, besonders keltischen Beimengungen; das gleiche gilt auch von der besser bekannten, weil noch heute von Hunderttausenden gebrauchten, baskischen Sprache. Im allgemeinen wird man aber dem Verfasser darin beistimmen, daß von den zwei Sätzen „Baskisch ist Ligurisch" und „Baskisch ist Iberisch" der letztere die weitaus größere Berechtigung hat. Vor der Einwanderung nordischer, eine indogermanische Sprache mitbringender Volkswellen war sowohl die pyrenäische als auch die apenninische Halbinsel, ebenso wie der beide verbindende Küstenstrich, von einer der Mittelmeerrasse angehörenden, aber keineswegs aus Afrika stammenden Urbevölkerung bewohnt, deren ältestbekannte Völkernamen, Iberer, Ligurer und Sikuler, aber vermutlich schon indogermanisch sind. Im Lauf der Zeit wurden sie immer mehr von keltischen und pelasgischen Bestandteilen durchsetzt, doch hat sich immerhin in Spanien und Südfrankreich eine Sprache, die baskische, erhalten, die, wenn sie auch zahlreiche Lehnwörter enthält, doch entschieden als „nicht indogermanisch" bezeichnet werden darf. Die Verhältnisse sind ja ziemlich verwickelt, aber darin wird man Schuchardt recht geben: „das Baskische setzt im wesentlichen eine iberische Mundart fort, nicht eine ligurische". Ganz frei von Irrtümern ist er freilich auch nicht, so ist z. B. der Flußname Durius weder iberisch noch ligurisch, sondern zweifellos keltisch, wie die Ortsnamen Divodurum, Marcodurum u. a. beweisen. Ludwig Wilser.

„Unsere meerumschlungene Nordmark". Ein Heimatbuch in Wort und Bild, mit zahlreichen Abbildungen. Herausgegeben von Hermann Krumm (†) und Fritz Stoltenberg, Kiel, Verlag von Lipsius & Tischer.

Dies zweibändige Werk ist die vervollständigte Neuausgabe des früheren Werkes: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und gewidmet im großen Kriegsjahre: „den aus der meerumschlungenen Nordmark zum Kampfe fürs Vaterland ausgezogenen Söhnen, den Gefallenen zur Ehre, den siegreich Heimkehrenden zur Freude". Der Inhalt zerfällt in zwei Abschnitte zu je einem Bande: I Das Land (erdgeschichtliche Entwicklung, Tierwelt, Pflanzenwelt, die Gauen und die Naturschönheiten des Landes) und II Die Geschichte und Kultur Schleswig-Holsteins (Urgeschichte, der geschichtliche Werdegang bis zur Vereinigung mit Preußen; Die Landeshochschule; Die Dichter; Maler und Bildhauer; Musik und Musiker; Die Landwirtschaft; Industrie und Handel und Unsere Kriegsmarine).

Wer Heimatsucher ist, wird hier viel Anregung finden. Als Mitarbeiter eines Abschnittes in diesem Werk (Maler und Bildhauer) muß ich mich einer kritischen Beurteilung desselben enthalten. Im Gebiet der bildenden Künste ist es ein Vorbote meines in Arbeit befindlichen vierbändigen Werkes über dieses Kulturgebiet. Dies eben erschienene Sammelwerk von reicher Ausstattung wurde unter Mitwirkung fast aller namhaften schleswig-holsteinischen Künstler und Männer der Feder geschaffen.

Prof. W. Schölermann.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 22. 7. 15.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 6 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Skandinavien und Deutschland.

Vom Herausgeber.

Die Augen Europas, ja der ganzen zivilisierten Welt sind jetzt wieder einmal seit langer Zeit auf Skandinavien und dessen strategisch wichtige Lage zwischen England, Rußland und Deutschland gerichtet. Der gewaltige Weltkrieg hat, wie in so vielen Dingen, so auch in dem Verhältnis der nordischen Länder zu ihren unmittelbaren Nachbarn, namentlich zu Deutschland, grundstürzende Änderungen teils schon hervorgebracht, teils in nahe Aussicht gestellt. Bisher waren die Beziehungen Skandinaviens zu Deutschland keineswegs so, wie sie zwischen dem Mutterlande aller Germanen und der germanischen Vormacht als natürlich und notwendig erscheinen. Höchstens bestand kulturell und wirtschaftlich ein gewisser Güteraustausch, der aber auch nicht größer und mannigfaltiger war als zwischen anderen, lange nicht in dem Maße rasse- und kulturverwandten Ländern. Die großen geschichtlichen Erinnerungen, die den brandenburg-preußischen Staat auf ewig mit der Monarchie Gustav Adolfs verknüpfen, sind zwar, wenigstens auf unserer Seite, wo sie durch die in letzter Zeit mehr und mehr zunehmenden Vergnügungsreisen nach dem an Naturschönheiten so reichen Lande immer wieder aufgefrischt werden, keineswegs eingeschlafen; aber sie haben doch bis vor dem Kriege keinen für die auswärtige Politik der beiden Länder in irgend erheblichem Maße in Betracht kommenden Einfluß ausgeübt.

Die Schuld an diesen weder natürlichen noch notwendigen Zuständen lag auf beiden Seiten. Bei uns verhinderte früher das traditionelle Freundschaftsverhältnis zu Rußland, das Bismarck zur Rückendeckung gegen das revanchelustige Frankreich mit besonderer Sorgfalt zu pflegen gezwungen war, lange Zeit eine Annäherung an die schwedisch-norwegische Union einerseits, und andererseits wirkte gegenüber Dänemark der Krieg von 1864 allzu lange und hartnäckig nach. Indessen ist die trotz alles Entgegenkommens von unserer Seite nicht nachlassende Abneigung Dänemarks wohl zumeist auf englische und zuletzt wohl auch auf russische Einflüsterungen zurückzuführen. Ohne das hätte allein schon die Rücksicht auf die nicht geringen wirtschaftlichen Vorteile das kleine nordische Königreich näher an unsere Seite heranbringen müssen. Ähnliche Einflüsse, namentlich englische, müssen wohl auch Norwegen bestimmt haben, gegenüber allen noch so aufrichtig und vorbehaltlos gemeinten Gunstbezeigungen unseres Kaisers sich dauernd mißtrauisch und kühl zu verhalten. Bei alledem aber wäre zu erwarten gewesen, daß wenigstens Schweden nach der zumeist von England veranlaßten und ermöglichten Auflösung der Union mit Norwegen die Augen freundlicher als sonst auf uns hätte richten müssen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wirkte auch hier die unheilvolle englische Suggestion, von der wir ja selbst im eigenen Lande so mancherlei, erst jetzt im richtigen Lichte Erscheinendes erfahren haben, zu unseren Ungunsten.

Als dann die (von Caprivi wohl mehr erleichterte als allein verschuldete) Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland immer enger wurde und sich durch den Beitritt Englands zur Einkreisungsentente der Mittelmächte auswuchs, näherte sich endlich wie von selbst wenigstens Schweden den Mittelmächten, noch immer nicht aber das durch Rußlands Drang nach dem eisfreien Ozeane ja doch noch unmittelbarer gefährdete norwegische Königreich. Daß aus der schwedischen Annäherung kein förmliches Schutz- und Trutzbündnis wurde, war wohl weniger unsere als Schwedens Schuld; denn daß wir ein solches Bündnis im Hinblick auf die schon lange drohende Auseinandersetzung mit Rußland und Frankreich nicht gesucht oder nicht angenommen hätten, ist wohl selbst unserer Diplomatie nicht zuzutrauen. Der Grund wird wohl zumeist darin zu suchen sein, daß die frühere Großmacht des Nordens während der ein Jahrhundert ununterbrochen andauernden Friedenszeit, die hier zugleich den Demokratismus, Sozialismus, Feminismus, Pazifismus usw. geil ins Kraut schießen ließ, allen größeren militär-politischen Ehrgeiz eingebüßt hatte. Es war in dieser Hinsicht ähnlich wie bei uns, nur war der flaumacherische, verweichlichende, politisch krank machende Einfluß der Demokraten, Sozialisten, Feministen und Pazifisten noch weit größer. In den letzten Jahren jedoch, als die russische Gefahr immer näher auf den Leib rückte, wurde es durch die aufklärenden Schriften Sven Hedins und des Professors Pontus Fahlbeck allmählich anders. Besonders deutlich zeigte sich das

in jenem Massenanmarsch schwedischer Bauern vor das Königliche Schloß zu Stockholm.

Seit Beginn des Weltkrieges ist der Umschwung natürlich noch deutlicher in Erscheinung getreten. Die Stimmen mehren sich, die für ein Schutz- und Trutzbündnis zum mindesten Schwedens mit Deutschland eintreten. Zurzeit macht in Schweden ein merkwürdiges Buch: „Sveriges Utrikespolitik i världskrigets belysning" (Stockholm 1915, Aktiebolaget Nordiska Bokhandeln, 210 S.) großes Aufsehen. Wie die Zeitungen berichten, hat nicht einer es geschrieben, sondern es ist das Werk einer unsichtbaren Gilde, deren Zweige weit über das Land reichen und die ihre Wurzeln in allen politischen Lagern hat, von der Rechten hinüber bis zur äußersten Linken. Es ist das junge Schweden, das hier spricht, Leute im Alter zwischen 30 und 40; einer Anzahl der fähigsten Federn ist hier ein Guß gelungen von seltener Einheit und klassisch klarer Form. Ein neues Schweden offenbart sich der Welt. Nicht mehr die wunschlos gewordenen Erben einer sagenreichen Vergangenheit, sondern ein kräftiges Geschlecht mit Zielen im Heute und Morgen, mit einem großen, leitenden Gedanken. Mit einmal stehen sie da, uns allen eine freudige Überraschung. Was aber ihr Buch vor allem andern auszeichnet, das dieser Krieg im Norden hervorgebracht hat, das ist die Grundrichtung, die es durchzieht. Vorbehaltlos wird hier die Forderung gestellt — um der Zukunft des Nordens willen wird sie gestellt — bewaffneter Anschluß an das kämpfende Deutschland.

In einem „Vorspiel" wird gezeigt, wie mit der Gesetzmäßigkeit eines Pendels Rußland in jedem Vierteljahrhundert von neuem den Vorstoß nach dem Meere versucht, nach Konstantinopel sowohl, wie nach dem nordwestlichen Ozean. „Darum ist", so heißt es, „jedes Kompromiß mit Rußland von vornherein aus unserer Problemstellung ausgeschlossen, nachdem der Sturm zwischen Osten und Westen einmal losgebrochen ist. Wir müssen auf der Seite stehen, die gegen Rußland ist."

Schwedens Aufgabe ist einerseits die Frontstellung gegen Osten. „Die Finnen haben die Hoffnung aufgegeben, durch passiven Widerstand oder durch Umwälzung in der russischen Politik sich ein erträgliches Los zu schaffen. Finnlands Volk steht heute trotz aller Unterschiede der Partei und Rasse geschlossen gegen Osten. Finnlands Sache aber ist Schwedens Sache."

Andererseits fällt Schweden die Aufgabe zu, führende Macht im Norden Europas zu sein. „Realpolitische Bedeutung hat jedoch diese Aufgabe erst, wenn wir den Skandinavismus in einer Lage bieten können, in der unsere Nachbarvölker genötigt sind, uns zu folgen. Verfolgt man unsere Zukunftslinie, so mündet sie ein in den bevorstehenden Kampf der germanischen Stämme gegen das Vordringen unterlegener Rassen."

In einem breit angelegten Kapitel werden die „politischen Verbindungslinien" Schwedens gezeichnet. Die Krise in Schwedens außenpolitischer Lage

beginnt 1905. „Es ist kein Zufall, daß die Auflösung der Union gerade in dies Jahr fällt. 1905 ist ein weltpolitisches Krisenjahr allererster Ordnung." Die Öffnung des Nord-Ostsee-Kanals und die Schaffung der deutschen Flotte bedeuten für den Norden eine gewaltige Umwälzung. „Gegen das flottenlose Deutschland Bismarcks hätte Schweden noch bis in die neunziger Jahre mit derselben Gefahrlosigkeit Krieg führen können, wie gegen das Preußen Friedrichs des Großen. Heute ist ein von Schweden herausgefordertes Deutschland imstande, Schweden rascher und gründlicher zu unterwerfen, als es, sei es England oder Rußland oder beide im Verein vermöchten." Vor allem aber: „Ohne Hilfe von deutscher Seite muß Schweden im Falle eines Krieges mit feindlichen Landungen an seiner langgestreckten Küste rechnen. Können wir dagegen auf Deutschlands Hilfe bauen, so verschwindet die Landungsgefahr. Statt dessen wird dann Rußland der Gefahr eines Angriffs auf seine ganze bottnische und Ostseeküste ausgesetzt."

„In der Politik wie im Kampf ist der Angriff die beste Verteidigung. Das Wagnis eines Anschlusses an die Mittelmächte ist viel geringer, als es das Wagnis Gustav Adolfs war. Aber unendlich viel mehr steht heute für Schweden auf dem Spiel."

Soweit der hier angezogene, der „Deutschen Tageszeitung" entnommene Bericht. Es wird noch hinzugesetzt, daß das Buch seine politischen Forderungen durch eine gediegene Darstellung stützt und einen reizvollen Vergleich zwischen deutschem und westmächtlichem Wesen zieht. Es sei eine Freude für jeden, der schwedisch lesen könne. Eine Übersetzung ins Deutsche soll in Aussicht genommen sein, und man wird ja wohl hoffentlich bald davon hören.

In der Tat — das braucht in dieser Zeitschrift, die stets für die Gemeinbürgschaft aller wirklichen, dem Lebensgesetz der Rasse treu gebliebenen Germanen eingetreten ist, nicht erst besonders betont zu werden — ist es für uns ein hoch erfreuliches und verheißungsvolles Ereignis, daß die besten Männer Schwedens die Schicksalsstunde ihres Volkes und der gesamten germanischen Rasse noch vor Torschluß richtig erkannt haben und gewillt sind, ihre uralten heldenhaften Überlieferungen aller Verhändlerung und Verpöbelung zum Trotz wieder aufzunehmen. Es wäre ja auch allzu verwunderlich und allen rassenpsychologischen Lehren zuwiderlaufend, wenn der am reinsten gebliebene Stamm der Germanen sich in diesem über alles bedeutungsvollen Augenblicke der Geschichte anders verhalten hätte. Das wäre nur aus einer völligen und unheilbaren Degeneration dieses Stammes zu erklären.

Wenn nun aber Schweden und überhaupt Skandinavien noch auf eine größere völkische Zukunft, auf eine physische und psychische Erneuerung seiner ganzen Rasse und Kultur hofft und die ihm durch seine Lage und uralte Geschichte vorausbestimmte Sendung erfüllen will, dann darf es bei

der bloß äußerlichen Verteidigung seiner Grenzen und Interessen nicht stehen bleiben. Genau so wenig, wie wir Deutsche dem bedrohlichen Anwachsen des russischen Kolosses und seiner nach Westen und Südwesten gerichteten Eroberungspolitik ruhig zusehen können, ebensowenig kann es Schweden, wie das ja auch schon in jenem Buche ganz richtig zugegeben wird. Denn in dem Augenblicke, wo die slawisch-tartarischen Massen die Grenzen Deutschlands überfluten und dessen reiche Kultur zerstören würden, wäre auch das Schicksal Skandinaviens besiegelt. Wenn also jemals in der Geschichte ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen bluts- und kulturverwandten Völkern natürlich und notwendig war, dann in diesem Falle. Selbst wenn Skandinavien rassisch und kulturell nur europäisch, nicht spezifisch germanisch bestimmt wäre, selbst dann müßte es im Interesse seiner Selbsterhaltung ein Bündnis mit Deutschland suchen. Selbstverständlich vermehrt aber die nahe Rassen- und Kulturverwandtschaft noch ganz bedeutend den Nutzen und die Annehmlichkeit eines solchen Bündnisses für beide Teile.

Zu warnen ist dabei nur vor zu weit gehenden Bestrebungen in dieser Richtung. Es gibt Leute, die von einer möglichen Eingliederung der nordischen Königreiche in den deutschen Bundesstaat gesprochen haben. Selbst in Schweden hat man, so viel ich weiß, an das Königreich Bayern erinnert, um das Äußerste zu bezeichnen, was Schweden bezw. Skandinavien im Falle eines engen Anschlusses an Deutschland zu erwarten habe, und hat das als das kleinere Übel im Vergleich mit der Unterwerfung unter Rußland und England hingestellt. Derartige unsinnige Zumutungen können auf beiden Seiten gar nicht scharf genug bekämpft werden. Wenn Bismarck schon in bezug auf uns vor zu weitgehenden „unitarischen Bestrebungen" gewarnt und solche als „für den germanischen Charakter unpraktisch" bezeichnet hat (Rede zu den ihn besuchenden Schwaben 1890), so gilt das natürlich in noch viel größerem Maße für Skandinavien. Hier muß das geradezu als absurd gebrandmarkt werden. Zu einem nach außen hin geschlossenen Bundesstaate können nur Länder mit derselben Sprache und Geschichte ohne Schaden und zu mannigfachem Nutzen zusammentreten, und selbst in diesem Falle muß die Selbständigkeit der Einzelstaaten, soweit wie es für die einheitliche Zusammenfassung nach außen hin irgend angängig ist, gewahrt bleiben. Das Ausland beurteilt diese Verhältnisse in Deutschland gewöhnlich ganz falsch, und wenn es gar, wie England, Frankreich usw., ein Interesse daran hat, sie als für die Einheit und innere Zufriedenheit Deutschlands gefährlich hinzustellen, dann kommen die albernsten Verdrehungen und Übertreibungen heraus. Bei uns lächelt man nur, wenn (manchmal auch wohlwollende) Ausländer uns glauben zu machen versuchen, die Bundesstaaten wären von Preußen „gewaltsam unterworfen" und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, sich vom „Joche" Preußens zu befreien. Man scheint sich gar nicht vorstellen zu können, daß der

Zusammenschluß völlig freiwillig, ja mit Begeisterung vor sich gegangen sein könnte.

Angesichts solcher falschen Vorstellungen von Preußen und Deutschland, die im Auslande häufiger sind, als wir gewöhnlich glauben, darf man sich eigentlich wundern, daß man in Schweden an das Schicksal Bayerns als das dem eigenen Lande bevorstehende auch nur zu erinnern gewagt hat. Selbstverständlich denkt bei uns niemand, abgesehen vielleicht von ganz wenigen völlig unpolitischen Köpfen, die für die Entschließung des Ganzen gar nicht in Betracht kommen, daran, Skandinavien im Falle eines Schutz- und Trutzbündnisses mit uns die Stelle von Bundesstaaten zumuten zu wollen. Wir müßten uns sogar dagegen verwahren, wenn sie uns von den nordischen Königreichen direkt angeboten würde. Das bundesstaatliche Verhältnis würde uns Verpflichtungen auferlegen, die wir nicht immer ohne Schaden für den Bestand des Reiches zu erfüllen vermöchten. Die Aufnahme in den Reichsverband steht auf ausdrücklichen Wunsch nur Volksgenossen mit derselben Sprache und Geschichte offen. Wir sind in dieser Hinsicht von ungerechten Vergrößerungsgelüsten völlig frei, und für feindliche Gebiete, die wir aus strategischen und sonstigen Rücksichten festzuhalten genötigt sind, müßten besondere Formen des Anschlusses gefunden werden. Wir sind nicht eroberungslustig in dem Sinne, wie das vom imperialistischen England, Frankreich, Rußland, Italien gilt. Wir gönnen jedem rechtschaffenen Volke, auch wenn es nicht unseres Stammes ist, gern das Leben nach seiner Art, vorausgesetzt, daß es uns selbst nicht ans Leben will. Wir sind weder händlerische noch räuberische Imperialisten. Wir wollen nur nach der Art leben, wie es einem die Wahrheit, Kraft und Schönheit liebenden Heldenvolke geziemt und wie es seinem dauernden Gedeihen förderlich oder wenigstens nicht nachteilig ist. (Vergl. in dieser Beziehung den Leitaufsatz: „Händler, oder Helden?" im unmittelbar vorausgegangenen Augusthefte.) Skandinavien brauchte also im Falle eines Schutz- und Trutzbündnisses mit uns nicht im mindesten um seine innere Freiheit und völkische Selbständigkeit besorgt zu sein.

Bekanntlich stand aber einmal — nicht von unserer Seite ausgegangen — ein enger politischer Anschluß wenigstens Schwedens an Deutschland nicht außer aller Möglichkeit. Wäre Gustav Adolf bei Lützen nicht gefallen und gegen Kaiser Ferdinand dauernd siegreich geblieben, dann hätte es leicht geschehen können, daß er von den protestantischen Reichsständen zum Kaiser erwählt wurde. Natürlich wäre das ein Unglück nicht nur für uns, auch für Schweden gewesen und hätte zu unabsehbaren inneren Wirren und äußeren Kriegen führen müssen.

Man verfalle also auf beiden Seiten um alles in der Welt nicht in den Fehler der Maßlosigkeit hinsichtlich der Art und Form des Bündnisses. Nicht einmal eine wirtschaftliche Vereinigung in der Form eines Zollanschlusses würde ich für unter allen Umständen ersprießlich und erwünscht

ansehen. In dieser Beziehung dürfte auf beiden Seiten allein das wirtschaftliche Gesamtinteresse und sonst nichts ausschlaggebend werden. Würde von diesem Standpunkte aus im Laufe der Zeit eine Einigung im Münz- und Posttarifwesen oder gar ein Zollanschluß sich als praktisch durchführbar und für beide Teile vorteilhaft erweisen, so wäre nichts dagegen zu sagen; im anderen Falle müßte alles beim alten bleiben. Jedenfalls dürften die Opfer, die bei solchen wirtschaftspolitischen Maßnahmen etwa gebracht werden müßten, nicht einseitig — weder zugunsten des Stärkeren noch des Schwächeren — ausfallen. Mit Recht schloß Bismarck bei Bündnisverträgen das wirtschaftliche Moment völlig aus. In der Tat wären einseitige wirtschaftliche Vorteile oder Opfer nur die heuchlerische Maske eines Soldes oder eines Tributs, wie ihn sonst nur Händler- und Räubervölker ihren harmlosen „Verbündeten" aufzuerlegen pflegen.

Etwas anderes wäre es mit einer geistigen und kulturellen Verbrüderung der beiden germanischen Völkergruppen; aber auch hier dürfte der Vorteil nicht nur auf der einen — stärkeren oder schwächeren — Seite gesucht werden. Wenn in Skandinavien die deutsche Schriftsprache noch mehr als bisher schon gepflegt würde, so könnte das für beide Teile nur vorteilhaft sein; für Skandinavien, weil die deutsche Schriftsprache mit jedem Jahre mehr an Weltbedeutung gewinnt: für uns, weil dann der Reiseverkehr angenehmer wird. Aber auch für unsere Sprache und Kultur wäre eine Befruchtung durch eine größere Pflege der nordisch-germanischen Sprachen und deren Literaturen durchaus nicht von der Hand zu weisen. Es muß auf unseren Mittel- und Hochschulen von neueren Sprachen nicht immer nur Englisch und Französisch gelehrt werden, namentlich in Zukunft, wo deren Weltbedeutung mehr und mehr schwinden wird. Durch solches Entgegenkommen haben wir die maßlosen Ansprüche der Engländer und Franzosen erst recht eigentlich großgezogen und den Geltungsbereich unserer Sprache wie das Ansehen unserer Kultur am natürlichen Wachstum gehindert. Würde unsere Sprache und Kultur in der Welt mehr verstanden, dann hätte der Verleumdungsfeldzug gegen uns während des Krieges lange nicht so erfolgreich sein können. Hoffentlich machen wir uns diese Wahrnehmung in Zukunft zunutze und lernen aus reinem Bildungsbedürfnis heraus lieber andere neuere Sprachen als gerade Englisch und Französisch. Selbst unsere Studenten der Germanistik lernen bis jetzt, soviel ich weiß, nur Gotisch, aber nicht Schwedisch, Dänisch und Altnordisch. Das müßte anders werden. Wie unsere Schriftsprache aus den verschiedenen, bei uns glücklicherweise noch nicht ausgestorbenen Volksdialekten schon manche Bereicherung erfahren und sich so vor der anderen Schriftsprachen eigenen Versteinerung bewahrt hat, so könnte eine nähere Bekanntschaft mit den nordisch-germanischen Sprachen dem innern Leben unserer Schriftsprache noch weit dienlicher sein. Manche bei uns schon

vergessene oder unkenntlich verschlissene urgermanische Wurzel könnte dadurch wieder aufleben und auch geschichtlich wie mythologisch manche noch ungeahnten Zusammenhänge aufdecken. In diesem Sinne würde ein Studenten- und Professorenaustausch zwischen Skandinavien und Deutschland weit ersprießlicher wirken, als jener von uns allzu bereitwillig angebotene und undankbar aufgenommene Austausch mit Amerika. Dieser hat uns dort vor Verleumdung und ungerechter Parteinahme bekanntlich nicht im mindesten geschützt und hat bei uns nur der Verflachung und Verpöbelung durch den ohnehin schon von England her allzusehr begünstigten Gauner- und Händlergeist weiteren Vorschub geleistet.

Ebenso würde die beiderseitige Sprachenbekanntschaft ein gegenseitiges besseres Kennenlernen der völkischen Charaktere ermöglichen. Als ich zum ersten Male die skandinavischen Länder bereiste, mußte ich sehr bedauern, daß ich mich nicht vorher mit der Sprache des Landes näher bekannt gemacht hatte. In Schweden spricht zwar fast jeder Gebildete leidlich, manchmal sehr gut deutsch, und in großen Hotels kommt man hinsichtlich der Verständigung kaum in Verlegenheit; aber das eigentliche Volk und seine besondere Art kann man ohne genauere Kenntnis der Landessprache nicht kennen lernen, und darauf kam es mir gerade an. Überdies würde auch der Genuß und Gewinn an den reichen und bedeutenden Literaturschätzen Skandinaviens durch genaue Kenntnis der Ursprachen besser als durch noch so gute Übersetzungen vermittelt werden.

Derartige geistige und kulturelle Beziehungen können, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhen, gar nicht genug gepflegt werden. Damit ist aber der Zweck und Nutzen des Bündnisses noch lange nicht erschöpft. Die Hauptsache bleibt die gemeinsame Stellungnahme und die gemeinsame Aktionskraft nach außen hin. Für Dänemark und. Norwegen gilt das hauptsächlich gegenüber England, für Schweden gegenüber Rußland. Englands händlerischer und räuberischer Imperialismus ist, gleichviel wie der Krieg zu Ende geht, in unaufhaltbarem Niedergange begriffen. Er war das eigentlich schon vor dem Kriege und nur die von England ausgehende gleißnerische Suggestion konnte darüber hinwegtäuschen. Jetzt kann es nur noch eine Frage verhältnismäßig kurzer, vielleicht ganz kurzer Zeit sein, bis das englische Weltreich zusammenbricht. Selbst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht könnte das nicht verhindern, eher sogar noch beschleunigen; denn dann hat England noch weniger gelernte Arbeiter für einen halbwegs aussichtsvollen Wettbewerb seiner Industrie mit Deutschland und Amerika zur Verfügung. Auch militärisch wäre ihm dadurch nicht viel geholfen. Man kann nicht in Jahren nachholen, was in Jahrhunderten versäumt worden ist, und wenn schon vor dem Kriege England im Wettlaufe mit Deutschland der Atem auszugehen drohte, so wird das nach dem Kriege, gleichviel wie er ausgeht, noch viel mehr der Fall sein; denn England wird dann nicht einmal mehr den einzigen Vorteil ungeheuren Reichtums für

sich haben. Gibt man hier ja doch schon selbst zu, daß England nach dem Kriege ein armes Land sein wird. Als solches aber ist es gegenüber seinen Wettbewerbern gerade in dem, was bisher seine Hauptstärke war, zur Ohnmacht verurteilt. Sein Erbe wird außer Japan hauptsächlich Amerika und Deutschland mit seinen Bundesgenossen sein. Es hängt nun ganz von Dänemark und Norwegen ab, wie weit sie im Bunde mit den Zentralmächten an der Erbschaft teilnehmen und den Vorteil ihrer Lage ausnutzen wollen.

Was von England im Westen gilt, das trifft im Osten, wenn auch aus ganz anderen Ursachen und mit ganz anderen Folgen für Rußland zu. Was dieses große Reich an staatlicher Organisation, an Zusammenfassung aller Kräfte für gemeinsame Zwecke bis jetzt hervorgebracht hat, ist geistig wie materiell, den Männern wie den Mitteln nach von Westen her, zuerst von Schweden, dann von Deutschland hingetragen worden. Über die erste Staatengründung auf dem jetzigen Gebiete Rußlands heißt es in den Geschichtsbüchern: „Schon früh waren Skandinavier (Normannen) von der Südostküste Schwedens auf dem „Ostweg" (austrvegr) bis zu den Gestaden des finnischen Meerbusens und von da weiter landeinwärts vorgedrungen; die Finnen nannten dieselben Rus (Rodsen, „Ruderer"), sie selbst nannten sich Vaeringjar (Wâreng, „Gefolge"), aus welchem Namen die Slawen Russen und Waräger machten. Die Normanen unter ihren Seekönigen kamen in immer größeren Scharen nach dem Gebiete des Ladogasees, das sie zeitweilig unterwarfen. Obwohl es den vereinigten Finnen und Slawen gelang, sie wieder zu vertreiben, wurden dieselben doch bald, um die Mitte des 9. Jahrhunderts, durch innere Wirren veranlaßt, von den Warägern sich Fürsten zu holen. Nach Nestors Chronik sollen sie zu diesen gesagt haben: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin: kommt und herrscht über uns." Drei Brüder, Rurik (Hrurekr), Sineus (Sikniutr) und Truwor (Thorwadr) folgten dem Ruf und gründeten sich in Ladoga, Bjelo Osero und Isborsk Fürstentümer, welche nach dem frühen Tode seiner Brüder Rurik unter seine Herrschaft vereinigte. So entstand das russische Reich, als dessen offizielles Gründungsjahr 862 angenommen wird."

Also: wie der Name Frankreichs von den Franken, der Englands von den Angeln, so stammt auch der Name Rußlands von germanischen Staatengründern, jenen schwedischen, von den Finnen sogenannten Rudsen. Schon diese geschichtliche Tatsache sollte die Schweden lehren, in welcher Richtung die größere Zukunft ihres Volkstums liegt. In Amerika ist ihr Volkstum nur Kulturdünger, der rasch für fremde Zwecke verarbeitet wird; im heutigen Rußland jedoch, dessen nordwestlicher Teil schon einmal schwedisch war, kann es nicht nur erhalten werden, auch mit dem Mutterlande im Zusammenhange bleiben und zu dessen Macht und Wohlstand beitragen. Die Schicksalsstunde Schwedens und überhaupt Skandinaviens, die zugleich diejenige Deutsch-

lands ist, ähnelt in vieler Hinsicht, wie weiter unten gezeigt werden wird, der Zeit jenes Heldenkönigs Karl XII., des „nordischen Alexander".

Bekanntlich war die staats- und kulturschöpferische Tat Kuriks und seiner Nachfolger unter den Stürmen des Mongoleneinfalls wieder verschüttet worden. Das Europäische war, selbst nachdem die Herrschaft der goldenen Horde gebrochen war, hinter dem Asiatischen mehr und mehr zurückgetreten. In gewissem Sinne zum zweiten Male gegründet und noch erfolgreicher europaisiert wurde das russische Reich durch Peter den Großen. Diesmal kam die kulturelle Anregung größtenteils aus Deutschland, und da die deutschen Nachfolger Peters bis auf Alexander III. in den neuerworbenen Ostseeprovinzen ein vorzügliches Menschenmaterial für die Festigung ihres Staatswesens und die Durchführung ihrer europaisierenden Bestrebungen fanden, so hatte das Eine wie das Andere einen größeren Erfolg, als nach der für staatliche Organisation geringen Brauchbarkeit des übrigen Volkes zu erwarten war. Als jedoch nach der Einigung Deutschlands die deutschen Elemente in den baltischen Provinzen dem mißtrauisch und deutschfeindlich gemachten Alexander III. gefährlich erschienen, erlangten von da ab die Altrussen in Staat und Gesellschaft das Übergewicht. Damit grub aber Rußlands staatliche Organisation sich selbst das Grab, und wenn sie infolge dieses Krieges, wie sehr wahrscheinlich, völlig zusammenbricht, so wird die Ursache davon größtenteils in der Zurücksetzung gerade der besten deutsch-baltischen Elemente zu suchen sein. Diesen Zusammenbruch müßten wir nebst unseren Verbündeten uns natürlich zunutze machen; aber selbst wenn unsere Diplomatie den unverzeihlichen Fehler eines glimpflichen Friedens mit Rußland machen sollte, wird in Rußland nach dem Frieden, wenn nicht offene Revolution, so doch ein halbanarchischer Zustand eintreten, der neben der völligen Erschöpfung das Zarenreich fürs erste zur Ohnmacht verdammt. Damit ist aber eine Wiederholung der jetzigen Gefahr, falls der russische Raubimperialismus nicht endgültig gebrochen wird, für die Zukunft keineswegs ausgeschlossen; denn Rußland ist schon mehr als einmal in einer der gedachten ähnlichen Lage gewesen, aber immer wieder hat hier auch die schlechteste staatliche Organisation infolge der wohlwollenden Neutralität der westlichen Nachbarn über die völlig haltlosen, zu einer einheitlichen Tat unfähigen Massen den Sieg davon getragen. Man kann diese zu allem, sogar zu dem zwingen, was ihrer innersten Natur am meisten zuwider ist: zum eroberungssüchtigen Imperialismus.

Es muß nun die gemeinsame Aufgabe Deutschlands und Schwedens sein, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um ein Wiederaufbäumen des russischen Imperialismus für immer zu verhindern. Das ist aber nur durch die Zurückdrängung Rußlands in die vorpetrinischen Grenzen zu erreichen. Die Sache steht jetzt für Deutschland in vieler Hinsicht ähnlich so, wie sie für Schweden nach der Schlacht bei Narwa stand. Auch Karl XII. mußte sich gleichzeitig gegen westliche, östliche und südliche Feinde wehren, und es

gelang ihm das bekanntlich anfangs geradezu glänzend. Natürlich ist die Lage für uns, auch wenn man den Stand nach der Schlacht bei Narwa zum Vergleiche heranzieht, immer noch erheblich günstiger. Wir haben in Österreich-Ungarn einen treuen Bundesgenossen, und auch die Türkei nützt uns weit mehr als damals Karl XII. Allerdings hatte dieser nicht auch noch England zum hinterlistigsten und tückischesten Feinde. Daß Karl XII. mit dem Kosakenhetman Mazeppa Unterhandlungen anknüpfte, war an sich nicht falsch; denn der russische Weltherrschaftskitzel, von dem bekanntlich schon Peter der Große geplagt wurde, konnte damals — gerade so wie heute — den großrussischen Machthabern nur durch die Lostrennung der Ukraine vom ganzen (Polen und Baltikum war ja überhaupt noch nicht mit ihm vereinigt) gründlich ausgetrieben werden. Aber anstatt zuerst Peter den Großen völlig niederzuringen, wandte er sich gegen Polen und Sachsen, die ihm gar nicht gefährlich waren, und verlor kostbare Jahre, ehe er wieder gegen den — natürlich inzwischen unvergleichlich besser gerüsteten — Peter vorging. Dabei machte er noch den — von Napoleon merkwürdigerweise wiederholten — Fehler, sich in das unbekannte und unwirtliche Innere Rußlands locken zu lassen, anstatt Rußland vom baltischen Meere und dadurch von Europa abzuschließen, was damals eigentlich schon erreicht war und nur noch vervollständigt zu werden brauchte. So aber behielt Peter der Große Zeit genug, Petersburg, das jetzige „Petrograd" zu gründen, damit das „Fenster nach Europa" für Rußland zu öffnen und dessen Gesicht für zwei Jahrhunderte nach Westen zu wenden.

Was damals Karl XII. in seinem Siegerübermut halsstarrig versäumte, könnte jetzt Schweden im Verein mit den siegreichen Mittelmächten leicht nachholen und dadurch sich die Wege in eine größere Zukunft wieder bahnen. Verkennt aber Schweden, wie damals sein König, die Schicksalsstunde und versäumt den rechtzeitigen Anschluß an die Mittelmächte, dann verschlägt es sich für immer den Wiedergewinn der — damals verloren gegangenen — Großmachtstellung, ja es gefährdet zuletzt sogar seine künftige Existenz als selbständiger Staat. Allein könnte Deutschland nur mit ungeheurer Anstrengung die Ostseeprovinzen von Rußland dauernd getrennt erhalten und den russischen Imperialismus am Wiedererstarken verhindern; denn die ungeheuren Räume, um die es sich dabei handelt, erfordern Jahrhunderte zur erfolgreichen Besiedelung. Macht sich aber Finnland, wenn für eine Wiedervereinigung mit Schweden in beiden Ländern keine Neigung besteht, selbständig, und setzt sich Schweden in Petersburg, Deutschland in Riga fest, dann ist in dem unbegrenzt weit reichenden Hinterlande für beide germanischen Völker auf Jahrhunderte Raum zur Entfaltung ihrer kulturschöpferischen Fähigkeiten und entsprechenden Vermehrung ihrer Machtmittel. Das Land ist, wie damals, zu Kurikis Zeiten, „groß und fruchtbar", und die Ordnung müssen eben, soweit sie von den halben und ganzen Asiaten zerstört worden ist, wirkliche Kultur-

völker wieder hineinbringen. Es wird dort nach dem Kriege soviel voraussichtlich herrenloses Regierungsland vorhanden sein, es sind dort so viele Sümpfe auszutrocknen, so viele Flüsse zu regulieren, daß auf Jahrhunderte hinaus auch für noch so große kulturschöpferische Kraft und noch so großen Geburtenüberschuß Verwendung ist. Der große Geburtenüberschuß wird aber für beide germanischen Völker wiederkommen, sobald wieder genügend Boden und Lebensspielraum für beide vorhanden ist. Man sagte mir gelegentlich eines Aufenthalts in Gothenburg: der Schwede verschmäht kleine, enge Verhältnisse, und wo er trotzdem in solchen leben muß, entartet er körperlich und seelisch, ergibt sich dem Müßiggange, wohl gar dem Trunke, verliert seine sonst recht zahlreiche Nachkommenschaft, oder er wandert in ferne Länder aus, die ihm das Leben in großen Verhältnissen gestatten. Dort büßt er aber — auch in dieser Hinsicht dem Deutschen ähnlich — nur zu leicht seine Nationalität, seine völkische Eigenart ein. Durch das eine wie durch das andere verdorren für den Deutschen wie für den Schweden die Wurzeln des persönlichen und völkischen Gedeihens, erlahmt jene Schwungkraft der Seele, die einer Heldennatur das Leben erst recht lebenswert macht. Eine solche Natur muß eine Aufgabe und womöglich eine schwere Aufgabe vor sich haben, wenn sie persönlich, rassisch und völkisch recht gedeihen soll. Wie der Deutsche, so verkommt, entartet auch der Schwede, wenn das Schicksal lange Zeit nichts Schweres, anderen Völkern unmöglich Erscheinendes von ihnen verlangt.

Diese Bedingung des Gedeihens wäre nun in dem hier gedachten Falle für beide Völker auf unbegrenzte Zeiten hinaus erfüllt; auch die Größe der Schwierigkeiten wäre keineswegs so überschwenglich, um die endliche Überwindung aussichtslos erscheinen zu lassen. Eigentliche, tartarisch-slawische Russen gibt es, abgesehen von den erst in letzter Zeit hineingekommenen „Tschinowniks", im ganzen Baltikum kaum; und die uransässige Bevölkerung ist von der germanischen Rasse trotz ihrer nichtgermanischen Sprache gar nicht so sehr verschieden. Der geschätzte Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Eberhard Kraus, der lange Zeit in Riga gelebt hat und die Bevölkerung der baltischen Provinzen aus eigener Anschauung kennt, hat das im letzten Februarheft dieser Zeitschrift bezeugt. Sie muß danach mit einiger Mühe und Geschicklichkeit leicht der deutschen bezw. schwedischen Sprache und Kultur anzugleichen sein. Überdies gibt es dort sicher noch von der früheren Besetzung her manche deutsche und schwedische Rückstände, die sich gern von der echt russischen Brutalisierung, auch wenn sie schon verrußt sind, befreien lassen werden.

Natürlich werden, in Skandinavien noch mehr als bei uns, die Demokraten, Feministen und Pazifisten ihre althergebrachten, wenn auch noch so oft widerlegten feigen Einwendungen machen. Sie werden sagen: eine derartige Politik erfordere so starke Rüstungen zu Lande und zur See, daß die Finanzen des Landes darunter zusammenbrechen

und die Völker verarmen würden. Das genau Umgekehrte würde aber eintreten. Es ist eine den Wissenden zwar schon lange bekannte, aber erst durch diesen Krieg gegen jeden Zweifel erhärtete Tatsache, daß die modernen Kriegsrüstungen ein Volk nur dann arm machen können, wenn es das dazu erforderliche Material sowie die nötigen Arbeiter und Techniker nicht im eigenen Lande hat, also die Kanonen, Gewehre, Schiffe, Munition usw. vom Auslande kaufen muß, wie das für England teilweise, für Rußland fast ganz zutrifft. Wo man aber, wie z. B. in Deutschland, genügend Eisen und Kohlen, hinreichend viele geschickte Arbeiter und erfindungsreiche Techniker hat, da dienen die Kriegsrüstungen zu Lande und namentlich zur See direkt wie indirekt der Erhöhung der industriellen und finanziellen Leistungsfähigkeit, der Vermehrung des Wohlstandes namentlich der arbeitenden Klassen, gleichviel ob die Arbeit mehr materieller oder mehr geistiger Natur ist. Das Land wird in diesem Falle körperlich, geistig, wirtschaftlich erst recht entwickelt. Es ist also in der Tat genau umgekehrt so, wie die Demokraten, Feministen und Pazifisten einem unwissenden und urteilslosen Publikum glauben machen wollen.

Nun hat aber gerade Schweden Eisenerze in vorzüglichster Beschaffenheit und unerschöpflicher Menge zur Verfügung. Es stand in dieser Hinsicht vor der Eroberung Belgiens sogar noch besser als Deutschland da und könnte vielleicht auch Kupfer in mehr als ausreichender Menge aus seinen eigenen Erzen erzeugen. Was Schweden an schwarzen Kohlen fehlt, kann es reichlich durch die „weißen Kohlen" seiner zahlreichen Wasserfälle ersetzen. An tüchtigen Arbeitern und Technikern fehlt es ihm ebensowenig wie Deutschland. Es müßte also mit unrechten Dingen zugehen, wenn Schweden durch seine militärischen Rüstungen zu Lande wie zur See nicht an allgemeinem Wohlstand, an industrieller, landwirtschaftlicher und so auch finanzieller Kraft in ähnlichem Verhältnis zunehmen sollte, wie das in Deutschland trotz, ja wegen seiner schweren Rüstungen tatsächlich eingetreten ist. Und was das Soldatenmaterial anbelangt, so dürfte es, an Offizieren sowohl wie Mannschaften, in der ganzen Welt kein besseres geben. Die alten heldenhaften Überlieferungen Gustav Wasas, Gustav Adolfs, Karls XII. usw. wären ebenfalls leicht wieder aufzufrischen, sind auch wohl niemals, selbst während des letzten friedlichen Jahrhunderts, ganz eingeschlafen. Die Hauptsache wäre freilich, daß der von Frankreich, England und Amerika importierte Händlergeist mit seinen pseudodemokratischen, aber echt plutokratischen, feministischen und pazifistischen Bestrebungen endlich aufhören würde, dort die Köpfe der Unwissenden und Urteilslosen zu verwirren. Es ist ja ganz natürlich, daß der „Händlergeist" die für ihn vorteilhafte Weltanschauung überall an den Mann und namentlich an die Frau zu bringen sucht; aber das kann doch nur Unwissende und Urteilslose über das Verderbliche dieses Geistes der Lüge, Verleumdung und hinterlistigen Ausbeutung hinwegtäuschen.

Möge dieser gewaltige Weltkrieg, der sich darum dreht, ob die Händler, Gauner und Gaukler, oder die — Helden künftig in der Welt den Ton angeben sollen, auch unseren nordischen Rassen- und Kulturverwandten, den Muttervölkern des Germanentums, die Augen öffnen, damit sie klar erkennen, wo ihre größere völkische Zukunft liegt und wohin sie ihre geschichtliche Sendung von Urzeiten her weist.

Kann Rußlands Verfall einmal zu einem Zerfall werden?

Eberhard Kraus.

Unter unseren Gegnern sind Frankreich, England, Italien nicht fähig, ganz aus eigener Kraft die waffengewaltigen und nach dem Kriege voraussichtlich noch bedeutend gestärkt dastehenden Mittelmächte anzugreifen. Ihr Vierbund mit Rußland wird ja auch ohne Brief und Siegel als eine Art von diplomatischer Verschwörung sicherlich weiter fortbestehen; aber sichtbare Gestalt wird er erst annehmen, wenn das mit Hilfe des Goldes der Westmächte schwer gerüstete Rußland, wie heute, vorangeht und damit das Zeichen zum Losschlagen gibt. Wie bisher der Vergeltungsdrang Frankreichs gleichsam die Achse europäischer Politik bildete, so wird es in Zukunft der Rachedurst Rußlands sein. Wenn erobernde Staaten — zu denen bekanntlich Österreich-Ungarn niemals gehört hat — aufeinander stoßen und einer von ihnen gründlich niedergeworfen wird, dann kann der siegreiche Teil keine größere Unklugheit begehen, als den Besiegten bloß ein wenig zu demütigen und zu schwächen, anstatt ihn möglichst unschädlich zu machen (Napoleon glaubte 1807 mit Recht, Preußen unschädlich gemacht zu haben, weil er, ebensowenig wie irgendein anderer Zeitgenosse, sich damals vorstellen konnte, daß die übrig gebliebene Hälfte einmal mehr leisten würde als das Ganze). Ich habe es in den Spalten dieser Zeitschrift früher wiederholt beklagt, daß unsere nationale Machtpolitik gerade in eine Zeit fiel, in welcher der Aufstieg zur Tat durch die toten Lasten weltfremder Lehrmeinungen und demokratischer Hämmlingsanschauungen am meisten behindert wurde. Da mit solchen Anschauungen immerhin zu rechnen war, durften wir nur wenig über die Sprachgrenze hinausrücken, mußten die Franzosen im Besitz der Zugänge zu den Vogesenpässen und des Felsennestes Belfort lassen, von dem aus sie noch im Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen die Südwestecke des Elsaß beherrschen. Allein der schwere Fehler der Rückgabe Belforts hat zehntausenden deutscher Krieger das Leben gekostet. In den Zeiten des brandenburgisch-preußischen Absolutismus konnte noch der Große Kurfürst als Feldherr wie als Diplomat Unvergleichliches leisten, konnte Friedrich der Große als Diplomat von Kaunitz äußerlich zwar überflügelt, aber doch nicht niedergerungen werden, weil er Politik nicht mit der Feder, sondern mit dem Degen machte, konnte

Friedrich Wilhelm II., der den Staatsschatz vernachlässigte, das Heer verkommen ließ, es doch wenigstens durchsetzen, daß er — im Gegensatz zu dem beschaulich abwartenden Österreich — bei allen drei polnischen Teilungen berücksichtigt wurde. Die Gebietserweiterungen, die wir der sogenannten „nationalen" Politik verdanken, reichen, verhältnismäßig genommen, an die der vielgetadelten absolutistischen „Kabinettspolitik" nicht entfernt heran, obwohl Wilhelm I., dieser Heerkönig ohne Furcht und Tadel, eine Waffenmacht geschaffen hatte, die weder ein Kunersdorf noch ein Jena zu erleiden hatte. Ich komme hier auf meine Studie „Krieg und Kultur in der Lebensgeschichte der Rasse" zurück und betone aufs neue, daß ich nicht zu erkennen vermag, inwieweit der unbestreitbare Kulturaufschwung des 19. Jahrhunderts unsern staatlichen Selbsterhaltungstrieb gekräftigt haben soll — um von dem allein einen dauernden Fortbestand verbürgenden „Machtwillen" ganz zu schweigen. Preußen war nur scheinbar ein erobernder Staat, alle seine Grenzerweiterungen dienten vor allem der Sicherung und Verbindung des bereits vorhandenen Gebiets und auch die glänzendsten Erfolge dieses Weltkrieges werden uns gewiß nicht dazu verleiten, eine kopflose Ausdehnungspolitik zu treiben. Unser Bestreben muß aber jetzt mit größter Entschiedenheit darauf gerichtet sein, uns wenigstens gegen Überfälle, wie wir, die immer Vertrauenden und immer wieder schmerzlich Enttäuschten, sie zu unserer aufrichtigen Betrübnis jetzt erleben mußten, für alle Zukunft zu sichern. Daß unsere Westgrenze uns nicht hinreichenden Schutz gewährt und unsere Ostgrenze überhaupt nichts Normales hat — wer wollte das nach unseren Kriegserfahrungen wohl zu bestreiten wagen? Zum Glück dürfen wir hoffen, daß auch eine verhältnismäßig geringfügige Unterhöhlung des nach Mitteleuropa hereinhängenden russischen Völkerberges den Rest in sich zusammensinken lassen kann, daß die von uns nicht vollendete Arbeit einmal von den Russen selber oder wenigstens von den ihnen nur widerwillig gehorchenden Volksstämmen besorgt werden wird, zu denen vor allem Armenier, Kaukasier, Tataren gehören. Was die der griechisch-orthodoxen Staatskirche angehörenden Kleinrussen oder Ukrainer betrifft, so darf man freilich ihre Absonderungsgelüste nicht ohne weiteres nach den leidenschaftlichen Kampfschriften einiger ihrer geistigen Führer beurteilen.

Der russische Rachekrieg wird in jedem Falle zur Unmöglichkeit gemacht, wenn Rußland bei der Verteidigung eigenen Bodens so ins Herz gestoßen wird, daß der Unwille des Volkes sich mit Naturnotwendigkeit gegen das Herrscherhaus kehren muß und das Riesenreich entweder ein demokratischer Bauernstaat wird, oder sich in seine einzelnen Teile aufzulösen beginnt. Nur so könnte die russische Gefahr aus unserem östlichen Gesichtskreise entschwinden, denn selbst nach Verlust von 10—15 Millionen Einwohnern durch Abtretungen oder Begründung kleiner Pufferstaaten, würde das Zarenreich bei Erhaltung seiner jetzigen staatlichen Einrichtungen immer

noch mächtig genug bleiben, um im Notfalle auch auf eigene Faust einen Rachekrieg führen oder von den Westmächten als Bravo gegen die Mittelmächte gedungen werden zu können. Das Kräfteverhältnis in einem solchen Zukunftskriege wäre, unter Abrechnung der bisherigen Verluste an Toten und Anrechnung des Bevölkerungszuwachses von etwa einem Jahrfünft, folgendes: Deutschland mit über 70 Millionen Einwohnern, Österreich-Ungarn mit 54—55 Millionen, die Türkei mit knapp 20 Millionen, ergäben zusammen 145. Hierzu kämen 15—25 Millionen aus Abtretungen oder verbündeten Pufferstaaten im Westen und Osten, macht zusammen also höchstens 170 Millionen. Rußland aber, das heute schon 175 Millionen Einwohner hat, würde davon bei seiner raschen Volksvermehrung doch über 160 nachbehalten, könnte also ganz allein den Waffengang wagen — um so leichter, wenn Frankreich und England wieder in den Kampf eingriffen und einen großen Teil des deutschen Heeres an die Westgrenze fesselten. Halb Rußland zu erobern wäre aus Gründen vorwiegend militärischer Art gar nicht möglich. Man könnte also in der Hauptsache nur die protestantischen und katholischen Gebiete im Westen absondern und darauf rechnen, daß nach Lockerung des einigenden Bandes der starken Staatsgewalt der schon durch mancherlei Vorboten angekündigte Zersetzungsprozeß seinen Fortgang nimmt. Was bei solchem Verfahren von Frankreich, von Italien übrig bliebe, wäre immer noch eine zusammenhängende Einheit. Rußland aber kennt eine solche nationale Einheit eben nicht, noch weniger eine bewußte, opferwillige Vaterlandsliebe großer Massen der Bevölkerung. Selbst das großrussische Sprachgebiet bestand früher aus versumpften und kraftlosen Zwergstaaten und der vorübergehende Verlust des kleinrussischen Bodens wurde auch nur durch kriegerische Untüchtigkeit und staatsmännische Unfähigkeit der berufenen Führer des Volkes verschuldet. Es klingt geradezu lächerlich, daß Kiew, Rußlands heilige Stadt, den Tataren durch heidnische Litauer entrissen werden mußte, um nach deren Anschluß an das katholische Polen bis zur Zeit Alexeis, des Vaters Peters des Großen, einen wichtigen Grenzposten des polnisch-litauischen Reiches zu bilden.

Da die Russen alles, was staatliche Organisation, innerer Aufbau heißt, ausschließlich den Ausländern, besonders den Deutschen entlehnt haben, so wäre ein Rückbildungsprozeß zu den bukolisch-anarchischen Zuständen der Teilfürstentümer wohl denkbar. Was Rußland groß gemacht hat, ist folgendes: 1. Der starke Anteil am Blut der Nordlandrasse, von den Urslawen herrührend und durch die Normannenwanderungen wiederholt aufgefrischt; 2. die nahezu restlose Übernahme gewaltsamer Regierungskünste der Tataren im Gegensatz zu der bei den Polen fortdauernden sarmatischen Zügellosigkeit; 3. die Ausbildung einer Bürokratie nach (äußerlich) deutschem Muster.

Die seltsame Übertragung von bewährten Vorbildern aus dem Osten und dem Westen auf das niedergehende, einmal von den Tataren schon

ganz, von den Polen halb unterworfene Volk erwies sich als eine dem Staatswesen nützliche Legierung verschieden gearteter, härtender Substanzen. Die nebenhergehende wahllose Mischung von europäischem und asiatischem Blut aber hatte natürlich auch in den Zeiten größter äußerer Machtentfaltung die Verschlechterung und Verderbnis der Rasse zur Folge. Ohne die erprobten Rückenstützen von Staat und Kirche ist der Russe nichts als ein Wirrkopf und Faselhans, wofür sich ja aus der Literatur dieses wohl reichbegabten, aber charakterlosen Volkes erschöpfende Belege beibringen ließen. Anarchische Zustände treten im Zarenreich leicht und mühelos ein und prasseln auch heute allerorten gleich Flatterminen auf; auch zur Ausübung politischer Schreckenstaten läßt sich der verbrecherische Hang des (oft tief unter beiden Elternrassen stehenden) Mongolenmischlings leicht anleiten. Zur planmäßigen, vorausschauenden Leitung großer Volksbewegungen hat es dort jedoch bisher noch kein Umstürzler gebracht.

Peter der Große wurde im rechten Zeitpunkt für Rußland — sehr zur Unzeit für uns! geboren. Die schwedische Ostseepolitik war unter Karl X. gescheitert. Der Große Kurfürst suchte das verlassene Wrack für sein junges Staatswesen auszurüsten und sicher hätte das wieder flott dahinsegelnde Schiff gute und gleichmäßige Fahrt gehabt, wenn nicht nach diesem bahnbrechenden Herrscher der russische Peter sein wildes Titanenhaupt plötzlich durch das nach der Ostsee geöffnete Fenster gereckt hätte. Der Hohenzoller überragte an Seelenadel und Willensfestigkeit den ausschweifenden russischen Kraftmenschen wohl um Haupteslänge, fand aber, als er die Regierung antrat, bloß ein Volk von einer Million vor, während Peter sofort über die Dienste von 10—12 Millionen verfügte. Hier haben wir eine ausreichende Erklärung für die raschen Fortschritte der russischen Ausdehnungsbestrebungen, für den langsamen Gang der brandenburgisch-preußischen, die bloß einen leidlichen Grenzschutz anstrebten und lange nicht einmal diesen erreichen konnten. Gewiß waren nicht alle Nachfolger des Großen Kurfürsten fähig, seine hochfliegenden Gedanken fortzuspinnen, seinen Ruhmestaten neue anzureihen. Wie aber sah es unter Peters Erben in Rußland aus? Der Zarenthron wurde mehrfach durch Palastrevolutionen besetzt, der nationalrussische Zweig des Herrscherhauses starb aus, und eine Kaiserin aus reindeutschem Blut wurde schließlich als Katharina II. auf den Herrschersitz des großen Peter erhoben. Selbst in den Zeiten ärgster Zerrüttung war Rußland doch so mächtig geblieben, daß alle schwedischen Vergeltungsgelüste kraftlos an dem ungeheuren Erdklumpen abprallten. Die zweite Katharina war es nun, die Peters Werk vollendete, indem sie Polen vernichtete und Preußen dazu nötigte, sich mit den Abfällen russischer Landschwelgerei zu stärken, anstatt die rechtzeitig als gesund und erfolgverheißend erkannte Polenpolitik weiter zu verfolgen, die dahin ging, nach der notwendigen Abrundung der Ostgrenze die Hauptmasse der Schlachtizenrepublik staatlich festigen und als Pufferstaat gegen Rußland halten zu

helfen. Friedrich Wilhelm II., der in der auswärtigen Politik gut Bescheid wußte, sah sich genötigt, diese Schwenkung zu vollziehen, weil sonst Rußland alles genommen hätte. Daraus geht mit überzeugender Kraft hervor, daß unsere zukünftige Polenpolitik bis zu der vor der dritten Teilung vom Jahre 1795 liegenden Zeit zurücklenken muß.

Deutschland ist rings von erobernden Mächten, wenn man will von Raubstaaten umgeben, die sich, wenn man sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen sucht, nicht anders als angeschossene Einbrecher benehmen. Rußlands eigenstes Wesen werden wir am besten erkennen, wenn wir es mit den beiden Westmächten vergleichen.

Das mittelalterliche Frankreich war ebenso von Parteiungen zerfleischt wie Deutschland. Ludwig XIV. erst war es, der durch Beseitigung des Feudalismus dem starkbevölkerten und reichen Lande die beherrschende Stellung in Europa gewann. Im wesentlichen aber war es nur der Niedergang Deutschlands, der Frankreichs Aufstieg ermöglichte. Auch die Entvölkerung Deutschlands durch den Dreißigjährigen Krieg gab den Franzosen noch kein entscheidendes militärisches Übergewicht — sie mußten sich Verbündete östlich vom Rhein suchen. Der Sonnenkönig wußte nicht, was er tat, als er seine trotzigen, wagemutigen Ritter in Höflinge zu verwandeln suchte. Unter Ludwig XV. war dieser Umwandlungsprozeß vollendet: aus den Rittern waren Modegecken oder Freigeister und Satiriker geworden. Sehr ähnlich entwickelte sich ja schließlich der Adel in Rußland; nur daß er nicht von Rittern, sondern von Bojaren abstammte, d. h. von Leuten, die wegen ihrer Beschränktheit und Trägheit von Iwan dem Schrecklichen durch Tataren, von Peter dem Großen durch Ausländer und Emporkömmlinge ersetzt werden mußten. Etwas von dem alten Heldengeist, dem einstigen Ruhmesbedürfnis ist selbst heute noch den Franzosen der dritten Republik verblieben. Wie hätten sie sich sonst wohl so rasch bereit gefunden, den englischen Einflüsterungen nachzugeben und das weder für ihren Handel noch für ihre Auswanderung unentbehrliche Marokko zu besetzen, wo ihre politischen Wege sich mit den wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands in gefährlichster Weise kreuzen mußten. Die britischen Staatsmänner schätzten leider den Weitblick und die Entschlußkraft der damaligen Leiter unserer auswärtigen Politik so tief ein, wie sie es verdienten, und so haben wir heute statt gegen Frankreich und England (Rußland war ja zur Zeit der Algeciras-Konferenz noch in den Krieg gegen Japan verwickelt) gegen nicht weniger als acht Gegner zu kämpfen. Da wir nicht bloß dieses eine Mal die günstigste Gelegenheit, uns Luft zu machen, versäumten, so fällt die Hauptverantwortung für die gegenwärtige schwierige, wenn auch noch immer recht aussichtsvolle Lage auf uns selber zurück!

Der jetzige Krieg muß endlich den Franzosen die bittere Lehre geben, daß ihre Heldenrolle endgültig ausgespielt ist. Aber ihren Haß und ihre

Rachsucht wird er doch nicht zum Erlöschen bringen. Alle Versuche, Deutschland und Frankreich zu versöhnen, müssen etwas Kindliches, Verträumtes behalten.

Die nüchternen Engländer sehen ihre Geschichte nicht im Lichte romantischer Schönfärberei wie die Franzosen. Seit ihrer endgültigen Verdrängung aus Frankreich haben sie für immer darauf verzichtet, sich auf dem europäischen Festlande niederzulassen, und behaupten nur noch Gibraltar auf dem Boden des wehrlosen Spanien. Mit den Handelskriegen der Neuzeit entschwand jeder kriegerische Zug aus dem Wesen der Engländer; sie kämpfen nur noch um Gewinn und Beherrschung der Meere — allerdings mit der Kraft und Entschlossenheit eines noch vielfach männlich gearteten Volkes. Aber das, wovor sie als gute Kenner ihrer Vergangenheit ein so heiliges Grauen empfanden, ist jetzt in Ägypten eingetreten: ein Verzweiflungskampf jenseits des Meeres gegen eine festländische Macht. Käme dann noch einmal ein allgemeiner Aufruhr in Indien dazu — wie rasch wäre dann dieser Königin der Meere der Sarg gezimmert! Napoleon I. war es, der einmal den Ausspruch tat: „England wird einmal so ruhmlos untergehen, wie die Kaufmannsrepublik Venedig!"

Der Abenteurergeist wie der Geschäftsgeist fehlen nun den Russen völlig. Sie sind nichts als politische Nachtasylbewohner, die den Augenblick erspähen, wo sie „ein Ding drehen" können. Das einzige Gesunde in ihren Ausdehnungsbestrebungen war der dunkle Drang nach den offenen und eisfreien Meeren; womit die krankhafte Gewalttätigkeit in der polnischen Politik der zweiten Katharina wohl zur Genüge gekennzeichnet ist! Die Russen waren von lauter verfallenden Völkern umgeben; wo sie aber bei diesen auf unerwarteten Widerstand stießen, zogen sie sich sofort zurück. Nach seiner Niederlage gegen die Türken verzichtete Peter der Große schleunigst auf Asow; ebenso rasch räumte er den erst unlängst von ihm besetzten Nordrand Persiens. Für „Prestige" hat die russische Sprache keinen auch nur annähernd entsprechenden Ausdruck, nicht einmal für das deutsche Wort „Ansehen". Das Ehrgefühl ist selbst in den höchsten Kreisen, wo Bestechlichkeit und Sittenlosigkeit seit alters zu den gewohnten und geduldeten Erscheinungen gehören, niemals stark entwickelt gewesen. Das russische Heer hat sich daher trotz seines vielfach ausgezeichneten Soldatenmaterials immer nur erfolgreich geschlagen, wenn es scharf gedrillt und gut geführt war. Eine Besonderheit Rußlands war es, die Schwachen gerade in ihren Ohnmachtsanfällen zu belauern und sie dann einfach zu erdrücken. Man würde es nicht begreifen, wie Peter der Große mit seiner frischgebackenen Flotte die kampfgewohnte schwedische Seemacht so rasch niederringen konnte, wenn man nicht wüßte, daß schon weit früher der berühmte schwedische General de la Gardie an Bord einer wegen Mangels an Mitteln nicht genügend ausgebesserten Fregatte den Tod fand, weil sie beim Salutschießen auseinanderbarst! Drei Jahre nach der furcht-

baren Niederlage bei Narwa begann Peter den Bau seiner neuen Hauptstadt auf schwedischem Boden, weil er die Ohnmacht Schwedens und den abirrenden Unverstand des zwölften Karl klar durchschaut hatte. Niemals wäre am Anfang dieses Jahrhunderts der Vorstoß gegen Korea erfolgt, wenn man nicht die Japaner für eine Abart der Chinesen gehalten hätte. So hat sich denn tatsächlich, wie einmal treffend bemerkt worden ist, Rußland auf der Landkarte ausgebreitet „wie ein Ölfleck". Auch den jetzigen Krieg gegen Deutschland begann Rußland nur, weil es im Bündnis mit Frankreich und England des Sieges sicher zu sein glaubte. Im scheinbaren Widerspruch zu dem oben Gesagten steht allerdings die Zähigkeit und Unverdrossenheit der nach zahllosen Niederlagen noch immer das Feld behauptenden russischen Truppen. Ihr Widerstand wäre aber wohl auch schon längst gebrochen, wenn nicht der dämonische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch mit Säbel und Revolver hinter ihren Reihen stände. Die russische Dynastie weiß, daß es für das Reich sozusagen „ums Ganze", für sie selber um ihre Machtstellung nach außen wie nach innen geht — daher dieser Mut, der nur der hellen Verzweiflung entspringen kann!

Die russische Hofgeschichte des 18. Jahrhunderts gleicht einer Kette aufregender und lüsterner Kolportageromane. Den Wendepunkt bringen die warnenden Ereignisse der französischen Revolution und die Entstehung eines sozusagen deutschen Fürstenhauses. Das heißt, wenn man die Stammutter Katharina meint, denn der Vater Pauls I. konnte der lendenschwache Holstein-Gottorper Peter III. gar nicht sein. Nach neueren Annahmen war es Ssaltykow, der erste Liebhaber der Katharina. Seitdem haben alle Zaren nur deutsche Mütter gehabt, denn auch die dänische Mutter des zweiten Nikolaus ist doch eigentlich eine Schleswig-Holsteinerin. Mit Alexander I. beginnen die politischen Versuche einer Reihe willenskräftiger und geistig bedeutender Zaren. Des hirnverbrannten Paul ältester Sohn Alexander, der einen ungewöhnlich regen, freilich zwischen Mystik und Aufklärung hin- und herschwankenden Geist besaß, hatte die vornehme Gesellschaft Petersburgs mit Hilfe der aus Paris zurückgekehrten „vorurteilsfreien" Gardeoffiziere so gründlich revolutioniert, daß sein Bruder und Nachfolger Nikolaus I. beim Regierungsantritt bereits eine Erhebung seiner eigenen Garde (den sogenannten „Dekabristen-Aufstand") niederzuschlagen hatte. Hiermit begann der Kampf des Herrscherhauses gegen die Revolution, die man früher in Rußland nur als ein Vorrecht des Hofes kannte; denn alle bisherigen Volkserhebungen von den Strelitzen Peters des Großen bis zum Kosakenhetman Pugatschew, der sich für den ermordeten Peter III. ausgab, trugen ausgesprochen rückschrittlichen Charakter. Die Regierung besaß also nicht einmal im Adel eine sichere Stütze — eine nur im neuern Rußland denkbare Erscheinung, denn Lafayette und Mirabeau waren doch nicht Führer in Straßenkämpfen gewesen. Nikolaus versuchte gegen den Strom zu schwimmen, verzweifelte aber nach den Niederlagen des

Krimkrieges an seinem Lebenswerk und nahm, wie erzählt wird, Gift, um nicht selber den demütigenden Frieden schließen zu müssen. Alexander II. mußte nach den traurigen Erfahrungen des Krimkrieges in liberale Bahnen einlenken und mit derselben Notwendigkeit mußte Alexander III. in der Verteidigung gegen die Mordanfälle der Schreckensmänner wieder zu den alten Überlieferungen des Zarismus zurückkehren. Da er trotz seiner geistigen Schwerfälligkeit und Beschränktheit im Türkenkriege die Schwächen des russischen Heerwesens genau kennen gelernt hatte, so verzichtete er ein für allemal auf jeden kriegerischen Ehrgeiz, feuerte wohl hin und wieder einen Schreckschuß gegen die englischen Erbfeinde ab, verhalf aber Rußland zu einer Zeit der Sammlung und der Erholung, die nur der Kulturentwicklung wenig förderlich, dem Deutschtum Rußlands offen feindlich war, im übrigen aber große wirtschaftliche Fortschritte, die Grundlagen spätern Aufblühens, mit sich brachte. Er war ein weit wohlmeinenderer Zar und liebevollerer Bauernvater als Peter der Große, der von allen alten Bräuchen eigentlich nur das Hängen und Köpfen in Ehren hielt, im übrigen alles, was dem Russen heilig war, verspottete und mit Füßen trat, damit in manchem Sinne den Nihilismus späterer Zeiten vorbereitend. Peter hat seinem Staat eine große Ausdehnung und den oberen Schichten seines Volkes — nur diesen! — die abendländische Kultur gegeben. Dadurch hat er aber einen Zwiespalt in die russische Seele hineingetragen und eine auch ohne ihn langsam vorschreitende Entwicklung so treibhausartig hochgebracht, daß der künstlichen Blüte unabwendbar baldiges Abwelken folgen mußte.

Da Alexander III. aber, gleich Peter, ein starker Trinker war, so beginnen sich auch in seinem Nachwuchs Merkmale der Erschöpfung zu zeigen. Der regierende Kaiser Nikolaus II. ist den verschiedensten Einflüssen zugänglich, zeigt abwechselnd Wesenszüge aller seiner großen Ahnen und schwankt zwischen lässiger Nachgiebigkeit und blutiger Härte hin und her. Sein elfjähriger einziger Sohn Alexei wird seit Jahren nur auf den Armen getragen und ist allem Anschein nach unheilbar krank. Die Kaiserin ist darüber in Schwermut versunken. Düstere Schatten spinnen sich um die Zukunft des Zarenhauses.

Eine Wiedergeburt Rußlands unter der Leitung eines tatkräftigen Mannes wäre noch heute denkbar: noch ist die starke Wurzel dieses Riesenvolkes, der Bauernstand, nicht verdorrt. Aber der völlige Mangel an Zucht und Selbstbeherrschung im aufrührerischen Großstadtpöbel wird vermutlich jedem ehrenhaften und charaktervollen Staatsmann das Schicksal des wackeren Stolypin bereiten. Der Großfürst, der als Politiker ein rechter Elefant im Porzellanladen ist, wird, wenn erst völlige Klarheit über die Millionenverluste seiner ungeduldigen Kriegführung eingetreten ist, wohl von der Bildfläche der Öffentlichkeit völlig verschwinden müssen.

Schlagen die im Verlauf dieses Aufsatzes angestellten Wahrscheinlichkeitsberechnungen fehl, nach denen Rußland nach unglücklichem Abschluß dieses

opfervollsten aller seiner Kriege einem Zustand wachsender Auflösung und Abbröckelung verfallen müßte — dann werden wir uns allerdings einmal auf einen Rachekrieg des Zarenreiches vorzubereiten haben und dann muß das auch ein Kampf bis aufs Messer werden, der nur mit dem Untergang eines der feindlichen Nachbarn enden könnte. Deutschland würde alsdann um sein Dasein als Reich und Volk, Rußland aber um Daseinsnotwendigkeiten wie z. B. den Wiedergewinn der Ostseeküste zu ringen haben. Auch der beste Kenner der weichlichen und schicksalsergebenen russischen Natur wird niemals in den Fehler verfallen dürfen, die in den ärmlichen Strohhütten russischer Dörfer aufgespeicherte unerschöpfliche Kraft zu unterschätzen, die dem Feuerungsmaterial dürftiger, aber weitgedehnter Wälder gleicht, solange noch ein Herr über die unabsehbaren Schläge zu gebieten vermag.

Nach bester menschlicher Voraussicht aber sollte heute schon eine Zurückwerfung Rußlands hinter die Hauptlinien der Eroberungen des ersten Peter und der zweiten Katharina genügen, um dem russischen Volke, dieser zufälligen Anhäufung duldender und tatenscheuer Einzelmenschen, alle Kriegslust gründlich auszutreiben.

Außerdem sind die russischen Finanzen durch den Krieg derart zerrüttet, daß der Staatsbankerott nicht mehr fern sein kann. Und ein solcher Zusammenbruch des durch vorausschauende Finanzminister wie Wyschnegradski, Witte, Kokowzew mit unendlicher Mühe aus dauernder Zerrüttung emporgehobenen Staatshaushaltes müßte den unlöschbarsten Zündstoff für die Fortdauer und Ausbreitung der inneren Unzufriedenheit abgeben.

Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker.

Prof. Dr. H. G. Holle.

I. Die Auslesewirkung des Kampfes ums Dasein.

Wenn längst geprägte wissenschaftliche Begriffe in den allgemeinen Gebrauch übergehen und gar zur täglichen Scheidemünze werden, so ist ihr Gepräge bald abgegriffen und die daraus sich ergebende falsche Einschätzung ihres Wertes führt zu Irrtümern und absichtlichen Täuschungen, zumal wenn die Eiligkeit des Verkehrs auf eine genaue Prüfung verzichten läßt oder die Abgegriffenheit an sich als eine Gewähr der Echtheit angesehen wird. Der Begriff „Kampf ums Dasein" wird bald im Sinne Darwins, bald im gewöhnlichen Wortsinn gebraucht, ohne daß dies ausgesprochen oder aus dem Zusammenhang erkennbar wird. Er wird auf passende wie auf unpassende Verhältnisse angewandt, die Schlußfolgerungen aber gleichartig gezogen. Oder er wird überhaupt nur als Schlagwort gebraucht, das heißt, dem Kampf ums Dasewird in allgemein eine bestimmte Wirkung

zuerkannt, z. B. stählende und emporzüchtende oder aber aufreibende und herunterbringende, und diese als eintretend angenommen, wo das Wort sprachlich gebräuchlich ist, einerlei in welchem Sinne und unter welchen Umständen. Es ist klar, daß derartige Erörterungen, mögen sie nun philosophische oder politische Ziele verfolgen, wertlos, oder vielmehr als sinnverwirrend schädlich sind und die Biologie um die ihr gebührende Geltung bringen.

Wenn nun ein in seinen Folgerungen so wichtiger Begriff von einem namhaften Forscher, wie dieser von Ch. Darwin, geprägt ist, so sollte man doch, wie man sich auch zu ihm stellen mag, sich für verpflichtet halten, den Begriff in seinem Sinne anzuwenden, oder aber, wenn die eigene wissenschaftliche Bedeutung das Recht dazu gibt, es deutlich aussprechen, daß man dem Wort einen anderen Sinn unterlegt. — Darwin sagt in seinem Buch „Über die Entstehung der Arten" im dritten Kapitel, das vom „Kampf ums Dasein" handelt: „Man kann mit Recht sagen, daß zwei hundeartige Raubtiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Leben miteinander kämpfen. Aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpft am Rande der Wüste um ihr Dasein gegen die Trocknis, obwohl es angemessener wäre zu sagen, sie hänge von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, welche jährlich tausend Samen erzeugt, unter welchen im Durchschnitt nur einer zur Entwicklung kommt, kann man noch richtiger sagen, sie kämpfe ums Dasein mit anderen Pflanzen derselben oder anderer Arten, welche bereits den Boden bekleiden." Darwin scheidet also den „Kampf gegen die Naturgewalten", die doch selber nicht „kämpfen" und den Kampf mit den Beutetieren oder -pflanzen vom „Kampf ums Dasein" aus, der nur noch als Kampf um die Beute zu verstehen ist. Diese Auffassung des Begriffs und seine folgerichtig durchgeführte Anwendung für seine Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl" zeigt, daß es bei ihm auf die Erscheinung des „Kampfes" im eigentlichen Wortsinn überhaupt nicht ankommt, sondern nur auf den Wettbewerb, welchen Ausdruck er auch schon als gleichbedeutend anwendet. Aber auch dieses Wort ist nur bildlich zu verstehen, als ein Ausdruck für die Tatsache, daß von pflanzlichen oder tierischen Einzelwesen oder, indem der Wettbewerb um die Fortpflanzung hinzukommt, auch von Gattungen (im weiteren Sinne des Wortes) die einen die vorhandenen positiven (fördernden) Lebensbedingungen für ihr Bestehen und Gedeihen besser ausnutzen als die anderen, oder die negativen (ausmerzenden) besser vermeiden oder abwehren.

Wenn wir als einzig brauchbare Unterscheidung von Tieren und Pflanzen die nehmen, daß die ersteren auf fertige organische Nahrung angewiesen sind, die anderen wenigstens grundsätzlich unorganische aufnehmen und diese selbst in organische umwandeln, so ist für die Pflanzen Boden, Luft und Licht in richtiger Beschaffenheit, Vorhandensein von Raubtieren, die die Pflanzenfresser in Schranken halten, als positive, schädigende

Naturkräfte, pflanzenfressende Tiere, sowie pflanzliche Wettbewerber und Schmarotzer aber als negative Lebensbedingung aufzufassen. Für die pflanzenfressenden Tiere, mittelbar auch für die Raubtiere, ist Pflanzenwuchs die wichtigste positive Lebensbedingung, die negativen entsprechen denen der Pflanzen. Wenn also beispielsweise ein Raubtier, sagen wir ein Löwe, einen wehrhaften Pflanzenfresser, etwa einen Büffel, angreift, so kann dies zu einem erbitterten Kampf führen, der das Dasein jedes Kämpfers in Frage stellt. Trotzdem gehört dieses Geschehnis nicht unter den Begriff des Kampfes ums Dasein, sondern der Büffel ist für den Löwen eine positive, der Löwe für den Büffel eine negative Lebensbedingung. Und doch hat sich hier ein Kampf ums Dasein abgespielt; aber der Löwe hat, wenn er den Büffel überwältigt, nicht diesen im „Kampf ums Dasein", im Wettbewerb um die Lebensbedingungen besiegt, sondern einen Artgenossen oder ein anderes Raubtier, das weniger schlau, sinnesscharf, gewandt oder kräftig war; und der Büffel ist im „Kampf ums Dasein" nicht dem Löwen unterlegen, der ihm eine negative Lebensbedingung, eine Schädlichkeit bedeutet, sondern anderen seines Gleichen, die den Löwen zu vermeiden oder wirksamer auf die Hörner zu nehmen wußten. „Kampf ums Dasein" ist also an sich etwas Passives, wobei die Wettbewerber nicht einmal voneinander zu wissen brauchen. Dieser Mangel des Bewußtseins erhält die Heiterkeit des Naturlebens, während das Bewußtsein des „Kampfes ums Dasein" den Menschen niederdrückt. Überfallen von Beute, Ausweichen oder tätiger Widerstand gegenüber Wettbewerbern, Vermeidung oder Bestehen schädigender Naturkräfte ist Lebenserfüllung mit Hülfe der angeborenen Anlagen, ist „Arbeit"[1]) im physiologischen Sinne. Dadurch aber, daß der Mensch nicht bei der Erkenntnis des Wettbewerbs stehen bleibt, sondern den Willen faßt, in ihm Sieger zu bleiben, nimmt dieser immer mehr die Form eines wirklichen Kampfes an, der sein Gemüt von dem niederdrückenden Gefühl der Passivität befreit. Für ihn erst gilt das Wort: „Leben heißt ein Kämpfer sein".

Der Lohnkampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist danach kein „Kampf ums Dasein" und kann deswegen auch nicht die tüchtig erhaltende Wirkung des Wettbewerbs haben. Er ist auf beiden Seiten der Versuch der Ausbeutung der anderen Gruppe. Eine gegenseitige Anpassung kommt nur zustande durch die auf beiden Seiten gewonnene Erkenntnis, daß jede Gruppe für die andere positive Lebensbedingung ist. Der Arbeitgeber hat den eigenen Vorteil vom Gedeihen der Arbeiter und umgekehrt. Der Baumast, dessen Blätter in der stoffbildenden Tätigkeit nachlassen, verdorrt, und die Blätter mit; aber auch die Blätter fallen ab, denen der Ast nicht genügend Saft zuleitet, und der Ast dann auch.

[1]) Vergleiche meine Ausführungen in zwei so überschriebenen Aufsätzen Bd. XII, Nr. 11 u. 12 der P.-A. M. und die vorangehenden über „Ernährungsfragen" Nr. 3 u. 4.

So steht der unzufriedene, zum Streik geneigte Arbeiter im Kampf ums Dasein mit dem zufriedenen, arbeitswilligen um die Ausnützung der bestehenden Lebensbedingung. Und der Arbeitgeber steht bei der Behandlung seiner Arbeiter in Wettbewerb mit anderen Arbeitgebern seines Faches, ebensosehr wie bei der Beschaffung der Rohstoffe oder der Art der Herstellung und des Vertriebs. Überhaupt ist der Kampf der Stände und Berufe gegeneinander kein Kampf ums Dasein, sondern eine Erkrankung des Gesamtorganismus, die sich oft in Hypertrophie des einen, Atrophie des anderen Einzelorgans äußert.

Wenn man von der „stählenden Wirkung des Kampfes ums Dasein" redet, so bezieht sich das nicht auf den Wettbewerb, sondern auf jene „Arbeit", die an sich mit „Kampf ums Dasein" nichts zu tun hat. Diese Wirkung bedingt aber nicht eine Auslese der Keimanlagen, sondern bringt nur eine im Einzelwesen schon verwirklichte Anlage zu besserer Ausbildung durch Übung, solange die in Frage kommenden Organe noch im Wachsen oder wenigstens erneuerungsfähig sind: Diese stählende Wirkung der Lebensarbeit finden wir schon bei den Pflanzen, z. B. stämmiger Wuchs als Wirkung des Windes, nicht aber als unmittelbare kausal-mechanische Wirkung, sondern als Beeinflussung der aus sich selbst heraus wirksamen Anlage. Deshalb führt auch der Versuch, eine größere Abart einer Pflanze zu züchten, oft zu keinem Ergebnis, wenn etwa die zur Nachzucht ausgewählte Pflanze durch bessere Ernährung oder durch einen zeitlichen Vorsprung ihre bedeutendere Größe erlangt hat, ohne daß ihre Keimanlagen an sich die der anderen in bezug auf Größenwachstum zu übertreffen brauchen. Ähnliche Umstände sind auch beim Menschen wirksam, z. B. wenn die Japaner, insbesondere die Krieger, infolge besserer Ernährung bei gleichzeitiger Arbeit jetzt größer erscheinen als früher. Wenn die Arbeit aber zur Überanstrengung wird oder die gleichzeitige Ernährung unzureichend ist, kommt keine Kräftigung zustande, sondern im Gegenteil ein Zurückbleiben hinter der Möglichkeit der natürlichen Anlage, wie es in weiten Hungergebieten Rußlands zu beobachten ist.

Von einer stählenden oder „aufartenden" Wirkung des eigentlichen Kampfes ums Dasein kann aber keine Rede sein, weil dieser nur eine negative Auswahl bedingt, das heißt durch Ausmerzung der ganz Untauglichen die Art auf der Höhe ihrer Ausbildung erhält. Selbst diese negative Auswahl trifft nur durchschnittlich die ganz Untauglichen mehr als andere; denn im einzelnen ist die Ausmerze viel zu sehr vom Zufall abhängig; man denke nur etwa an die Einwirkung des Hagels oder des Tierfraßes auf Pflanzen. Aber bei der Unablässigkeit des Kampfes ums Dasein ist diese seine Wirkung von höchster Bedeutung in der Natur. Das zeigt die Gegenprobe, die „Panmixie", die Aufhebung des Kampfes ums Dasein durch die Kultur des Menschen in bezug auf einzelne Organe (Augen, Zähne, Milchdrüsen), also Zulassung auch der Untauglichen zur Fortpflan-

zung, die zu sicherer Entartung führt. — Eine positive Auswahl zur Nachzucht bietet in der Natur nur die „geschlechtliche Zuchtwahl", die aber wie die bewußte Zuchtwahl des Menschen nur einzelne Eigenschaften betrifft. Auch setzt diese Auswahl voraus, daß schon erbliche individuelle Verschiedenheiten vorhanden sind.

Diese erhaltende Wirkung des Kampfes ums Dasein ist nun für den Menschen zum großen Teil durch die Kultur, durch die Fürsorge für die Schwachen und Minderwertigen ausgeschaltet, worüber in diesen Blättern schon mehrfach ausführlich geredet ist. Der Krieg, als die vorübergehende teilweise Rückkehr in den Naturzustand, führt sie wieder ein. Diese mittelbare Wirkung des Krieges wird leicht übersehen; von der unmittelbaren wird öfter gesagt, der Krieg bedinge eine herabzüchtende Auslese: die mutigen Draufgänger fallen am leichtesten. Ja, aber sie siegen auch am leichtesten, und der Trupp, der eine Mehrzahl solcher enthält, bleibt sicherer erhalten, während der matt vorgehende große Verluste erleidet. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß auch der einzelne Mutige sich gegenüber dem Feigen besser erhält, weil sein Gemütszustand seine Aufmerksamkeit auf die Umgebung steigert, während der des Feigen diesen davon ablenkt, so daß er unsachliche Bewegungen macht oder sachlich notwendige unterläßt. Denn dem gegenüber steht die Tatsache, daß die daheim zurückgebliebenen Schwächlinge mangels besserer Väter mehr zur Nachzucht gelangen[1]). Bei den Massenkämpfen des Krieges kommt nicht so sehr der Wettbewerb der Einzelnen innerhalb eines angreifenden Truppenkörpers in Betracht, als der Wettbewerb des schneidig vorgehenden Trupps mit einem ebenso eingesetzten schlaffen, und zwar nicht des feindlichen, sondern des eigenen Heeres. Und noch viel wesentlicher ist der Wettbewerb der ganzen feindlichen Heere gegen einander, oder vielmehr der Staaten, denen sie angehören. Eine wirkliche Individual-Ausmerze bedingt der Krieg in bezug auf die Fähigkeit, Strapazen und Nervenanspannungen zu ertragen, Seuchen und Verwundungen zu überstehen, die freudige Zuversicht zu bewahren. Nach Ausmerzung der weniger Tauglichen werden die Zurückkehrenden hinterher um so kräftiger und fortpflanzungsfähiger sein und um so mehr kräftige Nachkommen zeugen, auch wenn sie persönlich geschädigt sind. Die Sorge für die Invaliden ist daher eine Pflicht der Gesamtheit nicht nur gegen diese, sondern auch für sich selber. Die auffällig große Zahl der Tauglichen unter den 20 Jahre nach dem siebziger Kriege dienstpflichtig werdenden Mannschaften, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, ist eine direkte Bestätigung dieser Erwägungen. — Herabzüchtend aber wirkt der Frieden. Er verstärkt jene Fürsorge für die Schwachen

[1]) Das scheint dadurch bestätigt zu werden, daß, wie aus Frankreich gemeldet wird, unter den seit Kriegsbeginn gezeugten Kindern der Anteilsatz der Knaben stark zunimmt, wenn es richtig ist, daß der männliche Keim weiblichen, der weibliche männlichen Charakter hat und der jeweils kräftigere Elter für das Geschlecht den Ausschlag gibt.

und Minderwertigen bis zur Bevorzugung und Sicherung ihrer Fortpflanzung. Der steigende Wohlstand führt zudem leicht durch Überernährung, besonders mit Fleisch, zu persönlicher Schädigung, und da auch die Fortpflanzung dadurch beeinträchtigt wird, werden viele Taugliche ausgemerzt. Starke Vermehrung bedingt eine Verschärfung des Kampfes ums Dasein und wirkt schon insofern günstig für ein Volk. Beim Gegenteil sehen wir namentlich an Frankreich ein Herabsinken der persönlichen Leistungsfähigkeit. Geburtenhäufigkeit ist anderseits schon im Tierreich auch ein Mittel für den Kampf ums Dasein (Nager, Fische), wenn auch das niederste. Sie ist das Korrelat zu einer vermehrten Sterblichkeit, wenn nicht die Art dem Aussterben verfallen soll, und umgekehrt. Insbesondere wirkt Überwindung der Kindersterblichkeit auf Verminderung der Geburten hin und die größere Geburtenhäufigkeit verstärkt die Kindersterblichkeit (Rußland). Diese bedeutet aber keineswegs eine günstige Auslese, denn die Kindheit ist von der Natur vom Kampf ums Dasein ausgenommen und beim Menschen am allermeisten. Je höher ein Wesen steht, desto zarter ist und desto länger dauert die Kindheit. Vollends findet kein Wettbewerb unter den Keimen statt, sondern eine Auswahl derselben nur indirekt durch Auswahl der Eltern, also der Erwachsenen. Wenn etwa die Kindersterblichkeit auf mangelnde Ernährung mit Muttermilch zurückzuführen ist, findet ein Wettbewerb in bezug auf die milchgebende Eigenschaft der Mutter statt, die sich auf die Kinder vererbt, nicht aber ein Wettbewerb unter den Kindern in bezug auf das Ertragen dieser Schädlichkeit, so daß die erhalten bleibenden die kräftigeren Menschen würden. — Für den ausschlaggebenden Kampf ums Dasein unter den Völkern kommt es danach auf die Geburtenhäufigkeit an, die eine möglichst große, auskömmlich, aber nicht üppig ernährte Bevölkerung bedingt. — Gewiß ist für ein Volk die Qualität wichtiger als die Quantität, wenn wir es noch nicht eingesehen hätten, würde dieser Weltkrieg uns überzeugen müssen; aber die Qualität muß sinken, wenn die Verminderung der Nachkommenschaft besonders die oberen Schichten betrifft und das Eindringen tüchtigeren Blutes in niedere Schichten auf ungesetzmäßigem Wege durch Hebung der äußerlichen „Moral", das heißt Gebrauch empfängnishindernder Mittel seltener wird. Dagegen ist es ein Aberglaube, wenn gemeint wird, bei dem Einzelnen erhöhte die Verminderung der Nachkommenschaft deren Qualität. In bezug auf die Keimanlagen ist das überhaupt selbstverständlich, solange nicht Erschöpfung der Lebenskraft oder unvollendete Entwicklung der Eltern in Frage kommt. Aber auch für die individuelle Ausbildung wird vermehrte Fürsorge bei geringer Zahl, weil sie zur Überernährung und Verhätschelung führt, leichter schädigend als fördernd sein. Übergroße Zahl könnte erst schädlich werden, wenn die Fürsorge unter das Maß des sicheren Aufwuchses sinkt. Lebenstüchtigkeit wird am sichersten erworben, wenn die Nachkommen die Lebensstellung der Eltern nicht ererben, sondern im Daseinskampfe selber sich erwerben müssen.

Man weist wohl zur Begründung einer emporzüchtenden, „aufartenden" Auslesewirkung des Kampfes ums Dasein auf Grund von Eigenschaften, die im Laufe des individuellen Lebens „funktionell" erworben sind, auf unsere Haustiere hin. Dabei wird vergessen, daß der Ausdruck „natürliche Zuchtwahl" nur bildlich ist. Es findet in der Natur überhaupt keine Auswahl zur Nachzucht statt. Weitaus die große Mehrzahl der lebenden Wesen findet einen Zufallstod; eine geringfügige Verbesserung der Eigenschaften in irgendwelcher Beziehung wird schwerlich dazu beitragen, ihn zu vermeiden. Dagegen wird ihn ein Mangel der Ausbildung sicher begünstigen. Die große Bedeutung dieser negativen Auslese, wie ich sie genannt habe, für die Erhaltung einer Art auf der Höhe ihrer Ausbildung haben wir schon gewürdigt. Ihr steht die ganz anders wirkende positive Auslese der künstlichen Züchtung gegenüber. Bei vorhandener Änderungstendenz des Keimplasmas kann diese auffällige Änderungen der Lebensformen hervorbringen. Aber in weiterem Gegensatz zur sogenannten natürlichen Zuchtwahl bezieht sie sich nicht auf das harmonische Zusammenwirken der Organe, sondern sie greift ohne Rücksicht auf die gesamte Lebensfähigkeit einzelne Organe oder Eigenschaften heraus und sucht sie nach den Bedürfnissen nicht der betreffenden Tier- oder Pflanzenart, sondern des Menschen umzuformen, während die Ausmerze des Kampfes ums Dasein auf die Sicherung des Selbstzwecks jeder Daseinsform hinwirkt. — Wenn beispielsweise das fortgesetzte Melken bei dem Hausrind auf Verstärkung der Milcherzeugung hinwirkt, so ist das nur möglich auf Grund einer in dieser Richtung wirkenden Anlage des Keimplasmas. Wenn also eine gut milchende Kuh zur Nachzucht ausgewählt wird, so wird damit nicht eine sich vererbende, „funktionell erworbene" Eigenschaft des einzelnen Tieres, sondern ein in erwünschter Richtung variierendes Keimplasma ausgewählt. Deswegen gehen auch die Formen unserer Haustiere, wenn sie verwildern, weil jetzt die für das natürliche Leben nicht geeigneten Variationen des Keimplasmas ausgemerzt werden, mit dem allmählichen Wiederzusammenfinden der ursprünglichen Eigenschaften der wilden Art in diese oder doch eine ähnliche wieder über (Hunde- und Taubenrassen). Dies gilt auch für den Menschen: nicht die Wirkung der Übung irgendwelcher Fertigkeit wird vererbt, sondern nur die Anlage dazu, wenn eine solche vorhanden ist. Ich rede deshalb [1]) nicht von einer „Vererbung erworbener Eigenschaften", sondern von einer „Erwerbung vererbbarer Eigenschaften". Nur das Keimplasma kann neues „erwerben". Diese Erwerbung freilich ist ein außerordentlich lange Zeiträume verlangendes, durch das zusammenhängende Keimplasma vieler Generationen sich hinziehendes Geschehnis, dessen Tatsächlichkeit wir nach der Geschichte des Lebens auf der Erde (Palaeanthologie) anerkennen müssen, aber nur durch eine finale, also psychische Kraft des

[1]) „Leben und Beseelung." P.-A. M. XIII. Jahrg., Heft 6.

Lebens erklären können. Diese Entstehung neuer Lebensformen schafft das Material für die Auslese des Kampfes ums Dasein; dieser selber kann nicht schaffen, sondern nur durch Ausmerzen des Untauglichen das Taugliche erhalten und seine Fortpflanzung sichern. Es ist also vom Standpunkt der Biologie ein doppelter Fehler, vom „freien Spiel der Kräfte", also der Rückkehr zum Kampf aller gegen alle einen Fortschritt der Menschheit zu erwarten, denn erstens wirkt die natürliche Auslese nur negativ als Ausmerze des Untauglichen und zweitens macht sie jede Organisation der Gesellschaft wieder rückgängig, in der gerade der Fortschritt besteht.

II. Der Übergang des Kampfes ums Dasein auf die Lebenseinheiten höherer Ordnung.

Wir haben in dem Vorangehenden den Kampf ums Dasein als die regelnde Kraft gewertet, die das Leben auf der erreichten Höhe erhält, konnten ihn aber nicht als das Prinzip des Fortschritts ansehen, da die Auswahl, die er trifft, keine positive ist, er merzt das Untaugliche aus, wählt aber nicht das Taugliche zur Nachzucht. Nun ist aber das eigentliche Grundprinzip des Lebens, die Organisation, dem Kampf ums Dasein gerade entgegengesetzt wirksam. Denn Organisation bedingt nicht nur eine Ausschaltung des Kampfes ums Dasein unter den zu einem höheren Ganzen verbundenen Lebenseinheiten, die dadurch zu Gliedern oder Organen werden, sondern die gegenseitige Unterstützung zur Erreichung eines Gesamtzwecks. Das ist, wie die biologische Wissenschaft immer klarer erkennt[1]), der Weg gewesen, wie durch Vereinigung von Einzellern, und zwar der Abstammung nach zusammengehörigen, die höheren Pflanzen und Tiere entstanden. Dadurch ging der Begriff der Wesenseinheit (Individualität) von der einzelnen Zelle auf den Gesamtkörper über. Jede Einzelzelle des Körpers arbeitet mit den anderen zusammen nur im Sinne des Gesamtkörpers; eine Einschränkung dieses Zusammenarbeitens ist „Krankheit", das Aufhören „Tod". Es ist daher an sich widersinnig, von einem Kampf ums Dasein unter den Zellen des sich entwickelnden Körpers oder gar unter den Biophoren und Determinanten des Keimplasmas zu reden und dann noch einen Fortschritt von diesem Kampfe zu erwarten.

Der Fortschritt liegt, wie wir gesehen haben, in der Organisation, im Zusammenwirken zu einem höheren Zweck. Was aber der Natur bei der Entstehung neuer vererbbarer Eigenschaften nur in ungemessenen Zeiträumen möglich ist, vermag die menschliche Kultur durch die Geisteskraft vermittels der Überlieferung ihrer Einrichtungen in kurzen Zeitspannen „geschichtlich" zu entwickeln. Indem so beim Menschen das bewußte Geistesleben gegenüber dem Tiere eine noch immer höher werdende

[1]) Vergleiche meine bezüglichen Ausführungen in dem zuletzt erwähnten Aufsatz.

Bedeutung gewann, entstanden zusammen mit der sich entwickelnden „Kultur" neue, oft nur auf dem geistigen Zusammenhange beruhende Organisationsformen. Da deren Entwicklung nicht an eine Umwandlung der Keimanlagen gebunden war, konnte sie durch die Einwirkung der außer und neben dem Einzelmenschen fortbestehenden Erzeugnisse der Kultur noch beschleunigt, oder durch deren Zerstörung wieder zurückgeworfen oder ganz abgebrochen werden. Wir erkennen daher in der Geschichte der Menschheit wohl die ausschlaggebende Wirkung der vorhandenen körperlichen und geistigen Anlagen, können sie aber nicht wie Unold in seiner „Politik im Lichte der Entwicklungslehre" als die Fortsetzung der natürlichen Entwicklung ansehen, da die Kultur keine neuen Keimanlagen schaffen kann. Wohl aber bietet die Geschichte eines Volkes mannigfache Analogien einer Entwicklung, beispielsweise bei den Einrichtungen der Ehe in der zunehmenden Emanzipation des Weibes oder bei den Staatsformen in der Umwandlung der Monarchie zur Aristokratie, zur Demokratie und Ochlokratie, die für beschränkte Zeiträume zum Verständnis der Geschichte beitragen können, die aber nicht als „Entwicklung" im eigentlichen Sinne, nämlich in dem eines naturgesetzlichen Vorganges, sondern nur als durch Auslösung einer sich steigernden Spannung bedingte geistige Massenströmungen zu betrachten sind, die durch zufällige Ereignisse oder einzelpersönliche Kräfte abgelenkt oder gar umgekehrt werden können.

Die Organisation, insbesondere die ständische und berufsmäßige Gliederung des Volkskörpers wird nun von manchen Seiten als ein Faktor der positiven Auslese im Daseinskampfe angesehen. Um eine Auslese handelt es sich allerdings, wenn die begabteren Glieder einer niederen Klasse in eine höhere ansteigen, aber um keine Zuchtwahl! Denn diese Auslese wirkt nichts weniger als günstig für die Fortpflanzung dieser Menschen. Es ist ja bekannt, daß die höheren Gesellschaftsklassen infolge stärkerer Ausnutzung für den Gesamtorganismus aussterben, wenn sie nicht von unten herauf ergänzt werden. Es ist eine Auslese zum Verbrauch, und zwar zum Verbrauch für die Zwecke des Gesamtorganismus, also ein unvermeidliches Übel der Organisation, vergleichbar etwa dem Verbrauch der roten Blutzellen durch die Atmung bei den Säugern. Die hohe Bedeutung der gesellschaftlichen Gliederung liegt darin, daß sie diesen Verbrauch verlangsamt und in Schranken hält, also eine Rücklage für späteren Gebrauch wahrt und vermehrt, damit nicht die Ausmerze gerade der Tüchtigsten herabzüchtend wirkt.

Deshalb habe ich mich in einem früheren Aufsatz (XIII, 4) gegen die „Einheitsschule" ausgesprochen: „Wenn die Einheitsschule ihrer Natur nach und den Erfahrungen in anderen Ländern gemäß die Auswahl für die an die gemeinsame Vorschule sich anschließenden höheren Schulen verstärkt, so bleiben naturgemäß für die Volksschule nur die ganz Unfähigen. Der geistige Durchschnitt der Stände und Berufe, die sich aus

dieser rekrutieren, muß also sinken. . . . Damit wird die Volksschule zu einer richtigen Proletarierschule, denn für die dann noch aus ihr hervorgehenden Stände verringert sich die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs der Nachkommenschaft auf ein Mindestmaß." — Der erleichterte Aufstieg in höhere Gesellschaftsschichten bedeutet also einen Raubbau an unserer Volkskraft. Er vermindert aber auch die auf der Höhe haltende Wirkung des Kampfes ums Dasein innerhalb derselben Schicht, insonderheit innerhalb desselben Berufes: Wenn ein Handwerker nur darauf bedacht ist, seine Nachkommen in eine höhere Gesellschaftsschicht zu bringen, so legt er keinen Wert mehr darauf, sein Handwerk hoch zu halten. Dieser Wettbewerb innerhalb des Berufs ist aber gerade die Stelle, wo der Kampf ums Dasein im Kulturleben noch segensreich wirken kann, da das Unterliegen in diesem Wettbewerb die Vermehrung beeinträchtigt, was ja für die Anwendung des Begriffs ausschlaggebend ist, der gerade in Anlehnung an diese Verhältnisse von Darwin geformt ist.

Bei den Zellen eines Organsystems innerhalb eines natürlichen Organismus ist das Zusammenarbeiten durch die Gleichartigkeit der Zellen und ihre völlige Unterordnung unter den Gesamtzweck gegeben. Das bewußte Seelenleben des Menschen bindet dies gedeihliche Zusammenarbeiten an eine Seelenkraft, die im Laufe der Menschheits-Entwicklung entstehen konnte und mußte, weil die Einstellung des Einzelnen auf das Gedeihen des Ganzen die Erhaltung auch des Einzelnen am sichersten gewährleistet. Diese Seelenkraft steht im Gegensatz zum Selbsterhaltungstrieb des Einzelwesens und kann diesen bis zur Selbstaufopferung überwinden. Man bezeichnet sie gewöhnlich etwas unklar als „ideale Gesinnung". Ich habe sie, um ihre Bedeutung als Ersatz der beim Menschen fast erloschenen, bestimmt gerichteten Einzelinstinkte der gesellig lebenden Tiere zu kennzeichnen, die ebenfalls das Gesamtleben über das Einzelleben stellen, als „Gattungstrieb" bezeichnet. Es ist der Trieb des Menschen, der über sich selber hinaus schaffen will (Nietzsche). Er ist beim Deutschen besonders stark entwickelt und steht im Gegensatz zu dem Utilarismus des Engländers, der für sich selber schaffen will und die höhere Lebenseinheit, der er angehört, nur als Mittel betrachtet, ihm die „Freiheit" dazu zu sichern. Wir Deutschen, das Volk des größten Individualismus, sind zugleich das Volk der bestimmten und bewußten Unterordnung unter das Ganze. Aber dieser Gattungstrieb ist von Natur richtungslos; er bekommt seinen Gegenstand erst durch die Überlieferung. Deshalb kann er auch nicht mit der automatischen Sicherheit wirken wie das unbewußte Seelenleben der Einzelzelle. In langer Friedenszeit, die eine Gefährdung des Volksganzen nicht handgreiflich erkennen läßt, wird der Deutsche leicht durch suggestive Einwirkung auf andere höhere Lebenseinheiten abgelenkt, die das völkische Ideal beeinträchtigen, wie es eine außervölkische Religion oder der Kapitalismus tut, der seiner Natur nach

außervölkisch ist. Außerdem kann das Bewußtsein vom gegenseitigen Wettbewerb leicht das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Gedeihen des Ganzen überwiegen und vergiftend auf diesen Wettbewerb einwirken, der dadurch zu einem „unlauteren" wird, oder zu persönlicher Gehässigkeit führen. Es gilt also, den Wettbewerb in Vergessenheit zu bringen dadurch, daß das Bewußtsein auf die gemeinsamen Belangen des Berufes und deren Vertretung innerhalb des gesamten Staatsorganismus wie auf die Erziehung und Förderung des beruflichen Nachwuchses abgelenkt wird. Der schon bei den Tieren vorhandene, im Gegensatz zum Gattungstrieb auf das Einzelwesen gerichtete, aus der Mutterliebe hervorgegangene Hilfstrieb, der sonst den Forderungen des Gattungstriebes oft widerspricht, kann dabei mithelfen.

Wenn nun so auch beim Menschen die Organisation den Kampf ums Dasein unter den zu einer höheren Einheit verbundenen Einzelwesen ausschaltet oder auf begrenzte Gebiete mit beschränkter Wirkung einengt, so muß er um so schärfer unter diesen Einheiten höherer Ordnung zutage treten, bei denen er eine „Kollektiv-Auslese" bedingt, unter der Voraussetzung, daß diese Einheiten in sich nach der Entstehung ihrer Einzelwesen („genetisch") zusammenhängen. So ist schon bei den gesellig lebenden Tieren der Daseinskampf wesentlich ein Wettbewerb unter den verschiedenen Herden und Horden geworden, innerhalb deren durch Inzucht eine gleichartige Besonderheit des Keimplasmas besteht. Beim Menschen entspricht dem die Familie und Sippe; aber der Kampf ums Dasein ist allmählich auf noch höhere Einheiten übergegangen. — Für das Eintreten des Kampfes ums Dasein ist es zunächst einerlei, ob sie nur durch die Kultur entstanden, also nur durch Überlieferung erhalten und durch Werbung erweitert werden, oder ob sie, ganz oder teilweise, auf gleiche Abstammung zurückzuführen sind. Sie sind alle dem Wettbewerb und damit der Auslese unterworfen, und die Vermehrung ihrer Einzelwesen ist wie bei den Naturarten sowohl Mittel für den Kampf ums Dasein wie Ursache seiner Verschärfung. Aber nur die gleichartige rassische Zusammensetzung der Keimanlagen sichert für die Dauer ihren besonderen Charakter. — Dieser durch längere geschichtliche oder selbst vorgeschichtliche Zeiträume fortdauernde Wettbewerb unter den gesellschaftlichen Lebensformen des Menschen hat ihnen eine gewisse Festigkeit gegeben, die um so größer ist, je mehr der Kampf ums Dasein unter ihren Einzelgliedern aufgehoben ist. Es ergibt sich daraus, daß solche Formen nicht einfach durch Dekret beseitigt oder durch andere ersetzt werden können. Sie lassen sich höchstens allmählich abwandeln, wenn die Lebensfähigkeit der höheren Einheit nicht beeinträchtigt werden soll. Es ist ein Verbrechen gegen unser Volkstum, das „freie Spiel der Kräfte" unter „gleichberechtigten" Volksgenossen zu befürworten und weiter zu fördern, das heißt den Kampf aller gegen alle, der die Fortschritte einer tausendjährigen Kultur aufs Spiel setzt und uns in die Verhältnisse der Urzeit zurückführt.

Wenn nun jene Organisationsformen auch nicht durchaus auf gemeinsame Abstammung zurückzuführen sind, so sind sie doch aus den natürlichen vererbbaren Anlagen entstanden oder doch durch sie bedingt, wie es z. B. bei der katholischen und der evangelischen Kirche leicht ersichtlich ist, und können durch Förderung ihrer Glieder im Wettbewerb mit anderen gleichartigen Organisationen als eine Auslese bestimmter Keimanlagen wirken. Ebenso wie die Religionen kann die geschichtlich bedingte wirtschaftliche Gemeinsamkeit oder gemeinsame Sprache wirken, die das Verwandte leichter zusammenführt. Alle diese Einheiten bieten zur Fortzucht vorhandener Keimanlagen Gelegenheit und Anlaß; aber sie können auch neue in ihren Bereich hineinziehen und dadurch ihren Charakter ändern. Nur wenn eine genügende Inzucht bestimmter Keimanlagen in einer Menschheitsgruppe gewährleistet ist, kann die natürliche Einheit des Volksstaates entstehen, die um so mehr in sich gefestigt ist, wenn neben der staatlichen Organisation auch die wirtschaftliche, sprachliche und religiöse Gemeinsamkeit besteht und die Zusammengewöhnung in gemeinsamer Geschichte erleichtert und nicht umgekehrt die Grenzen der anderen Einheiten jene durchkreuzen.

Innerhalb des Staates aber macht die im Geistesleben des Menschen weit rascher als im Naturleben fortschreitende Differenzierung für die Zwecke des Gesamtorganismus die Einzelwesen auch immer mehr von diesem abhängig. Deshalb geht der Kampf ums Dasein beim Menschen mit fortschreitender Kultur immer mehr von den Einzelwesen auf das Leben der Staaten untereinander über. Die „Weltwirtschaft", die vorgeblich zur Vereinigung der Völker führt, entspricht vielmehr der gegenseitigen Abhängigkeit unter den Tier- und Pflanzenarten, die im Kampf ums Dasein ihren Ausdruck findet.

Die Ausschaltung des Kampfes ums Dasein im Kulturleben des Staates bis auf den erwähnten Rest, zugleich mit der Einführung einer positiven Auslese in der gesellschaftlichen Organisation schafft einen Zustand, der dem Leben unserer Haustiere entspricht. In diesem Sinne ist es wohl berechtigt zu sagen, „der Mensch lebt nur noch im Zustande der Domestikation". Die mangelnde negative Auslese, die Nichtbeseitigung der Untauglichen und ihre Zulassung zur Fortpflanzung ist wie bei den Haustieren geeignet, die für die Erhaltung der Art wichtigen Eigenschaften herabzuzüchten. Während aber bei den Haustieren die positive Auslese zur Fortpflanzung bezüglich der uns genehmen Eigenschaften einen künstlichen Erhaltungszustand schafft, bedeutet die Auslese für die Zwecke des Staates beim Menschen vielmehr einen beschleunigten Verbrauch und Verminderung der Fortpflanzung für die Tüchtigsten. Darin liegt die Ursache, weshalb bisher noch jedes Volk schließlich an der Kultur zugrunde gegangen ist; aber die gewonnene biologische Erkenntnis läßt auch die Mittel finden, diesen Abstieg zu vermeiden. Das ist die

eine Aufgabe biologisch begründeter Politik, die ich statt der irreführenden Benennung „Rassenhygiene" als „eugenische Politik" bezeichnet habe, weil es sich gar nicht um Gesundheitspflege vorhandener Menschen handelt, sondern um gesetzgeberische Maßnahmen im Hinblick auf die Entstehung oder Nichtentstehung neuer, während die andere, „die organische Politik" darin besteht, das Vorbild des Zusammenarbeitens der Teile bei den Organismen auf den Volksstaat zu übertragen, um seine Lebensfähigkeit zu erhalten und ihn tauglicher für den Kampf ums Dasein zu machen.

Denn wie im Naturleben der Kampf ums Dasein auf die Erhaltung der Art, nicht des Einzelwesens gerichtet ist, so ist im Menschenleben Erhaltung des Volkstums das natürliche Recht jedes Volkes und darauf hinzuwirken damit die sittliche Pflicht jedes zu ihm gehörenden Einzelnen, die ihm durch die innere Stimme des „Gattungstriebes" gewiesen wird. Dazu gehört aber die staatliche Organisation. Daher das Streben der einzelnen Völker, sich für sich staatlich zu organisieren, seitdem sie begonnen haben, selber bei der Gestaltung ihrer Geschicke mitzuwirken. Angesichts der Erfahrungen, die wir letzthin mit den Balkanstaaten gemacht haben, oder unserer eigenen bei den Polen oder der Vlamen in Belgien, oder der verschiedenen Völker in Österreich wirkt es komisch, wenn heute noch von der überwiegenden Kraft der „gemeinsamen Geschichte" über das Volkstum geredet wird. Diese ist nur wirksam auf der Grundlage des gemeinsamen Volkstums, das allein den Kampf ums Dasein ausschalten und den einheitlichen Willen verbürgen kann, der sich in einer starken Regierung, einerlei welcher Form, verkörpert, der im gesamten Naturleben die Entstehung und den Bestand jedes Organismus bedingt, der die Gesamtheit erst zu einer „Ganzheit" macht. Der Kampf ums Dasein unter den Teilen ist aber sofort wieder da, wo die Organisation wankt, wo die Regierung schwach wird und die widerstreitende Selbstsucht der Stände nicht im Zaum hält oder vollends die der verschiedenen Stämme eines völkisch gemischten Staates, die nur eine gemeinsame Gefahr des Kampfes ums Dasein in Form einer „Symbiose" zusammenhalten kann.

Wenn nun schon beim einzelnen Menschen das Bewußtsein vom Kampf ums Dasein, soweit er nicht durch die staatlichen Einrichtungen vermieden oder durch Kultur gemildert ist, leicht dazu führt, den natürlichen Wettbewerb zu einem wirklichen Kampfe zu machen, so ist dies vollends unter den höheren Lebenseinheiten der Völker der Fall, unter denen eine zusammenfassende Organisation fehlt und bei der, trotz aller Annäherung der äußeren Form des Lebens, vererblichen natürlichen Verschiedenheit der Rassenanlagen und der Unmöglichkeit eines einheitlichen leitenden Willens auch nicht zu erreichen ist.

Der Widersinn des Begriffes „Völkerrecht" dürfte durch den jetzigen Weltkrieg auch dem verbohrtesten Schwärmer für Weltbürgertum klar geworden sein, insofern er noch etwas anderes darunter versteht als die durch die

Selbstachtung eines Volkes sich ergebenden Einschränkungen des kriegerischen und friedlichen Wettbewerbs, die eingehalten werden können, solange es auch der Gegner tut.

Durch die Einschränkung der natürlichen Ausmerze im Kulturleben beschleunigt die staatliche Organisation den Umtrieb der Nahrung und ermöglicht das Zusammenleben einer ungemein viel größeren Anzahl von Bewohnern auf demselben Raum. Daß diese vermehrte Volkszahl dauernd in einem gegebenen Landgebiet nur gesichert werden kann unter der Voraussetzung, daß alle Nahrung im Inlande hergestellt oder in Friedenszeiten nur gegen andere ausländische ausgetauscht wird, die ausschlaggebende Bedeutung des „inneren Marktes", ist auch eine durch diesen Krieg bestätigte, biologisch längst erkannte Wahrheit. Der Begriff „Nahrung" ist natürlich für die entwickelteren Völker im weiteren Sinn zu fassen, indem er z. B. die Kohle und den Erzgehalt des betreffenden Gebietes mit umfaßt. Schließlich muß aber auch diese Möglichkeit ihre Grenze finden an der begrenzten Menge von Sonnenenergie, die der landwirtschaftlich benutzten Fläche zufließt. In unkultivierten Ländern, die auf die wildwachsende Nahrung angewiesen sind, muß die Grenze natürlich viel früher erreicht werden. In jedem Falle aber macht sie sich, ebenso wie im Naturleben der Tierwelt, noch ehe sie erreicht ist, bemerklich, um so mehr, je weiter die geistige Entwicklung die Voraussicht erstreckt. Dieser den Kampf ums Dasein innerhalb des Staates wieder belebenden Voraussicht gegenüber sucht die staatliche Organisation ihren Angehörigen die Mittel des Unterhalts zu sichern, wenn unberechtigter Zwischenhandel die Lebensmittel und den sie hervorbringenden Boden verteuert. Je mehr der Daseinskampf innerhalb der staatlichen Organisation ausgeschaltet wird, um so sicherer und stärker muß er sich auf die höheren Einheiten übertragen und zu einem wirklichen Kampfe der Völker führen; denn das Gedeihen durch den inneren Frieden weckt den Neid der anderen Völker. Ob im Kampfe aller gegen alle oder in hordenmäßiger oder schließlich völkischer Gruppierung, muß der Mensch, wie ich schon früher ausgesprochen habe, weil er auf der Erde kein höheres Wesen über sich hat, das als ausmerzender Faktor wirkt, selber diese Rolle übernehmen. So ist die Kampfeslust mit biologischer Notwendigkeit ein Grundtrieb des Menschen geworden, der sich auch da betätigt, wo der Wettbewerb um die Nahrung keinen unmittelbaren Anlaß dazu bieten würde, z. B. bei Völkern spärlich bewohnter üppiger Landstriche, wo eigentlich überhaupt kein Kampf ums Dasein stattzufinden brauchte.

Nur wo der Kampftrieb, wenn auch im Unterbewußtsein schlummernd, seine volle Stärke bewahrt, kann deshalb auch auf höherer Kulturstufe ein Volk sein Dasein sichern. Die höhere Kultur besteht eben darin, daß innerhalb des im Staate organisierten Volkes der Kampf ums Dasein immer ausschließlicher in den Formen des „lauteren Wettbewerbs" sich vollzieht, während er im Wettstreit der Völker als eigentlicher

Kampf bestehen bleibt und um so größere Bedeutung gewinnt. Die so sich ergebende biologische Notwendigkeit des Krieges bedingt es, daß dauernder Friede, wenn er nicht mit ernsthafter Vorbereitung zum Kriege verbunden ist, entartend wirkt, der Krieg selbst aber als „Schöpfer und Erhalter der Staaten" sich bewährt. Das kann er aber nur da, wo er, wie unser Verteidigungskrieg, für die wahren Belange des Volkes geführt und — ausgenutzt wird. Er führt aber zum Untergang des Volkes, das sich für den Nutzen Einzelner mißbrauchen läßt, sei es machthungriger Herrscher oder profithungriger, das Staatsleben bestimmender Geldmänner. Auch dieser Mißbrauch wird schon im Frieden vorbereitet durch die systematische Irreführung eines Volkes, wie des englischen, dessen entsprechende Lebensrichtung diese Beeinflussung erleichtert, das an der Macht und an dem Profit teilzuhaben glaubt, aber in seiner Lebenshaltung immer mehr herabsinkt, während eine kleine Gruppe Reichtümer über Reichtümer häuft.

An sich ist der Krieg eine Schädlichkeit. Aber im gesamten Naturleben geht die Anpassung an Schädlichkeiten so weit, daß ein völliges Ausbleiben als eine neue Schädlichkeit wirkt: Gräser bestocken sich nicht ordentlich, wenn sie nicht von weidenden Tieren abgefressen werden, oder wenn im Garten der Rasen nicht öfter beschnitten wird. Viele Pflanzen kommen nicht recht zur Blüte, wenn sie nicht eine gewisse Winterkälte überstanden haben, wie ja auch das Ausbleiben des Winters dem nordischen Menschen nicht gut tut. Karpfen, die nicht öfter vom Hecht gejagt werden, sind fett und schwerfällig. Das gilt auch für weidende Säuger gegenüber den Raubtieren. Die Tüchtigkeit kann nur erhalten bleiben durch Bewährung.

Diese Bedeutung des Krieges tritt im jetzigen Weltkriege mit voller Wucht zutage; er ist aber auch geeignet, bei uns und anderen Völkern zu zeigen, daß der Kampf ums Dasein, in welcher Form auch immer er auftreten mag, nicht die Eigenart schafft, wie die mechanistisch-darwinistische Weltanschauung glaubt, sondern die Eigenart bewährt und durch Ausmerzen der aus der Art schlagenden Einzelwesen befestigt. Es ist deswegen auch verkehrt zu erwarten, daß die Engländer, Franzosen und Russen durch diesen Krieg „belehrt" würden und anders als zur Begegnung einer gemeinsamen Gefahr ein Zusammengehen mit ihnen möglich wäre, das etwa der gelben Rasse gegenüber in späterer Zeit notwendig sein könnte. Jedes dieser Völker hat sich im Wettbewerb mit anderen in seiner Eigenart bis zu der Übertreibung weiter entwickelt, die auch im Naturleben bei der Fortbildung der Arten sich häufig zeigt und schließlich zum Untergang im Kampf ums Dasein führt.

Daß der germanische „Grundstock" unseres Volkes sich soweit erhalten hat, daß sein Geist in diesem Kriege für dessen Haltung den Ausschlag geben konnte, ist nur dadurch möglich geworden, daß der ungeheuere

industrielle Aufschwung unseres Volkes seine durch Änderung der Lebensbedingungen umzüchtende Wirkung erst durch wenige Generationen entfaltet hat, so daß die vom Lande in die Stadt ziehenden und dort in die leitenden Stellen aufrückenden rassetüchtigsten Volksbestandteile noch nicht ganz in ihrer Rassenkraft und Fortpflanzungsfähigkeit zermürbt waren und den germanischen Geist durch Überlieferung im wesentlichen festgehalten haben. Die Engländer dagegen haben in einer durch Jahrhunderte fortgesetzten Krämer- und Seeräuberpolitik anders geartete Rassenkräfte gepflegt und fortgezüchtet. Der Kampf ums Dasein entscheidet über die Eignung dieser Kräfte zur Erhaltung der Art: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." (Schluß folgt.)

Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage.

Karl Felix Wolff (Bozen).

(Schluß.)

Warum bilden nun sowohl in Indien, als auch in Afrika die Langköpfe die überwältigende Mehrheit? — Weil es, der seelischen Veranlagung der Langköpfe entsprechend, fast nur Langköpfe waren, die, aus der syrischen Urheimat abwandernd, diese fernen Neuländer erreichten. Daß aber der äthiopischen Urbevölkerung Afrikas und Indiens einheimische Kurzköpfe nicht fehlten, beweisen die kurzköpfigen Zwergstämme, die sich am Ruwenzori, auf Malakka und an anderen Stellen erhalten haben. Da indessen bei schweifenden Jägervölkern die Lebensbedingungen für den kurzköpfigen Rassenteil überhaupt schlechtere sind als für den langköpfigen, so werden die Kurzköpfe schon unter den Ureinwohnern Afrikas und Indiens in der Minderheit gewesen sein. Über beide Länder sind dann zahlreiche Ströme fremder Langköpfe hinweggegangen und haben die einheimische Bevölkerung durch Tötung der Männer und Vermischung mit den Weibern gleichsam aufgelöst; nur in den Hochgebirgen, Sumpfgeländen und unzugänglichsten Urwäldern finden wir noch unvermischte oder richtiger gesagt nahezu unvermischte Reste der bodenständigen Rassenstämme; und da sehen wir denn, daß diese, gleich allen übrigen Rassenstämmen der Menschheit, aus Lang- und Kurzköpfen zusammengesetzt waren.

Diese neue Anschauung von der stoßweisen Ausbreitung der wichtigsten Rassenstämme setzt allerdings ungeheure Zeiträume voraus, denn auch die Äthiopier haben sich doch einmal irgendwo gebildet und dann ausgebreitet. Aber es wird jedem, der sich mit Rassenfragen eingehend beschäftigt, seit der Entdeckung des Homo Aurignacensis immer klarer, daß wir mit einer alle unsere bisherigen Vorstellungen weit überholenden Lebensdauer der einzelnen Rassenstämme rechnen müssen. Auch die Neander-

taler werden wir kaum noch als unsere Ahnherren betrachten dürfen, seitdem Klaatsch gezeigt hat, daß in Krapina nicht nur Lang- und Kurzköpfe, sondern auch neandertaloide und aurignacähnliche Skelettreste nebeneinander vorkommen. Die Neandertaler, aus denen man alle jungpaläolitischen und neolithischen Rassen hervorgehen lassen wollte, waren also keineswegs unsere Ahnherren, sondern eine vollkommen selbständige alteuropäische Rasse, die sich am Ausgange des Diluviums den veränderten Lebensverhältnissen nicht mehr anpassen konnte und deshalb ausstarb, genau so wie die Tasmanier ausstarben und wie die Ainu unrettbar demselben Schicksal entgegengehen.

Ostindien und die Südseeländer werden zur Stammesgeschichte des Menschen noch die wichtigsten Beiträge liefern; denn dort ist gleichsam der große Abfallwinkel, in den die Natur allerhand Rassentrümmer geworfen hat — alte Splitter, Schlacken und Reste, die in der tobenden europäisch-vorderasiatischen Rassenschlacht längst versunken und verschwunden wären, wenn sie nicht die Flucht nach Südindien und auf die entlegenen Inseln des Stillen Meeres ergriffen hätten. Denn in Europa, wo die höchstentwickelten Rassenstämme feindlich aufeinanderprallen, ist das Herz und die treibende Kraft der Schöpfungswerkstatt und nur die äußersten Pulsschläge dieses riesenhaften Blutkreislaufes reichen bis in die Enden der ostindischen Welt.

Der nordländische Rassenstamm befand sich im Ruhezustand, d. h. seine Lang- und Kurzköpfe waren gleichmäßig durcheinander gemischt, als er während der Eiszeit in Frankreich wohnte. Aber mit dem Ausapern der nord- und mitteleuropäischen Landflächen begann die Spaltung: als Ansiedler für diese Neuländer kamen hauptsächlich Langköpfe in Betracht. Die Ausbreitung geschah auch hier in verschiedenen aufeinander folgenden Wellen, wobei jedesmal die Kurzköpfe der älteren Schichte in die unwirtlicheren oder unwegsameren Landesteile abgedrängt wurden, während die Langköpfe entweder in den Kämpfen fielen oder nach entlegenen Neuländern abzogen. Betrachten wir den Weg, den die Blonden von Frankreich nach Schweden gewandert sein müssen, so wird uns die Abdrängung der Kurzköpfe vollkommen klar: zum größten Teile blieben sie in Frankreich zurück, andere warfen sich in die Alpen, in das versumpfte holländische Küstenland oder sie wurden gar bis nach Irland abgedrängt. Ihre Anordnung zu beiden Seiten der großen Straße ist offensichtlich; sie meiden das freie, ebene Land und suchen Schutz hinter natürlichen Hindernissen; gleich einer kampfesmüden Truppe verlassen sie den Heerweg und schlagen sich seitwärts in die Büsche. So verstehen wir nun, wie es zu deuten ist, wenn wir die blonden Kurzköpfe in Norwegen und Finnland, d. h. zu beiden Seiten des großen norddeutsch-dänisch-schwedischen Ariergebietes finden — sie sind ausgewichen. Natürlich nicht nur einmal, sondern jedesmal, wenn auf der großen Straße Frankreich—Schweden irgend

eine Bewegung stattfand. Die Blonden zogen natürlich nicht nur nach Schweden, sondern auch nach Rußland hinein; dabei warf sich z. B. ein Schwarm blonder Kurzköpfe auf die Waldaihöhen, wo sie heute noch sitzen; die Langköpfe, die zu ihnen gehörten, sind vielleicht bis nach China gekommen und längst zugrunde gegangen, während sich die Waldaileute erhielten und vermehrten. Denn der Langkopf ist der Bahnbrecher, der Stürmer und Dränger, der Sucher und Kämpfer, der siegen oder sterben will; er trägt die Fahne des Fortschrittes bis zu den fernsten Ländern und versinkt dort im Chaos der minderwertigen Rassen; er ist ihr Herr und ihr Opfer zugleich: wohl bringt er das Schwert und beherrscht sie, aber er verschwendet an sie auch all seine Gaben, sein Blut, seine Sprache, sein Wissen. *Darum hat sich der Langkopf des nordländischen Rassenstammes nur dort erhalten können, wo er menschenleeres Neuland traf: im Norden Europas, den einst das Eis bedeckte.*

Anders der Kurzkopf mit seinem nüchternen, allen ausgreifenden Unternehmungen und aller Schwärmerei abholden Wesen. Wo er sich einmal eingenistet hatte, dort hielt er stand. Seine außerordentliche, wahrhaft bewundernswerte Zähigkeit bewährte sich am glänzendsten in Frankreich, als in der mittleren Steinzeit der *afrikanische Völkersturm* hereinbrach, der die Spitzen der mittelländischen Rasse bis nach England vordringen ließ. Die Verdorrung der Sahara trieb jene Nordafrikaner in großen Schwärmen nach Europa und der Kampf zwischen ihnen und den in Frankreich seßhaften Blonden vom nordländischen Rassenstamme muß ein verzweifelter gewesen sein. Wir haben gute Gründe für die Annahme, daß dieser Riesenkampf in mehrere Phasen zerfiel und daß der Sieg wiederholt auf Seite der Blonden war. Der plötzliche Zusammenbruch der künstlerisch so hoch stehenden Magdalénienkultur läßt sich wohl nicht anders deuten, als durch einen kräftigen Vorstoß der Afrikaner über Spanien nach Südfrankreich. Allein das Azilien, das keineswegs aus dem Magdalénien Südfrankreichs herzuleiten ist, sondern auf nordfranzösisch-belgische Mischkulturen zurückgeht, finden wir dann wieder längs der ganzen nordafrikanischen Küste verbreitet. Also war es den Blonden gelungen, noch einmal die Afrikaner zu überwältigen und ihrerseits in Afrika einzufallen. Die zunehmende Verschlechterung der klimatischen und pflanzen- und tiergeographischen Verhältnisse Nordafrikas zwang jedoch die dortigen Bewohner, namentlich die aus der Sahara Verdrängten, zu neuen Angriffen auf Europa. Die Archäologie zeigt uns, daß die Kultur des Azilien in Südfrankreich restlos dahinschwand und daß dann dort jene kulturarme Öde eintrat, die man als „*Hiatus*" bezeichnet, ein Kultursturz, eine Zeit des Stillstandes und der Rückständigkeit, die man in Skandinavien und Norddeutschland, den neuen Wohnsitzen der blonden Langköpfe, *nicht gekannt hat*; die Anthropologie aber lehrt uns, daß eine brünette Rasse über Spanien und Frankreich die britischen Inseln erreicht hat. Mit

großer Klarheit ersehen wir daraus, daß die in Frankreich uransässigen Blonden den Gewaltansturm der Afrikaner nicht mehr aufzuhalten vermochten. Da Jägervölker keine Sklaven brauchen können, so waren die damaligen Kämpfe Mordkämpfe bis zur völligen Vernichtung der Unterliegenden. Damals sind die blonden Langköpfe aus Frankreich ganz vertrieben worden; teils fielen sie in den unzähligen Gefechten, teils brachen sie nach dem Norden auf, um neue Wohnsitze zu gewinnen. Nicht so ihre kurzköpfigen Brüder, die sich am Nordabhange der Pyrenäen, in den Bergen zu beiden Seiten der Saône, in den Westalpen und in der Bretagne bis zum heutigen Tage erhalten haben. Das Bild ist deutlich: die blonden Langköpfe kämpften und starben und die nicht starben, wanderten aus, — die blonden Kurzköpfe zogen es vor, in die damals eben erst eisfrei gewordenen und deshalb noch unbewohnten Gebirge zurückzuweichen, die einerseits der Fremdrasse wenig begehrenswert erschienen, andererseits eine hartnäckige Verteidigung ermöglichten.

So wurde der nordländische Rassenstamm gespalten.

Damit erscheint uns die Arierfrage in einem ganz neuen Lichte. Alle Blonden, ob lang- oder kurzköpfig, haben einst zusammengehört und einen Stamm gebildet. Wo sie entstanden sind, wissen wir nicht, können es aber vermuten. Ihre Urheimat ist wohl jene „Arktogäa", jenes Nordland, das jetzt vom Meere bedeckt wird, in der Tertiärzeit aber eine blühende Flur gewesen sein muß, an welche uns heute nur noch die Reste von Brotfruchtbäumen auf Grönland wehmütig erinnern. Man denke nur, auf Grönland, an dessen Küsten heute die Eisberge treiben und auf dessen trostloser Hochfläche kantige Nunatakr pflanzenleer emporstarren, auf Grönland herrschte südländisches Klima![1]) Die Botaniker und Pflanzengeographen berechnen, daß die mittlere Julitemperatur im nördlichsten Grönland + 17° C. betragen haben mag und daß die Verhältnisse in Spitzbergen nicht viel ungünstiger gewesen seien. Da brauchen wir nicht mehr ratlos zu stehen, wenn wir in den Veden der indischen Arier lesen: „Anfangs war es ein gesegnetes, glückliches Land, bis der böse Geist es durch Schnee und Eis verdarb, so daß seine Bewohner daraus flüchten mußten; diese Urheimat hat jetzt zehn Monate Winter und nur zwei Monate Sommer; in diesem vereisten Lande gingen Sonne, Mond und Sterne nur einmal des Jahres auf und unter und das Jahr erschien den Menschen nur wie ein Tag, denn es bestand nur aus einem Tag und einer Nacht"; — wenn dieselben Veden an vielen Stellen die „dreißigtägige Morgenröte" preisen, — oder wenn das griechische Wort für „Tag", ἦμαρ, etymologisch unserem „Sommer" entspricht, woraus man schließen kann, daß für die ältesten Arier Tag und Sommer ein Begriff gewesen sein müssen. Dafür genügt aber weder der Aufenthalt in dem eisumklammerten

[1]) Vergl. O. Heer: „Flora fossilis arctica" und R. Keller: „Die fossile Flora arktischer Länder", Kosmos, 16. Bd.

Frankreich der Diluvialzeit, noch der spätere in Skandinavien, wenn auch Erinnerungen an den skandinavischen Aufenthalt in die Veden mitverflochten erscheinen. Auf jeden Fall kann angenommen werden, daß die Erinnerung an wichtige Vorfälle von schriftlosen Völkern mit ungeheuerer Zähigkeit bewahrt wird[1]).

Aus dieser Arktogäa hat die beginnende Eiszeit die Nordländer nach Süden gedrängt und endlich in Frankreich eingeschlossen. Hier sind sie zwischen dem Weltmeere und den Eiswüsten in einem feuchten, nebeligen Klima, in dem die Sonne nur noch als „leuchtender Himmel" (Deivos) erschien, blond geworden, d. h. sie verloren aus den Haaren, aus den Augen und aus der Haut den Farbstoff, der schon ehedem bei ihnen nicht stark entwickelt gewesen sein mag. Als dann der Eiswall fortschmolz, traten sie als Blonde in die Menschheitsgeschichte und in den großen Rassenkampf.

Das gilt aber nicht nur für die Langköpfe, sondern auch für ihre kurzköpfigen Brüder. Mag man immerhin in den Langköpfen das edlere, gleichsam vergeistigte Element des alten Rassenstammes erblicken, so wird ihr Verhältnis zu den blonden Kurzköpfen, die in Frankreich und Süddeutschland so zahlreich auftreten, immer rätselhaft bleiben, wenn man sich nicht entschließt, umzulernen und die asiatische Hypothese vollständig fallen zu lassen. Gewiß haben die Langköpfe manches voraus, aber dieser Vorzug liegt eben darin, daß sie eine Auslese der unternehmender, heldenhafter, schwärmerischer, ja, man kann geradezu sagen: vornehmer Gesinnten bilden. Sie sind ohne Zweifel die Liebenswürdigeren, ob aber auch im Lebenskampfe auf die Dauer die Tüchtigeren, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls haftet ihnen etwas Unstätes und Ruheloses an; sie taugen wohl zum Forschen und Erfinden, zum Herrschen und Befehlen, zu Großtaten des Heldenmuts und der Selbstentäußerung, nicht aber zu geduldiger Kleinarbeit, zum zähen Festhalten und unermüdlichen Ausbauen, Verbessern und Vermehren des einmal Errungenen. Diese Eigenschaften kommen den Kurzköpfen zu; diese Eigenschaften bilden aber die wahre und unersetzliche Grundlage jeder gediegenen und dauerhaften Kultur.

Und darum sage ich: weder die Langköpfe noch die Kurzköpfe können für sich bestehen, wenn sie das leisten wollen, wozu ihr Rassenstamm im Kreise der Menschheit befähigt ist; sie ergänzen sich vielmehr und müssen das anstreben, was ich den Rassenausgleich nenne, nämlich die völlige Durcheinander-Mischung der Lang- und Kurzköpfe und die Wiederherstellung des ausgeglichenen Rassenstammes. Während nun die Kurzköpfe bei ihrem Hange zur Ruhe und zum Althergebrachten solche Neuordnungen scheuen

[1]) Die ladinischen Fassaner in den Dolomiten gedenken noch des römischen Konsuls Munatius Plancus, der die Talschaft unterwarf, ohne daß gelehrter Einfluß angenommen werden könnte, denn der Name ist, den ladinischen Lautgesetzen entsprechend, in Munez umgebildet.

und sich mit förmlicher Sprödigkeit dagegen sträuben, zeigen die Langköpfe ein stürmisches Begehren nach dem Rassenausgleich. Da ihnen aber — wenn auch nicht vollständig — das Bewußtsein dafür fehlt, welches der richtige Ergänzungsteil sei, so kommt es vermöge ihres Tatendranges und Wandertriebes häufig zu Nebenausgleichen, ja zu Ausgleichsirrungen. Als Nebenausgleich bezeichne ich die Vermischung der erobernden Langköpfe mit einer nicht ebenbürtigen Kurzkopfrasse, als Ausgleichsirrung die Vermischung zweier Langkopfrassen.

Ein Nebenausgleich geht schnell vor sich, weil der Widerstand gering ist, leistet aber auch wenig, denn die Langköpfe finden bei minderwertigen Kurzköpfen nicht alle jene Gegenwerte, deren sie bedurft hätten. Ein solches Mischvolk überschäumt förmlich von Kraftgefühl, denn die Unterschichte übernimmt von ihren Führern alle Leidenschaften, ohne sie ausgleichen, d. h. zügeln und in ersprießliche, kulturfördernde Arbeitslust umsetzen zu können. Als Beispiel nenne ich die Tschechen, die ohne deutsche Anleitung und Hilfe nichts zustande gebracht haben, als das rasende Toben der Hussitenkriege und einen maßlosen völkischen Größenwahn. Sie bestehen der Hauptmasse nach aus jenem kleinwüchsigen, dunklen Kurzkopf, den ich Sudetentypus nenne; ihre Führer sind teils Altslawen, teils abtrünnige Germanen, also in beiden Fällen blonde Langköpfe.

Erzeugnisse der Ausgleichsirrung sind die romanischen Völker, abgesehen von ihren kurzköpfigen Gebieten (Oberitalien, Südostfrankreich, Bretagne u. s. w.). Kann man den nordischen Langkopf den Sauerteig der Menschheit nennen, so sind die durch Ausgleichsirrung entstandenen Völker menschliche Sprengstoffe. Alle Tugenden, aber auch alle Fehler der Langköpfe erscheinen bei ihnen verdoppelt: die Liebenswürdigkeit, der schwärmerische Sinn, aber auch die Leidenschaftlichkeit und das unstäte, jeder ausdauernden Kleinarbeit abholde Wesen. Man denke daran, daß Frankreich die Heimat der Ritterpoesie und des Frauendienstes ist, aber auch die Heimat des ruhmredigen Ehrenduells, die Quelle aller großen Aufstandsbewegungen und so recht das Land der Phrase — lauter Folgen der Ausgleichsirrung, denn hier haben sich zwei Langkopfrassen vermischt: — die nordische und die mittelländisch-afrikanische. Wie sehr diese Tugenden und Fehler von der Ausgleichsirrung bestimmt werden, beweist am besten ein Vergleich der einzelnen Gebiete: das liebenswürdige und entsetzliche Frankreich der Ritterpoesie und der Jakobiner ist das Frankreich der langköpfigen Provençalen und Pariser. Ganz anders geben sich die kurzköpfigen Franzosen aus den Alpengegenden und aus der Bretagne: sie kennen weder die Galanterie, noch die politische Leidenschaft oder gar die Phrase, sie sind schlichte, blonde Bauern, die man mit Holländern oder Pommern verwechseln könnte, sie arbeiten in alter Einfachheit und Selbstzufriedenheit auf ihrer Scholle und wenn die Regierung ruft, so bilden ihre starkknochigen, geduldigen und folgsamen Söhne den Kern des französischen

Heeres[1]). Schade um diese Wackeren, die Blut von unserem Blute sind! In grauer Vorzeit, als der blonde Rassenstamm von den Afrikanern überrannt wurde und die blonden Langköpfe nach Skandinavien auswanderten, da blieben ihre kurzköpfigen Brüder in den Bergen Frankreichs zurück, wo sie dann nach Jahrtausenden mit den fremden Landesgenossen zu einem Volke verwuchsen. Allein die blonden Langköpfe, die im Norden zahlreich geworden sind, kommen wieder, um die Jagdgründe ihrer Väter zurückzu fordern und die in Fesseln geschlagenen Brüder zu erlösen.

Ein Sehnen geht durch die Langköpfe des Nordens, das Sehnen nach dem arischen Ausgleich. Alle blonden Kurzköpfe von Finnland bis zur Bretagne und bis in die Westalpen, welche Sprachen sie auch sprechen, zu welchem Volke sie sich auch bekennen mögen — alle gehören zu uns, alle sind Fleisch von unserem Fleische und sie alle müssen erlöst werden.

Denn es gibt nur einen würdigen Lebenszweck für die blonden Langköpfe, nämlich die Vermischung mit den blonden Kurzköpfen. Das ist der arische Ausgleich, das ist die Wiederherstellung des nordischen Rassenstammes in seiner Gänze und in seinem Gleichgewicht. Man hat uns vorgeredet, daß das höchste Ziel der Rassenpflege die Erhaltung der blonden Langköpfe in unvermischter Reinheit sei, — man hat uns gelehrt, daß alle Kurzköpfe aus Asien gekommen und daß die blonden Kurzköpfe nur durch Verschränkung der Rassenmerkmale entstanden sein könnten, — man hat uns vorgejammert, daß die Rassenwertigkeit des deutschen Volkes sich verschlechtere, weil es im Verhältnis nicht mehr so viele Langköpfe aufweise, wie das germanische der Reihengräberzeit, — man hat von „Ariердämmerung" gesprochen. . . . Ich aber sage nein! Denn **dieses deutsche Volk** mit seinen blonden Kurzköpfen auf dem Rückgrat der Alpen und seinen blonden Langköpfen am fernen Meeresgestade **ist der neue Kern** des in Wiedergeburt begriffenen nordländischen Rassenstammes, **ist das echte und rechte Ariervolk** im vollen Sinn des Wortes!

Aber noch stehen wir am Anfang des großen Genesungsvorganges. In unzähligen Wellen müssen sich die blonden Langköpfe in das Gebiet ihrer kurzköpfigen Brüder ergießen — friedlich und freudig willkommen geheißen, wo die politischen Verhältnisse die Bahn bereits geebnet haben, mit dem Schwert in der Hand, wo noch die afrikanische Fremdrasse die Brüder in Fesseln hält. Der wahre Homo Europaeus, ein ungeheures Stammvolk, ein einheitliches Volk, das weder die Ruhelosigkeit der Langköpfe, noch die Verstocktheit der Kurzköpfe kennen wird, ist im Wachsen und Reifen begriffen: ein Volk von ausgeglichenen Ariern!

---

[1]) Nach Zeitungsberichten waren die Verteidiger von St. Mihiel, die den stürmenden Deutschen einen außerordentlich mutigen und nachhaltigen (nach dem Briefe eines Teilnehmers „bulldoggenartigen") Widerstand entgegensetzten, blonde Leute aus dem Jura. Es ist dies das kurzköpfigste Gebiet in Frankreich.

Nicht nur der nordländische, jeder Rassenstamm, der gespalten worden ist, drängt zum Ausgleiche zurück, wobei die Langköpfe, ihrer seelischen Veranlagung entsprechend, die Rufer im Streite und die Führer bilden. Was hat man nicht alles über die Juden geschrieben, auch nachdem Felix v. Luschan die richtige anthropologische Deutung für ihren Rassenaufbau gefunden hatte! Endlos zog sich der Streit hin, ob die Juden Kurzköpfe oder Langköpfe seien. Die Lehre vom Rassenausgleich erledigt diesen Streit: die Juden sind für die Semiten genau dasselbe, was die Deutschen für die Arier sind, ein Gemisch von Lang- und Kurzköpfen desselben Rassenstammes! Die Juden verbinden die Zähigkeit der kurzköpfigen Armenoiden mit allen Leidenschaften der langköpfigen arabischen Beduinen, die Juden sind ausgeglichene Semiten, wie die Deutschen ausgeglichene Arier sind!

Die Südchinesen und Malaien bieten uns ebenfalls und — im Hinblick auf die Masse — das großartigste Beispiel eines ausgeglichenen Rassenvolkes. Die Kurzköpfe überwiegen; aber allenthalben, auch in Siam und auf den Sundainseln, erscheinen Langköpfe von mandschuischem Typus. Der Ausgleich ist hier, soweit das südliche Gebiet in Betracht kommt, eine vollendete Tatsache und viel weiter gediehen, als etwa bei den Deutschen. Nur im Norden befinden sich ausgesprochene Langkopfgebiete, von denen neue Bewegungen ausgehen, so im 17. Jahrhundert von den Mandschu und jetzt von den ebenfalls langköpfigen Japanern. Die Einheitlichkeit des mongolischen Rassenstammes wird aber dadurch nicht im geringsten gestört — im Gegenteil immer mehr gefestigt.

Eine ungeheure Menge von einschlägigen Fragen wäre hier noch zu erörtern. Nur auf einige sei noch hingewiesen.

Nyström fand durch Messungen an 500 Schweden, daß in Schweden die Kurzköpfigkeit in den höheren und gebildeten Schichten häufiger ist als bei den Bauern und Arbeitern. Diese Tatsache erscheint rätselhaft, solange man an der Meinung festhält, der blonde Langkopf stelle für sich allein den höchsten Menschentypus dar.

Viele berühmte Gelehrte, Künstler und Politiker waren kurzköpfig; Schiller hatte einen Längen-Breiten-Index von 84, Hamerling von 85.3, Schopenhauer von 86, Kant von 88.5, Leibniz gar von 90.3. Zollschan („Das Rassenproblem", Wien und Leipzig, 1910) glaubt dadurch dartun zu können, daß die Lehre von der Überlegenheit der Nordeuropäer hinfällig sei. Dieser Schluß drängt sich auch tatsächlich auf, solange man alle Kurzköpfe für Asiaten hält.

In den vornehmen römischen Familien war, wie die Bildwerke zeigen, eine kurze, abgerundete Schädelform sehr häufig (Birkner, „Die Rassen und Völker der Menschheit", S. 409 ff.); diese Schädelform können die Römer nicht durch Vermischung mit der Urbevölkerung Latiums erworben haben, weil sie dort außerordentlich selten ist; sie muß vielmehr aus Mitteleuropa

herrühren. Ich deute das durch die Annahme, daß bei ausgeglichenen Ariern alle Schädelindizes vom niedrigsten bis zum höchsten vorkommen, daß aber die hohen Indices häufiger seien, weil sich die Kurzköpfe allen Lebensverhältnissen besser anpassen als die ungestümen, leidenschaftlichen Langköpfe.

Die sogenannte falsche Kurzköpfigkeit, die durch starke Entwicklung des Vorderhirns bei Kulturmenschen entstehen soll, muß wohl auch berücksichtigt werden, sie genügt aber nicht, um so gewaltige Indizes, wie die oben angeführten, zu erklären. Es ist auch nicht richtig, daß ein großes Gehirn aus mechanischen Gründen zur Rundung des Schädels führen müsse. Diese Erfahrung kann man nicht nur tausendfach in der Gegenwart machen; sie gilt auch schon für die paläolithische Zeit; der außerordentlich lang gebaute Schädel von Chancelade z. B. hat einen ungewöhnlich großen Raumgehalt. Auch die Schädel von Cro Magnon sind lang, bei stattlichem Raumgehalt und gut entwickelter Stirn.

Die Langköpfe als der aktive Rassenteil verbreiten neue Kulturen und meist auch neue Sprachen; sie bilden — solange der Ausgleich nicht vollzogen ist — die Herrenschichten. Da nun die Mitglieder der Herrenschichten mit besonderer Sorgfalt bestattet werden, so finden wir in den vorgeschichtlichen Gräbern, wenigstens beim Einsetzen einer neuen Kultur, fast lauter Langköpfe. Daß deshalb die Langköpfe innerhalb der Gesamtbevölkerung doch weit in der Minderheit sein können, hat meines Wissens zuerst Gustaf Kossinna erkannt. Im „Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte, Bd. IV, S. 177, schrieb er: „Die Archäologie zeigt mit ihren Kulturen die Herrenvölker und ihre Sprachen an; sie läßt aber die unterjochte Bevölkerung mit ihrer oft abweichenden Rassenbeschaffenheit nicht erkennen, weil diese eben keine eigene Kultur besitzt." Erst später, nämlich im Verlaufe des sich vollziehenden Ausgleichs, erscheinen Kurzköpfe in der Herrenschichte und ihre Zahl nimmt im Verlaufe der Zeit immer mehr zu, bis ein neuer Schwarm von Langköpfen erobernd in das Land einfällt.

Endlich sei noch eine Bemerkung über die Farbe gemacht. Daß helle Augen sich zäher vererben als blonde Haare, kann man überall beobachten. Aber auch braune Augen findet man häufig bei Menschen, die sonst in jeder Hinsicht nordeuropäische Merkmale tragen. Dies darf nicht wundernehmen. Die Blondheit, d. h. der Mangel an Farbstoff, ist durch das nebelige Klima der großen Eiszeit gezüchtet worden. Seit jener Zeit aber hat sich unsere Atmosphäre immer mehr aufgehellt, der Sonnenschein ist immer reichlicher geworden und damit stellt sich auch wieder das Bedürfnis nach schützendem Farbstoff ein. Wenn wir also von den „Blonden" sprechen, so ist das mehr in stammesgeschichtlichem Sinne zu verstehen, denn viele ihrer Nachkommen sind seit der Eiszeit dunkel geworden.

Unaufhaltsam und unbeirrbar aber vollzieht sich der arische Rassenausgleich, die Rückflutung der nordischen Langköpfe in das mitteleuropäische

Kurzkopfgebiet. Denn hier handelt es sich um das europäische Gleichgewicht im biologischen, d. h. im höchsten Sinne, und der Wiederherstellung dieses Gleichgewichtes dienen seit Beginn der jüngeren Steinzeit alle Völkerwanderungen und alle Kämpfe zwischen Nord und Süd. Als es den Germanen gelang, in den Alpen festen Fuß zu fassen und die dortigen Kurzköpfe dem germanischen Gebiete völkisch anzugliedern, d. h. ein zusammenhängendes Volkstum zu schaffen, dessen Verbreitungsgebiet den Festlandkörper überquerte, da war der erste große Rassensieg des Ariertums errungen. Alle früheren Unternehmungen der nordischen Langköpfe litten an der Zerfahrenheit, an der Uneinigkeit, an dem Fehlen jedes Gemeinschaftsgeistes und jeder Verbindung mit dem Heimland. Nun war endlich eine feste Brücke zu den einstigen Stammesbrüdern geschlagen und in vielhundertjährigen Kämpfen wurde diese Brücke gegen alle Angriffe der Fremdrassen behauptet. Nun gilt es, die Brücke zu erweitern; das Deutschtum will sich zum vollen Ariertum auswachsen, will dem Ausgleich zwischen Nord und Süd, Ost und West freie Bahnen schaffen. Das Frührot einer neuen Zeit wirft seine Lichter über Europa, eine Wiedervergeltung, wie die Geschichte keine kennt, bereitet sich unausweichlich vor: die Wiedervergeltung des vertriebenen und zerrissenen blonden Rassenstammes an den eingedrungenen Afrikanern!

Deutschtum und volles, ausgeglichenes Ariertum sind in anthropologischer Hinsicht dasselbe, aber es kommt die große Zeit, wo sie es auch in politischer Hinsicht sein werden. Der jetzige Krieg setzt nur fort, was einst die Völkerwanderung eingeleitet hatte und sein Hauptergebnis liegt wohl darin, daß er die Geister weckt und das schlummernde Rassenbewußtsein wieder zur lodernden Flamme entfacht. Diesmal sind es das Deutsche und das Donau-Reich, die in Waffen stehen — das nächste Mal wird es der Mittelbund sein, von der Etsch bis an das Nordkap: Ein Arierland, ein Ariervolk, ein Rassenstamm in Nord und Süd! Und wo noch unerlöste Brüder schmachten, dort muß eingedrungen und die Fremdherrschaft zerschmettert werden, bis das wahre europäische Gleichgewicht wieder hergestellt und der alte Rassenstamm der Blonden in allen Teilen wieder vereinigt ist. Dann wird sich auch noch erfüllen, was einst Friedrich Ludwig Jahn gesagt hat:

„Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuern nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein!"

Berichte und Notizen.

Politische Strömungen in Schweden. Ein schwedischer Mitarbeiter schreibt der „Deutschen Tageszeitung": „Schweden hat alle Voraussetzungen für die Rolle eines Mittlers. Mit Deutschland, Österreich und England hat es mehr oder weniger Tropfen

Blutes gemeinsam; Seite an Seite hat es ehedem mit Frankreich gefochten; Schweden und Rußland haben in ehrlichem Streite Hiebe miteinander getauscht. Und in dem gegenwärtigen großen Zeitkampf hat unser Land unzweideutig seine Selbständigkeit und seinen Friedenswillen an den Tag gelegt. Nun gilt es zu handeln. Auch ungebeten, — Dank und Lohn liegen in der Pflichterfüllung. Zeit und Weg mag man vertrauensvoll der Wahl der Regierung überlassen. Aber sollte der Zeitpunkt nicht bald gekommen sein?"

Die vorstehenden eigentümlichen Äußerungen würde man geneigt sein, als bloße Kannegießereien abzutun, wenn sie nicht in der angesehensten Zeitung Südschwedens zu lesen stünden, und wenn sie sich nicht in merkwürdiger Weise mit dem deckten, was man über die Gedankengänge einflußreicher schwedischer Kreise erfährt. In Schweden kann man zurzeit zwei Strömungen beobachten, — zwei Strömungen wenigstens, soweit es die Kreise angeht, die sich selbständige Gedanken über die äußere Politik des Landes machen. Beide Strömungen knüpfen ihre Überlegungen an den gleichen Punkt in der Zukunft: an den Friedensschluß zwischen Deutschland und Rußland, der einmal kommen muß. Beide stellen sich die Frage: Was können wir tun, um Schwedens Zukunft nach jenem Friedensschlusse sicherzustellen? Beide aber beantworten diese Frage verschieden auf Grund verschiedener Voraussetzungen.

Die eine Strömung — einstweilen die schwächere — ist in der letzten Zeit immer deutlicher unter dem Namen der „Aktivisten" hervorgetreten. Sie erblickt in dem kommenden deutsch-russischen Frieden — insbesondere wenn er etwa die Gestalt eines Separatfriedens annehmen sollte — die große drohende Gefahr für Schweden. Nachdem Schweden am Kriege tätig nicht teilgenommen hat, wird es beim Ende des Ringens isoliert dastehen. Ohne Bundesgenossen, ohne Freund wird es seinem künftigen Verhängnis allein begegnen müssen. — Einzelne halten es für möglich — und erörtern das offen in den Zeitungen —, daß Deutschland in den kommenden Verhandlungen Rußland den Norden Skandinaviens als Kompensation anbieten wird, — als Schmerzensgeld für anderweitige Landabtretungen. Andere weisen — nüchterner — darauf hin, daß es eines solchen Kompensationsangebotes gar nicht bedarf; daß die entstehende Lage an und für sich die Preisgabe Schwedens in sich schließt. Deutschland — so führen sie aus — hat weder ein politisches Interesse am Norden Skandinaviens, noch irgendwelche Verpflichtungen, Schweden gegen einen künftigen russischen Angriff beizuspringen. Nachdem es in langem, blutigem Ringen seine eigenen Angelegenheiten geordnet hat, wird es auf Jahre hinaus nicht gewillt sein, um eines anderen Volkes willen von neuem zu den Waffen zu greifen. Aus dieser rein sachlichen Lage — so folgert man — ergibt sich die künftige Isolierung Schwedens. Und man zieht daraus den weiteren Schluß, daß man Anlaß hat zu einer Politik, durch die man sich des künftigen deutschen Beistandes versichert.

Auch die andere Strömung rechnet mit dem deutsch-russischen Frieden. Ja es gewinnt den Anschein, als ob man in diesen Kreisen einen solchen Frieden schon in verhältnismäßig naher Sicht glaubt. Auch scheint man lebhaft mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein solcher Frieden zu einer künftigen Annäherung der beiden Großmächte führen könnte. Die unbehagliche Lage, die dann entstünde, indem man zwischen zwei so mächtigen Freunden in die Mittelhand zu sitzen käme, glaubt man am besten dadurch zu erleichtern, daß man versucht — im Bunde der Dritte zu sein. Daher der treffliche Gedanke, daß man zu einem gewissen passenden Zeitpunkt hervortreten und den beiden Streitenden — nachdem man während des Krieges mit ihnen beiden die besten und vertrauensvollsten Beziehungen gepflegt hat — seine guten Dienste anbieten wird. Als Dank für diese Dienste würden — so meint man — politische und wirtschaftliche Zugeständnisse zu erhalten sein, und Schweden würde nach dem Kriege im Glanze eines vorher nie geahnten Ansehens dastehen. — Diese Gedankengänge, vor allem aber die ihnen zugrunde liegende besondere Art von Sehergabe, sind im höchsten Grade eigentümlich. Ihren rätselhaften Ursprüngen nachzugehen, muß man sich leider versagen.

Die beiden Strömungen kreuzen und schneiden sich bis hinauf in den Ministerrat. Man weiß, wo in dessen Reihen die Anhänger der „aktivistischen" Richtung zu suchen sind, man weiß auch, welcher Anschauung der Minister des Auswärtigen huldigt. Über die Zukunft der beiden Strömungen kann man heute nichts anderes als mutmaßen. Von größerem Einfluß als alles andere wird auch hier das Spiel der eisernen Würfel sein: die große polnische Schlacht und die Entschlüsse des Siegers und des Besiegten, die sie nach sich zieht. Welcher der Ströme schließlich Oberwasser und welcher Unterwasser behält, das dürfte davon abhängen, ob jene großen kommenden Ereignisse den „psychologischen Moment", auf welchen jene Freunde der Vermittlung hoffen, näher — oder ferner rücken werden.

Die Rassen-Probleme Amerikas. — In der Juli-Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft berichtete Geheimrat Prof. von Luschan über seine wissenschaftlichen Arbeiten in Amerika u. a. folgendes:

Drei großen Problemen widmete er bei seinem Aufenthalt in Amerika vornehmlich seine Aufmerksamkeit: der Japanerfrage, die in erster Reihe eine politische Frage ist — aber Anthropologie hängt ja eng mit Politik zusammen — der Judenfrage, sowie der wichtigen Frage der Neger-Mischlinge. Im Eingange seiner Darlegungen hob von Luschan zuerst die neuen Eindrücke hervor, die er von den russischen Juden in Amerika gewonnen hat, und räumte die Berechtigung der Anschauungen des Amerikaners Professor Fischberg über diese ein, obwohl er ihr bisher widersprochen hatte. Dies war aus seiner geringen Kenntnis, wie er offen zugab, geschehen. von Luschan hat sich seit mehr als 30 Jahren mit diesem Problem befaßt und hatte schon vor einem Menschenalter in Wien zahlreiche Juden aus Russisch-Polen, also immerhin aus einem räumlich begrenzten Gebiet stammend, untersucht. Er glaubte alles zu wissen, was man über Aschkenasim, d. h. die Juden Osteuropas, und Sephardim, d. h. die Nachkommen der spanischen Juden des Mittelalters, erfahren konnte, aber erst in Amerika lernte er, daß viele der heute dort lebenden russischen Juden, wie Professor Fischberg es tatsächlich dargestellt hat, vollkommen innerasiatische Eigenschaften in anthropologischer Hinsicht besitzen, die kalmückisches, burjätisches, baschkirisches Blut andeuten. Nach seiner Anschauung sei jeder Zweifel daran ausgeschlossen, daß das zionistische Ideal jemals auf dem Boden Syriens oder Palästinas seine Verwirklichung finden werde. Die Frage werde vielmehr im Westen aufgeworfen werden müssen, ihre Lösung liege in Amerika.

Als das bedeutsamste Problem in den Vereinigten Staaten muß das der Neger-Mischlinge gelten, das indessen für die Anglo-Amerikaner ebensowenig vorhanden ist, wie in ihrer Krankheitsstatistik etwas die Syphilis erscheint. Doch gibt es über die Mischlingsfrage selbst eine nicht unbedeutende Literatur, die von Luschan kennen zu lernen sich bestrebt hat. Schuhfeld, ein südamerikanischer Autor, nimmt in seinem Buche, das jüngst erschienen ist, energisch Stellung gegen die Neger und besonders gegen die Mischlinge; er sucht dahin zu wirken, daß von Staatswegen eine Deportation der Farbigen nach Südamerika oder nach den Philippinen durchgeführt werden soll, etwa im Laufe eines Jahrzehnts. Ein anderer Autor, der Baumwollpflanzer Alfred H. Stone in Mississippi, geht dem Problem in ebenso energischer und gründlicher Weise auf den Grund, wie dies seitens unseres deutschen Landsmannes Professor F. Boas in Neuyork geschehen ist. Auf die Einladung des geistig hochstehenden und nicht nur als Wohltäter seiner Rasse, sondern als einer der bedeutsamsten unserer Zeitgenossen geltenden Halbblutnegers Brooker T. Washington durch Roosevelt ins „Weiße Haus" hin, erhob sich namentlich im Süden der Union Einspruch gegen eine derartige Handlung. In den Südstaaten hat man die Farbigen auf besondere Eisenbahnwagen, auf gesonderte Plätze in den Theatern verwiesen, man scheidet sich sozial von ihnen, und die Anglo-Amerikaner stellen zwischen sich und den Farbigen eine unüberbrückbare Kluft her, in manchen Staaten steht auf Mischehen sogar Zuchthausstrafe; und doch hält man schwarze Dienstboten, schwarze Ammen, und es

existieren Millionen von Mischlingen, deren Zahl sich besonders im letzten Jahrzehnt stark gehoben hat. Die als schlecht zugegebene Statistik — alle 10 Jahre findet ein Zensus statt — gibt keine genauen Mitteilungen über die Mischlinge an.

Als „Farbige" gelten gesetzlich in der Union alle, die ein Achtel oder mehr Negerblut besitzen, und heute existieren dort etwa 11 Millionen solcher „Farbigen". Man kann in der Regel sagen: Je heller die gemischten Männer sind, desto mehr besteht ihre Neigung zu hellen Mischlingen. Die Enkelin einer schwarzen Großmutter, eine fast helle Dame, die einen Anglo-Amerikaner heiratete, hatte 3 hellblonde und blauäugige Kinder. Es kommt mitunter vor, daß ein Kind aus Mischlings-Familien Neger-Eigenschaften hat. von Luschan suchte bei seinen Forschungen stets festzuhalten: wie viele Einzel-Eigenschaften werden vererbt? Alle Eigenschaften vererben sich, wie sich zeigte, nach den Mendel'schen Gesetzen. Bei mehr als 40000 Schulkindern, die von Luschan untersuchte, zeigte sich, daß bei den jüngeren die Zahl der Mischlinge größer war als bei den älteren, woraus erhellt, daß in jüngster Zeit die Zahl der Mischlinge im Anstieg begriffen ist.

Im Südosten der Union, im Baumwoll-Produktions-Gebiet, bilden die Neger die Hälfte der Bevölkerung und auch im Nordwesten nimmt das farbige Element heute schon allmählich zu. Die Amerikaner selbst, denen das Problem keine Sorge macht, behaupten: Obwohl im Laufe der Geschichte der Union die Zahl der Neger zugenommen habe, so habe sie dennoch prozentualiter abgenommen; denn 1790 betrug sie etwa ein Viertel, heute beträgt sie nur noch etwa ein Achtel der Unions-Bevölkerung; wobei sie übersehen, daß die Zuwanderung der Weißen aus Europa erfolgt ist, während die Farbigen sich aus sich selbst vermehrt haben, und ihre Zahl noch rapid steigt. In den kommenden 100 Jahren wird die Anzahl der Weißen in Amerika nicht in dem Maße anwachsen als die der Farbigen, die in den besseren sozialen Verhältnissen gegen früher, in den Schulen einen Antrieb zur Vermehrung haben. So nimmt die Zahl ihrer Analphabeten ab, der Besitz von Land und Geld in der Hand der Farbigen wächst stetig. Hygienische Einrichtungen verbessern die Gesundheits-Verhältnisse und mindern die Kinder-Sterblichkeit und so fort. Es kommt der Tag, wo der Osten Amerikas völlig vernegert sein wird. Professor F. Boas, der darauf hinwies, wie mehr und mehr farbiges Blut in die weiße Bevölkerung hinabsickere, ist deshalb scharf angegriffen worden, aber es besteht die Tatsache, daß gegenüber den kinderlosen Anglo-Amerikanern die russischen Judenfamilien in Neuyork 7 bis 8, die Neger 10 bis 11 gesunde Kinder haben, auch stehen heute die Neger hinsichtlich der Kriminalität besser als die Mexikaner und die Italiener in der Union. Es steht außer Zweifel, daß bei vielen als Weiße in den Südstaaten geltenden Familien seit Jahrhunderten Negerblut in den Adern fließt, wie ein gleiches wohl auch bei Sizilianern und selbst bei den Griechen der Fall sein dürfte.

Neues zur Biologie und Bekämpfung der Kleiderlaus. In der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift vom Juli 1915 lese ich auf Seite 219 unter obiger Aufschrift einiges über die Wichtigkeit der Bekämpfung der Kleiderlaus, da diese, wie man jetzt weiß, der gefährliche Überträger von Flecktyphus und Rückfallfieber ist. Die dort angegebenen Mittel: Einreibungen von ätherischen Ölen z. B. von Lösungen von Anis- oder Fenchelöl in 96prozentigem Alkohol oder Einpulvern von Kresolpuder sind jedenfalls nicht so zu empfehlen und nicht so billig und einfach, wie das vom Geheimen Sanitätsrat Dr. Eyselt in der „Münchener medizinischen Wochenschrift" zu Anfang des Jahres 1915 veröffentlichte Mittel: nämlich Einstauben mit Schwefelpulver. Nach Dr. Eyselt sind die Schwefelminenarbeiter frei von Malaria, d. h. sie werden von den diese Krankheit vermittelnden Stechmücken gemieden. Der Schwefel bildet nämlich in Berührung mit den menschlichen Hautausscheidungen (Schweiß) Schwefelwasserstoff, zwar in so geringer Menge, daß wir dieses Gas nicht riechen, aber doch genug, um die kleinen Insekten abzustoßen. Ein feiner Schwefelwasserstoffduft umgibt den Träger des Schwefelpulvers und veranlaßt die Insekten, ihn zu meiden. Dr. Eyselt empfiehlt nun, auch die

Unterkleider der Soldaten mit fein verteiltem, chemisch gefälltem Schwefel einzustauben und zwar denselben unmittelbar in die Unterwäsche einzubürsten; für ein Wollhemd braucht man zwei Eßlöffel voll Schwefel. Derselbe entfaltet seine Wirksamkeit nicht sofort, sondern etwa erst nach 24 Stunden, bis er eben durch das Tragen der Wäsche mit der Ausdunstung des Menschen in Berührung gekommen ist. Die in oben zitiertem Werke der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift erwähnten ätherischen Öle werden von Dr. Eysel nicht empfohlen; sie verdampfen bald und verlieren dann ihre Wirkung, ihr Geruch ist unangenehm und sie reizen die Haut und verursachen oft Ekzeme. Der Schwefel aber ist billig, unschädlich, entwickelt eine wochenlang andauernde Wirkung und verhält sich gegen die menschliche Haut vollständig reizlos. — August Harpf in Przibram.

Deutschlands Wiedergeburt. Unter diesem Stichwort bringt das Juniheft eine Entgegnung auf meine Ausführungen im Maiheft über Geburtenrückgang und Völkerselbstmord, die mir willkommene Gelegenheit bietet, etwas näher auf die Regenerationslehre einzugehen und immer wiederkehrende irrtümliche Auffassungen über sie zu berichtigen. Vorweg will ich bemerken, daß der Unterschied in unseren beiderseitigen Auffassungen nur gering ist, und daß der geehrte Verfasser sich irrt, wenn er meint, die Regeneration lege der Ernährungsfrage nicht die gebührende Bedeutung bei. Wenn er dieser Meinung ist, so kennt er eben, wie ja leider die meisten Urteiler, die Regeneration nur oberflächlich, er beurteilt sie wahrscheinlich nur nach einigen, dem Zweck entsprechend einseitig betonten Flugschriften; unmöglich kann er aber die umfangreiche Regenerationsliteratur, insbesondere Dr. Damms Hauptwerk: „Neura“[1]), ein Handbuch der gesamten Medizin für Ärzte und gebildete „Nichtärzte“, 2 Bände, rund 1300 Seiten — kennen. Ich muß ihn schon zur Berichtigung seiner Ansicht darauf verweisen. Nun zu den Unterschieden in der Auffassung des Vegetarismus und der Regeneration. In beiden Lehren herrscht die Ansicht vor, daß die menschlichen Lebensverhältnisse unmittelbar abhängig sind von dem Entwicklungszustand der Menschen, daß kranke Menschen keine gesunden Sinne haben und deshalb auch keine gesunde Kultur schaffen können. In dem Mittelpunkt beider Lehren steht als Wunsch und Ziel der Entwicklung: der gesunde, kraftvolle Edelmensch. Beim Suchen nach den Ursachen der bestehenden, offensichtlichen Entartung des heutigen Kulturmenschen meint nun der Vegetarismus die Hauptschuld in der unrichtigen Ernährungsweise, die Regeneration in dem Mißbrauch der Fortpflanzungstätigkeit gefunden zu haben. Der Vegetarismus erkennt dabei die Kraft zerstörende Wirkung geschlechtlicher Unnatur usw. an, lehrt aber, daß diese Unnatur (auch Alkohol, Tabak usw.) von selbst verschwinden wird, wenn der Mensch sich richtig, d. h. nach seiner Ansicht vegetarisch nährt. Ihr erscheint also der Kampf gegen die Sinnlichkeit ohne Ernährungsreform aussichtslos. Die Regeneration dagegen ist mehr der Meinung, daß der Kraftverlust in erster Linie durch sexuellen Mißbrauch entsteht, und daß hier der Hebel zur Erneuerung anzusetzen sei, sie betont deshalb die sexuelle Frage mehr als die Ernährungsfrage u. a.

Bekämpfung des Geburtenrückganges. Die Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, mit dem Hauptziel der Bekämpfung des Geburtenrückganges, ist gestern im Preußischen Abgeordnetenhause unter Teilnahme hervorragender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens erfolgt. Zum einstweiligen Vorsitzenden wurde der Berliner Nationalökonom Professor Dr. Julius Wolf gewählt. So scheint nun diese wichtigste Frage für unseres Volkes Zukunft endlich in die richtigen Wege geleitet zu sein. Was unser Mahnen seit 30 Jahren nicht vermocht hat, der Krieg hat es gelehrt. So

[1]) Sämtliche Schriften sind, soweit noch vorrätig, beim Verlag von Kraft und Schönheit in Berlin-Steglitz oder beim Volkskraftverlag in Berlin-Neuenhagen (Ostbahn) erhältlich.

zeigt sich auch hier wieder der Krieg als Vater aller guten Dinge. Wenige nur werden sich heute der Bedeutung dieses Schrittes bewußt sein, wir aber sehen darin die Bestätigung unserer Jahre lang still gehegten, unerschütterlichen Hoffnung und Zuversicht, daß das deutsche Volk ausersehen ist, als erstes Kulturvolk den Weg der bewußten inneren Wiedergeburt zu beschreiten und den — bisher als mit Kultur für unlöslich verbunden gehaltenen — Verfall (Degeneration) abzuwenden. Noch vor wenigen Wochen sandte ich an den Herausgeber dieser Zeitschrift einen Aufruf zur Bildung eines Deutschen Bundes zur Bekämpfung des Geburtenrückganges, der nun durch die obige Tat bereits seine Erledigung gefunden hat. Von Herzen freue ich mich darüber und bin gern bereit, in den Reihen des neuen Bundes an meinem Teile mitzuhelfen. Heil und Sieg den Wackeren in diesem heiligen Kampfe. — W. Bräunlich.

Prämien für kinderreiche Mütter. Eine zeitgemäße Stiftung ist dem Regierungspräsidenten von Düsseldorf zur Verfügung gestellt worden. Von privater Seite wurden 100000 Mark gestiftet, deren Zinsen vom 1. April des nächsten Jahres ab an kinderreiche Mütter zur Verteilung gelangen sollen. Der Kinderreichtum muß sich in vier gut gehaltenen Kindern ausweisen können, von denen das älteste im 14. Lebensjahre steht oder im Laufe des Jahres zur Entlassung aus der Volksschule kommt. Die Prämien sind nur für Mütter bestimmt, die seit mindestens zwei Jahren im Regierungsbezirk Düsseldorf wohnen.

Über die Vielweiberei in Deutschland, jene Notiz im letzten Juniheft d. P.-A. M., schreibt die „Kölnische Volkszeitung": „Da die Anekdote auch weiterhin durch die Presse gehen dürfte, sei daran erinnert, daß vor Jahren der Münchener Geschichtsforscher Dr. A. Paulus der Sache nachgegangen und das Ergebnis seiner Nachforschungen veröffentlicht hat in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung, Nr. 39 vom 29. September 1903, in dem Artikel: Die angebliche Einführung der Doppelehe in Franken im Jahre 1650. Es sei kurz das Hauptergebnis angeführt, daß jener famose Kreistag niemals stattgefunden hat, daß wohl 1651 in Bamberg ein Kreistag abgehalten worden, auf dem aber von solchen Dingen überhaupt nicht gehandelt worden, und daß in den Kreistagsakten der Jahre 1648—1652 auch nicht die leiseste Andeutung über diese Sache enthalten ist, wie dies der Nürnberger Kgl. Kreisarchivar Dr. Schrötter in einem Briefe an Dr. Paulus ausdrücklich hervorhebt. Der angebliche Beschluß dieses nie abgehaltenen Kreistages erscheint zuerst 1790 im Fränk. Archiv, vorher kennt ihn niemand, und auch die Herausgeber jenes Archivs verraten mit keiner Silbe, woher sie diese Kenntnis haben. Im Jahre 1859 hat ihn dann der Redakteur des Siècle, A. Michiels, neu mitgeteilt und ihn durch eigene Zutaten bereichert; er weiß zu berichten, daß bei jener Gelegenheit die „Erzbischöfe" von Bamberg und Würzburg, die es im 17. Jahrhundert nicht gab, ihren Klerus zur Ehe verpflichtet hätten. So ist die Sache zwar pikanter, aber deshalb nicht wahrer geworden. Denn für 1650 war Bischof von Würzburg der Mainzer Kurfürst Johann Philipp von Schönborn. Dieser aber hat sich ein nicht geringes Verdienst erworben durch Abstellung von eingerissenen Mißbräuchen und hat sich namentlich Mühe gegeben um eine Reform des Klerus, womit die innere Unmöglichkeit der Michielschen Erzählung ohne weiteres erwiesen ist."

Wagners Stiefenkel im italienischen Heere. Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Kürzlich veröffentlichte ein Berliner Blatt, das in dem Kampfe um den „Parsifal" sich am gehässigsten gegen das Haus Wahnfried gezeigt hatte, zwei höhnisch gehaltene Notizen, worin darauf hingewiesen wurde, daß Wagners Stiefenkel und Liszts Urenkel gegen uns ins Feld gezogen sind. Daß das Breittreten dieser Tatsache keinen anderen Zweck verfolgt, als die Bayreuther Bühnenfestspiele in ihrem ferneren Bestande zu schädigen, geht aus der Bemerkung hervor, man habe sich im Hause Wahnfried mit

dem Gedanken getragen, den jungen Grafen Gilberto Gravina zum künstlerischen Erben der Festspiele zu machen, da voraussichtlich Siegfried Wagner ehelos bleiben werde. Nun, die Grafen Gravina sind italienische Untertanen und als solchen blieb ihnen einfach nichts anderes übrig, als dem Rufe ihres Vaterlandes Folge zu leisten, wollten sie nicht fahnenflüchtig werden. Bekanntlich verheiratete sich Blandine von Bülow, eine der Töchter der Frau Cosima Wagner aus ihrer ersten Ehe mit Hans von Bülow, mit dem Grafen Gravina. Ob schon die Gravinas, wie gesagt, dem italienischen Staatsverbande angehören, müssen sie ihrer Rasse nach als ein echtes Normannengeschlecht bezeichnet werden. Dieser edlen Abstammung war sich auch der alte Graf Gravina so sehr bewußt, daß er auf die Frage, von welchem italienischen Adel er abstamme, stets zu erwidern pflegte: „Ich bin nicht Italiener, sondern Normanne!" (Siehe Glasenapp, Wagner-Biographie.) Der Urgroßvater des Grafen Manfred Gravina stand als Admiral in spanischen Diensten und erwarb sich in der Schlacht von Trafalgar einen weltgeschichtlichen Namen durch seine ganz hervorragenden Leistungen. In England z. B. ist sein Name sehr bekannt. Alle Abkömmlinge dieses stolzen „Seeräubergeschlechtes" sind mit Ausnahme eines einzigen blond und blauäugig, und die Schwester der drei Grafen Gravina ist mit einem deutschen Arzte in Kiel verheiratet. Kein Geringerer als Graf Gobineau interessierte sich besonders für die Verheiratung Blandines mit dem Grafen Gravina und Richard Wagner selbst freute sich des schönen kräftigen unromanischen Typus des Grafen Gravina, den er persönlich sehr in sein Herz geschlossen hatte. Der älteste Gravina, Graf Manfred, der gegenwärtig 31 Jahre alt ist, steht als Oberleutnant zur See bei der italienischen Kriegsmarine und tat sich in seinem Dienste durch seinen ernsten Charakter, großen Fleiß und umfassende Bildung hervor. Er ist auch Verfasser eines umfangreichen Werkes über die Zustände in China, die er gelegentlich eines längeren Aufenthaltes in China gut beobachtet hatte. Fürst und Fürstin von Bülow zeichneten ihn in den letzten Jahren, wo er im Marineministerium arbeitet, und wo er sich jetzt auch noch in Rom befindet, vielfach aus. Er war ein gern gesehener Gast in der Villa Malta. Sein jüngerer Bruder Gilberto, der noch Musik studiert, ist künstlerisch sehr begabt, was die Zeugnisse von Dr. Hans Richter, Dr. Muck und seines Lehrers an der Dresdner Musikschule beweisen, er spielt u. a. vorzüglich Flöte. Als militärisch Dienstpflichtiger wurde er schon im vergangenen Herbste nach Florenz berufen, also zu einer Zeit, wo es den Anschein hatte, daß Italien wenigstens neutral bleiben würde. Daß er als italienischer Staatsbürger gegen die Zentralmächte kämpfen muß, ist eine furchtbare schwere Prüfung sowohl für seine Mutter als auch für das ganze Haus Wagner. Sind doch sämtliche junge Gravinas von Liebe und Bewunderung für Deutschland erfüllt, was beispielsweise der junge Gilberto dadurch bewies, daß er in seiner Begeisterung für unsere gerechte Sache sofort nach dem Kriegsausbruche zu Anfang August sich als Freiwilliger für die deutsche Armee meldete, ohne seine Angehörigen von diesem Schritte vorher zu unterrichten. Als italienischem Staatsbürger konnte ihm dieser Herzenswunsch nicht erfüllt werden. Der jüngste der drei Brüder hat soeben die Universität von Pisa bezogen und ist noch nicht militärpflichtig. — So liegen die Dinge in Wirklichkeit, sie bieten uns also nicht den geringsten Anlaß, den Stiefenkeln Richard Wagners Verrat und Treubruch an uns vorzuwerfen. Es zeigt sich eben auch hier wieder die traurige Erscheinung, daß bestes germanisches Blut, in fremdes Volk versprengt, wider uns die Waffen erheben muß. Ist es denn mit den Deutsch-Balten, die ihrem russischen Vaterlande so viele der besten Heerführer und Staatsmänner lieferten, anders? Aber im Zeichen des Burgfriedens stehen solche Gehässigkeiten, wie sie das eingangs erwähnte Blatt gegen das Haus Wagner losließ, wahrlich nicht, und nebenbei sei nur noch erwähnt, daß, wie ich unter der Hand zuverlässig erfuhr, Siegfried Wagner bisher eine Summe von rund 25000 Mark dem Roten Kreuze und sonstigen Kriegswohlfahrtszwecken in Deutschland zugewendet hat, was nach der vornehm zurückhaltenden Art dieses echt deutschen Künstlers in der Weise geschah, daß davon bisher nichts bekannt geworden ist. („Deutsche Tages-Zeitung").

Ein konservatives jüdisches Wochenblatt. Man schreibt den Juden eine sehr feine Witterung für das zu, was mächtig ist und besonders, was in nächster Zukunft mächtig zu werden verspricht. Es wundert uns darum gar nicht, daß die Juden sich jetzt plötzlich, entgegen ihrer bisherigen Gewohnheit, auf den Konservatismus besinnen. Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt über das genannte Wochenblatt: „Es ist keine Neugründung, es handelt sich vielmehr um die von Dr. Hildesheimer begründete Wochenschrift „Die jüdische Presse", die bereits im 46. Jahrgange erscheint. Sie führt den Untertitel: „Konservative Wochenschrift". Mit der Nummer vom 26. Februar erscheint die genannte Wochenschrift in neuem Gewande und unter neuer Leitung. Der Geist soll aber der alte bleiben. Das Blatt will, wie bisher, bestrebt sein, den konservativen Interessen des Judentums zu dienen. Es will im Sinne einer treuen, unverbrüchlichen Hingabe an das Judentum tätig sein. In dem Leitaufsatze, aus dem wir nach der „Germania" einige Sätze mitteilten, wird ausgeführt, daß bisher für die Juden die Idee des politischen Liberalismus als letzte unvergängliche Wahrheit gegolten habe. Es sei ein Widersinn, daß das konservativste Volk aller Zeiten Träger des neuzeitlichen Radikalismus gewesen sei. Die deutsche Geschichte habe gezeigt, daß der demokratische Gedanke in Deutschland nicht bestimmend sein könne; sie habe die Blindheit des politischen Radikalismus erwiesen. Heute segne auch der Jude jene Mächte, in denen er noch vor kurzem die Verkörperung der Reaktion sah. Auch er lerne begreifen, daß Deutschland heute ein Trümmerhaufen wäre ohne seine weise Wirtschaftspolitik, die der deutsche Jude bisher nicht verstanden und stets bekämpft habe. Im Interesse des Deutschtums wie des Judentums sei eine „Entwirrung des jüdisch-deutschen Kulturgemisches" erforderlich; man müsse in deutschen Dingen deutsch, in jüdischen jüdisch sein. Den deutschen Juden müsse eine neue politische Orientierung gegeben werden; sie müßten dem geistigen und politischen Leben Deutschlands wirklich angegliedert werden. Durch konsequente Erziehung zu einem Taktgefühl, das einer vertieften Erkenntnis geschichtlicher Tatsachen entspringe, müsse es gelingen, deutsche Juden einer neuen politischen Orientierung entgegenzuführen, die in gleicher Weise dem Judentum wie dem Vaterlande diene. Dabei solle und werde der Wille zum Judentum mit unverminderter Kraft wirksam bleiben." Wenn auf diese Weise sich allmählich eine reinliche Scheidung zwischen Deutschtum und Judentum vollziehen würde, so wäre das im Interesse beider Teile mit Freuden zu begrüßen. Gerade die Vermischung beider, in jedem Sinne des Wortes verstanden, hat ja bisher für das Deutschtum so verheerend gewirkt.

Bücherbesprechungen.

„Die Ursprache der Ario-Germanen und ihre Mysteriensprache."[1]) Von Guido v. List, herausgegeben vom Verfasser durch die Guido v. List-Gesellschaft zu Wien, im Buchhandel durch L. A. Kittler in Leipzig, Sternwartenstraße 46, oder Rudolf Lechner & Sohn, Wien I, Seilerstätte 5. Über 500 Seiten Gr.-Okt., mit drei Tafeln und mehreren Textbildern. Preis geheftet Mk. 33,20, Kr. 40,—; gebunden Mk. 36,50, Kr. 44,—.

Dieses seit Jahren angekündigte grundlegende Werk des kühnen Wiener Forschers, dessen Herausbringung durch den Krieg vielfache Hemmungen erfuhr, liegt nun vor. Selbst die verstehenden und überzeugten Freunde der Arbeit Guido v. Lists werden schwerlich eine Vorstellung gehabt haben von der Ungeheuerlichkeit der Gabe, die damit der arischen

---

[1]) Fußnote der Schriftleitung: Wir haben einem erklärten und bekannten Freunde der List-Forschung das Wort nicht versagen wollen, da die Frage um List allmählich immer größere Bedeutung gewinnt. Eine Stellung für oder wider haben wir dadurch nicht einnehmen wollen.

Welt beschert werden sollte. Lists Werk bietet, glatt herausgesagt, die Lösung des Urproblems aller arischen (oder, wie man bisher sagte, indogermanischen) Sprachwissenschaft.

Selbst der gründliche Sprachforscher Wilhelm Meyer-Rinteln, einer der feinsinnigsten unserer Zeit, erklärte in seinem Buche über die Schöpfung der Sprache, man werde wohl nie dahinter kommen, wie sich den letztfeststellbaren Wortwurzeln der zugehörige Sinn verband; schon die Frage nach der Urgestalt der einzelnen Wurzeln sei zurzeit noch nicht lösbar. Und gewiß kann sie nicht lösbar sein auf dem papierenen Wege rückwärtiger Vergleichung, der bisher als der einzige „exakte" Weg zu solchem Ziele angesehen ward; denn die Unterlagen versagen schon aus Zeiten der Sprachentwicklung, die vom Urbeginn der Sprache noch weit abliegen.

Was hinter diesem Bereiche der überlieferten Aufzeichnungen und Forschungsunterlagen liegt, kann nur der frei schaffenden Geistigkeit eines begnadeten Mannes offenbar werden, dessen starker Schauenskraft die Gesetzmäßigkeiten des Sprachbaues aus Vergangenheit und Gegenwart intuitiv kund wurden, und der nun mit Hilfe dieses eindringenden Verstehens den Werdegang der Sprachentwicklung zurück verfolgt bis zur „Urzelle" der Sprache und ihrer ersten Teilung und da noch Form und Bedeutung als Einheit zu fassen vermag.

Für das, was er da findet, werden sich Richtigkeitsbeweise im Sinne der Papierurkunde niemals beibringen lassen. Aber ein gewaltiger Richtigkeitsbeweis kann und muß sich ergeben — wenn eben die Erkenntnisse des Forschers zutreffend sind — für das System, unter dem er die Urentwicklung der Sprache faßt, und zwar dadurch, daß eine Unsumme von Einzelanwendungen dieses Systems automatisch durch die ins Auge tretende organische Verbundenheit zwischen Form und Sinn auf jeder Entwicklungsstufe der Sprachentstehung einheitlich zeugen. Wenn sich ein solcher massenhafter Richtigkeitsbeweis für tausend Anwendungen ergibt, so liegt der Schluß nahe, daß das System, mit dem der Forscher dem Reiche seiner Forschungen zu Leibe gegangen ist, grundsätzlich richtig ist, und nur, wo etwa Anwendungen ein abweichendes Ergebnis hätten, mag auf die Unrichtigkeit oder Unvollkommenheit des Systems geschlossen werden.

Unter diesen gedanklichen Vorausnahmen will dem neuen Werke Guido v. Lists genaht sein. Dann lassen wir ihm zunächst alle überlieferungsmäßigen oder mystischen Wege zu seinem System der Sprachentstehung unkritisiert, denn es kann uns in erster Linie völlig gleichgiltig sein, wie er zu dem System gekommen ist, und es kommt lediglich darauf an, ob sich das System in der Anwendung so bewährt, wie der Schlüssel, welcher das Schloß öffnet, für das er geschaffen ist. Und das zu erproben, bietet Guido v. Lists Werk Gelegenheit in solcher Fülle, daß dem Leser zu Mute sein mag, als ob die Einzelerkenntnisse um ihn nur so blitzten, und ihre Schlagkraft ist vielfach ganz überraschend. Ganz von selbst tauchen dem Leser eine Menge von Beispielen vor dem Geistesauge auf, die List übergangen hat, und ganz von selbst lösen sie sich und zeigen sich in ihrer Urvermählung von Form und Sinn. Und wer das gesehen hat und das gewaltige Buch erst zu einem kleinen Teile durchgeackert hat, der weiß, daß uns hier ein Jahrtausendwerk geworden ist, eines, wie es eben nur einmal zu leisten ist durch einen Begnadeten, und das für ein großes geistiges Interessengebiet der arischen Menschheit glattweg die Erfüllung bedeutet.

List betrachtet als die sprachliche Urgabe an die Menschheit die fünf Selbstlaute a, e, i, o, u, welche — und hier geht der Forscher von brahminischen Überlieferungen aus, die auch mit dem germanischen Yggdrasil-Mythos zusammenhängen und zusammentreffen — der Menschheit in der Reihe der entstandenen Grundrassen zuteil geworden seien, so daß die lemurische Rasse von ihnen die 3 ersten, die atlantische 4 besessen habe, während spätere Grundrassen 7 besitzen sollen und wir 5 haben ohne die durch Trübung und Verwischung entstandenen Umlaute. Jeder der Selbstlaute wird für List (und hier schöpft er aus einer Fülle zusammenstimmender vedischer, biblischer, germanischer usw. mythischer Über-

lieferungen) zu einer Art Stufenbezeichnung im ganzen Schöpfungsreigen, und so bedeutet ihm das A das lautliche Machtzeichen der Gotteskraft in 4 Stufen des „Progressionsgesetzes": Kraft in sich, Wille, Können, Tat. Das E ist ihm das lautliche Wirkungszeichen der Gotteskraft und birgt das Gesetz, nach welchem die Kraft wirkt (deshalb e = Gesetz) in den Progressionsstufen 5 und 6: Macht und Ordnung der gesetzmäßigen Wirkung. Das J ist die Ordnung im geistigen Innern, das Gott-Ich als 7. Stufe des Progressionsgesetzes, das als der Vollendungsweg aller Dinge betrachtet sein will. Das O ist der Ausdruck der physischen Ordnung (8.) und der Eigenschaftenbildung, der unterscheidenden Bestimmung (9. Progressionsstufe), ist somit das lautliche Ordnungszeichen der Gotteskraft in der materiellen Welt. Demnach verbleibt für das U die letzte, 10. Stufe des Entwicklungsgesetzes, die Vollendung des Planes, und der Selbstlaut ist das lautliche Vollendungszeichen der Gotteskraft in der Vereinigung des Geistigen und Körperlichen im All.

Diese Bedeutung der Selbstlaute erfährt erste Bestätigungen an den Runenwerten des Futharks, mit denen sie verbunden erscheinen, und es wird alsbald eine Anzahl überlieferter mystischer Selbstlaut-Anordnungen der Alten nach ihrer Bedeutung klar, desgleichen zahlreiche heute noch übliche Naturlaute und die Jodler und Juchzer der Alpengegenden, und ferner altüberkommene Ausdrücke der Jagd, des Kriegs, des Kirchenkults. All das wirkt glatt bestätigend; denn was sich da als Sinn der fraglichen Lautfolgen ergibt, trifft so unmittelbar mit Gelegenheit und Stimmung ihrer Anwendung überein, daß man diese neuen grundlegenden Entdeckungen sofort als sicheren Besitz in sich verspürt.

List zeigt uns dann die Entstehung der Zwie- und Trüblaute (ä, ö, ü, ao, au, ai, eu, ia = ja, äu, eo, io = jo, ei, iu = ju, oa usw.) aus der Aneinanderreihung zweier oder mehrerer Selbstlaute und den damit verbundenen Sinn, und geht dann zu den Mitlauten (Konsonanten) über, ihre Bedeutung ebenfalls an Hand ihres Vorkommens im Runenfutharк aufzeigend und sie an die Stufen des Entwicklungsgesetzes legend. Da wird das F (fa-Rune) zum Lautsinnbild des Urfyrs als der Ursache oder Kraft (1. Stufe), das R der Rit-Rune die Urlust als der Wille (2.), das K (Ka-Rune) die Urerde als das Können (3.), das Th (d) der thorr-Rune der Urether als die (4.), das N der noth-Rune das Urwasser als das Gesetz (5.), das S (sol-Rune) Sonne und Blitz, also das Himmelsfeuer als die Ordnung (6.), das T (tyr) ebenfalls Sonne und Blitz, das Himmelsfeuer, die innere Geistesordnung (7.), das B (bar) die Erde (Mitgart) als physische Ordnung (8.), das L (laf) als All-Leben, vermannigfachend, die Eigenschaften bildend (9.), und das M (man) der Mond und die Vollendung.

Lists an sich als ein frei versuchter Schlüssel hinzunehmendes Schema ergibt nun in seiner Anwendung auf die zunächst einfachsten Zusammenstellungen von Selbst- und Mitlauten Dinge von geradezu verblüffender Wirkung. Hundert instinktive Ausrufe und Kurzworte, die wir täglich anwenden, ohne je an eine Bedeutung gedacht zu haben, reden uns plötzlich mit einem Inhalte an, der gar nicht anders sein kann als er vor uns tritt, und wir sehen, wie aus lauter solchen einfachen Zusammenfügungen durch allmähliche Herausschleifung von ursprünglich vorhandenen Selbstlauten tausende von Wörtern entstehen, die wir heute als Wurzelwörter zu betrachten gewohnt sind, die aber sich als schon sehr zusammengesetzte Wortwesen entpuppen und in dieser Zergliederung haarscharf selber erklären, warum gerade dieses Wort diesen Begriff deckt. Beispiele dazu anzuführen aus der unerhörten Fülle, die da systemgerecht geboten und am Schlusse auch noch einmal durch ein Wortverzeichnis übersichtlich gemacht werden, hätte keinen Zweck; denn dem Einzelbeispiel, das leicht aus Zufall zu erklären versucht wird, wohnt nicht irgend ein wesentlicher Teil der Beweiskraft inne, welche die ganze unabsehbare Fülle des systematisch vorgeführten Materials bietet. Das Buch würde noch einem Dutzend fleißiger Professoren als Urhebern Ehre machen, selbst wenn die grundlegenden Erkenntnisse, auf denen es ruht, schon vorgegeben gewesen wären. Als Leistung eines einzelnen aber, dem wir auch

diese Grunderkenntnisse selber danken müssen, bedeutet es eine geistesgeschichtliche Weltentat, der man nicht leicht etwas an die Seite zu rücken haben wird.

Dabei kann diese Besprechung nicht entfernt einen Begriff davon geben, welche Rätsel uns das Buch durch die systematisch aufgezeigte Dreistufigkeit der Urwort-Deutung löst, wie klar sich der Keimzusammenhang aller arischen Sprachen hier bietet, und wie rein die ganzen Entwicklungswege der Sprache von den Uranfängen bis ins Jetzt in Erscheinung treten, so daß wir sogar verlorene Wurzeln und Worte systemgerecht mit vollstem Einklang von Form und Sinn neu bilden und das weitere Wachstum der Sprache aus ihren eigenen urtümlichen Gesetzen heraus bewußt fördern können.

Es wird uns ferner klar, daß die Sprache nicht so entstanden ist, wie eine Wildnis entsteht, nämlich im Durcheinanderwogen der Kräfte, sondern wie eine Kultur entsteht, unter bewußter, gewollter und berufener Führung. Es steckt geistige Leitung in dem allen, und zwar eine hoch bewundernswerte geistige Leitung; wem wir die zu danken haben, das offenbaren uns die übrigen Werke Guido v. Lists, die sämtlich (wie auch der Prospekt der Guido v. List-Gesellschaft) durch jede größere deutsche Buchhandlung oder durch die Guido v. List-Gesellschaft zu Wien VI, Webgasse 25 erhältlich sind; es war die unter den verschiedensten Bezeichnungen, in den verschiedensten Ländern, Völkern und Zeiten wirkende Armanenschaft der Ario-Germanen, die erbberufene Führung von Urzeiten her, die noch nicht überall verloren ist, und wiedererwachen soll, wo sie vor Zeiten in den Dornröschenschlaf versank.

Unterdes säume kein Deutscher, der die Sprache seiner Ahnen und seiner Enkel mit Verständnis gebrauchen will und sie lieb hat, sich in Guido v. List neues Werk „Die Ursprache der Ario-Germanen" zu vertiefen; keine Erscheinung der Zeit wird ihm solchen Reichtum an lebendigen Erkenntniswerten zu vermitteln vermögen, wie dies epochemachende Werk des großen, immer noch viel verkannten Wiener Gelehrten. Ph. Stauff.

Lischka, Viktor, Sozialdemokratie und Landwirtschaft. Betrachtungen über das sozialdemokratische „Gesetz der ökonomischen Entwicklung". Preis Mk. 2.— = Kr. 2.60. Hammer-Verlag, Wien, 12. Bezirk, Tivoligasse 25.

Der Präsident der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien Freiherr von Ehrenfels schreibt über das Buch:

„Das vorliegende Buch habe ich mit großem Interesse gelesen. Es füllt eine Lücke in unserer Literatur aus, denn es ist das erste Mal, daß von nicht sozialdemokratischer Seite die Stellungnahme dieser zur Landwirtschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung dem Leser klar vor Augen geführt wird.

Mit überzeugender Geistesschärfe zeigt der Verfasser, wie die Sozialdemokratie, indem sie den Agrarfragen nähertrat, dies nur von dem Gedanken geleitet tat, den Bauernstand für ihre Lehren zugänglich zu machen, um ihn dann vor den eigenen Wagen spannen zu können.

Von augenblicklichem Interesse sind die letzten Abschnitte, wo gezeigt wird, wie sozialdemokratische und Freihandelslehre, im Gegensatze zu einer nationalen Wirtschaftspolitik den Staat, das Volk, das diesen Ideen huldigt, dem internationalen Kapitalismus tributpflichtig machen.

Das Lesen und Studieren dieses Buches ist nicht nur den Politikern, sondern auch der Menge jener Leute dringend anzuempfehlen, welche gewohnt sind, ihre politische Weisheit nur den parteipolitisch gefärbten Tagesblättern zu entnehmen." Wir können uns dieser Ansicht nur anschließen und empfehlen das Buch auf das wärmste.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 17. 8. 15.

Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 7 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 15,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die moderne Demokratie als Werkzeug des internationalen Händlergeistes.

Vom Herausgeber.

Wenn unter den Wissenden trotz aller furchtbaren Erfahrungen des gegenwärtigen Weltkrieges noch irgendein Zweifel darüber sein könnte, daß die moderne Demokratie liberalistischer oder sozialistischer Drapierung nichts als ein Ausfluß und Werkzeug des modernen Händlergeistes und seiner, wie im letzten Juni-, Juli-, Augustheft gezeigt, völkerverderbenden und -verzehrenden Wirkung ist: dann müßte der Zweifel völlig schwinden angesichts der Friedensziele, die gewisse, angeblich „deutsche" Führer der internationalen Demokratie dem deutschen Volke und seiner Regierung zu bieten wagen.

Wir sind über diese Ziele genau unterrichtet; denn so streng man den vaterlandsfreundlichen Parteien auch jetzt noch, nach der Entscheidung, die Erörterung der Kriegsziele verbietet, so bereitwillig läßt man in dieser Hinsicht den Demokraten aller Färbungen und Schattierungen Spielraum. Beschäftigen wir uns zuerst mit den Demokraten sozialistischer Drapierung. Nach Zeitungsberichten haben schon am 14., 15. und 16. August Reichstagsfraktion und Parteiausschuß der Sozialdemokratie sich in gemeinsamer Sitzung mit der Frage der Kriegsziele beschäftigt. Die Besprechung ist mit Vorträgen der Genossen David und Bernstein — wie schön doch diese Namen klingen! — eingeleitet worden. Beide legten Leitsätze vor, die der

Verhandlung zugrunde gelegt wurden. In getrennter Abstimmung wurden dann von beiden Körperschaften folgende Beschlüsse angenommen:

„In Wahrnehmung der nationalen Interessen und Rechte des eigenen Volkes und in Beachtung der Lebensinteressen aller Völker erstrebt die deutsche Sozialdemokratie einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt und die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft führt. Demgemäß stellen wir folgende Richtpunkte für die Friedensgestaltung auf:

1. Die Sicherung der politischen Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Deutschen Reiches heischt die Abweisung aller gegen seinen territorialen Machtbereich gerichteten Eroberungsziele der Gegner. Das trifft auch zu für die Forderung der Wiederangliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich, einerlei, in welcher Form sie erstrebt wird.

2. Zwecks Sicherung der wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit des deutschen Volkes fordern wir:

‚Offene Tür', d. h. gleiches Recht für wirtschaftliche Betätigung in allen kolonialen Gebieten;

Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten;

Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken;

Ausgleichung und Verbesserung der sozialpolitischen Einrichtungen im Sinne der von der Arbeiterinternationale erstrebten Ziele.

Die Freiheit der Meere ist durch internationalen Vertrag sicherzustellen. Zu diesem Zweck ist das Seebeuterecht zu beseitigen und die Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen durchzuführen.

3. Im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten weisen wir alle auf Schwächung und Zertrümmerung Österreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurück.

4. In Erwägung, daß Annexionen volksfremder Gebiete gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen und daß überdies durch sie die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt und seine politischen Beziehungen nach außen dauernd aufs schwerste geschädigt werden, bekämpfen wir die darauf abzielenden Pläne kurzsichtiger Eroberungspolitiker.

5. Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen. Die Erstrebung dieses Zieles muß als höchstes sittliches Pflichtgefühl für alle gelten, die an der Gestaltung des Friedens mitzuarbeiten berufen sind. Wir fordern darum, daß ein ständiger inter-

nationaler Schiedsgerichtshof geschaffen werde, dem alle zukünftigen Konflikte zwischen den Völkern zu unterbreiten sind."

Das also sollen die Errungenschaften des größten und furchtbarsten aller Kriege sein, eines Krieges, zu dem das Deutsche Reich und Volk nach mehr als zehnjähriger sorgfältiger Vorbereitung in geradezu teuflisch-hinterlistiger Weise gezwungen worden ist und in dem es so ungeheuere Opfer an Gut und Blut gebracht hat!

Um die Schmach richtig zu beurteilen, muß man sich vorstellen, daß die eigentlichen Hintermänner dieser Beschlüsse natürlich weit entfernt sind, solche lächerlichen Utopistereien bezüglich der Sicherung des Friedens und der Zukunft Deutschlands für auch nur halbwegs wirksam zu halten. Gewiß mögen einige mit hinzugezogene „Genossen" dazu kindlich naiv und weltfremd genug sein; aber diejenigen, von denen diese Beschlüsse im letzten Grunde ausgehen, sind es sicher nicht. Für so töricht und politisch harmlos hält sie keiner, der in ihre heuchlerischen Praktiken auch nur einigermaßen eingeweiht ist. Ihre eigentlichen, letzten Absichten können nur gegen die gesicherte Zukunft Deutschlands und auf die Möglichkeit eines späteren Endsieges des (diesmal „leider" unterlegenen) Händlergeistes gerichtet sein. Natürlich glaubt man aber dem zur Zeit übermächtigen „Nationalismus", so verhaßt und unbequem er dem internationalen Händlergeiste besonders in dem militärisch straff organisierten Deutschland auch ist, wenigstens insoweit ein Zugeständnis machen zu müssen, als man wenigstens mit leeren Worten verspricht, die „nationalen Interessen des eigenen Volkes", die in der „politischen Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Deutschen Reiches" bestehen, neben der „Beachtung der Lebensinteressen aller Völker" gnädigst noch mit „wahrnehmen" zu wollen. Sollen wir uns über dieses von den Obergenossen den Untergenossen freundlichst zugestandene Maß von Vaterlandsliebe nicht freuen?

Aber noch mehr als das. Auch den öffentlichen Kundgebungen der hochwohllöblichen Regierung, die sich den Obergenossen gegenüber so überraschend brav benommen hat, wollte man offenbar dadurch etwas entgegenkommen, daß man, wie sie, einen Frieden erstrebt, der „die Gewähr der Dauer in sich trägt". Freilich soll diese Gewähr nicht durch „reale" Sicherungen, durch Landabtretungen usw., sondern durch papierne Verträge erreicht werden. Selbstverständlich wissen die Herren Obergenossen ganz genau, daß solche Papierfetzen von unseren Feinden im Frieden mißachtet, im Kriege einfach zerrissen werden; aber das geniert die großen Geister der Herren Obergenossen nicht, und ihre gutgläubigen Untergebenen vermögen offenbar solche mit dem Brustton heiliger Überzeugung vorgetragenen Händler-, Gauner- und Gauklerpraktiken nicht zu durchschauen, denn sonst würden sie doch solchen „Führern" den verdienten Fußtritt geben. So hätten denn, falls jene Beschlüsse durchgeführt würden, diese „Führer" allen Grund zu hoffen und wir allen Grund zu fürchten, daß

die (natürlich auch nach dem Frieden bestehen bleibende) Entente der Händler und Räuber nach höchstens einem Menschenalter imstande sein wird, uns von neuem mit noch größeren Massen und noch besserer Vorbereitung zu überfallen und dann ihren Sieg endlich zu erzwingen. Der deutsche Militarismus und Nationalismus soll und muß eben abgeschafft werden, denn von ihm fürchten die Händler und Räuber, daß er ihnen irgend einmal gefährlich, jedenfalls niemals so dienstbar werden wird, wie der englische, französische, russische und italienische Militarismus.

Daß mit jenen Beschlüssen, in denen nicht einmal von einer Kriegsentschädigung die Rede ist, nur dieses und nichts anderes erreicht werden würde, muß jedem nicht ganz Harmlosen und Weltfremden einleuchten. Anders kann keiner, der die Lehren der Geschichte einigermaßen kennt, die Sache beurteilen. Alle geschichtlichen Erfahrungen sprechen ja dafür, daß die Gehässigkeit unserer Feinde, auch wenn wir sie beim Friedensschlusse noch so schonend behandelten, nach ihrer Niederlage nur noch größer sein wird, als sie vor dem Kriege — geschweige denn während desselben — gewesen ist. Das einzige Mittel, diese Gehässigkeit in Wohlwollen zu verwandeln, wäre, uns für besiegt zu erklären und die Bedingungen der Feinde anzunehmen.

Wer aber immer noch nicht überzeugt sein sollte, daß jene sozialdemokratischen Beschlüsse keinen anderen Zweck haben können als den, das internationale Händlerinteresse für Gegenwart und Zukunft nach jeder denkbaren Richtung hin durchzusetzen, der sehe sie sich einmal einzeln, Wort für Wort, Satz für Satz an. Auch wenn er die Lupe in die Hand nimmt, wird er, abgesehen von den bereits erwähnten, in diesem Zusammenhange völlig bedeutungslosen national- und sozialpolitischen Phrasen, absolut nichts anderes entdecken können, als was in geradezu raffinierter Weise dem internationalen Händlerinteresse dient. Man denke dabei nur an den „Weg zu einer engern Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft der europäischen Staaten", an die „offene Tür", an die „Meistbegünstigungsklausel", an die „Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken", an die „Freiheit der Meere", „Beseitigung des Seebeuterechts", „Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen". Letztere Punkte enthalten offenbar an die bisherigen Händler **und** Räuber die freundschaftliche Aufforderung, nunmehr die letzten räuberischen Eierschalen abzuwerfen und ganz zu Händlern zu werden. Die Händler pur sang wollen also auch die letzte „Konkurrenz" ihrer in atavistischer Anwandlung dann und wann noch räubernden „Berufsgenossen" ausschalten.

Hinter diesen sozialdemokratischen Vorposten bleibt natürlich das Gros ihrer mehr oder weniger liberalistelnden Gesinnungsgenossen nicht zurück; nur maskieren sie ihre Absichten, wie man sofort sehen wird, etwas geschickter durch nationalpolitische Phrasen. Die wackere, in nationalen

Dingen so oft vorangehende „Rheinisch-Westfälische Zeitung" stellt in Nr. 668 ein ihr zugegangenes Schriftstück an den verdienten Pranger, für das, wie sie sagt, in den letzten Monaten um Unterschriften geworben wurde. Es hat die Form einer Eingabe an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg und beginnt wie folgt:

„Deutschland ist in den Krieg nicht mit der Absicht auf Eroberung gegangen, sondern zur Erhaltung seines von der feindlichen Koalition bedrohten Daseins, seiner nationalen Einheit und seiner fortschreitenden Entwicklung. Nur was diesen Zielen dient, darf Deutschland auch bei einem Friedensschluß verfolgen. Eingaben, welche Euer Exzellenz zugegangen sind, verstoßen gegen diese Ziele. Wir halten es daher für unsere Pflicht, diesen Bestrebungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und offen auszusprechen, daß wir in ihrer Verwirklichung einen folgenschweren politischen Fehler und nicht eine Stärkung, sondern eine verhängnisvolle Schwächung des Deutschen Reiches sehen würden.

In rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist. Das Deutsche Reich ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit. Es hat nationalfremde Elemente nur langsam und noch unvollkommen mit sich verschmolzen, und wir wollen uns weder durch Ereignisse, noch durch Personen, noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen lassen, die leitenden Grundlinien der Reichsschöpfung aufzugeben und zu verändern und den Charakter des Nationalstaates zu zerstören."

Man sieht, wie die Vertreter des internationalen Händlergeistes sich hier geschickt gewisser Schlagworte der Nationalpolitiker bedienen. Sie verschweigen dabei natürlich, daß von den wirklichen Nationalpolitikern niemand an eine Einverleibung fremder Völker denkt, sondern nur an Ausräumung oder Austausch und, soweit das nicht möglich ist, an eine Form der Angliederung, welche die besagten nationalpolitischen Bedenken nicht hat. Was brauchen aber internationale Geister von solchen Dingen zu wissen! Die Eingabe schließt mit folgenden, von Nationalstolz offenbar strotzen sollenden Zeilen: „Wir alle sind mit dem ganzen Volke fest überzeugt, daß dieser Krieg mit einem vollen Siege Deutschlands enden wird. Nach so bewunderungswürdigen Heldentaten, nach so unendlichen Opfern und Mühen, nach so viel Ruhm und so viel still und mit Seelengröße getragenem Leid wird das deutsche Volk einen Siegespreis beanspruchen dürfen, der — soweit das überhaupt möglich ist — dem, was es hingegeben hat, entspricht. Der höchste Siegespreis wird immer in der stolz errungenen Gewißheit bestehen, daß Deutschland auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten braucht, und in dem beispiellosen Kraftbeweis, den unser Volk den andern Völkern der Erde und den kommenden Generationen

gegeben hat. Das deutsche Volk kann aber nur einen Frieden schließen, der den strategischen Bedürfnissen, den politischen und wirtschaftlichen Interessen des Landes und der ungehemmten Betätigung seiner Kraft und seines Unternehmungsgeistes in der Heimat und auf dem freien Meere gesicherte Grundlagen gibt. Wir hegen das Vertrauen, daß es Euer Exzellenz mit den verfassungsmäßig berufenen Instanzen gelingen wird, unbeirrt zu gegebener Zeit, auf der Höhe unserer militärischen Erfolge einen solchen Frieden zu schaffen."

Hier spricht man sogar, „wie beiläufig", von „strategischen" Bedürfnissen, sagt aber nicht, wie diese ohne Landnahme befriedigt werden sollen. Von dem Widerspruche dieser Schlußzeilen mit jenen Anfangszeilen braucht ein richtiger Internationaler natürlich ebenfalls keine Ahnung zu haben. Die Hauptsache ist selbstverständlich auch hier — genau so wie bei jenen Beschlüssen der Sozialdemokraten — das internationale Händlerinteresse. Wie geschickt man das zu maskieren versteht, zeigen nachstehende Zeilen der Eingabe: „Es ist ganz selbstverständlich, daß die von uns nach Maßgabe unserer Friedensbedingungen zu räumenden Gebiete nicht zu einem Bollwerk für unsere Gegner werden dürfen, daß kein Rivale Deutschlands sich dort festsetzen darf. Die Möglichkeit darf nicht bestehen, daß feindselige Gefühle der Bewohner sich in feindselige Handlungen umsetzen, die den Frieden und die Sicherheit unserer Grenzen bedrohen könnten. Solchen Gefahren kann vorgebeugt werden, und wir vertrauen darauf, daß es gelingen wird, geeignete und wirksame Mittel auszuwählen und zu verwirklichen. Dazu vermögen wir aber wiederum solche Mittel nicht zu rechnen, die uns auf Umwegen schließlich doch zur Annexion hinleiten würden."

Auf die Lösung der auch hier klaffenden Widersprüche zwischen den Zielen und den geeigneten Mitteln, sie zu erreichen, läßt man sich wohlweislich nicht ein. Unterschrieben ist diese Eingabe außer von den bekannten professoralen Flaumachern fast nur von Vertretern des internationalen Händlertums und ihrem Anhang von unmittelbar oder mittelbar Abhängigen. Eine Anzahl guter Deutscher mögen dabei ahnungslos mit unterlaufen. Von ihnen gilt so recht das Wort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Die „Internationalen" aber wissen das recht wohl. Wenn sie von „Vaterland" sprechen, dann meinen sie immer ihr Allerweltsvaterland. Es handelt sich hier um ein Zusammenwirken verschiedener Gruppen von solchen „Allerweltsmenschen", gegen die, wie die „Rheinisch-Westf. Ztg." sagt, „tiefstes Mißtrauen am Platze ist". „Der Bund ‚Neues Vaterland' (Zweigorganisation des Anti-Orloog-Bundes), der gegen alle Annexionen ist, die ‚Freie Vaterländische Vereinigung' des Herrn Geheimrat Kahl, die Dernburg-Delbrück-Rohrbach-Gruppe, die haute finance von Berlin und Frankfurt, A. Stein (Frankfurter Zeitung) nebst Theodor Wolff (Berliner Tageblatt), und etliche

Gelehrte haben sich auf eine gemeinsame Plattform geeinigt, deren Ziele nicht die des deutschen Volkes und Heeres sind. Mit erschreckender Deutlichkeit, so meint die ‚Rheinisch-Westf. Ztg.', zeigt die Eingabe die tiefe Kluft, welche gewisse ‚maßgebliche Kreise' der Großstädte vom Wollen und Empfinden des Landes trennt, und die ungeheure Gefahr, die für die Reichsleitung darin liegt, sich durch ihren Amtssitz in Berlin in der ständigen Umgebung dieser Kreise zu befinden, die offene Anhänger gerade auch in hohen Staatsämtern besitzen."

Man sieht: Die Kriegsziele der sozialdemokratischen Hauptdrahtzieher und die ihrer bürgerlichen Gesinnungsgenossen laufen im wesentlichen auf ein und dasselbe hinaus. Der Unterschied besteht, wie gesagt, nur in der mehr oder weniger geschickten Maskierung und Drapierung mit vaterlandsfreundlich klingen sollenden Phrasen.

Und solche Ziele mit durchsetzen zu helfen, wird einerseits dem Herrn Reichskanzler, andererseits unseren braven deutschen Arbeitern, die in diesem Kriege gleich allen anderen ihr Gut und Blut eingesetzt haben, schon jetzt in voller, schamloser Öffentlichkeit zugemutet! Wenn *das* kein Bruch des Burgfriedens, ja noch Schlimmeres ist, dann gibt es überhaupt nichts, was man so nennen kann. Es gehört ein polizeilich kaum noch erlaubtes Maß von Harmlosigkeit und Unklugheit dazu, um das für nichts Schlimmeres halten zu können. Dergleichen gefährdet den innern Frieden und die Einigkeit unseres Volkes *viel mehr*, als es die öffentliche Erörterung der Kriegsziele auch seitens der wildesten sogenannten „Annexionisten" vermöchte, denn die übergroße Mehrheit unseres Volkes, die einfachen Arbeiter nicht ausgeschlossen, will von solchen Flaumachereien nichts wissen. Wenn aber unsere einfachen, ungeschulten und unerfahrenen Arbeiter solchen gleißnerischen Verführungskünsten dennoch zum Opfer fielen, dann könnte man ihnen noch nicht einmal einen so großen Vorwurf machen. Man hat ja von berufener Seite nichts getan, sie in wirklich ehrlicher, wohlwollender Weise aufzuklären, ihnen deutlich genug zu zeigen, daß die Interessen des rechtschaffenen Arbeiters, gleichviel ob seine Arbeit mehr körperlicher oder mehr geistiger Art ist, denen der internationalen Händler und Räuber *polarisch entgegengesetzt sind*, daß die Sozialdemokratie ihre angeblichen Ziele, wenn überhaupt, am allerwenigsten in einem völlig ungeschlossenen Weltwirtschaftsstaate erreichen kann. Man wundert sich, daß unsere braven deutschen Arbeiter der jahrzehntelang fortgesetzten Suggestion des internationalen Händlergeistes bis vor dem Kriege erlegen waren, und scheint nicht zu wissen oder auch nur zu ahnen, daß es *keineswegs nur die einfachen Arbeiter* waren, die sich in diesem Sinne hatten beschwatzen lassen. Fast alle werteschaffenden Stände, die Regierungsvertreter vielfach nicht ausgenommen, hatten sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, jeder auf seine Weise, mit händlerischem Geiste erfüllen und dadurch geistig wie sittlich nahezu hoffnungslos verseuchen

lassen. Fast jeder Einzelne und jede Klasse fühlte sich im Namen der sogenannten „Freiheit" berechtigt, den eignen oder den Vorteil der Klasse ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ja oft sogar gegen dasselbe wahrzunehmen. Der „Klassenkampf", der Kampf der Teile gegen das Ganze war gesetzlich nicht nur erlaubt, er galt sogar vielfach als etwas besonders Verdienstliches. Die Unzufriedenheit wurde künstlich geschürt und selbst da entflammt, wo gar kein Grund dazu vorhanden war. Alle Beziehungen der Glieder und Häupter untereinander und zum Ganzen wurden künstlich auf das rein Wirtschaftliche, grob Materielle zugespitzt, alles Geistige und Gemütvolle, aller Idealismus, aller Hochsinn wurde gegenüber dem Materiellen als etwas „Minderwertiges" gebrandmarkt. Das gesamte öffentliche und private Leben wurde, wie sich ein Hauptvertreter des Händlergeistes in aller Öffentlichkeit ausdrückte, „mechanisiert"[1]). Man sprach im falsch verstandenen Bismarckschen Sinne von „Realpolitik", wo es sich nur um Gaunerpolitik handelte. Im letzten Juni-, Juli- und Augusthefte habe ich gezeigt, wie solche Praktiken unbeanstandet in die öffentliche Praxis übergeführt wurden, und wie weit an den Rand des Verderbens Staat, Gesellschaft, Volk, Familie dadurch bereits — anderswo noch viel mehr als bei uns — getrieben worden waren. Wäre dieser Krieg nicht endlich gekommen, dann hätten auch wir, die im Vergleich mit England, Rußland, Frankreich, Italien, Amerika usw. händlerisch und räuberisch noch am wenigsten Verseuchten, dem Sturze in den Abgrund nicht entrinnen können.

Ursprünglich war bekanntlich der Sozialismus *nicht* händlerisch orientiert. Er konnte sogar als eine Reaktion gegen diesen freibeuterischen Geist der Lüge, Heuchelei, Verführung usw. angesehen werden. Aber frühzeitig genug merkte das internationale Händler-, Gauner- und Gaunertum sozusagen Lunte und nahm sich des Sozialismus auf seine Weise an, d. h. es verhändlerte ihn nach und nach immer mehr. Jetzt ist diese geistige Bewegung, wie man gesehen hat, völlig verhändlert und in Verbindung mit der schon vorher existierenden sogenannten Demokratie zum willigsten, gehorsamsten Werkzeuge des internationalen Händlertums im übelsten Sinne des Wortes geworden. Und wie gesagt, darf man sich darüber gar nicht so sehr wundern; denn man hat ja während des Krieges klar und deutlich gesehen, wie ganze Staaten und Völker, große wie kleine, samt ihren Regierungen mit genau denselben Mitteln der Lüge, Heuchelei, Verführung, Bestechung und — wenn das nichts half — wirtschaftlichen Vergewaltigung dienstbar gemacht worden sind. Wie hätten da einfache, ungeschulte und unerfahrene Handarbeiter widerstehen können! Es liegt etwas Dämonisches, selbst für starke Geister Gefährliches in diesen manchmal äußerst raffiniert, oft aber auch recht plump maskierten Händler-, Gauner-

[1]) Vergl. Walther Rathenau: „Zur Kritik der Zeit".

und Gauklerpraktiken. Sie rufen das Heiligste an, wenn sie die gemeinsten, niederträchtigsten Absichten verwirklichen wollen und treten gerade da am frechsten, unverschämtesten auf, wo ihnen äußerstenfalls nicht die geringsten, bar einlösbaren Machtmittel zur Verfügung stehen. Immer aber kennen diejenigen, die solche Praktiken anwenden, genau die geistige und seelische Beschaffenheit ihrer Opfer. Solange ihnen diese günstig ist — sie machen sie gewöhnlich vorher günstig — ist schwer dagegen anzukämpfen. Ist aber der Zauber ihres Wirkens einmal gebrochen, dann ist er auch nicht so leicht wieder herzustellen. Es geht ihnen dann wie den Taschenspielern und Taschendieben, denen man ihre Künste abgesehen hat. Selten war die Gelegenheit, sie kennen zu lernen, so günstig, wie in diesem Kriege; denn in der Aufregung des Kampfes, in der Wut über den für sie immer ungünstiger werdenden Verlauf des Krieges vergaßen sie nur zu oft die sonst so sorgfältig beobachtete Vorsicht. Namentlich Herr Grey hat in dieser Hinsicht das Menschenmögliche geleistet. Man darf gespannt sein, wie weit die Staatsmänner und Völker diese Gelegenheit benutzen und für eine Weile daraus lernen werden. Erfreuliche Anzeichen dafür sind ja schon hie und da vorhanden, man darf sie freilich nicht überschätzen.

Wie wenig dazu selbst bei uns in Deutschland Veranlassung ist, sieht man ja daran, daß eine Veröffentlichung obiger Beschlüsse hinsichtlich der Kriegsziele ungehindert, offenbar im Einverständnis mit den Behörden erfolgen konnte. Würden diese Beschlüsse durchgeführt, dann würde Deutschland um den Preis seiner ungeheuren Anstrengungen und Opfer betrogen, und die furchtbare Niederlage des Händlertums könnte sich mit der Zeit sogar in einen Sieg verwandeln. Es wäre ein Verrat an der Zukunft unseres Volkes, ein Mord an unseren Kindern, Enkeln und Urenkeln, wenn wir unsere Feinde bei dieser nie wiederkehrenden Gelegenheit nicht dermaßen schwächten, daß ein Wiederauflodern ihres Rachedurstes und ihrer Siegeszuversicht für absehbare Zeiten ausgeschlossen ist. In diesem Falle wäre der ganze, ungeheure Krieg für uns vergebens geführt worden. Das ist für jeden Geschichtskundigen so selbstverständlich, wie das Amen in der Kirche, und doch hat es der internationale Händlergeist direkt sowie mittels gewisser Führer unserer sozialdemokratischen Partei wagen können, solche Kriegsziele dem deutschen Volke und seiner Regierung in aller Öffentlichkeit zu unterbreiten. Ja, die Flaumacher haben sich bei uns sogar bis an die höchsten Stellen ungestraft heranschleichen dürfen.

Das ist es aber keineswegs allein, woran man deutlich zu erkennen vermag, daß die moderne Demokratie sozialistischer oder liberalistischer Drapierung nichts als ein Werkzeug in der Hand des internationalen Händlertums ist. Wie durch jene Beschlüsse die Außenpolitik des Deutschen Reiches und Volkes in den Dienst des internationalen Händlertums gestellt werden soll, so kann man schon jetzt beobachten, wie das später mit unserer Innenpolitik geschehen soll. Man spricht nämlich schon jetzt von einer spätern

„Neuorientierung" der Innenpolitik und macht in gewissen publizistischen Organen, vielleicht auch in heimlichen Zusammenkünften schon jetzt Stimmung für eine noch weitere Stärkung des demokratischen Einflusses und endliche Durchsetzung der (vorläufig natürlich noch nicht offen verlangten) parlamentarischen Regierungsform. Zwar hat dieser Krieg mit einer kaum mehr zu überbietenden Deutlichkeit gezeigt, wie ein Land und Volk gerade mittels dieser Regierungsform am leichtesten korrumpiert, verführt und gegen seine eigensten Lebensinteressen in Krieg verwickelt werden kann. Gerade diese Regierungsform hat sich als eine wahre Pandorabüchse aller nur denkbaren Übel erwiesen, und bekanntlich sind die Franzosen, die darunter am meisten gelitten haben, bereits auf dem Wege, sie wie ein ekles Gewürm mit dem Fuße von sich zu stoßen. Das hindert aber gewisse Leute nicht, auch unser Land und Volk damit beglücken zu wollen, sie ihm wohl sogar schon gleich nach dem Frieden oder mindestens für die fernere Zukunft zu empfehlen. Was sich also bei unseren Feinden als völlig ungeeignet für eine wohlgeordnete Zusammenfassung und erfolgreiche Auswirkung aller Volkskräfte erwiesen hat, das soll für unser Volk nach dem Siege über eine Welt von Feinden gerade gut genug sein!

Maskiert wird dieser Gaunertrick ziemlich plump mit dem Hinweise: unser Volk hätte sich in diesem Kriege so außerordentlich brav und hingebend gezeigt, daß ihm als „Belohnung" noch weitere politische Rechte gewährt werden müßten. Und man scheint die Hoffnung zu hegen, daß die jetzige Reichsregierung, namentlich der jetzige Herr Reichskanzler politisch harmlos genug wäre, solche Zumutungen nicht ohne weiteres von sich abzuweisen. Der Herr Reichskanzler wird nämlich jetzt gerade in den publizistischen Organen, die ihn vor dem Kriege in wahrhaft mitleiderregender Weise bekrittelt und begeifert hatten, außerordentlich begönnert, manchmal geradezu gefeiert. Vielleicht hat man gar keinen Grund dazu; aber es ist mit dem besten Willen nicht zu verkennen, daß der Herr Reichskanzler zu diesen — vielleicht vagen — Hoffnungen bezüglich einer späteren „Neuorientierung" der Innenpolitik durch sein unentschlossenes, unklares Verhalten hinsichtlich der Erörterung der Kriegsziele Grund genug gegeben hat. Es muß doch eigenartig berühren, daß Herr von Bethmann Hollweg den Bestrebungen der Flaumacher im bürgerlichen wie im sozialdemokratischen Lager gar nicht energisch entgegengetreten ist und der Erörterung der Kriegsziele im andern Sinne offensichtlich widerstrebt.

Das kann nicht lange mehr so bleiben, wenn nicht die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes im höchsten Grade beunruhigt werden soll. Gegen das Verbot der öffentlichen Erörterung der Kriegsziele wäre auch nach der entscheidenden Wendung nicht so viel einzuwenden gewesen, wenn es überall, für alle Kreise und Meinungsrichtungen durchgeführt worden wäre. So aber muß die nur ganz allgemeine Kennzeichnung der Kriegsziele seitens des Herrn Reichskanzlers einerseits und die Duldung

genau spezifizierter Veröffentlichungen andererseits gerade bei den Bestgesinnten Mißtrauen und Kopfschütteln verursachen. In letzter Zeit scheint es ja freilich, als ob sich der Herr Reichskanzler von den flaumacherischen Ansichten ab und den Meinungen der weit überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes zugewandt hätte. Es wäre erfreulich, wenn es so wäre. Warum ist er aber nicht gleich von vornherein in dieser Hinsicht führend, d. h. richtung- und maßgebend aufgetreten, und hat nicht, wie Bismarck, die Erörterung der Kriegsziele sofort freigegeben? Das Schlimmste, was einem Volke in schwerer Zeit zugemutet werden kann, ist die beständige Angst und Sorge, daß alle seine Anstrengungen und Opfer selbst im günstigsten Falle wenig lohnend oder gar umsonst gewesen sein könnten.

Zu diesen trüben Stimmungen bezüglich der Richtung unserer Kriegsziele mußten sich wie von selbst schlimme Befürchtungen wegen der nach dem Frieden möglicherweise drohenden Neuorientierung der Innenpolitik gesellen; denn wo das international gesinnte Händlertum hofft und augenscheinlich Grund zum Hoffen hat, da können die in der Weltanschauung und Lebensauffassung polarisch entgegengesetzt Gerichteten nicht ebenfalls hoffen. Schon die Unklarheit an und für sich wäre in diesem Falle von Übel.

Wenn für ein so eigenartiges Verhalten eines leitenden Staatsmannes während eines schweren Krieges überhaupt ein anderer Grund als der einerseits erhoffte, andererseits gefürchtete gefunden werden kann, dann kann er nur darin bestehen, daß man die Parteigegensätze während des Krieges nicht aufregen und die Einigkeit des ganzen Volkes möglichst lange erhalten wollte. Es ist fraglich, ob dieser Zweck gerade durch das Unklarlassen der Kriegsziele am besten erreicht werden kann; aber auch in diesem Falle hätte man doch alle Meinungsrichtungen gleichmäßig streng behandeln müssen. Für eine offensichtliche Bevorzugung der linksstehenden Parteien oder vielmehr nur gewisser Führer derselben kann der Grund, falls man tatsächlich nicht zu deren Meinung hinneigt, nur darin gesucht werden, daß man sich etwa gesagt hat: „Der rechtsstehenden Parteien sind wir ja doch auf alle Fälle sicher, und um die linksstehenden während des Krieges bei guter Laune zu erhalten, wollen wir sie in ihren etwa geäußerten Hoffnungen und Wünschen bezüglich der zu erstrebenden Kriegsziele vorläufig nicht stören."

Ein solches Verhalten mag manchem als diplomatisch hervorragend klug erscheinen, ist es aber ganz und gar nicht. Auf diese Weise, durch solche stillschweigende Erregung von Illusionen opfert man die notwendigen Bedürfnisse der Zukunft ganz überflüssigen Luxusbedürfnissen der Gegenwart. Es war bei der von Anfang an geradezu idealen Einigkeit unseres gesamten Volkes gar nicht nötig, nach der einen Seite Hoffnungen, nach der anderen Befürchtungen bezüglich einer noch mehr demokratischen Zu-

kunft zu erregen. Niemand würde sich gewundert haben, wenn die Zensurschere bis zum Augenblicke der Entscheidung alle öffentlichen Erörterungen der Kriegsziele gleichmäßig, ohne Rücksicht nach der einen oder anderen Seite, abgeschnitten hätte. So aber werden die letzten Drahtzieher des Händlergeistes und ihre bewußten oder unbewußten Werkzeuge, mit denen wir ja nicht bloß außerhalb unserer Grenzen im Kriege stehen, höchst erbittert und aufgebracht sein, wenn alle ihre Illusionen beim Friedensschlusse und nach dem Frieden in nichts zerfließen. Sie werden dann alle ihre in der dann frei gegebenen Presse zur Verfügung stehenden reichen Mittel dazu aufwenden, um unser Volk noch schlimmer als jemals aufzuhetzen und die durch den Krieg so glücklich erlangte Einigkeit gründlich zu zerstören. Das wäre dann die Folge jenes um der innern Einigkeit willen beobachteten unklaren und unentschlossenen Verhaltens.

Das Mittel der Illusionierung ist nicht immer gleichbedeutend mit den händlerischen Mitteln der gemeinen Lüge, Heuchelei, Verführung, Bestechung, aber es ist damit mehr oder weniger verwandt. Stets, unter allen Umständen jedoch ist es ein Zeichen der seelischen Schwäche: entweder bei denen, die es anwenden, um sich das Leben vorübergehend bequem zu machen, oder bei denjenigen, auf die es angewandt wird, um ihre schwache Seele vorübergehend zu stärken. Ohne Not wird kein Kluger und Starker ein solches Mittel anwenden. Die Kriegsnot mag es bisweilen sittlich rechtfertigen; aber immer nur bei den Besiegten, niemals bei den Siegern. Der Sieger schweigt höchstens, aber er schwindelt nicht, weder direkt noch indirekt.

Wollte die Regierung auch bezüglich einer späteren „Neuorientierung" der Innenpolitik während des Krieges schon etwas Nützliches tun, dann hätte sie die durch den Krieg so reichlich gebotene Gelegenheit wahrnehmen sollen, um die Überlegenheit unserer staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen, militärischen usw. Einrichtungen ins hellste Licht der Öffentlichkeit zu setzen: die ungeheure Macht, die unser Staat und Volk nach jeder Richtung hin entwickelt hat, sozusagen auch geistig machtvoll in die Öffentlichkeit ausstrahlen zu lassen. Das hätte unsere Freunde ermutigt, und unsere Feinde außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen eingeschüchtert. Und wenn die Regierung dazu nicht selbst imstande war, dann hätte sie wenigstens, anstatt bei unseren Demokraten, Freihändlern, Kosmopoliten usw. begründete oder unbegründete Hoffnungen zu erwecken, die von anderer Seite ausgehenden Bemühungen im Sinne weitblickender Außen- und Innenpolitik unterstützen, ihnen zu größerer Beachtung in der Öffentlichkeit verhelfen sollen. Dann wäre vielleicht unser vor dem Kriege so niederträchtig verhetztes Volk allmählich doch dazu gekommen, seine öffentlichen Einrichtungen mit anderen Augen zu betrachten, hätte sie vielleicht sogar schätzen und lieben gelernt. So jedoch ließ man die nie wiederkehrende Gelegenheit nicht nur ungenutzt vorübergehen, sondern man erregte sogar

begründete oder unbegründete Hoffnungen auf eine spätere Änderung dieser Einrichtungen. Man tat also gerade das Gegenteil von dem, was man hätte tun können, und wozu der Regierung von vaterlandsfreundlicher Seite ganz unverkennbar die Hand geboten wurde. Worin sich die Regierung aber gar nicht genug tun zu können schien, bestand in dem heißen Bemühen, sich vor der Welt wegen dieses Krieges gewissermaßen zu rechtfertigen. Als ob gerade wir das vor allem anderen nötig gehabt hätten, und als ob überhaupt jemand, der sich überzeugen lassen wollte, nicht von vornherein, schon lange vor dem Kriege, von der Lammesunschuld unserer Regierung überzeugt gewesen wäre! Das „Sich-weiß-waschen" hätte man den wirklichen Mohren überlassen und sich höchstens darüber lustig machen sollen. So aber konnte man sich im feindlichen und neutralen Auslande über uns lustig machen, denn hier konnte sich jeder politisch halbwegs Zurechnungsfähige, natürlich nur im geheimen, sagen: „Ach ja, die deutsche Regierung war unschuldig, so unschuldig und harmlos, wie sich der von weitem heranschleichende Wolf das Lamm nur irgend wünschen kann. Wenn die verdammte deutsche Dogge, der „Militarismus", nicht wie ein Schießhund aufgepaßt hätte, dann wäre es Deutschland und seinen Verbündeten schlimm ergangen. Aber bei den Friedensverhandlungen hat ja die ‚Dogge' nichts zu sagen, und so wird sich die Sache für uns zuletzt doch noch zum Guten wenden."

So können die politisch Zurechnungsfähigen im feindlichen Auslande denken. Für die politisch Unzurechnungsfähigen aber konnten jene endlosen Enthüllungen nur Anlaß zu neuen Verleumdungen Deutschlands geben, denn man konnte sie ja beliebig entstellen und verdrehen. Qui s'excuse, s'accuse. —

Das alles sind Fehler, die zu vermeiden gewesen wären, wenn man den eigentlichen Feind und seine geistig-unsittlichen Kampfmittel sofort und nicht nur außerhalb unserer Grenzen erkannt hätte. Doch kehren wir, so notwendig diese Kennzeichnung ist, zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Demokratie überall und jederzeit ein Werkzeug des Händler-, Gauner- und Gaunertums werden muß, oder ob das nur unter bestimmten, im modernen England, Amerika, Frankreich, Italien usw. besonders günstigen Bedingungen möglich ist.

Um diese Frage vorurteilslos zu beantworten, muß man sich zunächst klar machen, was die Demokratie, abgesehen von allem heutzutage künstlich hinzugetanen Beiwerk, ihrem eigentlichen Wesen nach ist. Das ist bekanntlich die als möglich angenommene Herrschaft der unterschiedlosen Mehrheit des Volkes. Vom sozialbiologischen Standpunkte aus gesehen wäre das — immer den Fall der praktischen Durchführbarkeit vorausgesetzt — nur ein Notbehelf, der seine natürliche Ursache in jenem undifferenzierten Zustande des Gemeinwesens hat, wie er etwa in einem noch nicht organisierten Zellenhaufen vorhanden ist. Eine fortschreitende

Entwicklung aus diesem höchst unvollkommenen Urzustande ist nur dadurch möglich, daß bestimmte Zellengruppen nach und nach immer mehr die Form und Funktion von *Häuptern*, die übrigen die von *Gliedern* annehmen. Ein Wechsel, sozusagen eine Neuwahl, findet dabei *nicht* statt, nur eine beständige Neuerzeugung der ein für allemal zu bestimmten Zwecken abgeordneten Zellengruppen. Auf einem gewissen Höhepunkte der aufbauenden Entwicklung gleicht ein solches Gemeinwesen einer streng monarchischen oder aristokratisch-oligarchischen Verfassung.

Für das *menschliche* Gemeinwesen, dessen Urzustand bekanntlich entweder die aus irgendwelchen Ursachen sich zusammenschließende *Horde*, oder die durch natürliche Vermehrung sich über ein gewisses Maß erweiternde *Familie* (Sippe, Stamm, Volk) ist, gelten im Grunde genau dieselben organischen Entwicklungsgesetze. Das Endergebnis ist bei natürlichem, nicht künstlich gestörtem Verlauf der Entwicklung auch hier die absolute Monarchie oder die aristokratische Oligarchie, *mochte die Verfassung ursprünglich auch noch so demokratisch sein*. Das erstere Ergebnis der Entwicklung ist ein besonderes Glück, kann aber nur im verhältnismäßig seltenen Falle eines dazu geeigneten Monarchen tatsächlich verwirklicht werden. Für gewöhnlich wird man sich mit einer aristokratisch oder demokratisch beschränkten Monarchie begnügen müssen. Jedenfalls steht die wirkliche, d. h. absolute Demokratie *natürlicher* Art am *Ausgangspunkte*, nicht am Endpunkte der sozialbiologischen Entwicklung.

Die *moderne* Demokratie dagegen ist auf ganz andere Weise und unter ganz anderen Vorbedingungen entstanden. Sie ist das mehr oder weniger weit vorgeschrittene Zersetzungsprodukt der ursprünglichen Monarchie oder der aristokratischen Oligarchie. Die Vorbedingung für diesen Zersetzungsprozeß ist, daß die monarchischen oder aristokratisch-oligarchischen Machthaber und Führer die ererbte *und immer wieder von neuem zu erwerbende* Macht, das Vertrauen, den Zauber des Ansehens, die Autorität, oder wie man es nennen will, verloren haben. Das kann entweder auf *natürliche* Weise, von innen heraus, durch körperliche und geistig-sittliche Entartung, oder auf *künstliche* Weise, durch einen von außen eingedrungenen Zersetzungsfaktor (Bazillus) geschehen sein. Natürliche Ursachen der körperlichen und geistig-sittlichen Entartung sind erstens übertriebene, d. h. zu enge und zu lange fortgesetzte Inzucht, also mangelnde Auffrischung von unten herauf durch noch unverbrauchte Elemente des Volkes; zweitens das Gegenteil: wahllose Vermischung (Panmixie) durch eheliche Verbindung mit Elementen, die der Klasse oder gar der Rasse ganz fremd sind. Im letzteren Falle pflegt, falls die Vermischung mit fremden *Naturrassen* erfolgte, die *körperliche* Entartung nicht gleich bemerkbar zu werden, sofort aber die geistig-sittliche. Eine *künstliche* Ursache der körperlichen und geistig-sittlichen Entartung der Herrschenden kann u. a. z. B. jener mit einem von außen eingedrungenen Zersetzungsbazillus ver-

gleichbare Händler-, Gauner- und Gauklergeist sein, von dem in den unmittelbar vorausgegangenen Heften ausführlich die Rede gewesen ist.

In dieser auf natürliche oder künstliche Weise entstandenen Führernot behilft sich nun das Volk durch Wahl oder Adoption von neuen Führern und Vertrauensmännern. Aber auch diese müssen, wenn sie die ihnen übertragene Funktion wirklich, nicht bloß scheinbar erfüllen sollen, sich die dazu gehörige Macht, den Zauber des Ansehens, die Autorität erst erwerben. Ohne das gibt es eben keine wirkliche Macht. Vermögen sie das in einer Folge von Geschlechtern zur Zufriedenheit der Mehrheit oder der ausschlaggebenden Gesellschaftskreise, so entsteht, wenn der Notzustand nicht durch besondere Gesetze künstlich verewigt wird, mit der Zeit eine neue Monarchie oder neue Aristokratie.

Vermögen die neuerwählten Führer sich das nötige Ansehen und Vertrauen aber nicht zu erwerben, so stürzen sie, genau so wie ihre monarchischen oder aristokratischen Vorgänger, in den Abgrund und werden durch Neugewählte ersetzt. Genügen auch diese nicht, und wiederholen sich die Neuwahlen in immer kürzerer Folge, dann ist der anarchische Urzustand der Horde oder der erweiterten Familie in ungleich größeren Verhältnissen und mit weit schlimmeren Folgen da. Der „Fortschritt" hat es dann glücklich bis auf den Anfangszustand aller Gemeinwesen gebracht.

Das ist die Wahrheit; der Geist der Lüge nennt es natürlich anders. Ich wiederhole: die bloße Wahl an sich, auch wenn mit noch so großer Mehrheit erfolgt, vermag niemandem die zur wirklichen Führung erforderliche Macht, das nötige Ansehen in der Öffentlichkeit zu geben. Das scheint man von den jetzigen angeblich demokratisch regierten Ländern zuerst in Frankreich einsehen zu wollen. Das französische Volk zeigt jetzt eine fast hysterisch anmutende Sehnsucht nach einer wirklichen Autorität, nach einem Manne, zu dem auch der Ehrliche und Wahrheitliebende mit hingebendem Vertrauen aufsehen kann. Es ist der jetzigen sogenannten „Führer" bis zum Erbrechen überdrüssig.

Man sieht: die modern-demokratische Mehrheitspauke hat ein großes Loch, und kein noch so gewaltiges Aufpauken vermag für halbwegs Feinhörige den entsetzlichen Mißton zu verheucheln. Ohne diesen überlauten Tamtam wären die geeigneten Führer, wenn sie überhaupt vorhanden sind, jedenfalls leichter zu finden; denn sie machen sich, wenn sie nicht künstlich zurückgedrängt werden, in Zeiten der Not ganz von selbst bemerkbar. Sogar einfache Privatpersonen erhalten dann, wenn ihre Macht, ihr Ansehen, ihr Einfluß gewisse Grenzen überschreiten, mit der Zeit den Charakter öffentlicher Persönlichkeiten.

Das ist der natürliche Verlauf der Dinge. Nun hat aber unsere Zeit das Eigentümliche, daß die irregeführte öffentliche Meinung jenen Notzustand als etwas besonders Wünschenswertes nicht nur für gewisse Kreise, sondern für das ganze Volk hingestellt und daß sie ihn da, wo er noch

nicht vorhanden ist, künstlich zu erzeugen und durch besondere Gesetze zu verewigen trachtet. Viele bewußt oder unbewußt Bestochene — nehmen wir an, nur geistig Bestochene — mögen dazu in ehrlicher, gutgläubiger Weise mitwirken; bei einem bestimmten Teile, der vorzugsweise jenen modernen, im Grunde aber uralten Händler-, Gauner- und Gauklergeist vertritt, ist das jedoch nicht anzunehmen, denn dieser Geist der Lüge, Heuchelei, Bestechung, Verführung vermag gerade in solchen Notzuständen seine Herrschaft aufzurichten und zum Verderben der Völker auszuüben. Am Endpunkte der modern-demokratischen Entwicklung steht nämlich die absolute Plutokratie. Wahrhaft glänzend ist das bekanntlich in England, Amerika, Frankreich, Rußland, Italien gelungen. Hier hat die absolute Plutokratie in einem vorher noch nicht dagewesenen Maße mit den ihr eigenen Mitteln die Völker und ihre Regierungen sich dienstbar gemacht, so z. B. jetzt für ihre Zwecke in den größten aller Kriege verwickelt. Wären die Mittemächte, wie es fast selbstverständlich erschien, in diesem Kriege besiegt worden, dann wäre auch bei ihnen der letzte Rest der alten Monarchie und Aristokratie weggefegt und die Herrschaft des internationalen Händler-, Gauner- und Gauklergeistes aufgerichtet worden. Vom „Militarismus" sprach man bekanntlich schon lange vor dem Kriege, auch innerhalb unserer Grenzen, aber die bei uns noch hinreichend kräftige alte Monarchie und Aristokratie meinte man. Das gehört, was so viele Leute noch gar nicht zu ahnen scheinen, zu dem jenem Geiste eigenen Verfahren der Maskierung seiner eigentlichen Absichten.

Zum Glücke für Deutschland und die ganze bessere Menschheit werden in diesem ungeheuren Ringen nicht die Händler, sondern die Helden endgültig Sieger bleiben, falls nicht beim Friedensschlusse auch bei uns der Geist des internationalen Händlertums das Übergewicht erlangt. Wie vorher gezeigt, ist auch bei uns dieser Geist der Lüge, Heuchelei, Bestechung, Verführung am Werke, um durch Vermittelung der Demokratie liberaler sowohl wie sozialer Drapierung seine Zwecke zuletzt doch noch zu erreichen. Es wird von den verbündeten Regierungen und vom deutschen Volke, soweit es noch nicht hoffnungslos demokratisch und händlerisch verseucht ist, abhängen, ob diese Absichten noch rechtzeitig durchkreuzt werden oder nicht. Die daraus zu ziehenden Schlüsse und Entschlüsse ergeben sich von selbst. Viel Zeit ist schon versäumt oder unnütz vertan worden. Zu spät ist es aber noch nicht.

Bemerkung des Verlags: Wer von den verehrten Lesern Gelegenheit hat, vorstehenden Aufsatz an besonders in Betracht kommende Stellen heranzubringen, wolle sich nur an den Verlag wenden. Die Hefte stehen, auch in mehrfacher Anzahl, kostenlos zur Verfügung. Ist die Nachfrage groß, so werden Sonderabzüge hergestellt.

Deutsche Freiheit, deutsche Kraft, deutsche Einheit.

Armand Crommelin.

II. Kraft.

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen."
— — — — — — — — — — — —
„Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."
Schiller.

Im Grunde muß jeder Handel, der auf Gewinn ausgeht, der also das Maß des ursprünglichen, natürlichen Tauschhandels überschreitet, welcher nur dazu diente, die unmittelbaren Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, als unsittlich betrachtet werden. Freilich, wollte man sich in unserem Zeitalter an diesen Grundsatz festklammern, man käme in das nur dem Idealisten zugängliche Land Utopia, in welchem wir allerdings — mehr als in dem Lande der Wirklichkeit — zu einer richtigen Erkenntnis des wahrhaft Sittlichen und Unsittlichen gelangen können.

Jeder Handel, dem es um wirklichen Gewinn zu tun ist, der also bezweckt, außer der Deckung der notwendigen Unkosten und Auslagen des Handeltreibenden diesen zu bereichern, ganz gleich, ob es im Kleinen oder im Großen geschieht, muß ihn notwendig in mannigfachen Richtungen binden, macht ihn also unfrei, lähmt seine Kraft. Er hat hier Rücksichten zu nehmen, dort Kompromisse zu schließen (oder auch sich zu kompromittieren!), ein um das andere Mal sich — wenn er solches wenigstens noch vermag — zu erniedrigen, damit ihm ja nicht ein noch so geringfügiger Gewinn entgehe. So ist es im Großen wie im Kleinen; wir haben täglich Gelegenheit, es zu beobachten. So steht es mit Gemeinwesen und mit Einzelnen. Jeder Handeltreibende verkauft nicht nur seine Ware, sondern sich selbst, entweder bewußt oder unbewußt, unwillkürlich oder willkürlich. Hierdurch muß natürlich die Gesinnung, auch der Besten, leiden. Sie werden, falls sie nicht hin und wieder auf einen Vorteil verzichten, gesinnungslos. Ein paar Beispiele aus dem täglichen Leben: In den niederländischen Provinzstädten und Flecken der Gegend, die ich bewohne, werden wöchentlich Millionen Eier verhandelt, die in Friedenszeiten nach England versandt werden. Als ich im vergangenen Frühjahr aus dem Reiche zurückkehrte und mich über die Höhe der gezahlten Eierpreise wunderte, wurde mir gesagt: „Ja, die gehen alle nach Deutschland; der deutsche Kaufmann, der unsere Märkte besucht, zahlt jetzt viel höhere Preise als der Engländer." Daraufhin natürlich Freude meinerseits, daß meine Gegend zur Ernährung des Reiches beiträgt. Der Händler, mit dem ich sprach, fügte jedoch gleich hinzu: „Sobald England die deutschen Kaufleute überbietet, liefern wir wieder dorthin. Wir sind es von jeher so gewöhnt." Dieses ist nun bis jetzt glücklicherweise nicht eingetreten. Es wird nach wie vor nach dem Reiche geliefert, allerdings zu sehr hohen Preisen. Das Gespräch mit

jenem Eierhändler gibt aber reichlichen Stoff zum Nachdenken. Es ist ein schlagender Beweis für meine Behauptung der im Handel notwendig mangelnden Gesinnung. Man vermißt jede Spur von grundsätzlicher Anhänglichkeit an den alten Kunden; aber auch jegliche Freude über die Möglichkeit, dem Stammlande in schwerer Zeit Nahrungsmittel zuzuführen. Es ist der eisigkühle, berechnende Händlerstandpunkt: „Grundsätze kenne ich nicht, alte Freunde gibt es im Handel nicht; Stammesbrüder jenseits der Grenzpfähle — ach was! Auf Gefühle können wir uns nicht einlassen!" Und doch ist die Bevölkerung dieses östlichen Teiles der Niederlande vorwiegend sächsischen Stammes.

Die Amsterdamer Geldleute befanden sich zu Anfang des Krieges in fieberhafter Erregung. Sie hielten es infolgedessen für angebracht, den Zinsfuß auf $9^1/_2$ v. H. zu bringen; ihre sichersten und reichsten Privatkunden konnten keinen Pfennig Kredit bekommen, manch kleine, noch nicht ganz sichere Existenz ging durch ihre Schröpfsucht in die Brüche, kurzum sie benahmen sich äußerst aufgeregt und schienen ohne Ausnahme den Kopf verloren zu haben. Dieser Zustand hat sich jetzt zwar etwas gebessert, aber wenn man in diesen Kreisen Gesinnung (ich sage schon gar nicht „anständige Gesinnung") zu finden hofft, so wird man lange suchen können und dennoch leer ausgehen. Nach meinem besagten Aufenthalt im Reiche unterhielt ich mich mit einem dieser Herren Geldleute lebhaft und begeistert über die deutschen Leistungen, über die alles in den Schatten stellende Organisation, über den glänzenden Erfolg der Kriegsanleihen, woran niemals ein Kenner des deutschen Wesens habe zweifeln können. Wir sprachen über die Brotfrage — die Leute hier wähnten nämlich damals, daß Deutschland nahe am Verhungern sei — und noch über vieles andere, und ich brachte meine vollste und felsenfeste Zuversicht zum Ausdruck. Schließlich fragte ich, warum man sich denn hier kaum oder gar nicht an den Kriegsanleihen beteiligt habe. Da wurde der Kluge nachdenklich, runzelte die Stirn und sagte: „Ja, wer rettet uns denn unsere Gelder, wenn das Reich in Trümmer geht?" Da mußte ich laut auflachen und erklärte ihm, daß erstens das Reich nicht in Trümmer gehen könne, und daß zweitens, falls es durch diesen Krieg in Trümmer ginge, dieses dem gesamten deutschen Volke eine solche Schnellkraft geben würde, daß es in wenigen Jahren das Reich wieder hergestellt haben würde. Dieses schien ihm nun zwar wohl möglich, aber er erklärte dennoch eine Reichsanleihe für zu unsicher für die „soliden" Amsterdamer Geldleute; Anleihen der einzelnen deutschen Bundesstaaten wären etwas ganz anderes; daran hätte man sich ruhig beteiligen können. „Aber", fügte er hinzu, „uns liegt ja gar nichts an einem Siege Deutschlands. Wozu sollen wir denn unser Geld dahin geben? Wir haben große Werte z. B. in Rußland angelegt; gesetzt nun den Fall, daß Deutschland Rußland so aufs Haupt schlägt, daß dieses seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann, seine Staats-

schulden halbiert oder gar dritteilt, wie es schon zu Napoleons Zeiten dagewesen ist, dann haben wir das Nachpfeifen." Also auch hier sklavenhafte Unfreiheit, Abhängigkeit vom Gelde. Ein Abwägen der Sympathien nach dem jeweiligen Vorteil, den sie einbringen können. Das nennt sich hier neutral; ich nenne es nicht charakterlos, nicht gesinnungslos; das ist alles noch zu gut. Ich nenne dieses Gebaren Feilheit der Gesinnung. — Gerade diese scheinbar verhältnismäßig harmlosen Begebenheiten lassen erschreckend tief blicken. Sie sagen uns fast noch mehr als z. B. die ungeheuren und ungeheuerlichen Waffenlieferungen einzelner amerikanischer Großindustrieller und Händler an die Feinde, denn sie zeigen uns, wie ein Händlergeist ein ganzes Volk durchziehen und schließlich ganz verseuchen kann.

Voll Bewunderung und Stolz berichten die Geschichtsbücher von dem bereits im Mittelalter in den Niederlanden stark entwickelten Handel. Brügge, Gent und Antwerpen waren schon früh Hauptmarktplätze des Weltverkehrs für alle nur denkbaren Waren. Viele kleinen Städte, auch in den nördlichen Niederlanden, die jetzt kaum noch jemand kennt, gehörten der Hanse an; es wimmelte von exotischen Kaufleuten; die Niederländer wurden die Vermittler, die Makler, die Agenten. Und all dieses wird von den niederländischen Historikern als höchstes Glück, als Wohlfahrt, als ein Aufstreben zu höchster Kraft bezeichnet. Ich muß mich zu einer anderen Meinung bekennen; ich sehe keine Kraftäußerungen in den übertriebenen Prunkgelagen eines Philipp des Guten (gest. 1461), in dem Feilschen und Raufen der Städte und Landschaften, um gewisse Vorteile vom Fürsten zu erlangen; kein Gefühl der überlegenen Kraft spricht für mich durchweg aus der Haltung der jeweiligen Fürsten gegen die aufsässigen Städte und Gaue; nicht beherrscht im allgemeinen würdige Kraft der Fürsten Haltung gegen ihren Herrn, den deutschen Kaiser; wären sie sich ihrer Kraft wirklich bewußt gewesen, sie hätten ohne Ausnahme eingesehen, daß unbedingte Treue zum Reiche für sie, für ihre Länder, das allein Ersprießliche war. Es war ein exotischer, dem Germanen fremder Geist, der mit den südländischen und orientalischen Kaufleuten in die deutschen Niederlande einzog. Ein Geist, der, indem er die arglose Bevölkerung zu äußerlicher, also scheinbarer Macht führte, sie schwächte und entwürdigte. Es ist eines freien Germanen unwürdig, Händler und Makler zu sein und dafür, daß er mit den Abfallbrocken des Feindes sich speisen darf, Bücklinge vor ihm zu machen.

Die Germania des Tacitus ist wohl eines der schönsten Zeugnisse für die Würde und Hoheit der germanischen Rasse, zumal da es von einem Römer stammt; sein Urteil spricht für seine unbefangene Ehrlichkeit, und seine Ansichten über Rechtlichkeit und Redlichkeit zeigen ihn uns als einen ganzen Mann, der im Rom der Verfallzeit die Laster und Schäden des Chaos bekämpfte. Er belehrt uns (Germ. Kap. 5), daß die Germanen

sich nichts aus dem Besitze von Gold und Silber machten: „Es zu besitzen macht ihnen jedenfalls nicht viel aus"; auch Handel um Geld oder Gewinn war ihnen zu Tacitus' Zeiten im allgemeinen noch unbekannt: „Nur die Grenznachbarn wissen im Handelsverkehr Gold und Silber zu schätzen, erkennen gewisse Prägungen unseres Geldes als echt an und geben ihnen den Vorzug. Tiefer im Innern bleibt es beim einfachen alten Tauschhandel." (Germ., Kap. 5.) Langsam ist das Geld, der Urheber aller Laster und Übel, die tückische Gewalt, die auch die gesundeste Volkskraft endlich vernichtend untergraben muß, unseren Vorfahren bekannt geworden. Es wurde ihnen von außen, aus der Fremde, aufgedrungen: „Schon haben wir sie auch Geld zu nehmen gelehrt." (Germ., Kap. 15.) Der biedere Tacitus vermag diese den Germanen von den Römern aufgedrungene Bekanntschaft nicht mehr als ein dem kindlichen Riesenvolke zugefügtes ungeheuerliches Unglück zu erkennen. Dazu ist er denn doch zu sehr ein Kind des späten Rom. Wie gänzlich unhändlerisch das Wesen der Germanen ursprünglich gewesen sein muß, geht auch aus dieser Stelle hervor (Germania, Kap. 21): „Die Geschenke machen ihnen Freude; aber was sie geben, rechnen sie nicht an, und was sie empfangen, schafft keine Verpflichtung." Uns ist es immer „peinlich", etwas von einem anderen anzunehmen; wir denken gleich daran, wie wir uns denn wohl „revanchieren" werden; dieser Gedanke zeugt von einer kleinlichen Unfreiheit; sie entspricht, wie wir sahen, auch nicht dem Wesen unserer Art, muß uns also durch fremde Einflüsse eingepflanzt sein. Entscheidend für uns ist diese Stelle: „Geld auf Zins zu verleihen und Wucher zu treiben, ist ihnen unbekannt." (Germ., Kap. 26[1]).) Reine, herrliche Rasse, was hat der Fremdling aus dir gemacht? Was sind wir, deine Nachfahren, im Vergleiche zu dir?! Hättest du irgendwie einem nennenswerten Laster gefrönt, so wäre dieses immer noch weniger schändlich gewesen als unsere reinste sogenannte Tugend, denn alles, alles, alles bei uns beruht auf dem Laster, das wir Geld nennen; wir sind mit einem Netz von Zins und Wucher umsponnen, ohne welche wir nicht leben, nicht atmen können, die uns die einzige Bewegungsmöglichkeit verschaffen und uns andererseits, wie gelähmt, nicht vom Flecke kommen lassen. Wir mögen den besten Willen zur Sittlichkeit, zur höchsten denkbaren Tugend haben, wir mögen im Grunde die edelsten Anlagen besitzen, unsere Sittlichkeit, unsere Tugend, unser Edelsinn müssen sich in ein unklares Stammeln verlieren, denn sie werden erstickt durch die alles beherrschende, unheimliche Macht des Geldes.

In demselben Verhältnis wie in den Niederlanden im Laufe des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte der Handel und der kaufmännische Geist zugenommen haben und infolgedessen die Macht des Goldes ins Ungeheuerliche gestiegen ist, ist der kühne, germanische Geist

[1]) Die Zitate nach Tacitus sind der kleinen Ausgabe der Germania vom Insel-Verlag: Insel-Bücherei Nr. 77 entnommen. Die Übersetzung ist von Paul Stefan.

des Volkes zurückgedrängt, die Tatenlust erschlafft; Wohlleben und breite Behaglichkeit wurden Selbstzweck, die durch den alles beherrschenden Handel künstlich ins Leben gerufenen Bedürfnisse emsig zu befriedigen galt für die größte Lebensaufgabe; der ursprünglich kampffrohe Geist der Germanen ist hin; er hat dem einen, alle erfüllenden, Gedanken Platz gemacht: Ruhe und Sicherheit, das ist es, wessen wir bedürfen; wenn wir allen uns gestellten Anforderungen Englands und Frankreichs brav nachgeben, so werden sie uns wohl in Ruhe lassen, und wir können in aller Gemächlichkeit unseren Geschäften nachgehen und den fetten Gewinn einstreichen. — So war der Zustand der nördlichen Niederlande im 18. Jahrhundert geworden, und hierin hat sich bis jetzt wenig verändert. Nimmermehr können wir diese allmähliche Umwandlung frischer, kühner, kriegerischer Stämme in ein nur auf seinen materiellen Vorteil bedachtes Händlervolk als ein Zunehmen, ein Blühen und Wachsen der in diesem Volke urvorhandenen deutschen Kraft ansehen.

Der Erwerb des ausgedehnten Kolonialbesitzes muß für die Niederländer als ein großes Unglück betrachtet werden. Denn dieser Besitz brachte Geld, viel Geld in das Land, und, was fast noch schlimmer ist, es kamen hierdurch in Hülle und Fülle unbekannte Waren nach Europa, die alsbald zu den notwendigsten täglichen Bedürfnissen erhoben wurden, und denen wir allgemach uns so sklavisch ergeben haben, daß wir — obwohl viele von ihnen uns mehr schaden als nützen — uns einbilden, ihrer unter keiner Bedingung entraten zu können. Der natürliche Reichtum der Kolonien machte die niederländischen Kaufleute zu Ausbeutern, sowohl der Einwohner als des Bodens ihrer überseeischen Besitzungen; die von ihren Mietlingen und Angestellten siegreich durchgeführten Kämpfe mit der ureingesessenen Bevölkerung ermöglichten es ihnen, in späteren Jahren mühelos und seelenruhig den reichen Gewinn aus ihren ostindischen Besitzungen einzustreichen.

Im Gegensatz zu der allgemein geltenden Meinung von dem großen Segen des Kolonialbesitzes für ein Volk, bin ich der Ansicht, daß der Besitz namentlich reicher Kolonien ein Volk auf die Dauer verroht und erschlafft. Er zersplittert und zerstreut Kräfte, die, wären sie konzentrisch einem natürlichen, naheliegenden Ziele zugewandt, ihre segenvolle Wirkung auf die innere Gestaltung des Volkes nicht verfehlt hätten, ganz abgesehen von dem grauenhaften Aberwitz, harmlose, kindliche Naturvölker mit unserer Zivilisation „beglücken", und von der grenzenlosen Anmaßung, sie zum Christentum bekehren zu wollen. Ja, wenn wir ihnen die reine Lehre des Erlösers darbrächten! Aber was tun wir? Jede Religionssekte schickt ihre Missionare aus, die sich „drüben bei den Wilden" Konkurrenz machen und versuchen, einander die Seelen abzufangen. Also das reine Glücksspiel um Seelen. Jeder Missionar macht drüben natürlich Propaganda oder Reklame für die Sekte, die ihn ausgesandt hat, und so wird unter den Naturvölkern

eine heillose Verwirrung gestiftet. Zugleich mit der europäischen Zivilisation bekommen die Ärmsten den ganzen Jammer und die Kleinlichkeit des unseligen Streitens und Zankens der Europäer zu kosten. Da wohl kein Missionar imstande ist, seinen „wilden" Zöglingen die Lehre Christi ganz unabhängig und frei vorzutragen, d. h. also, ohne sie mit dem Standpunkte gerade seiner Sekte bekannt zu machen, so erscheint die ganze Missionstätigkeit als eine zum mindesten starke Anmaßung, und es ist gar nicht für unmöglich zu erachten, daß manches der von uns bekehrten Naturvölker in seinem ursprünglichen „Götzendienst" mehr Grundzüge wahrer Ehrfurcht und Frömmigkeit, aufrichtiger Sittlichkeit und Caritas aufzuweisen hat, als wir bei der grenzenlosen Härte und der unausstehlichen Anmaßung unserer „Bekehrung" zu einem verzerrten Christentum ihm zu geben imstande sind. Jedenfalls haben sie soviel Caritas und soviel Schicklichkeitsgefühl, daß sie sich nie angemaßt hätten, zu uns zu kommen, um uns zu ihrer Religion zu bekehren. Ich weiß, ich stehe mit dieser meiner Ansicht ziemlich vereinsamt da; im allgemeinen wird der Mission unter den Heiden eine durchaus segenvolle Wirkung zugeschrieben; ich weiß mich jedoch — wie so oft — in dieser Vereinsamung zu trösten. Ist doch kein Geringerer als unser Schopenhauer schon derselben Meinung gewesen, nur daß er geneigt war, der Missionstätigkeit unter den Völkern, „die noch im Zustande der Kindheit sind", einen gewissen Erfolg und also auch eine gewisse Berechtigung zuzusprechen. Mit dem Erfolge mag er sicher recht haben; dieser bedingt jedoch m. E. durchaus nicht die Berechtigung; denn wir sind nicht zu Richtern über kindliche Naturvölker und ihre Religionen berufen; wir können nicht wissen, ob sie in ihrem täglichen Leben nicht religiöser sind als wir, indem sie z. B. den Schöpfer mehr als wir „im Geschöpfe ehren"; außerdem ist es eine Roheit, unwissende, harmlose Naturvölker zu „zivilisieren"; denn dieses ist doch schließlich der ganze Erfolg der Missionstätigkeit. Es wäre erwünscht, wenn der betreffende Ausspruch Schopenhauers mehr als bis jetzt beachtet würde; er lautet: „Wenn wir nun aber erwägen, wie wesentlich es zu dergleichen Meisterstücken ist, daß die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geschehe; so wird uns das Missionswesen nicht mehr bloß als der Gipfel menschlicher Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen, soweit nämlich, als es sich nicht auf Völker beschränkt, die noch im Zustande der Kindheit sind, wie etwan Hottentotten, Kaffern, Südseeinsulaner und dergleichen, wo es demgemäß auch wirklich Erfolg gehabt hat; während hingegen in Indien die Brahmanen die Missionarien mit herablassendem beifälligen Lächeln, oder mit Achselzucken erwidern und überhaupt unter diesem Volke, der bequemsten Gelegenheit ungeachtet, die Bekehrungsversuche der Missionarien durchgängig gescheitert sind. Ein authentischer Bericht, im 21. Bande des „Asiatic-Journal" von 1826 gibt an, daß, nach so vieljähriger Tätigkeit der Missionarien, in ganz Indien (davon die englischen Besitzungen allein

115 Millionen Einwohner haben) nicht mehr als 300 lebende Konvertiten zu finden sind, und zugleich wird eingestanden, daß die christlichen Konvertiten sich durch die äußerste Immoralität auszeichnen. Es werden eben 300 feile, erkaufte Seelen gewesen seyn, aus so vielen Millionen[1])."

Der nahe Zusammenhang von Handel, Geldgier, Goldkultus und Kolonialwirtschaft hat mich bis in das Gebiet des Missionswesens abschweifen lassen, welches eigentlich in unmittelbarer Abhängigkeit von allen vieren steht. Man möge mir diesen — scheinbar nicht hierher gehörigen — Exkurs verzeihen. Wirklich, die Fremdheit dieses Gebietes ist nur eine scheinbare. Über diesem Aufsatze steht als Titel das Wort Kraft; und zwar ist hiermit gemeint deutsche Kraft. Ich wollte mit dem bis jetzt hier nur skizzenhaft Behandelten den Versuch gemacht haben, darzutun, daß die von der Mehrzahl für die höchsten irdischen Güter gehaltenen, oben erörterten Werte und Begriffe in Wahrheit für die Völker germanischer Rasse nicht die Bedeutung haben dürfen, die ihnen im allgemeinen beigelegt wird; ich werde noch weiter zu entwickeln versuchen, daß sie jedenfalls nicht eine alles beherrschende Stellung im Leben unserer Völker einnehmen und keineswegs ein Ziel sein dürfen, auf dessen Erreichung das Leben und die Zukunft der deutschen Völker eingestellt und der Gehalt ihrer letzten inneren Kraft auf das Spiel gesetzt werden.

Deutsche Kraft bedingt deutsche Freiheit. Was ich unter dieser verstanden wissen möchte, habe ich in dem ersten Teile dieser Abhandlung auseinanderzusetzen versucht; wer den Begriff der deutschen Freiheit in meisterhafter Darstellung auf sich wirken lassen will, dem rate ich, zu Chamberlains Kriegsaufsätzen zu greifen. Vielleicht vermag kein lebender Deutscher von dem wahren Wesen des Deutschen so klar sich Rechenschaft zu geben, wie dieser edle Engländer, den ich gewiß nicht mit Unrecht als den deutschesten Mann empfinde. — Auch darüber, wie es mit der Freiheit in meiner engeren Heimat — in den Niederlanden — steht und stand, habe ich in Teil I dieser Arbeit meine Ansicht gesagt, und wir haben die törichte Auffassung des niederländischen Volkes von dem Wesen der Freiheit als einen Hinderungsgrund für das Verstehen des deutschen Geistes und der deutschen Volksseele kennen gelernt.

Deutsche Kraft bedingt deutsche Freiheit! Ein Volk, das die Freiheit nicht kennt, kann als solches unmöglich irgendwelche ausschlaggebende Kraft entfalten. Die ursprünglich ganz deutschen Niederlande haben dadurch, daß sie sehr früh und mit zunehmender Willigkeit Fremdes bei sich geduldet und schließlich auch in sich aufgenommen haben, das Verständnis für die ihnen ursprünglich eigene deutsche Freiheit verloren und das Recht auf die ihnen angeborene und eigentümliche Kraft verwirkt. Wehmutvoll verfolgen wir den Werdegang des Kräfteverfalls der deutschen Stämme, die sich in

[1]) Parerga et Paralipomena, Kap. XV „Über Religion", § 175.

den tiefgelegenen Gauen, welche jetzt zusammen die Niederlande heißen, niedergelassen hatten. Es beginnt mit dem Bündnis der Bataver mit den Römern und nimmt in demselben Maße zu, als fremde Sitte (alias Zivilisation), Handel und infolgedessen Wohlleben und Wertschätzung des Geldes vorherrschend wurden. Wir können ohne Übertreibung behaupten: von dem Augenblicke an, wo der Germane das Gold kennen lernte, fing er an, seine ursprüngliche Kraft allmählich einzubüßen. Es ist auch ganz klar, daß ein Volk, das sich — sei es bewußt oder unbewußt — von einem kriegerischen, die Jagd und die Landwirtschaft ausübenden, in ein vorwiegend handeltreibendes umwandelt, hierbei — ebenfalls bewußt oder unbewußt — seine ursprüngliche Kraft als Einsatz aufs Spiel setzt. Denn: Jeder Handel fordert Rücksichten; Rücksichten schaffen Verpflichtungen, Verpflichtungen binden; Gebundensein lähmt.

Bedauerlich, aber trotzdem erklärlich ist es, daß die Teile des sich dem Handel und dem Geldgewinn zuwendenden Volkes, welche äußerlich scheinbar in kein Verhältnis zu der neuen Richtung traten und also ihren ursprünglichen Beschäftigungen nach wie vor oblagen, dennoch von dem langsamen aber sicheren Kräfteverfall ihrer Volksgenossen in nicht geringem Maße mitbetroffen wurden. Hatten sie auch anfangs wohl unmittelbar nichts mit den den Handel als Selbstzweck betreibenden Kreisen zu schaffen, dem mittelbaren Einflusse des berufsmäßigen Händlergeistes konnten sie sich nicht entziehen. Wir empfinden die Schäden dieses Einflusses täglich in stets wachsendem Maße. Wir sehen das ursprünglich harmlos-heitere landwirtschaftliche Gewerbe, das keinen höheren Ehrgeiz kannte, als seinen Mann und infolgedessen alle fleißigen Familien als Teile des Volksganzen zu ernähren, immer mehr in das Geschäftsmäßige ausarten; wir sehen die ländliche Bevölkerung von einer förmlichen Goldgier durchseucht; sie hat von ihren fremden Geschäfts-„freunden" etwas Gerissenes und Schlaues angenommen und empfindet bei der ersten Annäherung nur Mißtrauen gegen jeden, der sich ihr, wenn auch in der besten Absicht, naht; sie hat also natürlich ihre bösen Erfahrungen gemacht und macht sie täglich in zunehmendem Maße; sonst wäre dieses Mißtrauen nicht zu erklären. Auch in der Landwirtschaft ist die geschäftsmäßige Ausnutzung von Arbeitskräften und Produkten zum Selbstzweck geworden. Statt daß der Boden wie früher redlich seinen Mann ernährt, soll er jetzt einen möglichst hohen Gewinn abwerfen; ein genauer Abklatsch also von den Grundsätzen des aus der Fremde uns überkommenen Händlergeistes. Und auch die Besten, die noch Verständnis haben für die Heiligkeit des vaterländischen Bodens und der deutschen Familie, müssen — sie mögen wollen oder nicht — an der allgemeinen, kräfteverzehrenden Hetze mittun; halten sie sich zurück, wollen sie die Landwirtschaft nach den gediegenen Grundsätzen einer besseren Zeit treiben, so geraten sie ins Hintertreffen; sie werden über den Haufen gerannt, sie machen . . . „pleite", ein weiteres Stück geheiligten vaterländischen

Bodens fällt dem feindlichen Fremdling in die Hände. — Ich war als ganz junger Mensch, der noch wenig oder gar nicht über dergleichen Fragen nachgedacht hatte, einmal Zeuge, wie ein westpreußischer Rittergutsbesitzer, der sich, um Reserveoffizier werden zu können, in seinen jungen Jahren hatte taufen lassen, einem redlichen Deutschen seine Ansichten über Ausnutzung (wir würden sagen: Ausbeutung) seiner Leute, seines Bodens usw. auseinandersetzte. Mir schwindelte damals von den vielen „Konjunkturen", von dem ewigen „Ausnutzen", von den großen Gewinnsummen; mich ekelte das fette, breite Behagen an, womit der Fremdling (damals Besitzer, jetzt schon längst aus wohlüberlegtem, eigenem Interesse königl. preußischer Amtmann) mit den eigentümlichen Handbewegungen seine zweifelhaften Geschäftspraktiken uns vortrug, und mir graut noch, wenn ich daran denke, mit welcher bewundernden Gelehrigkeit sein Zuhörer, ein redlicher Deutscher, seine schlammige Rede in sich auffog.

Die Anschauungen über Erbfolge, die sich nach und nach in den Niederlanden entwickelt haben, sind eine weitere Folge des in das germanische Land eingedrungenen und von der Bevölkerung zu willig aufgenommenen fremden Geistes. Diese Anschauungen sind dem vaterländischen Boden zum bejammernswerten Verhängnis geworden. Die Veräußerungsfähigkeit des Grundbesitzes ist etwas, was germanischer Auffassung und Sitte durchaus widerspricht. Der fremde Händlergeist, der, wie wir gesehen haben, in so mancher Hinsicht unsere Kraft gelähmt hat und in steigendem Maße unsere zunehmende Schwäche ausnutzt, hat auch die Freundlichkeit gehabt, die Erbrechtmine in unser Gebiet zu legen, gewiß in der Hoffnung, daß er unsere Kraft so noch etwas schneller werde untergraben können. Dr. J. Frost schreibt hierüber in seinem in mancher Hinsicht vortrefflichen Werke „Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden"[1]): „Das heute in den Niederlanden geltende Erbrecht gibt jedem der Kinder einen gleichen Rechtsanspruch auf das väterliche Erbe; — ein Recht, das für den größten Teil des Landes Anwendung findet, sich aber mit den Rechtsanschauungen der alten sächsischen Einzelhüfner direkt im Widerspruch befindet.

Entgegen der germanischen Auffassung wurde durch das schematisierende römisch-französische Recht der Grund und Boden Kaufware, ein Artikel des freien Tauschverkehrs, unbegrenzt teilbar, unbegrenzt veräußerlich, unbegrenzt zu belasten mit Hypotheken und Schulden." — Die alteingesessenen sächsischen Bauern in den östlichen Provinzen, besonders in Overyssel und Gelderland, halten jedoch nach wie vor zäh an ihrer guten und ehrwürdigen Sitte fest; es hat sich bei ihnen seit undenkbaren Zeiten das sogenannte Anerbenrecht ausgebildet, welches man am besten seinem inneren Wesen nach mit dem preußischen Fideikommißrecht vergleichen kann. Die Bauern finden noch immer Mittel und Wege, um, ohne das

[1]) Berlin 1906, Paul Parey.

bestehende Erbfolgegesetz zu verletzen, mit Hilfe eines Notars ihren Besitz nach ihrem alten germanischen Anerbenrecht auf ihre Nachkommen zu übertragen. Dieses nenne ich echte, gesunde, deutsche Kraft, die sich bis zum äußersten dem zersetzenden Undeutschtum widersetzt. Hören wir noch, was Frost von der schönen Anerbensitte sagt: „Die Erbgewohnheit, welche als Anerbensitte bezeichnet wird, zeigt mancherlei örtliche Verschiedenheiten, zeigt aber überall denselben Grundgedanken: ungeschmälerte Erhaltung des Grundbesitzes als einer wirtschaftlichen Einheit in der Familie. Um dieses Ziel zu erreichen, darf nur einer der Erben das Gut behalten, und dieser muß gegenüber den Miterben so gestellt werden, daß er das Gut mit Erfolg bewirtschaften, es demnächst auch ungeschmälert auf seinen eigenen Nachfolger weiter übertragen kann.

Da sowohl der ungeteilte Übergang der Landgüter auf einen Erben, als auch die Begünstigung vor den anderen im Widerstreit mit der gesetzlichen Erbordnung steht, so erfordert das Anerbensystem zu seiner Anwendung eine besondere Verfügung des Eigentümers, durch welche die gesetzliche Erbordnung außer Kraft gesetzt wird." Es bedarf also in einem germanischen Lande „gesetzlicher Verfügungen", um eine gute, alte germanische Sitte, die dem germanischen Rechtsbewußtsein durchaus entspricht, anwenden zu dürfen! O deutsche Kraft, wie schmählich hast du dich von dem Fremdling mißbrauchen lassen! . . . Die gesamte Kraft eines Volkes wurzelt im vaterländischen Boden; hierfür haben unsere Altvorderen von jeher ein lebhaftes Verständnis gehabt, und unsere Zeitgenossen bilden sich zum Teil auch ein, für die Bedeutung dieser Tatsache ein Einsehen zu haben. Dieses ist jedoch ein scheinbares und oberflächliches. Der vaterländische Boden ist den Meisten gerade gut genug, um den Menschen und allenfalls noch den Tieren Nahrungsmittel zu verschaffen. Im übrigen ist er zur Ware herabgesunken; er kann verschachert und verkauft werden, wie es eben jeder feilen Händlerseele beliebt. Daß diese Auffassung Volk, Land und Rasse geschwächt hat und immer weiter schwächen wird, braucht gerade an dieser Stelle nicht besonders betont zu werden. Unser vaterländischer Boden soll uns heilig sein, weil er vernünftig und anspruchslos lebende Geschlechter der Menschen ernährt und beglückt hat, weil er auch uns unbegrenzte Möglichkeiten zum Ersatz der kräfteverzehrenden exotischen Kolonien darbietet, sobald wir zur Genügsamkeit und zu den einfachen Sitten des fleißigen Landlebens zurückkehren wollen. Keine unterzubringende Überproduktion darf dann den Landmann mehr in die ihm zuwidere Zwangsjacke des Händlers hineinpressen; die fleißige Bevölkerung wird selber ihre Produkte verbrauchen und das übrige gegen Waren anderer Herkunft eintauschen. Das ist die wahre (und ursprüngliche) Bestimmung des deutschen — also auch des niederländischen (= niederdeutschen) — Bodens. Würde der Boden dieser Bestimmung gemäß verwendet, er würde die Volkskraft den deutschen Landen nicht nur erhalten, sondern sie wie ein

Magnet von allen Seiten her anziehen; er würde Kraft sammeln. So wie der Zustand jetzt ist, gibt das Land wohl noch immer Volkskraft her; ja, die einzige noch vorhandene Kraft unserer Völker kommt einzig von der heimatlichen Scholle. Jetzt aber strahlt die Scholle Kraft aus, sie sendet sie nach allen Seiten hin, sie spendet in unermüdlichster Treue, bis ... ja, bis sie schließlich selbst nichts mehr wird hergeben können. Dann wird es zu spät sein. Um mich drastisch auszudrücken: die Scholle, die Kraft und Wärme sammeln soll, um, wie eine Henne ihre bedürftigen Kinder damit zu erquicken, die Scholle also, die der Mittelpunkt sein soll, wo die Licht- und Kraftstrahlen des Volkes zusammenkommen, sie wird ausgepreßt wie eine Zitrone; das ist nicht deutsch, nicht germanisch; das ist wälsch und falsch. Das ist derselbe Geist, der uns den Handel um des Handels willen gebracht hat und die Anbetung des Goldes. Unsere Behandlung der heimatlichen Erde ist keine Äußerung deutscher Kraft.

Noch ein Zeichen schwächlichen, fremden Schachergeistes: es ist die Ehrfurcht vor dem Dämon „Mehrheit". Mich dünkt, der Gedanke, sich dem Willen einer Mehrheit zu fügen, kann nirgend anders als in einem Händlergehirn ausgeheckt sein. Hierin liegt nämlich ein gewisses Mißtrauen: wartet, wir wollen dem Regierenden auf die Finger sehen. Unsere Vorfahren kannten ursprünglich den Begriff der Mehrheit nicht; darum ist er den bewußten Deutschen unter uns auch im Grunde zuwider. Die Händlerseelen, die jetzt die Welt beherrschen oder zum mindesten beherrschen wollen, können sich natürlich nicht denken, daß einer allein, der nicht „kontrolliert" wird, dauernd das Rechte und Redliche wolle. Darum muß ihm in der „Volksvertretung" ein „Aufsichtsrat" an die Seite gestellt werden, dessen „Mehrheit" das Recht hat, die vernünftigsten, edelsten oder auch genialsten Pläne des Herrschers willkürlich zu hintertreiben.

Ich sehe in all dem hier Angeführten den seit Jahrtausenden wiederholten Ansturm eines Geistes, der, anfangs wohl mehr unbewußt, jetzt aber schon seit Jahrhunderten absichtlich und bewußt bestrebt ist, die ursprünglich gesunde germanische Volkskraft zu schwächen und zu zersetzen. Wir haben gesehen und sehen täglich, was dieser Geist aus dem niederländischen, aus dem englischen Volke gemacht hat, wir blicken mit wachsendem Entsetzen auf die Verheerungen, die er bereits im deutschen Volke angerichtet hat.

Es kann hier natürlich nicht von einer „Bekämpfung" des Handels und seiner bejammernswerten Folgeerscheinungen die Rede sein; es soll hier vielmehr die Verwunderung zum Ausdruck kommen, daß das deutsche Volk, trotzdem es schon seit mehreren Jahrzehnten in der Verwandlung eines vorwiegenden Agrarvolkes, dessen Hauptwirksamkeitsgebiet die heimatliche Scholle war, zu einem Welthandelvolke begriffen ist, so ungeheuer bewundernswerter Kraftäußerungen noch fähig ist, wie wir sie seit den ersten Augusttagen 1914 täglich staunend anschauen dürfen. Und ich finde die Erklärung

dieser angehäuften, angesammelten, in reichlichstem Überschusse vorhandenen Kraft darin, daß der wahrhaft deutsche Teil der Völker des Deutschen Reiches im Grunde noch immer nicht händlerisch denkt und wirkt; daß der vielgepriesene Welthandel für das Reich etwas verhältnismäßig ziemlich Neues ist; daß die Bevölkerung Deutschlands zu einer Zeit, wo z. B. die Niederlande schon lange ein ausschließlicher Handelsstaat geworden waren, im großen Ganzen sich noch immer schlecht und recht von der damals noch kärglichen Landwirtschaft nährte. Kurz und gut, ich sehe in der überwältigenden Kraft des deutschen Volkes einen Beweis dafür, daß ein lange Zeit anspruchslos gebliebenes Volk, das sich vorwiegend um die Bearbeitung seiner Scholle kümmert, sich in Kraft vor den anspruchsvollen, vorwiegend handeltreibenden Völkern bis in das Unendliche bewähren kann und wird. Diesen Beweis betrachte ich als eine ernste Warnung für die germanischen Völker, in Zukunft nicht gar zu viel Wert auf „Welthandel", „Geldverdienen", „Reichtum" usw. zu legen, sondern all dieses als notwendiges Übel anzusehen und sich lieber auf das Gute zu beschränken, welches so nahe liegt. Die Liebe und die Ehrfurcht für die heimatliche Scholle bringt uns Germanen zur Besinnung auf uns selbst. Was sollen wir das Glück in der Ferne suchen, wo es so nahe liegt?! Was sollen wir unsere Kraft in der Ferne vergeuden, die wir daheim, in der innersten Heimat, so tausendfach segenbringend verwenden können?! All dieses Auswärtige zersplittert uns äußerlich wie innerlich. Unserem Wesen ist es eigen, von innen zu bauen, wie Goethe sagt. Widmen wir uns allein der Heimat, mit Ausschluß jedes Fremden, dann werden wir in buchstäblichem und angewandtem Sinne von innen bauen; dann werden wir kostbarste Kraft sammeln und dann erst werden wir und vielleicht auch andere am deutschen Wesen gesunden. (Fortsetzung folgt.)

Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker.

Prof. Dr. H. G. Holle.

(Schluß.)

III. Was heißt „Siegen" im völkischen Daseinskampfe, im besonderen unseres Volkes?

Im ganzen Naturleben erweist sich der Sieg im Kampfe ums Dasein gemäß seinem Begriff in der Erhaltung und Ausbreitung der obsiegenden Art. Ohne Frage gilt das auch für die Völker. Aber diese sind nicht, wie die Naturarten, allein durch die Keimanlagen bestimmt; das Geistesleben, das die ausschlaggebende Waffe im Daseinskampfe des Menschen ist, seine „spezifische Anpassung" sozusagen, die ihn zum Herren über die

Natur gemacht hat, bedingt zugleich eine Durchbrechung des von den Keimanlagen bedingten rein natürlichen Zusammenhanges eines Volkes durch die ausgedehnte Wirksamkeit, welche die Überlieferung daneben gewonnen hat, um so mehr, je höher die Kultur des Menschen sich entwickelte. Deswegen deckt sich der Begriff des Volkes nicht mit dem einer Rasse, auch nicht, wenn wir diesen Begriff im engeren Sinne fassen. Zwar hat eine besondere Rassenmischung mit ihren vererbbaren Eigenschaften die Grundlage der besonderen Art des Volkstums abgegeben; aber da sich nur geistige Anlagen, nicht geistige Erwerbungen vererben, diese aber durch Überlieferung verbreitet werden können, entsteht die Möglichkeit, daß eine rassisch bestimmte, also genetisch zusammengehörige Menschengruppe durch Übernahme einer fremden Kultur ein anderes Volkstum annimmt, oder ihr eigenes Volkstum auf andere Rassen ausdehnt. Freilich wird das wegen der bleibenden Bedeutung der rassischen Anlagen in beiden Fällen zu einer Abwandlung des Volkstums führen. Das Volk als solches kann sich also für längere Zeit nur erhalten, wenn keine wesentliche Änderung der rassischen Zusammensetzung eintritt, sondern höchstens genügend verwandtes, geistig assimilierbares Blut zugemischt wird. Die Erhaltung und Vermehrung des Volksblutes bleibt deshalb Grundbedingung des Bestehens und Verbreitens. Für diese Erhaltung des Blutes ist das wirtschaftliche Gedeihen nicht maßgebend, wie Frankreich und England im Vergleich zu Rußland erkennen lassen. Das wirtschaftliche Gedeihen verbraucht vielmehr, ebenso wie die geistige Kultur, die tüchtigsten Keimanlagen um so sicherer, wenn diese nur in geringer Menge durch eine Eroberrasse einer weniger tüchtigen Urbevölkerung zugemischt sind. So ist die geringe Menge angelsächsischen Blutes, einer Eroberschar von höchstens fünfzigtausend Mann, heute in England kaum noch merklich, ebensowenig wie das fränkische Blut in Frankreich, das außerdem durch den Aderlaß der Hugenottenverfolgungen und der Revolution beseitigt ist. In beiden Ländern ist deshalb der von dem germanischen so abweichende Grundcharakter des Volkes in diesem Weltkrieg noch deutlicher als früher hervorgetreten. Diese Änderung der rassischen Zusammensetzung wird, wie R. H. Francé in der „Österreichischen Rundschau" nachgewiesen hat, daraus ersichtlich, daß vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts die großen technischen Erfindungen vorzugsweise von England ausgingen, während zwei Drittel aller wichtigen Erfindungen der letzten vierzig Jahre allein von Deutschen gemacht sind. Wir sind eben später dazu gekommen, unsere Anlagen zu entwickeln und müssen uns hüten, sie zu verbrauchen.

Die Erhaltung des Volkstums verlangt eine Durchdringung der ganzen Volksmasse mit den rassetüchtigen Keimanlagen und die Sicherung eines Staubeckens unverbrauchter Volkskraft in der Landwirtschaft, wie das in diesen Blättern schon des öfteren erörtert worden ist. Der Sieg mit den Waffen ist danach noch nicht der Sieg im Kampfe ums Dasein. Er kann

uns Deutschen nur zuteil werden, wenn wir den Waffenerfolg im richtigen Sinne ausnützen. Das bedeutet Landnahme, um die Zunahme deutscher Bevölkerung zu begünstigen, nebenbei auch, um die Gegner zu schwächen und besser zur Verteidigung und Bedrohung geeignete Grenzen zu gewinnen. Ohne diese und zwar ausgiebige Landnahme würden wir auch nicht die Möglichkeit haben, die Gegner von unserem Siege zu überzeugen und ihnen damit weitere Angriffe zu verleiden. — Niemand in Frankreich glaubt, daß Frankreich 1870/71, noch daß es bis jetzt in diesem Kriege besiegt sei. Wer das dort aussprechen wollte, würde von dem Augenblicke an kein Franzose mehr sein. Denn die Entscheidung, wer Franzose ist, müssen wir doch wohl den Franzosen überlassen. Und haben sie, zunächst bezüglich des früheren Krieges, etwa nicht recht? Freilich haben wir ihnen einen Teil altdeutscher Lande und einige Milliarden abgenommen, aber den französischen Geist haben wir nicht besiegt. Vielmehr haben wir ihn noch verstärkt, weil wir ihn nicht nur nicht bekämpft, sondern bei uns selber gehegt haben. Wir haben uns selbst in unserem eigenen Lande durch den französischen und englischen und semitischen Geist ebenso besiegen lassen, wie wir es in fremden Landen dem dort herrschenden Volksgeist gegenüber zu tun pflegten. Das kommt, weil wir Deutschen, das durchgeistigtste Volk der Erde, uns haben aufreden lassen, daß alles Leben bis zum Menschen hinauf von unorganischen Naturkräften mechanisch bestimmt würde, statt darin eine Auswirkung seelischer Kräfte zu erkennen, die im Naturleben in langen Zeiträumen schaffen, beim Menschen zu unmittelbarer Wirksamkeit im Einzelgeiste sich verdichtet haben. Wir haben uns von der materialistischen Lebensanschauung und Geschichtsauffassung anstecken lassen.

Der Sieg im Kampf ums Dasein ist bei den Völkern ebenso wie bei den Arten im Naturleben kein Geschehnis, sondern ein Dauerzustand. Deshalb müssen die Mittel, die uns im Kriege zum Siege geführt haben, uns auch im Frieden als Volk weiter erhalten. Statt dessen haben wir den Fehler gemacht, daß wir in unseren Beziehungen zu den anderen Mächten nicht den Kampf ums Dasein sahen, sondern den für die innere Erstarkung eines Organismus so wichtigen Geist des Entgegenkommens und der Nachgiebigkeit auf diese äußeren Verhältnisse anwandten, im Inneren aber den Kampf ums Dasein aufkommen ließen. — Was hat uns denn nun bis jetzt in diesem Weltkrieg zum Siege geführt? Etwa die Expansionskraft der Pulvergase? Oder die mechanische Muskelkraft der Krieger, die sie auslöste? — Doch nur der Geist, und zwar der deutsche Geist, der Geist der Ordnung und Unterordnung, der Zuverlässigkeit und Treue, der Umsicht und Einsicht, der Verantwortung und Selbsttätigkeit, und vor allem der ideale Sinn, der sich äußert in dem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft unseres Volkes. Der deutsche Geist hat durch die Anwendung jener unorganischen Naturkräfte die minderwertigen gleichartigen Seelenkräfte

unserer Gegner überwunden, nicht aber den Geist der Lüge und Hinterlist, der Roheit und Bosheit, durch den diese uns schon im Frieden bekämpft hatten und der jetzt auch im Kriege ihre Hauptwaffe geblieben ist. Diesen feindlichen Geisteskräften gegenüber haben wir gemeint, daß unser Geist der Wahrheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit eine Naturkraft wäre, die sich selber durchsetzt, etwa wie die Sonne den Nebel durchbricht. — Die Wahrheit besteht wie die Lüge nur im Geiste des Menschen und muß einen Geist finden, der sie vertritt und ihr zur Anerkennung verhilft. Wenn der deutsche Geist das erreichen will, dann muß er unseren Gegnern, nachdem wir durch ihre Niederringung die Möglichkeit dazu gewonnen haben, endgültig den Beweis führen, daß sie besiegt sind, dadurch nämlich, daß wir fortan unseren eigenen Weg gehen, unbekümmert um das, was die anderen tun oder meinen. Dann wird niemand mehr zweifeln können, daß wir die Sieger sind!

Das bezieht sich auf Sprache, Sitte und Warenbezug. Es ist ein Segen für uns, daß in diesem Kriege die große Mehrzahl der Männer vor dem Feinde steht oder gestanden hat. Sie werden mit der äußerlichen Niederringung der Gegner deren auch innerlich Herr geworden sein; nach ihrer Rückkehr harrt ihrer der schwerere Kampf, die Fremdherrschaft auch im Gemüte zurückgebliebener Männer und der Frauen zu überwinden, derselben, die jetzt ungestört die „Flaumacher" stellen dürfen. Aber, wenn wir vor dem Kriege glaubten, daß der fremde Geist der „Nützlichkeits- und Genuß-Philosophie" auch uns unabwendbar unterjochen würde, so haben doch auch unter den Daheimgebliebenen, wie W. Sombart („Händler und Helden", S. 99) von sich selber bekennt, jetzt viele umgelernt und hoffen auf den Sieg des deutschen Idealismus. Nur dieser, die „Kraft der Imponderabilien" in unserem Geiste, wird unser Volkstum dauernd vor der Vernichtung bewahren, wenn wir nach dem Kriege, wie nie vorher, werden „umrungen sein von Gefahr".

Dauernd gesiegt haben wir, wenn wir den sozialen Gedanken, den wir vertreten und der uns in diesem Weltkrieg den Gegnern überlegen gemacht hat, den Gedanken, daß die Stände und Berufe eines Volkes aufeinander angewiesen sind, auch im Frieden weiter ausbauen und den kapitalistischen Gedanken, den Gedanken der Ausbeutung, der bei unsern Gegnern die eigentliche Triebfeder für die Anzettelung des Krieges war und der auch bei uns Raum gewonnen hatte, nicht wieder zur Geltung kommen lassen. Schon sind Kräfte am Werk, die darauf hinwirken, daß nach dem Friedensschluß nur ja das „freie Spiel der Kräfte", das heißt die Ausbeutungsfreiheit, wieder voll in Wirksamkeit gesetzt wird, daß wir im Kriegszustand errungene Einschränkungen dieser Ausbeutung nur ja wieder fallen lassen und die wucherischen Maßnahmen des Handels mit Lebensmitteln, Bedarfsgegenständen und Boden wieder gewähren lassen, damit wir uns in der Erbitterung des Friedenskampfes nach dem Frieden des Kriegszustandes zurücksehnen.

Wenn ich auch nicht behaupten will, daß der eingangs zurückgewiesene Darwinismus, der Gedanke, daß aus dem Kampfe aller gegen alle der Fortschritt der Entwicklung fließen soll, entstanden ist aus dem unbewußten Bestreben, der „händlerischen" Weltanschauung der Engländer eine wissenschaftliche Begründung zu geben, so war diese englische Anschauungsweise doch sicher der Boden, auf dem allein dieser Gedanke erwachsen konnte, und nur in einem englischen Geiste konnte er ungestört neben frommem Kirchenglauben bestehen. Alle lebensgewaltigen Anschauungen, richtige wie falsche, das heißt lebenfördernde wie lebenzerstörende, fließen aus dem Gemüt; der Verstand sucht nachträglich nach „Gründen", um sie auf eine aussprechbare Formel zu bringen. So hat deutsche Intuition statt des Kampfes ums Dasein die gegenseitige Hilfe als das Prinzip des Fortschritts in der lebenden Natur erkannt und die soziale Betätigung darauf aufgebaut.

Es ist bemerkenswert, daß der „Vorwärts" zum Jahrestag des Kriegsbeginns es als „die vornehmste Aufgabe aller Verständigen und Weitsichtigen in allen Ländern" zu bezeichnen wagt, nach möglichster Abkürzung des Krieges durch Verzicht auf Eroberungen, „auf eine Wiederverständigung der Beteiligten, die Erneuerung jenes alten Zustandes des Güter- und Kulturaustausches hinzuwirken, der allein die Grundlage der modernen kapitalistischen Wirtschaft, wie eines erträglichen Zusammenlebens der Völker zu bilden vermag". — Das sagt das Organ der Sozialdemokratie, die bisher den Kapitalismus zu bekämpfen vorgab. Vielleicht vollendet das bei vielen Parteigenossen die durch den Krieg geweckte Erkenntnis, daß die Partei bei der einseitigen Verfolgung der Klassenbelangen in Wahrheit ebenso antisozial war, wie sie mit dem jetzt wohl von den meisten Anhängern durch die Absage der Arbeiterschaft in den feindlichen Ländern als Trugbild erkannten internationalen (außervölkischen) Verbrüderung der Arbeiterklasse antinational (widervölkisch) wirkte.

Gewiß haben wir nach den Worten des Reichskanzlers die Zuversicht, daß wir einen Sieg erringen werden, der uns gegen die Wiederholung ähnlicher frevelhafter Angriffe auf lange Zukunft hinaus sichert, — vorausgesetzt, daß wir uns beim Friedensschluß nicht auf diplomatische Verhandlungen einlassen, bei denen wir durch unsere unausrottbare Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit notwendig den Kürzeren ziehen müssen. Vollends auf einem „Kongreß", auf dem auch die Staaten mitreden wollen, die für sich selber etwas herausholen möchten, indem sie, ohne es zu ziehen, „ihr Schwert in die Wagschale werfen", die sich „neutral" nennen, aber zugunsten unserer Gegner wirken würden, weil sie unter deren geistiger Botmäßigkeit stehen, vielleicht auch gar noch Staaten, die wie Belgien nur noch in der Einbildung bestehen. Den dauerhaften Frieden erringen wir nur, wenn der kriegerische deutsche Trutzgeist wach bleibt, der einfach die Gebiete besetzt und hält, die wir zu unserer äußeren Sicherheit haben

wollen und müssen. Und wenn uns selbst dieser Krieg noch nicht aus unserer Michelhaut heraustreibt, so werden wir doch wenigstens — endlich! — verstandesmäßig eingesehen haben, daß die Möglichkeit ausgeschlossen ist, mit unseren Gegnern unterhandeln und uns „vertragen" zu können, wo nur der Deutsche den ehrlichen Willen hat, einen Vertrag auch zu halten. Warum können wir nicht, wie es andere gemacht haben, schon während des Krieges die besetzten Gebiete, die wir behalten wollen, uns förmlich einverleiben und unseren Willen damit festlegen, um gegenteilige Bestrebungen bei den Bewohnern dieser Gebiete wie unter fremdsüchtigen Deutschen nicht aufkommen zu lassen? — Nur die Abschiebung, beziehungsweise der Austausch der uns unliebsamen Bevölkerung bleibe den Friedensverhandlungen mit den einzelnen Gegnern vorbehalten, während wir Gewehr bei Fuß an der neuen, stark befestigten Grenze stehen, bis das Lügengewebe zerreißt, in das unsere Gegner sich selber verstrickt haben, und ihnen unmißverständlich zu verstehen geben, daß jede Verzögerung der Annahme unserer Bedingungen diese nur verschärfen wird. Bezüglich der „Kriegsentschädigungen" können wir dann, da nur Land bleibenden Wert, Geld bloß einen gedachten hat, nachgiebig sein — unseretwegen. Ärmer geworden sind wir infolge des Krieges ja nur durch Entäußerung oder Nichtvermehrung von entbehrlichen Luxusgütern, mit denen wir, nebst den Ersparnissen aus vereinfachter Lebensführung und größerer Arbeitsleistung unsere Kriegskosten bezahlen. Unser Geld ist im Lande geblieben. Dies durch Hereinziehen von außen wesentlich zu vermehren, würde im Grunde nur dem Großkapital zugute kommen, indem es das Geld „verbilligt"; das heißt, dem schaffenden Volke würde das Leben verteuert werden. Nur die vollste Entschädigung sachlich oder körperlich geschädigter Volksgenossen sollte grundsätzlich dem besiegten Feinde auferlegt werden. — Wertvoll für uns ist vor allem das deutsche Blut, das in Feindesland verblieben oder zurückgehalten ist, soweit es nicht durch bisherige Unterdrückung und jetzigen langsamen Mord ausgerottet ist. Wenn wir dies wieder an uns ziehen, bedeutet dies zugleich eine Schwächung für unsere Feinde, denen die besten Kräfte zu ihrer industriellen und geistigen Entwicklung entzogen werden. England wäre, wie Schmidt-Gibichenfels in seinem Aufsatz „Der tiefste Sinn des gegenwärtigen Krieges" sagt, an seinem anfangs mehr räuberischen, später mehr händlerischen Imperialismus längst zugrunde gegangen, wenn es nicht seine verbrauchten Kräfte aus Deutschland und Skandinavien gleichwertig, ja mehr als gleichwertig hätte ergänzen und auffrischen können". Daß zumal die Russen ohne die Deutschen nicht einmal fähig sind, eine staatliche Organisation zu bilden, hat schon Bismarck ausgesprochen.

Durch den so oder so erfolgenden „Reinigungsvorgang" bei unseren Gegnern muß nun aber der völkische Gegensatz nach dem Kriege stärker als je zum Ausdruck kommen und der Kriegszustand, wenn auch nicht

mit Waffengewalt, zu einem dauernden werden. Je nachgiebiger wir uns zeigen, um so sicherer und bälder werden die Feinde wieder über uns herfallen, weil sie uns für schwach halten, und die Grausamkeiten, die sie uns angedichtet haben, uns mit Wucherzinsen heimzahlen. Unsere Gutherzigkeit, von größter Bedeutung für den inneren Zusammenhang, ist unser größter Fehler gegenüber dem Ausland und hat bisher noch immer den vollen Sieg über unsere Feinde vereitelt. Wenn aber unser Dasein auf dem Spiele steht, muß das Pflichtgefühl gegen unsere Nachkommen uns die Kraft zur Härte geben.

Ohne die Frage nach der „Hauptschuld" am Kriege zu berühren, besteht doch wohl kein Zweifel, daß der geistige Führer im Kriege England war. Und doch gibt es bei uns noch Leute, die zum Zweck späteren Zusammengehens empfehlen, England zu „schonen" und zu „versöhnen" und damit bewußt oder unbewußt im Sinne der Geldmächte wirken, die in England die Herrschaft in der Hand haben, die die Kräfte des eigenen und der mit Gewalt oder mit „friedlichen" Mitteln unterworfenen Völker für sich aussaugen und unbekümmert um ihr Schicksal die noch nicht unterworfenen Völker gegeneinander hetzen, wenn ihnen dabei ein Profit winkt. Nicht unser industrieller Aufschwung hatte den Krieg mit England unvermeidlich gemacht. Unsere vielseitige, geistig geleitete Hervorbringung stand gar nicht im Wettbewerb mit der englischen, die sich, auf die ungelernte Arbeit gestützt, immer einseitiger auf Baumwolle, Eisen und Kohle beschränkte. Sie wäre England schon recht gewesen, wenn wir ihm die Verwertung unserer Erzeugnisse im Welthandel überlassen hätten. Aber daß wir diese selber an den Mann bringen und ihm die durch die Vorzugsstellung ungemessenen Gewinne des nicht arbeitenden Zwischenhandels entziehen wollten, das brachte es auf: Für den Kaffee, den wir aus Brasilien bezogen, führten wir Waren nicht nach Brasilien aus, sondern nach England, das uns dafür Rohstoffe aus den Kolonien verhandelte, an denen es doppelt verdiente, und die nicht selbst benötigten deutschen Waren als englische nach Brasilien ausführte, nebst Baumwollwaren und Kohle, um unsere Kaffeerechnung zu begleichen, und das für diese Vermittelung und für den Transport von Brasilien noch von uns bezahlt wurde. Deshalb benutzt England ja auch bei aller Inanspruchnahme durch die Auseinandersetzung mit uns die Gelegenheit, nebenbei auch Handel und Schiffahrt der Neutralen zu vernichten. „Vertrag" mit England, wenn überhaupt möglich, hieße Teilnahme an diesem „Geschäft", an der Ausbeutung der Völker. Ganz abgesehen davon, daß wir bei diesem Vertrag von dem gerisseneren Part übers Ohr gehauen würden, wäre das unsere Unterwerfung unter den englischen Geist und das Betreten derselben abschüssigen Bahn; wir würden mit dem deutschen Geiste das innere sittliche Recht aufgeben, das uns die große Kraftentfaltung in diesem Kriege möglich machte.

Man hat sich bei uns vielfach den Kopf zerbrochen, woher die allgemeine Unbeliebtheit, ja der allgemeine Haß kommt, der uns während

dieses Weltkrieges auch von sogenannter neutraler Seite so ausgiebig entgegengebracht wird. Die tiefste Ursache liegt einfach darin, daß überall das „Freiheit" genannte Prinzip der Ausbeutung, zu dessen Anwalt sich England gemacht hat, seine Herrschaft bedroht sieht durch das Prinzip der Pflicht, das wir vertreten, das unsere Gegner unter dem Decknamen „Militarismus" bekämpfen. — Der Beweis ist dadurch gegeben, daß der Haß gegen deutsches Wesen, ganz unabhängig von der staatlichen Form des deutschen Volkes, fehlt oder in Achtung und Zuneigung umschlägt, wo Angehörige anderer, selbst feindlicher Völker auf Grund ihrer Gemütsanlage durch angeborenen „Heldengeist" sich vom „Händlergeist" unabhängig gemacht haben.

Mit der bloßen Sicherung unserer Grenzen würden wir also wohl den äußeren Sieg errungen haben, aber noch nicht den geistigen. Der läßt sich nicht mit äußeren Mitteln erkämpfen, sondern nur mit den Mitteln des Geistes. Und welche Waffe hat dieser Geist, als allein die Sprache, die nur eine mechanistische Naturauffassung für ein willkürliches Verständigungsmittel nach Art der Signalflaggen des Weltverkehrs halten kann! Und diese einzige, aber machtvolle Waffe des Geistes wollen wir in unseren eigenen alten und neuen Grenzen preisgeben, indem wir den „Sprachenparagraphen"[1]) aufheben, statt ihn zu verstärken und erweitern? In bezug auf den der Staatssekretär Delbrück sagen konnte: „Es mag sein, daß wir die Sprache als Maßstab für das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Staatswesen überschätzt haben und daß wir andere Wege gehen müssen oder gehen können." Ja, wollen wir denn das Deutsche Reich zu einem Zweckverband verschiedener Völker machen, nachdem es gegründet ist „zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes"? Zu einem „Nationalitätenstaat", auf den Prof. Dr. W. Hellpach im „Größeren Deutschland" und in der „Akademischen Rundschau" einen Hymnus anstimmt. Sollen wir denn diesen fürchterlichen Kampf gekämpft haben, um anderen Völkern das Dasein zu erleichtern oder zu ermöglichen? Sollen unserm „völkischen Grundstock", in dem germanische Rassenanlagen (nicht Rassen-Typen: rassenreine Individuen gibt es nicht mehr unter uns) als Träger und Fortbildner unseres Volkstums wirksam geblieben sind, durch die aufgepfropften Fremdreiser, die nicht gerade „Edelreiser" sind, die besten Kräfte entzogen und er damit verhindert werden, eigene Sprosse zu treiben? — Es kommt nicht

[1]) Gegen diese Bestimmung wird von verschiedenen Seiten geltend gemacht, daß es ein „Ausnahmegesetz" sei, von Leuten, die selber beispielsweise die (übrigens nur zu billigende) dauernde Beibehaltung des jetzigen Verbotes der Nachtarbeit für das Bäckereigewerbe, also ein „Ausnahmegesetz" fordern. Ich will hier den Widersinn dieses Begriffs nicht erörtern; wenn er aber maßgebend wäre, so müßten seine Vertreter gerade für die Beibehaltung des Sprachenparagraphen sein, denn die Zulassung fremder Sprachen in öffentlichen Versammlungen ist ein Ausnahmegesetz zugunsten fremden Volkstums. Andernfalls müßten die Fremdsprachen auch für das Gerichtswesen, die Schule, die Verkehrsanstalten und das Heer unbedingt zugelassen werden.

auf den juristischen Standpunkt an, ob das „Nationalitäts-Prinzip" allgemein anerkannt ist, sondern ob es aus einer biologischen Gesetzmäßigkeit wirksam ist. Im Deutschen Reiche muß der deutsche Geist die Alleinherrschaft behalten. Das kann er nur, wenn er die Waffe der Sprache nicht aus der Hand gibt; denn der Neid und die Mißgunst der Tieferstehenden vereinigt alle Nichtdeutschen wider ihn, sobald die gemeinsame Gefahr schwindet oder nicht mehr beachtet wird. Jeder nichtdeutsche Volksbestandteil innerhalb des Deutschen Reiches wird stets dem Einfluß widerdeutscher Kräfte unterliegen, wenn er Teil hat an der Bestimmung der Geschicke des Reiches. Wir geben ihm genug und übergenug, wenn wir ihm die Wohltat sicherer und geordneter Verhältnisse angedeihen lassen, unter denen er sein gleiches Recht der bürgerlichen Betätigung ausnutzen kann, und können uns damit begnügen, ihn durch die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Belangen an uns zu knüpfen. Wir wollen ihm auch sein Volkstum nicht nehmen, wenn er das deutsche verschmäht, und ihm das Vorrecht und die Lebensschule des Wehrdienstes nicht aufdrängen, wenn er den Schutz, den wir ihm gewähren, durch entsprechende Sondersteuern bezahlt. Aber das Recht der Mitbestimmung über deutsche Angelegenheiten, also insbesondere das Reichstagswahlrecht muß an die Bedingung der deutschen Sprache geknüpft werden. Das ist zwar keine Gewähr dafür, daß der Betreffende von Blut und Gesinnung deutsch ist, aber es bietet die einzige Sicherheit, daß wenigstens seine Kinder im Bannkreis des deutschen Geistes aufgezogen werden. — Diese Bedeutung der Sprache tritt jetzt sehr deutlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hervor, deren Bevölkerung, obwohl das englische Blut keineswegs vorherrscht, infolge der Herrschaft der englischen Sprache, von englischem Geiste geleitet wird, und Deutsche und Iren, die an Zahl wohl die englischen Abkömmlinge überwiegen, rennen dort wegen der Frage der Waffenlieferungen an unsere Feinde vergeblich dagegen an. Wenn die gemeinsame Gefahr die früher auseinanderstrebenden Völker Österreichs, wie wir annehmen, zu einer festen und dauernden Einheit zusammengeschweißt hat, so ist das doch, biologisch gesprochen, nur eine Symbiose, innerhalb deren die Einzelwesen ihr Sonderdasein führen können und müssen. Nur der Gemeinsamkeitsgedanke muß in einer Sprache als Staatssprache zum Ausdruck kommen, die nach der geschichtlichen Entwicklung der Einheit nur die deutsche sein kann. Denn nur der deutsche Geist der gegenseitigen Anpassung kann dieser Symbiose Bestand verleihen, wie auch der erweiterten, die wir mit Österreich-Ungarn, den Balkanländern und der Türkei einzugehen haben, um der zahlenmäßigen Überlegenheit der Gegner gewachsen zu sein.

Wenn nun der völkische Wille zum Leben, der sich im Kriege so herrlich betätigt hat, nicht kläglicher Entsagung weichen soll, werden wir fremde Gebiete in Ost und West uns eingliedern müssen. Es ist deshalb

eine unseren völkischen Lebensnotwendigkeiten widersprechende Schwäche, wenn wir Flaumachern gestatten, den Verzicht auf solche Einverleibungen nicht bloß zu empfehlen, sondern gar als Absicht der Regierung hinzustellen, der sich die Sozialdemokratie als „Kerntruppe zur Abwehr von Angriffen der Annexionspolitiker" empfiehlt, und die sinkende Zuversicht unserer Gegner dadurch wieder beleben zu lassen. Wenn wir wirklich dazu kommen, solche Gebiete uns einzugliedern, dann müssen solche Bewohner, die ihrem Rassetum und ihrer Charakteranlage nach nicht zu uns passen, auf deren allmähliche Eindeutschung wir nicht rechnen können oder dürfen, *das Gebiet räumen* und ihre Ansiedelung muß dem Gegner in seinen verbleibenden Grenzen als Friedensbedingung auferlegt werden. Wenn wir dann das frei gemachte Land, das uns wertvoller ist als Geld, auf die Kriegsentschädigung anrechnen, wird wenigstens das volkarme Frankreich diese Bedingung gern erfüllen und die Wallonen, die ja Franzosen sein wollen, gern noch überher nehmen. Auch bezüglich der polnischen Bewohner unserer jetzigen Ostmark, soweit sie nicht Deutsche bleiben wollen, ergibt sich jetzt die Gelegenheit, ihnen für ihren Grundbesitz im Reiche meinetwegen die doppelte Bodenfläche im „Königreich" Polen anzubieten; dann ist beiden, Polen wie Deutschen, geholfen. — Diese Forderung, die ich schon in meinem Aufsatz „Der Krieg als Lehrmeister" in Nr. 10 des vorigen Jahrgangs der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" vom biologischen Standpunkte vertreten habe, wird in einem Aufsatz von *Sontag* im „Archiv für innere Kolonisation", Bd. VII, Heft 5, geschichtlich begründet mit der Folgerung: „Braucht das Deutsche Reich siedlerisch nutzbares Neuland für seine Grenzen, um das Volk nicht in der Enge ersticken zu lassen, um einen bäuerlichen Kraftquell wieder zu stärkerem Fluß zu bringen, — nun wohl, *so müssen wir dieses Land nehmen, wenn ein uns aufgezwungener Krieg die Möglichkeit dazu bietet.* Aber — und dies muß der oberste Grundsatz dabei sein — *das deutsche Neuland muß frei gemacht werden von einer unserem nationalstaatlichen Charakter abträglichen Bevölkerung*, die zu den in der Ost- und Westmark vorhandenen Schwierigkeiten nur neues Unheil häufen und vor allem auch die Gefahr einer rassischen Verschlechterung unseres volksorganischen Massivs[1]) in sich schließen würde." — Die Schriftleitung macht dazu die Einschränkung, daß die Ausräumung sich nicht erstrecken dürfe auf die Arbeiterbevölkerung, weil wir den Gebietszuwachs sonst wirtschaftlich nicht ausnutzen könnten. — Das können wir nur gutheißen, wenn diese Bevölkerung mit ihren Rassekräften der allmählichen Eindeutschung, mit

[1]) Der Ausdruck enthält einen inneren Widerspruch: ein „Massiv" (Hauptteil eines Gebirges) kann nicht „organisch" sein. Ich empfehle dem Verfasser, statt dieses neuen unzweckmäßigen Fachausdrucks meine vorhin benutzte, rein im biologischen (den Staudenpflanzen entnommenen) Bilde bleibende Bezeichnung „Völkischer Grundstock". Siehe Polit.-Anthr. Monatsschrift XIV, 1 und die Anmerkung XII, 12, S. 634.

der wir doch rechnen müssen, würdig ist. Denn aus der Landbevölkerung gehen durch allmählichen Aufstieg und Ersatz der durch die Arbeit für Staat und Industrie verbrauchten städtischen Bevölkerung die das Staats- und Wirtschaftsleben bestimmenden geistigen Kräfte hervor. Es muß auch bedacht werden, daß die Erweiterung des Lebensspielraums für die landwirtschaftliche Bevölkerung, die auch nach dem Kriege unseren Gesamtbedarf an Nahrung wird decken müssen, eine Zunahme auch der deutschbürtigen Landarbeiter bringen wird, wenn wir verhindern, daß die übertriebene Freizügigkeit sie in Abhängigkeit vom Kapitalismus bringt. Für die nicht deutsch sprechende Bevölkerung dürfen fremdsprachige Blätter nur unter Leitung oder wenigstens Aufsicht der Regierung herausgegeben werden. Es dürfen aber auch keine Blätter in deutscher Sprache geduldet werden, die im Solde der Lüge stehen, damit die deutsche Sprache uns und der Welt als der einzige Hort der Wahrheit erhalten bleibt, als welchen sie sich in diesem Kriege bewährt hat. Zu diesem Zwecke sollte in allen Blättern der Regierung ein bestimmter Raum zur Verfügung stehen, in dem sie ihre Absichten auseinandersetzen kann, damit nicht die allen Deutschen in vollem Umfange zu gewährleistende Rede- und Urteilsfreiheit, wie es bisher oft der Fall war, in eine Verschweige- und Verfälschungsfreiheit ausartet.

Was aber diejenigen anbetrifft, denen wir etwa mit der Aufnahme in unser Landgebiet das Recht gewähren, in das Geistesgebiet der deutschen Sprache einzutreten, müssen wir uns da erst durch einen Ausländer, wenn auch durch den eingeborenen Rasseninstinkt sich als Deutschen fühlenden, darüber belehren lassen, welche ungeheure Wohltat wir ihnen damit beweisen! H. St. Chamberlain sagt in seinen „Kriegsaufsätzen": „Es gibt keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen. Überall, auch in fremden Rassen, gibt es unter Hunderttausenden einzelne Hochbegabte und Hochgesinnte; ohne Kenntnis der deutschen Sprache bleiben sie von höchster Kultur ausgeschlossen." Denn die deutsche Sprache mit Einschluß der nordgermanischen Abarten ist die einzige noch lebende Kultursprache. Und nur bei einer solchen, sagt Fichte, „greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenteil geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich." Und der Gang des Lebens ist dann nach Chamberlain die endgültige Verödung des ganzen Menschengeschlechts. — Dem entspricht es auch, wenn Schmidt-Gibichenfels (XIII, 12) sagt: „... daß es hinsichtlich der Wirkung der öffentlichen Meinung gar nicht darauf ankommt, daß sie richtig ist, auf Tatsachen beruht. Es genügt, daß ihr keine richtige mit gleicher Kraft entgegengesetzt wird. Die geistigen Machtmittel wirken also, wenn sie nur richtig eingesetzt werden, mit derselben Blindheit und Sicherheit wie die unorganischen Naturkräfte, die ja auch nach Belieben gebraucht oder mißbraucht werden können". Wie wollen wir dann der Geistesmacht

der Lüge, die in allen fremden Sprachen gegen uns wirkt, mit der Geistesmacht der Wahrheit entgegentreten, wenn wir nicht die deutsche Sprache zur Geltung bringen und selbst in unseren eigenen Grenzen den Seuchenherd der fremdsprachigen Beeinflussung bestehen lassen!? Nachdem der Krieg die im Nationalcharakter liegenden geistigen Wurzeln der Kultur bis in die feinsten Fasern freigelegt hat, traut man seinen Augen nicht, wenn man in den „Grenzboten" (Nr. 7, 1915) in einem Aufsatz „Zur Psychologie des Nationalbewußtseins" von Richard Müller-Freienfels liest: „Es fragt sich überhaupt, ob es eine nationale Kultur heutzutage noch gibt." Er meint, daß von der Sprache abgesehen, die er nur als Verständigungsmittel ansieht, „was die Kultur anlangt, sachlich innerhalb der Völker die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten größer sind, als zwischen Individuen derselben sozialen Schicht, die getrennten Völkern angehören". Er glaubt beispielsweise, daß „ein deutscher Arzt und ein französischer Arzt viel mehr gemeinsames haben, als etwa ein deutscher Arzt und ein deutscher Weichensteller". Da muß ich, wenn ich mich mit dem Arzt auf gleiche Kulturschicht stelle, auf Grund zahlreicher Erfahrungen doch die Behauptung aufstellen, daß ich mich mit einem einfachen deutschen Arbeiter, der nicht durch Parteileidenschaft beeinflußt ist, im Volkscharakter zusammengehöriger fühle und über Kulturfragen mich leichter verständigen würde, als mit einem französischen Professor, weil es nicht auf den Grad, sondern auf die Art der Kultur ankommt. Seine Beispiele zeigen außerdem, daß hier wieder mal die Verwechselung von Kultur und Zivilisation vorliegt. Zivilisation, vervollkommnete Lebensführung, kann außervölkisch sein, Kultur ist national, weil sie aus den angeborenen Geistesanlagen und Charaktereigenschaften fließt, die in der Sprache ihren Ausdruck finden. Die Sprache aber ist es, die neben den angeborenen Geistesanlagen durch Überlieferung den deutschen Geist erhält.

Mit Recht führt Müller-Freienfels die Tatsache, daß das Nationalgefühl erst im 19. Jahrhundert zu stärkerer Geltung gekommen ist, auf die größere Auswertung der Sprache in Druck und Schrift zurück. Wenn diese also solche Bedeutung für das Volksbewußtsein hat, die nach menschlichem Ermessen noch immer weiter zunehmen muß, wie kann er dann zu der Folgerung kommen, „daß wir unser Nationalgefühl auf etwas aufbauen müssen, das stärker ist als die Sprache, und da wir nicht auf Grund der Sprache ein einheitliches Deutschland schaffen können, so muß es ohne die Sprache, ja gegen die Sprache gehen"? — Nein, da es nicht ohne oder gegen die Sprache möglich ist, weil es nichts gibt, das stärker ist als die Sprache, können wir nur auf Grund der Sprache ein einheitliches Deutschland schaffen! Und endgültig gesiegt haben wir erst, wenn wir den deutschen Geist durch die deutsche Sprache zur Geltung gebracht haben! — Selbstbescheidung, die uns leider im Blute liegt und die wir so lange zu unserem Schaden geübt haben, müssen wir durch

geistige Zucht zu überwinden suchen. Sie ist nur innerhalb des Volksganzen am Platz, wo die Rücksicht auf die höhere Einheit Unterordnung verlangt; unter den Völkern bedeutet sie Selbstmord durch Verzicht auf den Kampf ums Dasein. Aber nicht die äußere Herrschaft, der „Imperialismus" nach englischem Vorbild, sichert uns den dauernden Sieg in diesem Kampfe, sondern die Anerkennung unserer Überlegenheit. Um diese Welt-Geltung zu haben, müssen wir uns in der Welt geltend machen!

Amerika und wir.

Von .....

Wie gegenüber den vermeintlichen englischen „Vettern", so hat auch unsere bisherige Politik gegenüber den Vereinigten Staaten unter wesentlich falschen Voraussetzungen und Anschauungen gestanden, deren Überprüfung durch den Gang der Ereignisse nunmehr als notwendig erwiesen worden ist. Vielleicht trifft ein solcher Vorwurf nicht einmal so sehr unsere amtliche Politik, obwohl sie unter „Speck" und Bernstorff schlecht genug behütet war, als vielmehr die Stellungnahme, die das deutsche Volk selbst und einzelne hochstehende Kreise bis in die jüngste Zeit vor dem Kriege, ja selbst noch unmittelbar nach Kriegsausbruch dem Yankeetum gegenüber bekundet haben. Ungeachtet der Erfahrungen, die wir 1898 vor Manila und in späterer Zeit gemacht hatten, haben sich die Amerikaner in Deutschland einer Wertschätzung und Bevorzugung erfreuen können, wie sie eigentlich nur einem eng verbündeten oder nächst verwandten Volke gegenüber erklärlich und statthaft sind, und es ist deshalb nur folgerichtig, wenn heute die Enttäuschung über die Haltung Amerikas um so nachhaltiger und für die zukünftigen Beziehungen der beiden Länder vielleicht um so folgenschwerer ist.

Geht man den Ursachen unserer schlecht belohnten Freundschaft für Amerika nach, so wird man darunter nur zum allergeringsten Teile die innere Hochachtung vor dem Yankeetum zu verbuchen haben. Das, was dem Amerikaner im Auslande sein kennzeichnendes Gepräge gibt: seine geschäftliche „smartness" und verbunden damit die Vorstellung ganz fabelhafter Reichtümer, ist beides dem Deutschen zu wesensfremd geartet, um dem Volke als solchem die Amerikaner sonderlich nahe zu bringen. Die auf diese Begriffe gegründete Wertschätzung dürfte sich deshalb auf einige wenige Kreise und Einzelpersonen beschränkt haben. Auch die amerikanische Regsamkeit auf industriellem Gebiete hat kaum eine tragfähige Brücke zum industrietätigen deutschen Volke geschlagen; denn was in so manchen Schilderungen aus den industriellen Großbetrieben Amerikas zu uns herübergedrungen ist, war nicht dazu angetan, uns eine besondere Hochachtung abzunötigen. Zieht man schließlich die gänzliche Kulturarmut Amerikas

in Betracht, die trotz aller Austauschprofessoren das Knüpfen von stärkeren geistigen Banden zwischen uns und den Yankees nicht ermöglicht hat, so bleiben keinerlei greifbare Ursachen für die von uns bekundete Amerikafreundschaft übrig. Die Gründe müssen also tiefer liegen, und sie wurzeln denn auch in der Hauptsache in zwei ideellen Vorstellungen, die, wenn nicht völlig irrig, so doch zum mindesten als außerordentlich schief zu erachten sind.

Noch immer sind wir gewöhnt, in den Nordamerikanern ein angelsächsisches und deshalb uns nahe verwandtes Volk zu sehen. Diese Anschauung geht nicht nur auf die aus England eingewanderten und — abgesehen von den Iren — tatsächlich vielleicht größtenteils angelsächsischen Gründer der amerikanischen Kolonie zurück, sondern sie stützt sich auch auf die zahllosen Tausende, die aus Deutschland selber in das Land der Sterne und Streifen ausgewandert sind. Man übersah geflissentlich den außerordentlich starken Blutseinschlag, den Amerika gleichzeitig und später aus anderen Ländern empfing, und hielt krampfhaft an seiner Vorstellung als eines germanischen Landes fest. Es scheint, daß wir vor allem mit dieser Anschauung von Grund auf aufzuräumen haben. In gewisser Beziehung stellt der gegenwärtige Weltkrieg in der Tat ja eine Probe auf das Exempel der Rassenpolitik dar, und zwar insofern, als wir die Vormacht des Germanentums im Kampfe gegen die romanische, slawische und buntblütige Umwelt sehen. Man könnte einwenden, daß der Satz in dieser Form nicht haltbar ist, da auf unserer Seite, namentlich in Österreich, auch Slawen gegen Slawen, auf der andern Seite in den Engländern Germanen gegen Germanen fechten. Aber der Einwand erscheint wenig stichhaltig. Selbst wenn man die nichtgermanischen Völker Österreichs als Slawen im eigentlichen Sinne anerkennen will, bleibt zu beachten, daß der österreichische Staat und deshalb seine Völker militärisch durchaus unter germanischer Führung stehen, — zudem haben sich die Tschechen jämmerlich genug verhalten; was aber die Engländer anbetrifft, so sind gute Kenner des Inselreiches sehr geteilter Meinung darüber, ob der Engländer von heute in rassischer Hinsicht überhaupt noch als Germane angesprochen werden kann.

Daß es in dem gegenwärtigen Weltkriege tatsächlich um einen Kampf der Nichtgermanen gegen das Germanentum geht, erhellt jedoch noch aus einem anderen, nicht ganz unwesentlichen Grunde. Überall dort nämlich, wo wir im Verlaufe des Feldzuges eine ehrlich beobachtete Neutralität haben feststellen können, handelt es sich um ganz oder überwiegend germanische Länder, als da sind Holland, Schweden, die Schweiz, Dänemark und Norwegen. Andererseits sind und waren die unaufrichtigen oder unsicheren Neutralen Europas durchgehends Nichtgermanen: Italiener, Rumänen, Bulgaren und Griechen. Natürlich ist diese Feststellung, namentlich bei der Knappheit ihrer Form, cum grano salis zu nehmen, und es braucht nicht verkannt zu werden, daß die ehrlichen Neutralen sich in ihrer

Politik nicht sämtlich oder ausschließlich durch Rassesympathien haben leiten lassen; im großen Ganzen jedoch ist gegen die Tatsache selbst wenig zu sagen. Es läßt sich deshalb vielleicht mit einiger Vorsicht daraus die Folgerung herleiten, daß Länder von einer uns ausgesprochen unfreundlichen oder feindlichen Politik kaum germanischen Charakter tragen dürften, daß wir zum allermindesten gut tun, dort irgendwelche verwandtschaftlichen Gefühle nicht vorauszusetzen und zu suchen.

Dieser Fall ist nun in vollem Umfange für die Vereinigten Staaten gegeben. Es ist Torheit, sie als ein artverwandtes Land anzusprechen, denn die heute dort noch nachweisbaren rund zehn Millionen Deutschen spielen, wie figura zeigt, in der auswärtigen Politik des Landes keinerlei Rolle, bilden zudem knapp ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Was aber außer ihnen noch an Menschen mit weißer Hautfarbe vorhanden ist, entstammt allen Ländern, Rassen und Arten Europas und bilden ein Rassenchaos, wie es ärger nicht gedacht werden kann, da sich ja auch Millionen an Negern, Indianern und Gelben im Lande befinden. Es ist also für die Vereinigten Staaten wie für kein anderes Land der Erde Gelegenheit gegeben, eine Mischrasse auszubilden, der gegenüber die Buntscheckigkeit des Zebra von geradezu trostloser Farblosigkeit ist. Mögen bis heute die Kreuzungen mit den farbigen Bevölkerungsteilen auch noch nicht allzu zahlreich sein, so hat zweifellos doch das Zusammenströmen der verschiedenen europäischen Rassen und Arten bereits genügt, um einen erbaulichen Rassenmischmasch heranzuzüchten, und den Gedanken, es jenseits des großen Teiches noch mit einer „stammverwandten" Bevölkerung zu tun zu haben, wollen wir lieber heute schon einsargen. Was in dem großen Hexenkessel aller Völker und Zonen brodelt und zusammengebraut wird, hat mit Germanentum nichts mehr zu tun und ist für die germanische Welt ewig verloren, falls nicht in der jetzigen zwölften Stunde ein paar Hunderttausend der ihres Deutschtums bewußten Amerikaner Gelegenheit finden sollten, in das durch den Krieg erschlossene deutsche Neuland zurückzuwandern und sich auf diese Weise vor dem sichern rassischen Untergang zu retten.

Sind wir bis zu diesem Punkte gelangt, so ergibt sich aber als natürliche Folgerung die Notwendigkeit einer Überprüfung der Frage, ob und inwieweit wir noch berechtigt sind, das Yankeetum als einen Schutzwall gegen das Vordringen der gelben Rasse zu betrachten. Damit kommen wir zu der zweiten irrtümlichen Vorstellung, die bisher unser Verhältnis zu den Amerikanern beherrscht hat. Das Erstarken Japans zur mongolischen Vormacht, der Versuch, seine überschüssige Bevölkerung auch nach Amerika abzuleiten, und die dadurch bedingte gesetzgeberische Abwehr einiger westlicher Staaten der Union haben in uns die Überzeugung geweckt, daß die Vereinigten Staaten die bekannte Mahnung zur Wahrung der heiligsten Güter vor der gelben Gefahr bewußt aufgegriffen

und sich in voller ideeller Absicht in den Dienst dieser Aufgabe gestellt hätten. Als deshalb anläßlich der kalifornischen Schulfrage zum erstenmal die Gefahr eines japanisch-amerikanischen Krieges in den Möglichkeitsbereich rückte, erschien uns Amerika als der Vorkämpfer der Belange der weißen Rasse gegenüber mongolischem Ansturm, und diese Vorstellung hat seitdem zu einem guten Teile als eine Art Gefühlspolitik das Verhältnis des deutschen Volkes zu der Unionsbevölkerung bestimmt. Auch mit dieser Anschauung werden wir notgedrungen aufräumen müssen. Das Vorgehen der Japaner in der Turtle-Bay und die von den Vereinigten Staaten dazu eingenommene Stellung hat uns zur Genüge erkennen lassen, inwieweit es der Union mit einer Abwehr der gelben Gefahr ernst ist. Infolge richtiger Fortführung der einst von den Weststaaten Japan gegenüber eingeschlagenen und geforderten Politik hätte die japanische Landung in Mexiko unbedingt zu einem der ernstesten Zwischenfälle führen müssen, die es im Verkehr zweier Großstaaten geben kann! Man wende nicht ein, daß Amerika sich zu einem Kriege mit Japan im Augenblick nicht stark genug gefühlt habe. Wenn überhaupt, so war jetzt für Amerika die Gelegenheit gegeben, den Kampf mit Japan um die Vormachtstellung im Stillen Ozean auszutragen, denn die den Japanern verbündete englische Flotte wurde unweigerlich in der Nordsee festgehalten. In voller Absichtlichkeit hat jedoch die Unionsregierung die sich in gleicher Gunst kaum wieder bietende Lage verpaßt, und sie hat sie ungenutzt vorübergehen lassen, weil sie die irrtümlich von ihr erwartete Wahrung der Belange der weißen Rasse dem einträglichen Augenblicksgeschäfte des Handels mit Kriegsbedarf unterordnen mußte. Kenner der amerikanischen Verhältnisse haben schon vor Kriegsausbruch eindringlich betont, daß die Politik der Vereinigten Staaten nicht im Weißen Hause zu Washington, sondern ausschließlich in der Neuyorker Wallstraße gemacht werde; dort aber werden, wie die gegenwärtige Haltung der Union sattsam bewiesen haben dürfte, nicht etwa Ideale, sondern ausschließlich Industriepapiere und andere Börsenwerte gehandelt.

Wir wollen den Amerikanern aus ihrer scheinbar geschäftstüchtigen Haltung beileibe keinen Vorwurf machen, denn ein Völkerbrei, wie er in den Vereinigten Staaten zusammengekocht worden ist, muß notgedrungen in seiner Politik jeglicher ideellen und sittlichen Werte bar sein. Wohl aber wollen wir nachdrücklich die Lehren beherzigen, die uns Amerika in seiner Haltung während des Weltkrieges gegeben hat und dementsprechend unser Verhältnis zu ihm auf völlig neue Grundlagen stellen. Man könnte daran denken, es schon heute durch eine Einschränkung der wirtschaftlichen Beziehungen für sein Verhalten zu strafen, dergestalt etwa, daß wir unsern Rohstoffbedarf, namentlich an Baumwolle, nach Tunlichkeit in andern Ländern zu decken suchen und ihm selbst den Bezug unentbehrlicher deutscher Erzeugnisse, namentlich solcher der chemischen Industrie, erschweren. Aber abgesehen davon, daß die mohammedanischen Länder, einschließlich Ägyptens,

in absehbarer Zeit kaum in der Lage sein dürften, unsern gesamten Baumwollbedarf zu befriedigen, würden wir mit der zweiten Maßnahme uns lediglich in das eigene Fleisch schneiden. Wir können es wohl auch getrost der Vorsehung überlassen, für uns den Rächer zu spielen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und die Vereinigten Staaten, die jetzt voller Hohn unserm eigenen Daseinskampf zusehen, werden ganz sicherlich einmal selber mit ihrem Blute zur Verteidigung ihrer Großmachtstellung antreten müssen. Die Frage nach der Vormachtstellung im Stillen Ozean ist in dem gleichen Maße ein tief in sich begründetes und deshalb unabweisbares weltgeschichtliches Problem, wie es die deutsch-englische Auseinandersetzung ist. Es läßt sich hinausschieben, aber es will seine schließliche Lösung finden, und daß wir keine Ursache haben, uns beim Eintritt dieses Ereignisses mit irgendwelchen Gefühlshypotheken zu belasten, dürfte zur Genüge klargestellt sein. Der amerikanische Rassenmischmasch ist nun einmal nicht zum Hüter des heiligen Grales arisch-germanischer Menschheit gegen den Mongolenansturm bestellt, und wir können ihm deshalb getrost seinem Schicksale überlassen. Im Gegenteil, ein der mongolischen Überflutung sich öffnendes Amerika hält uns die gelbe Gefahr um mindestens ein halbes Jahrtausend vom Leibe.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß wir uns politisch etwa den Japanern annähern sollen. Der Rassenstolz des weißen Menschen gegenüber dem Farbigen ist zwar während des Weltkrieges bedenklich in die Brüche gegangen, aber mögen ihn auch Engländer und Franzosen verraten haben, — wir selbst dürfen ihn im eigenen wohlverstandenen Interesse niemals preisgeben, und gerade mit Japan haben wir ja eine besondere Rechnung zu begleichen, die von uns oder unsern Nachkommen ganz sicherlich einmal eingelöst werden wird. Wer einigermaßen geschichtsphilosophisch zu denken gewöhnt ist, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß wir als die Vormacht der germanischen Welt einmal den Ansturm der gelben Flut auf sie abzuwehren haben werden. Dieser Aufgabe werden wir uns nicht entziehen, wohl aber werden und müssen wir es ablehnen, Völker in die germanische Welt einzubeziehen und mit unserer opferbereiten Freundschaft zu bedenken, die nicht in sie hineingehören. In diesem Sinne sind die Amerikaner für uns ein Fremdvolk fragwürdigster und zum Teil minderwertigster Rassenmischung, und es wird gut sein, wenn wir nach dem Kriege recht deutlich zu erkennen geben, welche tiefe Kluft uns von dem bastardierten Völkergemisch jenseits des großen Teiches trennt.

Berichte und Notizen.

Houston Stewart Chamberlain beging am 9. September seinen 60. Geburtstag! Wer er ist und was er insbesondere uns, Deutschen, bedeutet, das brauchen wir unseren Lesern nicht erst des Langen und Breiten auseinanderzusetzen. Mit seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" schuf er eines jener epochalen Werke, die in der geistigen Entwicklung des Germanentums Marksteine und Wegweiser zugleich sind. Damit wurde er zum Verkünder und Ausdeuter der arischen Weltanschauung, die auch den Urgrund unseres Volkstums bildet, aber im Laufe unseres geschichtlichen Werdeganges vielfach verschüttet und getrübt wurde. Erst durch Chamberlains lichtvolle Klarlegung ist denn auch in vielen Deutschen wiederum das Bewußtsein ihrer völkischen Eigenart geweckt worden, und jenen von unseren Volksgenossen, die dieses Weckrufes nicht bedurften, wurden die „Grundlagen" zum Leitfaden eines methodischen arischen Denkens. In vielen hunderttausenden von Exemplaren sind die „Grundlagen" im deutschen Volke verbreitet, was wohl zur Genüge beweist, wie sehr uns dieses Werk ans Herz gewachsen ist. — Josef Stolzing (Deutsche Tageszeitung).

Hans Kaumann †. Der Herausgeber erfüllt die traurige Pflicht der Mitteilung, daß sein lieber Freund und geschätzter Mitarbeiter, der Dipl.-Ing. Hans Kaumann am 19. August im 31. Lebensjahre sanft entschlafen ist. Einer alten Berliner Familie entsprossen, war er bis vor etwa zwei Jahren im Dienste des Berliner Magistrats als Tiefbau-Ingenieur tätig. Hier zog er sich bei der Ausbesserung einer Kloake eine Gasvergiftung und als Folge davon ein hartnäckiges Magenleiden zu, von dem er in einem Luftkurort vergeblich völlige Heilung suchte. Seine Krankheit ging zuletzt in Auszehrung über. Unseren Lesern wird er durch seine viel beachteten Beiträge im letzten Märzheft: „Die Verstaatlichung des Bankwesens" und durch dessen Ergänzung im Juniheft: „Wo liegt der nicht an die Reichsbank abgelieferte deutsche Goldschatz?" in dankbarer Erinnerung sein. Von seiner reichen Begabung war bei weiterer Entwicklung noch viel zu erwarten. Seine letzten Gedanken galten dem Vaterlande und der, wie er wohl wußte, nicht unbegründeten Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes nach dem Kriege. Wir wollen seiner liebenswürdigen, anspruchslosen Persönlichkeit ein treues Andenken bewahren und alles tun, was in unserer Macht steht, um zu verhindern, daß seine trüben Ahnungen in Erfüllung gehen.

Eine zeitgemäße Erinnerung an den Wiener Kongreß, der vor hundert Jahren seine unheilvolle Tätigkeit begann, bringt die Nr. 703 der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung". Es heißt dort: „Der Jubiläumstag des Wiener Kongresses ist ziemlich unbeachtet vorüber gegangen, obwohl für unsere Zeit nichts lehrreicher ist als der diplomatische Abschluß der napoleonischen Weltkriege. Der große Weltkrieg war beendet; der Feind, der jahrzehntelang Europa in Kriegsnot und Kriegssorgen gehalten, war wieder geworfen, dank der einmütigen Kraftanstrengung des preußischen und des deutschen Volkes, unterstützt von seinen Bundesgenossen. Die siegreichen Heere lagen in der feindlichen Hauptstadt, und in Wien traten die Diplomaten der Welt zusammen, um die Weltkarte neu zu entwerfen und den Völkern den ersehnten Dauerfrieden zu sichern. Dorthin richteten sich jetzt erwartungsvoll die hoffenden Blicke. Vor allem die Deutschen glaubten die Stunde gekommen, wo das deutsche Kaiserreich in alter Herrlichkeit wieder erstehen werde in seinen alten Grenzen, seiner alten Größe, die herrschende Macht Europas, zugleich ein Hort des Friedens, raumgebend jeder menschlichen Entwicklung in Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel. Für dieses Ziel war der Ruf erschallt: Mit Gott für König und Vaterland! Hierfür hatten sie sich erhoben, Jüngling, Mann und Greis; einmütig waren sie zu den Fahnen geeilt, Gut und Habe hatten sie geopfert, zu Hunderttausenden Blut und Leben

freudig hingegeben. Vertrauensvoll blickte das Volk auf seine großen Heerführer, die York, die Bülow, die Blücher. Das Schwert hatte entschieden; vor seinem Blitzen war die dumpfe Bürokratie verzagter Kabinettsdiplomatie ins Dunkel verschwunden; was das Schwert errungen, behauptete es auch. So dachte das Volk, so sangen seine Dichter, so lehrten seine Weisen. Zwietracht und Engherzigkeit schien für immer beseitigt, einer goldenen Zukunft ging das durch Blut und Eisen geeinte Volk entgegen. Doch mancher, dem in dem allgemeinen Siegesrausch das Herz zwar warm geworden, doch der Kopf kühl geblieben war, konnte die Hoffnungsfreude nicht teilen, und durch diese Krise ging ein böses Mißtrauen gegen die Fähigkeiten und den guten Willen der deutschen Diplomaten, denn schon leise während des Kampfes, mehr und mehr, je näher sein Ende schien, regten sich die Anzeigen, daß die Mächte der Finsternis, durch die Fluten der Begeisterung zurückgedrängt, zwar in die Höhlen ihrer Schlupfwinkel gewichen, aber nicht endgültig erstickt waren. Und erst scheu und zaghaft, dann immer aufdringlicher, wagten sie sich wieder vor und drängten sich an die Träger der verrotteten Diplomatie. Da waren die finsteren Fanatiker, die Söhne Dantons und Robespierres, mit Neid und Haß erfüllt gegen jeden, der durch Geist und Tatkraft, Abstammung und Glücksgüter sich über das Mittelmaß erhob, die die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erstrebten, indem sie jeden hervorragenden Geist dem Fallbeil überlieferten. Da waren auch die weltfremden, kindlich frohen Weltbeglücker, die die Millionen brüderlich umschlangen und ihnen den Weltenkuß aufdrückten. Sie hofften den ewigen Frieden von der dauernden Versöhnung der Völker, die das edle deutsche Volk dadurch erwirken sollte, daß es auf jeden Siegespreis verzichte und sich mit der idealen Siegespalme begnüge. Was verschlug es, wenn man dieses oder jenes entfremdete Glied des deutschen Volkes dem Nachbarn freundlichst überließ; was das deutsche Volk einbüßte, gewann ja die hehre Menschheit. Da waren aber auch die nüchternen, klug rechnenden Geschäftsleute, vor allem die reichen Frankfurter Geldfürsten, die Rothschild, die Bethmann, die Metzler, die bei Freund und Feind ungezählte Gelder ausgeliehen hatten. Sie fürchteten für die Rückzahlung, wenn die eine oder die andere Partei gänzlich unterliegen könnte, sie besorgten bei längerer Dauer des Krieges ein Stocken der Börsengeschäfte, aus denen sie ihre Lebenskraft zogen, und durch die sie die Mittel zu einer zwar unsichtbaren, aber desto festeren Weltherrschaft erwarben." — Nach einem Hinweis auf die geistige und seelische Verfassung aller dieser miteinander verbündeten Gruppen, deren Machenschaften schon während des Krieges den flauen Frieden vorbereiteten, heißt es dann weiter: „Die Wirklichkeit war schlimmer, als es sich die Sorge gedacht. In ohnmächtiger Trauer mußte das Volk zusehen, daß seine Opfer umsonst, in verhaltenem Grimm die tapferen Feldherren erkennen, daß ihre Siege fruchtlos waren. Die Feder verdarb, was das Schwert errungen. Der überlegene, weitsehende Leiter Englands, der ränkevolle und listige Vertreter Frankreichs erkannten schnell die schwache Seite der deutschen Diplomatie und nutzten sie nur zu geschickt für ihre Zwecke aus. Durch die heimischen Flaumacher vorbereitet, gingen sie schnell in die ihnen gestellten Netze. Versöhnung auf Kosten Deutschlands war bald die allgemeine Losung. Vergeblich hatte das deutsche Volk gehofft, daß das Elsaß, Lothringen und vor allem das kerndeutsche Flandern, dessen vlamische Bewohner einst den Ruhm niederdeutscher Kultur durch die Welt getragen, und das erst 1803 dem Deutschen Reiche entrissen war, wiedergewonnen würden. Vergebens — völkische Belange waren der deutschen Diplomatie fremd. Versöhnung, Versöhnung sollte sein; für sie gab man die Stammesbrüder, für sie gesicherte militärische Reichsgrenzen preis. Und was war der Erfolg der Versöhnung? Aufgefordert durch die deutsche Torheit, lauerten sofort nach Friedensschluß die Franzosen gleich gierigen Raben auf die Gelegenheit, uns den deutschen Rhein zu entreißen. Und wo blieb der Weltfriede? Wahrlich, hätten wir schon 1815 die alten deutschen Grenzlande Elsaß und Belgien dem Reiche zurückgewonnen, sicher wäre uns und der Welt der Krieg 1870 nicht minder erspart geblieben wie der jetzige schreckliche Weltkrieg. Und im Osten war es nicht anders. Unser war die Provinz Südpreußen gewesen, unser Warschau, unser die Weichsel- und Narew-

Linie. Um der schönen Augen der Polen und Russen willen gaben sie 1815 die Diplomaten preis. Den Polen sicherte man freie Entwicklung ihres Volkstums zu, man umschmeichelte sie, man zog sie zur Verwaltung. War das Ergebnis Friede und Versöhnung? Die Aufstände 1830, 1848 und 1863 geben die Antwort. Und hätten die Russen den heutigen Überfall wagen, hätten sie unser blühendes Ostpreußen zur Wüste machen können, wenn sie der gepanzerten preußischen Faust an der Weichsel und Narew begegnet wären? So wurde in Wien 1815 das deutsche Volk um seinen Sieg betrogen, seine Hoffnung vernichtet, der Weltfriede für lange Zeit vernichtet. Den Weltfrieden aber störte nicht das zerrissene und verstümmelte deutsche Volk, sondern die durch unzeitige Milde und Schlaffheit aufgeregte Beutegier der mit deutschem Besitze bereicherten Nachbarn. Nur die Schwäche der Diplomatie von 1815 verursachte die Kriege von 1870 und 1914. Äußerlich ertrug das deutsche Volk die Demütigung des schmachvollen Friedens nach dem siegreichen Kriege. Doch im Innern gärte es. Die Begeisterung wich dumpfem Grollen. Die für ihren König begeistert ins Feld gerückte Jugend kehrte enttäuscht und verzweifelnd zurück. Der Weizen der Radikalen blühte. Die Folge der Friedensfehler von 1815 im Innern zeigte sich 1848." Soweit die Rhein. Westf. Ztg. Bekanntlich hat noch kein Volk aus der Geschichte gelernt, und das ist auch gar nicht zu erwarten, denn woher sollte das Volk die Kenntnis der Geschichte haben. Aber wäre nicht von seinen berufenen Führern, namentlich den leitenden Staatsmännern, einige Kenntnis der Geschichte vorauszusetzen?

Amerikas Neutralität und die Richtigkeit unserer Kennzeichnung seiner Haltung im letzten Juniheft (S. 122—23) beleuchtet geradezu bengalisch Dr. H. Gerhard, der Herausgeber der „Täglichen Omaha-Tribune", eines im Staate Nebraska vielgelesenen Blattes, mit folgenden an den Präsidenten Wilson gerichteten Worten:

„Wer ist der beste und wertvollste Verbündete Englands und der Verbündeten überhaupt? Niemand anders denn die Vereinigten Staaten. Das ist keine deutsche Behauptung, Herr Präsident Wilson, sondern das Bekenntnis eines waschechten Engländers von hervorragender Bedeutung, nämlich des Lord Northcliffe, des Eigentümers der „Londoner Times", der „Londoner Daily Mail" und des „Londoner Daily Expreß", der einst in Frankfurt a. M. „Stern" hieß und ein ganz gewöhnlicher Alfred Harmsworth und verlogener Günstling Eduard VII. war und der von ihm im Dezember 1905 zum Lord ernannt wurde, weil er der beste und geschickteste Deutschenhetzer war.

Herr Präsident Wilson! Wollen Sie wagen, von amerikanischer Neutralität zu reden? Steigt Ihnen nicht die Schamröte ins Gesicht? Denken Sie an jene Stunde, da Sie in aufwallendem edlen Gemüte das gesamte amerikanische Volk zum Friedensgebet in allen Kirchen des Landes am 4. Oktober v. J. aufforderten? Was ist seit jenem Friedensgebet geschehen? Für zwei Billionen Dollar Kriegsmaterial hat dieses selbe amerikanische Volk, das auf Ihr Geheiß am 4. Oktober für den Weltfrieden betete, für die Verlängerung des Weltkrieges geliefert! Und wir haben neben diesen zwei Billionen Blutgeld den Ruf als die Heuchelnation eingeerntet.

Herr Präsident Wilson! Sie haben zugelassen, daß unser amerikanischer Handel mit neutralen Ländern von England ruiniert wurde, daß unsere amerikanischen Handelsschiffe, obwohl sie kein Kriegsbanngut führten, nach den englischen Häfen verschleppt wurden (über die schwächlichen Proteste hat man in Downing Street gelacht), daß unsere Flagge heruntergeholt wurde, daß unsere Flagge mißbraucht wurde, und nun werden wir zum Gespött aller Welt als ein Bundesgenosse hingestellt, den man nicht als einen ehrlichen Waffengefährten haben will, den man nur als Handelsjuden ausnutzen will. Dieser Schimpf uns, einem „neutralen" Volke!

Herr Präsident! Das Maß ist zum Ueberlaufen voll. Unsere „Neutralität", wie Sie beliebten, sie auszulegen, ist zu einer Farce geworden. Wir verlangen eine Untersuchung über dieses Bündnis mit einer fremden Macht, das ein Schlag ins Gesicht unserer Bundesverfassung ist." (Deutsche Tageszeitung.)

Zum Artikel: Wie Frankreich seine ausländischen Bewunderer ehrt (Augustheft S. 271) wird uns geschrieben: Herr Karl Scheffler macht sich in der Vossischen Zeitung Nr. 240 das Vergnügen, meine Ausführungen zu seinem Artikel „ein Schelmenstück Figaros" mit der Bemerkung zu erledigen: „Was Piening an Meinungen vorgebracht hat, verdient nicht Beachtung." Das ist ein sehr billiges Mittel, die Angelegenheit mit einer stolzen Handbewegung abzutun. Herr Karl Scheffler beweist damit aber nur, daß er nicht imstande ist, die Zitate aus Meier-Graefes Büchern, mit denen meine ganzen Ausführungen belegt sind, aus der Welt zu schaffen und daß es ihm äußerst unangenehm ist, diese zu solchem Zweck noch einmal zu wiederholen. Um über die Unsachlichkeit seines Widerspruchs hinwegzutäuschen, unterlegt K. Sch. mir die Absicht, Meier-Graefe mit einem „gemeinen Schimpfwort" belegt zu haben. Die Leser der Voss. Zeitung die meinen Artikel nicht kennen, — nehmen diese Behauptung natürlich auf Treu und Glauben als tatsächlich hin. Für gewöhnlich erwartet man doch, daß solche Behauptungen auch durch Zitate belegt werden. Niemand, der meinen Artikel mit Aufmerksamkeit (nicht mit voreingenommener Wut im Herzen) gelesen hat, kann auf die Vermutung kommen, daß das von mir gebrauchte Wort auf Meier-Graefe gemünzt sei. Ich habe niemand persönlich mit einem Schimpfwort belegt und belegen wollen, sondern habe nur den allgemeinen Satz aufstellen wollen, „daß der zum Hundsfott wird, der sein Vaterland über die Hellaskultur vergißt". Diese Meinung dürfte wohl von den meisten Leuten in Deutschland geteilt werden. Es scheint aber, daß K. Sch. die Voraussetzung, unter der dieser Satz von mir ausgesprochen worden ist, nämlich: „Jeder hat das Recht, sich an Dostojewsky, Gaugui oder d'Annunzio zu ergötzen, wenn seine „innere Kultur" zu höheren Aufgaben ihn nicht treibt; aber zum Hundsfott wird der, welcher sein Vaterland über diese „Hellaskultur" vergißt", auf Meier-Graefe anwendbar findet. Nun so meine ich, daß K. Sch. derjenige ist, der den „Vaterlandsfreund" M. G. in den Augen der Zeitgenossen herabsetzt. Vielleicht hätte ich den Rat einer bedeutenden Kunstzeitschrift beherzigen können. Der Schriftleiter schrieb mir: wir sind mit Ihnen völlig einer Meinung über M. G., doch halten wir es nicht der Mühe wert, auf die überaus törichten Worte Karl Schefflers mit Polemik zu antworten." „Da nun aber die Vossische Zeitung zum Sprachrohr dieser überaus törichten" Worte wurde, so wurde eine Antwort notwendig. — August Piening, Bremen.

Wie man sich vor dem Kriege den Zweck der Rüstungen vorstellte, zeigen gewisse, jetzt nicht gerade angenehm überraschende Stellen in „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1914) von J. J. Ruedorffer, der unserem auswärtigen Amte nahe gestanden haben soll. Es heißt dort S. 218: „Alle Staaten betonen den defensiven Charakter ihrer Rüstungen. Es wäre oberflächlich, anzunehmen, daß diese Betonung nichts weiter wäre als Heuchelei. Es will allerdings so scheinen, als beanspruche zwar jeder Staat den Glauben an die Ehrlichkeit seiner rein defensiven Absichten für sich, verweigere aber denselben Glauben dem möglichen Gegner, gegen dessen eventuelle Angriffe er sich eben rüste. In der Tat aber sind wohl alle modernen Großmächte kriegerischen Auseinandersetzungen durchweg abgeneigt und würden sich nur im Falle der Not zu solchen entschließen. Der Fall der Not ist aber eben der Fall der Verteidigung. Der Widerspruch löst sich dadurch, daß, wenn ein Staat heute ohne Rüstungen dastände, sich dieser Fall der Not sehr bald herausstellen würde, auch ohne daß der gerüstete Gegner einen reinen Eroberungskrieg unternähme." — Dann Seite 219: „Man kann also ruhig an den defensiven Charakter der modernen Rüstungen glauben, wenn man darunter versteht, daß nirgends die Absicht auf kriegerische Eroberung hinter ihnen lauert. Die modernen Staaten bedürfen ihrer, um bei der Konkurrenz des Nebeneinander der Stimme ihrer Unterhändler Gewicht zu verleihen, um auf ein mögliches Gegeneinander, das sie, solange die Konstellation des Nebeneinander dauert, vermeiden wollen, vorbereitet

zu sein. Daher ist unser Zeitalter das der größten Kriegsrüstungen und des längsten Friedens." — Weiter Seite 221: „Daraus ergibt sich für den politischen Gesamtcharakter der Zeit folgendes: Kriege zwischen Großmächten werden nicht mehr um der durch sie zu erringenden Vorteile willen begonnen, sondern nur mehr aus Not. Der Fall der Not tritt für eine Großmacht nur mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit ein, da kein Gegner da ist, der ein Interesse daran hat, diesen Fall der Not herbeizuführen. Es ist für die modernen Konflikte zwischen Großmächten durchaus typisch, daß keiner der beiden streitenden Teile ein Interesse an einer kriegerischen Lösung hat." — Endlich Seite 222 und 223: „Ebenso wie die Rüstungen der Großmächte mit defensiven Rücksichten begründet werden, behaupten auch alle bestehenden Bündnisse, rein defensiven Zwecken zu dienen. Auch diese Behauptung ist nicht Heuchelei. In den Augen des französischen Nationalismus ist die Allianz mit Rußland zwar ein Mittel der Rückeroberung Elsaß-Lothringens, aber bisher hat sich Rußland nicht nur in Worten gegen jede derartige Interpretation gewehrt, und tatsächlich ist das Bündnis in der Zeit seines Bestehens niemals für die elsaß-lothringische Frage eingesetzt worden. Die Bündnisse mögen dazu dienen und verwendet werden, einen Gegner diplomatisch lahmzulegen und zu besiegen, Eroberungsabsichten aber liegen ihnen nicht zugrunde. Sie dienen, wie die Rüstungen, weniger zu Kriegen, die geführt werden sollen, als zu den Kriegen, die in den Köpfen der unterhandelnden Staatsmänner gedacht werden und deren kalkulierte Chancen das Maß der zu verlangenden oder zu gewährenden Nachgiebigkeit in allen Streitfragen bestimmen." Man weiß jetzt hoffentlich genug über die absonderliche politische Begabung jenes „Klub der Harmlosen", der vor dem Kriege auf unsere öffentliche Meinung und auf unsere Regierung so großen Einfluß hatte und anscheinend auch jetzt noch hat. — Frhr. v. B.

Deutsch oder Deutschreichisch? Wenn wir auch den Unfug, der gegenwärtig mit Worten und Schlagworten getrieben wird, verwerfen, so müssen wir doch erkennen, wieviel Unheil einerseits ein Schlagwort durch Unklarheit und bewußte Verschleierung anrichten kann und wie andererseits das Fehlen einer deutlichen Bezeichnung oder Unterscheidung ebenfalls Unklarheit und infolgedessen Irrtum begünstigen kann. So ist es mit der Bezeichnung „Deutsch". Sie kann nach dem bisherigen Sprachgebrauch leider in verschiedenem Sinne gebraucht werden und wird deshalb auch mißbraucht. Man spricht von „Deutschen" und meint damit manchmal die Leute deutschen Stammes — mögen sie nun im Deutschen Reiche oder in Österreich, in der Schweiz oder sonstwo leben —, man nennt „Deutsche" aber auch alle Staatsangehörigen des Deutschen Reiches — mögen sie deutschen oder fremden Stammes sein. Durch diese Zweideutigkeit des Wortes Deutsch werden gewollte und ungewollte Unklarheiten begünstigt und ihr ist es zum Teil zuzuschreiben, daß die meisten Deutschen — und auch die meisten Fremden — sich über den Unterschied zwischen Deutschstämmigen und Fremdstämmigen nicht recht klar werden, geschweige denn, daß sie sich seiner bei der Beurteilung von Personen, Einrichtungen und Vorgängen erinnern. Hat nicht z. B. der gewöhnliche Zeitungsleser bei Bezeichnungen wie „Deutsches Haus", „Deutsches Kaufhaus", „Deutsche Bank", „Deutscher Bund für . . .", „Deutscher Dichter", „Deutscher Student", „Deutscher Offizier" die unbewußte Vorstellung, daß es sich dabei um deutschnationale oder deutschvölkische Einrichtungen und deutschstämmige Personen handelt? Trifft das aber immer zu? Nein! Die Bezeichnung „Deutscher Pole" z. B. wird auf beiden Seiten als widersinnig empfunden. Auch im Auslande bringt uns die Zweideutigkeit des Wortes Deutsch unberechenbaren Schaden, weil jeder Fehler eines Staatsbürgers des Deutschen Reiches dem deutschen Volkscharakter angerechnet wird. Sie bringt es auch mit sich, daß die Deutschen in Österreich und anderen Ländern gelegentlich unabsichtlich beleidigt werden — z. B. wenn Urteile über die Deutschen so ausgesprochen und aufgefaßt werden, als ob sie nur für die im Deutschen Reiche gelten (gegenwärtig etwa Urteile über die Leistungen im Weltkriege). Zum mindesten wir Deutschvölkischen haben

allen Grund, hier Klarheit zu schaffen. Warum sprechen wir nicht in allgemein staatlicher Hinsicht von „Deutschreichern" und nur in besonderer, völkischer Hinsicht von „Deutschen" oder „Reichsdeutschen" und „Auslanddeutschen" — ebenso wie wir zwischen den Österreichern, als den Staatsbürgern Österreichs, und den Deutschen Österreichs unterscheiden? Wir müßten uns daran gewöhnen, da, wo es geht, stets und überall scharf zu unterscheiden und zu bezeichnen: hie „deutsch" — hie „deutschreichisch", damit wir den Antigermanen (auch ein klärendes, brauchbares Wort!) die Möglichkeit nehmen, gar zu bequem und erfolgreich Verwirrung und Verdummung zu stiften. — Liuthari.

Christentum und Hellenismus. Im Januarheft der Preußischen Jahrbücher befindet sich ein Aufsatz von Prof. Dr. G. Hoennicke, Breslau, „Katholische Kirche und Judentum", dessen Tendenz nicht ganz klar ist, der aber der in ihm aufgestellten Parallele wegen Beachtung erheischt und weitere Anregungen nahelegt. Zunächst erinnert Hoennicke daran, daß schon Chr. Ferd. Baur (Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte, 1853) die katholische Kirche als Weiterentwicklung eines im Wesen jüdisch alterierten Christentums angesehen habe. Hoennicke fußt also auf Baur. J. Ritschl dagegen (Die Entstehung der altkatholischen Kirche, 1857) betrachtete das Heidenchristentum als Ursprung des Katholizismus und die katholische Kirche als Sieg des Heidenchristentums über das Judenchristentum. Dann würde man also das Aufkommen des Katholizismus als ein Aufbäumen arischen Geistes gegenüber dem Judentum ansehen dürfen. Damit stimmt es, wenn Adolf Harnack (Lehrbuch der Dogmengeschichte 1886—90) die Entstehung der katholischen Kirche aus der Einwirkung des Hellenismus auf die Anschauungen des Urchristentums erklärt. Denn der Hellenismus ist arischer Geist in höchster Potenz und dem jüdischen Geist durchaus entgegengesetzt. Daß daneben auch Einflüsse von jüdischer Seite im Katholizismus sich geltend gemacht haben und zum Teil heute noch nachweisbar sind, mag zugegeben werden, aber Hoennicke verfällt unseres Erachtens in den Fehler, daß er, da er nun einmal eben hierüber, Einflüsse des Judentums auf die katholische Kirche, schreiben wollte, des gedanklichen Wohllautes wegen und gleichsam geistig spielend einmal völlig nebensächliche Dinge in den Vordergrund zieht und andererseits unerweisliche und schwer nachweisliche Dinge als Stützpfeiler seines Lieblingsgedanken verwendet, wobei er noch dazu die Antwort schuldig bleibt, ob und wie der Katholizismus sich von diesen jüdischen Resten oder Resten des Judenchristentums reinigen könne[1]). Gerade diese Frage aber ist wichtig, da im heutigen Katholizismus, wenn wir recht sehen, unverkennbar eine Neigung besteht vom Judentum ganz und gar los zu kommen. Wenn Hoennicke gar beim Osterfest im Gegensatz zu heidnisch-germanischen Gebräuchen ursprünglich den jüdischen Charakter festgestellt haben will und gar die mittelalterliche Sitte der Birken-Maien des Pfingstfestes auf die Erstlingsgaben der nach Jerusalem pilgernden Juden zurückgeführt sehen will, so ist das wirklich beinahe geschmacklos. Schließlich muß er aber auch selbst zugeben: „Seit dem Wirken des Apostels Paulus wurde der Schwerpunkt der Entwicklung des Christentums auf griechischen Boden verlegt. Schon Schriften wie der Hebräerbrief und das Johannesevangelium zeigen, welche Macht der Hellenismus in der christlichen Bewegung gewann. Die Schätzung des Dogmas, die allmählich aufkommende, mystisch gefärbte spekulative Richtung innerhalb der kirchlichen Theologie geht auf den Einfluß des Hellenismus zurück. Und das kräftige Einströmen des Hellenismus in die christliche Kirche macht es verständlich, daß plötzlich die enthusiastische Hoffnung nachließ, daß die Christen einen festen Besitz an religiösen Vorschriften gewannen." Aber er fügt sofort hinzu: „Gleichwohl ist das Judentum in erster Linie unter den Faktoren zu nennen, welche es zur Entstehung der katholischen Kirche kommen ließen." Wir sind, wie gesagt, der Meinung, daß Hoennicke diese Einflüsse des Judentums zum mindesten überschätzt, geben

[1]) Zweifellos haben einige Päpste ganz bewußt den Katholizismus von jüdischen Schlacken zu reinigen versucht, so z. B. Papst Alexander III.

ihm aber recht, wenn er dann fortfährt: „Es ist der jüdischen Religion charakteristisch, daß auf das Recht" (besser: Rechtsformen) „Wert gelegt und die Überlieferung betont wird. In Recht und Überlieferung hat die jüdische Religion ihre Kraft. Das wurde zur Zeit der altkatholischen Kirche im Christentum auch so." Neben der oben aufgeworfenen Frage, ob und inwieweit der Katholizismus weiter der Tendenz, sich vom Judentum zum Hellenismus zu entwickeln, folgen könne, liegt aber nun eine andere Frage nahe. Wie steht es mit dem Protestantismus in dieser Richtung? Zweifellos hat die lutherische Reformation das Christentum eben in der Richtung des Hellenismus und einer Vergeistigung und Idealisierung aus germanisch-arischem Geiste weiterentwickelt und es von der gerade damals drohenden Materialisierung befreit. Uns scheint, als ob in eben dieser Richtung in den letzten Jahren auch der Katholizismus sich weiterentwickle — daher auch die schon oben erwähnte Gegensätzlichkeit zum Judentum. Und sicherlich besteht die Aufgabe des Christentums, unbeschadet ob Protestantismus oder Katholizismus, darin, immer weiter sich zu entmaterialisieren, zu idealisieren, zu hellenisieren, anders ausgedrückt mit arischem Geiste sich zu erfüllen. — Dr. Heinrich Pudor.

Über „Lord Northcliffe" bringt der „Hammer" (Leipzig, Königstr. 27) in Nr. 317 nachstehende sehr beachtenswerte Mitteilungen: Der große Zeitungs-Gewaltige Englands, von dem im Parlament behauptet wurde, daß die englische Regierung nur ein Werkzeug in seiner Hand sei und der andrerseits als der eigentliche Brandstifter des heutigen Weltkrieges bekannt ist, „Lord Northcliffe", geborener Stern aus Frankfurt a. M., findet auch jenseits des großen Wassers eine immer strengere Verurteilung. In der Newyorker Staats-Ztg. vom 11. Juli meint Aubrey Stanhope, das Schimpfen sei von jeher ein Merkmal des Briten gewesen; der Krieg dauere aber nun zu lange, um das ewige Beschimpfen des Feindes nach Erschöpfung aller Schmähworte selbst für die englischen Leser nicht langweilig werden zu lassen . . . . „ . . . Schimpf ohne Beweis ist wie eine stumpfe Waffe, die keine Stoßkraft besitzt, ein fades Gericht, an dem das britische Publikum seit einiger Zeit allen Geschmack verloren hat. Zu dieser Erkenntnis ist auch Lord Northcliffe gelangt, dessen Blätter in letzter Zeit infolge allzu gröblicher Beschimpfung des Feindes beträchtliche Einbußen erlitten haben. Er berief seine bekanntesten Mitarbeiter zu einer Beratung zusammen, in der beschlossen wurde, mit dem Geschimpfe auf Deutschland aufzuhören, da es sich nicht mehr bezahle, und anstatt dessen die englischen Behörden anzugreifen. Northcliffe ist Haupteigentümer der Times, Daily Mail und Evening News; die Daily Mail hat außer ihrer Londoner Ausgabe auch eine solche in Manchester, so daß Northcliffe gleichzeitig die nördlichen und die südlichen Bezirke Englands mit dieser Zeitung überschwemmen kann. So begann der neue Feldzug. Wie jedermann weiß, der die Umtriebe der Daily Mail in den letzten Jahren verfolgt hat, hat Northcliffe seine weitverbreitete und einflußreiche Presse dazu benützt, in England Übelwollen gegen Deutschland hervorzurufen, Feindschaft zwischen England und Deutschland herauf zu beschwören. Er sandte einen macchiavellistisch angehauchten Korrespondenten nach Berlin, der wegen seiner Vorliebe für „Sensationen" ebenso bekannt war, wie wegen seiner Skrupellosigkeit. Dieser Korrespondent wurde instruiert, Mißhelligkeiten zu erzeugen und durch seine Telegramme den Glauben zu erwecken, daß Deutschland sich auf den Krieg mit England vorbereite, ja daß Deutschland nur von dem einen Gedanken beherrscht werde, die ganze Welt nieder zu ringen und Großbritannien zu zerschmettern. Dieser „Gesandte" Northcliffe's, ein Amerikaner, gab sich der ihm vorgeschriebenen Arbeit mit solcher Begeisterung hin, daß der Eigentümer der Daily Mail geradezu entzückt war. Northcliffe selbst erhielt durch den (damaligen Minister-Präsidenten) Balfour die Peerswürde — durch denselben Balfour, über den er jetzt in solch wegwerfender Weise schreiben läßt. Der Krieg brach aus, und man darf sagen, daß Lord Northcliffe und Sir Arthur Nicolson, der ständige Unter-Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, ein überaus einflußreicher Mann, in England mehr als alle anderen getan haben, um diesen Krieg herbeizuführen. Sir Arthur hat

einige Jahre zuvor als Botschafter in Petersburg alles Nötige mit Rußland abgemacht. Er war es, der den italienischen Delegierten in Algeciras veranlaßte, gegen Deutschland zu stimmen. Als der Krieg da war, war der Tag des großen Triumphs für Northcliffe gekommen. Er veröffentlichte eine Broschüre, in der er durch Belegstellen nachwies, wie die Daily Mail genau gewußt habe, daß der Krieg kommen würde. — Jetzt hat Northcliffe, wie gesagt, einen neuen Feldzug eröffnet. Er sieht, daß der Krieg schief geht, und so greift er den Kriegs-Minister und auch die anderen Minister an. An der Spitze der Leitartikel-Seite steht in großen Buchstaben: „Die Daily Mail, die einzige Zeitung, die den Krieg vorhergesehen hat." Und dann zieht er in den Leitartikeln über die Minister los, weil der Kriegsausbruch sie gänzlich unvorbereitet getroffen habe. Durch dieses und durch alle erdenklichen anderen Mittel, durch ungefähr dieselben Methoden und dieselben Leute, durch die er das kriegerische Fieber gegen Deutschland erzeugt hatte, ist er jetzt bemüht, alle gegen alle in England aufzuhetzen. Der Sturz des Kabinetts Asquith ist direkt auf Northcliffe zurückzuführen. Das wird von allen Zeitungen zugegeben. Er hat die Regierung gestürzt, das Land in ein Chaos geworfen, allerorten Mißtrauen und Feindschaft gesät, Zwietracht oder Haß im ganzen Lande in einem Maße verbreitet, wie man es in England früher nie gekannt hat, und die Blöße Englands in einer Weise enthüllt, die, milde gesagt, überraschend wirkt. Es zeigt sich der Welt ein in und gegen sich selbst geteiltes Land, eine Jugend, in der jedes patriotische Empfinden tot zu sein scheint, eine Arbeiterschaft, die sich den Teufel darum schert, ob durch ihre Streiks die Kriegführung geschädigt wird oder nicht. Northcliffe sagt dem großbritannischen Volk offen, daß Lord Kitchener, der die Geschicke der britischen Armee leitet, ein unfähiger Mann und des in ihn gesetzten Vertrauens nicht würdig sei. Ob seine Anwürfe gerecht sind oder nicht — durch ihn ist eine wahre Sturzflut von Erbitterung über das Land hereingebrochen, er hat die Schleusen des Mißtrauens und der Unzufriedenheit weit geöffnet. Die Daily News greifen Northcliffe offen an und brandmarken ihn als einen Landesverräter. In milderer Form tun dies auch Daily Telegraph und Daily Chronicle. So war Lord Northcliffe früher der Erste, der einen hervorragenden Anteil an dem Ausbruch dieses für England unheilvollen Krieges hatte; so ist er jetzt dabei, in seinem eigenen Lande gewissermaßen einen Bürgerkrieg, einen Krieg der Meinungen, der Uneinigkeit und des Mißtrauens heraufzubeschwören. — Noch deutlicher äußert sich der englische Publizist Gardiner, Eigentümer der liberalen „Daily News and Leader" in der amerikanischen Wochenschrift „The Vital Issue". Er schreibt: „Es ist nicht der Sturz der Regierung, den ich als den schwersten Schlag anführe, den unser Land während des Krieges erlitten hat. Es ist die Art, wie sie fiel. Denn was ist in letzter Linie die Wahrheit über das Unglück? Es ist nicht die Folge eines Zwistes zwischen Lord Fisher und Herrn Churchill; es ist nicht durch Lord Kitcheners Fehler verursacht. Letzten Endes ist Schuld daran die Tatsache, daß inmitten des gewaltigen Kampfes in der Geschichte der Nation die Fragen über Leben und Tod der Sport eines Sensations-Journalisten sind. Das ist die einfache tatsächliche Sachlage, an der niemand, der mit den Ereignissen vertraut ist, zweifelt. Das ernsteste Problem des Augenblicks ist nicht, wer die neue Regierung bilden soll, sondern was die Regierung mit Lord Northcliffe machen will. Denn soviel steht fest: entweder dieser wahnwitzige „office boy" muß unschädlich gemacht werden, oder keine Regierung kann leben. Sie muß ihre Autorität dem Mob überlassen, auf den sich Northcliffe in den Spalten der „Times", „Daily Mail" und „Evening News" stürzt, und sie wird durch den Mob umgebracht werden. Wir haben in der Tat zwischen verantwortlicher Regierung oder Diktatur zu wählen. Nun läßt sich ja manches für eine Diktatur sagen, aber nichts für eine anonyme Diktatur, die lediglich auf dem Manöver beruht, die Zeitungen zu erwerben und sie zu benützen, um die öffentliche Meinung zu vergiften. Ein Diktator muß offen hervortreten. Er wird gesehen und bekannt, und er steht oder fällt je nach seinen eigenen sichtbaren Taten und Zielen. Ein anonymer Diktator aber, der sich hinter seinen Zeitungen versteckt, kann den Meuchelmörder spielen, ohne je

von der Öffentlichkeit gesehen, ohne aufgefordert zu werden, seine Beweggründe klar zu legen, ohne je die Strafe öffentlicher Brandmarkung zu erleiden. Sehen wir, was diese Macht in den Händen eines skrupellosen Abenteurers wie Lord Northcliffe bedeutet, und in erster Linie erinnern wir uns, wer Lord Northcliffe ist. Er hat mit der seichtesten Form des Journalismus, die sich in „Answers" und „Comic Cuts" und einer Menge ähnlicher Blätter verkörpert, ein Vermögen gemacht. Und diese Blätter geben den Maßstab für seinen Geist. Er hat sich zum Herrn der „Times" gemacht, er behält aber den Gesichtskreis der „Answers" und „Comic Cuts", und seine ganze Karriere ist ein Rekord gemeiner Sensation gewesen, bar nicht nur jeden moralischen Zieles, sondern auch jeden vernünftigen Sinnes außer der Ausübung der Macht." Angesichts solcher Tatsachen kann selbst die Frankfurter Ztg. nicht umhin, diesen Artikel gegen ihren ehemaligen Landsmann unter der Überschrift „Der Todfeind seines Landes" wieder zu geben. — Der „Hammer" schließt seine Mitteilungen mit folgenden Worten: „Diese Vorkommnisse sind darum von großer allgemeiner Bedeutung, weil sie zeigen, zu welchem verbrecherischen Werkzeug die öffentliche Presse werden kann, wenn sie in die Hände ehrloser Geschöpfe gerät. Die Sorge um die Neugestaltung des Presseweseus bleibt eine der wichtigsten Aufgaben für die nationale und sittliche Wohlfahrt der Völker."

Land und Leute auf der Hochebene von Lafraun-Vielgereut. Wer mit der neuen Suganertalbahn von Trient gen Venedig fuhr, dessen Auge wurde auf der Höhe des Sees von Caldonazza gefesselt durch den schön bewaldeten Steilabsturz einer hohen Gebirgswand. Dieser Steilabsturz ist ein Teil der Hochebene von Lafraun-Vielgereut, die unter der welschen Bezeichnung als Plateau von Lavarone-Folgaria in den Berichten über die österreichisch-italienischen Kämpfe jetzt eine so große Rolle spielt. Ein Kenner dieses in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Gebirgslandes, Professor Dr. Reihlen, entwirft in dem neuen Hefte der „Grenzboten" eine anschauliche Schilderung davon. Die österreichische Generalstabskarte bezeichnet den erwähnten Steilabsturz als „Hochleiten", ein Name, den die Einheimischen der ganzen Hochfläche geben, auf der die beiden Großgemeinden Lafraun und Vielgereut mit ihren vielen Teilgemeinden liegen. Der ganze westliche Teil dieses Gebirges besteht aus Kalk- und Kreideschichten, die die Eigenart und die hohe Schönheit der Landschaft begründen. Diese ist gekennzeichnet durch kühne, zum Teil abenteuerlich geformte Gipfel, die bis zu 2500 Metern emporragen, und durch tiefeingeschnittene, schauerlich schöne Talschluchten, zwischen denen da und dort eine Hochfläche stehen geblieben ist, die groß genug ist, ein Dorf zu tragen. Eine Menge kleiner Pässe geben Veranlassung und günstige Gelegenheit zur Errichtung kleiner Sperrfesten, die möglichst gedeckt und dabei möglichst beherrschend angelegt worden sind. Die erwähnten Hochflächen sind ganz unregelmäßig gestaltet und hängen nur durch ganz schmale Landzungen miteinander zusammen, an deren Durchnagung die schäumenden Wildwasser weiterarbeiten. Ein solches Gebilde sind die zwei bei Rechental (Carbonari) zusammenhängenden Hochflächen von Lafraun und Vielgereut. Die ganze fischförmige Hochfläche von Vielgereut hat eine Länge von höchstens 16 Kilometer und eine durchschnittliche Breite von 5 bis 6 Kilometer, die von Lafraun ist eher noch kleiner. Man stelle sich also den dortigen Kriegsschauplatz nicht zu groß vor! Von der Vielgereuter Hochfläche gehört übrigens ein kleiner Teil zu Italien. Ihrem östlichen Rande sind einige Hügel aufgesetzt, welche die hier fast genau nordsüdlich verlaufende Wasserscheide zwischen Etsch und Po und zugleich die Staatsgrenze bilden. Sie überhöhen die durchschnittlich 1200 Meter über dem Meere liegenden Dörfer um 600 Meter, haben aber weder von Italien noch von Österreich her einen fahrbaren Zugang. Die Hochleite ist deutsches Siedlungsgebiet aus der Hohenstaufenzeit und war bis vor nicht allzu langer Zeit deutsches Sprachgebiet. Doch ist jetzt die bodenständige alte Mundart stark zurückgegangen. Die allgemeine Sprache ist sie nur noch auf der linken Seite des Fersentales, und als Hausprache wird sie — merkwürdigerweise — noch in einem Teile der „sieben Konnaue" gesprochen, obgleich diese seit 1866 zu Italien gehören. Im

Suganertal ist sie erloschen. Wohl versteht man in diesen Gegenden auch heute noch überall Deutsch, aber bei der eingesessenen Bevölkerung ist dieses Deutsch nicht mehr die Muttersprache, sondern es ist entweder beim Militär oder im Dienste in den Luftkur- und Badeorten als die andere Landes- und Verkehrssprache oder bei der Arbeit im Ausland geradezu als Fremdsprache gelernt worden. Als Muttersprache hat sich das Deutsche auf der Hochleite nur in dem wirklich treudeutschen Lusern erhalten können. Als im Jahre 1896 aus der Gemeinde St. Sebastian die Bitte an den deutschen Schulverein erging, eine Schulvereinsschule zu gründen, wurde dieser Plan vereitelt; der Schulbau wurde statt dessen in Vielgereut selbst und in größerem Maßstabe ausgeführt. Die Großgemeinde Vielgereut hat ähnlich wie die berühmten „sieben Gemeinden" vom frühen Mittelalter bis in die Zeiten Napoleons eine Art Bauernfreistaat gebildet, der ein Gebiet von etwa einer Quadratmeile umfaßte. Kommt man von Caldonazzo nach etwa zwei Stunden bequemen Gehens auf die Höhe, so sieht man auf deren leicht gewellter Fläche Äcker und Matten, die von kleinen Wäldchen unterbrochen sind, und eine ziemliche Anzahl regellos verstreuter Einzelhöfe. Daß man hier so nahe an der Grenze Italiens steht, muß man sich erst künstlich in Erinnerung bringen; denn nicht bloß Feld und Wald, sondern auch die zerstreute Lage und Bauart der Niederlassungen ist alles, bloß nicht italienisch. Jeden Deutschen wird die Gegend an irgendeine Mittelgebirgslandschaft erinnern. Der erste der Höfe auf der Hochleite, an dem man vorbei kommt, weist über der Tür in großen Buchstaben den Namen „Elbele" auf, vielleicht die Verkleinerungsform des in Schwaben wohlbekannten Namens Elben. Andere Höfe heißen Gaspari, Bertholdi, Wirti, und auch die Vorfahren der Hofbauern, „Perenspruneri" und „Slagenaufi" deuten auf biedere Bärensbrunner und Schlagenaufe. So gewiß es ist, daß die deutsche Bevölkerung und die deutsche Sprache jahrhundertelang auf der Hochleite mindestens vorherrschend waren, eben so sicher ist, daß wir es jetzt nicht bloß mit sprachlicher Verwelschung, sondern auch mit einem starken Einschlage nichtdeutscher Bevölkerung zu tun haben. Die Bevölkerung wird unmittelbar vor dem Kriege 5- bis 6000 Seelen betragen haben, und da die deutsche Bevölkerung von Tirol sich im ganzen auf etwa 500 000 Seelen beläuft, so würde eine Rückverdeutschung des alten Siedelungsgebietes einem zahlenmäßigen Gewinn gleichkommen, wie ihn für das Deutsche Reich die Rückeroberung des Elsasses bedeutete. — (Deutsche Tageszig.)

Die Nachkommen der Verbrecher. Es ist bekannt, daß die australischen Soldaten in Ägypten wegen ihrer Zuchtlosigkeit für den Felddienst nur sehr wenig brauchbar sind und daß besonders in der ersten Zeit nach ihrem Eintreffen in Ägypten in den dortigen Städten Plünderungen und Ausschreitungen aller Art an der Tagesordnung waren. Auf englischer Seite hat man nun die Zusammensetzung der einzelnen australischen Kontingente einer genaueren Prüfung unterzogen und dabei die Entdeckung gemacht, daß ein großer Teil der australischen Truppen aus Abkömmlingen von Verbrechern besteht, die einst aus dem Mutterlande in die Kolonien verbracht worden waren. Wie dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant", dem wir diese Nachricht entnehmen, von einem Berichterstatter aus Kairo geschrieben wird, ist die ohnehin geringe Sympathie der englischen Militärbehörden für die Australier durch diese Feststellung noch weiter gesunken. So sehr man auch die Tüchtigkeit der kräftigen und geschmeidigen jungen Menschen zu schätzen weiß, wenn sie vor dem Feinde „in Stimmung sind", so hat man in England doch keine rechte Neigung mehr, sie mit englischen Truppen zugleich ins Feuer zu schicken. Die Absicht der leitenden Kreise geht vielmehr dahin, ihnen nichts in den Weg zu legen, wenn sie erklären sollten, des Kriegsdienstes müde zu sein und nach Haus zurückkehren zu wollen. (Deutsche Tageszeitung.)

Ein neuer Fund eines fossilen menschlichen Skelettes. Im Jahre 1914 ist Cook und Keith auf englischem Boden der Fund eines neuen fossilen Menschenskelettes gelungen, der nach dem Berichte der genannten beiden Forscher in der Zeitschrift der Anthropologischen Gesellschaft zu London in mehrfacher Hinsicht Beachtung verdient. Der Fundort

war Halling in Kent, und schon diese Tatsache ist interessant, da Halling am Westufer des Medway unweit seiner Einmündung in die Themse und daher in der Nähe von Tilbury und Galley Hill liegt, die wichtige, wenn auch noch umstrittene menschliche Reste geliefert haben. Der Medway hat sich hier tief in das Kalkplateau eingeschnitten. Die ihn begleitenden Terrassen bestehen aus mehreren aufeinanderfolgenden Lagen einer tonigen bräunlichen Erde und aus Sanden. In der fünften Schicht unterhalb der heutigen oberflächlichen Humusschicht lag das menschliche Skelett in einer Tiefe von 1,75 bis 1,90 Zentimeter, etwas höher und seitlich davon wurde ein vorgeschichtlicher Feuerherd festgestellt. Die Schichten oberhalb des Skelettes sind nach Cooks Ansicht durchaus ungestört, das Niveau der fünften dürfte die alte Bodenfläche darstellen, unter welche das betreffende Individuum begraben wurde. Eine sichere Altersbestimmung dieser Schicht ist einstweilen leider unmöglich; tierische Knochen fehlen und diejenigen der höheren Lagen gestatten keine eindeutige Bestimmung. Die Silex-Werkzeuge und Splitter, welche die fünfte Schicht enthält, haben am meisten Ähnlichkeit mit Typen aus dem Aurignacien. Der Fund würde demnach der frühen Nacheiszeit, dem Pleistocän, angehören. Nach einer Beschreibung in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (Verlag von Gustav Fischer in Jena) ist das gefundene Skelett das eines erwachsenen Mannes, dessen Schädelnähte noch nicht obliteriert, dessen Zähne aber stark abgekaut sind. Aus der Schenkellänge läßt sich eine Körpergröße von 1,63 Metern berechnen. Der Schädel war stark zerdrückt, konnte aber soweit zusammengesetzt werden, daß nur an einzelnen Stellen größere Mängel geblieben sind. Der Gesichtsschädel fehlt allerdings fast ganz, nur der Unterkiefer ist noch ziemlich gut erhalten. Die Schädelkapazität ist auf 1510 ccm berechnet worden, ein besonders im Verhältnis zu der geringen Körpergröße beträchtlicher Wert, der sich aber zum Teil aus der geringen Dicke der Schädelwand erklärt. Die allgemeine Form des Schädels gleicht demjenigen Typus, den die englischen Forscher den „Riverbed-Typus" zu nennen pflegen; die Stirnpartie und der Bau des Unterkiefers zeigen keine Abweichungen von dem Verhaltenen beim späteren Engländer. Die erhaltenen Teile des Skelettes weisen auf eine kräftige, gedrungene Körpergestalt hin, und im ganzen läßt der Fund anscheinend den Schluß zu, daß schon verhältnismäßig früh in Südengland ein Typus aufgetreten sein muß, der in der neolithischen Zeit weit verbreitet war und auch heut noch unter der Arbeiterbevölkerung Englands häufig ist.

Bücherbesprechungen.

Schiffmann, Dr. Konrad, erklärt in einem Duodezheftchen „die Stationsnamen der Staatsbahnlinien in Oberösterreich". (M. Islings Kommissionsverlag in Linz an der Donau 1915.)

Es ist ein verdienstliches, in anderen deutschen Siedlungsgebieten nachahmenswertes Unternehmen, dem sich der Leiter der k. k. öffentlichen Linzer Bücherei unterzogen hat. Was das winzige Heftchen für die Volkskunde wertvoll macht, ist des Verfassers grundsätzliches Zurückgehen auf die früheste, urkundlich erreichbare Namensform. In der Tat ist dies der einzige Weg, Licht über Namensursprünge zu verbreiten, wenn die gegenwärtige Abgeschliffenheit alter Ortsnamen zu Irredeutungen verleitet oder überhaupt jedes Erklärungsversuches spottet. Mit Recht macht der Verfasser in seinen nur allzu knappen „Vorbemerkungen" auf die große Zahl der Namensendungen auf „ing" besonders aufmerksam. Es ist dies die bajowarisch verkürzte Form der Sippenzugehörigkeiten bezeichnenden gemeingermanischen Namensendung: „ingen" bezw. „inge". Wie Ludwig Wilser in seinem vielfach bahnbrechenden Germanenbuche — dem wir hier folgen — hervorhebt, hatten die Völkerschaften des Herminonenstammes, Schwaben und Bayern, sowie die ihnen nahestehenden Sachsen eine „unbestreitbare Vorliebe" für diese Art der

Ortsnamenbildung, während die Franken mehr mit ham- heim zusammensetzten, obwohl die erstere Endung in Sippennamen (Merowinger- Merwig- inge) auch bei ihnen vorkommt. In den namenskundlichen Vorbemerkungen Schiffmanns hätten wir gerne den deutlicheren Hinweis gefunden, wie gerade das zahlreiche und dichte Vorkommen der ing-Namen auf urbajowarische Besiedelung im unmittelbaren Anschlusse an die letzten Verschiebungen der sogenannten Völkerwanderung zweifellos hinweist. Diese bayrische Urbesiedelung erfolgte weiters offenbar nicht von Böhmen aus, wie der Verfasser irregeleitet durch die doch wohl überwundene Anschauung von der Markomannen-Bojohemum-Herkunft der Bayern noch immer meint, sondern zweifellos von West nach Ost, vom Inn zur Enns gehend, wie der ununterbrochene Zug der ing-Namen diesseits und jenseits des Inn doch wohl deutlich genug erhellt. Schon die Tatsache, daß die deutschen Ortsnamen in Böhmen fast durchwegs nicht altertümlich sind und daher auch die auf alte Besiedelung hinweisenden ing-Namen beinahe vollständig fehlen, wie ebenfalls Wilser hervorhob, weist darauf hin, daß die Einwanderung der Urbayern nicht von Böhmen aus über Österreich, sondern von Nord- nach Südbayern und Donau abwärts erfolgt ist. — Richtig bemerkt übrigens der Verfasser, daß nach der ersten bayrischen Besiedelung die Namengebungen mit „ing" auch in Oberösterreich aufhörten und dafür „Dorf, Feld, Hof, Haus, Heim", ebenfalls in Verbindung mit altdeutschen Personennamen hervortraten. — Als die Vorfahren der Bayern im Anfange des sechsten Jahrhunderts als Heiden aus dem Norden kommend zuerst in das Land zwischen dem Böhmerwald und dem fränkischen Jura einrückten, wo wir mit Wilser den Namen Bayreuth als Zeugen ihrer ersten Ansiedelung und Waldrodung anrufen können, — da war Böhmen schon seit dem Ende des dritten Jahrhunderts von Slawen und Wenden, den Beovinidae des chron. Gothan, bewohnt. Wären die Bayern die Nachkommen der in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangenen Markomannen, — ihre letzten Reste nahm der Langobardenkönig Albwin auf seinem Auszuge nach Italien mit (Paul. Diac. II, 26), — so müßten sie aus Ungarn, wo die Markomannen im vierten und fünften Jahrhundert saßen, donauaufwärts nach Norikum gekommen sein und zwar als Christen, denn die germanischen Donauvölker waren damals alle schon Arianer. Tatsächlich aber erfolgte die Bekehrung der Bayern erst im siebenten Jahrhundert und zwar unmittelbar zur römischen Kirche durch fränkische Sendboten, besonders Hrodbertus. Das Land ob der Enns fanden die bayrischen Ansiedler als längst ausgemordete Heerstraße hunnischer Wanderschwärme vor, worauf wieder deutlich die enge Besiedelung mit ing-Orten hinweist, die nur in einem entvölkerten Lande möglich war. — Mag man sich im übrigen zu der wohl noch nach zwingenden Nachweisen verlangenden, aber gewiß schon in ihrer jetzigen Begründung sehr ansprechenden Anschauung von den Lugiern als Urbayern des Nordens verhalten wie man will — auf die in bayrischen und österreichischen Landen vorkommenden Familiennamen mit dem Stamme Lug wie Lugert, Luger, Lugmaier, Lugscheider und dergleichen hat Wilser m. W. noch gar nicht verwiesen, während Lueger, Lueck = Lugeck von luogen, schauen kommend, nichts damit zu tun hat; auch mit lügen haben natürlich beide Namensformen nichts gemein, denn wir möchten jenen Altdeutschen kennen, der seiner Sippe das Kainsmal der Lüge als Familiennamen aufprägen ließ; — mag man bei alledem die Lugierherkunft der Bayern als eine bis in das undurchdringliche Dunkel geschichtsloser Zustände zurückgreifende Hypothese auf sich beruhen lassen, so bekräftigen doch die oberösterreichischen Ortsnamen in jedem Falle nur die Lehre Wilsers, daß die Einwanderung der Urbayern nicht über Böhmen, sondern vom Inn her nach Österreich erfolgt ist, während die seit Zeuß herrschende genau so wie der Osturſprung der Arier als ein veraltetes Erbstück der Wissenschaft mitgeschleppte böhmische Markomannenherkunft der Bayern eben damit ihre neuerliche Entkräftung erfährt. Dr. Ad. Harpf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 20. 9. 15.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 8 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der endgültige Sieg.

Vom Herausgeber.

In militärischer wie wirtschaftlicher Hinsicht unterliegt es schon lange keinem Zweifel mehr, daß Deutschland mit seinen Verbündeten in diesem ungeheuren Völkerringen Sieger bleiben wird. Wenn jedoch dieser Sieg ein endgültiger, für absehbare Zeit andauernder sein soll, dann genügt es nicht, daß die materiellen Vorbedingungen des Sieges für uns und unsere Verbündeten erhalten und möglichst vermehrt werden. So wichtig die materiellen Mittel in diesem Kriege waren und in jedem künftigen Kriege sein werden, es ist doch hauptsächlich der Geist, der uns zum Siege geführt hat und der, falls er erhalten bleibt, den Sieg auch über den Frieden hinaus wird behaupten können. Wie in diesen Blättern wiederholt (besonders Augustheft 1915) dargelegt, ist es der heldische Geist der Gerechtigkeit, der Wahrheit, Kraft und Schönheit, der Ordnung, Zucht und Zuverlässigkeit, der Ehre, Liebe und Treue, der über den händlerischen und räuberischen Geist der Lüge und Unzucht, des tückischen Verrats und der hinterlistigen Ausbeutung gesiegt hat. Im heldischen Geiste müssen wir nicht nur weiter siegen und den Krieg zum Ende, zum Frieden führen, auch die Dinge nach dem Frieden gestalten, wenn nicht der ihm feindliche Geist zuletzt doch noch den Sieg davontragen soll.

Dieser Geist der Händler, Gauner und Gaukler bekämpft uns, wie im vorigen Hefte gezeigt, nicht nur von außen; auch innerhalb unserer

Grenzen hat er seine Vertreter, die unter allerlei verhüllenden Schleiern und verheuchelnden Masken ihre unheilvollen Zwecke dem heldischen Geiste zum Trotz zu erreichen suchen. Je näher wir durch die Siege unserer Heere dem Frieden kommen — und es scheint ja, daß der Friede nicht mehr weit entfernt ist — desto eifriger wird man außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen bestrebt sein, einen Frieden herbeizuführen, wie er den Händlern — nicht den Helden — angenehm und vorteilhaft ist. Versuche dazu sind ja schon längst von Amerika, Holland, der Schweiz aus gemacht und bei uns von einer gewissen Presse, vielleicht auch von gewissen einflußreichen Personen und Gruppen unter allerlei heuchlerischen Vorwänden unterstützt worden. Selbstverständlich hatten die an so verschiedenen Stellen zutage getretenen unterirdischen Umtriebe ihren Ursprung sämtlich in England; denn sie ließen stets durchblicken: wenn wir Belgien und Nordfrankreich herausgeben würden, könnten wir nicht nur unsere verloren gegangenen Kolonien wiederbekommen, sondern uns auch in Rußland oder sonstwo, z. B. in Afrika, schadlos halten. Und das kann wirklich aufrichtig gemeint gewesen sein. Zweifellos: wenn wir England den Brückenkopf nach dem Kontinente wieder überlassen und uns so der Möglichkeit begeben, der Staatskunst der Lügner und Heuchler die Faust unter das Kinn zu setzen, falls sie etwa wieder Lust hätte, uns die Kehle zuzuschnüren oder ihre weißen und farbigen Bulldoggen auf uns zu hetzen: — dann kann selbst das „perfide Albion" sich uns gegenüber scheinbar „edel, hilfreich und gut" erweisen.

Man sollte meinen, es gehörte nicht viel militär- und wirtschaftspolitisches Verständnis dazu, um die direkte oder indirekte Unterstützung eines feindlichen Friedensgesuches auf solcher Grundlage ganz einfach als Landesverrat zu erkennen und öffentlich entsprechend zu brandmarken. Aber in unserem noch immer, selbst in gebildeten Kreisen, so unpolitisch denkenden Deutschland ist eben so manches möglich, was unter politisch Denkenden undenkbar ist. Niemand weiß das natürlich besser als unser Hauptfeind, und darum dürfen wir leider noch nicht hoffen, daß er die vor dem Kriege so viel besprochenen „Verständigungsversuche" mit uns endlich als unerreichbar erkennen und einstellen wird. Im Gegenteil: je mehr er einsehen wird, daß wir auf dem Kontinente gegen seine Verbündeten Sieger bleiben und daß er selbst uns weder militärisch noch wirtschaftlich niederzwingen kann, desto eifriger wird er jene Versuche wiederholen. Wo die Kriegskunst versagt, da soll eben die „Friedenskunst", in der die englischen Diplomaten von jeher Meister waren, helfen.

Wie den Lesern der Zeitschrift bekannt sein wird, hatte ich schon im Novemberheft vorigen Jahres Befürchtungen dieser Art ausgesprochen. Ich hatte eben damals den vor dem Kriege ja auch innerhalb unserer Grenzen so viel gerühmten „nüchternen Wirklichkeitssinn" und das „scharfe Augenmaß für tatsächliche Machtverhältnisse" bei unserem Hauptfeinde und

eigentlichen Anstifter des Krieges weit überschätzt. Wäre beides wirklich so groß, wie man uns vor dem Kriege von gewisser Seite immer glauben machen wollte, dann hätten die englischen Diplomaten und Staatsmänner schon damals erkennen müssen, wo in jeder Hinsicht, abgesehen von der Zahl, die Machtüberlegenheit war. Zum Vorteil ihres Landes hätten sie darum erstreben müssen, diese Überlegenheit nicht noch größer und sichtbarer werden zu lassen. Sie hätten also schon damals den Frieden wenigstens für sich um halbwegs billigen Preis suchen müssen; denn man wird doch nicht glauben wollen, daß England rein aus Edelmut und erhabener Selbstverleugnung solange an der Seite seiner Verbündeten ausgeharrt hätte. Das widerspricht doch allen geschichtlichen Erfahrungen, und so bleibt eben nur die Annahme übrig, daß auch die Staatskunst der Händler, Gauner und Gaukler nicht immer den rechten Augenblick zum Abschluß bezw. zur Aufgabe ihrer Geschäfte zu erspähen vermag. Bisweilen schläft eben nicht nur der „gute Homer", selbst der eingefleischte Teufel scheint nicht immer über die den rein menschlichen Leidenschaften des Hasses, des Zornes, des Neides, des Größenwahns entquellenden Irrtümer des Verstandes erhaben zu sein.

Jetzt sind natürlich die Aussichten auf einen England und dem internationalen Händlertum halbwegs günstigen Friedensschluß viel schlechter. Das wird aber die Entente der Händler und Räuber nicht abhalten, dennoch ihr möglichstes in dieser Richtung zu versuchen. Und da man erkannt zu haben scheint, daß mit Schimpfen und erheuchelter Entrüstung selbst auf den noch immer auslandsüchtigen Teil der Deutschen kein Eindruck mehr zu machen ist, so legt man sich bereits — ganz wie ich vor einem Jahre voraussagte — auf die schmeichlerische Seite. Man läßt z. B. in einem neutralen Blatte schreiben: Deutschland müsse, „um sich und Europa zu retten", unbedingt mit England sich „verständigen". Dieser Wink mit dem Zaunpfahle wurde denn auch von den wahlverwandten Händlerseelen bei uns richtig verstanden und entsprechend beantwortet. Ein übelbeleumdetes Berliner Straßenblatt liberal-demokratischer Richtung schrieb sofort: Deutschland könnte nicht gleichzeitig gegen Osten und Westen gerüstet dastehen. Mit einer von beiden Seiten müßte es sich unbedingt verständigen, und da stehe ihm doch wohl das „liberale" England und Frankreich näher als das Knutenreich des Ostens.

Dieser Lockruf scheint, wie das ja bei einem Straßenblatte nicht anders sein kann, besonders an den „Mann auf der Straße" gerichtet zu sein. In der Tat muß er den „Mann auf der Straße", der die Chancen eines Weltkrieges nach den Erfahrungen einer Straßenbalgerei abwägt, ganz besonders anreizen. Natürlich wäre selbst dem gemeinen Manne bei einigermaßen gutem Willen leicht klar zu machen, daß wir auch nach Osten hin stärker dastünden, wenn wir Englands und Frankreichs strategische Stellung uns gegenüber dermaßen schwächten, daß ein neuer Einkreisungs-

versuch allzu gefährlich würde; aber diesen guten Willen hat man eben gar nicht. Die Träger des Händlergeistes suchen lieber nach Gründen, die für ihre zukünftigen Absichten und Aussichten annehmbarer sind. Sogar die „Sentimentalität", die wir angeblich „verlernt" haben, sucht man für die Zwecke des Händlergeistes wieder nutzbar zu machen. Man meint: Die Engländer und Franzosen seien „Menschen wie wir". Die Schranken der Nationalität fielen vor dem allgemein menschlichen Mitleid.

Derartige, auf mehr oder weniger Dumme und Harmlose berechnete Beschwatzungsversuche wären ganz vergeblich und sogar für ihre Urheber gefährlich, wenn nicht eben bei uns in Deutschland weite Kreise selbst der Gebildeten in politischer Hinsicht so naiv und vertrauensselig wären, wie ein sechzehnjähriges Mädchen den Listen des ersten Verführers gegenüber.

Vom Standpunkte der Rassen- und Völkerkunde fragt man sich unwillkürlich, warum das gerade bei uns in Deutschland der Fall ist, da doch sonst jeder gesund empfindende, fest im Boden seines Volkstums wurzelnde Mensch, gleichviel welcher rassischen und völkischen Zugehörigkeit, einen ziemlich sichern Instinkt für das seiner Rasse und seinem Volkstume Schädliche hat, insbesondere ein für seine Selbstbehauptung durchaus natürliches und notwendiges Mißtrauen gegen alles vom Auslande Herrührende hegt. Auch bei uns in Deutschland ist das in Zeiten, die freilich weit zurückliegen, einmal so gewesen. Aber seitdem die Feinde des deutschen Wesens unser Vaterland zum Tummelplatz zuerst ihrer Eroberungssucht, dann, nachdem das nicht mehr möglich, ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Ausbeutung gemacht haben, ist uns Deutschen alles Ausländische als etwas Besseres, Vornehmeres, Edleres und darum besonders Vertrauenswürdiges direkt oder indirekt angepriesen worden. In der sogenannten „liberalen" Epoche war diese Seuche besonders gefährlich. Sie beschränkte sich damals nicht nur auf materielle Dinge, sondern griff sogar ins Geistige und Kulturelle über. Selbst die Politik wurde fremdländisch und erst durch Bismarck wieder deutsch, nach ihm freilich von neuem fremdländisch. Aller noch so ehrliche Kampf dagegen wurde als „Teutomanie" oder „reaktionäre Verbohrtheit" verleumdet. Nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges, die uns nahezu alles Fremde, Ausländische endlich einmal im richtigen, durch keine Künste mehr zu verheuchelnden Lichte gezeigt haben, sollte man freilich meinen, unser Volk müßte sich jetzt endlich einmal ganz auf sich selbst besonnen haben, müßte sein eigenes, in diesem ungeheuren Ringen so glänzend bewährtes Wesen schätzen, lieben und alles Fremde, Ausländische vom Grunde der Seele aus verabscheuen gelernt haben.

In der Tat war denn auch zu Anfang des Krieges ein mächtiges Auflodern des rassischen und völkischen Stolzes zu beobachten. Die Ablehnung alles Undeutschen ging sogar hie und da bis ins Unnötige, Kleinliche. Aber da dieser an sich durchaus gesunde und natürliche Vorgang ganz

merkwürdiger-, unverständlicherweise von oben, von der Regierung und den gesellschaftlich tonangebenden Kreisen gar keine Beachtung und Ermunterung fand, so brannten die Flammen der völkischen Begeisterung trotz aller militärischen und wirtschaftlichen Siege allmählich nieder, und jetzt glüht das Feuer nur noch in jenen widerstandsfähigen Eichenkloben, die auch schon vor dem Kriege unsere rassische und völkische Eigenart vor fremdländischer Überwucherung bewahrt hatten. Die unter uns wohnenden Feinde des deutschen Wesens stellen bekanntlich dessen besondere Betonung heuchlerisch als Narretei oder gar als „Stänkerei" hin, und viele unserer eignen Volksgenossen haben sich auf diese Weise betören lassen. Sogar unsere jetzt regierenden und maßgebenden Kreise scheinen solcher plumpen Irreführung nicht unzugänglich gewesen zu sein. Man wolle doch endlich einsehen, daß von „Stänkerei" eher auf der anderen Seite die Rede sein kann und daß es sich mit der Selbstbehauptung der völkischen Eigenart und ihrer rassischen Bestimmtheit um eine Staatsnotwendigkeit handelt, die an Dringlichkeit hinter keiner anderen zurücksteht. Wenn unser Volkstum verdirbt, von fremdem Blute, fremdem Geiste zersetzt und überwuchert wird, dann verdirbt auch unser Staat. Wer das als wirklicher Deutscher nicht einzusehen vermag, bekennt dadurch unwillkürlich, daß er politisch im Grunde noch — Analphabet ist.

Es scheint fast, als ob unsere jetzt regierenden und tonangebenden Kreise eine förmliche Angst vor echt deutschem Geiste, vor wahrhaft deutschvölkischem Wesen hätten, als ob man dort nicht wüßte, nicht einmal ahnte, daß vor allem dieser Geist uns vor der ungeheuren Übermacht der Feinde auf die Dauer zu retten vermag. Oder fürchtet man vielleicht, Deutschland könnte sonst allzu groß, allzu mächtig werden und seinen Geist, sein Wesen sogar den vielgeliebten Fremden aufdrücken?

Eine so merkwürdige Erscheinung wird nur verständlich, wenn man annimmt, daß unsere jetzt regierenden und tonangebenden Kreise dermaßen von fremdem, ausländischem Geiste durchsetzt und beherrscht sind, daß nicht einmal die sonst alles mit sich fortreißende Wucht dieses Weltkrieges sie davon zu befreien vermochte. Mit dieser auf den ersten Blick absurd erscheinenden Annahme stimmt es leider nur zu gut überein, daß diejenigen Persönlichkeiten und Gruppen, die den echt deutsch-völkischen Geist besonders liebevoll pflegen und ihn außen- wie innenpolitisch zur kraftvollen Auswirkung zu bringen suchen — ich erinnere nur an den „Alldeutschen Verband" und den „Deutschen Wehrverein" — von der Regierung und den tonangebenden Kreisen geradezu stiefmütterlich behandet werden, so behandelt werden, als ob sie gar nicht echte Söhne ihres Landes und Volkes wären. Es ist bitter, überaus bitter, so etwas aussprechen zu müssen; aber es mußte einmal ausgesprochen werden, wenn für die Zukunft nicht unabsehbares Unheil angerichtet werden soll. Wie soll jener echt deutsche, heldische Geist, der uns gegen den ausländischen Geist der Lüge, des Un-

rechts, der Unzucht zum Siege geführt hat, auch nur ein Jahr über den Frieden hinaus erhalten werden, wenn man gerade an den maßgebenden, eigentlich führen sollenden Stellen den Hauptpflegern jenes Geistes, anstatt sie zu stützen, Abbruch tut? Muß das nicht die Vertreter des dem deutschen Wesen feindlichen Geistes gerade ermuntern, anreizen? Muß das nicht unser altes Leiden, die Ausländerei, die Fremdsucht von neuem wieder auf den Plan rufen und so schließlich dem besiegten Händlergeiste dennoch zum Siege verhelfen?

Ein solches Verhalten könnte man allenfalls noch verstehen, wenn die als Träger und Pfleger des deutschen Geistes vorzugsweise in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Gruppen durch den Krieg ins Unrecht gesetzt worden wären, wenn ihre temperamentvollen Bestrebungen sich als eitel Torheit und Narretei herausgestellt hätten. Genau das Umgekehrte ist aber der Fall. Keine einzige ihrer Taten und Forderungen hat sich als überflüssig oder gar für unser Volk und Vaterland schädlich erwiesen. Hätte man ihren Forderungen nicht immer nur nachgehinkt, hätte man sie rechtzeitig und im vollen Maße erfüllt, dann wäre der Krieg, den jene Persönlichkeiten und Gruppen schon lange kommen sahen, zwar auch nicht vermieden worden, aber er hätte unter wesentlich günstigeren Umständen und Vorbedingungen geführt werden können. Auch das mußte einmal, wahrlich nicht aus Rechthaberei, nur aus Notwehr gegen jene unwürdige Behandlung ausgesprochen werden. Man beruft sich zur Entschuldigung dieser Behandlung immer auf das — — — Ausland, auf den übeln Ruf, den der Alldeutsche Verband und der Wehrverein dort genießen. Als ob die Feinde Deutschlands nicht allen Grund hätten, auf die treuesten Wächter und Warner vor der (nun zur Ausführung gekommenen) hinterlistigen Vergewaltigung erbost zu sein!

Indessen, ganz abgesehen von solchen unmittelbar praktisch-politischen Erwägungen, es kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es „der Geist ist, der sich den Körper baut", daß es gewisse, von Bismarck sogenannte „Imponderabilien" gibt, die, wie schon im vorigen Hefte von Professor Dr. G. Holle ausgeführt, für die Völker im Kampfe um Sein oder Nichtsein oft wichtiger als alles andere sind. Wenn Zahl, Maß und Gewicht den Sieg verbürgen könnten, dann hätte der Vierverband sicher gesiegt. Die „Imponderabilien" auf die leichte Schulter zu nehmen oder gar zu verachten, hat sich immer gerächt und kann unter Umständen gefährlich werden. Glücklicherweise verfügt auch das deutsche Volk über ein solches, den Sieg wenigstens in einer Hinsicht verbürgendes „Imponderabile". Es ist der — ebenfalls im Auslande und (vor dem Kriege) selbst im Inlande viel verkannte und verleumdete — „Militarismus". Dieser ersetzt uns wenigstens in militärischer Hinsicht den bei anderen großen und kleinen Völkern so mächtigen völkischen Geist durch seine bisher trotz aller äußern und innern Umtriebe nicht er-

schütterte Volkstümlichkeit. Soll aber dieser soldatische Geist, wie im Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, nicht bloß militärische, auch politische und allgemein kulturelle Früchte zeitigen, dann muß er sich wenn nicht im ganzen Volke, so doch wenigstens in seinen leitenden Staatsmännern mit dem Geiste gesunder völkischer Machtpolitik vermählen.

Wir Deutsche verstehen darunter nicht das, was die Engländer, Franzosen, Russen, Italiener damit meinen. Wir wollen nicht andere Völker räuberisch oder händlerisch ausbeuten, sondern nur die für das allseitige und dauernde Gedeihen des eigenen Volkes notwendigen Vorbedingungen sichern und, wenn es sein muß, erobern. Was unter diesen Vorbedingungen alles zu verstehen ist, wurde in diesen Blättern wiederholt ausgeführt. Wir brauchen hier wohl nicht noch einmal darauf zurückzukommen. Da nun aber der Geist deutscher Machtpolitik ein durchaus eigenartiger, von dem anderer Völker grundverschiedener ist, so ist es für ihn ganz besonders gefährlich, wenn er sich mit fremdländischem Geiste verquickt oder gar als Internationalismus, als Weltbürgerei sich selbst aufhebt, zum Nutzen anderer Völker und Rassen sich selbst verleugnet. Wo man also diesen nicht angeborenen, nur anerzogenen Hang des deutschen Volkes zur Weltbürgerei als eine besondere Tugend lobt, da ist als sicher anzunehmen, daß es nur die heuchlerische Maske ist, hinter der man die gewaltigen Kräfte unseres Volkes entweder lähmen, oder kulturell und wirtschaftlich für fremde Zwecke ausbeuten will. Wenn wir diese „Tugend" auch nach dem Kriege noch betätigten, wie das auf gewisser Seite offenbar gewünscht wird, dann würde vom deutschen Volke trotz seines Sieges über eine Welt von Feinden bald nicht mehr viel bemerkbar sein. Alle nur möglichen Fremden würden sich dann innerhalb unserer so sichern Reichsgrenzen breit machen und das einheimische Volk mit durchaus „friedlichen" Mitteln nach und nach beiseite drängen.

Das deutsche Volk, das, wie alle Heldenvölker, von Natur schon offen und arglos ist, aber zur Vertrauensseligkeit gegenüber allem Fremden, Ausländischen noch besonders erzogen wurde, hat die Gefahren der Weltbürgerei leider erst recht spät und keineswegs schon in allen seinen Teilen erkannt. Jene völkischen Persönlichkeiten und Gruppen, von denen hier die Rede war, machen gewissermaßen erst den Anfang mit dieser Erkenntnis. Sie sind die Vorposten des neuen, zum Bewußtsein seiner selbst gekommenen Deutschlands und wollen die von ihnen erkannten Naturgesetze der Selbstbehauptung der Völker endlich auch auf ihr eignes Volk praktisch anwenden. Bisher gestatteten uns gewisse nach Blut und Rasse fremde Elemente, die sich in der Öffentlichkeit als unser geistiger Vormund aufdrängen, die Arbeit in dieser Richtung nur sozusagen wissenschaftlich, theoretisch, d. h. in bezug auf andere Völker und Rassen. Unser eignes Volk und die es naturell wie kulturell ausschlaggebend bestimmende germanische Rasse sollte dabei außer Betracht bleiben, weil das den vom — — Auslande so

gefürchteten „Chauvinismus" hervorrufen könnte. Mochten andere Völker so „chauvinistisch" sein, wie sie wollten, wir sollten „weltbürgerlich" bleiben.

Wären nun unsere regierenden und tonangebenden Kreise wirklich von dem für die Selbstbehauptung auch unseres Volkes so unbedingt notwendigen völkischen Geiste erfüllt, dann hätten sie jenen Persönlichkeiten und Gruppen, die diesen Geist besonders hegen und pflegen, alle nur mögliche Förderung angedeihen lassen müssen. Das Gegenteil ist aber geschehen und geschieht noch. Man wird also nicht sagen können, daß ich mit meiner Behauptung von einer geistigen Fremdherrschaft irgendwie zu weit gegangen wäre.

Noch an einer anderen Sache wird man später, beim Friedensschlusse, erkennen, ob der deutsche, oder der fremdländische Geist auch heute noch in Deutschland herrscht. Ein hervorragender Träger des völkischen Geistes und ein Hauptwerkzeug seiner Durchsetzung ist die Sprache. Unser geschätzter Mitarbeiter, Prof. Dr. G. Holle, hat das im vorigen Hefte unter der Überschrift: „Vom Kampfe ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker" auf S. 371 eindringlich gezeigt. Hier soll nur auf die ungeheure Bedeutung hingewiesen werden, die es haben würde, wenn die Verhandlungssprache beim künftigen Friedenskongreß die deutsche sein würde. Nichts würde den endgültigen Sieg des deutschen Geistes und der deutschen Sache, die zugleich die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit ist, vor aller Welt eindrucksvoller kund tun, als diese Tatsache, wenn sie — zur Tatsache wird. Andererseits würde nichts dem Ansehen der Mittelmächte und der endgiltigen Durchsetzung der deutschen Sprache als Weltsprache mehr Abbruch tun, als der Verzicht auf diese Forderung. Die Vertreter Deutschlands, die in dieser Beziehung dem Drängen der Feinde nachgeben würden, würden vor der Geschichte als Verräter an der Zukunft Deutschlands dastehen. Zugleich würden diejenigen Deutschen, die für die endgültige Befreiung des deutschen Geistes von der Fremdherrschaft kämpfen, daran erkennen, daß die Fremdherrschaft nicht nur noch immer besteht, sondern auch, daß die heute in Deutschland regierenden und tonangebenden Kreise gar nicht den ernstlichen Willen haben, diese Fremdherrschaft zu brechen. Die Ausländerei würde dann über kurz oder lang in Deutschland wieder ihre Orgien feiern, der Geist der Lüge und Ungerechtigkeit, der händlerischen und räuberischen Ausbeutung würde dann immer noch bis auf weiteres das Feld behaupten. Der Unterschied wäre nur der, daß der Mittelpunkt der internationalen Geld- und Weltherrschaft wieder einmal verschoben wäre, sonst aber wäre alles beim alten geblieben, die internationalen Händler, Gauner und Gaukler hätten wieder einmal, wie ich schon im letzten Januarheft sagte, „die Volte geschlagen", also in der Hauptsache doch gesiegt.

Dagegen würde die Durchsetzung der deutschen Sprache als nicht nur gleichberechtigter, vielmehr als führender Weltsprache den auf allen Gebieten

ja bereits vor dem Kriege bestehenden innern Vorrang des deutschen Geistes auch äußerlich endlich vor aller Welt zur Anerkennung bringen und die Lügenpraktiken unserer Feinde nach und nach unwirksam machen. Wer diese Sache für unwichtig hielte, würde damit vor aller Welt kund tun, daß er weder den Forderungen des Tages noch des Jahrhunderts gewachsen, daß er überhaupt nicht wert ist, diese über alle Begriffe große Zeit erlebt zu haben.

So wichtig die Sprache als Ausdrucks- und Mitteilungswerkzeug, bei einer lebenden Ursprache, wie der deutschen, zugleich noch als Träger und Bewahrer des rassischen und völkischen Geistes ist, so ist sie doch nicht alles. Die Sitte, die Kultur und ihre im praktischen Leben wie in den Künsten und Wissenschaften zum Ausdruck gelangenden Erzeugnisse dieses Geistes sind vielleicht noch wichtiger.

Wir wissen, wie es vor dem Kriege bei uns damit bestellt war, wie sehr deutsche Sitte und Kultur in Gefahr stand, von ausländischer Verderbnis nicht nur europäischer, sogar asiatischer Herkunft gefälscht, ja überwuchert zu werden. Es handelte sich dabei nicht, wie früher, um „Anregungen", die in deutschem Geiste verarbeitet, verdaut wurden, sondern um Versuche zur völligen Verseuchung, ja Vernichtung deutschen Wesens. Ich habe mich darüber bereits im letzten Märzheft unter der Überschrift: „Die Macht des Geistes, ihr Gebrauch und Mißbrauch im Krieg und Frieden", ausgesprochen. Hier möchte ich nur noch auf eine Erscheinungsform der Verseuchung hinweisen, die selbst dem feindlichen Auslande auffiel, die dann bei Kriegsausbruch plötzlich von der Bildfläche verschwand, die sich aber jetzt schon wieder, noch während des Krieges, hervorwagt. Um sie gebührend zu kennzeichnen, muß ich etwas weiter ausholen.

Ein besonderes Merkmal deutscher Sitte und deutschen Wesens überhaupt ist bekanntlich die schon von Tacitus, dem letzten Altrömer, rühmend hervorgehobene Keuschheit der deutschen Mädchen und Frauen, bis zu einem gewissen Alter auch der deutschen Jünglinge. Physiologisch bezw. biologisch betrachtet ist die Keuschheit, das Schamgefühl in allen, namentlich aber geschlechtlichen Dingen eine Art von Sparbüchse, von Kraftansammler der Natur und echten Kultur. Sie schützt die jungen, noch wachsenden, noch der Ausbildung und Festigung bedürfenden Lebenskräfte gegen Mißbrauch, d. h. vorzeitigen Gebrauch und damit zusammenhängende frühzeitige Erschöpfung oder gar Entartung. Wie sehr diese sittliche Kraft den leiblichen wie seelischen Eigenschaften der Germanen zugute kam oder vielmehr ein Grundzug ihres Wesens war, möge man bei Tacitus nachlesen.

Schon aus diesem Grunde — ganz abgesehen von allem anderen — ist es notwendig, daß in der breiten Öffentlichkeit tunlichst alles vermieden werde, was namentlich die Geschlechtstriebe der unreifen Jugend anregen oder gar anreizen kann. Vorzugsweise gilt das für die Großstädte, weil hier die Jugend vielfach üppiger als nötig und nützlich ernährt wird und

weniger als anderswo Veranlassung zur ausgiebigen Bewegung in frischer Luft hat. Anstatt daß man nun gerade hier alles fernhält, was die noch schlafenden Triebe zu erwecken geeignet ist, konnte man hier die Geilheit, die Unzucht in einer oft geradezu viehisch schamlosen Weise öffentlich bloßgestellt sehen. Die Kleidung, auch die Straßenkleidung schien nicht dazu da zu sein, die Körperformen der reifen Mädchen und Frauen schamhaft zu verhüllen, sondern sie in raffiniert übertriebener Weise öffentlich zu zeigen. Die völlige Nacktheit hätte in vielen solcher Fälle lange nicht so aufreizend, manchmal vielleicht sogar herabstimmend wirken können. Von der Vorspiegelung ganz falscher Tatsachen, nämlich gar nicht vorhandener Formen und Farben, will ich dabei noch nicht einmal sprechen, obwohl auch so etwas nicht auf die Straße und an öffentliche Orte gehört. Außer diesem sozusagen „Impressionismus" des Fleisches wurde auch sonst in Wort und Bild die Geilheit, die Unzucht öffentlich dargestellt und wenn nicht angepriesen, so doch verständlich, entschuldbar gemacht. Gewisse Schauspielhäuser führten überhaupt fast nur noch perverse Tragödien und (in ganz anderem Sinne zu verstehende) „Lustspiele" auf. Die ganze geistige und sinnliche Atmosphäre der Großstädte war mit Aufreizungs-, ja Aufpeitschungsmitteln aller Art förmlich verpestet. Man konnte die Geilheit sehen, hören, schmecken, riechen usw. Alles schien darauf abgesehen, es den abgelebten Junggreisen der „jeunesse dorée" — hier ist das Fremdwort am Platze — recht zu machen. Die andere Jugend, die anderen Bewohner der Großstädte, kamen dabei gar nicht in Betracht. Mit ihnen konnte man ja keine großen „Geschäfte machen".

Die Folgen dieser Art von Verpestung der sinnlichen, geistigen und sittlichen Atmosphäre waren denn auch nicht ausgeblieben. Man muß sich sogar wundern, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist. Immerhin war die Verderbnis schon weit genug vorgeschritten, hatte schon hie und da einen perversen Charakter angenommen. Glücklicherweise beschränkte sie sich aber fast nur auf die Großstädte und selbst hier nur auf gewisse Schichten, die sich aber auf den Hauptstraßen und in den größten öffentlichen Orten am meisten bemerkbar machten. Die bei uns schon vor dem Kriege herumspionierenden Ausländer erblickten fast nur diese an die Oberfläche gelangenden Schichten und schlossen daraus auf die Verderbnis, Entartung des ganzen Volkes. Sie täuschten sich gewaltig, denn sie sahen nicht die noch immer starken ländlichen und kleinstädtischen Reserven, auch nicht die andern, in der Tiefe verborgenen Bewohner der Großstädte, sonst hätten unsere Feinde den Krieg doch wohl noch nicht angefangen. Aber nach den Berichten ihrer Spione hielten sie wohl die Zeit schon jetzt für gekommen. Hätten sie auch nur 10 Jahre noch gewartet — wer weiß, ob die Verderbnis infolge der Umkehrung aller guten deutschen Sitten sich dann nicht noch tiefer, bis ins innerste Lebensmark unseres Volkstums erstreckt gehabt hätte.

Ich meine nun: derartige, vielleicht absichtliche? Verpestungen der sinnlichen, geistigen, sittlichen Atmosphäre unseres Vaterlandes dürfen wir uns selbst in den größten Städten nicht noch einmal gefallen lassen. Der deutsche Geist, das deutsche Wesen muß auch auf diesen Gebieten über das Fremde, Ausländische den endgültigen Sieg davontragen. Selbstverständlich will ich damit keineswegs der heuchlerischen englischen „prudery" das Wort reden. Wir wollen die Wahrheit nicht nur auf sinnlichem und geistigem, auch auf sittlichem Gebiete zur Geltung bringen und die Schönheit, wo sie da ist, keineswegs unter den Scheffel stellen; aber wir wollen uns dabei aller Übertreibungen der geilen Entartung und des verdorbenen Geschmacks enthalten. Das ist gute deutsche Art, die in ihrer schlichten Wahrheit, ihrer inneren Kraftfülle darum nicht unansehnlich zu werden braucht. Jede Ethik kann, ja soll die ihr entsprechende Ästhetik haben. Je besser die Form sich mit dem Inhalte deckt, desto besser wirkt sie, desto reicher, mannigfaltiger, besonderer wird sie dann ganz von selbst werden. Wer keine Schwäche, keinen Mangel, keine Banalität zu verbergen braucht, der braucht um die Form der äußeren Erscheinung nicht ängstlich zu sorgen, braucht nicht krampfhaft nach „persönlicher Note", nach „Originalität" und „Genialität" zu haschen. Alles das wird ihm dann ganz ohne Absicht zufallen. Wenn wir nur erst einmal davon abkommen würden, uns fremde Vorbilder, gleichviel welche, zu wählen, dann würden wir auch, schneller vielleicht, als wir es für möglich halten, die uns am besten anstehenden Ausdrucksformen unseres inneren Wesens, den echten deutschen „Stil" in jedem Sinne des Wortes, auf jedem Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens finden. Die uns anerzogene Ehrfurcht vor dem Auslande, selbst wenn es sich dabei um bereits weit niedergebrannte Lichter, bedenklich erschöpfte Kulturen handelte, hat uns die Pflege des eignen Wesens verleidet.

Nach dem Kriege von 1870—71 erwartete mancher einen neuen, eigenartigen Aufschwung nicht nur in wissenschaftlicher und technischer, auch in geistiger, künstlerischer, überhaupt allgemein kultureller Hinsicht. Der Aufschwung kam nicht, weil wir an Stelle der bis dahin für uns maß- und zielgebend gewesenen Franzosen die Engländer und Angloamerikaner uns zum Vorbilde nahmen. In wissenschaftlicher und technischer Beziehung überholten wir diese freilich noch, aber auf höher- oder gar hochkulturellem Gebiete kamen wir gegen früher nicht wenig herunter. Die Folgen dieser Nachäfferei wären für uns geradezu vernichtend geworden, wenn nicht der Krieg, der „Vater aller Dinge", endlich dazwischen getreten wäre und dem „Fortschritte" auch in dieser Richtung geiler Entartung ein Ziel gesetzt hätte.

Nur unser Heerwesen war den einheimischen Überlieferungen treu geblieben, hatte sich auf den Grunde derselben sogar noch höher und reicher entwickelt. Darum zeigte es sich auch der denkbar schwersten Kraftprobe gewachsen, bewährte sich überhaupt in jeder nicht von anderer Seite

beeinflußten Richtung geradezu glänzend. Es ist auch das einzige Gebiet, wo man unsere „besondere Note", unsere „Originalität", ja „Genialität" selbst im feindlichen Auslande anerkennt. Machen wir es doch ebenso. Besinnen wir uns auf unser eigenes Wesen und entwickeln wir uns auf dem Grunde und im Geiste desselben weiter fort. Dann werden wir auch auf den von unseren Feinden bis jetzt meist bespöttelten Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens den endgültigen Sieg über das Fremdtum erringen. Unsere regierenden und tonangebenden Kreise, soweit sie nicht im Heerwesen restlos aufgehen, müßten dann freilich von ihrer Ausländerei ablassen, die Nachäfferei aufgeben und selbstschöpferisch zu werden suchen. Vermögen sie das nicht, dann werden sie sich auf die Dauer schwerlich in ihrer Stellung behaupten können, sie werden dann durch neue Führer ersetzt werden müssen.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Kolonialwirtschaft.

Dipl.-Ing. Hans Kaumann †.

Die Staaten Europas haben sich rings um den Erdball zahlreiche Kolonien angeeignet, welche das Ansehen des Mutterlandes vermehren und wohl gar seine Macht stärken sollen. Diese Machterweiterung durch Kolonialbesitz ist aber nur eine sehr äußerliche, die meist in keinem Verhältnis zu der innenpolitischen Machtgestaltung des Mutterlandes steht. Dieses Mißverhältnis ist der Grund, warum der Kolonialbesitz für die europäischen Mächte ein dauernder Gegenstand der Sorge ist, die auch dann nicht kleiner wird, wenn der wirtschaftliche Gewinn mancher Kolonien ein ganz bedeutender ist. Als mächtigster Kolonialstaat erscheint heutzutage ohne Frage Großbritannien, und doch ist gerade der englische Kolonialbesitz der stets am meisten gefährdete und zum Teil auch unsicherste. Die Engländer wissen das sehr wohl und richten sich als praktische Leute darauf ein. Ihnen ist die Hauptsache ihr money, und alle Maßnahmen sind ihnen recht, um zu verhindern, daß ihr Geldsack ein Loch bekommt. Daher ist ihre ganze Kolonialpolitik gekennzeichnet durch den „Vorteil auf jeden Fall", der vorzüglich in der bekannten englischen Eingeborenenpolitik und dem mehr oder weniger ausgeprägten Raubbau seinen Ausdruck gefunden hat. Das deutlichste Beispiel für diese Art Kolonialwirtschaft bietet Indien, dessen gewaltige Volkskraft einerseits durch Uneinigkeit, andererseits durch Seuchen und Krankheiten so häufig geschwächt wird, daß sie England bisher nicht gefährlich geworden ist. Damit noch nicht zufrieden, weiß der Engländer die Uneinigkeit unter den einzelnen indischen Fürsten künstlich durch ständige Agenten zu vergrößern, und er scheut sich auch nicht, bei

reichen Ernten die ganzen Vorräte aufkaufen zu lassen, so daß eine Hungersnot im Lande entsteht und Hunderttausende elend umkommen. Trotz dieses rohen Vorgehens bleibt der Besitz Indiens für England stets unsicher und ein Gegenstand der Sorge, und die von allen gefürchtete, größte Seemacht der Welt ist außer Stande, seinem Kolonialstaat die absolute Sicherheit des Bestandes zu verschaffen. Bei der tatsächlich vorhandenen britischen Vorherrschaft zur See, die durch eine kaum noch zu überbietende Flotte gesichert ist, muß diese Ohnmacht zu Lande die Frage nahe legen, ob eine Flotte überhaupt für den Bestand der Kolonien erforderlich ist, und ob nicht Englands Kolonialpolitik, trotz seiner Riesenflotte, ein Koloß auf tönernen Füßen ist.

Die Entscheidung hierüber kann man nur fällen, wenn man die biologischen Notwendigkeiten aufsucht, die zur Gründung von Kolonien führen. Jede Kolonisation nimmt vom Mutterlande seinen Ausgang und ist also stets ein Besitz zweiter Ordnung. Die Grundlage für jeden Besitz ist die Macht; hat nun das Mutterland einen Überschuß an Machtmitteln zur Verfügung, so wird die Vergrößerung des Besitzes zur Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit ist bekanntlich das Grundgesetz für die gesunde Entwicklung aller Lebensäußerungen, vornehmlich im Leben der Völker, während Verfall eintritt, wenn menschliche Willkür in entgegengesetzter Richtung am Werke ist. Also ist die Grundlage für jeden Kolonialbesitz der Überschuß an Macht. Diesen Überschuß an Macht gewinnt ein Staat nur von innen heraus, durch eine gesunde Entwicklung seiner Volkskraft. Eine solche gesunde Entwicklung ist vorhanden, wenn zwischen den beiden staatserhaltenden Faktoren, der Industrie und der Landwirtschaft, ein stabiles Gleichgewicht eingetreten ist; denn die Industrie und die Landwirtschaft sind die Beine des Staates und müssen gleich stark entwickelt sein, wenn der Staat vorankommen und nicht hinken will. Hierzu gehört auch, daß die Landbevölkerung eine so starke Vermehrung aufweisen muß, daß sie die von der Industrie verbrauchten Menschenmassen, besonders in den Großstädten, ständig ersetzen kann; daß diese Zuwanderungen vom Lande für den Bestand der großstädtischen Bevölkerung nicht entbehrt werden kann, dürfte als erwiesen gelten. Aber für die Kolonisierung fremder Erdteile genügt auch dieser Gleichgewichtszustand noch nicht, denn erst der Überschuß an Macht soll für das Mutterland eine Notwendigkeit zur Besitzvergrößerung schaffen. Bedenkt man nun, daß es sich bei allen Kolonialländern, im Gegensatz zu den Handelsniederlassungen, fast ausschließlich um die landwirtschaftliche Erschließung handelt, und zwar auch dann, wenn vielleicht die Gewinnung von mineralischen oder metallischen Bodenschätzen den Hauptwert der Kolonie bedeutet, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß der oben erwähnte Überschuß an Macht sich als Überschuß an ackerbautreibender Landbevölkerung darstellen muß. Man kann daher allgemein sagen: Alle Kolonialwirtschaft muß auf dem Überschuß an Bauernvolk fußen, den

das Mutterland ständig hervorbringt. Hierin kommt gleichzeitig zum Ausdruck, daß die Kolonisation niemals Selbstzweck sein darf, sondern immer nur ein Mittel, um die überschüssige Kraft des Mutterlandes nutzbringend zu verwerten. Bei sehr fruchtbaren Völkern kann die Kolonisation zur harten Forderung werden, um das Heimatland von Menschenmassen zu befreien, die es selbst nicht ernähren kann. Beispiele hierfür sind die Völkerwanderung der alten Germanen und in der Gegenwart das Vordringen der Japaner innerhalb der Küstengebiete des Stillen Ozeans. In solchen Fällen hat man es mit einer durchaus natürlichen Entwicklung zu tun.

Tritt nun an den Mutterstaat infolge seiner machtvollen inneren Entwicklung die Notwendigkeit heran, Kolonialland zu besitzen, so ist von Anfang an zu berücksichtigen, daß für das Kolonialland die gleichen biologischen Notwendigkeiten bestehen, wie für das Mutterland. Das Kolonialland soll nach Möglichkeit dieselbe Entwicklung zulassen, wie das Mutterland. Dazu ist vor allem erforderlich, daß die Volkskraft sich weiter gesund entwickeln kann. Die richtige Wahl der Kolonie ist daher von der größten Bedeutung. Das neue Land muß ein gesundes Klima haben, damit die Leistungsfähigkeit der Kolonisten nicht vermindert wird, denn allein die schöpferische Arbeitskraft kann einer Unternehmung Bestand verleihen. Die kräftige Vermehrung der Kolonisten durch sich selbst muß gewährleistet sein, und der Nachschub vom Heimatland darf nicht etwa nur dazu dienen, die durch ein mörderisches Klima aufgebrauchten Volkskräfte zu ersetzen. Ferner muß die politische Lage so beschaffen sein, daß die Sicherheit der Kolonie nicht von vornherein gefährdet ist. Man wird es also vermeiden, sich in das nächste Interessengebiet anderer, hoch entwickelter oder im Aufschwung begriffener Völker zu begeben; auch wird man nach Möglichkeit die Nähe besonders kriegerischer Volksstämme vermeiden. Unsicher ist ja schließlich jeder Besitz an sich, und besonders wird es jeder Kolonialbesitz im Anfang sein, aber es gibt Fälle, wo von vornherein mit der unüberwindlichen Abneigung der Nachbarn zu rechnen ist. Zwar kann auch in solchen Fällen die Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn verlocken, doch sollte man solche Kolonien nur als Handelsniederlassungen anlegen und sie sozusagen als verlorene Posten betrachten, die man unter der Ungunst der Verhältnisse jederzeit verlassen kann. In jedem Fall gehört zur Sicherheit der politischen Lage, daß das Mutterland seinem Koloniallande jede erforderliche Hilfe angedeihen lassen kann, vor allem natürlich, daß es in der Lage ist, Leben und Eigentum der Kolonisten jederzeit tatkräftig zu schützen. Diese Hilfe des Mutterlandes muß in weitestem Umfang möglich sein und wird daher, besonders im Anfang der Kolonisation, recht bedeutende Aufwendungen nötig machen. Daraus ergibt sich die weitere Forderung, daß alle Kolonialwirtschaft auf eine schnelle Selbständigkeit der Kolonien abzielen muß. Diese Selbständigkeit wird,

abgesehen von der Entwicklung der Volkskraft, um so schneller erreicht, je fruchtbarer und reicher ein Land ist; auch sein Ausdehnungsbereich spielt eine Rolle, da eng begrenzte Gebiete niemals Aussicht haben, sich aus eigener Kraft erhalten zu können. Für den Bestand eines Koloniallandes ist daher von Bedeutung, daß die Ausdehnungsmöglichkeit recht groß ist, damit die Kolonisten in absehbarer Zeit ein eigenes staatliches Gebilde zu entwickeln vermögen und äußeren Angriffen gegenüber der selbständigen Kraft vertrauen können.

Besondere Bedeutung erlangt in den Kolonien die Rassenfrage. Auf die Reinhaltung der Rasse ist noch mehr Wert zu legen, als im Heimatland, und selbst Blutmischungen mit anderen weißen Rassen sollten nicht zugelassen werden. Im Interesse der kolonialen Geschlossenheit liegt es, andere Rassen, auch weiße, nach Möglichkeit vom Lande fern zu halten oder sie doch wenigstens unter ein strenges Fremdenrecht zu stellen. Gegenüber der eingeborenen Bevölkerung müssen die Kolonisten in jeder Weise als die Herren des Landes erscheinen, und jede Gleichstellung ist zu unterlassen. Der einfachste weiße Arbeiter muß z. B. für einen Neger stets der „weiße Mann" bleiben, d. h. eine ihn überragende bevorzugte Persönlichkeit. Dieses Ansehen des weißen Mannes erhält sich bekanntlich nur, wenn jeder geschlechtliche Umgang mit den Eingeborenen unterbleibt; gegebenenfalls ist gegen die betreffenden Kolonisten selbst mit strengen Strafen vorzugehen. Das absolute Rassenvorrecht der Kolonisten steht natürlich in keinem Widerspruch mit einer gerechten Behandlung der Eingeborenen, deren Lebenslage durch die Kolonisation ja ebenfalls gehoben werden kann. Hier setzt in der Kolonialwirtschaft ein neuer Begriff ein, der im Mutterlande nicht vorhanden ist, nämlich die Behandlung der Eingeborenen. Nur eine langjährige Beobachtung der Rasseneigentümlichkeiten wird die Kolonisten vor Mißgriffen schützen. Besondere Vorsicht ist bei den üblichen Kulturbestrebungen geboten, die von der weißen Rasse mit Vorliebe ins Werk gesetzt werden und möglichst schnell die großartigsten Erfolge aufweisen sollen. Man mache sich doch gründlich klar, daß das, was sich für die bevorzugte weiße Rasse schickt, einer minderwertigen Rasse vielleicht großen Schaden bereitet. Besonders mit der Ausbreitung der allein selig machenden christlichen Religion sollte man sehr vorsichtig sein und glückliche Naturkinder nicht durch künstlich zugestutzte Dogmen unsicher machen. Das schlimmste Geschenk für wilde Völker bleibt jedoch die Zivilisation, noch dazu, wenn sie dieselbe in sehr kurzer Zeit verdauen sollen. Ein zivilisierter Neger, beispielsweise, ist und bleibt eine grausame Willkür, und jeder Weiße wird beim Anblick eines solchen ein kräftiges Unbehagen empfinden. Die Natur läßt sich nicht vergewaltigen und wenn man nun gar diese kulturbeleckten Mohren im Rahmen unserer Großstädte sieht, wo sie den gemeinsten Lastern rettungslos verfallen, so muß man eine Kolonisation gewissenlos nennen, wenn sie die armen, aber glücklichen Wilden mit Ge-

walt an europäische Sitte und Zivilisation gewöhnen will. Gerechte Behandlung, ein gutes Beispiel und Belehrung sind die einzigen Maßnahmen, um die eingeborene Bevölkerung langsam empor zu heben.

Neben diesen inneren Notwendigkeiten, die sich für ein Kolonialland ergeben, kommt die äußere Entwicklung erst in zweiter Linie in Betracht; diese stellt sich dar in der Verwaltung, dem Verkehr, der Technik, dem Handel und Gewerbe. Die Gewähr für diesen äußeren Aufschwung bietet aber wieder allein die Volkskraft als solche, wie sie sich in erster Linie durch die Landwirtschaft Geltung verschafft. Und diese Volkskraft ist es auch, die später einen Kolonialbesitz selbständig gegen alle Angriffe feindlicher Völker schützen kann, ohne daß erst eine gewaltige Flotte zu ihrer Hilfe herbei zu eilen braucht. Eine Flotte vermag nur den überseeischen Handel zu sichern, für den eigentlichen Schutz der Kolonien ist sie dagegen wertlos. Englands Ohnmacht in seinen großen Kolonialländern wird daher durch seine Riesenflotte nicht aufgehoben, und der Tag ist nicht fern, wo die ganze englische Kolonialpolitik in Trümmer gehen wird.

Betrachtet man nun Deutschlands koloniale Tätigkeit, wie sie besonders nach 1871 einsetzte, so ergeben sich nach den vorangegangenen Auseinandersetzungen wenig erfreuliche Bilder. Nachdem das geeinte deutsche Reich zu einer Großmacht geworden war, glaubte es, nach dem Vorbilde anderer Großmächte, ebenfalls Kolonialbesitz erlangen zu müssen. Eine innere Notwendigkeit lag nicht vor, und so erfolgte die Kolonisation mit vollendetster Willkür. Man nahm an verschiedenen Orten der Erde größere Landgebiete in Besitz, die von den übrigen Mächten bisher als wertlos verschmäht worden waren. In diese Kolonien steckte man viel Geld, das sich bis auf den heutigen Tag nicht verzinst hat. Diese Verzinsung soll allerdings nach der Ansicht kolonialer „Realpolitiker" ganz nebensächlich sein. Jedenfalls besaß Deutschland s. Zt. infolge seiner machtvollen industriellen Entfaltung einen Überfluß an Geldmitteln, und die Kolonien entwickelten sich mit diesen Geldspenden leidlich gut. Diese koloniale Entwicklung kam aber zum Stillstand, als das Mutterland vor mehreren Jahren in wirtschaftliche Krisen kam, die heute noch andauern. Das grobe Mißverhältnis, daß sich im Laufe der Jahre zwischen Industrie und Landwirtschaft herausgebildet hatte, mußte notwendigerweise seine Rückwirkung auf die Kolonialwirtschaft ausüben. Wie zuvor ausgeführt worden ist, besteht eine Grundbedingung für alle Kolonisation darin, daß das Mutterland selbst in völlig gesicherter Aufwärtsbewegung sich befindet und vor allem einen stabilen Gleichgewichtszustand zwischen Industrie und Landwirtschaft erreicht hat. Da in Deutschland diese Bedingung nicht erfüllt war, so kam alles, wie es kommen mußte: Die industrielle Hochflut begann zu stocken, das Geld wurde knapp, das ganze Wirtschaftsleben wurde schwankend, und für die Kolonien war natürlich bald kein Geld mehr da. Der Grund für diese wirtschaftliche Krise lag klar zutage, ob-

wohl er vor der Öffentlichkeit nicht anerkannt wurde. Industrie und Bodenschacher hatten sich selbst überboten; man hatte gewähnt, alle vorhandenen Werte bis ins Unendliche steigern zu können, man hatte eine gewaltige Überproduktion auf vielen Gebieten geschaffen und stand schließlich doch an dem Ende der Dinge, an das man nicht hatte glauben wollen. Die deutsche Industrie hatte den Boden unter den Füßen verloren, und mit der Angst der Verzweiflung suchte sie diesen Tatbestand so lange als möglich zu verdecken; aber die Kredite blieben aus, und es kam der große Katzenjammer, sowohl in der Industrie wie in der Kolonisation. Zwar hat man versucht, die Kolonien als notwendig für Deutschlands Überproduktion an Menschen herzustellen; ja man hat sogar davon geschwärmt, im heißen Afrika ein gewaltiges Neu-Deutschland erstehen zu lassen; aber es war dies ein frommer Selbstbetrug, denn der Deutsche hat sich allgemein als wenig geeignet für das tropische Klima erwiesen, seine körperliche Leistungsfähigkeit ist von Anfang an stark vermindert, seine Widerstandskraft erlahmt nach wenigen Jahren vollständig, und die Fortpflanzung der weißen Rasse bleibt aus. Falsch war es auch, von der Überproduktion an Menschen zu sprechen, denn es bestand lediglich in den Großstädten ein solcher Überfluß, während die Landbevölkerung grade unter einem fühlbaren Mangel an Menschenkräften zu leiden hatte. Die Stadtmenschen aber, die doch erst nach der Stadt gekommen waren, weil sie sich auf dem Lande nicht wohl genug zu fühlen glaubten, dachten natürlich nicht im entferntesten daran, fremde Erdteile zu kolonisieren; auch wären sie wegen ihrer verwöhnten Ansprüche und körperlichen Verweichlichung dazu ganz untauglich gewesen. So lag für Deutschland bisher keine innere Notwendigkeit zur Kolonisation vor, und was richtigerweise nur Mittel zum Zweck hätte sein sollen, das war Selbstzweck geworden.

Es soll hier nicht im Einzelnen auf die deutschen Kolonien eingegangen werden. Jedenfalls wird die Hauptforderung, daß sich im Kolonialland die Volkskraft weiter gesund entwickeln soll, von keiner unserer Kolonien erfüllt. Die berufensten Kenner unserer kolonialen Verhältnisse geben dies zu; ihnen allein aber steht die Würdigung dessen zu, was trotz der Mißgunst der Verhältnisse an kolonialer Kleinarbeit geleistet worden ist. Der zähen deutschen Kraft wird es gewiß gelingen, auch dort eine gewisse Sicherheit des Bestandes zu erzielen, wo die natürlichen Grundlagen nicht vorhanden sind.

Der gewaltige Krieg der Gegenwart bedeutet für den gesamten europäischen Kolonialbesitz eine schwere Prüfung. Große Veränderungen bereiten sich vor, aber nur die gesunde Volkskraft wird aus diesem furchtbaren Ringen als Siegerin hervorgehen. Deutschlands Volkskraft ist im Augenblick der Mobilmachung gesundet und zu ungeahnter Größe erstanden. Wozu sonst im Frieden vielleicht Jahrzehnte nicht imstande gewesen wären, das hat der Krieg, die gemeinsame Not, in einem Augenblick vollendet,

nämlich die wirtschaftliche Gesundung, den Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft. Was in diesen ehernen Zeiten an industriellen Werten zerbricht, das gleicht die Landwirtschaft in hohem Maße aus, ja sie vermag sogar den Überfluß an industriellen Arbeitlosen wieder in sich aufzunehmen. Selten ist dem deutschen Volke der Segen der Bodenständigkeit so überzeugend vor Augen geführt worden! Und dieser Zustand wird kein vorübergehender bleiben. Deutschland steht am Anfang einer herrlichen Entwicklung, und der Ackerboden ist es, auf dem jetzt Deutschlands Größe für alle Ewigkeit gegründet werden soll. Auf der heimatlichen Scholle soll unsere deutsche Volkskraft weiter erstarken, bis sie, wie in früheren Jahrhunderten, über unsere Landesgrenzen hinausflutet und in friedlicher Kolonisation sich auch die Nachbarländer unterwirft. Möge eine weitsichtige Regierung dafür sorgen, daß diese Grenzen nicht zu eng gezogen werden, selbst für den Fall, daß fremde Volksbestandteile innerhalb unseres Landes ausgeräumt werden müssen. Denn gewaltig muß der Raum sein, der die neue Entwicklung aufnehmen soll, und gewaltig muß der Volksreichtum werden, der diesen Raum dereinst erfüllt und die europäische Kultur gegen den Anprall barbarischer Horden schützt.

Deutsche Freiheit, deutsche Kraft, deutsche Einheit.

Armand Crommelin.

II. Kraft.

(Fortsetzung).

Sehen wir im Laufe der Jahrhunderte die allgemeine Kraft der germanisch-deutschen Völker aus den oben angeführten Gründen eher ab- als zunehmen, so gab es doch von jeher im Leben unserer Völker eine mächtig treibende Welle, die den Einzelnen zum Entfalten edelster innerlicher Kraft drängte; diese Welle war die deutsche Kunst. Auch in den Zeiten des schmachvollsten politischen Verfalls, der schwächlichsten partikularistischen Willkür (worunter, wie gesagt, wir niederländischen Deutschen noch jetzt seufzen) hat die Kunst in allen deutschen Landen ihre große heilende und heilbringende Wirkung geübt, da sie es dem Einzelnen, indem sie ihn zwang, sich in seine eigenste Innerlichkeit zu retten, ermöglichte, die höchste menschliche Kraft zu entfalten und so, wenigstens zum Teil, die mangelnde Würde und Hoheit des Ganzen zu ersetzen. Zwar, auch auf anderen Gebieten hat der einzelne Deutsche durch alle Zeiten Proben manchmal erstaunlichster Kraft gegeben, jedoch verschwinden diese, wie mich dünkt, allesamt, wenn wir sie mit den uns überkommenen Werken wahrer, edler deutscher Kunst vergleichen. Diese nämlich ist Kraft, indem sie das unmittelbare Erzeugnis des geläutertsten Gefühlsbewußtseins ihres Schöpfers darstellt, während andererseits sie bereits vor ihrem Entstehen den Künstler

zum Fassen dieser seiner geläuterten Regungen anregt, welches Stadium in seinem Kunstschaffen wir als das der Empfängnis (Konzeption) zu bezeichnen pflegen. Kunst ist also Kraft gewissermaßen in erhöhter Potenz, weil keine Kunst erzeugt werden kann, ohne daß der göttlich-starke Urtrieb die Vorbedingungen im Künstler entwickelte, der diese urvorhandene, in ihn selbst hineingepflanzte Stärke wiederum in der Form eines göttlichen Wunders der Kunst als höchste und hehrste menschliche Kraft von sich gibt. Wogegen jede andere Kraftäußerung, so groß, edel und nützlich sie uns anmuten mag, in Wahrheit nicht anders denn als eben eine „Äußerung" des zwar wohl vorhandenen und entwickelten, aber nicht notwendigerweise das Innere des betreffenden Menschen auch nur flüchtig berührenden, ihm von außen her überkommenen Stärkebewußtseins betrachtet werden muß, welches, wie wir sahen, nur einen bedingten Wert hat, weil höchste Kraft nur von innen heraus erzeugt und geboren werden kann.

Es ist bezeichnend für die deutsche Kunst wie für die deutsche Kraft, daß der Deutsche zu jeder Zeit die Formen und Gestalten, die er in der Fremde kennengelernt hatte, bei ihrer Übernahme sofort in so hohem Grade mit seinem Geiste durchdrang, daß er aus ihnen deutsche Formen und deutsche Gestalten schuf; dieses gilt in besonderem Maße für die Baukunst und die Bildhauerkunst. Möge der Fremdling sich brüsten, daß wir von ihm so manches erlernt, oder ihm vieles „abgesehen" haben, — bei weitem das meiste, was der rege Verkehr, bereits des frühen, aber besonders des späten Mittelalters und späterer Jahrhunderte mit Italien und Frankreich an künstlerischen Werten uns eingebracht hat, hat den Künstlern zur Anregung gedient, die der deutschen Kunst erst durch den selbständig schaffenden, wahrhaft schöpferischen Geist des deutschen Künstlers zum Gewinn werden konnte. Deutsch sind unsere romanischen und gotischen Bauten, auch solche, bei denen die Kunstgeschichte einen französischen „Einfluß" oder gar eine „Nachahmung" französischer Bauart nachweisen zu können glaubt; deutsch die Kunstwerke, die wir im Zeitalter der Renaissance von deutscher Künstlerhand erschaffen sehen; deutsch nicht zum mindesten der zu Unrecht so vielgeschmähte Barock, der in so manchem herrlichen Baudenkmal auf deutschem Boden für den erhabenen Geist und die hehre Kraft deutscher Künstler zeugt.

Unsere Vorfahren schufen nur was und wie es ihnen ihr Genius eingab; sie konnten nichts hervorbringen, wozu sie nicht durch ihre große künstlerische Kraft gewissermaßen gewaltsam gedrängt wurden; so war es unmöglich (und ist es noch), daß jemals ein wahrer Künstler der Willkür verfalle und sklavisch etwas Gegebenes nachahme; täte er das, er wäre kein Künstler, sondern ein mehr oder weniger geschickter Handwerker. Unsere Altforderen hatten eben nicht den gehetzten, äffischen Drang nach dem Nochnichtdagewesenen, den wir jetzt in so großem Umfange von unfähigen, impotenten Stümpern betätigen sehen, deren aus der Nachäffung

irgend einer wälschen kränklich-modischen Verbohrtheit entstandenen Produkte dem harmlosen deutschen Philister blasphematorisch als „moderne deutsche Kunst" angepriesen werden. Das für den deutschen Künstler Charakteristische ist, wie wir sahen, daß er die sogenannt fremden Formen, die er sich aneignet, durch die er sich anregen, oder, wenn man will, „beeinflussen" läßt, aus eigenster, tiefinnerlicher künstlerischer Kraft sich vollkommen unterwirft, das heißt, sie aus seinem Geiste heraus als ursprüngliche deutsche Kunst ganz neu schafft. Wir werden — sofern es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich und angängig ist — noch zu untersuchen haben, ob und inwiefern man im eigentlichen Sinne von „fremden" Einflüssen auf die deutsche Kunst reden kann, oder ob nicht vielmehr alles, was wir im Laufe der Jahrhunderte den Franzosen, Italienern, Hellenen verdanken zu müssen glauben, in Wahrheit als eine Rückkehr des deutschen, jedenfalls germanischen Geistes zum ursprünglichen Ausgangspunkte seines Entstehens und seiner Entwicklung zu betrachten ist. Doch hiervon später.

Es heißt vielfach, das Entstehen von Werken der Kunst sei von dem Reichtum eines Volkes, oder vielmehr von dem seiner oberen Schicht abhängig, denn nur große Wohlhabenheit ermögliche dem Einzelnen die Ausübung eines Mäzenatentums; da nun Reichtum zunächst in den Ländern sich ansammelt, deren Völker dem Triebe des Kaufens und Verkaufens als Selbstzweck verfallen sind, so wird mit dieser Behauptung sozusagen eine Abhängigkeit der Kunst von dem Handelsgewerbe künstlich hergestellt. Dieses Märchen wird natürlich von dem großen Haufen willig geglaubt; man muß sich nur wundern, daß man es auch in den Büchern ernster Kunsthistoriker antrifft. Nach der Charakteristik, die ich oben von dem Wesen der Kunst und des Künstlers zu geben versucht habe, wird kein vernünftiger Mensch mir ernstlich zumuten, noch an dieser lächerlichen Behauptung festzuhalten. Wo immer in der Welt ein gesteigertes und vertieftes Kunstschaffen zeitlich mit einer Blüte des Geschäftlebens und der Zunahme des Reichtumes zusammenfällt, da ist der Zusammenhang zwischen beiden oder gar eine Abhängigkeit jenes von diesen nur scheinbar vorhanden. Noch nie hat auch der freigiebigste Mäzen einen Künstler geschaffen; nie ward es gesehen, daß ein Pfuscher durch bloße Protektion ein Kunstwerk zustande brachte; wir können vielmehr dreist behaupten, daß niemals ein wahrer, sich seiner Kraft und seiner Würde bewußter Künstler durch einen sogenannten Auftraggeber oder Mäzen sich hat bestimmen lassen, etwas Anderes zu schaffen, als was er und wie er es kraft seines zwingenden Gefühls (also seiner Künstlerschaft) mußte; daß es kein Kunstwerk gibt, welches, auch bei vollständigem Mangel fördernder oder bestellender „Kunstfreunde", oder bei völliger Armut des schaffenden Künstlers und seiner Umgebung, nicht dennoch entstanden wäre; denn wahre Kunst läßt sich eben nicht kaufen; wahre Kunst ist, den entgegengesetzten Ansichten einer Welt von feilen Krämerseelen zum Trotz, kein für Geld zu er-

werbender Gegenstand. Wahre Kunst ist ungeschmälerte, ungebändigte deutsche Kraft, die sich unter allen Umständen einen Weg bahnt und Geltung verschafft, weil sie muß, weil sie nicht anders kann. Dürften wir von allen vorhandenen sogenannten Kunstwerken diejenigen vernichten, die nicht aus einer zwingenden inneren Notwendigkeit entstanden sind, wir würden zwar eine Danaidenarbeit zu verrichten haben, indem die Aufgabe „durch die unerhört gesteigerte Produktion der Jetztzeit" täglich an Umfang zunehmen würde; wir würden auch sehen, daß vieles, was wir für immerhin schätzbare Arbeit halten, verschwinden müßte, aber wir würden die erhabene Befriedigung haben, daß uns nach der Beendigung unserer Arbeit nur das Echte, das Lautere, das Deutsche . . . die Kraft verbliebe. — — Aber ich will nicht weiter in das Land Utopia abschweifen. — Gewiß, ich leugne nicht, daß manche, viele sogar der bedeutendsten deutschen Kunstwerke sozusagen „auf Bestellung" geschaffen worden sind, aber ich leugne ganz entschieden, daß ihr Schöpfer, hätte er nie den „wohltätigen" Besteller gesehen oder gekannt, nicht ein mindestens vollkommen gleichwertiges hehres und edles Kunstwerk, wenn auch nicht genau dasselbe, geschaffen hätte. Wir dürfen den Auftrag, die Bestellung, vorausgesetzt natürlich, daß es sich um ein Werk mächtigster deutscher Kunst handelt, durchaus nicht anders denn als die äußere Veranlassung zu seinem Entstehen betrachten. Der Lohn für eine künstlerische Arbeit darf nicht als eine dem Werke gleichwertige Gegenleistung von seiten des Auftraggebers oder Käufers angesehen werden. Wäre dieses der Fall, so wäre die Kunst einfach Kaufware. Leider sind viele von denen, so sich Künstler nennen, nicht dieser Ansicht; sie bemühen sich vielmehr, ebenso verschlagene Händler zu sein, als sie geschickte Ausführer irgendeiner Ausstattungstechnik sind. Der Lohn oder der Preis (das Honorar!), der für ein Kunstwerk bezahlt wird, gilt dem wahren Künstler durchaus nicht als eine Bezahlung seiner Leistung; er muß, wie wir alle, sein Leben fristen, und zu diesem Behuf ist er — leider! — auf das Nehmen von Geld angewiesen. Unsere Staatsordnung, die ganze Gemeinschaft der Menschen seufzt unter der lasterhaften Geldwirtschaft; unmöglich kann von ihrem Fluche der Künstler ausgeschlossen bleiben. Aber er vermag sich eben aus diesem Fluche durch seine ungeheure, zum Schaffen treibende innere Kraft zu erretten; schon die Erkenntnis des fluchwürdigen Lasters bedeutet die Errettung aus seinen Krallen. Die menschliche Gesellschaft, wie sie nun einmal beschaffen ist, vermag die Sonderstellung der Kunst und des Künstlers nicht zu verstehen; sie begreift nicht, daß sie nach einem ungeschriebenen Gesetze die heilige Pflicht hat, den Künstler, der ihr in überschwänglich erhabener Kraftentfaltung sein Bestes und Größtes in unerschöpflicher Fülle gibt, ja, gibt, damit es ihr Bestes werde und bleibe, von jeder kleinlichen Sorge um seine bürgerliche Existenz, seine tägliche Notdurft zu entheben. Nur so könnte er ganz seiner edlen Bestimmung leben, und man sollte meinen, daß er

nur, von materiellen Sorgen ganz enthoben, das Höchste leisten könne, wozu er berufen. Wir wissen aber aus ungezählten Beispielen, daß die bürgerliche Gesellschaft ihrer Ehrenpflicht gegen die größten Künstler aller Zeiten fast nie gerecht geworden ist, und daß diese Herrlichen dennoch das Erhabenste, wozu sie berufen waren, unter nie geahnten Leiden vollbracht haben. Sie vermochten es nur durch die überwältigende, ihre äußerliche Person fast verzehrende innere Kraft, die in ihnen und in ihren unsterblichen Werken sich offenbarte. Die Welt aber glaubt — wenn sie allenfalls einmal einen lebenden Künstler gelassen „anerkennt" — sich ihrer Pflicht gegen ihn und gegen die Kunst entledigen zu können, indem sie ihm seine Werke „abkauft" oder ihn für sich „arbeiten läßt".

Die wirklich deutschen Künstler fühlen und erkennen zwar ihr Verhältnis zu der Welt; manche empfinden wohl auch bitter ihren völligen Mangel an Verständnis und Pflichtgefühl, aber sie vergelten nicht Gleiches mit Gleichem; gelassen und selbstlos schaffen sie ihre Werke, getrieben durch ihre stahlharte innere Kraft; sie schenken ihr Heiligstes, ihr Bestes der überlegen sie mißachtenden Welt; dafür sind sie Deutsche und Künstler. Haben nicht Bach, Mozart, Beethoven, Richard Wagner den größten Teil ihres kostbaren Erdendaseins unter den unerhörtesten Leiden vollbracht? Und dennoch, auch ohne „Bestellung", „Auftrag", „Protektion" die hehrsten deutschen Kunstwerke geschaffen? Hat man nicht Rembrandt in tiefster Armut verkommen lassen und sich um Frans Hals auch erst lange nach seinem Tode gekümmert?! Hat Shakespeare nicht ein elendes Wanderkomödiantendasein fristen müssen, und sind nicht die Namen der Meister von vielen der erhabensten Baudenkmäler deutscher Lande auf ewig der Vergessenheit anheim gefallen, während diejenigen der Bischöfe, Fürsten und anderer Herren, die die Bauten durch ihr oder ihrer Völker Geld ermöglichten, uns genau überliefert worden sind?! Doch ich will dieses unerquickliche Thema nicht weiter bis in all seine Folgerungen ausspinnen; es hat vielleicht für die Kunst auch sein Gutes, daß die Welt nun einmal so sich dem Künstler gegenüber verhält und nicht anders; jedenfalls kann uns dieses Verhalten lehren, die Kraft und die Würde der Kunst und des deutschen Künstlers als ausschließlich von innen kommend zu erkennen. Und dann hat das Unverständnis der Welt in bezug auf die deutsche Kunst und die Künstler dieses Gute, daß sie sich ganz frei und unabhängig haben entfalten können; daß wir also bei der Betrachtung oder der Aufnahme eines deutschen Kunstwerkes die unumstößliche Gewißheit haben: dieses Kunstwerk muß so sein und nicht anders; es mußte aus innerer Naturnotwendigkeit entstehen; wäre es ein Produkt der Laune oder der Willkür, es hätte eben unter so schwierigen Verhältnissen nicht das Licht der Welt erblicken können.

Von Richard Wagner, der wohl am schwersten unter dem törichten und frevelhaften Unverstand der Welt gelitten hat, weil er ihn deutlicher

als alle seine Vorgänger erkannte, besitzen wir eine Menge klarer und bedeutender Äußerungen über das, was der Künstler von seinen Freunden erwarten darf und muß. Er verlangt keinen materiellen Lohn, kein Geld, das er wohl wie keiner verachtete, sondern nur die Möglichkeit, sich die Lust und die Muße zur Arbeit ungestört zu erhalten. Immer wieder kehrt diese doch wahrlich nicht übertriebene Forderung zurück; so u. a. in dem Briefe an Franz Liszt aus Venedig vom 5. Dezember 1858: „Alles, was die Welt, oder meine ‚Bewunderer und Verehrer' — wie ich es so oft hören muß — für mich tun könnten, wäre, einen ernsten und teilnahmvollen Blick auf meine ganze Lebenslage zu werfen, und nach Kräften dann bemüht zu sein, mein wirklich schweres Leben mir so leicht zu machen, daß ich Lust und Muße zur Arbeit mir ungestört erhielte. Nichts brauche ich als das. Dazu gehört aber ein anderes Wesen, als dieses mir bis jetzt bekannt gewordene." — Und dann das herrliche Wort des Meisters in demselben Briefe an seinen verständnisvollen Freund: „Ob ich z. B. meine Nibelungen je aufführe oder nicht, ist mir im tiefsten Grunde durchaus gleichgültig; deswegen werde ich sie doch vollenden, denn meine Begeisterung und Kraft zu solchen Arbeiten schöpfe ich nicht aus Hoffnungen, zu deren Verwirklichung ich gewisse Menschen nötig haben müßte." In diesen wenigen Worten gipfelt der edelste Idealismus, welcher einzig eines seiner ganzen Kraft bewußten Künstlers und Deutschen würdig ist.

Betrachten wir die Werke der zumeist dem Handwerkerstande und einer seiner Zünfte angehörenden bildenden Künstler des frühen und späteren Mittelalters, so finden wir auch bei ihnen, oder vielmehr gerade bei ihnen, die naturwüchsige Kraft ihres Innenlebens überzeugend zum Ausdruck gebracht. Was verschlägt es, ob ihr technisches Können sehr oft nicht mit ihrem künstlerischen Wollen gleichen Schritt zu halten vermag, ob ihre Kenntnis der Anatomie des menschlichen Körpers manchmal eine verblüffend geringe, die Anordnung des Faltenwurfs häufig eine gewollte und naturwidrige ist; was tut es, daß ihre Technik hie und da versagt, wo es gilt, eine Aufgabe der Perspektive zu lösen, oder daß das Verhältnis ihrer Figuren untereinander und zum Hintergrunde nicht selten ein verfehltes ist? Die uns überkommenen Werke der mittelalterlichen Plastik und der Malerei bedeuten für uns ein so kostbares Vermächtnis deutschen Gefühlslebens und deutscher Innerlichkeit, daß sie uns eine wertvollste Handhabe zur Bestätigung unserer begeistert-huldigenden Empfindung von der überschwenglich erhabenen, einzig der Kunst und dem Künstler eigentümlichen Kraft bieten. Denn der seelische Ausdruck des Leidens, der Freude, der Seligkeit, des Glaubens, des Heldentums ist es, der uns bei so manchen dieser Werke so mächtig berührt und nachhaltig erschüttert. Glaubt man etwa, daß die Fähigkeit, eine solche Wirkung noch nach Jahrhunderten oder nach mehr als tausend Jahren hervorzubringen, den vielfach unbekannten Meistern dieser Werke von etwaigen „Auftraggebern" oder „Mäzenen" eingepflanzt worden sei?! —

Wie rührend ist z. B. der Ausdruck des würdigsten Leides und des sorgenvollen Ernstes auf dem Antlitze des Heilands am großen Eichenholzkruzifix im St. Blasius-Dome zu Braunschweig. Es ist ein Werk eines unbekannten Meisters von fast kindlicher Naivität in der Ausführung; wahrscheinlich um das Jahr 1000 entstanden; aber gerade die anspruchslose Schlichtheit des Ganzen läßt den Kopf als das einzige der Beachtung werte scharf hervortreten: es ist als ob der Heiland, seiner eigenen Leiden vergessend, von schwerer Sorge um die Zukunft der Menschheit gequält wird. — Wenn auch nicht jeden sein Weg nach Braunschweig führt, wo er das Kunstwerk — ich möchte sagen — leibhaftig anschauen kann, so ist es doch gewissermaßen jedem Deutschen zugänglich, da es in dem Heft „Deutsche Plastik des Mittelalters" der „Blauen Bücher" aus dem Verlage von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig (Preis des Heftes 1,80 M.) abgebildet ist; wie denn überhaupt dieses Heft für den Laien eine Fülle wertvoller Bilder enthält, die geeignet sind, gerade dem Neuling auf diesem Gebiete Lust zu machen, tiefer in den Stoff einzudringen und sich eingehend über diesen wichtigen Abschnitt deutscher Kunstgeschichte zu unterrichten.

Die ebenfalls von einem unbekannten Meister herrührenden Apostel- und Prophetenreliefs an der Nord- und Südseite des Georgenchores des Domes zu Bamberg fordern in steigendem Maße unsere staunende Bewunderung heraus. Arthur Weese nennt in seinem schönen Werke „die Bamberger Domskulpturen" ihren Schöpfer kurzweg: den Meister des Georgenchores. Ich wollte, ich könnte an dieser Stelle für diejenigen meiner freundlichen Leser, die diese Reliefs noch nicht aus eigener Anschauung oder von Abbildungen her kennen, die ganzen diesbezüglichen Tafeln aus der Mappe: „Abbildungen zu Arthur Weese", „die Bamberger Domskulpturen" reproduzieren; denn die von Weese angeordnete Reihenfolge, die uns zuerst die ganze Wandfläche mit den betreffenden Reliefs, dann die paarweise aufgestellten Gruppen, die einzelnen Figuren und zuletzt die charaktervollsten Einzelköpfe zeigt, ist vorzüglich geeignet, uns die aufsteigende Linie in der Entwicklung des Künstlers, seine wachsende Kühnheit und Sicherheit in der Behandlung des Materials und in der Führung des Meißels klar zu machen. Wir ersehen daraus, daß er bei der Darstellung der zuerst entstandenen, an der Südseite des Georgenchores angebrachten Apostelreliefs noch etwas befangen und unsicher gewesen zu sein scheint. Ganz abgesehen von der noch recht bescheidenen Technik der Ausführung, hat der Ausdruck des Seelischen und infolgedessen die innere Kraft des Ganzen unter dieser ursprünglichen Befangenheit des Künstlers gelitten. „Gelitten" ist hier eigentlich nicht der rechte Ausdruck: die innere Kraft des Ganzen sollte sich erst durch die Arbeit an diesen Apostelreliefs und während ihr entwickeln; wir können demnach diese Arbeit als die Vorstufe ihrer vollen Entfaltung betrachten. Es ist sehr der Beachtung wert, daß bei den aus

späterer Zeit stammenden Prophetenreliefs an der Nordseite des Bamberger Georgenchores zugleich mit der Darstellung des Seelischen der Fortschritt in der Ausführung des Technisch-Äußerlichen Hand in Hand gegangen ist. Sahen wir, daß bei dem großen Braunschweiger Kruzifixus dieses Technische noch vollkommen in den Hintergrund tritt, und daß gerade hierdurch die Möglichkeit einer erschütternden Wirkung des Seelischen eigentlich erst geschaffen wird, so finden wir bei der Gegenüberstellung der — einer viel späteren Zeit angehörenden — Bamberger Apostel- und Prophetenreliefs das gerade Gegenteil: bei den — früheren — Aposteln mit einem verhältnismäßig noch wenig entwickelten Aufwand an Stilisierung der äußeren Erscheinung zugleich ein noch ungenügend ausgebildeter Ausdruck des Seelischen, welcher eine noch nicht zur vollen Reife gelangte innere Kraft des Künstlers verrät; wogegen wir in den Prophetenreliefs neben einer bedeutend höher entwickelten stilistischen Behandlung des Ganzen, besonders der Gewandung und des Haupthaares, eine mächtig gesteigerte künstlerische Kraft in dem Ausdruck der Gesichter wahrnehmen können. Hier geht also die Befestigung der eigentlichen Künstlerschaft des Meisters mit der Zunahme seiner Erfahrung des Äußerlichen und seines technischen Könnens Hand in Hand.

Die Figuren, sowohl der Apostel als auch der Propheten sind in Gruppen zu je zwei Personen angeordnet; diese Anordnung, ihre Haltung und ihre Gebärde deuten uns mit Sicherheit an, daß die Personen in einem lebhaften Zwiegespräch, wohl gar in einem Disput oder eifrigen Wortstreite begriffen sind. Aber welch ein großer Unterschied im Ausdruck der Bewegung und der Leidenschaft zwischen den Reliefs der Süd- und denen der Nordseite des Georgenchors! Dort, bei den Aposteln noch eine durch die Befangenheit des Meisters bedingte Mattheit der Gebärde, was wie auf eine mangelnde Überzeugungskraft des Wortes und des Gedankens hinzudeuten scheint; hier in den von Überzeugungseifer leidenschaftlich durchglühten Prophetenköpfen dürfen wir sozusagen die verkörperte ausgereifte Künstlerschaft des Meisters bewundern. Welch eine Bedeutung spricht zum Beispiel aus dem Kopfe des Propheten Jonas! Wie scheint der im Halbprofil Dargestellte seinen Gegner Hosea mit dem Auge zu durchdringen! Geistiges Ringen, mühsam verhaltene, dem Ausbruche nahe Leidenschaft spiegelt das herb, aber durchaus edel geschnittene Antlitz wieder. Hosea wirkt ebenfalls sehr bedeutend; er unterstreicht gleichsam seine mit eindringlichem, nicht mehr ganz sanftem Ernste vorgebrachte Rede mit dem auf Jonas gerichteten Zeigefinger; auch sein Antlitz spiegelt den Kampf um eine mit Inbrunst verfochtene Überzeugung wieder, wobei man nur bemerken könnte, daß die stark stilisierten Haare vielleicht um ein weniges der Wirkung der tiefsten vergeistigten Innerlichkeit Abbruch tun. — Angesichts solcher frühen Wunder höchster deutscher Kraft verschwinden die technischen Unzulänglichkeiten und anatomischen Unmöglichkeiten einzelner Figuren

fast völlig. Wir dürfen — um unsere bereits etwas zu breit ausgesponnenen Ausführungen über einen Unterteil des Ganzen nunmehr auf die eine der beiden hier hervorgehobenen Prophetenfiguren zu beschränken — mit ruhigem Gewissen übersehen, daß der Künstler dem Hosea eine unnatürlich starke Leibeswölbung gegeben und ihn in einer unmöglich gespreizten und verdrehten Stellung hingestellt hat, indem er dessen unterer Partie — also den Beinen und Füßen — eine derjenigen des Oberkörpers diametral entgegengesetzte Richtung gegeben hat; wir verstehen allerdings, daß der „Meister vom Georgenchor" hiermit die Bewegung hat andeuten wollen, mit der Hosea, im Abgehen, sich noch einmal, gleichsam in eindringlich überredender Absicht, zu seinem Disputgegner Jonas umwendet. Hier ist freilich das künstlerische Wollen stärker gewesen als das technische Können und die anatomische Kenntnis, und dennoch ist der künstlerische Zweck vollkommen erreicht: der Beschauer fühlt und weiß genau, was der Schöpfer des Werkes hat sagen wollen; und darauf kommt es schließlich an.

Nicht durch das kleinliche Nachspüren technischer Unvollkommenheiten werden wir für die künstlerische Kraft unseres Volkes Verständnis erlangen, sondern durch das stete, unaufhörliche Streben, uns ehrfürchtig und liebevoll in den geistigen Gehalt der uns von deutschen Meistern bescherten Kunstwerke zu versenken, durch das unaufhaltsame heiße Bemühen, unseren Geist und unser Gefühl zu gleichem oder ähnlichem Empfinden wie die Schöpfer der von uns gehüteten und bewunderten, aber leider nur zu oft in ihrer herrlichen, deutschen Kraft und Größe nicht genügend verstandenen und gewürdigten Kunstwerke aufzuschwingen. Ich habe hier so ausführlich bei den Prophetenreliefs des Georgenchores des Bamberger Domes verweilt, weil ich sowohl durch eigene Anschauung an Ort und Stelle als auch durch eingehendes Studium der vortrefflich angeordneten und ausgeführten Tafeln zu Arthur Weeses vorerwähntem Werke, zu der Erkenntnis gekommen bin, daß diese Werke mit an erster Stelle zu den stärksten und frühesten Zeugen innerer und innerlicher, sozusagen verhaltener deutscher Kraft gehören. Außer den Namen haftet den Dargestellten tatsächlich nichts Undeutsches an. Ihr Mienen- und Gebärdenspiel verrät zwar tiefste Erregung und Leidenschaft, aber nirgends erblicken wir auch nur das geringste „Fremde" in diesen Mienen und Gebärden; keine ungebändigte Aufregung oder geschwätzige Alltäglichkeit, die doch nur Schwäche und Unfähigkeit verraten würden, äußern sich in Haltung und Gesichtsausdruck der streitenden Personen; der Künstler hat hier seine Meisterschaft in der weisen Beschränkung gezeigt, die durch den erzielten Eindruck der verhaltenen, gebändigten Leidenschaft, der gemeisterten Erregung zur stärksten Ausdrucksmöglichkeit gewaltiger innerer Kraft wird. Wir können die in diesen bedeutenden Köpfen zur Erscheinung kommende scheinbare äußere Ruhe bei innerer stürmischer Erregung, das durch weise Beschränkung erreichte klare Ebenmaß ihrer Linien gewissermaßen als klassisch für den

Stil der deutschen bildenden Kunst bezeichnen. Kein Undeutscher hätte das vermocht. Die klassischen Werke des hellenischen Altertums haben mehr allgemeines Ebenmaß indem die Künstler der Antike die äußerliche Form nicht nur besser als wir, sondern überhaupt vollkommen beherrschten; die Erzielung des auf innerer Kraft und Klarheit, auf geläutertem und starkem Seelenleben beruhenden Ebenmaßes sollte dem deutschen Künstler vorbehalten bleiben. (Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge der Germanenforschung in Deutschland.

(1500—1550.)

Theobald Bieder.

„Nun aber die weil wir nichts gantzes von der alten Teutschen nation mögen han, wöllen wir dannocht das klein wenig und die stück, die wir darvon finden nit lassen verderben, sunder zuosamen lesen und in eeren halten, dann es trifft an die ere unsers vatter lands und unser vorfaren, so vor tausent ja zwei tausent jaren diss land yngewont hand, und durch manch mittel person uns geboren, unnd durch vil herte arbeit das ruch und einödig ertrich geschlacht und fruchtbar gemacht, das sie wild und wüst zuom ersten gefunden und ingenommen hand. Sie hand uns für gefochten und unsert halb übel zeit gehabt, bis sie das onerbauwen ertrich zuo gericht hand, und zuo menschlicher wonung geschickt gemacht."

Wohl kein anderer Satz als dieser 1544 von Sebastian Münster geprägte kann besser das lebhafte Interesse des 16. Jahrhunderts an der germanischen Frühzeit charakterisieren und zugleich schärfer den schmerzlichen Verzicht auf das in Verlust geratene wissenschaftliche Gut aussprechen.

Nicht immer wies die germanische Altertumsforschung jener Zeit diese klare Besonnenheit auf, und man hat ihr nicht selten den Vorwurf gemacht, daß sie im Gegensatze zur italienischen Geschichtsschreibung — als ihrem Vorbilde — der Phantasie allzusehr habe die Zügel schießen lassen. Gewiß: mit nüchterner Wissenschaftlichkeit und kritischer Analyse sind unsere ersten Germanisten im allgemeinen nicht zu Werke gegangen. Sie hatten sich erst alle Grundlagen ihres Forschungsgebietes im wahrsten Sinne des Wortes zu erobern, und sie taten es mit jugendlichem Ungestüm und vaterländischer Begeisterung. Die italienische Geschichtsschreibung dagegen hatte als Fortsetzung der römischen den Vorzug der — wie man annahm — ununterbrochenen uralten Tradition, und ihre Quellen flossen darum ruhiger. Und dieser südländischen Überlieferung hatte die germanische Renaissance ihr ureigenstes Gebiet abzuringen, denn schließlich waren es doch die Geschichtsschreiber des klassischen Altertums, allen voran die 1473 zum ersten Male auf deutschem Boden (in Nürnberg) erschienene Germania des Tacitus,

die der jungen Germanenforschung die erste Grundlage und den ersten Stoff zu bieten hatten. Dieser selbständigen Schrift schlossen sich die bei den römischen Schriftstellern (ich nenne nur die hauptsächlichsten) Cäsar, Mela, Solinus, Plinius, Ammianus Marcellinus, bei den griechischen Strabo und Ptolemäus sich findenden Berichte und Beschreibungen an. Das besonders für die Kenntnis der römischen Kriege in Germanien wichtige Werk des Vellejus Paterculus wurde erst 1520 von Beatus Rhenanus nach einer inzwischen wieder verlorenen Murbacher Handschrift herausgegeben[1]).

So liegt denn die eigentliche Wurzel des deutschen Humanismus ebenfalls in Italien, und es ist schon aus diesem Grunde kein Wunder, daß auch die glänzendsten Schriftsteller jener Epoche nicht frei von inneren Widersprüchen wurden und daß sie das, was an dem durch Griechen und Römer überlieferten Bilde Germaniens etwa fehlen mochte, wohl auch durch eigene Forschung, gelegentlich aber auch durch das Spiel der Phantasie zu ergänzen suchten. Dabei genügt es nicht, die Humanisten eines Dualismus zu zeihen — den man ja vielleicht darin erkennen mag, daß sie zumeist einen germanischen Inhalt in eine lateinische Form gossen —, man ist versucht, hier sogar einem „Trialismus" das Wort zu reden. Die geistigen Gegensätze waren gegeben durch die klassische Überlieferung, die bestehende Kirche und das germanische Heidentum, denn daß im deutschen Humanismus „eine echt heidnische Gesinnung, ein Widerspruch zum Christentum"[2]) zum Ausdruck kam, ist bei der Mehrzahl der in Frage kommenden Gelehrten nicht in Zweifel zu ziehen. Aber gerade eine solche an inneren Widersprüchen reiche Zeit entbehrt nicht eines geheimen Reizes, denn wenn es dem Einzelnen nicht gelang, die Gegensätze in sich zu vereinigen und auszugleichen, so konnte die einzelne Richtung durch die fortwährend gegebene Problem- und Kampfesstellung nur gewinnen, indem sie gezwungen war, ihr letztes und bestes zu enthüllen. Den praktischen Erfolg trug schließlich, wenn dies auch durchaus nicht im Sinne mancher Humanisten lag, die kirchliche Reformation von dannen.

Bedeutete aber das Zurückgehen in die Vergangenheit nicht ein Ausweichen vor der Gegenwart? Nicht selten begegnet man ja in geschichtsphilosophischen Betrachtungen der Ansicht, daß ein Volk sich nur zur Zeit seines Niedergangs auf seine früheste Vergangenheit zurückbesänne, um aus ihr etwa verlorene Kräfte zurückzugewinnen. Dieser Vorwurf kann indessen unseren ersten Germanisten gegenüber nicht standhalten. Im Gegenteile: Gerade an den politischen Kämpfen der Gegenwart entzündete sich das Interesse an der heimischen Vergangenheit. Die Gedanken, die Jakob

---

[1]) „Quin et nulla praeterquam Paterculi nuper inventa extat historia, quae Quintilii Vari cum legionibus internitionem explicat", schreibt Wilibald Pirkheimer am Anfange seiner Germania, 1530.

[2]) Vergl. Emil Reicke in seiner Monographie über den Gelehrten, S. 70.

Wimpheling in seiner 1501 erschienenen Schrift „Germania“ [1]), die fünf Jahre später Konrad Peutinger in den „Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur“ [2]) niederlegte, entsprangen doch schließlich nahezu denselben politischen Verhältnissen, die drei Jahrhunderte später Ernst Moritz Arndt zur Abfassung seiner berühmten Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ veranlaßten. Die Deutschheit des Elsasses — im Gegensatze zu französischen Ansprüchen —, die Deutschheit des linken Rheinufers überhaupt von altersher geschichtlich nachzuweisen, war der besondere Zweck beider Schriften.

Im Jahre 1505 erschien Wimphelings größeres Werk „Rerum germanicarum epitome“, das seinen Verfasser trotz aller Begeisterung für die Taten der Deutschen doch von italienischen Quellen abhängig zeigt. Seinen Wert behält es als ersten Versuch, die deutsche Geschichte im Zusammenhang darzustellen. Vielleicht hat es gerade aus diesem Grunde — denn für die Mängel des Buches konnten schon die unmittelbar folgenden Geschlechter nicht mehr blind sein — mehrere Auflagen erlebt. Von den in meinem Besitze befindlichen Ausgaben von 1532 (Hervag in Basel) und 1594 (zu Hanau) scheint mir die letztere den reineren Text zu bewahren. So gern wir in Wimpheling einen wackeren Vorkämpfer des Germanentums ehren, so müssen wir doch auch bekennen, daß er sein Gebiet nicht ganz folgerichtig durchgearbeitet hat. Die politischen und kirchlichen Verhältnisse seiner Heimat nahmen seinen Geist und seine Tätigkeit anders in Anspruch.

Peutinger dagegen finden wir bald als Haupt des glänzenden Augsburger Humanistenkreises. In der Augsburger Vergangenheit schienen sich römisches und germanisches Leben seltsam mit einander zu vermischen. „Augsburg ist der erste Mittelpunkt des römischen Lebens geworden, in den reichen Tälern und Ebenen, in die der römische Eroberer aus den rauhen Alpenhöhen herabgestiegen war.“ [3]) Es ist dem gegenüber interessant, festzustellen, daß Augsburg eine der ersten Städte war, in denen germanische Wissenschaft die Augen aufschlug. Ja, kein geringerer als Beatus Rhenanus berichtete 1531 in einem Briefe an Amerbach: „Conradus Peutingerus — certe vir optimus et mihi quoque propter exhibitam anno superiori, in *πανγερμανικῇ* illo apud Augustam concilio, non vulgarem humanitatem peculiariter praedicandus.“ [4]) Also eine pangermanische

---

[1]) Übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ernst Martin, Straßburg (Trübner) 1885.

[2]) In einer späteren Auflage (1684) heißt der Titel „Sermones convivales de finibus Germaniae contra Gallos“.

[3]) „Römisches in Deutschland“ von E. Hübner in der „Deutschen Rundschau“, Bd. XLVIII, 1886.

[4]) Dieser Brief ist unter dem Titel „dissertatio epistolica de originibus Gothicis“ der Ausgabe der „Sermones convivales“ Peutingers vom Jahre 1684 beigefügt. Der erste Druck erfolgte in der 1551 bei Hervag erschienenen Prokop-Ausgabe (de rebus Gothorum, Persarum ac Vandalorum). Diese Ausgabe hat mir bisher nicht vorgelegen.

Vereinigung in Augsburg! Der Ausdruck „pangermanisch", der hier wohl zum ersten Male in der Literatur erscheint, ist bezeichnend für das lebhafte Interesse, das man der germanischen Vergangenheit entgegenbrachte.

So wurde denn Augsburg ein ähnlicher wissenschaftlich-germanistischer Mittelpunkt wie etwa Wien (hier angeregt durch Conrad Celtes) und Nürnberg (Willibald Pirkheimer), von dem aus man bestrebt war, das alte Germanien im neuen zu finden, d. h. das von den antiken Klassikern überlieferte Bild wiederherzustellen und es der Gegenwart anzupassen. Dazu mochte wohl auch die Geographie des Ptolemäus mit ihren verführerischen Städte-Angaben im alten Deutschland verlocken;[1]) in erster Linie war es aber doch die Germania des Tacitus, auf die man im wesentlichen alle Erscheinungen zurückzuführen suchte; sie war es, die die deutschen Humanisten zu dem glühenden Patriotismus begeisterte, der mit der wissenschaftlichen Erforschung der germanischen Vorzeit im 16. Jahrhundert innig verbunden war. Merkwürdig und bezeichnend genug, daß die erste Übersetzung der Germania ins Deutsche erst 1535 erschien!

Solange die taciteische Germania die einzige reichlicher fließende Quelle für das germanische Altertum blieb, schloß man sich der Ansicht des Tacitus an, nach welcher die Germanen „indigenae", Urbewohner ihres Landes waren. Wir treffen zunächst den berühmten Conrad Celtes, der seine Lehren in Gedichtform verkündete,[2]) und den Schwaben Heinrich Bebel auf diesem Pfade. Auch Beatus Rhenanus hat sich dieser Lehre anfänglich angeschlossen. Noch Anfang 1526 schrieb er dem Aventinus: „Ego omnes gentes Germaniae indigenas crediderim, saepius tamen loca ob aviditatem bellorum praedaeque et cultioris soli gratia commutasse alioque migrasse."[3])

Conrad Celtes war bedeutend als Anreger, er sorgte für das Zustandekommen der wissenschaftlichen „Sodalitäten" in Deutschlands Kulturzentren, als deren erste literarische Frucht die schon erwähnten Sermones convivales Peutingers anzusehen sind, und plante die Herausgabe der

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit hinweisen auf Heft 2 und 3 des von Fr. C. H. Kruse herausgegebenen Archivs für alte Geographie usw., 1822, und auf die m. E. abschließenden Untersuchungen von Georg Holz „über die germanische Völkertafel des Ptolemaeus", Halle 1894.

[2]) „Gens invicta manet toto notissima mundo,
Terra ubi se devexa globo demittit in arcton,
Solis et algoris patiens durisque laboris
Ingrata ignavam vitae tolerare quietem,
Indigena: hand alia ducens primordia gente:
Sed coelo producta suo."

Die älteste Ausgabe dieser Gedichte in meinem Besitze stammt aus dem Jahre 1511; sie ist einer unkommentierten Ausgabe des „Berosus" angegliedert. Derselbe Band enthält auch die Germania des Tacitus.

[3]) Mitgeteilt von Max Lenz im Anhange seiner „Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation", 1895, S. 28.

„Germania illustrata", einer topographischen Beschreibung Deutschlands, die auch die geschichtliche Verbindung mit der Vergangenheit herstellen sollte. Ehe der Plan ausgeführt wurde, starb Celtes (1508), nur die Ankündigung desselben hat er uns am Schlusse seiner Beschreibung des hercynischen Waldes hinterlassen. Vielleicht darf man seine der Exegesis Germaniae des Irenicus angegliederte Beschreibung Nürnbergs als ein Bruchstück der Germania illustrata betrachten. Die Idee selbst erlosch mit seinem Tode nicht: Beatus Rhenanus und besondes Aventin und — in weiterem Sinne — Sebastian Münster waren ihre Erben. Den Namen „Germanen" sah Celtes für römisch an und erklärte ihn als „Brüder":

„Germanos vocitant Itali, Graii sed adelphos."

Auch diese Erklärung teilt er mit Heinrich Bebel.

In Heinrich Bebel kommt die Doppelnatur eines germanistisch gerichteten Humanisten deutlich zum Ausdruck. Er ist ängstlich bemüht um die Reinigung und Reinerhaltung der durch das Mittelalter verdorbenen lateinischen Sprache, fügt seinen Commentariis epistularum conficiendarum eine Abhandlung „De abusione linguae latinae apud Germanos" bei und schreibt daneben Abhandlungen, die in ihrer hinreißenden Begeisterung zu dem Schönsten gehören, was je zum Lobe Deutschlands und seiner Weltstellung geschrieben worden ist.[1]) Um gleich die Beziehung zum gegenwärtigen Weltkrieg herzustellen, schreibe ich hier einen Satz aus seiner „Oratio ad regem Maximilianum de laudibus atque amplitudine Germaniae" (1501) aus: „Paucae sunt gentes in vasto terrarum orbe, quae non aliqua ex parte Germanicum martem sunt expertae vel saltem nostrum nomen non formidaverint." Zu seiner Abhandlung „Germani sunt indigenae" scheinen ihn die damals umlaufenden, durch eine literarische Erfindung (Hunibald) des Johannes Trithemius in ein wissenschaftliches Gewand gekleideten Fabeln vom trojanischen Ursprung der Franken veranlaßt zu haben, die er natürlich ablehnt. Dem Germanentum zeichnet er einen großen Bereich, den er in seiner Rede zum Lobe Germaniens auch auf Skandinavien ausdehnt. Es heißt daselbst: „In Baltes mari (quod melius Suevicum a Suevis et Suevo monte ut post dicam diceretur) insulae sunt multae ipsius Germaniae et praesertim Scandinavia olim clarissima, unde Gotthos exisse omnes eruditi inter recentiores scriptores affirmant." Diese Stelle ist um so mehr beachtenswert, als damals eine der hauptsächlichsten Quellen, der Jordanes, noch nicht im Druck erschienen war. Doch war Jordanes schon dem Mittelalter nicht unbekannt geblieben. Unter anderen brachten die etwa 1260 entstandene spanische Geschichte des Rodericus Toletanus und die Ursperger Chronik Auszüge aus ihm, die vermutlich keine späteren Einschaltungen sind. So konnten denn auch die einflußreichen italienischen Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts, Lionardo Bruno und Flavio

[1]) Ich berichte hier nach einem Sammelbande Bebelscher Reden und Schriften, der 1509 zu Pforzheim erschienen ist.

Biondo den Jordanes in ihren Werken benutzen, und von ihnen aus mag die Kenntnis seiner Auffassung vom Ursprung der Goten wieder nach Deutschland gekommen sein. „Skandinavien als Insel" entspricht dem vom Altertum überlieferten Bilde; es stimmt auch mit der der bekannten Chronik Hartmann Schedels (1493) beigefügten Landkarte überein. Selbst die Picten und die Schotten sind nach Bebel germanische Völker, und er hätte sich dabei auf Tacitus, Agricola, Kap. XI[1]), berufen können. Daß ihm bei seinen Germanisierungen auch einige Fehler unterlaufen sind, ist nur natürlich; es ist aber besonders in bezug auf die Kelten zu berücksichtigen, daß das Altertum selbst wohl kaum jedesmal genaue Unterscheidungen zwischen Kelten und Germanen treffen konnte, und daß „Kelten" ebenso wie „Skythen" sehr oft nur ein Verlegenheitsbegriff ist.

Man fühlt bei Bebel heraus: er möchte die Entwicklung deutscher Geschichte aus sich selbst heraus gestaltet zu sehen. Er steht aber damit doch nicht ganz allein da. Seine Klage, daß den Deutschen die Geschichtsschreiber fehlten (conqueror Germanis nunquam animos sed scriptores defuisse) teilt ja auch Pirkheimer, wenn er auf die Mangelhaftigkeit der antiken Quellen und den gänzlichen Mangel heimischer Quellen hinweist (cum veteres Germani bellis potius quam literis operam impenderint — genau dem Bebelschen Gedanken entsprechend). Pirkheimer fährt dann fort: „Quid enim Graeci praeter fabulas de Germanis scripserunt? Romani vero, quoniam ubique fere propriae studuerunt gloriae, non tam gesta sua maximis extulerunt landibus, quam incommoda a Germanis accepta callide texerunt."[2])

Unmittelbar neben Heinrich Bebel möchte ich den kampfesfrohen Ulrich von Hutten nennen, der zwar nicht wie seine Zeitgenossen Bebel, Peutinger usw. ernsthaft in der deutschen Urgeschichte gearbeitet hat, der aber durch seine prachtvollen Kämpfe gegen die römische Hierarchie und für die nationale Würde des deutschen Volkes sicher klärend und reinigend gewirkt hat. Nüchterne Geschichtsforschung lag ihm fern, aber mit sicherem Griffe holte er den trefflichsten Helden des germanischen Altertums, Arminius, heraus und stellte ihn in einem Dialog plastisch vor die Augen der Leser. Die 1515 erstmalig erschienenen fünf ersten Bücher der taciteischen Annalen mögen hier befruchtend gewirkt haben. Erst nach Huttens Tode, im Jahre 1529, erschien der „Arminius".

---

[1]) „Rutilae Caledoniam habitantium comae, magni artus Germanicam originem adseverant."

[2]) Pirkheimers Germania, ein schmales Bändchen, erschien in erster Auflage 1530 zu Nürnberg. Sie enthält eine kurzgefaßte Geographie Deutschlands und der ehemals von Germanen eroberten Teile Europas. Dann wird ganz kurz über die außereuropäischen Länder berichtet, und die letzten zwei Seiten beschäftigen sich mit den „insulis nuper ab Hispanis inventis" (Amerika). Der ganze Titel der Schrift lautet: Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio.

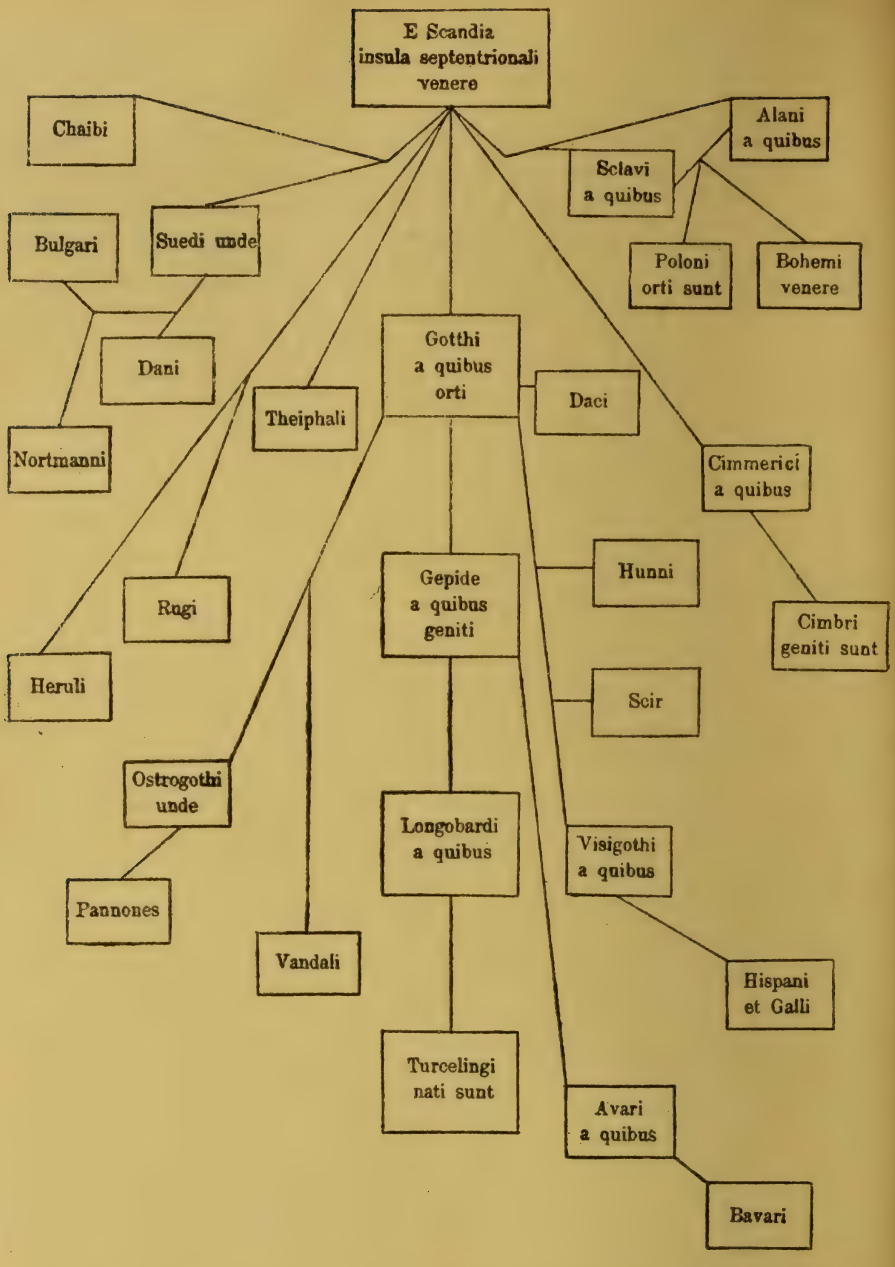
In jener Zeit, in der oft empfundene Entdeckerfreude sich mit scharfer, philologischer Arbeit paarte, wurde die wissenschaftliche Welt häufig durch Ausgabe ihr bisher unbekannter alter Schriftsteller überrascht. Im Jahre 1512 erschien zu Paris die Frankengeschichte des Gregor von Tours, 1514 am gleichen Orte die Langobardengeschichte des Paulus Warnefridi und die Gesta Danorum des Saxo Grammaticus, welch letzterer — in Verbindung mit dem damals noch ungedruckten Adam von Bremen — für die literarische Tätigkeit des in Hamburg wirkenden Geschichtsschreibers Albert Krantz bedeutungsvoll war. Noch bevor die eigentliche dänisch-schwedische Geschichtsschreibung einsetzte, hatte Krantz eine Geschichte der nordischen Königreiche veröffentlicht.

Das Jahr 1515 brachte dann — außer den bereits erwähnten Annalen — die von Conrad Peutinger besorgte erste Ausgabe der Gotengeschichte des Jordanes im Zusammenhang mit der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, und zwar in einer prächtigen, dem Zeitalter des Humanismus durchaus angemessenen Ausstattung. Diese Ausgabe war die Veranlassung, daß neben dem „Indigenatus" der Germanen auch „Skandinavien als Völkerwiege" (vagina et officina gentium) in den Kreis der wissenschaftlichen Untersuchungen einbezogen wurde.

Gleich das nächste größere — und bis dahin größte! — Werk über Germanien, die 1518 erschienenen Germaniae exegeseos libri XII des Franciscus Irenicus (gräkolateinisches Wort für „Friedlieb") ließ diesen Einfluß deutlich erkennen. Mit Recht nennt Adalbert Horawitz[1]) dieses Werk „ein ganz erstaunliches Buch, bei der Jugend seines Verfassers (der damals 23 Jahre alt war) eine geradezu glänzende Leistung". Es findet sich hier alles zusammengetragen, was der damaligen wissenschaftlichen Welt in jeder Beziehung über die Germanen von den ersten Anfängen bis zu den Zeitgenossen hinab bekannt war. Alle Richtungen der jungen germanischen Wissenschaft kommen hier zum Wort. Besonders interessiert sich Irenicus für Völker-Stammbäume und Geschlechterfolgen; das genealogische Interesse steht bei ihm entschieden im Vordergrunde.

Von allen Stammbäumen dürfte uns am meisten der erste fesseln: arbor gentium a Scandia profectarum, den ich darum hier in der Tafel beifüge. Man sieht: Irenicus dehnt den Begriff des Germanentums weit aus, und wenn wir auch einige Abstriche machen müssen, so scheint doch wenigstens eine Ahnung des richtigen Zusammenhangs vorzuliegen. Wir Modernen würden sagen: Die nordische weiße Rasse wird hier mit dem Germanentum gleich gesetzt. Andererseits müssen Ableitungen wie „Avari

[1]) „Deutsche Geschichtsschreiber im Reformationszeitalter" im „Neuen Reich", 1872. Horawitz meint, Irenicus habe als erster die Kerngesundheit der Deutschen auf den Umstand zurückgeführt, daß ihre Kinder nicht von Ammen und Mägden, sondern von der Mutter selbst gesäugt wurden. Es liegt hier aber ein Nachklang aus der Germania, Kap. 20, vor.



„Arbor gentium a Scandia profectarum“ nach der Exegesis Germaniae des Franciscus Irenicus (1518).

unde Bavari" unser wohlberechtigtes Kopfschütteln erregen. Die in dem Stammbaum genannten „Chaibi" sind vermutlich die Chaibones oder Chavones (s. Zeuß S. 152). — Bei einem so groß angelegten Werke wie dem des Irenicus muß es auffallen, daß es einen versprengten, damals noch vorhandenen Rest des gotischen Volkes, die sog. Krimgoten, nicht erwähnt. Die erste Notiz über sie finde ich in Pirkheimers Germania: „Ceterum quia Tauricae Chersonesi facta est mentio, sciendum est, quod Ostrogothi illam post primam occupationem usque in hodiernum diem inhabitant." In einer der zweiten Ausgabe des Huttenschen Arminius (1538) beigefügten Germania heißt es dann mit einer kleinen Erweiterung: „Audio in Chersoneso Taurica hoc nostro tempore restare Gotthorum reliquias, qui se Gotthos appellent et loquantur Germanica lingua."

Was den Wert des Werkes doch etwas beeinträchtigt, ist, daß Irenicus auch die literarischen Fälschungen des Johannes Annius von Viterbo und des Johannes Trithemius als gewissermaßen gleichberechtigte Forschungen bespricht. Letzterer wurde schon unter „Heinrich Bebel" erwähnt, ersterer hatte 1498 ein selbstverfertigtes Werk unter dem Namen des Chaldäers Berosus herausgegeben, das den Ursprung der Germanen an den Stammbaum des Noah knüpft, indem es die in der Germania Kap. 2 gegebene mythische Genealogie geschickt umformt. Man hat das Gefühl, als würde Irenicus sich selbst und seinem „arbor gentium" untreu, wenn er den Berosus zweimal, je am Anfang des zweiten und des dritten Buches, einführt und aus ihm seine Schlußfolgerungen zieht. Dieses Unstetige ist vielleicht einer der Hauptgründe gewesen, die einen so reifen und tiefdringenden Forscher wie Beatus Rhenanus gegen Irenicus eingenommen haben. Wenn Irenicus schreibt: „Nec desunt doctiorum hominum sententiae, quae librum illum auctorem mentitum volunt —", so glaubt man daraus die warnende Stimme des Beatus Rhenanus zu hören.

Wir haben indessen keine Veranlassung, auf jene Zeit, die dem Berosus unbedingtes Vertrauen schenkte — kam er doch auch ihrem religiösen Bedürfnisse entgegen! — etwa mitleidig herabzusehen. Denn wenn Philipp Clüver zwar (in seiner Germania antiqua, 1616) den Berosus bekämpft, seinerseits aber doch wieder einen in Noah mündenden Stammbaum errichtet, so werden wir zugeben müssen, daß beide „Theorien" doch so ziemlich auf einer Linie stehen. Und was ist die bis in die neueste Zeit festgehaltene Dreiteilung der Völker in Semiten, Hamiten und Japhetiten anderes als ein ängstliches Sichanklammern an eine sinnverwirrende Lehre, die schon längst in der Unterwelt hätte verschwinden müssen!

Bedauerlich war, daß die Lehre des Berosus in der Folgezeit fast alle bedeutenden deutschen Geschichtsschreiber in ihren Bann zog. „Hart im Raume stoßen sich die Sachen." Im Jahre 1519 erschienen im Verlage von Froben zu Basel zwei verschiedene Germania-Ausgaben. Die eine hat Beatus Rhenanus als Herausgeber gezeichnet, die andere ohne

Namen des Herausgebers erschienene dürfte wohl dem Glareanus zuzuschreiben sein (sie ist in Hummels Bibliothek der deutschen Altertümer, 1787, auf S. 42 erwähnt). Die Ausgabe des Beatus Rhenanus diente nur der Textkritik auf Grund eines älteren Codex und enthält außer einigen Randbemerkungen keinen Kommentar, die andere Ausgabe dagegen enthält einen „comentariolus", dessen Verfasser Berosus als Autorität heranzieht. Beatus Rhenanus würde sich damit kaum einverstanden erklärt haben! Des weiteren war es nach Paul Joachimsen[1]) beklagenswert, daß es dem damaligen Geschlechte schwer fallen mußte, den inneren Wert der einzelnen Quellen — wenn man den Berosus schon einmal mit diesem Ehrentitel belegen will — gegen einander abzuwägen. „Verwarf man den Berosus," schreibt Joachimsen, „so war es fast folgerichtiger, wie es der große Zweifler Agrippa von Nettesheim tat, auch diese anderen alle (Jordanes, Widukind, Gregor von Tours, Paulus Diaconus) und mit ihnen Tacitus, Orosius usw. als Fälschungen zu erklären."

Ein anschauliches Beispiel dafür, welche Verwirrung alle diese verschiedenartigen Meinungen in einem Kopfe anrichten können, liefert Andreas Althamer in seinen „Commentaria Germaniae in Taciti libellum".[2]) Mit wahrer Begeisterung tritt er auf S. 45/46 seines Werkes für die Ansicht des Tacitus ein. Er wisse zwar, daß einige Geschichtsschreiber den Ursprung der Sueven und Sachsen auf die Makedonen, den der Franken und Sicambrer auf Griechen und Trojaner zurückführten. „Ast ego," fährt er dann fort, „missis istis fabulosis et nugacissimis nugis, malo Cornelio vetusto autori, quam iis fabulosis historicis, nullo bonorum autorum testimonio nitentibus, fidem dare, et dicere Germanos *γνησίους*, hoc est vere Germanos, synceros indigenas, in ipsa Germania genitos, ab nulla exotica natione derivatos." Das hindert ihn indessen nicht, wenige Seiten darauf näher auf die Fabeln des Berosus einzugehen, und dadurch, daß er den Tuiscon des Berosus durch Ascenaz als Stammvater der Germanen ersetzt, geradezu der Lehrmeinung Philipp Clüvers vorzuarbeiten. Allerdings habe ich nicht den Eindruck gewinnen können, daß Althamer sich dem Berosus etwa mit Haut und Haar verschrieben hätte; sein Satz „libellus ille qui Berosi Babylonii nomine circumfertur" spricht doch keine genügende Sicherheit aus. Dann fehlt auch der Hinweis darauf nicht, daß Skandinavien die Heimat unzähliger Volksstämme ist, die sich über Europa verbreitet haben. Schließlich fragt man sich doch, welcher der einzelnen Meinungen Althamer denn nun eigentlich im Herzen zugetan war, und da komme ich zu dem Schlusse, daß er wohl mehr zu der Ansicht des Tacitus hinneigte.

---

[1]) „Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus", 1910, S. 162.

[2]) Mir liegt die Ausgabe von 1536 vor. Die erste Auflage von 1529 habe ich noch nicht gesehen.

Im Gegensatze zu Althamer ist die Darstellung, die Beatus Rhenanus in seinem berühmten „Rerum germanicarum libri tres“ (1531) lieferte, von ruhiger Sicherheit getragen. Man hat dieses Werk mit Recht den Höhepunkt damaliger Geschichtsschreibung genannt; es ist dasjenige, in welchem der Humanismus am reinsten mit der germanistischen Richtung verschmolz. Beatus Rhenanus läßt seine Darstellung erst mit der Zeit beginnen, wo die Berührung des Germanentums mit der Römerwelt eine sichere Nachprüfung der geschichtlichen Ereignisse wie der Völkerbewegungen gestattet. Er verschmäht es, allzutief in die Urwelt hinabzusteigen. Schüchtern wagt sich am Anfang des ersten Buches der Satz hervor: „Veterem Germaniam incoluere populi indigenae . . . . .“ Den Fabeln der alten Chronisten und den „Träumen“ des Berosus geht er hart zu Leibe. Welche Beachtung Beatus Rhenanus schon damals gefunden hat, geht aus der Ausgabe der Ursperger Chronik von 1537 hervor, deren Herausgeber (Crato Mylius — wie Beatus Rhenanus aus Schlettstadt gebürtig) bei der Wiedergabe der „origo Francorum“ die Randbemerkung machte: „Dies lies mit Vorsicht“ (haec lege cum judicio) und auf die richtigere Auffassung des Beatus Rhenanus hinwies. Selbst die Angaben bei Jordanes, Paulus Diaconus und Liutprand sind in den Augen des Beatus Rhenanus zu dürftig, um die Urgeschichte in voller Reinheit ins Licht zu stellen: „Ita parum explicant, unde gentes suae progressae sint, et quas olim tenuerint sedes. Quo magis nunc nobis opera danda est, ut studiosis hic adjuvemus ac simul ad alia quaerenda extimulemus.“ Die Urzeit-Fragen schienen ihm darnach minder wichtig zu sein. Und dennoch muß seine Bemerkung:[1]) „Mire foecunda populorum parens Aquilonaris Germaniae regio“, das Stammland verschiedener germanischer Völkerschaften, auf Jordanes zurückgehen. Ganz bestimmt für Jordanes hat er sich in dem oben erwähnten Briefe an Amerbach (1531) ausgesprochen: „Ceterum Jornandes Alanus, ut mihi colligere videor, Gothos ex Scandia sive Scandinavia Germanici maris insula, quam ipse Scanziam vocat, hodie septentrionalem Selandiam fortasse dicimus, aut Suetiam, recte deducit.“ So sehr Beatus Rhenanus auch in der Bekämpfung des Hunibald und des Berosus im Rechte ist, so mag er doch auch in seiner Vorsicht manchen Ansichten seiner Vorgänger gegenüber, wie etwa des Heinrich Bebel, etwas zu weit gegangen sein und sich manchem verschlossen haben, dem wir vom Standpunkte heutiger Rassenlehre aus wohl zustimmen können.

Man hätte meinen sollen, daß ein so bedeutendes, allgemein geachtetes Werk wie das des Beatus Rhenanus den gelehrten Fabeln für immer hätte ein Ende machen können. Dies trifft leider nicht zu. Die berosianische Hypnose erwies sich als stärker als die beste wissenschaftliche Kritik. Bis zu dem letzten großen Werke dieser ersten Epoche heimischer Germanen-

[1]) Zweite Ausgabe von 1551, S. 57.

forschung, dem Werke über die Völkerwanderungen des Wolfgang Lazius (1557), ist dieser Einfluß zu verfolgen, und auch dann ist er noch lange nicht erloschen. Aber zwischen Beatus Rhenanus und Lazius erhielt die Geschichtsforschung doch ein wesentlich anderes Aussehen. War die germanistische Wissenschaft bis dahin dank der lateinischen Werke ihrer Verkündiger mit dem deutschen Volke selbst nicht in allzu enge Fühlung gekommen, so nahm sie jetzt eine Wendung zum Volkstümlichen. Johannes Aventinus[1]), Sebastian Franck von Wörd und Sebastian Münster hielten endlich einmal die deutsche Sprache für würdig genug, um durch sie die Lehren der damaligen deutschen Urgeschichte zu verkünden. Aber — das soll im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden vorweggenommen werden — sie alle drei haben sich bei der Darstellung der Urgeschichte rückhaltlos dem Berosus anvertraut. Über die besondere Ausschmückung der Urzeit durch Aventinus verweise ich auf den leicht zugänglichen Bericht von Dr. Friedrich Gotthelf.[2]) Für Sebastian Franck von Wörd war die Anknüpfung an den Berosus zugleich ein Beweismittel für die „Autochthonie" der Germanen. In seiner unverfälscht deutschen und derben Weise schrieb er in seiner „Chronica des gantzen Teutschen lands" (1538): „Weiter haben diß die Teutschen vor vil anderen völckern bevor, das wir nit ein frembd herkommen volck, als ein unflat auß anderen lendern außgetriben herkommen, sonder von Tuiscone Noe sun inn dem land darinn wir seind, gefallen, zeugt und born, also das der Teutschen land auch der Teutschen ursprung ist. Damit stimpt auch Cornelus Tacitus von der Teutschen ursprung. Berosus zeugt Mannus Tuiscons sun hab am Rhein regiert." Sebastian Münster hat dem Berosus der von ihm richtig gebrauchten hebräischen Wörter wegen nicht widersprechen wollen. „Doch will ich nit darwider fechten, das mit under das gut etwas letzes vermist sey worden durch ein frävelen menschen."

Die deutsch verfaßten Werke des Aventinus sind selten, häufiger dagegen seine „Annales Boiorum", die sogar noch einmal im Jahre 1710 aufs neue herausgegeben wurden. Aventinus zeigt sich in der wesentlichen Beschränkung auf die bayrische Geschichte — ohne doch die gesamte Urgeschichte Deutschlands ganz auszuschließen — als verständnisvolle und geschickte Kraft, den alten Plan einer „Germania illustrata" zu seinem Teile zu fördern. In seinen Annales Boiorum spielen die römischen Kaiser nur soweit hinein, wie sie für die alte Zeit Südost-Deutschlands in Betracht kommen. Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt die Darstellung Francks von Wörd, der in seine deutsche Chronik auch die römische Geschichte von dem Einfall der senonischen Gallier unter Brennus[3]) an aufnimmt, zunächst

[1]) Eigentlich Johannes Turmair; Aventinus nannte er sich nach seiner Vaterstadt Abensberg in Bayern.

[2]) „Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. u. 17. Jahrhunderts", 1900.

[3]) Nach Franck war Brennus ein „uralter Hertzog der Teutschen". Nauclerus setzt Senonen = Burgunden. Noch 1793 war K. G. Anton darüber in Zweifel, ob die

allerdings, weil auch die germanische Geschichte oft recht wirksam nach Rom hinübergriff, dann aber auch „darumb, das ich noch bißher keyn rechte Histori inn Teutscher zungen von Kayserrn allen, weder gesehen, noch gelesen hab". Im Gegensatze zum „neuen Helmolt", Band I, möchte ich die Unparteilichkeit Francks hervorheben, der durchaus kein Lobredner war, sondern seine Darstellung streng wie etwa Beatus Rhenanus behandelte, allerdings ohne dessen philologische Schulung zu besitzen. Auf Franck trifft das Wort Goethes zu

„Wer den Dichter will versteh'n,
muß in Dichters Lande geh'n"

und sich in das von geistigen und politischen Kämpfen erfüllte Zeitalter des deutschen Humanismus versetzen. Immer wieder habe ich mich zu der Darstellung Eduard Baltzers[1]) hingezogen gefühlt, der Franck eine Führerrolle in der Reformationsbewegung gewünscht hätte, und das anscheinend wenig bekannte und noch weniger benutzte Werk Hermann Bischofs[2]) steht dem wirklich nicht entgegen.

Mit Sebastian Münster, unter dem die „Germania illustrata" sich zur „Cosmographia illustrata" erweiterte — seine „Cosmographie" erschien zuerst 1544 zu Basel — und der so ganz neue Ausblicke in geographischer, kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Beziehung eröffnete, könnte unsere Darstellung geschlossen werden. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß über ihn hinweg die alte philologisch-humanistische Schule ihr Daseinsrecht behauptete, sich noch einmal in einem großen Werke, dem des Wolfgang Lazius über die Völkerwanderungen (1557) verdichtete, im übrigen aber, weit von der ersten Frische und Ursprünglichkeit entfernt, sich im wesentlichen auf Chronikensammlungen und Wiederholungen alter Drucke beschränkte.

Es wäre jetzt noch ein Wort darüber am Platze, wie die Träger der Reformation sich zur humanistisch-germanistischen Richtung stellten. Wie schon am Beginn unserer Ausführungen erwähnt, machte sich zwischen beiden Richtungen ein tiefgehender Gegensatz geltend, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß die ausgesprochen germanistische Schule jederzeit das Schwergewicht auf die Kultursendung des Germanentums legte. So ist es denn auch nicht auffällig, daß unter den Förderern der kirchlichen Reformation sich verhältnismäßig wenige dem Studium des germanischen Altertums geneigt zeigten. Eine Ausnahme macht vielleicht der universell gebildete Philipp Melanchthon, der außer theologischen und philologischen Fragen auch solchen astronomischer und geschichtlicher Richtung Beachtung schenkte. Zwar einem Neuerer wie dem Kopernikus würde er nie das Wort geredet haben, lieber wandte er sich dem mittelalterlichen Astro-

Senonen Kelten oder Germanen waren; siehe meine jetzt in zweiter Auflage erschienenen „Beiträge", S. 23.

[1]) „Neue Propheten, Lichtbilder aus dem Reformationszeitalter", 1881.

[2]) „Sebastian Franck und die deutsche Geschichtsschreibung", 1857.

nomen Sacrobusto zu. Die Geschichtsschreibung verdankt Melanchthon die Neuausgabe der Carionschen Weltchronik, auch die 2. Auflage der für das deutsche Mittelalter wichtigen Ursperger Chronik ist 1537 auf sein Betreiben hin und mit seinem Vorworte versehen, zu Straßburg erschienen. Die oft gehörte Klage, daß den alten Deutschen nicht die Taten, sondern die Geschichtsschreiber fehlen, kehrt darin wieder. Melanchthon gehört dann ein Schriftchen „Encomium Suevorum" und die dritte Auflage des Huttenschen Arminius an, dieser in Verbindung mit einer kommentierten Germania-Ausgabe.

Von Johannes Bugenhagen, dem Sohne des großen Reformators[1]), liegt mir eine 1566 gehaltene und gedruckte Rede vor „de gentibus quae dilacerarunt imperium romanum in occidente", also ein Auszug aus der germanischen Frühgeschichte und besonders der Völkerwanderungszeit. Zwar sind nach Bugenhagen die Germanen aus Asien nach Europa gekommen, aber: „cum ab una pene aut cognata saltem origine provenerint eae gentes omnes, quae ex Oriente in Occidentem infusae nostram primum patriam et gentem condiderunt, indeque velut coloniis deductis reliquas provincias Romani imperii compleverunt, ut una Germania vicinarum gentium quasi parens censeri possit." Übersetzt: „Da alle jene Volksstämme, die, von Osten nach Westen ziehend, zuerst unser Vaterland und unsern Volksstamm gegründet und von da aus die Provinzen des römischen Reiches kolonisiert haben, sich auf denselben oder doch wenigstens nahe verwandten Ursprung zurückführen lassen, so kann das eine Germanien als Stammland der benachbarten Völkerstämme angesprochen werden."

Wir freuen uns eines solchen Ausspruches, dessen Sinn im Friederizianischen Zeitalter durch Graf von Hertzberg und besonders in unseren Tagen erhöhte Geltung gewonnen hat, und schließen von dem Umstande, daß ein Theologe so geschrieben hat, auf die Begeisterung, die die Germanisten vom Fache im Zeitalter des deutschen Humanismus erfaßt haben muß. Ihre warmherzige Begeisterung leuchtet wie ein heller Stern in unsere Zeiten hinein. Auch wenn wir nicht auf den wissenschaftlich doch in mancher Hinsicht beschränkten Standpunkt der hier besprochenen alten Werke zurückkehren wollen, müssen wir sie doch als notwendige Glieder in der wissenschaftlichen Entwicklung anerkennen und einschätzen. Und schließlich möge die Hingabe an den großen Gegenstand, die alle jenen alten Meister auszeichnet, für unsere eigene Arbeit immerdar vorbildlich sein.

---

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn J. Jordan, Ephorus und Direktor im Königl. Predigerseminar zu Wittenberg, hat der bekannte Reformator selbst diese Rede gehalten, und es würde sich hier somit um einen späteren Druck handeln.

Der Krieg und die moderne Massenbewegung.

Frz. Rich. Jenichen-Radebeul.

Die moderne Massenbewegung muß als eine sozialbiologische Tatsache betrachtet werden, die sich nicht hinwegleugnen läßt. Massenbewegungen hat es wohl schon von jeher gegeben, aber erst seit ungefähr 150 Jahren macht sich die Masse für jeden Einzelnen bemerkbar. Überhaupt muß man sagen, daß derjenige Teil[1]) der Gesellschaft, der sich vom primitiven Herdenmenschen an bis zum Kulturmenschen entwickelt hat, aus Massenbewegungen entstanden ist. Ihres Daseins sind sich die Massen erst neuerdings recht bewußt geworden, weshalb man von diesem Augenblicke an mit Recht von einer modernen Massenbewegung spricht.

Eine der gegenwärtigen Aufgaben ist es, die Massen mit unserer Kultur zu versöhnen, denn es besteht ein Gegensatz zwischen „Masse" und „führender Kulturschicht", weshalb sich mit dem Begriffe der Masse auch ein Werturteil verbindet. Der Masse haftet ein Mangel an, ihr fehlt etwas. Dieser Mangel der Masse ist es, der sie veranlaßt, sich zu organisieren. Dieses Organisationsbestreben ist daher zugleich das wichtigste Mittel, aus der Masse herauszukommen.

Die natürliche Masse (im Gegensatz zum kultürlichen Begriff „Volk") ist wurzellos, fluktuierend, weshalb sie auch keine Tradition kennt. Es besteht in ihr eine instinktive Ablehnung gegen alles Überlieferte, sie ist daher fast frei von den Wirkungen dieser Art von Vererbung. Im sozialen Leben gehört zur natürlichen Masse, zum „Proletariat" derjenige, der keine gesicherte Existenz hat. Gegenwärtig ist das ein großer Teil der Nationen. Diese vorher unorganisierten Einzelwesen bilden jetzt die moderne Masse. Sie wird von dunklen, unbewußten Gemeinschaftsgefühlen bewegt, ja die Masse trägt den Einzelnen und erzeugt in ihm Gefühlsregungen. Daher ist sie ein lebendiges Wesen. Das unbewußte Empfinden wird durch die Masse plötzlich lebendig und erfaßt den in ihr befindlichen Menschen gleichsam von hinten.

Der natürlichen Masse steht, wenigstens in der Theorie, die psychologische Masse gegenüber, als die man jede, auch die kleinste Massenerscheinung schnell vorübergehender Art betrachten kann. Le Bon, der das Gesetz der geistigen Einheit der Massen aufgestellt hat, betrachtet daher als Massenerscheinung all die innerpolitischen Personenansammlungen, wie sie in unserer Kultur vorkommen, mögen dieselben sich als große Bewegungen abheben, oder nur vorübergehender, verschwindender Natur sein, etwa eine Straßenansammlung von mehreren Personen, die in weniger als einer viertel Stunde wieder zerstreut sind. Mit diesen Massen hat der gegenwärtig tobende Weltkrieg zunächst nichts, rein garnichts zu tun, denn in der Tat handelt es sich

[1]) Vergl. Oktoberheft 1911, S. 345.

vielmehr um die Völkermassen, die entfesselt, sich kampfbereit gegenüberstehen. Der Krieg von 1914 und 15 ist ein Kampf der Völkermassen, bei denen die Rassen der Völker ausgeschlossen erscheinen, wenn auch sie sich immerhin noch zum Wohle der Völker mehr oder weniger stark bemerkbar machen.

Die moderne Massenbewegung muß vor allem biologisch aufgefaßt werden. Das bewußte Auftreten der Massen im Rahmen der alten Kulturwelt muß als eine besondere Lebensform der menschlichen Gesellschaft angesehen werden, bei der der Einzelne als Teil eines gewissen Ganzen in diesem selbst aufzugehen scheint. Die Massen, als der Ausdruck großer natürlicher, namentlich in Großstädten vor sich gehender sozialer Bewegungen, ringen nach Anerkennung und haben das Bestreben, sich an Stelle der Kulturschichten zu setzen. Diese Erscheinung ist in allen Kulturstaaten die gleiche, selbst das Deutsche Reich, als der vielleicht noch am meisten rassenbestimmte von den kriegführenden Großstaaten, ist davon nicht ausgenommen. Man denke nur ein wenig zurück und wird finden, daß die Zeit bis vor Kriegsausbruch reich war an innerpolitischen Kämpfen zwischen Masse und Rasse, so reich, daß der Krieg als das erlösende Moment auch in dieser Hinsicht bezeichnet werden muß. Die Masse ist der Feind der Rasse, wenn sie diese auch nicht völlig entbehren kann, da die Rasse ihr das Rückgrat gibt. Den in der Passivität verharrenden Massen, denen ein gewisser weibischer oder zwitterhafter Zug eigen ist, fehlt eben die schöpferische, gestaltende Kraft, weswegen sie eines Führers bedürfen, den sie sich bei der Rasse leihen. Die (meist in der Großstadt als rückgratlose Molluske von ihrem Mutterstamm getrennt lebende) Masse, muß sich aber in Zeiten der Gefahr in die harten Schalen der Nationalität flüchten, falls sie nicht untergehen will. Die Rasseverschiedenheiten der Nationen geben den Massen demzufolge doch immer wieder ein völkisches Gepräge und sind die Ursache, daß ebenso viele Arten des „Sozialismus" und der „Demokratie" bestehen, als es Nationen gibt[1]).

Eine irrtümliche Auffassung war die Annahme, daß durch die moderne Massenbewegung Kriege unmöglich, oder doch zum mindesten seltener würden. Sehr viel trugen jene internationalen Verständigungen und Friedenskongresse dazu bei, diese Ansicht zu befestigen und man bemühte sich, dem Krieg als solchem eine persönliche Ursache unterzuschieben. Das mochte wohl von den früheren Kriegen gelten, die zwischen Staaten mit altständischer Verfassung zum Austrag gebracht wurden und bei denen der Herrscher letzten Endes den Staat bildete, — in dieser Hinsicht stehen sich

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Ursprünglich bestand der „Sozialismus" und die „Demokratie" zum mindesten als ehrliche Absicht der Träger dieser Bewegungen. Nachdem jedoch die Plutokratie sie sich dienstbar gemacht hat, kann davon nicht mehr die Rede sein. Die Worte „sozial" und „demokratisch" dienen jetzt nur noch zur Maskierung der plutokratischen Richtung dieser Massenbewegung.

die bekannten Aussprüche Friedrichs des Großen und Ludwigs XIV. als moralische Gegenpole gegenüber — nicht aber in der Zeit der Nationalstaaten. Die immerhin kurze Periode, in der sich aus den altständischen Staaten die neuen Nationalstaaten bildeten, war, einschließlich aller Verfassungskämpfe, kriegerischer Natur, wurde aber durch das fast gleichzeitige Auftreten der modernen Massenbewegung überholt, ja man kann sagen, die alten Staatenverbände flüchteten vor der modernen internationalen Massenbewegung meist unbewußt eben in den Schutz des Nationalstaatensystems. Dieser unbewußte Wettbewerb zwischen Rasse und Masse mußte aber doch endlich zum Austrag kommen. Die englische Einkreisungspolitik hat hier Helfersdienste geleistet und dem Zusammenstoß zwischen Rasse und Masse zwischen Ordnung und Chaos eine staatspolitische Form insofern gegeben, als die feindlichen Staatenlenker zugleich als (plutokratische) Führer großer weltwirtschaftspolitischer Massen zu gelten haben. Daher mußte es kommen, daß der Krieg mit einem doppelten Gesicht entstand, einerseits ein Volkskrieg um Sein oder Nichtsein, andererseits ein weltpolitischer Wirtschaftskampf.

Der Krieg wird aber auch noch in anderer Hinsicht in der modernen Massenbewegung bestehen bleiben, schon deswegen, weil wir es mit insoweit lebensfähigen Massenbildungen zu tun haben, als sie sich noch an dem Jungborn rassischen Volkstums erquicken und stärken können. Die Massen suchen ihre Lebenskraft an Widerständen zu erproben und zu stählen, weswegen Reibungsflächen gewollt oder ungewollt entstehen mußten. Es war eben die günstigste Zeit für eine Auseinandersetzung von Massenenergien gekommen, denn die Völkermassen konnten sich in das Nationalstaatensystem flüchten und ließen den unvermeidlich gewordenen Krieg als Rassekrieg erscheinen. In der Tat ist er aber ein Wirtschaftskrieg erster Ordnung und wir dürfen nicht anstehen, das ohne weiteres einzugestehen. Da es sich hier, wie schon angedeutet, um Sein oder Nichtsein handelt, hat die Rasse als solche zunächst das größte Interesse daran, daß der Völkerstreit voll und ganz zum Austrag kommt.

Es taucht nun wohl von selbst die Frage auf, welche Massen kriegerisch im Vorteil sein werden. Das hängt zunächst ganz und gar von dem Grade der jeder Masse eigentümlichen Rasseeigenschaften ab, aber auch davon, inwieweit sich eine kriegführende Masse auf die Rasse ihrer Angehörigen überhaupt stützen kann. Die große deutsche Völkerfamilie, wie sie sich im Deutschen Reichsbunde zeigt, kann wohl unter den europäischen kriegführenden Großstaaten den größten Anspruch auf verhältnismäßige Rassereinheit und Rassegeschlossenheit erheben. Die einzelnen Stammesabweichungen, wie sie zwischen Ober- und Niederdeutschen, zwischen west- und ostelbischen Stämmen bestehen mögen, dienen nur dazu, dem Ganzen die Mannigfaltigkeit zu verleihen, ohne die ein reichhaltiges Kulturleben nicht gut denkbar ist. Im Gegenteil, in der Fülle der Kraftentwicklung und in der Entfaltung

der verschiedenen Volkseigenschaften zeigt sich eben die Größe der deutsch-germanischen Rasse.

Anders steht es um Österreich-Ungarn. Hier herrschen innerhalb zweier großen Staatsverbände die größten Rassengegensätze vor und doch hat der Krieg auch sie zu einer Einmütigkeit gebracht, die geradezu verblüffend wirkt. Es wäre zu stark betont, wollte man hier an das Wort des Dichters, „Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe!" erinnern. Die Völkermassen Österreich-Ungarns sind grundverschieden und werden auch verschieden bleiben. Wenn sie auch zum Teil einem Rasseinteresse zu ihrem Vorteil unterlegen sind, so tritt hierzu noch das andere Moment, das die kriegerische Tüchtigkeit vereinigter Massen bedingt. Wie in der Deutschen Reichsmasse der den Deutschen eigene Organisationstrieb seine höchsten Triumphe feiert, so verdankt auch die Donaumonarchie durch das Vorherrschen deutschen Wesens dem deutschen Organisationsstreben seine Erfolge. Die Völkerscharen des Hauses Habsburg folgen diesem Organisationstriebe um so williger, als ihnen die Nützlichkeit desselben zum klaren Bewußtsein kommt. Keine der vielen kleinen Rassen verlieren durch jenen deutschen Trieb ihre Eigentümlichkeit, sondern das Gemeinsamkeitsgefühl der Völkermassen wird nur noch erhöht, zumal ihnen der Donaustaatenverband gleichzeitig als einziger für sie zweckmäßiger Wirtschaftsverband erscheint. Das entspricht aber völlig den Bedürfnissen der Massen. Jeder wurzellosen Masse ist nur das Streben nach Augenblicksglück eigen. Weitblickende Ethik ist ihr fremd, wenn auch das Solidaritätsgefühl und der Opfersinn gegebenenfalls entsteht. Das Deutschtum ist gleichzeitig das Bindeglied der mitteleuropäischen Großstaaten, das sie nicht nur zu einem vereinzelten Zwecke zusammengeführt hat, sondern das in Kriegs- und Friedenszeiten bestehen bleiben wird, weil es durch gemeinsame Rassegefühle zusammengehalten wird.

Anders bei den feindlichen Staaten als sozusagen der kriegführende Ausschuß für die feindlichen Völkermassen. Diese eint nur der eine Zweck, der der englischen Einkreisungspolitik zugrunde liegt, nicht aber Rassegefühle. Die feindlichen Massen, selbst wenn sie auch auf den sie stützenden Rassen fußen, stehen sich dennoch im großen und ganzen fremd gegenüber, da sie sich von den eigenen Rasseeigentümlichkeiten nicht befreien können, sondern diesen unterworfen sind. Die schon erwähnten, in jeder Masse schlummernden niederen Instinkte, die nur durch religiöse oder durch Rassegefühle ideal gerichtet werden können, wie wir es bei den mitteleuropäischen Großstaaten und vielleicht auch bei den Türken sehen, sind es, die hier die an sich feindlichen Völkermassen zusammengeführt haben. Das Streben der aller Ethik entbehrenden Massen nach Augenblicksglück, das sich in einer grenzenlosen Genuß- und Geldgier offenbart, wodurch die häßlichsten Wirtschaftskämpfe bedingt sind, dann die freigewordenen Haßgefühle, die um so elementarer wirken können, als sie nicht nötig haben,

Rücksicht zu nehmen, endlich das Bestreben unkultivierter und halbzivilisierter Massen aus reinem Unverstande sich gleichzeitig mit der eigenen Rasse auseinander zu setzen, das sind die treibenden Kräfte in den feindlichen Volksmassen gewesen. Sonach wird es staatsbiologisch erst verständlich, weswegen Völkermassen mit eigentlich ganz entgegengesetzten Zielen sich zu dem einen Zwecke zusammenfinden konnten, diejenigen rassisch geschützten Massen zu vernichten, in denen noch der wichtigste Trieb der Organisation nicht abhanden gekommen ist, sondern in denen er sich zu idealisieren begann zum Wohle des gesamten Erdballes.

Die feindlichen Massen sind, staatsbiologisch weiter betrachtet, anarchistisch, disziplinlos. Sie folgen nicht mehr ihren Führern, sondern diese sind von den Massen überrannt worden. Mit den entfesselten Massen zu spielen, ist das gefährlichste Beginnen. Da nützt alles spätere Anrufen der Rassengefühle nichts. Die Masse hat als solche nur insofern etwas Befreiendes für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, als in der Regel nur die niederen Instinkte zum Durchbruch kommen. Mangelt der Gesamtheit wie dem Einzelnen nun vollends ein ausgeprägtes Rassebewußtsein, so ist es vollkommen ausgeschlossen, daß die Massen auch heldenmütig und tugendhaft werden können. Sie bleiben vielmehr auf dem niederen Massenstandpunkte des Augenblicksglückes stehen, auch wenn sie äußere Kulturerrungenschaften sich zu eigen machen. Den Ausdruck einer reinen Massenpsyche — man kann auch sagen „Psychose" — ohne rassisches Rückgrat zeigt die neue Welt. Durch das frühere Vorwiegen des germanischen Wesens ist die nordamerikanische Union das geworden, was sie als Staatsbegriff darstellt. Die festere Organisation ist ihr im Verhältnis zu den anderen amerikanischen Freistaaten eigen. Sonst aber herrscht in ihr nur das Massenbewußtsein, weswegen die Union gar nicht in der Lage ist, einen reinen Rassenkampf zu führen. Sie wird daher andere rassekampfführende Staaten nie verstehen, sondern den Krieg lediglich vom Geschäftsstandpunkte aus betrachten. Hiervon ist nicht nur die isolierte Lage die Ursache, wie es etwa bei England der Fall war, sondern vor allem das rasselose Massenbewußtsein. Deshalb sind in der Tat da drüben die Führer auch machtlos, denn sie werden, wenn sie über das Augenblicksglück der Massen hinausstreben, vom sogenannten „Volkswillen" früher oder später überrannt.

Das Gegenstück dazu ist Deutschland. Hier sind aus dem Volke erwachsene und mit ihm verwachsene Fürstengeschlechter vorhanden, die in ihrer Volkstümlichkeit, soweit sie dieselbe verdienen, tatsächlich die wahren Volksführer sind. Das zeigt der gegenwärtig tobende Weltkampf mit größter Offensichtlichkeit. Etwaige Führer der Massen auf innerpolitischem Felde mußten zurücktreten, sie verloren ihr Prestige, die Massen bedurften ihrer nicht mehr, seitdem das erlösende Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche" gesprochen war. Das war der stärkste Imperativ,

der an die rassische Volksseele anklopfte. Er hat seine Wirkung nicht verfehlt. Die deutschen Stammeseigentümlichkeiten, zu denen das Fürstentum gehört, geben der deutschen Rasse jenes feste, kernige, steife, unbeugsame Gepräge, das zugleich eine glückliche Paarung von Masse und Rasse in der Gegenwart mit der zuversichtlichen Aussicht auf die Zukunft darstellt, in der das deutsche Rassebewußtsein in der modernen Massenbewegung nicht verschwinden, sondern als ausschlaggebender Kulturfaktor zum Wohle der Gesamtheit des deutschen Volkes als einheitliche, kraftvoll idealisierte Masse bestehen bleiben wird.

An die Germanen der Welt.

Aus Schweden ist an alle Germanen der Welt der Ruf ergangen, sich zu einem allgermanischen Bunde zu vereinen. In allen Ländern, in denen Germaniens Söhne eine Heimstätte haben, sind stammesbewußte Männer dem Rufe gefolgt und haben sich in froher Begeisterung zusammengetan. In großen Scharen haben sich Schweden, Reichsdeutsche und Österreicher die Bruderhand gereicht und damit den Willen kundgetan, treu und standhaft die Geltung der germanischen Rasse zu erwirken. Nicht minder sind Dänen und Norweger, Schweizer und Niederländer aus der Zurückhaltung ihres Landes hervorgetreten, um zu bekunden, daß auch sie nicht abseits stehen wollen, daß auch sie sich als Glieder der großen Gemeinschaft der Germanen fühlen. So entstand die Germanen-Gilde.

Was will die Germanen-Gilde?

Sie will eine Gemeinschaft aller Männer der germanischen Welt sein, die sich der Pflicht bewußt sind, germanisches Wesen in der Welt zur Geltung zu bringen. Nie hat in der Geschichte der Menschheit die Kraft und die Einigkeit ganzer Völker sich so herrlich entfaltet wie im jetzigen Weltkrieg die beispiellose Zusammenarbeit des Kriegers und des Bürgers, des Mannes wie der Frau der beiden deutschen Kaiserreiche. Das ist deutsche Art. Und noch eins hat der Krieg in herrlichster Blüte gezeigt: Mit ungekünstelter Begeisterung haben sich die Schweden auf die deutsche Seite gestellt, hat sich das schwedische Herz dem deutschen Brudervolke zugewandt.

Das ist germanische Treue,

germanische Freundschaft. Und diese Treue, diese Freundschaft, die der Weltkrieg in solchem Glanze offenbarte, will die Germanen-Gilde unter den Brudervölkern hüten und pflegen. Nicht mehr soll der Deutsche dem Schweden ein Fremder sein, nicht mehr soll zwischen Schweden, Dänen, Norwegern, Holländern und den Deutschen der beiden engverbündeten Kaiserreiche und der Schweiz das Land zerrissen sein, das der Völker gemeinsame Herkunft um sie geschlungen hat. Als das schönste Gebot der eisernen Zeit, in der wir leben, will die Germanen-Gilde diese Zusammen-

gehörigkeit hinübertragen in alle Zeit. Und unter dieser Losung ruft der Bund alle Glieder der germanischen Stämme auf, die Deutschen des Reiches, Österreichs und der Schweiz ebensowohl wie die Schweden, die Norweger, die Dänen, die Holländer, mögen sie ihrer Heimat treu geblieben sein oder ihr Heim in fremdem Land gesucht haben.

Es gilt ein großes Ziel.

Die Germanen-Gilde will nicht mit Worten wirken, mit Worten, die der Wind zerstreut. Sie will

wirkliche Arbeit

leisten, Arbeit, deren Inhalt greifbare Werte birgt. Wir wollen uns von Mann zu Mann kennen und die Eigenschaften des Stammesbruders schätzen lernen. Und aus dieser Kenntnis heraus soll uns Allen geistiger und wirtschaftlicher Segen erblühen. Was nordisches Wissen und Kunst geschaffen hat, soll uns Deutschen Gemeingut werden. Wie wir bisher in unverständlichem Wahn bewunderten, was uns Frankreich, Italien und England darboten, so sollen für die Folge die Geistesschöpfungen der Skandinavier in deutschen Landen heimisch werden. Durch Vorträge und Reisen wollen wir Land und Leute diesseits und jenseits der Meere näher bringen und ihre Sprachen verstehen lernen. Und aus dieser geistigen Verbindung wird als natürliche Folge ein wirtschaftlicher Verkehr entstehen, der allen germanischen Völkern zum Segen gereichen wird. Weshalb sollen wir nicht ebensogut bei dem Stammesbruder in Skandinavien und Holland kaufen oder an ihn verkaufen, was wir bisher in Frankreich, Rußland oder England umsetzten? Halten wir doch zusammen und suchen unseren Handelsverkehr bei den Völkern, die uns nahestehen!

Wir sind auf einander angewiesen.

Nichts hat der Weltkrieg klarer bewiesen. Durch den regen Verkehr, den die Germanen-Gilde pflegen soll, wird und muß sich ein lebhafter Handel zwischen den stammesverwandten Völkern entwickeln lassen.

Diesen Aufgaben will sich die Germanen-Gilde widmen. Wer solche Ziele seiner Mitarbeit für wert erachtet, der trete der Gilde bei und bekunde damit den Willen, treu eine Pflicht zu erfüllen. Der Weltkrieg wird als selbstverständliche Folge zwischen den Slawen des Ostens und den Romanen des Westens die unverbundene Gruppe der germanischen Staaten lassen. Mögen staatliche Bündnisse entstehen oder nicht, die Pflicht bleibt für die germanischen Länder, sich einen Rückhalt zu sichern, denn ein Krieg wird immer wieder kehren, und kein Volk weiß, ob nicht romanische Tücke oder slawische Hinterlist ihm Böses will. Die Germanen-Gilde will sich nicht in die Arbeit der Staatsmänner mischen, sie will aber in treuer Hingabe bei den Germanen der Welt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wecken und erhalten, in Kriegszeit wie im Frieden. Wer dazu helfen will, der schließe sich den Männern an, denen diese Arbeit eine Pflicht

bedeutet. Jede Auskunft erteilen Dr. Roland Brieskorn in Vänersborg (Schweden), A. K. F. Heller, Hamburg 5, Koppel 13, und Professor Dr. Ferd. Khull-Kholwald, Graz, Wielandsgasse 3.

Berichte und Notizen.

Der Alldeutsche Verband. In diesen Tagen waren es fünfundzwanzig Jahre, seitdem Karl Peters mit einem Kreise hochdenkender und weitschauender Gesinnungsgenossen den Allgemeinen Deutschen Verband ins Leben gerufen hat, der drei Jahre später unter Ernst Hasses Vorsitz seinen heutigen Namen angenommen hat. Ein Vierteljahrhundert schwerster Arbeit, stetigen Kampfes gegen alle mehr oder weniger undeutsch, international, auslandfürchtig gesinnten Personen, Gruppen und Parteien liegt hinter ihm. Selbst die Regierung hielt es für richtig und geschmackvoll, seine Bestrebungen anfangs stets zu bekämpfen und dann sie mehr oder minder teilweise zur Ausführung zu bringen. Unsere Leser wissen, wie treu wir unbeschadet gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten stets an seiner Seite gestanden und manchmal nur bedauert haben, daß seine Wirksamkeit nicht noch größer und weitergreifend war. Bei alledem war sie aber keineswegs gering und, wie die Kenner wissen, oft weit bedeutender, als die Gegner zugeben wollten. Im Leitaufsatz dieses Heftes ist der Herausgeber näher darauf eingegangen, welcher Art die Bestrebungen des Alldeutschen Verbands vorzugsweise waren und natürlich noch immer sind. Hier wollen wir, um die ihm immer und immer wieder (augenscheinlich bewußt und böswillig) gemachten ganz ungerechten Vorwürfe abzuwehren, nur noch darauf hinweisen, was er nicht ist. Wir bedienen uns zu diesem Zwecke wohl am besten der eignen Worte des jetzigen ersten Vorsitzenden, des ebenfalls viel verkannten, aber um den Verband hochverdienten Rechtsanwalt Heinrich Claß. Er schreibt im letzten Oktoberheft des „Panther": „Nicht sind wir Vertreter des sogenannten deutschen Weltherrschaftsgedankens; wir wissen aus der Geschichte, daß dieser Gedanke unnatürlich und undurchführbar ist, und wir lehnen ihn ab, indem wir uns realpolitisch beschränken auf das Maß des zur Sicherung der Zukunft unseres Volkes Notwendigen. Nicht sind wir Verächter fremden Volkstums, und Haß wie Verachtung gegen fremde Völker liegen uns fern; wir glauben den Wert des eigenen Volkes erkannt zu haben und lieben es in der vollen Kenntnis seiner Schwächen um dieses Wertes willen; wir hassen und verachten die anderen so wenig, daß wir ihm mehr als einmal die politischen Tugenden, z. B. der Engländer und Franzosen, vor Augen gehalten haben. Wir lehnen jede völkische Überhebung ab, wollen aber, daß jeder Deutsche stolz darauf werde, Deutscher zu sein. Unsere Bewegung ist kein Gegenstück des französischen Nationalismus, des englischen Imperialismus und des russischen Panslawismus; bei ihnen hat der Haß, der Neid, die Herrschsucht, der Wille nach möglichster Ausschließlichkeit zu Pate gestanden, während wir das Daseinsrecht jedes Volkes anerkennen. Jetzt, wo uns die anderen das Schwert zur Verteidigung in die Hand gedrückt haben, erachten wir als den Inbegriff der Pflichten deutscher Staatskunst die Erringung einer deutschen Machtstellung, die unserem Volke unabhängig von der Hilfe eines anderen die Zukunft aus eigner Kraft sichert." — Soweit Heinrich Claß. Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß wir in allen diesen Dingen auf demselben Standpunkte stehen. So wünschen wir denn dem Alldeutschen Verbande zu Beginn des zweiten Vierteljahrhunderts seiner Tätigkeit aus vollem Herzen weiteres Gedeihen und empfehlen denjenigen unserer Leser, die noch nicht zu seinen Mitgliedern gehören, aufs wärmste den Anschluß an ihn. Der Sitz der Hauptleitung befindet sich zurzeit in Mainz, Stadthausstraße 11. Dort ist alles Nähere zu erfahren.

Erklärung. Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß die in verschiedenen Zeitungen abgedruckte Erklärung für Julius Meier-Graefe, die von einer Anzahl angesehener Künstler und Schriftsteller unterschrieben ist, gegen meinen Aufsatz „Wie Frankreich seine ausländischen Bewunderer ehrt" gerichtet ist. Es liegt mir daran festzustellen, daß dieser Aufsatz in keiner Weise gegen Herrn Jul. Meier-Graefe als Mensch gerichtet ist. Aus meinen Ausführungen geht hervor, daß ich sein unglückliches Schicksal selbst lebhaft bedauere. Der Aufsatz richtet sich ausschließlich gegen einen Aufruf des Herrn Karl Scheffler, der in der Vossischen Zeitung veröffentlicht wurde und meiner Überzeugung nach die besonderen Eigenschaften des Herrn Meier-Graefe in ein absolut falsches Licht rückte. Ich habe die Ausführungen des Herrn Karl Scheffler durch Zitate aus Meier-Graefes Büchern und Aufsätzen auf das gebührende Maß zurückgeführt. — August Piening, Bremen.

Noch einmal Ruedorffer. Zu der Notiz auf S. 384 des vorigen Heftes: „Wie man sich vor dem Kriege den Zweck der Rüstungen vorstellte", bittet uns Rittergutsbesitzer v. Bodelschwingk auf Steinhauk, Post Weyhers bei Fulda, dem wir diese Notiz verdanken, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser, Legationsrat Dr. Riezler, bis vor kurzem im Auswärtigen Amt als Hilfsarbeiter beschäftigt war und in diesem Frühjahr zum Geheimen Legationsrat befördert worden ist. Dieser Herr hat also in der Tat dem Auswärtigen Amte nicht nur nahe gestanden, sondern ihm sogar angehört. Man kann sich danach eine Vorstellung von dem Geiste machen, der unsere auswärtige Politik in jener so überaus kritischen Epoche unserer Geschichte bestimmt hat.

Die Baumwollnot, welche in Deutschland, wie neuestens auch in Österreich zu Regierungs-Maßnahmen zwecks Einschränkung des Verbrauches zu Aufnahmen der Vorräte und deren Vorbehaltung für den Heeresbedarf geführt hat, droht in Österreich noch dringender zu werden, als im Deutschen Reiche, macht aber nun auch genau so wie zur Zeit der napoleonischen Kontinentalsperre — bereits erfinderisch. In dem Aufsatze: „Welt- oder Volkes-Wirtschaft" wurde im Augusthefte dieser Ztschr. (S. 247, f.) des Philosophen J. G. Fichte gedacht, der vor nun mehr als 100 Jahren über die erfolgreichen Versuche berichtete, welche schon damals dem Ersatze der Baumwolle durch Pflanzenfasern europäischer Erzeugung galten — und in diesen Tagen kann man in Österreich Soldaten- und Gefangenenabteilungen mit dem Einsammeln von Brennesseln, insbesondere der Art Urtica dioica L. beschäftigt sehen. Ihre jungen Triebe sind schon längst als ebenso wohlschmeckender wie gesundheitlich zuträglicher Spinatersatz geschätzt und ihre Bastfaser diente lange vor der Einführung der Baumwolle zur Herstellung von Nesselgarn und Nesseltuch. Nesselzwirn-Fabriken bestanden vielfach noch im Anfange des 18. Jahrhunderts, die letzte 1720 in Leipzig und Böhmer schrieb darüber in seiner „Technischen Geschichte der Pflanzen" (Leipzig, 1794): „In Leipzig wurde eine Manufaktur von Nesselzwirn angelegt. — — — — Wird dieser Nesselstengel wie Flachs geröstet, gebrecht und gehechelt, so kann man daraus eine Art Leinwand weben, welche Nessel- oder Netteltuch genannt, und in Frankreich, sonderlich in der Picardie, in Menge gemacht wird." — Die große Festigkeit der Nesselfaser, verbunden mit Weichheit und einem seidenartigen Glanze verlockte immer wieder zu neuen Versuchen. Im Jahre 1877 wurde in Deutschland sogar eine eigene Kommission zur Anbahnung und Förderung der Nesselkultur eingesetzt, aber obgleich die Pflanze geradezu umsonst zu haben ist, waren doch noch die Kosten der Fasergewinnung so hohe, daß ein Wettbewerb mit der Baumwolle, die der Samenkapsel in reicher Fülle bekanntlich bereits als verarbeitungsfertige Faser entquillt, — bisher ausgeschlossen blieb. Nun ist es aber, — wie Univ.-Prof. Dr. K. Linsbauer jüngst in der „Gr. Tgp." berichtete, — einem Wiener Pflanzenphysiologen, Prof. O. Richter nach vielfachen Bemühungen mit verschiedenen Mazerationsmitteln gelungen, ein entsprechend einfaches Verfahren zu ermitteln, dem bereits das österreichische und deutsche Patent erteilt wurde. Es werden nach demselben die frisch am Grunde abgeschnittenen und

entblätterten Nesselstengel sofort im feuchten Zustande, oder nach vorherigem Trocknen und Wiederbefeuchten mit Wasser und unter Umgehung der vordem nötig gewesenen „Röste" sogleich in die Brech- und Hechelmaschinen gebracht, aus denen die Faser in tadellosem Zustande hervorgeht. Selbst Nesselstroh kann in dieser Art verarbeitet werden, nachdem es vor dem Hecheln eine halbe bis zwei Stunden lang im Wasser gelegen. Die Brauchbarkeit der Nesselfaser ist eine ganz hervorragende. Ihre Dauerhaftigkeit ist größer als die des Leins. Nach dem Urteile von Fachmännern können Nesselfasern zu den feinsten Garnen versponnen werden. Ihre Verwendbarkeit zu Geweben ist somit bereits über das Versuchsstadium hinausgediehen und kann als endgültig gelöste Aufgabe bezeichnet werden, womit unsere gemeine große Nessel zum Range einer Kulturpflanze erhoben wird. In der Erkenntnis der großen Bedeutung, welche der Nesselfasergewinnung gerade in der jetzigen Zeit der Baumwollnot zukommt, haben die maßgebenden Behörden in Österreich mit anerkennenswerter Raschheit zugegriffen, um sich soweit als möglich noch die diesjährige Nesselernte zu sichern, deren Ertrag nach Wien an eine eigene Verwertungs-Zentrale weitergeleitet wird. Sollte aber selbst der Ersatz der Baumwolle durch unsere Nessel sich in weiterer Zukunft nicht mehr lohnen, so verfügen wir doch wenigstens jetzt, so lange der Baumwollmangel anhält, unerwarteterweise über eine ansehnliche Menge vorzüglichen neuen Faserstoffes, der uns auf alle Fälle das Durchhalten der herrschenden Kriegsnot ermöglichen hilft. — Was schließlich noch die Gewinnung der Schießbaumwolle und verwandter Erfordernisse des gegenwärtigen Krieges anlangt, so kann auch in dieser Hinsicht bereits alle Sorge als überwunden gelten, denn es ist kaum zweifelhaft, daß die Nesselfaser auch hierzu die erforderliche Eignung besitzt. Übrigens ist es ja auch, wie reichsdeutsche Blätter kürzlich zu berichten wußten, den Bemühungen der Chemiker bereits gelungen, die Holzzellulose einer derartigen Reinigung zu unterziehen, daß sie den Bedingungen zur Herstellung von Explosivmitteln vollkommen entspricht. Endlich kann es wohl nur eine Frage der Zeit sein, daß man auch die feine weiße Samenwolle des gemeinen Weidenröschens (Epilobium angustifolium L.), — welches die Holzschläge unserer Bergwälder in unerschöpflichen Mengen überwuchert und eben jetzt, zur Zeit der Samenreife mit förmlichen Wolldecken überzieht, — sammeln, entsamen und spinnen lernt, — werden daraus in den Polarländern doch schon längst Lampendochte gedreht. — — Ist es uns aber einmal, — woran gar nicht mehr zu zweifeln, — auch nur einigermaßen gelungen, die Baumwolle durch einheimische Faserstoffe zu ersetzen, dann ist es mit der Baumwollnot ebenso aus, wie mit dem englischen Aushungerungskriege und unser zweifelhafter Freund im weißen Hause zu Washington ist dann auch glücklich der verlornen Liebesmühe überhoben, gegen das Baumwollverbot seiner englischen Freunde weitere Noten im Sinne der amerikanischen Baumwollpflanzer nach London zu richten. — Dr. Adolf Harpf.

Wie die flämische Literatur in Belgien behandelt wurde. Nicht die kleinste der zahlreichen Sünden belgischer Regierungen ist die systematische Unterdrückung des flämischen Volksteiles, den sich die französisch sprechende Bevölkerung Belgiens hat zuschulden kommen lassen. Dr. F. M. Hübner veröffentlicht im „Buchhändler-Börsenblatte" über die Stellung der flämischen Literatur in Belgien einige sehr bezeichnende Zahlenangaben, die erkennen lassen, in welchem Maße das flämische Schrifttum von amtlicher belgischer Seite als Stiefkind behandelt wurde. Von den Volksbibliotheken des Landes entfielen auf das flämische Sprachgebiet 394, auf das wallonische 432. Man würde aber sehr irren, wenn man annähme, daß die staatlichen Anschaffungen für die Volksbüchereien auch nur annähernd diesem Zahlenverhältnisse entsprochen hätten. Der belgische Staat hat in den vier Jahren von 1905—08 im ganzen rund 160 000 Franken auf Bücheranschaffungen für Volksbibliotheken verwandt; davon entfielen auf Bücher in französischer Literatur rund 127 000 Franken, auf die flämische Literatur ganze 33 000 Franken! Das Mißverhältnis springt ins Auge. Für wissenschaftliche und literarische Unternehmungen aller Art flossen die Unterstützungen stets leichter und reichlicher, sobald es sich um französisches, schwächer, wenn es sich um flämisches

Gedankengebiet und Erzeugnis handelte. Die „Belgique artistique et littéraire“ erhielt 1907 und 1908 zur günstigeren Entwicklung des literarischen Teils der Zeitschrift eine Beihilfe von 4000 Franken, während flämische Zeitschriften sich einer derartigen Unterstützung nicht rühmen konnten. Der französische Klub der Literaturfreunde empfing 1908 2000 Franken, der flämische Schriftstellerverein ging leer aus. Bezeichnend ist, daß man in Belgien überhaupt noch keine Statistik darüber aufgenommen hat, wie sich auf dem Gebiete der Bucherzeugung die flämische und die französische Produktion zueinander verhalten. Die Scheidung nach Sprachgebieten wird, um die flämische Literatur nur ja nicht irgendwie zur Geltung kommen zu lassen, vermieden. Dr. Hübner hat nun für das Jahr 1911 eine kleine Statistik aufgestellt. Die Gesamtzahl der in diesem Jahre in Belgien veröffentlichten Bücher belief sich auf 2885 Stück und daran hatte die flämische Literatur doch immerhin einen recht erheblichen Anteil. So waren von 54 Werken über Philosophie 34 französisch, 15 flämisch, von 99 Biographien 66 französisch und 33 flämisch, von 9 geographischen Werken waren 17, von 120 Büchern über Geschichte 26 flämisch und auf dem Gebiete der schönen Literatur hielt sich das Französische und das Flämische mit 187 gegen 184 Werke nahezu das Gleichgewicht. Man sieht, daß das flämische Schrifttum in Belgien keineswegs an sich nebensächlich war, sondern nur von den herrschenden Französlingen zu dieser Rolle verurteilt wurde.

Englische Titelsucht. Der „Gemeine“ Mr. Looker-Lampson klagte jüngst im Unterhause ergötzlich über den Kauf von Adelswürden und Sitzen im Oberhause, soweit es sich um den Lordtitel mit einer peerage handelt. Die Parteien treiben um des Wahlschatzes willen offenen Schacher mit solchen Dingen menschlicher Eitelkeit. Freilich ist dabei zu bemerken, daß auch ohne diesen zweifelhaften Erwerb genug Brauer, Spinner, Eisenbahnleiter als baronets und earls im Oberhause sitzen. Selbst die vermeintlichen schottischen dukes of Fife waren und sind die Londoner Bankiers Duff, deren eben verstorbenes Oberhaupt freilich eine Königstochter ehelichte, deren ältestes Kind den Titel mit dem Zusatz Kgl. Hoheit weiter vererbt. In Deutschland sind wir glücklicherweise etwas kritischer und daher unser Adel viel besser. Sind doch in England bei seinen irreführenden geschichtlichen Adelsnamen für die viel ehrenvolleren Müller und Schulze und falschen Stammbäume nur ein Dutzend Uradelsgeschlechter vorhanden und keines im Sinne unseres hohen Adels. Der humorvolle Engländer scherzt über den reich gewordenen Tunkenhändler, der sich bei allen Parteien nach dem Mindestpreise für den Knight erkundigt.

Er führt auch ein uns etwas beschämendes Beispiel an. Nicht ganz einwandsfrei hatte ein Mr. Grant Geld gemacht, aber es gelang ihm nicht, das Vorurteil gegen die Art seines Gelderwerbes zu besiegen und so wurde er Baron in einem deutschen Fürstentum. Da der Gothaer ihn nicht aufführt, wird die Sache wohl erledigt sein, da er uns ja die Berliner Finanzgrößen des verstorbenen Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha nicht vorenthält. Auf Grant gingen dann folgende witzige Reime um:

„Honours a king can give,	Ehren kann ein König geben,
Honour he can't;	Ehre kann er nicht;
Titles without honour	Titel ohne Ehre
are a barren grant.“	sind eine nutzlose Gnade.

Hier zeigt sich die bedenkenlose, von uns bisher so bewunderte und verkannte Heuchelei Englands auch sozial in ihrer ganzen Roheit. Dieser Spruch von der „nutzlosen Gnade“ (barren grant) wäre aber auch von den Beratern deutscher Kronen zu beherzigen, zumal in gewissen kleinen Staaten, zu denen leider wieder Gotha gehört. In England ist man dem schlechten koburgischen Beispiel in Beziehung auf die eingewanderten deutschen Juden gefolgt, die hauptsächlich in Südafrika ihr ziemlich schmutziges Geld besonders zum Schaden der dummen deutschen Geldgeber gemacht haben, wie die Geschäftsberichte der Görz & Co. und der General Mining zeigen, die sogar die Deutsche Bank und die Dresdener Bank hereingelegt haben, obwohl man doch dort die Schädiger, die sämtlich aus Deutschland

stammen, genauer kennen sollte. Jetzt ist ein offenes Wort am Platze und Sir Cassel in Berlin nicht mehr möglich.

Schließlich wurde noch Albu, ein Berliner Jude, baronet, der von dem General-Mining-Konzern Ministergehalte für seine nur schadenbringende Tätigkeit erhielt. Die Gelder, die diese würdigen Herren nach der Offenherzigkeit des ehrenwerten Engländers an die englischen Parteikassen gezahlt haben, um „Sir" zu werden, sind aus unseren Taschen geflossen. Ja unsere maßgebenden Kreise ehrten noch solche Leute, die den Kaiser und uns jetzt beschimpfen. Wird jetzt unsere so patriotische Judenschaft von diesen Abtrünnigen bewußt abrücken? Stets wird ja Sir Ernest Cassel genannt, wenn England uns finanziell begnaden will. Auch wir haben also den Maßstab für geschäftlichen Anstand verloren. Daher blüht auch der Weizen der Sozialdemokratie bei solchen Anlässen, wie die belanglosen Liebknechtschen Enthüllungen beweisen, wo wir jetzt an unseren „Brummern" sehen, was Krupp uns wert ist.

Orden und Titel sind berechtigte und nötige Hülfsmittel der Krone und des Staates, um gewisse Verdienste und bekundeten Gemeinsinn zu belohnen, da eben klingender Dank ausgeschlossen und für den Empfänger nicht ehrenvoll sein würde. Es liegt sogar ein gewisser Idealismus darin, daß sich solche Werte nicht geldlich bestimmen lassen. Schlimm ist es freilich, daß das Maß der Wohltätigkeit nicht ohne Einfluß auf die Gnadenbezeugung ist und diese daher einen metallischen Beigeschmack hat. Der steigende Wohlstand, die Zusammenballung großer Vermögen in gewissen spekulativen Händen, die Wertminderung des Geldes haben bewirkt, daß hohe Orden und Titel mehr und fast ausschließlich in der Richtung des Großkapitalismus verliehen werden, der für sein teures Geld doch unverhältnismäßige Ehren einheimst. Ist es doch soweit gekommen, daß (übrigens noch selten deutsche) Finanziers der Großindustrie sich nicht mehr mit dem Geheimen Kommerzienratstitel begnügen, sondern nur noch mit dem Geheimen Regierungsrate zufrieden geben, der doch amtlicher Vorbildung und Stellung vorbehalten sein sollte. Bilderstiftungen für staatliche Sammlungen werden nunmehr mit dem Kronenorden II. Klasse belohnt, weil der Wert solcher Gaben in die Hunderttausende geht. Die Geber würden früher ihrer gesellschaftlichen Herkunft wegen nur mit dem gleichen Orden IV. Klasse ausgezeichnet worden sein.

Die weniger geldmächtigen, aber in Wirklichkeit gemeinnützigeren und vaterländischer gesinnten Kreise werden dadurch in der öffentlichen Ehrung ins Hintertreffen gedrängt. Sie erscheinen trotz ihrer innern Güte als die minder wertvollen, weil weniger zahlungsfähigen Stützen des Thrones. Diese Geldherrschaft ist stets bedenklich, und das obige englische Beispiel hat gezeigt, wohin es führt, wenn Adelstitel für Wahlspenden verkauft werden. Der befreiende Krieg hat bereits die Hohlheit dieser Geldwirtschaft gezeigt. In dieser Beziehung ist freilich Deutschland noch nicht völlig verseucht. Aber die tatsächliche geldliche Erwerbbarkeit bestimmter Orden und Titel ist bei uns nicht weniger verbreitet als jenseits des Kanals. Nun verschwindet gegen das schlichte Eiserne Kreuz jeder andere Orden. Sicherlich ist eine gemeinnützige Schenkung ihres Lohnes wert und es ist nicht richtig, von Käuflichkeit zu sprechen. Aber die Person und deren Einwandfreiheit spielen jetzt kaum noch eine Rolle, sondern nur der Wert des Gegenstandes, was nicht von hoher Moral im Staatsleben zeugt. Hier handelt es sich nicht um bezahlte, tadelswürdige Vermittelung, sondern um das Angebot bloß reicher Leute zweifelhafter Herkunft, für eine hohe Summe etwas zu schenken und dafür einen ehrenden Entgelt zu erhalten. Der Krieg muß auch hier die Umwertung dieser Werte mit übeln metallischem Beigeschmack bringen.

Ist es richtig, daß jeder, der ein Fideikommiß gründet, obwohl er erst den Besitz zusammenkauft, die sichere Anwartschaft auf den Adel hat, ja ihm dies zur Voraussetzung gemacht wird? Eine maßgebliche Stelle hat einem hohen Beamten diese Vorbedingung direkt genannt. Sicherlich findet diese Übung nicht die Billigung der wirklichen Staatsleitung, die sich aber nicht um jede Auszeichnung kümmern kann. Aber vielleicht prüft das Staatsministerium doch auch in dieser Hinsicht die Vorgeschlagenen, wo es sich keineswegs um den schimpflichen Ordens- und Titelschacher handelt, sondern wo wertvolle

Stiftungen in Frage kommen. Schon jetzt sind gewisse Ehren entwertet. Ladeninhaber werden Kommerzienräte und bloße Börsenjobber erhalten Generalsorden. Es sind dies Fäulniserscheinungen, die hoffentlich der Krieg für immer fortfegt. Die Gnadenbeweise der Krone werden auf den Markt geworfen, wo das bloße Geld, nicht die Gesinnung entscheidet. Die Entwicklung war vorauszusehen, aber die Pflicht der Bundesregierungen ist es, den Auswüchsen scharf und bewußt entgegenzutreten. — K. v. Strantz.

Die Frage der Kröte im Stein. Es gibt einen merkwürdigen, sehr weitverbreiteten Aberglauben, nach dem man zuweilen Kröten in Steinen eingeschlossen findet. Der Stein, so heißt es, bildet um die Kröte herum eine vollkommen luftdicht abschließende Kapsel; nichtsdestoweniger aber vermag die Kröte hierin ohne Luft und ohne Nahrung beliebig lange zu leben. Wie dieser Aberglaube entstanden ist, und wie sich die Wissenschaft damit beschäftigt hat, erzählt nun der französische Naturwissenschaftler Albert de Rochas in einem Buche, das sich mit dem fesselnden Gegenstande der „Unterbrechung des Lebens" beschäftigt. — Besonders häufig werden solche Wunderkröten in Feuersteinknollen gefunden, und die Finder sind meistens Bauern oder Arbeiter. Es ist durchaus nicht daran zu zweifeln, daß diese Leute die Kröten wirklich lebend in Steinhöhlungen finden; die Frage ist nur, wie die Kröten dorthin gelangt sind, und wie lange sie dort gelebt haben. Die Behauptung, sie seien luftdicht in einem Steine eingeschlossen vorgefunden, der vielleicht vor vielen Jahrtausenden entstanden ist, ist natürlich von vornherein als unsinnig abzulehnen. De Rochas hat im ganzen einige dreißig Berichte über solche Kröten in Steinen gesammelt. Einer der jüngsten — über die Kröte von Blois — beschäftigte im Jahre 1906 die wissenschaftliche Welt Frankreichs. Die Kröte, um die es sich dabei handelt, wurde im Jahre 1851 in der Nähe des Bahnhofes von Blois durch Arbeiter entdeckt. Ein Meter unter dem Boden wurde eine Feuersteinknolle gefunden, aus der, als sie zerschlagen wurde, eine Kröte herauskam. Der Stein war nur in zwei Stücke zersprungen; so setzte man die Kröte wieder hinein, überließ sie ein paar Tage sich selbst, und am vierten Tage übergab man Stein samt Kröte einer gelehrten Gesellschaft in Blois, die eine große Rundfrage veranstaltete. Die Sache gelangte auch in der Akademie der Wissenschaften zur Besprechung. Dumeril erstattete darüber Bericht, aber eine ganze Reihe von Akademikern sprach ernste Zweifel aus, ja Serres meinte, die ganze Untersuchung habe nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert. Von dem Engländer William Edwards stammen nun Versuche, die einigen Aufschluß über das Krötenrätsel geben: er schloß nämlich Kröten in Gyps ein und wartete ab, was daraus würde. Kröten, die er in kleinen Kästchen unter Wasser setzte, starben schon nach acht Stunden an Erstickung; Kröten in umgipsten Kästchen dagegen lebten bis zu 19 Tagen, und wenn man diese eingegipsten Kästchen unter Wasser brachte, gingen die Kröten rasch zugrunde. Hierdurch wird, was zu erwarten war, bewiesen, daß die Kröten Luft brauchen, und das Endergebnis dieser Versuche, die vor recht langer Zeit ausgeführt worden sind, ist das, daß eingeschlossene Kröten entweder ersticken oder durch Austrocknung zugrunde gehen. — Dieses Ergebnis ist auf die Kröten, die angeblich in Steinen eingeschlossen vorkommen, anzuwenden, und es fragt sich nur noch, wie lange die Kröten hungern können. Séguin will herausbekommen haben, daß eingegipste Kröten zehn Jahre gelebt haben, was offenbar zu hoch gegriffen ist, während man den Untersuchungen Claude Bernards wohl glauben kann, nach denen Kröten eingeschlossen drei Jahre noch gelebt haben. Der Amerikaner Worthen hält es für möglich, daß Kröten wirklich in Steinen eingeschlossen aufgefunden werden können, wenn nämlich Steine, zwischen die sich Kröten verkrochen haben, durch neu entstandenen kohlensauren Kalk verkittet werden. Alles andere aber ist ins Reich der Fabel zu weisen, besonders die Wundermär, daß Kröten lebend in Kohle, Granit, Gneis oder anderen Jahrmillionen alten Urgesteinen aufgefunden wurden, denn Kröten gibt es erst seit dem Tertiär. (Deutsche Ztg.)

Bücherbesprechungen.

Harpf, Adolf: „Der Erzfeind. Rück- und Ausblicke zum Weltkrieg." Graz 1915. Leuschner und Lubensky.

„Die Menschen wollen durchaus frei sein, sich gegenseitig zugrunde zu richten." Dieses Wort Fichtes kennzeichnet recht den Begriff von Freiheit, wie die Engländer ihn bisher vertreten haben. Sie konnten sich als erste Industrie- und Handelsmacht der Welt die manchesterliche Freiheit erlauben, da sie den gesamten Welthandel und damit alle anderen Nationen in wirtschaftlicher Abhängigkeit hielten — denn, wie ein witziger Amerikaner einmal gesagt hat, fabrizieren die Engländer nicht nur ihre Waren, sondern auch ihre Theorien für den Export. So konnte dem Interesse Englands nur damit gedient sein, wenn die übrigen Völker sich nach der Freiheit des Manchestertums gegenseitig zugrunde richteten. Allein schon Napoleon hatte in der Kontinentalsperre das rechte Mittel ergriffen, um dem Verderb dieser „Freiheit" für die europäischen Nationen zu begegnen und dem Freiheitsheuchler England zugleich damit den Garaus zu machen; nur daß Napoleon bei der halben Maßnahme stehen blieb, bloß den Import englischer Produkte, und nicht auch den Export von kontinentalem Getreide nach England zu sperren, womit dieses schon damals der Aushungerung überliefert worden wäre, die es in diesem Kriege Deutschland durch seine Sperre zugedacht hat. Mit dieser ist England aber gegenwärtig der mephistophelische Erzieher Deutschlands, der das Böse will und überall das Gute schafft, zur wirtschaftlichen Unabhängigmachung und Selbständigwerdung unseres Vaterlandes, indem wir dadurch gezwungen werden, unseren Nahrungsbedarf vorwiegend im eigenen Lande zu suchen und zu erzeugen, den Grund und Boden rationeller anzubauen und zu bewirtschaften, sowie seine Früchte sachgemäßer und ökonomischer zu verwerten. Fichte hat in seinem „Geschlossenen Handelsstaat" diese Heimökonomie, wie sie jetzt nötig geworden, auf streng sachlogischer Grundlage bereits vor hundert Jahren ausgebaut. „Wie eine Voraussicht der wahren Ursachen des gegenwärtigen Weltkriegs, den England bekanntermaßen nur in seinem Interesse als Weltkrämer angezettelt hat, mutet es", nach Adolf Harpf in der vorliegenden Schrift, „an, da Fichte weiter ausführte, daß durch das Handelsinteresse politische Begriffe entstehen, die nicht abenteuerlicher sein könnten und aus diesen Begriffen Kriege, deren wahren Grund man nicht verhehlt — — — da entsteht eine Herrschaft der Meere, welche letztere doch, außer der Schußweite vom Ufer der bewohnten Länder, ohne Zweifel frei sein sollten, wie Luft und Licht. Da entsteht ein ausschließendes Recht auf den Handel mit einem auswärtigen Volke, das keine der handeltreibenden Nationen mehr angeht, als eine andere, und über diese Herrschaft und über dieses Recht entstehen blutige Kriege." All solcher Kriegsanlaß entfällt aber im Zustande der Schließung des völkischen Wirtschaftsstaates in seinen natürlichen Grenzen. Hierbei hat Fichte schon daran gedacht, wie gewisse Erzeugnisse aus Übersee durch Gewinnung von Ersatzstoffen eigener Landeserzeugung überflüssig zu machen wären. So der Ersatz der Baumwolle durch inländische Grasarten, Stauden und Bäume, die „eine wohl ebenso feine und durch Kultur noch sehr zu veredelnde Wolle tragen". Napoleon hatte durch seine Sperre den Kontinent bereits vom ausländischen Zucker unabhängig gemacht, und die in Deutschland so hochentwickelte Rübenzucker-Erzeugung ist auf seinen Vorgang zurückzuführen. Auch die Einführung der verschiedenen Kaffeesurrogate geht auf Napoleons Kontinentalsperre zurück, sowie für die erst in diesen Jahren bei uns gelungene künstliche Erzeugung des Indigo setzte er bereits Preise aus. Wie die damalige Kontinentalsperre, so wirkt auch die jetzige künstliche Absperrung der Zweibundstaaten mächtig auf den Erfindungsgeist, um für bisher vom Ausland eingeführte Bedarfsgegenstände heimischen Ersatz zu beschaffen. So ging jüngst eine Mitteilung durch die Tagesblätter, wonach es im Institut für Gärungsgewerbe in Berlin gelungen sei, aus Zucker, der mit Ammoniak, Magnesia, Kali in Salzform

„gedüngt" wird, eine Futterhefe zu erzeugen, die 50 v. H. Eiweiß enthält und geeignet ist, unsere Viehzucht von der Einfuhr russischer Futtergerste unabhängig zu machen, nachdem auch das nötige Ammoniak nach dem Verfahren von Prof. Habert durch Synthese unmittelbar aus dem Stickstoff und Wasserstoff der Luft gewonnen werden kann. Ferner kann auch der Kampfer jetzt schon durch die Oxydation des aus dem Terpentinöl gewonnenen Isobornëols mit übermangansaurem Kali erzeugt werden, wodurch wir von der Einfuhr des natürlichen Kampfers aus Formosa und Japan unabhängig geworden sind. Bisher war auch die Ledererzeugung hinsichtlich der Gerbstoffe vielfach auf die überseeische Einfuhr angewiesen, zumal von Quebrachoholz. Nach einem neuen deutschen Verfahren ist es aber nun möglich, die Gerbstoffe aus den Lederabfällen wieder zurückzugewinnen, wonach die zurückbleibenden lohgaren Lederabfälle in ein hochwertiges Düngemittel übergeführt werden können.

So wirkt der Weltkrieg befreiend von manchen ausländischen Abhängigkeiten unseres Wirtschaftslebens und fördert ganze Gebiete deutschen Kulturschaffens mit kräftigem Ruck nach vorwärts. Dem „Erzfeind" England aber haben wir diese neuen starken Antriebe zur wirtschaftlichen Verselbständigung zu danken, wie Adolf Harpf in dieser Schrift an der Hand eines reichen Tatsachenmaterials und mit der an ihm bekannten klaren, überzeugenden Darstellungsgabe nachweist. Sie enthält eine Reihe der für unsere gegenwärtige Lage wertvollsten Aufsätze, die zum Teil bereits in der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" und anderwärts („Grazer Tageblatt" und „Deutsch-Österreich") erschienen waren und jedenfalls sich aufs vorteilhafteste von der übrigen meist recht faden und schwülstigen Kriegsliteratur auszeichnen, da sie die fruchtbarsten, zukunftfördernden Gesichtspunkte und Gedanken für die Neugestaltung und Aufartung deutschen Lebens nach dem Kriege enthalten. H. Driesmans.

Fritz, Georg, Kaiserl. Legationsrat: „Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß". J. F. Lehmann, München. Preis 1 Mark.

Der Verfasser geht weit zurück auf das Wesen und die Entstehung der führenden Kulturrassen der Indogermanen und Semiten, denen er die Mongolen als eine auf anderer Grundlage entstandene, durch ihre Passivität, Bedürfnislosigkeit und das Gewicht ihrer Masse sie stets bedrohende Mischrasse gegenüberstellt. Auch der germanische Rassecharakter unseres Volkes hat sich immer mehr abgeschwächt. Außer naheverwandten Slawen und Kelten haben auch nichtarische Beimengungen besonders im Süden es durchgesetzt, und einen besonderen Einschlag bilden die Juden. Dieser Mischung entspringt als ein Vorzug die Vielseitigkeit des deutschen Wesens; auch die ungermanischen Bestandteile sind — soweit sie sich angepaßt haben — wichtige Bestandteile unseres Volkstums. Trotzdem bleibt die germanische Grundlage das Einigende, das germanische Rassenideal lebt in uns und muß unsere äußere und innere Politik leiten. Die Juden sind eine Mischrasse mit semitischer Grundlage. Wo sie in der Diaspora an dem strengen Gesetz festhielten und nicht in der Zivilisation des Wohnlandes aufgingen, da erhielt sich nicht nur ihre Rassekraft, da gelang es ihnen auch, fremde Volksteile, die zum Mosaismus übertraten, in sich aufzunehmen und sie zu judaisieren. Daher die Erscheinung, daß wir bei keinem anderen, in sich eigenartigen Volk so verschiedene Merkmale unverwandter Rassen finden, wie bei den Juden, daß wir in Indien schwarzen, in Europa blonden, im Osten mongolischen, in Jemen arabischen Juden begegnen, langköpfig arischen Gestalten und breiten Mongolengesichtern: Sie tragen vielfach die Rassenmerkmale ihrer Wirtsvölker und dennoch daneben ohne Ausnahme das nur dem Juden eigentümliche Äußere in Gesicht und Gehaben, das nicht in anthropologische Maße und Ordnungen unterzubringen ist. Aus dieser Verwandtschaft erklärt sich auch die sonst unmögliche größere oder geringere Anpassungsfähigkeit der Juden an die Kultur ihrer Wirtsvölker. Besonders der westliche Zweig der Judenheit, die Sephardim haben sich in Alexandrien, im Römerreich, im maurisch-gotischen Spanien der

nationalen Kultur angepaßt, ihre Absonderung aufgegeben und sind zu Millionen im mittelländischen Völkerchaos versickert. Auch unsere deutschen Juden haben in ihrer Mehrheit dieses Schicksal freiwillig erwählt, indem sie sich ganz, unter Aufgebung ihres eigenen, dem deutschen Kulturleben einzufügen, nichts als Deutsche zu sein streben. Die Kinder der stetig zunehmenden Mischehen, die zahlreichen Täuflinge, die noch zahlreicheren Dissidenten sind dem Judentum für immer verloren. Dazu kommt die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts mit zunehmender Beschleunigung sich vollziehende Abwanderung der Juden aus dem agrarischen Osten nach dem industriellen Westen, vom Land zur Stadt. Hiermit nehmen sie aber — und zwar in verstärktem Maße — teil an dem für die industrielle, die städtische, die wohlhabende Bevölkerung nachgewiesenen Geburtenrückgang. Mit dem wachsenden Wohlstand, der staatsbürgerlichen Gleichstellung, der fortschreitenden Assimilation, dem Eindringen der Juden in die gelehrten Berufsstände, in Presse, Politik und Kunst hat sich ihr Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben gewaltig gesteigert und in der letzten Periode des Kapitalismus und der einseitig industriellen Entwicklung ihren Höhepunkt erreicht. Fritz ist zwar überzeugt, daß diese Periode des Welthandels und der Ausfuhrindustrie mit dem Kriege ihren Abschluß finden, daß auch die vom Judentum einseitig beeinflußte Kunstrichtung durch die gewaltige Erschütterung dieses Weltbrandes eine Umkehr erfahren wird. Allein — und hiermit kommen wir auf das eigentliche Thema und den Zweck der Schrift — dem deutschen Volk und dem deutschen Judentum droht eine schwere Gefahr von den in Bewegung geratenen 5—6 Millionen russischer Juden. Ihre Lage war schon vor dem Kriege so unglücklich, daß im Laufe von zwei Jahrzehnten zwei Millionen nach Amerika abgewandert sind; nach dem Krieg aber wird sie, gleichviel wie er ende, unhaltbar werden. Fritz behandelt dann eingehend die Möglichkeiten und die Bedingungen einer zionistischen Staatsgründung, wie überhaupt der Geist der Fritzschen Schrift versöhnlich und keineswegs antisemitisch ist. Er warnt aber eindringlich vor dieser „gelben Gefahr", die nicht nur unser deutsches Volk, sondern auch unsere deutschen Juden bedroht: Ein niederziehendes Gewicht würde sich an ihre mühsam errungene Gleichstellung hängen, sie bei der alsdann unumgänglich werdenden Lösung der Judenfrage von neuem bedrohen. Die Mehrzahl unserer Juden hat sich im Fühlen und Denken, in Lebensauffassung und Kultur dem deutschen Volke genähert. Wenn sie sich aber, unter liberalen Vorwänden, eins und einig erklärten mit den zuwandernden Massen ihrer östlichen Glaubensgenossen, mit denen sie in ihrer Mehrheit schlechterdings nichts, nicht Abkunft und Weltanschauung und Lebensweise verbindet, würden auch sie in die unausbleiblichen Folgen des Kampfes um unser Deutschtum und unsere Kultur verstrickt werden. Fritz fordert daher grundsätzlich Grenzschutz gegen die Einwanderung von Angehörigen fremder Rasse, da diese aber in vielen Fällen schwer festzustellen oder unsicher ist, so muß sich die Praxis auf den Ausschluß aller, einem asiatischen oder slawischen Staate angehörigen Einwanderer richten. Zu erwägen wäre, ob die Ausschließung auch auf die Angehörigen romanischer und amerikanischer Staaten auszudehnen sei. Dem Bundesrat soll das Recht zustehen, besondere oder generelle Ausnahmen zuzulassen. Im Prinzip hat sich auch unsere Sozialdemokratie bereits ebenso wie die amerikanische für den Ausschluß solcher Rassen und Völker erklärt, deren Angehörige bis jetzt noch nicht in den Kreis des modernen Erwerbs- und Wirtschaftslebens gezogen und unfähig erscheinen, sich den Arbeitern des Landes in Lebensgewohnheit und Ansprüchen gleichzustellen (Stuttgarter Kongreß 1907, Lauffötter, O. Bauer). Der Weg, den die amerikanische Abwehrgesetzgebung beschritten und den Fritz ebenfalls schildert, erscheint jedoch unpraktisch und leicht zu umgehen. Jedenfalls aber fordert die Ostjudenfrage die Aufmerksamkeit unserer verantwortlichen Gesetzgeber heraus und erheischt eine Lösung im Sinne der Grenzsperre noch vor dem Friedensschluß und ehe sich die östlichen Massen gegen unsere Grenzen in Bewegung setzen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 20. 10. 15.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 9 — 1915

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben.

Vom Herausgeber.

In den nunmehr sechzehn Monaten, die der größte, gewaltigste aller Kriege dauert, ist es je länger desto gründlicher offenbar geworden, daß dieser Krieg mehr als irgendein anderes Geschehnis des letzten Jahrtausends geeignet ist, eine neue Epoche der Weltgeschichte einzuleiten. Hinter ihm könnte an epochemachender Bedeutung nicht nur die große französische Revolution, sondern selbst die große deutsche Reformation zurücktreten, falls der Geist, der die europäische Mitte unter Führung Deutschlands zum Siege geführt hat, auch über den Frieden hinaus Sieger bleibt und so an Stelle der vorher herrschenden Lüge und Ungerechtigkeit die Herrschaft der Wahrheit und Gerechtigkeit wieder aufrichtet. Dieser Geist wird aber niemals zu lange andauernder Herrschaft gelangen, wenn nicht endlich einmal klar und allgemein genug jenes Geheimnis erkannt und beherzigt wird, das man bisher trotz aller demokratischen Phrasen und angeblichen Volksaufklärung den Völkern auf das sorgfältigste zu verbergen bestrebt war, weil es nur dadurch möglich wurde, sie unter der Maske der „Freiheit" noch mehr zu verknechten und auszubeuten, als es jemals hie und da mit den Mitteln brutaler Gewalt geschehen ist. Ich meine natürlich das Geheimnis der (geistigen) Suggestion, welches ich schon im letzten Märzheft unter der Überschrift: „Die Macht des Geistes, ihr Gebrauch und Mißbrauch in Krieg und Frieden" angeschnitten habe. Damals war mehr

von den Mitteln dieser Macht die Rede, jetzt sollen es mehr die Zwecke sein, die dabei in Betracht kommen können.

Auch dafür hat sich der gegenwärtige Krieg als unübertrefflicher Lehrmeister erwiesen. Er hat gezeigt, wie einzelne Personen und Gruppen ganze Völker und ihre Regierungen gegen ihre eigensten Lebensinteressen und für die sinnlosesten Zwecke bis zum Weißbluten schröpfen können, wenn sie es nur verstehen, diese Zwecke heuchlerisch als große, edle, oder gar als notwendige, als Staatszwecke hinzustellen. Und solche Verbrechen sind seitens der Urheber dieses Kriegs mit vollem Bewußtsein und in einer Zeit vollbracht worden, die man gewohnt ist, als die Zeit hellster Aufklärung und weitestverbreiteter Volksbildung anzusehen. Dieser Umstand ist ganz besonders bemerkenswert. Gewiß haben auch in früheren Zeiten einzelne Personen und Gruppen den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Völkern oft ungeheure Opfer an Gut und Blut, an Glück und Lebensfreude zugemutet; aber es geschah das meistens für Zwecke, welche die Mittel zur Verwirklichung in gewissem Sinne heiligten. Die führenden Persönlichkeiten und Gruppen wußten das auch oder glaubten es mindestens aufrichtig. Sie hatten darum auch keinen Grund, diese Zwecke vor ihren Völkern zu verbergen oder lügnerisch zu verdrehen. Weil sie nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit und Gerechtigkeit vertraten, konnten sie offen und ehrlich mit ihren Absichten hervortreten, selbst wenn eine spätere und bessere Erkenntnis sie mehr oder weniger als Irrtümer erwies.

Von alledem kann aber in der heutigen Zeit und für die hier in Betracht kommenden Fälle nicht die Rede sein. Was recht oder unrecht, wahr oder falsch, schön oder häßlich, edel oder gemein ist, wissen die geistig und sittlich hervorragenden Persönlichkeiten in allen Ländern europäischer Kultur heutzutage hinreichend genau, und sie alle würden darüber, wenn sie wirklich frei und unabhängig zu urteilen hätten, so ziemlich dieselben Ansichten haben. Wenn nun trotzdem in bezug auf diesen Krieg und seine sittliche Berechtigung auf der einen und anderen Seite so große Meinungsverschiedenheiten zutage getreten sind, dann kann der Grund dafür nur darin gesucht werden, daß die verbrecherischen Vorbereiter und Urheber dieses Krieges die Unterlagen zur richtigen Beurteilung desselben mit vollem Bewußtsein verbergen oder falsch darstellen, also den schnödesten Mißbrauch mit den Mächten der öffentlichen Meinung treiben.

Nichts ist darum, wie gesagt, für die Wiedereinsetzung des Rechtes und der Wahrheit in die ihnen gebührende Stelle heutzutage wichtiger, als die Enthüllung des Geheimnisses der (geistigen) Suggestion. Daß daraus für Staat und Gesellschaft die entsprechenden praktischen Folgerungen gezogen werden müssen, versteht sich von selbst. Darüber später. Stellen wir zunächst fest, was unter „Suggestion" hier verstanden werden soll.

Wort und Begriff „Suggestion" bezieht sich bekanntlich zunächst auf einen neuropathologischen Vorgang, der darin besteht, daß eine in Hypnose

(halbschlafhaften oder schlafwandlerischen Zustand) versetzte Person jeden Befehl, auch den unsinnigsten oder verbrecherischsten, der ihr in diesem Zustande eingeflüstert (suggeriert) wird, ohne weiteres zu der ihr nur irgend möglichen Ausführung bringt. Es sind dabei die erstaunlichsten Wirkungen einwandfrei festgestellt worden. Ich selbst habe eine Reihe von solchen vor etwa dreißig Jahren, als die Sache besonderes Aufsehen erregte, mit beobachtet. Natürlich ist nicht jede Person in gleichem Maße dafür empfänglich, und manche sind es überhaupt nicht. Einige allerdings scheinen in geradezu verblüffender, kaum glaubhafter Weise zu derartigen neuropathischen Versuchen brauchbar bezw. mißbrauchbar zu sein. Richet in Paris will einer Dame in mittleren Jahren nacheinander suggeriert haben, sie sei eine Bäuerin, eine Schauspielerin, ein alter General, ein Prediger, eine Nonne, eine alte Frau, ein kleines Kind, ein junger Mann usw., und jedesmal habe sie sich der eingebildeten Rolle gemäß betragen. In einem zu Pforzheim vor etwa dreißig Jahren verhandelten Prozeß handelte es sich um Personen, die in der künstlich erregten Wahnvorstellung, Hunde zu sein, auf andere gehetzt worden waren. Der bekannte Psycholog Delboeuf in Lüttich soll einer Person sogar mit Erfolg vorgeredet haben, sie sei — ein geheizter eiserner Ofen oder eine brennende Petroleumlampe. Dem Hypnotisierten mangelt eben jede Logik und Fähigkeit, sich durch eigenes Denken einer eingeflößten Wahnvorstellung zu entreißen.

Man begreift sofort die Gefährlichkeit dieser Macht in den Händen gewissenloser oder auch nur sittlich nicht ganz einwandfreier Personen. Die Staatsgesetze haben denn auch diesen Dingen schon lange Rechnung getragen, d. h. den Mißbrauch der suggestiven Macht unter entsprechend hohe Strafen gestellt. Es sind mehrere Fälle vor die Gerichte gekommen, in denen Frauen unter dem Vorgeben, mit ihrem Gatten zu verkehren, gemißbraucht oder zu schriftlichen Schenkungen veranlaßt worden sind. Das alles sind ziemlich allgemein bekannte Dinge, die man in den darauf bezüglichen Schriften leicht nachprüfen kann[1]).

Dieser eigentliche, ursprüngliche, mehr sinnlich und seelisch zu verstehende Begriff der „Suggestion" steht hier natürlich nicht zur Abhandlung. Es handelt sich hier um eine mehr geistige, mehr in die bewußte Sphäre des Verstandes und Willens fallende Einwirkung, die mit jener verglichen nur bildlich zu verstehen ist; aber ich bemerke ausdrücklich und im vollen Bewußtsein der dadurch übernommenen Verantwortung, daß bei der hier in Rede stehenden Sache das Bild in allen wesentlichen Zügen mit dem verglichenen Gegenstande übereinstimmt, daß es sich also mutatis mutandis um ein und dieselbe Sache handelt. Auch hier ist ein halbschlafähnlicher, halb traumhafter Zustand des Geistes — natürlich

[1]) U. a. z. B. v. Krafft-Ebing, Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus (Stuttgart 1888). Bernheim: Die Suggestion und ihre Heilwirkung (Wien 1888).

nur in Hinsicht auf bestimmte Dinge, nicht etwa allgemein — die unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen der Suggestion. Man stelle sich z. B. Einzelne, Gruppen, gesellschaftliche Klassen, ein ganzes Volk vor, die alle gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die öffentliche Rede, das gedruckte Wort, das gemalte Bild usw., wenn dergleichen von obrigkeitlicher oder sonstwie autoritativer oder als autoritativ geltender Seite herrührt, die bewußte Absicht oder die unbewußte Wirkung der Täuschung, Irreführung, des Betrugs usw. haben könnte, weil solche Einzelne, Gruppen, Völker, ein solches „Publikum", wie man gewöhnlich sagt, ein von alters her gut begründetes Vertrauen zu seinen obrigkeitlichen Personen, seinen geistigen Lenkern, seinen künstlerischen Darstellern usw. hat, weil es sie durchweg für sittlich einwandfreie Personen hält, von denen es gar nicht denkbar erscheint, daß sie die ihnen anvertraute Macht im Sinne des Unrechts oder auch nur des Unschönen, Gemeinen, Niedrigen mißbrauchen könnten.

Sind dann die Bedingungen in derselben Weise erfüllt, wie sie zum Gelingen der ersten, ursprünglichen Art von Suggestion erforderlich sind?

Noch nicht so ganz. Es gehört noch dazu, daß die betreffenden Einzelnen, Gruppen, Völker körperlich, sittlich und geistig nicht mehr ganz gesund oder wenigstens nicht mehr „robust" sind. Wäre das nämlich der Fall, dann würden sie jeden Versuch, sie in anderer als der von alters her gewohnten und durch die Früchte bewährten Weise geistig zu beeinflussen, sofort bemerken und sehr kräftig abwehren. Ist das aber nicht oder nicht mehr durchweg der Fall, sind in gewissen oder gar in allen Ständen eine große Anzahl von Personen infolge übermäßiger Belastung der Nerven mit Arbeit oder aus übermäßiger Genußsucht körperlich, sittlich, geistig nicht mehr ganz gesund, dann ist die erforderliche Voraussetzung für das Gelingen der geistigen Suggestion im übeln, mißbräuchlichen Sinne erfüllt. Das geistige und sittliche Unterscheidungsvermögen eines großen Teils der Bevölkerung ist dann nämlich geschwächt und reagiert dann nicht mehr kräftig genug oder überhaupt nicht mehr gegen Irreführungen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens. Die Verstandes- und besonders die Willenskräfte der betroffenen Personen bezw. deren Hemmungsvorrichtungen sind dann in ähnlicher Weise gelähmt, wie das in jenem vorher gekennzeichneten halbschlaf- oder halbtraumartigen (hypnotischen) Zustande der Fall ist.

Man wird nicht leugnen können, daß dieser Zustand des Gemeinwesens in gewissem Maße heutzutage bei allen Völkern europäischer Kultur, bei den einen mehr, bei den anderen weniger anzunehmen ist. Das öffentliche wie das private Leben wird ja heute einerseits durch den oft außerordentlich erschwerten Kampf ums Dasein, andererseits durch die im Übermaße zugänglichen Genüsse in eine förmliche Hetzjagd von Arbeit, oder von Genuß, oder gar von beiden abwechselnd getrieben. Auf der einen Seite nötigt die Verarmungsgefahr oder auch die durch den modernen Händler-

geist suggerierte Sucht nach Reichtum gewisse soziale Schichten zu übermäßiger, nervenzerrüttender Arbeit, auf der anderen Seite verführt der im Übermaße vorhandene oder allzu leicht erworbene Reichtum zu ebenso nervenzerrüttender Genußsucht, die außerdem noch durch vermehrte Nachfrage beständig an Raffinement — hier ist das Fremdwort am Platze — zunimmt. Beides, das Übermaß von geistiger Arbeit wie von gemeiner Genußsucht schwächt aber die körperliche, sittliche, geistige Gesundheit eines immer größer werdenden Teils der modernen Kulturvölker und vermindert so immer mehr deren Widerstandskraft gegen die hier in Rede stehende unheilvolle geistige Suggestion. Nun stelle man sich dazu aber außerdem noch vor, ein solches Volk habe eine radikal-demokratische Verfassung mit allgemeinem, gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht nebst parlamentarischer Regierungsform, wo also die Mehrheit gesetzlich über alle innen- und außenpolitischen Maßnahmen entscheidet. Ist dann die Macht der hier in Rede stehenden Suggestion infolge der geistigen „Ansteckung" nicht noch weit verhängnisvoller, als sie an und für sich schon ist? Kann man sich dann über Dinge wundern, die sonst ganz unverständlich wären?

Zweifellos handelt es sich also hier um eine schwere Völkerkrankheit, deren Wesen allerdings zunächst in einer Abnahme der körperlichen, geistigen, sittlichen Kraft eines großen Teils der Einzelnen zu suchen ist, deren Fortschreiten aber ganz sicher durch die genannte Staatsverfassung beschleunigt wird. Damit ist aber der ursächliche Zusammenhang noch nicht gekennzeichnet. Der zunächst in die Augen springende Tatbestand ist nur die Wirkung einer tiefer liegenden Ursache, die in der Regel auf den Einbruch von Trägern und Verbreitern eines fremden, unheilschwangern, dem Lebensgesetze der betroffenen Rasse feindlichen Geistes zurückzuführen ist. Wird diese erste und eigentliche Ursache der Völkerkrankheit nicht noch rechtzeitig beseitigt, dann ist eine Gesundung nicht mehr möglich und der Untergang der betroffenen Völker und Rassen unvermeidlich. Die Suggestoren dieses Geistes nennen das „Fortschritt", und es sieht in der Tat anfangs auch so aus. Später erweist sich jedoch der „Fortschritt" nach der fraglichen Richtung der wirtschaftlichen, sozialen, politischen Entwicklung immer deutlicher als —— fortschreitende Krankheit.

Man sollte meinen, in diesem Stadium könnte es zum mindesten den leitenden Staatsmännern der betroffenen Völker nicht schwer fallen, einzusehen, wohin solche Entwicklung führt, und man könnte erwarten, daß sie dieser Einsicht gemäß handelten. Man darf aber eben nicht vergessen, daß die Verstandes- und besonders die Willenskräfte gerade der in diesen Dingen ausschlaggebenden Persönlichkeiten und Gruppen aus den vorher angegebenen Ursachen meist bereits geschwächt, entartet sind und daß die geistigen Urheber und hervorragenden Träger dieser Entwicklungsrichtung immer neue Scheingründe für deren Notwendigkeit oder Nützlichkeit erfinden. Außerdem wirken dann neben den feineren mehr geistigen Bestechungen

und Verführungen noch die grob materiellen, gegen welche die Widerstandskraft aus denselben Ursachen ja auch immer mehr abnimmt. Das stärkste Mittel, das zuletzt zum förmlichen Zwangsmittel wird, ist, wie schon angedeutet, die Anbetung des Mehrheitsgötzen und die öffentliche Verherrlichung der Pöbelinstinkte. Die leitenden Staatsmänner bekommen allmählich eine geradezu schlotternde Angst vor dem Pöbel und seinen immer lauter und unverschämter werdenden Forderungen. Ihre Nerven werden immer schlechter, und zuletzt tun sie nur noch das, was die angebliche Mehrheit will, d. h. was den Völkern von ihren wirklichen, d. h. geistigen Beherrschern durch die sogenannte öffentliche Meinung suggeriert wird.

Am vergleichsweise besten sind die Zustände in diesem Stadium der Krankheit noch beim Militär, weil hier die Anführer noch nicht von der Mehrheit der Geführten gewählt werden und die militärische Laufbahn besonders hohe Anforderungen an die körperliche, sittliche, geistige Gesundheit und Kraft der sich ihr Zuwendenden stellt. Gerade weil das aber der Fall ist, weil die militärischen Kommandostellen höhern und höchsten Ranges die besten Kräfte an sich ziehen, bleibt für die entsprechenden Zivilstellen nicht mehr viel übrig. Daraus erklärt sich so mancherlei selbst bei uns in Deutschland Überraschendes hinsichtlich des Ausbleibens der Maßregeln, die gegen das immer weitere Umsichgreifen der modernen Völkerkrankheit eigentlich getroffen werden müßten.

Wenn nun aber das Übel an der Wurzel getroffen und die Heilung eingeleitet werden soll, dann geht es eben nicht anders, als daß die Staatsgesetze in Hinsicht auf die mehr geistige Art der Suggestion in ähnlicher Weise eingreifen, wie das bekanntlich mit der eingangs gekennzeichneten Art schon geschehen ist. Kein geistig und sittlich Normaler kann die ungeheure Gefahr verkennen, die darin liegt, wenn die Mittel zur Macht der geistigen und sittlichen Beeinflussung auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sich in den Händen gewissenloser oder auch nur sittlich nicht ganz einwandfreier Personen und Gruppen befinden. Es kann dann eine vergleichsweise geringe Anzahl solcher Personen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein gewaltig großes, von körperlicher, sittlicher, geistiger Kraft ursprünglich geradezu strotzendes Volk zwar nicht sofort und auf einen Zug, aber nach gewissen, anfangs recht harmlos erscheinenden Übergangsstufen zugrunde richten.

Was ist nun aber, so wird man fragen, jener fremde, von außen eingedrungene, unheilschwangere Geist, der bei geschickter Suggestion und ungehemmter Entwicklung im Laufe der Zeit so entsetzliche Wirkungen hervorzurufen vermag? Die Leser dieser Blätter kennen ihn schon lange unter dem Namen „Händlergeist". Im Anfange der Entwicklung und bis zu einer gewissen Stufe ist dieser Geist, auch die besonders ausgesprochene

Art desselben keineswegs etwas Gemeinschädliches, vielfach sogar Gemeinnütziges. Er dient auf dieser Stufe dem reicheren und stärkeren Leben auf allen Gebieten insofern, als er die schaffende Tätigkeit in ähnlicher Weise anregt und fördert, wie ein gewisses Maß von Alkohol oder von einem anderen Rauschmittel den „Stoffwechsel" und damit die physiologischen und psychologischen Funktionen vorübergehend in lebhafteren Gang bringt. Geht aber die Entwicklung ungehemmt weiter, und gelangt der Händlergeist aus der dem Gemeinwesen dienenden Stellung allmählich in die dasselbe beherrschende, dann drängt er sich nicht nur als gebieterischer und entsprechend ausbeuterischer Vermittler zwischen die Erzeuger und Abnehmer jeder Art von materiellen und geistigen Waren, sondern er bringt auch die Erzeugung selbst mittels des Geldhandels (Kapitalismus) immer mehr in ausbeuterische Abhängigkeit von sich. Infolge davon bleiben aber Produktion und Verteilung nicht mehr Mittel zum Zweck der Befriedigung vorhandener Bedürfnisse, sondern werden Selbstzweck bezw. Zweck bloßen Geldmachens und Erhöhung der wirtschaftlichen Macht. Gleichzeitig stauen sich die in Überfülle erzeugten Waren im Lande der Erzeugung dermaßen, daß die Händler sie mit Gewalt ins Ausland abstoßen müssen. Der Herrschaftsbereich des Händlertums muß dann auch geographisch immer weiter um sich greifen, bis zuletzt die ganze zivilisierte Welt unter seine Botmäßigkeit gerät. Die Maßlosigkeit liegt eben in der besonderen Art des Händlergeistes, ist ein integrierender Bestandteil seines Wesens und wird außerdem durch die rassische oder persönliche Beschaffenheit seiner hauptsächlichen Träger noch ins ungemessene gesteigert. Er kennt bei ungehemmter Entwicklungsmöglichkeit keine Grenzen, weder geographische noch sittliche. Er schreckt vor keiner Heuchelei, vor keiner Lüge, ja, wie man das am modernen England während dieses Krieges besonders deutlich gesehen hat, vor keinem Verbrechen zurück, wenn er glaubt, daß seine „Interessen" es erfordern. So z. B. hat er kein „Interesse" an politisch und wirtschaftlich selbständigen Nationalstaaten. Sein Ideal sind möglichst einseitig entwickelte, ohnmächtige und innerlich uneinige Staatswesen, in denen entweder die Landwirtschaft oder die Industrie stark vorwiegt. Solche Staatswesen sind nämlich nicht imstande, sich sozial und wirtschaftlich möglichst vollständig und harmonisch zu organisieren, weil ihnen gewisse Organe teilweise fehlen. Sie können Erzeugung und Verbrauch nicht selbständig und ihren Bedürfnissen gemäß regulieren. Sie können weder innerhalb noch außerhalb ihrer Grenzen den unnötigen Zwischenhandel ausschalten und müssen sich darum durch das international organisierte Händlertum die Bedingungen vorschreiben lassen, unter denen Erzeuger und Verbraucher zusammenkommen sollen. Zu diesem Zwecke liegt es auch in seinem „Interesse", die Erzeuger einerseits und die Verbraucher andererseits geographisch möglichst weit voneinander zu trennen und die Zufuhrstraßen, durch die beide miteinander verkehren können, namentlich die Meerengen und Hauptstapelplätze, in seine Gewalt zu bekommen.

Das Händlertum kann dann denjenigen Staaten und Völkern, die sich seine Herrschaft und Ausbeutung nicht gefallen lassen wollen, entweder die Rohstoffe oder die Fabrikate sperren, sie also mit Aushungerung oder sonstiger wirtschaftlicher Vergewaltigung bedrohen. Und damit sie diesen Drohungen nicht mit Gewalt begegnen können, sollen die Staaten militärisch möglichst schwach und völkisch möglichst uneinig und auslandfürchtig sein. Nur denjenigen Staaten und Völkern, die der international organisierte Händlergeist zeitweilig zu Hauptwerkzeugen seiner Weltherrschaft auserkoren hat, gestattet er auch militärisch eine gewisse Macht und völkisch ein gewisses stolzes Selbstbewußtsein, das seine Hauptträger hier sogar mitmachen. Die übrigen Staaten aber sollen, soweit kein anderes „Interesse" in Betracht kommt, wie gesagt, militärisch möglichst ohnmächtig und völkisch möglichst farblos, „international", „kosmopolitisch", d. h. in Wahrheit auslandsüchtig oder auslandfürchtig sein.

Man sollte meinen, hinter solche plumpen Schliche müßten die nicht ganz Dummen, die geistig und sittlich nicht völlig Verwahrlosten unter den beherrschten und ausgebeuteten Völkern bald kommen. Aber zu was wäre denn die Lüge, die Heuchelei, die Bestechung und vor allem die hier in Rede stehende Suggestion da. Mit dem letzteren Mittel kann man ja allmählich selbst geistig und sittlich hochstehende Völker völlig verblöden. Man hat ja während dieses Krieges gesehen, wie gerade die von England am meisten ausgebeuteten und indirekt vergewaltigten Völker uns am meisten hassen und schmähen. Gerade sie scheinen am wenigsten zu begreifen, daß der internationale Händlergeist, der England und Amerika zeitweilig zum Hauptwerkzeug seiner Herrschaft erkoren hat, diesen Weltkrieg allein vorbereitet und entzündet hat. Es konnte ihm das gelingen, weil er sein gemeines, schmutziges Händlerinteresse den von ihm Beherrschten als staatliche und völkische Notwendigkeit zu suggerieren verstand. Selbst den Meuchelmord scheint man ihm aus diesem Gesichtspunkte heraus verziehen zu haben. Wenigstens hat man nicht bemerkt, daß Norwegen deshalb von England moralisch abgerückt wäre.

Nicht unwichtig, wenn auch nur juristisch von Interesse ist bei den aus der Übertreibung des Händlergeistes hervorgehenden Verbrechen die Frage der Absicht, des „Dolus", wie die Juristen sagen. Vielleicht ist es zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß die ältesten, in der Reinkultur dieses Geistes am weitesten Fortgeschrittenen, diejenigen, die sich aus längst verklungenen Zeiten bis in unsere Zeit hinübergerettet haben, ihren unheilschwangern Geist mit voller Absicht den Wirtsvölkern suggeriert haben und immer wieder suggerieren, um auf diese Weise Werkzeuge, Mitschuldige, natürlich auch Mitanteilhaber zu erlangen und so ihre Herrschaft ungestraft und ungehindert immer weiter auszubreiten. Es ist möglich, daß Einzelne, geistig besonders Hervorragende unter ihnen so weit denken und dieser Einsicht entsprechend handeln. Die bei weitem meisten aber üben ihre Suggestionen ganz sicher

ohne Absicht, ja vielleicht in vermeintlich bester Absicht aus, weil sie die letzte Wirkung des Händlergeistes gar nicht sehen oder sehen wollen und immer nur an die erste denken. Im allgemeinen ist nämlich der ausgesprochene Händler und Gaukler, auch der raffinierteste, geistig ziemlich beschränkt. Klugheit ist ja noch lange nicht Weisheit und auch der behendeste Affe noch lange kein Mensch. Alle menschenähnlichen Wesen dieser Art sind aber, an höherem Maßstabe gemessen, geistig wie sittlich minderwertig, vielfach sogar ganz abnorm, und da alle Anormalen, wenn sie geistig entsprechend hoch entwickelt sind, nach Gründen suchen, die ihre Taten erklären oder beschönigen sollen, so wird das auch von den Anormalen dieser Art gelten. Nur von den gewerbsmäßigen Gewohnheitsverbrechern ganz gemeiner Art, den gewöhnlichen Dieben, Räubern und Mördern, behaupten die Kriminalisten, daß die meisten von ihnen gar nicht das subjektive Bewußtsein ihrer Schuld haben und in unbekümmerter Naivität ihre Schandtaten immer und immer wieder begehen. Bei solchen Verbrechern kann auch die sittliche Anormalität mit einer recht kräftigen körperlichen und geistigen Gesundheit verbunden sein. Eine Besserung ist bei solchen Verbrechern ganz ausgeschlossen, und die menschliche Gesellschaft hat darum die Pflicht, sie einfach zu beseitigen oder deren Fortpflanzung unmöglich zu machen. Immerhin springt aber wenigstens ihre gemeinschädliche Tätigkeit für jeden Nichtverbrecher und geistig normalen Menschen sofort in die Augen. Ihre objektive Schuld kann darum, wenn erwiesen, gar nicht bestritten werden, und die menschliche Gesellschaft kann sich, soweit sie nur an sich selbst dazu noch mächtig und willens genug ist, leicht gegen sie schützen.

Weit gefährlicher sind jedoch diejenigen Verbrecher und Verbrechen, die aus der Übertreibung und zuletzt Übergipfelung des Händlergeistes entspringen, weil sie gerichtlich nur selten faßbar sind. Die Gaukelei, der Schwindel, die Vorspiegelung falscher oder die Entstellung wahrer Tatsachen gehört hier bis zu einem Grade sozusagen zum Handwerk, und es kommt hier lediglich darauf an, ob die Täuschung das übliche Maß überschreitet oder nicht. Das ist aber keineswegs leicht zu entscheiden, und die Spitzfindigkeit hat hier ziemlich weiten Spielraum. Es gilt für ganz harmlos, wenn der Schnorrer eine Ware, je nachdem er sie kaufen oder verkaufen will, schlechter oder besser macht, als sie ist. Erst wenn aus der Gaukelei bei immer weiterer Entwicklung des Händlergeistes die offenbare Gaunerei, der handgreifliche Betrug, die nicht abzuleugnende Unterschlagung wird, erst dann erhalten die Gesetze eine gewisse Handhabe, aber auch diese versagt oft genug. Wenn nun gar, wie das gewöhnlich der Fall ist, mit der immer bedenklicheren Entwicklung des Händlergeistes auch dessen Herrschaft über die Staaten und Völker fortschreitet, dann finden gerade dessen hervorragendste und gemeingefährlichste Träger nur zu leicht Mittel, die Straffälligkeit ihres Treibens zu verhüllen oder durch ihre „Links-

gelehrten" verhüllen zu lassen. Der Volksmund sagt in dieser Beziehung sehr richtig: „Die kleinen Diebe hängt man, vor den großen zieht man den Hut." In der Tat wissen die ganz großen Diebe ihre verbrecherische Tätigkeit oft noch als etwas besonders Verdienstliches hinzustellen. Und wenn alles das nichts hilft, stiften sie eine große Summe für einen großen Zweck, und dann ist alle Welt davon überzeugt, daß sie unantastbare Ehrenmänner sind. Der Fürst eines fremden Landes, der von ihrer Vergangenheit nichts weiß, zeichnet sie wohl gar noch für Geld und gute Worte mit hohen Orden und Titeln aus.

Auf dem Höhepunkte der Herrschaft des Händlergeistes ist gegen dessen hervorragendste Träger überhaupt nicht mehr anzukommen. Sie haben dann alle Wege zur Macht, auch zur geistigen Macht besetzt; sie schreiben den unterworfenen Staaten und Völkern nicht nur die leiblichen, auch die geistigen und sittlichen Bedürfnisse vor; sie bestimmen, was als gut oder böse, schön oder häßlich gelten soll. Und da die Völker unter solcher Herrschaft sittlich, geistig, körperlich immer mehr herunterkommen, so wird auch ihre Widerstandsfähigkeit immer geringer. Die letzte Zuflucht der körperlich, sittlich, geistig gesund Gebliebenen ist, wie gesagt, das Heerwesen, der heute so viel geschmähte „Militarismus", und darum haben die Völker, bei denen das Heerwesen noch nicht der Herrschaft des Händlergeistes ausgeliefert ist, noch am meisten Aussicht, sich dieser Herrschaft zu entziehen, ja sie vielleicht überhaupt, zum eigenen Heile und zum Wohle der ganzen besseren Menschheit zu brechen.

Es ist darum kein Zufall, daß die bewußten oder unbewußten Suggestoren, Einbläser des Händlergeistes gerade den Militarismus und alles, was dazu gehört, als den Popanz, den bösen Geist hinstellen, der diesen Krieg entzündet hat und den man um der „Kultur", der „Menschheit", ja um „Gottes" willen niederringen müsse. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wer der eigentliche geistige Urheber dieses Krieges ist, dann wäre er durch diese Verleumdung des Militarismus erbracht. Es ist ja ein gerade für den ausgearteten Händlergeist besonders kennzeichnender Trick, seine gefährlichsten Gegner als geistig und sittlich „minderwertig" hinzustellen. Wir haben das schon vor dem Kriege und innerhalb unserer eigenen Grenzen erlebt. Auch hier wurden und werden die gefährlichsten Gegner dieses Geistes und seiner hauptsächlichen Träger als „Barbaren", als „Kulturschädlinge", als „Schmach des Jahrhunderts" öffentlich gebrandmarkt. Und die das taten, fanden Schwache und Dumme genug, die ihnen solche faustdicken Lügen glaubten, sie wohl gar weiter trugen. Die Wahrheit ist natürlich, daß gerade die ausgesprochenen Gegner der Herrschaft des Händler-, Gaukler- und Gaunergeistes sich noch so viel geistige und sittliche Gesundheit bewahrt haben, um sich gegen dessen suggestive Gewalt noch wehren zu können. Sie sind also im Vergleich mit den immer mehr Unterliegenden gerade als geistig und sittlich hochwertig

zu bezeichnen. Bei alledem vermochten gerade sie in der heutigen Zeit sich wirtschaftlich und sozial am schwersten durchzusetzen, weil sie von dem übermächtigen Gegner auf jede Weise verleumdet, verfolgt, schikaniert, boykottiert wurden. So mancher von ihnen hat „kapitulieren" müssen, um sich und seine Familie vor bitterster Not zu bewahren. Vielleicht ist auch dieser und jener hartnäckig verkannte oder totgeschwiegene Geistesheld im Drange der Not und Verfolgung wirklich bis zu einem Grade das geworden, was ihm seine Widersacher mit allen Mitteln anzuhängen trachteten. Er konnte dann die bekannten Goetheschen Verse in bezug auf sich etwa wie folgt variieren:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die sorgenvollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr — höllischen Mächte.
Ihr stürzt ins Elend ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Es sind in der Tat „höllische Mächte", die hier in Frage kommen und gegen die sich die Staaten und Völker schützen müssen, wenn sie ihnen nicht über kurz oder lang zum Opfer fallen wollen. Es ist das keine Parteisache, sondern eine ganz allgemeine staatliche und volkliche Notwendigkeit. Welcher Art die — natürlich gesetzlichen — Maßregeln sein müssen, um die gefährlichsten Auswüchse des Händlergeistes zu beseitigen und seine fernere Entwicklung in gewissen Schranken zu halten, können wir jetzt nicht erörtern. Es steht hier ja auch nicht in Frage. Zunächst handelt es sich darum, das Geheimnis jener fürchterlichen Suggestion aufzudecken, der die Völker der ganzen Erde zu erliegen drohen und der die uns feindlichen Völker, wie dieser Krieg und seine Vorgeschichte gezeigt hat, völlig erlegen sind. Auch bei uns in Deutschland hat die Suggestion schon recht bedenkliche Wirkungen gezeitigt, und sollte es dem international sich verständnisvoll in die Hände arbeitenden, wenn nicht gar bandenhaft organisierten Händlertum trotz seiner schweren Niederlage gelingen, die Früchte unserer militärischen Siege an sich zu reißen, d. h. auch uns zu einem Hauptwerkzeug und zuletzt — Opfer seiner Weltherrschaft zu machen, dann wäre dieser schwerste und blutigste aller Kriege vergeblich gewesen, und die Weltgeschichte würde dann wieder in das alte, verderbendrohende Geleise geraten.

Wir erleben jetzt einerseits den verhängnisvollsten, andererseits aber auch den aussichtsreichsten, lichtesten Augenblick, den die Weltgeschichte seit Jahrtausenden durchlaufen hat. Unsere Kinder und Enkel, die das unendlich Bedeutungsvolle dieses Augenblicks vielleicht noch besser als wir erkennen werden, würden uns fluchen, wenn wir diesen Augenblick verloren, wenn

wir nicht alles getan hätten, ihn richtig auszunutzen, d. h. eine wirklich neue, schönere und edlere Geschichtsepoche herbeizuführen. Das erste, was dazu erforderlich ist, besteht darin, der Welt, d. h. den Völkern, welche jetzt die Welt bedeuten, in erster Linie dem deutschen Volke einen neuen Geist einzuhauchen, zu „suggerieren". Der Krieg hat alle Vorarbeit dazu geliefert, hat diesen Geist bereits in einigen seiner hauptsächlichen Wesenszüge zum sichtbaren Ausdruck gebracht. Es gilt nun, das Werk zu vollenden und alle von der Gegenseite zu seiner Wiederunterdrückung gemachten Anstrengungen zu vereiteln.

Ich sagte vorher mit Bedacht „suggerieren"; denn dieselben geistigen Machtmittel, die in der Hand gewissenloser oder sittlich nicht ganz einwandfreier Personen zum Verderben der Völker gewirkt haben, können in reinen Händen und in anderem Geiste gehandhabt, auch zu ihrem Heile wirken. Es gibt, in diesem Sinne verstanden, nicht bloß eine schwarze, auch eine weiße Magie.

Man wird einwenden, der neue Geist, von dem hier die Rede ist, könnte doch nur ein ganz alter sein, der schon immer, ohne Anfang, von Ewigkeit zu Ewigkeit wirksam war, ist und sein wird. Das ist vielleicht richtig; aber jede Zeit und jedes Volk muß für diesen Geist die halbwegs passenden Erkenntnis-, Ausdrucks- und Mitteilungsformen finden, darf nicht an völlig veralteten Meinungen über ihn stehen bleiben, sonst stumpft sich seine Wirksamkeit mehr und mehr ab und sein gleißnerisches Widerspiel, der „Teufel", wie der Volksmund sich bildlich ausdrückt, gelangt an seiner Statt zur Herrschaft. Das haben wir lange genug schmerzlich mit ansehen müssen. So ließen unter anderen auch wir, das am meisten durchgeistigte Volk der Welt, uns aufreden, die menschen- und völkergeschickbestimmenden Kräfte wären rein mechanischer Art. Man könnte sie nicht geistig lenken und müßte ihnen darum „freies Spiel" lassen. Vielleicht waren es „schwarze" Magier oder ihre unbewußten Werkzeuge, die dem Volke mittels sogen. „populärer" Vorträge diese im Maschinenzeitalter freilich mehr als sonst annehmbar erscheinende Meinung suggerierten; denn wenn irgend jemand, dann hatten gerade sie an der Verbreitung dieser Meinung das höchste „Interesse". Andererseits wußten gerade sie aus eigener Erfahrung am besten, daß die menschen- und völkergeschickbestimmenden Kräfte der Hauptsache nach immer geistiger Art waren, sind und sein werden, und daß die Mechanik und sonstige reine Technik nur eins der vielen Mittel und Werkzeuge ihrer Auswirkung ist. In der Tat werden ja auch alle Maschinen vom Menschengeiste erfunden und von Menschenhänden erbaut. Die feinsten von ihnen sind nur mehr oder weniger unvollkommene, in gewisser Beziehung freilich auch vollkommenere Nachahmungen der natürlichen Mechanismen. Gerade diese Ähnlichkeit aber, diese gleißnerische Analogie konnte dem von seinen technischen Erfolgen geblendeten Menschengeiste den Wahn vorspiegeln, das ganze Weltgetriebe sei auch nichts weiter als ein Mechanismus und werde

von mechanischen Kräften nicht nur bewegt, sondern auch gelenkt[1]). Vielleicht griffen die schwarzen Magier diesen Wahn behend auf und stutzten ihn auf ihre Weise noch trügerischer zurecht. Es gelang ihnen damit augenscheinlich das, was man in der Gaunersprache „die Volte schlagen" nennt. Nichts konnte ihnen ja auch willkommener sein, als wenn wir unter der Suggestion der mechanistischen Weltanschauung auf die geistige Führung unserer Völker verzichteten und sie der Hauptsache nach den schwarzen Magiern überließen. Jedenfalls fiel ein großer Teil von uns, die meisten wohl gerade aus übergewissenhafter, überwissenschaftlicher Zweifelsucht, auf den geschickt zurechtgestutzten materialistischen und mechanistischen Wahn hinein. Und die obersten Machthaber von uns begnügten sich mit der militärischen Gewalt, während die schwarzen Magier dieselbe Gewalt, dasselbe Machtmittel außerhalb unserer Grenzen gegen uns lenkten. Auch im Innern lenkten diese die Dinge in demselben uns feindlichen Sinne, indem sie uns auf jede Weise zu veruneinigen, überhaupt die geistige Unterjochung des Volkes und der Regierungen, der Unter- und Oberschichten immer mehr zu vollenden trachteten. Wir merkten nichts, weil uns ja unter der „liberalen" Hypnose suggeriert worden war, daß man solche Dinge dem „freien Spiel der Kräfte" überlassen müsse. Erst die ungeheure Nervenerschütterung des größten aller Kriege riß wenigstens einen Teil der zur geistigen Führung unseres Volkes Berufenen aus der Hypnose. Die übrigen schlafwandeln offenbar immer noch.

Hoffentlich sind alle Bemühungen der schwarzen Magier, ihr verlorenes Spiel zu retten, vergeblich. Dann würden sie sich wieder einmal bewähren als „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Immerhin haben sie aber doch schon einen recht großen Teil ihres bösen Willens durchgesetzt, und das hätte nicht zu sein brauchen. Der glückliche Ausgang hätte mit weit geringeren Opfern an Gut und Blut erreicht werden können, wobei wir immer noch annehmen wollen, daß er tatsächlich erreicht wird, was noch keineswegs feststeht. Es kommen ja noch die Friedensverhandlungen. Wenn für uns alles glücklich abläuft, können wenigstens bei uns die fahrlässigen Wächter mit gelinder Strafe davon kommen. Wenn es aber trotz vollständigen Sieges schlecht geht, dann dürfte die Strafe für sie später geradezu entsetzlich werden.

Was die uns feindlichen Völker anbelangt, so haben sie, soweit bei ihnen überhaupt von Schuld die Rede sein kann, ihre Strafe bereits erhalten. Es wird aber für sie noch schlimmer kommen, und am schlimmsten wird es ihren gewissenlosen Verführern sowie deren feilen Werkzeugen ergehen, falls sie

[1]) Man sprach und manche sprechen vielleicht noch jetzt von einer (wenigstens denkbaren) „Weltgleichung" oder „Weltfunktion", im mathematisch-mechanischen Sinne zu verstehen. Die Welt wäre danach gleichsam eine Kanone, die sich selbst baut, ladet, richtet, dann schießt und, wen sie will, trifft. Und das nannte man — viele nennen es vielleicht noch — „exakte Philosophie".

sich nicht in Sicherheit bringen können, ehe die Völker aus ihrer Hypnose erwachen. Es wird ein furchtbares Erwachen werden, so furchtbar, wie es vielleicht noch niemals in der Weltgeschichte dagewesen ist. Die entfesselten Haßgefühle werden sich dann aber andere Ziele suchen, als die man ihnen vor und während des Krieges so verblenderisch vorgegaukelt hat.

Was die uns jetzt feindlichen Völker nach dem Frieden tun werden, kann uns ziemlich gleichgültig sein. An uns liegt es aber, dafür zu sorgen, daß unser Volk nicht früher oder später ebenfalls ein Opfer des Händlergeistes wird. Wir müssen darum alles einsetzen, was in unseren Kräften steht, um unser Volk, vor allem aber unsere Fürsten, unsere Regierungen und die tonangebenden Kreise, soweit sie noch nicht zu den bewußten oder unbewußten Feinden des deutschen Volkes gehören, aus der Hypnose zu rütteln. Jeder Einzelne muß dazu an seinem Teile beitragen. Niemand bilde sich ein, daß er in dieser Hinsicht schon genug getan habe, daß er dieselbe Sache doch nicht immer und immer wiederholen könne. Nichts ist falscher als das. Auch die schwarzen Magier konnten ihre Zwecke nur durch fortgesetzte Wiederholung, durch beständige Variation desselben Thema erreichen, und wir haben es doch in Vergleich mit ihnen unendlich viel leichter.

Immerhin darf man sich die Sache nicht zu leicht vorstellen. Jene unterirdischen Elemente haben reichlich Zeit und noch reichlichere Mittel gehabt, um möglichst alles, was bei uns früher allein mächtig war, entweder für sich zu gewinnen, zu Mitschuldigen und Teilhabern zu machen, oder zur Ohnmacht zu verurteilen. Immerhin haben sie wenigstens bei uns noch nicht alle Macht an sich gerissen oder alle Wege zur Macht besetzt. Wer also irgendeine Möglichkeit hat, um an die Persönlichkeiten und Gruppen, die bei uns noch mächtig sind, heranzukommen, der nutze diese Möglichkeit sofort aus. Es liegt Gefahr im Verzuge, denn auch die Feinde außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen werden inzwischen nicht müßig sein. Gelingt es uns jedoch, auch nur einen Teil der in Deutschland wenigstens verfassungsmäßig noch immer regierenden Persönlichkeiten und Körperschaften für uns zu gewinnen, dann stürzt das ganze Gaukelspiel wie ein Kartenhaus zusammen, denn es ist ja ein lächerlich kleiner Kreis von Personen, der es letzten Endes stützt, und Drohungen mit auswärtigen Verwicklungen verfangen jetzt, nachdem der Krieg einmal entfesselt und unser Volk einig geworden ist, nicht mehr.

Wir wollen also nicht verzweifeln und des Wortes eingedenk sein:

„Wer die Wahrheit wollte begraben,
Müßte dazu viel Schaufeln haben."

Anmerkung des Verlags: Auch von diesem Aufsatz stehen Sonderabzüge bezw. Hefte kostenlos zur Verfügung.

Es dämmert!

Angloamerikanische Stimmungen.

Dr. Adolf Harpf.

Seitdem England und seine Bundesgenossen die Baumwolle als Banngut behandeln, beginnt es in angloamerikanischen Köpfen zu dämmern, denn mit keiner der vielen Ausfuhrbehinderungen berührt England den amerikanischen Geldbeutel empfindlicher als gerade mit dieser. Beim Geldbeutel aber hört sich in Amerika noch rascher als sonst in der Welt auch die glühendste Freundschaft auf.

So kam es, daß jüngst ein großes englisch geschriebenes Blatt New-Yorks — stolz nennt es sich in der Kopfleiste: „Amerikas größte Abendzeitung", das „Evening Jurnal", die Frage zur öffentlichen Erörterung stellen konnte: „Wird es für die Vereinigten Staaten besser sein, wenn Deutschland oder wenn England als Sieger aus dem europäischen Kriege hervorgeht?"

Eröffnet wurde die Fragebeantwortung mit einer in fetter Schrift eine ganze Seite füllenden Erörterung eines Mr. George W. O'Reilly unter der Aufschrift: „England verhindert unsere Baumwollverschiffung — sollen wir dafür unsere Kriegslieferungen einstellen?" Der Verfasser beginnt seine Ausführungen mit dem Hinweise, daß England die Baumwolle „unleugbar und fraglos" gegen alles internationale Recht zum Banngute macht und fährt dann fort: „England fegt die wichtigsten Handelsartikel unseres Landes ohne Rücksicht und ohne Recht von den Meeren fort, weil es so will und die Macht dazu hat. Es führt diesen schweren Schlag auf Grund seiner Seegewalt gegen ein Haupterzeugnis unseres Landes, weil es Deutschland fürchtet und zweitens, weil es auf die Vereinigten Staaten eifersüchtig ist.

England hütet seinen Handel wie sein Leben, weil es Selbsterkenntnis genug hat, um zu begreifen, daß sein Handel sein Leben ist. Es hat daher niemals zugelassen, daß ein anderes Volk seinen Handel derart entwickelte, daß er mit dem englischen in Wettbewerb treten konnte. Es wollte darum auch Deutschland nicht vergönnen, seinen Handel auszubreiten, zettelte den Krieg mit Deutschland und den gegen dasselbe gerichteten Völkerverband an, um seinen Haupthandelsgegner zu untergraben, niederzudrücken und wenn möglich zu vernichten. England will aber auch den Vereinigten Staaten in dieser für unsere Handelsaussichten günstigen Zeit nicht vergönnen, sein Mitbewerber im Handel zu werden. Schon zweimal hat es England in der kurzen Geschichte unseres Landes unternommen, unseren Handel zu zerstören und beide Male gelang ihm dies. Im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts war unser Handel auf allen Meeren ein bedeutender. Unser neugeborenes amerikanisches Banner flatterte in den fernsten Häfen. Unsere Waren wurden verbreitet, soweit die Wogen rollten

und die Winde bliesen und wir trieben Handel nicht nur mit den Erzeugnissen unseres eigenen Landes, sondern zu einem großen Teile auch mit denen anderer Länder. Da begann England, wie es jetzt wieder beginnt, unseren Handel in jeder möglichen Weise mit widerrechtlichen, ungesetzlichen, gewaltsamen, hinterlistigen Eingriffen anzufeinden. Es verschloß vor uns die eigenen Häfen und die seiner Verbündeten. Es boykottierte unsere Waren mittelst Ministerratsbeschlüssen. Es beraubte uns unserer Rechte als Neutrale, wie es dies jetzt wieder tut. Es hielt unsere Schiffe auf hoher See nach Seeräuberart an und beraubte sie ihrer Matrosen. Schließlich zwang es uns zum Kriege, um unsere kaum gewonnenen Freiheiten zu verteidigen. Dann mit genau derselben Anmaßung und Frechheit seiner Übermacht zur See, wie es sie heute wieder gebraucht und mißbraucht, plünderte es, was von unserem Handel noch übrig war und als Schlußakt aller Gewalttaten und Niederträchtigkeiten verbrannte und verwüstete es das Kapitol unserer Volksvertretung und das weiße Haus unseres Präsidenten. Und wieder hatte sich unser Handel in den Zeiten vor unserem Bürgerkriege erholt und stark entwickelt. Unsere Schiffe erfüllten die Welt mit Bewunderung und unsere Yankeeschiffer durchsegelten wagemutig die entferntesten Meere. Aber während unseres Bürgerkrieges benutzte England unsere Gefahr und unsere Schwierigkeiten. Und wieder gegen alles Recht und gegen alle Völkerverträge ließ es unter Vergewaltigung und Verletzung von Verkehrs- und Vertragsrechten den Bau feindlicher Schiffe auf seinen Werften und die Ausrüstung von räuberischen Kaperschiffen in seinen Häfen zu, um unsern Handel wegzunehmen und zu zerstören.

Aber wir bilden in dieser Hinsicht keineswegs eine Ausnahme, wir sind keineswegs die bevorzugten Opfer von Englands Neid und Feindschaft. Präsident Wilson, Professor der englischen Geschichte und auch englischer Professor der Geschichte, könnte — wenn er anders sein Mutterland weniger und sein Adoptiv-Vaterland dafür mehr liebte — davon erzählen, daß es die ganzen Jahrhunderte herauf die durchgängige Politik Englands war, jedes Volk zu vernichten, welches seinen Handel zu schmälern, seine Alleinherrschaft zur See zu gefährden drohte.

Im sechzehnten Jahrhundert war es Spanien, welches mit einem Mute und einer Unternehmungslust, die andere Völker zu jener Zeit nicht besaßen, daranging, neue Seewege durch unbekannte Meere zu finden, neue Länder und Reichtümer für sich und die Welt zu gewinnen. Amerika wurde entdeckt, der Vater der Ströme gefunden, die Küste des stillen Ozeans zum ersten Male erblickt, die Erde umsegelt und unbekannte Länder wurden erforscht, ungeahnte Reichtümer erschlossen, — alles durch Entdeckungsfahrten unter der Flagge Spaniens.

England verging vor Neid und lauerte gierig im Hintergrunde. — Was Spanien fand, stahl England. Der Reichtum, den Spanien dem Boden entwand, wurde ihm von England zur See entrissen.

Die Raleighs, die Drakes und all die wackeren Seeräuber, welche wir aus englischen Lesebüchern als Helden zu verehren gelehrt worden sind, waren ausgesandt den spanischen Handel zu zerstören und die spanischen Galleonen ihrer Goldfrachten zu berauben. Die ebenso fähige wie gewissenlose Königin Elisabeth beglückwünschte jene Seeräuber bei ihrer Heimkehr zu ihren Erfolgen, teilte mit ihnen die Beute ihres Seeraubes und belohnte sie gemäß dem königlichen Brauche ihres Geschlechtes mit dem Ritterschlage. Schließlich eröffnete das der Erfolge seiner Tat- und Unternehmungskraft beraubte Spanien den Krieg gegen England und wurde geschlagen, seine Armada und sein Handel waren vernichtet, England bemächtigte sich der Oberherrschaft zur See.

Im siebzehnten Jahrhundert schuf sich Holland durch Ausdauer und Fleiß, Mut und Beharrlichkeit glänzende Handelsverbindungen nach dem fernen Osten. Die unternehmenden Schiffer dieses tapferen kleinen Landes segelten von den Nord- zu den Südmeeren, rund um das Kap der guten Hoffnung und in den indischen Ozean hinüber. Sie führten die Waren Europas und brachten die Reichtümer des Orients heim. Ihr Handel war ausgedehnt und wertvoll — und England gelüstete es darnach. Es fand, wie gewöhnlich, einen Vorwand zum Kriege und der Wohlstand, den sich das kleine Holland so hart erworben hatte, wurde ihm im Zeichen jener so charakterisch englischen Mischung von Scheinheiligkeit und Seeräubertum entwunden. Den besten Teil von Hollands Handel und Kolonien erwarb England im Interesse jener „freien Einrichtungen" nnd jener „höheren Kultur", die zu vertreten seinen so großen Stolz — und Nutzen bilden.

Im achtzehnten Jahrhundert war es Frankreich, welches an der Spitze der Handel treibenden und kolonisierenden Länder einherschritt und welches bekriegt und überwunden, dessen Handel zerstört und dessen Kolonien von England genommen wurden.

Im neunzehnten Jahrhundert waren es, wie wir gesehen haben, die Vereinigten Staaten, deren Handel und Wohlstand der Anlaß von Englands Neid und Eifersucht waren.

Im zwanzigsten Jahrhundert ist es Deutschland. Deshalb will England nicht Frieden schließen, „bevor nicht Deutschlands Militarismus vernichtet" und Englands Marinismus Sieger geblieben ist, um die Meere zu beherrschen und sich alle anderen Völker auf dem Wasser zu unterwerfen, welches drei Viertel der Erdoberfläche und einen ebenso großen Teil aller Welthandels-Aussichten umfaßt.

Das Überraschende an dieser ganzen langen Reihe geschichtlicher Tatsachen ist nur, daß kein Volk bisher daraus gelernt hat. England hat immer gefunden und findet noch immer ein Volk, das ihm hilft seine Kastanien aus dem Feuer zu holen, einen Spießgesellen, der ihm hilft, sich den Handel und die Kolonien eines anderen Volkes anzueignen. In Eng-

lands Krieg gegen Frankreich war Deutschland 1815 mit England verbündet und führte den Entscheidungsschlag, welcher Frankreich als Englands Nebenbuhler beseitigte. 1915 ist es Frankreich, welches mit England verbündet ist und weit mehr als England selbst dazu tut, um Deutschland aus Englands Wege zur Weltbeherrschung zu räumen. Man sollte denken, daß die Völker Europas endlich die Torheit einsehen, sich fortwährend gegenseitig zu bekämpfen, lediglich um Englands Aufgeblasenheit zu dienen, mit der es zu seinem alleinigen Nutzen darnach strebt, die Welt zu beherrschen. Aber bevor wir andere kritisieren, wollen wir doch erst untersuchen, ob wir nicht etwa in derselben Torheit befangen sind. Oder gebraucht uns nicht England jetzt ebenso als seinen Spießgesellen? Benutzt uns nicht England dazu, seinen jetzigen Nebenbuhler Deutschland zu beseitigen, um sich selbst desto fester zu setzen in der Beherrschung der Meere — seiner Meere und unserer Meere?

Sind wir nicht geheuert (gedungen), Deutschland zu schädigen, geradeso wie die deutschen Hessen einstens geheuert waren, uns zu bekämpfen? Sind wir nicht bestochen, daß wir sowohl unsere wahren eigenen Belange als auch unsere sittlichen Bedenken opfern und Waffen nach England senden, damit es die Deutschen vertilgen und Deutschland vernichten kann, um sich selbst in den Besitz von Deutschlands Handel und Kolonien zu setzen? Sind wir nicht dabei, England und seinen Verbündeten Japan in der Beherrschung der Seewege zu befestigen, die zu den Toren unseres eigenen Landes führen? Sind wir nicht genau so töricht, wie die törichtesten Völker Europas, welche zu ihrem eigenen Schaden Englands Kastanien aus dem Feuer ziehen? Haben wir noch immer nicht genügende Erfahrungen darüber gemacht, wie England seine Seeherrschaft gebraucht? Wenn wir in dieser Richtung noch nicht genug Erfahrungen in der Vergangenheit gesammelt haben, machen wir sie nicht eben jetzt? Sehen wir nicht, wie unser Handel mit den Neutralen zerstört, wie ein Haupt-Ausfuhrprodukt unseres Landes tödlich getroffen wird? Und schlimmer als das alles — wenn wir nämlich noch vaterlands- und freiheitsliebende Bürger sind — sehen wir nicht wie unsere Rechte verletzt und vergewaltigt werden? Wir dürfen unsere Waffen nach England senden, weil England sie braucht, um Deutsche zu morden und seine Herrschaft desto fester über alle Meere und über einen großen Teil alles Landes aufzurichten, aber wir können unsere Friedenserzeugnisse nicht an neutrale Völker absetzen. Wir können unsere Rechte nicht ausüben, weil sie auf Englands Ansprüche und Überhebungen stoßen. Sind wir ein unabhängiger Staat oder eine englische Kolonie? Haben wir einen Präsidenten, der ein britischer Untertan oder ein amerikanischer Bürger ist? Haben wir noch irgend sittliche und politische Tugend oder sind wir schon so weit der Bestechung unterlegen, daß sie schon unsere sittlichen Empfindungen und unser politisches Ehrgefühl übertäubt? Sind wir dessen gewiß, daß unser Land nach alledem noch „die Heimat der Tapferen und das Land

der Freien" ist? Wenn es das ist, dann ist es jetzt an der Zeit, unsere Tapferkeit zu beweisen und unsere Freiheit zu bewähren.

England verhindert unsere Baumwollverschiffung — stellen wir unsere Kriegslieferungen ein. Bekunden wir unseren sittlichen Mut und unsere politische Unabhängigkeit. Wir wollen unsere Rechte scharf umgrenzen und mutig verteidigen. Wir wollen unserer Vorfahren würdig sein, welche für die Freiheit kämpften und sie gewannen, welche für das „Prinzip" stritten und es durchsetzten. Wir wollen die begeisternden Worte Pinckneys wieder wahr machen: „Millionen zur Verteidigung, aber nicht einen Cent Tribut!" Wir wollen rechtlich und auch gerecht, unabhängig und auch unparteiisch sein!"

* * *

Was dieser angloamerikanischen Kundgebung ihre besondere Bedeutung verleiht, ist der Umschwung der Stimmung im Dollarlande, den sie deutlich anzeigt. Um sich diesen Umschwung richtig zu vergegenwärtigen, bedenke man nur, ob ein Jahr früher, als nach Ausbruch des Krieges alle englisch geschriebenen Blätter Amerikas ausschließlich auf Reuters Lügenberichte schworen und in New-Yorks Straßen Deutsche verprügelt wurden, eine englandfeindliche Sprache gleich der obigen überhaupt möglich gewesen wäre? Nun findet sich aber selbst im ganzen deutschen Kriegsschrifttume kaum eine schärfere und treffendere Beleuchtung herkömmlich englischer Politik. Diese wird trotz des Lügengewebes, das die Engländer von Anfang an um den Weltkrieg weben, doch nach und nach immer richtiger eingeschätzt und in ihren wahren Beweggründen durchschaut. Die Wahrheit beginnt auch bei den bisher englandfreundlichsten Neutralen aufzudämmern, das ist es, was den Ausführungen des Amerikaners O'Reilly ihre über die Bedeutung eines Zeitungsaufsatzes hinauswirkende Tragweite gibt. Das Gewissen, das politische Ehrgefühl und das sittliche Bewußtsein, die Freiheitsbegeisterung und namentlich auch die geschichtliche Erinnerung an Englands Vergewaltigungen sind in den Angloamerikanern noch nicht erloschen — noch nicht ganz in den Profiten der Kriegslieferungen ertrunken, und wenn nichts anderes, so wird schließlich das Baumwolle-Verbot weiterhelfen, diese Gewissensstimme wach zu erhalten.

Ist diese angloamerikanische Abart von Gewissen also zwar zunächst ein ersichtlich stark mit Baumwolle auswattiertes Gewissen, so soll uns das doch nicht weiter hindern, im Sinne der Dreibundbelange, selbst diese Art von Gewissen noch immerhin für eine erfreulichere Erscheinung zu halten — als gar keines. —

Deutsche Freiheit, deutsche Kraft, deutsche Einheit.

Armand Crommelin.

II. Kraft.

(Fortsetzung).

Ich gedachte schon des „fremden Einflusses", dem wir vielfach in der deutschen Kunstgeschichte begegnen. Auch Weese erwähnt ihn in seinem Werke über die Bamberger Domskulpturen. Es heißt dort z. B. im ersten Kapitel „die Baugeschichte" auf Seite 30: „Die eigenartige Architektur der fränkischen Kathedrale findet dagegen eine natürliche Erklärung wenn man . . . . . Einflüssen nachgeht, die ihre letzte Quelle in Frankreich haben". Und auf Seite 33: „Sie (die Westtürme) sind bekanntlich nach dem Vorbild von Notre-Dame in Laon gebaut und zwar nach dem Turm am südlichen Kreuzarm, dem sogenannten „tour de l'horloge". Ferner Seite 36: „In diesem bauluſtigen Jahrhundert wiederholte sich der Fall häufig, daß die Bischöfe und Äbte immer das Neueste der französischen Errungenschaften bei sich einzuführen trachteten. Es scheint ein Wettkampf bestanden zu haben, in welchem es einer dem anderen zuvortun wollte." — War nun dieses Französische uns damals wirklich schon so fremd, daß wir seinen Einfluß als etwas Neues, Außerdeutsches betrachten müssen, oder war nicht vielmehr mindestens die nördliche Hälfte des damaligen Frankreich mit einer ungefähren südlichen Grenze etwa längs der Linie Basel—Nantes, altes germanisches Land, ganz abgesehen von der Tatsache, daß in früheren Jahrhunderten edelster germanischer Herrengeist durch sein Übergewicht viele niedriger veranlagten Stämme des südlichen Frankreich und des nördlichen Spanien erfolgreich befruchtet hat?! Aber beschränken wir uns zunächst auf den Teil des jetzigen Frankreich, den ich vorhin als nördlich der Linie Basel-Nantes, also nördlich der Loire gelegen bezeichnet habe. Ich glaube, wir müssen diese Landstriche und ihre Bewohner der damaligen Zeit in ihrem Verhältnis zu den deutschen Stämmen östlich der Vogesen uns in ähnlicher Weise denken wie etwa jetzt noch das Verhältnis zwischen Süd-Deutschland und Nord-Deutschland. Wenn einer aus der norddeutschen Tiefebene nach Oberbayern, nach dem Schwarzwalde oder nach dem Rheine kommt, so fühlt er sich dort zwar durchaus als Deutscher unter Deutschen, er behält in jeder Hinsicht sein lebhaftes Empfinden für die innere Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme, aber er bemerkt, ohne es etwa als „Fremdes" zu empfinden, eine gewisse Verschiedenartigkeit des Denkens, der Lebensauffassung, des Sehens der Dinge, die ihn teils anregend berührt, teils in die Lage versetzt, auch seinerseits anregend zu wirken. Ähnlich mag es dem Süddeutschen ergehen, der sich nach dem Norden versetzt sieht. Ähnlich auch haben wir, nach meiner Empfindung, den französischen „Einfluß" zu verstehen, dem wir immer in der Kunstgeschichte begegnen, und der seit dem frühen Mittelalter in der — wohl wechselseitigen —

Anregung sich äußerte, die zur Übernahme und selbständigen Verarbeitung gewisser Formen leitete. Wo ist denn in den Erzeugnissen des ursprünglichen nordfranzösischen Geistes das „Fremde", das uns hätte „beeinflussen" können?! Gewiß, auch die Nordfranzosen sind uns entfremdet durch die fortgesetzte Vermischung und den allzu lebhaften und intimen Verkehr mit fremden, minderwertigen Elementen. Aber diese Entfremdung hatte im 11. 12. und 13. Jahrhundert, als die bedeutendsten Werke romanischer und gothischer Bau- und Bildhauerkunst diesseits und jenseits des Rheines geschaffen wurden, noch keineswegs eine so tiefgehende Bedeutung erlangt, daß wir mit gutem Gewissen von einem Übernehmen „fremder" Formen seitens der deutschen Künstler reden können. Nach meinem Gefühle ist diese Übernahme als eine geistige Wechselwirkung zwischen ursprünglich gleichgearteten, wenn auch im Temperament verschiedenen und durch historische Schicksale getrennten Stämmen der großen kelto-germanischen Gruppe zu betrachten.

Wir, die wir uns seit langem daran gewöhnt haben, den Begriff „Germane" nicht mehr in der früher allgemein beliebten, ziemlich engen Bedeutung zu nehmen, können uns auch nicht mehr recht mit der künstlichen Grenze abfinden, die z. B. C. Julius Cäsar, und nach ihm so viele unserer Verfasser von Geschichtsbüchern zwischen „Germanen" und „Galliern" errichtet haben. Wie in diesen Büchern ganz richtig angegeben wird, sind ungefähr alle „Gallier", also all die Stämme, die Cäsar bei seinen Raubzügen links des Rheines vorgefunden hat, „Kelten" gewesen. Sie unterschieden sich von den „Germanen" (so lesen wir in den Geschichtsbüchern, z. B. in Webers Weltgeschichte) in der Hauptsache durch den Gottesdienst, indem sie der sogenannten Druidenreligion huldigten. Im übrigen werden sie uns als die Träger von körperlichen und geistigen Eigenschaften geschildert, die denen der Germanen sehr ähnlich sind. Dennoch sind sie, immer nach den genannten Schriftstellern, ein ganz anderes Volk als die richtigen Germanen. Ich glaube zwar, daß wir die zu Anfang unserer Zeitrechnung die nördliche Hälfte des jetzigen Frankreichs bewohnenden Stämme als eine in sich größtenteils zusammenhängende, den meisten ostrheinischen germanischen Stämmen allerdings an innerem und äußerem Werte nachstehende Abart anzusehen haben, daß sie aber dennoch durchaus dem großen germanischen Gesamtverbande angehören, und daß demnach in unserer und ihrer späteren Entwicklung das Unserige bis zu einem gewissen Grade das Ihrige ist und umgekehrt das Ihre das Unserige.

Wenn man die Beschreibung der gallischen Kriege in Cäsars Darstellung liest oder in derjenigen der für den Schulgebrauch verfaßten Geschichtsbücher, die sich größtenteils an diese anlehnen, — was begreiflich ist, da es zur Behandlung der dort geschilderten Begebenheiten kaum einen anderen geschichtlichen Anhalt gibt, während es nicht recht erfindlich ist, weshalb die meisten der genannten Verfasser von Schulbüchern sich solcher-

maßen durch die Erzählungen und Aufschneidereien des großen Cajus Julius hinreißen lassen, daß sie vergessen, daß es eigentlich ihr Volkstum war, was dieser zweifelhafte Held zum großen Teil vernichtete, und es daher äußerst peinlich berührt, diese Herren Verfasser sozusagen in Bewunderung vor den Kriegs- und „Kulturtaten" der Römer ersterben zu sehen — so bekommt man — vorausgesetzt, daß man ein offenes Auge für den Wert und die Größe der ursprünglichen germanischen Welt haben will — einen gewaltigen Eindruck, weniger von den Leistungen der als Räuber eindringenden römischen Heere als von denen der sich mit stets von neuem wieder emporschnellender Widerstandskraft wehrenden gallischen Stämme. Wir erkennen in dieser Widerstandskraft und in ihrer zähen Bekämpfung des eindringenden Fremdlings fast ganz die gleichen Eigenschaften, die von jeher unsere tapferen und kriegerischen Vorfahren ausgezeichnet haben, wo es galt, römische Willkür und Gaunertaktik abzuweisen. Die Gallier erlagen dem Feinde schließlich nicht durch eigene Feigheit oder Schwäche, sondern vielmehr durch römische Hinterlist und die einem zivilisierten Volke im Gegensatze zu dem Naturvolke eigene, höher ausgebildete Kriegskunst. Das, was uns an ihnen von jeher als minderwertig, oder jedenfalls dem germanischen Geiste unverständlich und unwürdig erscheint und nach der Unterwerfung durch die Römer in zunehmendem Maße sich bemerkbar macht, muß wohl zum Teil eine Erbschaft der (nach Dr. Th. Arldt, Pol.-Anthr. Monatsschr., XIV. Jahrg., Nr. 3, S. 141) von den „germanischen Urkelten im ersten Jahrtausend v. Chr." in Frankreich vorgefundenen „kleinwüchsigen und rundköpfigen Vertreter der alpinen Rasse" gewesen sein, mit denen diese kraftstrotzenden Einwanderer sich vermischt hatten und schließlich ganz verschmolzen waren, zum anderen, nicht geringen Teile freilich die Folge des, alle überwundenen Völker absichtlich zersetzenden römischen Einflusses. Wenn nun im allgemeinen nicht gesagt werden kann, daß durch Verschmelzung mit minderwertigen Rassen die höherstehende Rasse gewinnt, — was sich durch Jahrtausende hindurch an den verschiedensten Erfahrungen unserer germanischen Rasse in tragischer Weise bewahrheitet hat — so muß man doch andererseits zugeben, daß eine so frühe Auffaugung einer niedrigeren Rasse, wie sie in Frankreich vor ungefähr 3000 Jahren durch die germanischen Kelten stattgefunden haben soll, trotzdem sich gewisse minderwertige Eigenschaften in zunehmendem Maße atavistisch bemerkbar machten, nicht einen so tief eingreifenden Einfluß gehabt haben kann, daß man die in dieser Weise sich behauptenden keltischen Stämme als dem Germanentum vollständig entfremdet bezeichnen darf. Aber ganz abgesehen von diesen Gesichtspunkten, haben wir doch die geschichtlich feststehende Einwanderung der salischen und ripuarischen Franken in das nördliche Frankreich, welche uns entschieden als zur gründlichen Auffrischung des sicherlich zu sieben Neuntel kelto-germanischen Blutes der einheimischen Bevölkerung geeignet erscheinen darf. Wir können uns also

der Tatsache nicht verschließen, daß erstens die Bevölkerung des nördlichen Frankreich[1]) keltischen, also germanischen Stammes ist, und daß zweitens zu der Zeit, als der „französische Einfluß" sich in der deutschen Bau- und Bildhauerkunst am meisten bemerkbar machte — in der ersten Hälfte des Mittelalters also — das bereits zu ungefähr sieben Neuntel vorhandene germanische Blut der nordfranzösischen Bevölkerung durch die fränkische Einwanderung und Eroberung noch erheblich verbessert und sozusagen befestigt worden war. Wie es heute um die rassischen Eigenschaften der nordfranzösischen Bevölkerung steht, geht uns zwar jetzt im allgemeinen sehr ernstlich an, im besonderen Rahmen dieses Aufsatzes kann es uns jedoch gleichgültig sein. Hier genügt es zu wissen, daß der weitaus beste und größte Teil der Nordfranzosen noch im Mittelalter Germanen in unserem Sinne waren, anders geartet zwar als z. B. die Friesen und andere Norddeutschen, aber daß doch eine nicht gar zu breite Kluft diese „Romanen" von ihren germanischen Brüdern jenseits des Rheines trennte; jedenfalls nicht breiter als z. B. jetzt den Badenser von dem Schleswig-Holsteiner. Dieses germanische Volk nun konnte ursprünglich wohl eine außerdeutsche, aber keine undeutsche Kunst hervorbringen; die deutschen Künstler, welche sich von französischen Formen und Motiven anregen ließen, verarbeiteten hiermit nichts „Fremdes", sondern sprachen ihre eigene Sprache, manchmal zwar in Anlehnung an den südwestdeutschen (= französischen) Dialekt dieser Sprache, aber durchaus nicht in dessen Abhängigkeit. Und wieviel hat andererseits das Besiedelungsland dem Mutterlande nicht zu verdanken! Halb widerwillig müssen es die modernen, ihrer deutschen Abstammung durch verhängnisvolle Blutmischung entfremdeten Franzosen zugeben; so u. a. Mademoiselle Louise Pillon, von der Weese aus ihrer „Les sculptures françaises du XIIIième siècle" ein bemerkenswertes Zitat gibt, welches ich hier gekürzt wiederhole: „quelques unes de ces statues de Reims, qui paraissent comme les prototypes et les modèles de celles de Bamberg, ne sont pas sans présenter parfois elles-mêmes quelques traces de germanisme." Die Verfasserin gibt dann weiter hiervon eine oberflächliche Erklärung ohne den Kern der Sache auch nur im entferntesten zu berühren. Aber schon aus diesen wenigen Worten müßte der unbefangene Beurteiler den Schluß ziehen, daß es sich nie und nimmer um irgendwelche „französischen Einflüsse" in der deutschen plastischen Kunst des Mittelalters gehandelt hat, sondern vielmehr um Wechselwirkungen zwischen zwei landschaftlich getrennten Gruppen einer einigen deutschen Kunst. An dieser Tatsache kann keine spätere französische Arroganz etwas ändern.

[1]) Ich habe zwar die Loire als südliche Grenze angenommen, bemerke jedoch ausdrücklich, daß diese hier willkürlich ist, da ich wohl weiß, daß die germanischen Blutwellen unendlich viel weiter reichen. Ich wollte mich nur aus bestimmten Gründen auf dieses verhältnismäßig kleine Gebiet beschränken.

Daß freilich der fränkisch-keltische Geist schon im Mittelalter — wohl bereits durch allzu freie Zulassung und Duldung des Fremdtümlichen, wohl auch infolge der langandauernden, gewaltsamen Knechtung durch die römischen Überwinder — dem damals noch so gut wie ganz rein gebliebenen deutschen Geiste nicht mehr in jeder Hinsicht ebenbürtig war, ersehen wir aus so manchen Zügen, die man gerne geneigt ist, als unwesentlich zu übersehen. Gar zu leicht bleibt der Blick des berufsmäßigen Beurteilers von Kunstwerken an Äußerlichkeiten hängen, was allerdings erklärlich ist, wenn man bedenkt, wie nötig ihm manchmal solche Äußerlichkeiten als Merkmale zur Bestimmung des Alters und der Herkunft der Kunstwerke sind; das gewissenhafte Studium dieser Merkmale bringt aber leider sehr oft die Gefahr mit sich, daß darüber die innere Kraft der künstlerischen Schöpfung, das Wesentliche also, weniger beachtet, gewissermaßen übersehen wird; die gewaltigste Sprache, die es hienieden geben kann, die Sprache, die die Seele des Künstlers zu den Zeitgenossen und Nachfahren redet, wird infolgedessen sehr oft falsch verstanden, vielfach auch falsch gedeutet.

Zum Beweise der bereits mehr dem Oberflächlichen zusteuernden Richtung des mittelalterlichen französischen Geistes und seiner dem deutsch gebliebenen Geiste unserer Künstler nicht mehr ganz ebenbürtigen Betätigung, möchte ich einen vergleichenden Blick auf den Kopf des Reiters im Bamberger und den der Königsstatue im Reimser Dome werfen. Ich bemerke vorweg, daß jener mir außer aus Bildern, aus eigener Anschauung bekannt ist, dieser jedoch nur aus bildlichen Reproduktionen. Mein Vergleich fußt demnach auf der Nebeneinanderstellung solcher Wiedergaben. Dennoch glaube ich mit meiner Beobachtung nicht fehlzugehen. Von dem Bamberger Reiter sagt Weese: „Bei dem gänzlichen Mangel nun an ähnlichen Vorarbeiten in Deutschland kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch für diese Aufgabe die älteren Denkmäler in Frankreich, wenn nicht das direkte Vorbild, so doch die entscheidende Anregung gegeben haben." Nachdem er gesagt hat, daß nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß der unbekannte Meister des Bamberger Reiterdenkmals gerade durch die Königsstatue des Reimser Domes angeregt worden sei, weil es mehrere ähnliche Arbeiten in Frankreich gibt, fährt Weese in seiner Untersuchung fort und gelangt auf Grund der verschiedensten Ähnlichkeiten zu dem Schlusse der höchstwahrscheinlichen Verwandtschaft der beiden Statuen in Bamberg und Reims. Er fährt dann fort: „Durchschlagend aber für die Verwandtschaft der beiden Statuen ist die erstaunliche Ähnlichkeit der Köpfe, von der man sich besonders in der Profilstellung überzeugen kann." Alles andere aus dem Spiele lassend, will ich hier anknüpfen und diese Ähnlichkeit so gut es geht, etwas näher untersuchen. Vor mir liegen drei treffliche Abbildungen von dem Kopfe des Bamberger Reiters und eine ebensogut ausgeführte Abbildung des Reimser Kopfes. Der Bamberger Kopf ist in einviertel, einhalb und ganz Profil dargestellt, der Reimser nur ganz

im Profil (Tafel 36 und 37, Nr. 48, 49, 50 und 51 zu Weeses „Bamberger Domskulpturen"). Die „erstaunliche Ähnlichkeit", von der Weese spricht, vermag ich nur — natürlich insofern die Reproduktionen mir ein vergleichendes Urteil gestatten — in einigen zufälligen Äußerlichkeiten zu erblicken; etwa in dem schönen, lockigen Haupthaar und in der Krone; Merkmale, die nach meiner Auffassung mit der Künstlerschaft des Schöpfers nichts zu tun haben. Hingegen, welch eine abgrundtiefe Kluft trennt die beiden Schöpfungen, wenn man ihren Gesichtsausdruck andächtig vergleicht. Wie man angesichts dieser sie scharf trennenden Verschiedenartigkeit von einer „erstaunlichen Ähnlichkeit" reden kann, bleibt in der Tat höchst erstaunlich.

Wer den Ausdruck tiefster und edelster künstlerischer Kraft nicht gerade in der Anordnung eines Faltenwurfs oder des lockigen Haupthaares erkennt, sondern diese nur als zwar geschmackvoll sein müssende notwendige Begleiterscheinungen der künstlerischen Schöpfung betrachtet, dessen Auge wird, einem gewaltigen inneren Drange folgend, sofort nach dem inneren Gehalte spähen, der eine Schöpfung erst zum Kunstwerke zu stempeln im Stande ist; es wird, je nach der Beschaffenheit dieses Gehaltes, in leidenschaftlicher Ergriffenheit von dem Gegenstande unwiderstehlich angezogen in dessen Banne verharren, oder durch die Anschauung abgestoßen werden. Jenes ist bei dem Bamberger, dieses bei dem Reimser Kopfe der Fall. — Der Kopf der Königsstatue in der Kathedrale zu Reims zeigt, wie er sich auf der mir vorliegenden Tafel dem Beschauer darstellt, bereits einen Ansatz zu der Dekadenz, wie sie sich sowohl im französischen Leben als auch in der französischen Kunst im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verbreitet hat. Von der Halspartie ausgehend, können wir sagen: diese Linie ist edel; sie ist aber nicht männlich; im Gegenteil, durchaus weiblich. Das stark prononzierte Kinn, welches offenbar Willensstärke und Energie ausdrücken soll, wirkt im Anschluß an den jungfräulich gebogenen Schwanenhals eher abstoßend; es verleiht dem Gesichte etwas Spitzes, beinahe Keifendes. Über den eigensinnig zugekniffenen Lippen die unedel spitze, zu lang geratene Nase. Trotz der Profilstellung fühlen wir den Blick, der zu diesem Gesichte gehört. Zwar, sehen können wir von den Augen nur eines und dieses auch nur etwa zu einem viertel seiner Gestalt; aber wir fühlen, daß dieses Auge uns nicht offen ansehen kann: zu diesem Gesichte gehört ein stechender Blick aus halboffenen Schlitzaugen; kurz, die mir vorliegende Profilansicht des Reimser Kopfes macht mir den Eindruck eines halb verlegenen, halb feig-hinterlistigen Wesens, von dem man nicht recht sagen kann, ob es ein Mann oder ein Frauenzimmer ist; jedenfalls hat die Büste viel Weibisches an sich, was den Beschauer weder für den Künstler, noch für sein Werk einnehmen kann. Dieses scheint mir das Produkt einer bereits nicht mehr ungebrochenen inneren Kraft zu sein.

Und neben diesem traurigen jungen König der herrliche, lichte Bamberger Reiter! Eine unüberbrückbare Kluft! Dort alles wie aus einer

Art tückischer Weichlichkeit hervorgegangen, in Schwäche gezeugt, in Schwäche geboren, Schwächlichkeit ausstrahlend. Hier edelste, verhaltene, gelassene, geläuterte Kraft; durch die heilige Kraft des inneren Gestaltungsdranges entstanden, muß dieses hehre Kunstwerk dem Beschauer an der in ihm aufgespeicherten Kraft teilhaben lassen; sie teilt sich ihm mit; unaufdringlich, beinahe ihm selbst unbewußt; aber sie umfängt ihn dennoch mit ihrem ganzen Zauber und hält ihn gefesselt, sich ihm einprägend und ihn durch diese Einprägung dauernd beglückend. Wer den Kopf des Bamberger Reiters andächtig angeschaut, ihn rein und unbefangen auf sich hat wirken lassen, der fühlt sich nicht nur gehoben und angeregt durch den „Genuß" eines großen Kunstwerkes, er fühlt sich gestärkt; es ist, als ob ein unsichtbarer Kraftstrom sich ihm mitteilt, der, von dem göttlichen Künstler ausgegangen, durch Jahrhunderte in seiner Schöpfung aufgespeichert geblieben ist, nur den würdigen Beschauer magisch berührend. Dieser Glückliche wird die Vision nicht wieder los: überall und immer umgibt sie ihn, wie das Sinnbild vergeistigter deutscher Kraft. — Der männlich-starke, durchaus edel geformte Nacken trägt ein Haupt, welches man als die plastische Verkörperung des echtesten deutschen Idealismus bezeichnen könnte. Das leicht vorspringende, vorzüglich dem Ganzen angepaßte Kinn drückt einen festen Willen, eine ausdauernde Energie aus, ohne, wie bei dem angeblichen Reimser „Vorbild" bei dem Beschauer die Untugend des keifenden Eigensinns herauf zu beschwören. Die etwas starken, edel geformten Lippen zeugen von überlegener Kühnheit, natürlicher Sinnlichkeit, aber auch von Güte, während das Auge klar und ernst durch die edel geschwungenen Liderlinien in ruhiger Zuversicht in die Ferne blickt: dieser Blick ist eine würdigste Huldigung des Glaubens an das Ideal; er berührt uns wie eine Vorahnung von Wagners ergreifend-wahrer Rheintöchter-Klage:

„Traulich und treu
ist's nur in der Tiefe:
falsch und feig
ist, was dort oben sich freut!"

Und endlich die Stirn! Zwar trägt sie die Last der Krone, aber sie wird nicht, wie die Stirn des Reimser Königs, von ihr erdrückt; es ist als ob dieser schier unter der Wucht seines Schmuckes zusammenbricht; dieses erscheint gewissermaßen wie ein äußerliches Zugeständnis der inneren Schwäche des Werkes. — Frei, kühn und stark wölbt sich die Stirn des Bamberger Reiters unter dem königlichen Schmucke. Eine Welt liegt hinter dieser edlen Wölbung verborgen: Eine Welt von Gedanken, von ernst-sorgendem Sinnen, von vergeistigtem Mute, von vertieftem Bewußtsein der einsamen, inneren Kraft; der Kraft, welche die ungebrochene Ehrfurcht vor dem Unfaßbaren, die wir Glauben nennen, verleiht; der Kraft des unverwüstlichen, unbesiegbaren Idealismus, der einzig des Deutschen würdig ist und einzig ihn zu der Erfüllung seiner Bestimmung gelangen lassen kann. Dieses ist

für mich der Gehalt dieser herrlichen Schöpfung. Sie konnte nur ein Deutscher hervorbringen, der, in reiner, natürlicher, ungebrochener Kraft schaffend, durch die Macht seines lauteren inneren Dranges nicht nur befähigt, sondern gezwungen wurde, diese seine Kraft als heiliges Vermächtnis in sein Werk zu legen, damit andere durch sie beseelt und begeistert würden. Der Name des Meisters ist verschollen; sein Werk aber lebt und begeistert uns; es sagt uns, daß sein Schöpfer ein Deutscher war, der eben nur Deutscher sein konnte und sein wollte. Daß er dieses Werk hervorzubringen vermochte, verdankte er entschieden in der Hauptsache seiner Unberührtheit durch das Fremde. — Dem Schöpfer der Reimser Königsstatue in weitem rassischem Sinne wohl auch ein Deutscher (d. h. Germane), kann man fast an jedem Unterteil des Ganzen sowie an dem Ganzen selbst seine verhängnisvolle Berührung mit dem Fremden, Zersetzenden, „ihm nicht Angehörenden" nachweisen. Daher in jeder Hinsicht ein Nachlassen, ein Erschlaffen der unsprünglich vorhanden gewesenen Keime, ein Versiegen der Quellen der Kraft.

Hat denn die deutsche Kunst überhaupt jemals der „Fremde" etwas zu verdanken gehabt? Ist nicht vielmehr alles, was durch Form und Ausdruck zu der deutschen Seele spricht, eine Tat germanischen Geistes? „Germanisch" freilich nicht in dem eng umgrenzten Sinne, wie es Tacitus verstand, sondern in der beinahe weltumspannenden Bedeutung, die uns Chamberlain so herrlich offenbart hat. Wohin wir blicken, in unserem Sinne schöpferisch war nie der aus dem Völkerchaos hervorgegangene Mestizensprößling; keine überzeugende, aus Überzeugung gestaltende Kraft kennzeichnet je die von Juden geschaffenen Werke; hier herrscht der Wille, der zwar den Stoff und die Form manchmal meisterhaft bändigt, der jedoch nimmer ein Kunstwerk schaffen kann, das uns etwas zu sagen hätte. Ja, hätte die deutsche Kunst aus diesen Quellen jemals geschöpft, sie hätte wirklich Fremdes aufgenommen; sie wäre dann aber auch nicht mehr „deutsche Kunst" geblieben. Aber Gottlob, von einer Vermischung und einer Verwischung der Grenzen ist in dieser Beziehung noch nichts zu spüren. Mögen viele Fremdlinge sich „deutsche Künstler" nennen, weil sie sich einen deutschklingenden Namen beigelegt haben oder weil sie meinen, daß die bloße Tatsache ihrer Staatsangehörigkeit sie zu Deutschen macht; mögen auch manche noch unaufgeklärte wirkliche Deutschen in ihrer Harmlosigkeit dieser Usurpierung ihres stolzen Volksnamens Vorschub leisten; ja, mögen sogar diese Fremdlinge „eine Schule" gründen, der auch wirkliche junge Deutschen angehören; mögen diese also in den meisten Fällen der deutschen Kunst verloren gehen und späterhin das Ihrige zur Verbreitung der zersetzenden undeutschen Richtung beitragen, wir wissen und verkünden es laut vor aller Welt, daß weder die Herren Mendelssohn, Meyerbeer, Hiller und Genossen, noch ein Börne, Heine, Lissauer, ein Meyerheim, Gabriel Max, Liebermann oder Israels, ein Kainz, Possart, Em. Reicher,

Reinhardt, Moissi und so viele, viele anderen jemals etwas mit deutscher Kunst gemein haben können. Dies zu wissen tut gut; es ist ein Hort für das Bewußtsein unserer eigenen Kraft.

Den Ergebnissen der modernen anthropologischen und historischen Forschung verdanken wir das Wissen von der gewaltigen Ausdehnung unserer eigenen Art; das Wissen auch, daß das, was als klassische Form, als Renaissance deutschen Künstlern eine Anregung zur äußeren Vervollkommnung und weiteren inneren Läuterung ihrer Kunst wurde, nicht als Fremdes zu Fremden kam, sondern nur als Eigenes von langer Wanderung in die Heimat zurückkehrte.

Berthold Daun sagt in einer seiner Künstler-Monographien: „. . Aus der Bewunderung der antiken Kunst entstand eine Wiederbelebung der klassischen Formenwelt, was das Wort Renaissance eigentlich sagen soll. Die Herübernahme der antiken Formen hatte jedoch nicht eine bloße Nachblüte oder gar nur eine Nachahmung der griechischen und römischen Baukunst und Skulptur zur Folge; kein einziger Römerbau wurde in der Renaissance kopiert. Die antiken Bauformen wurden freilich nachgebildet, aber vollkommen neu kombiniert. Der menschliche Gliederbau antiker Statuen als das höchste Ideal des in der Natur an Ebenmaß Möglichen wurde zum Vorbild genommen . . . . Wie der Grieche sein Ideal sich aus der reinen Natur gebildet hatte, so legte auch der Italiener seinem Schaffen das Aktstudium zugrunde. Bald jedoch mußte er einsehen, wie sehr er sich in dem Naturstudium auch abmühte, der Antike gleichzukommen, daß er deren Schönheitsideal weit nachstand. Deshalb betrat er den einzig natürlichen Weg, die klassische Formenreinheit zu studieren und im Spiegel der Antike wiederzugeben.

So verfielen die meisten Künstler im Quatrocento und Cinquocento nicht in bloße Nachahmung der Antike, weil sie im Grunde auf naturalistischer Grundlage schufen. Ja, die großen Meister der klassischen Kunst in Italien sind schließlich ihre eigenen Wege gegangen, sie sind weniger durch die Antike als vielmehr durch sich selbst groß geworden." Dieses gilt fast wörtlich in vollem Umfange für die deutschen Künstler, die als erste den Einfluß der Renaissance empfanden. Es ist bei ihnen kein willkürliches Nachahmen „fremder" Formen, sondern eine Aneignung des durchgereiften Rassisch-Eigenen als notwendige Stufe in ihrer künstlerischen Entwicklung und zugleich als Grundlage zur ferneren selbständigen Entfaltung ihrer gewaltigen, naturwüchsigen inneren Kraft. Ich möchte in diesem Zusammenhange besonders die Namen Dürer, Holbein und — viel später — Rubens nennen, während von den Plastikern namentlich der Künstler-Handwerker Peter Vischer hier beachtet zu werden verdient. Obwohl sein etwas älterer Zeitgenosse Adam Krafft, sich ganz aus eigener Naturanlage, ohne bewußte Einwirkung der italienischen Renaissance, zu dem selben Endergebnisse „der einfachen Steigerung des Naturgefühls"

durchrang, hierdurch in starkem Maße seine gewaltig drängende innere Kraft bekundend, erkennen wir doch auch den Nürnberger Erzgießer Peter Vischer, durch die Art wie er sich, selbständig schaffend, gerade durch seine geistreiche Verwendung und Verarbeitung der Lehren und Motive der italienischen Renaissance förderte und gewissermaßen innerlich befreite, als ein Urbild vergeistigter und vertiefter deutscher Kraft. Mit tiefer Ehrfurcht schauen wir zu diesen in ihrer Schlichtheit so großen deutschen Männern empor.

Ein Kunstwerk entsteht aus dem heilig-treibenden inneren Drange, der den Künstler zu gestalten zwingt. Er wird hierdurch zum Schöpfer. Die Kunst ist darum der Inbegriff der deutschen Kraft, weil sie von innen heraus gestaltet wird; sie verkörpert also die geistige und sittliche Stärke des Volkes.

Jeder, der, einem edlen Müssen gehorchend, schafft, aufbaut, organisiert, führt, erfindet, vollendet, ist ein Schöpfer, in gewissem Sinne also ein Künstler. Bismarck war einer; viele der intimsten Züge, die wir von ihm kennen, weisen darauf hin, daß der stahlharte Mann „von Blut und Eisen" eine äußerst zart besaitete Natur war, mit tiefem Innenleben; der scheinbar nüchterne Nur-Staatsmann hatte ein warm empfindendes Herz, eine für alles Hohe und Edle empfängliche Seele; ein liebevolles Gemüt. Wir haben das Gefühl, daß er in den Jahren, wo alles, alles einzig von seiner Beharrlichkeit, von seiner Arbeitskraft, von seinem Genie abhing, sich gewaltsam gezwungen hat, sich eben nur auf sein „Geschäft" zu beschränken; daß er sich mit einem eisernen Willen gegen alles verschlossen hat, was ihn auch nur irgendwie vom Endziele hätte ablenken können. Hierzu gehörte auch die Kunst; namentlich die Musik. Wir wissen, daß Bismarck ein starkes musikalisches Gefühl, wie überhaupt in jüngeren Jahren ein lebhaftes allgemeines Interesse für die Kunst hatte. Daß er diese Neigungen gewaltsam zurückdrängte, sich jede Berührung mit der Kunst versagte, nur um ganz seiner gewaltigen Aufgabe leben zu können, ist oft falsch gedeutet worden; ich empfinde es als eine heldenmütig getragene Tragik in dem Leben des großen Deutschen. Zu dem standhaften Durchführen dieses Willens gehörte eine ungeheuer starke Seele; die Seele eines Künstlers; denn einzig der Künstler hat — wir sahen es oben — die Gnadengabe der mächtigsten inneren Kraft, die es auf dieser Welt geben kann. Bismarck war ja auch ein Künstler; wenn einer Künstler ist, so war er es. Der Meister, der, um sein eigenes Werk siegreich zu vollenden, jeder Berührung mit der Kunst entsagt. Es ist ein tragisches Paradoxon!

Bismarcks Schöpfung ist darum ein Kunstwerk, weil es von innen gebaut ist. Es ist nicht willkürlich entstanden; der Künstler gehorchte dem gewaltigen inneren Drange, den nur die höchstpotenzierte Kraft verleiht, wie andererseits auch er nur geläutertste Kraft erzeugen kann. Daß das deutsche Volk Bismarcks Meisterwerk jetzt so zu schützen, zu erhalten vermag, wie es seit nunmehr beinahe 13 Monaten geschieht, daß es ferner

dieses zu krönen verstehen wird, auf eine Weise, die einzig des gewaltigen Schöpfers würdig sein wird, das ist nicht etwa die Folge einer zufälligen äußerlich überlegenen rohen Gewalt, sondern der höchste denkbare Sieg: der Sieg der wahrhaften inneren Kraft über die illusorische äußere Gewalt. Denn wie könnten die deutschen Heere eine so vielfache Übermacht nicht nur verteidigend vom vaterländischen Boden abhalten, sondern sie geradezu vernichtend schlagen, wäre es nicht, daß alles, alles, alles in der Organisation des Reiches, der Einzelstaaten, im Heeresdienste, mit seinen verschiedenen technischen Zweigen, in der See- und Luftflotte, auf der höchsten sittlichen und geistigen Kraft beruhte?! Jeder, der in diesem Riesenverbande seine Pflicht tut, ist ein Künstler, denn er tut eben diese Pflicht vermittelst desselben treibenden inneren Dranges, der das Kunstwerk geschaffen hat und der es erhält. Solange der Deutsche diese Kraft als die höchste anerkennt und sich ihr anvertraut, solange hat er von außen her — trotz der überall lauernden hinterlistigen, gemeinen Äußerlichkeit — in keiner Hinsicht etwas zu fürchten. (Fortsetzung folgt.)

Bildung.

Dr. chem. Franz Haiser.

Über Wert oder Unwert, über Verbreitung oder Beschränkung der sogenannten „allgemeinen Bildung" wird in unseren Tagen viel geschrieben und gegrübelt. Ob die diesbezüglichen Reflexionen der allzu vielen „Gleichberechtigten", die sich auch an diese Frage tumultarisch herandrängen, mehr in die Tiefe dringen, oder bloß auf einer glatten, seichten Oberfläche sprachkünstlerisch dahingleiten, lassen wir lieber dahingestellt.

Bildung ist Schulung der Waffen für den Streit im Reiche des Geistes, denn auch in diesem Reiche tobt der Streit und wird ewig toben, das hat der Epheser Heraklit schon zweieinhalbtausend Jahre vor dem jetzigen Weltkriege gesagt, er nannte den Streit den Vater alles Lebens. Scheinbar gibt es kein Endziel, keinen je erreichbaren, ruhenden, unwiderleglichen Fixpunkt der menschlichen Erkenntnis, weil meiner Ansicht nach der Mensch selbst „das Maß aller Dinge ist" und somit die Wahrheit durch ihn allein gewollt und geschaffen wird. Die Wahrheit wird also nicht gefunden, sondern durch Waffengewalt im geistigen Streite aufgezwungen, aber keine irdische Waffe vermag so vollkommen zu siegen, daß sie einen immerwährenden, einen unüberwindlichen Vorherrschaftszustand zustande brächte, eine Weltwahrheit, die nicht mehr dem Fließen unterworfen ist, eine panmentale, allmenschliche Übereinstimmung, wie sie scheinbar die gegenwärtige Entwicklungsphase innerhalb gewisser, allerdings großer Gebiete der Mathematik und der Logik besitzt. Scheinbar! denn der konsequente Standpunkt der Relativität und der Veränderung muß auch

diese angeblich unüberwindlichen Fixpunkte im Flusse der Jahrmillionen verschwinden lassen, denn sie sind nur für uns „Wahrheiten" und wir werden nicht mehr sein. Das ist nun keineswegs eine trostlose Lehre, im Gegenteile, denn die Wahrheit ist nunmehr für den Menschen zwar nicht Wirklichkeit, aber sie ist mehr als diese, sie ist Wert, Wirklichkeit gebiert das tote Sein, Wert aber die Veränderung, das Leben.

Ein unvollkommenes Bewußtsein, wie wir es alle miteinander besitzen, und wären selbst Halbgötter unter uns, vermag das virtuelle Bild des Absoluten gleichsam nur mittels einer individuellen Linse und einer artverschiedenen Netzhaut zu realisieren, also in unendlich vielen Farben und Schattierungen, die Arteigentümlichkeiten darstellen. Wenn also das Absolute in unseren Bewußtseinsformen nicht Wirklichkeit, sondern bloß Werte verbildet, so kann man von einer besseren, tauglicheren, einer edleren, vornehmeren und vollkommeneren „Wahrheit" sprechen und die Lehre von der Relativität aller Dinge erscheint hernach in dieser Form nicht mehr frivol und als bloßes Spielzeug des Sophismus, der „alles verstehen und alles verzeihen" läßt, sondern enthält ganz im Gegenteile die stillschweigende Forderung, nach einer besseren und edleren „Wahrheit" zu streben und ihr zur Vorherrschaft zu verhelfen. Und diese Wahrheit muß erstritten werden, auch Überzeugung ist nichts anderes als Bezwingung, denn der stärkere Wille überzeugt!

Somit wäre die Lehre von der Relativität aller Dinge einem oberflächlichen Sophismus, der nur Zertrümmern und nicht schaffen will, entrissen, denn wir richten unsere Blicke und unseren Willen stets nach dem Absoluten, obgleich wir sagen, daß unsere Bewußtseinsformen bloße Möglichkeiten der Erkenntnis darstellen, gleichsam schwimmenden Verhältnissen zu einem ewig ruhenden Fixpunkte der absoluten Objektivität zu vergleichen sind. Allerdings eine neue Konsequenz knüpft sich an unsere Folgerung und eine tiefgreifende: der Wert des Vielwissers sinkt und der des Denkers und des Ethikers steigt, denn wir fragen jetzt nicht mehr: was ist Wahrheit, sondern: wie ist diese oder jene „Wahrheit" und nur der Streit kann darüber entscheiden.

Jeder Angehörige einer Gruppe hat zu streiten, um seine Gruppe zu erhalten und zu vergrößern und ist deshalb in der Führung der Waffen zu unterrichten. Wenn ich sage jeder Angehörige, so ist das eine Redensart, die noch lange nicht sagt, daß tatsächlich jeder einzelne zum Streite zugelassen werden darf. Wir haben heute auch eine allgemeine Wehrpflicht und trotzdem erscheint noch lange nicht die Hälfte der männlichen Bevölkerung im Felde. Der Militärarzt scheidet nur die untauglichen Leiber aus, ich würde noch weit, weit mehr als „untauglich" von der Waffe ausschließen — vorausgesetzt daß es die Nachbarstaaten auch so machten.

Wem gebührt also die Ehre, im Reiche des Geistes als Streiter auftreten zu dürfen und welche Charge darf er bekleiden?

Die große Masse unserer heutigen geistigen Führer wird bei dieser Gelegenheit den Anschauungen des Zeitgeistes und den gewissen „modernen Ideen" ein tiefes Kompliment machen und mit dem Hute in der Hand die Frage dahin beantworten, daß er für die allgemeine Wehrpflicht auch auf geistigem Gebiete stimmt. Je mehr Soldaten, desto besser, sagt die große Gruppe der Zeitgeistkinder, die Anhänger einer Linkskultur, wenige, aber auserwählte, sagt eine kleine Gruppe, eine Opposition, deren Leitlinie niemals nach der vielgepriesenen „Allgemeinheit" strebt, denn man ist dort der Anschauung, daß die „Allgemeinheit" im Reiche des Geistes nur allzuleicht in eine All—Gemeinheit umschlagen könne. Diese Gruppe habe ich in meinen philosophisch-politischen Schriften als Rechtskultur bezeichnet. Hier ist man der Anschauung, der Soldat müsse vor allem anderen Rasse, also eine tadellose Geburt hinter sich haben, er müsse nicht nur treffliche Waffen von seinen Vorfahren ererbt haben, die einer Schulung wert sind, sondern er müsse dieselben auch tadellos rein, unbefleckt zu erhalten verstehen, das heißt, er soll ein gutes Stück Charakter, also Gruppeninstinkt und Gruppenpflichtgefühl im Leibe haben. Besitzt ein Rassenfremder oder ein Mischling eine höhere geistige Veranlagung und gewährt man ihm, ja zwingt ihm geradezu die Schulung und Ausbildung seines Geisteslebens auf, so heißt das so viel, als einen Sklavenaufstand auf Staatskosten systematisch heranzüchten. Ruft man andererseits eine wahre Unzahl der eigenen, der heimischen Rasse, die keine, oder nur eine geringe geistige Veranlagung besitzt, zu den höheren Chargen der geistigen Armee, statt sie ruhig Gemeine und Arbeiter bleiben zu lassen, so schafft man allmählich ein Heer, das wohl unfähige Generäle in Menge, aber keine Scharfschützen im Graben mehr besitzt. — Schließlich scheidet eine unendlich tiefe Kluft auch die Mitmenschen der eigenen Gruppe, der eigenen Rasse in solche, die wohl tüchtige Offiziere, aber niemals Generalstäbler sein können, in solche, die Individualität besitzen dürfen, ja müssen und in solche, die zeitlebens nur Maschine zu bleiben haben.

Der Einwand, daß man möglichst vielen die Hand zum Emporkommen reichen müsse, um sodann durch eine natürliche Auslese die „Tüchtigsten" für den Staat abzusieben und zu gewinnen, daß außerdem „jeder Staatsangehörige ein Recht auf geistige Bildung" habe, ist entweder dumm oder schlecht. Dumm, wenn er seinen Ursprung in einem naiven, sogenannten „freiheitlich-fortschrittlichen" Gemüte hat, oder schlecht, wenn er von rassenfremder, von kötertypischer Seite stammt, wenn er seine Wurzeln in der Philosophie des Sklavenaufstandes hat. Mitten unter Kraut und Rüben und allerlei Unkraut trifft der Kunstgärtner keine „Auslese", wenn er Edelpilze züchten will, die gehören abgesondert, strengstens abgesondert, in ganz außergewöhnlichen Düngerboden, in ganz andere Luft- und Lichtverhältnisse.

Wir haben die Züchtungsfrage und jene Auslese, die der menschliche Wille, das Auge des Gleichgearteten trifft, hier nur gestreift, ausführlicher

ist der Gegenstand in meinen darauf bezüglichen philosophisch-politischen Schriften behandelt. Der Mensch soll auf seinen Posten nicht hingewürfelt, durch allerlei Mittel eines unsauberen, unedlen Vorherrschaftskampfes „emporgearbeitet" sein, das Privilegium im Kastenstaate ist nicht erwerblich, es ist schon aprioristisch vorhanden, sein Stand, sein Beruf ist prädestiniert. Weder Prüfungszeugnisse noch Streberei, noch die neuerdings vielgepriesene „Tüchtigkeit" im demokratischen Sinne sollen Stellenvermittler sein, nicht erwerbliche, sondern nur ererbte Vorzüge, nicht das Tun des Menschen, sondern sein Sein soll entscheiden.

Das ist der Unterschied zwischen der albernen modern-offiziösen „Tüchtigkeit" und der Bestimmung. Die Ständegliederung ist nicht bloß dem Staate zum Vorteile, weil sie die Usurpation des Tschandala verhindert, sie schafft auch andererseits das glücklichste Individium, denn die Prädestination bewahrt den Menschen vor der Enttäuschung, dem größten Unglück, das es auf Erden gibt. — Die Sittlichkeit des Erbens steht über der des Erwerbens. Das ist Rechtskultur.

Das wäre somit die praktische Seite der ganzen Frage, nämlich vom Werte oder Unwerte der Bildung im Vorherrschaftskampfe der Gruppen. Vom ästhetischen Standpunkte aus, der den menschlichen Geist als ein Kunstwerk, als Schönheit empfinden läßt, habe ich wenigstens die Menschheit niemals in „Gebildete" und „Ungebildete" geschieden, sondern stets in Denkende und Ignoranten, in Kombinierende und in solche, die sich bloß in ihrem vollgefüllten Wissensmagazine gütlich tun, in Künstler und Maler der Natur und in professionelle Photographen derselben. Fast das ganze Lager der heutigen „Gebildeten" ist auf dem Tummelplatze der Linkskultur, unter den Sammlern des Wissens sowie des Geldes, unter den Dummen zu finden. Diese Dummen sind allerdings auch — ich sage ausdrücklich auch — unter den „Ungebildeten" anzutreffen, aber so einen unsagbaren Grad von Ekel und Verachtung vermag der „ungebildete" Dumme im Gemüte des Denkenden niemals auszulösen, als der dumme „Gebildete".

Denken können ist ein Erbe, eine Vorherbestimmung, und weder Schulung noch Wissensmagazine vermögen aus einem schlechten Keime eine edle Pflanze heranzubilden — im Gegenteile, ich möchte behaupten, daß eine scharfe, eine unüberwindliche Denkkraft dazugehört, um für die Dauer viel Schulung und große Wissensanhäufung zu vertragen.

In einem anderen Aufsatze, der sich mit dem Vorschlage einer neuen Schule für Auserwählte befassen wird, werde ich darauf zurückkommen. Ich verlange dort strenge rassische Auslese, Aufnahmsprüfung auf Denkfähigkeit und nicht auf Wissen, Erziehung hart, aber gesund, dorisch-antidemokratisch, Stoff sehr umfangreich, allumfassend, aber kein Wissensballast, keine Kleinkrämerei. Dieses Oligarchengeschlecht soll lernen, um zu denken, die breite Masse der „Gebildeten" soll und muß weiterhin lernen um — bloß zu wissen. —

Moderne Geheimdiplomatie und ihre Geschichte.

Dr. Freiherr von Mackay.

Die diplomatischen Geheimarchive werden der Regel nach der Öffentlichkeit erst dann zugänglich gemacht, wenn sie — rein archivalisch geworden sind, mit anderen Worten nur noch Quellenmaterial für rückschauende geschichtliche Kritik bilden. Das Staatsinteresse, das wirkliche oder vermeintliche, will es so. Bedauerlich ist das Versteckspiel auf jeden Fall insofern, als dadurch die besten Grundlagen für die klare Erkenntnis des wahren Wesens der zeitgenössischen Diplomatie, der Wege, die sie wandelt, und damit für die Lösung des vielberedeten Problems ihrer Reform der Allgemeinheit entzogen wird. Um so größere gespannte Aufmerksamkeit erregt es natürlich, wenn einmal die Regel durchbrochen, wenn, wie es heute mit der Veröffentlichung von den in Brüssel niedergelegten Berichten der drei belgischen Gesandten in Berlin, London und Paris durch die deutsche Regierung geschieht, den Mitlebenden der Schleier gelüftet wird, der das Triebwerk der Kunst gesetzlicher Regelung der internationalen Beziehungen oder, wie man auf der Bank der Spötter sitzend sagen würde, des Systems, diese Beziehungen durcheinander zu bringen, zudeckt. Wer dabei freilich sensationelle Enthüllungen erwartet hat, kommt nicht auf seine Rechnung. Und doch handelt es sich um Dokumente der politischen Zeitgeschichte und Spiegelungen ihres Geistes von einem Rang, wie ihm seit dem Erscheinen von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen nichts gleich kommt. Ihrem Charakter nach sind freilich beide Veröffentlichungen unvergleichlich, polarische Gegensätze. Hier Atem und Wehen des Geistes eines Genies, das mit eiserner und doch schmiegsamer Hand das Fahrzeug der Politik unvergleichlichen Geschicks zu steuern vermochte und bei allem Realismus doch den Kurs auf lichten Pfaden technisch wie moralisch fortschrittlicher Organisation des völkischen Zusammenlebens hielt. Dort das düstere Bild eines Epigonentums, das alle Sünden und Übel scheinbar überwundener Zeiten in modernisierten, aber sittlich gleich niedrigen Formen wieder aufleben läßt. Als Friedrich der Große einmal von Sulzer leise gemahnt wurde, daß er in der Politik zu mißtrauisch sei, antwortete er ihm: „Mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race, à laquelle nous appartenons.“ Der König verteidigte sich so in einem aus bittersten Erfahrungen nur zu natürlich quellenden Pessimismus; zu ähnlicher düsterer Weltanschauung wird man bei der Durchsicht der belgischen Archivblätter gezwungen. Treitschke hat Händlerpolitik als die schlechteste und verderblichste von allen Spielarten des diplomatischen Handwerks bezeichnet: hier verbündet sich mit britischem Krämergeist ministerielle Advokatengeriebenheit und das Glücksrittertum moderner Parteihäuptlinge, hier ist dem weiten Gewissen eines unköniglichen Königs eine verderbte Presse und großkapitalistische Machtlüsternheit dienstbar, um als noch übleres Erzeugnis

eine Vabanque-Politik hervorzubringen, die in verhängnisvollem Kreislauf von bösen Ursachen und schlimmen Wirkungen folgegesetzlich letzten Endes den heutigen Weltbrand entfachte. Machiavell hat das Gesetz des Ritornar al segno! aufgestellt, wonach die Geschichte eines jeden Volks zum aufgesteckten Zeichen zurückkehrt, wenn es die Bahn seiner nach höherem Willen bestimmten idealen Ziele verlassen hat; diese Norm scheint heute für die ganze europäische Völkergesellschaft gültig zu sein. Der politische Marsch der Alten Welt in seiner ganzen Anlage ist unhaltbar, führt zu abgründigen Tiefen, muß vom Ausgangspunkt neu geordnet werden; aber beides, das Zurückfinden wie das Neuausrichten, bedingt Kenntnis der diplomatischen Entwicklungsgeschichte, auf deren Ackerfeld der gegenwärtige Mißwachs gediehen ist.

* * *

Der Wurzelboden der modernen diplomatischen Staatskunst ist das päpstliche Rom. Der apostolische Sitz galt im ganzen Mittelalter zugleich als Zentrale politischer Macht. Im Vatikan liefen die Fäden zusammen, welche die Höfe aller christlichen Fürsten verbanden und dort zu einem ebenso feinmaschigen wie dichten Netz versponnen wurden, dessen Verstrickungen zu weltlichen Machthabern wohl zeitweilig, aber niemals dauernd gelang. So war Rom das klassische diplomatische Gymnasium, dessen Charakter noch heute gemeinhin bei den Vertretern dieses staatsmännischen Amts genau so durchfärbt, wie die römische Rechtsbildung bei unseren Juristen. Lateinisch wurde bei den prunkvollen Versammlungen der Geschäftsträger aus aller Herren Länder im Schutz des Lateran gesprochen, und der Geist der Renaissance und des Humanismus beflügelte die Rede: die Freude am ciceronisch-feingeformten Stil, am faszinierenden Schwung der Sprache, an aufblitzenden Gedankenraketen, an dialektischen und ästhetischen Feinheiten. Ein Dante, ein Petrarca, ein Boccaccio haben als Gesandte geglänzt! Aber die lichte Kopfseite der goldenen Münze war nicht ohne dunkle Kehrseite. Wer damals an den Brüsten der Amme Rom lag, sog gewiß nicht nur die Milch der frommen Denkungsart ein. Er lernte die rabulistische Haarspalterei, die jesuitische Hinterhältigkeit, die Kunst der Gedankenverschleierung als vergiftete, aber berufsgerechte, unentbehrliche Waffen des tüchtigen Diplomaten schätzen und sich ihrer mit allen Fechterkünsten bedienen. Dem entsprach es, daß Italien damals geradezu der internationale Hoflieferant geschulter diplomatischer Späher und Ränkeschmiede war, die das scheel angesehene Gefolge aller Gesandtschaften bildeten und deren tückische Dolchstiche ein nicht minder fein ausgebildetes Gegenspionierssystem zu parieren die Aufgabe hatte, das vorab auf die verdeckte Bewachung des Briefverkehrs und die Ausforschung der Chiffreschlüssel der Botschafter hinzielte. Vornehme Männer verabscheuten im Herzen die unsauberen Waffen des diplomatischen Kampfes und waren

doch von deren Unentbehrlichkeit überzeugt. Wehmütig-sarkastischer Selbstverspottung bekannten erste Leuchten unter ihnen wie der britische Geschäftsträger Sir Henry Wotton: „An Ambassador is a clever man sent abroad to lie for his country."

Legte Rom das breite Fundament mittelalterlicher Diplomatie, so schuf Venedig den Oberbau, die Hochschule, und zwar in einer Form, die in vielen Zügen ein nur zu getreues Ebenbild des heutigen englischen Stils ist. Angel- und Hebelpunkt der Taktik der Signoria zur Erhaltung ihrer halb patriarchalischen, halb plutokratischen Herrenmacht waren die Grundsätze, den Kriegsdienst den Söldnern, den Condottieri zu überlassen, um das Volk, das von den militärischen Lasten frei blieb, dauernd von der Mitwirkung an den Staatsgeschäften ausschließen zu können und es im übrigen durch die reichen Gewinne, die aus dem Handel und den Eroberungen dem Lido zuflossen, in der Zufriedenheit eines beschaulichen Herdenglücks zu erhalten, das sich in „Brot und Spielen" genügt. Dem gesellte sich das andere Prinzip, kein Aufkommen einer überragenden Persönlichkeit zu dulden und jeden Versuch, den Hohen Rat des stolzen Bürgeradels unter die Diktatur eines eigenmächtigen Emporkömmlings zu beugen, im Keim zu ersticken. Aber die Unmöglichkeit, auf solchen künstlichen Wegen dem Staatswesen natürliche körperliche Kraft und Selbstsicherheit zu erhalten, zeigte sich ebenso schnell wie einst beim alternden Rom, und dem inneren Verfall gesellte sich der äußere, als die Portugiesen durch die Auffindung des ostindischen Seeweges den Venetianern die Herrschaft über den orientalischen Großhandel entrissen und als Spanien durch die Entdeckung Amerikas alle Mittelmeerstaaten an kaufmännischem Reichtum und an Weltmachtgewinnung überflügelten. Die Signoria hörte das Zügenglöcklein ihrer Herrscherherrlichkeit von ferne läuten, wollte sich aber dem Schicksalsbeschluß nicht beugen und glaubte durch bloße diplomatische Mittel nicht nur die immer bedrohlicher aufbegehrenden Massen im Zaum halten, sondern auch ganz Europa über den Zusammenbruch ihrer Macht täuschen zu können: und es muß anerkannt werden, daß sie auf den abgründigen Pfaden dieser Politik geleistet hat, was irgendwie zu leisten war. Die berühmten „Relazioni Venete", das heißt venetianischen Gesandtschaftsberichte bilden ein noch heute wissenschaftlich wertvolles Kompendium ausführlicher Nachrichten nicht nur über die Zustände an den fremden Höfen, sondern vor allem auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den überseeischen Ländern über ihren Handel, ihre Schiffahrt, ihr Gewerbe, über Schmuggel und Seeräuberei, über Absatzmöglichkeiten, Geldverkehr, Finanzpolitik und dergleichen mehr. Kurz, es tritt ein Diplomat ganz neuer Art auf die politische Bühne, der Gesandte kaufmännischen Stils, der Bailo oder, wie wir heute sagen, der Konsul. Venedig hat ihn geschaffen und verdankt ihm nicht zum wenigsten seinen Machtaufstieg. Nach allen Enden der europäischen und orientalischen Welt, die der damalige Mittelmeerhandel

erreichte, gingen diese venetianischen Unterhändler, um einen Kranz von „Bajulaten" zu schaffen, in denen organisatorisch und technisch sich die Grundformen des modernen Konsulatswesens bereits großzügig vorbildeten. Insofern hat also zweifellos die Diplomatie der venetianischen Schule große, bedeutungsvolle Fortschritte zu verdanken, deren Licht jedoch im Zeichen ständiger Verfinsterung durch einen seine Sonnenbahn kreuzenden Mond stand. Schillers Geisterseher gibt, so phantastisch er anmutet, doch ein überaus charakteristisches Bild der eigenartig geheimnisvollen Lebensatmosphäre, in der die Dogenstadt dahindämmerte: wie Maske, Larve, Mummenschanz nicht nur den bürgerlichen Verkehr, sondern alle Bewegungen des Staatsorganismus verschleierten, wie auf Schritt und Tritt, in jeder Gasse und jedem Winkel, die rätselhafte und finstere Gewalt des „Großen Rats der Zehn" lauerte, die jeden ihr unangenehmen Späher und jeden Gesinnungsverdächtigen durch den Meuchelmord der Schwarzen Hand oder auch in langen Folterqualen zu beseitigen wußte, wie jeder Fremde, der einmal die Reize des Lido kennen gelernt hatte, wie von einer schönen, aber falschen Sirene sich umstrickt fühlte, in deren liebkosender Umarmung nur zu viele den tödlichen Giftbecher tranken. Die Spinne aber, die dieses feine und doch unzerreißbare Netz über die Stadt ausbreitete, war eben die Diplomatenschule der Dogenaristokratie und -plutokratie, die ihre Mitglieder schon von frühester Jugend an im Geist des selbstsüchtigen Nobili-Herrentums erzog, die öffentlich jeder Gewalttat aus dem Wege ging und doch heimlich um des angeblichen Staatswohles willen, das sich begrifflich mit ihrem händlerischen Standesinteresse deckte, vor keiner heimlichen Gewalttat zurückschreckte, die in allen Listen der Verschlagenheit und des Ränkespinnens selbst den römischen Nebenbuhlern weit überlegen und eines in Lug und Trug sich selbst und alle Mitbeteiligten verstrickenden politischen Schachspiels anerkannter Meister war.

Nach dem Verfall der Macht der italienischen Republiken erstand die Blüte der französisch-höfischen Diplomatie. Als sich Katharina von Medici, die Tochter des kleinen, aber in Handelsgeschäften reich gewordenen Herzogs Lorenzo von Urbino mit dem König Heinrich II. von Frankreich vermählt hatte, verstand sie es trefflich, die diplomatischen Künste ihrer Vaterstadt Florenz am Pariser Hof einzubürgern: mit welchem Erfolg, bezeugt deutlich genug das Regierungssystem eines Ludwig XI., der in allen Wassern damaliger diplomatischer Spiegelfechtereien und Kniffligkeiten gewaschen war, und eines Philippe de Commines, der das anrüchige Wesen dieses seines Lehrmeisters wohl durchschaute und doch getreulich seinen Spuren folgte. Mit der Zeit verfeinerte sich dann diese französierte italienische Diplomatie unter den Einflüssen der eigentümlichen Lebensluft der Hauptstadt der Sonnenkönige immer mehr, freilich nur, um durch den Wandlungsprozeß sich womöglich noch mehr zu entsittlichen. Unter Ludwig XIV. zählte die französische Hofhaltung nicht weniger als zehntausend Personen:

das war die Welt der Modeschönheiten, der Schminke und des Puders, des Seidenglanzes und des Fächers, des Rokoko und des Barocks, der geistigen Grazie und der sittlichen Liederlichkeit, in welcher der Diplomat, stolz einherspazierend, sein Rad blähte wie der Pfau im Hühnerhof und doch sehr bald allen seinen Federschmuck verlor, wenn er es nicht verstand, bei den Maitressen und Kammerdienern sich beliebt zu machen. Schlimmer als einen Minister zu beleidigen war es, wie der Philosoph Chamfort klagte, einem Lakaien auf die Zehen zu treten; ein großer Aufwand wurde schmählich für nichtigste Zwecke vertan, und der Völker Schicksal da bestimmt, wo man sich gegen jeden Dunsthauch der misera contribuens plebs luftdicht abschloß.

Erst das Zeitalter der Revolutionen und der demokratischen Freiheitsideale fegte mit Gewitterstursmstärke den Unrat des anspruchsvoll-blöden, steifen und kleinlichen höfischen Etikettenwesens und der hinterhaltigen, gleißnerischen diplomatischen Sophisterei aus, während gleichzeitig die großartige Entwicklung und reiche Ausstrahlung der technischen, wirtschaftlichen und kulturellen schöpferischen Kräfte Europas nach fernsten Erdteilen und die Bildung großer Kolonialreiche auch weltpolitisch die Staatskunst vor die Lösung ganz neuer, ebenso reizvoller wie eigenartiger Probleme stellte. Sachlichkeit und Zweckbestimmtheit verdrängten das Formelle, das Streben einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte nach neuen hochgesteckten Zielen forderte neue Mittel der diplomatischen Praxis und wies diese auf neue steile, gestrüppdurchwachsene Bahnen. Zu neuen Ufern lockte ein langsam aufdämmernder neuer Tag: auf seiner Sonnenhöhe steht die Gestalt des Schmieds des Deutschen Reichs, Bismarcks. In ihm hat die moderne Diplomatie ihren Meister gefunden. Die Engländer haben den Kanzler stets höchlich bewundert, aber ihm, mit ganz wenigen Ausnahmen, niemals innerlich wohlgewollt noch tieferes Verständnis für sein moralisches Wesen gehabt. Selbst in großen britischen Nachschlagewerken finden sich demgemäß summarische und oberflächliche Pharisäerverdikte von der Art, daß „die Politik Bismarcks ebenso zynisch gewesen sei, wie diejenige Machiavellis"; als Beweis dessen wird dann regelmäßig auf die „Reptilpresse", den russischen Rückversicherungsvertrag und ähnliche Dinge hingewiesen. Aber: der Schatten ist nicht der Mann; sieh nach der Sonne! Ist der Vergleich mit dem florentinischen Staatsmann schon insofern lendenlahm, als dieser nichts weniger als ein roher Zyniker war, so beschränkt sich tatsächlich die Ähnlichkeit zwischen ihm und Bismarck darauf, daß beide auf dem Mauergrund eines gesunden Realismus stehen, ohne den nun einmal keine vernünftige und fruchtbare Politik möglich ist, und niemals sich vom Felsboden des eisernen Grundgesetzes aller diplomatischen Arbeit sich entfernten, das Spinoza in der Mahnung formuliert hat, „jedes Ding habe nur soviel Wirklichkeit, als es Macht besitze". Die ethische und kulturmoralische Überlegenheit Bismarcks über den italienischen Vorläufer offenbart

sich vor allem darin, daß er es verstanden hat, gleichsam in den Baum dieses Realismus das Reis des deutschen Idealismus zu pfropfen, so zwar, daß die Triebkraft von Wurzel, Stamm, Geäst nicht gestört und doch eine Ernte veredelter Früchte gesichert wurde: alles das mit den selbstverständlichen Einschränkungen, die sich daraus bedingen, daß gerade im politischen Raum die Dinge des Wirklichen und des Ideellen, die Schwerkräfte des Irdisch-Stofflichen und der geistig-ethischen Vervollkommnungshoffnungen sich am härtesten stoßen. Als Dominante in der Fuge der Politik Bismarcks klingt das Gesetz Sallusts, daß die Staaten nur durch diejenigen Kräfte erhalten werden können, denen sie ihr Entstehen verdanken. Mit anderen Worten: die vornehme Aufgabe gerade der mächtigen, ichbewußten, auf scharfes Schwert und breites Schild sich stützenden Nationen ist es, die Eigenkräfte der anderen minderkräftigen Nationen zu schützen, die den natürlichen und geschichtlichen Quellgrund ihres Wachstums bilden. Deutsche Weltmacht kann nur bestehen kraft der Offenbarung, daß ihre Hoheit den Schwächeren in der Völkerfamilie ein starker Schutz und ein Pfand des Aufstiegs zu den Höhen eigener Machtvervollkommnung ist: zur Freiheit der Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Schöpferkraft, gegen den Druck solcher Herren und falschen Volksbeglücker, welche die ganze Menschheit in die Generalschablone eines vorgefaßten demokratischen, sozialistischen, liberalistischen oder sonstigen Kulturdogmas hineinpressen möchten. Der Beruf Deutschlands aber, allenthalben der Schutzherr freiheitlicher Selbstbestimmungsrechte zu sein, bedingt naturgemäß starke Selbstbeschränkung in der Anwendung der verfügbaren Machtmittel; wie getreu der Kanzler solchem Gebot gemäß gehandelt hat, dessen ist ein glänzendes Zeugnis sein bekannter Konflikt mit dem kaiserlichen Herrn nach Königgrätz, als er die äußerste Maßhaltung in den Siegesforderungen gegen Österreich durchzudrücken seinen ganzen persönlichen Kredit aufs Spiel setzte. Im gleichen Sinn verurteilte Bismarck den Vorbeugungskrieg als ein unsittliches Vorgehen auf jeden Fall und erklärte: Nichts widerspreche den vernünftigen Bedingungen und Zielen deutscher Reichsmachterhöhung so sehr, als wenn sich die auswärtige Politik aus dem bloßen Bedürfnis, überall dabei zu sein oder um innerer Schwierigkeiten Herr zu werden, auf mehr oder minder gewagte abenteuerliche Unternehmungen einlassen wollte, die in den realen Daseinsgründen des neubegründeten Staatswesens keine ausreichende Stütze fänden, sondern mehr dem Triebquell entsprängen, der Eitelkeit der Nation oder der Herrschsucht der Regierenden zu schmeicheln: ein solches Wirtschaften auf Prestige hin sei nicht deutsche, sondern französische Art. Auf der anderen Seite freilich war er sich wohl bewußt, daß Moralisten stets nicht nur die unglücklichsten, sondern auch die gefährlichsten Politiker sind, weil es in der Staatskunst ganz ähnlich geht wie nach Madame Riccobini in der Liebe: Güte erzeugt Undankbarkeit, Vertrauensseligkeit Verrat, Zartheit Tyrannei. Das tragische Los, immer durch schwere

Kontraste sich hindurchringen zu müssen, wo das Licht mit tiefster Finsternis kämpft, wo die Not die Entschlüsse erzwingt, wo zum Vaterlandsverräter gestempelt wird, wer nicht die Gelegenheiten beim Schopfe ergreift, wie sie kommen, und Verachtung und Hohn dem Besten im Nacken sitzt, der nicht den Erfolg auf seiner Seite hat, bleibt keinem großen Diplomaten erspart. Die tiefinnerlichen Gegensätze des politischen Seins und Handelns sind eben letzten Endes nichts anderes als Exponenten des ewigen Widerspiels der materiellen und der moralischen Welt und müssen folglich im Temperament, in der natürlichen Verfassung und im seelischen Wesen des Menschen, der nicht nur fragend und philosophierend am Strom der Zeit sitzt, sondern tatkräftig gegen seinen Wellen- und Wogenschlag ankämpft, sich auswirken. Die neuen Pfade, auf die Bismarck die Diplomatie vorwärts wies, sollten so keine glatt gepflasterte Laufbahn zu Vollkommenheitszielen sein, sondern waren Ansätze zu einer Problemlösung, die, sich klug in den Grenzen des zunächst Erreichbaren haltend, nur zu deutlich zeigten, wie unendlich verwickelt die Reformfragen und -aufgaben der Zukunft bleiben; nur in einer Richtung war seine Haltung radikal: im Kampf mit dem Unwesen der kleinlichen Geheimniskrämerei, der konventionellen Unehrlichkeit und der Hintertreppentaktik diplomatischer Künste, gegen die er mit der Wahrheit festen und tatsächlich nicht getäuschten Vertrauens auftrumpfte, daß gerade die Offenheit für eine List und so die Finte der Ehrlichkeit wirksamer sein würde, als der Dolchstoß der Unwahrheit. Heute aber . . .? Wie einst vor Troja mag geklagt werden, daß, da Patroklus begraben liegt, Thersites zurückgekehrt ist. Mit des eisernen Kanzlers Tod ging die Steuerung des Schiffes der europäischen Politik an die Dreiverbands-Staatsmänner über, die mit Worten nicht genug alle mögliche Reformideale feiern konnten, in Wirklichkeit aber die Giftsaat der Geheimdiplomatie aus allen Samenarten römischer, venetianischer und französischer Überlieferungen neuerdings sich also auswuchern ließen, daß sie ehrlicherweise ein Selbstbekenntnis ähnlich dem Weheruf Fausts ablegen müßten:

So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Tälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gehaust.

* * *

Es gibt zwei Arten von Staatenbündnissen: solche, die, wie der Zweibund zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, auf dem Granitgrund von enger Rassen-, Sprach- und Kulturgemeinschaft und gleichen politischen Daseinsinteressen und Entwicklungsstrebigkeiten der Vertragschließenden beruhen, und solche, die lediglich zu einem bestimmten Nutzzweck — der bei dem Dreiverband Germaniam esse delendam hieß — zwischen Nationen geschlossen werden, bei denen solche Gleichklänge gar nicht oder nur sehr unvollkommen bestehen. Die Diplomatie, die einen Ring dieser Art aus-

fremdartigen Elementen schmieden will, ist auf künstliche Verkittungsmittel angewiesen, bei deren Auswahl sie nicht wählerisch sein kann; welcher Art sie bei den Entente-Geschäftsmachern waren, darüber belehren die belgischen Archive teils unmittelbar, teils deutlich zwischen den Zeilen lesbar. Um ein klares Bild von dem politischen Panama zu gewinnen, das sie entschleiern, erscheint eine Wanderung zu den drei Hauptburgen der Ententeverschwörung London, Paris, Petersburg geboten.

Wie jeder Beruf, so ist auch die Diplomatie in ihren Wandlungen ein Spiegel der allgemeinen gesellschaftlichen Umschichtungen: das bezeugen die britischen Verhältnisse besonders deutlich. Der englische Adel gilt gemeinhin als der vornehmste altehrwürdigste, angesehenste; er ist in Wirklichkeit seiner Wurzelung, Zusammensetzung, Entwicklung nach ein Zwitterwesen sehr gemischten Blutes und sehr zweifelhafter Grundständigkeit. Einen Schwert- und Landadel deutscher Art, dessen Väter fest auf ihrer Scholle als freie Herren saßen und unter dessen Söhnen sich der Beruf des Heeresdienstes als Überlieferung königlichen Vasallentums forterbte, hat es jenseits des Kanals nur in längst verschollenen Zeiten gegeben. Selbst was heute als ältester Uradel gilt, die Somerset, Norfolk, Cecil, Winchester, Worcester — alle verhältnismäßig jung und in keinem Fall eines über das 15. Jahrhunderts hinausragenden Stammbaums — hat niemals seinen Bodenbesitz selbst bewirtschaftet, sondern stets verpachtet und ein Doppelleben als Grandseigneur teils auf dem Land, teils in der Stadt geführt, wo sich von selbst enge Berührungen mit der Finanz- und Geschäftswelt ergaben und wo die führenden Männer ungeheure Reichtümer als Unternehmer, Industrielle, Bankherren, Bodenspekulanten sammelten. Damit waren schon im Keim die zwei grundlegenden Entwicklungsprinzipien gegeben, die das besondere Merkmal des britischen Adels sind: seine Besitzbeweglichkeit und seine Verschwägerung mit der großkapitalistischen Gentry. Neben der alten königlichen Peerage steht heute die „Beerage" der Bierbrauer, der Lords und Grafen Burton, Brassey, Iveagh, Ardilaun, die „shop barony" der Dudley, Craven, Pomfret, Tankerville, Leigh, Radnor, Carrington, Londonderry, deren Ahnen hinter dem Ladentisch standen und deren Enkel meist noch immer Chefs irgendeines großkaufmännischen Geschäftes sind, die industrielle Nobilität der Armstrong, Belper, Warwick, und, als neuestes Erzeugnis, der Großkapital- und Pressadel der Avebury, Carrington, Rothschild, Northcliffe é tutti quanti.

Das ist der soziale Boden, aus dem die heutige englische Diplomatie emporgewachsen ist. Als ihr „Genius" im üblen Sinn gilt mit Recht König Eduard. Als er starb, hat man ihm offizielle Lobeshymnen gesungen, die sogar bei uns um der damaligen deutsch-britischen Versöhnungsschwärmereien willen ein Echo fanden. Wozu die Wahrheitsmaskierung? Die eigene Mutter hat oft genug, schlimmer Ahnungen voll, ihre Sorgen geklagt, was geschehen würde, wenn der Sohn nach seiner Pariser Schlemmer- und

Spielerlaufbahn den Thron besteige, und ihre Ängste haben sich als nur zu berechtigt erwiesen. Man wechselt den inneren Menschen nicht mit neuem Amt und neuem Kleid, auch wenn es ein Hermelin ist. Von Karl I. vermeldet Frau Historia verhüllten Hauptes, daß er kurzweg auf den Londoner Straßen nach jedem gutgekleideten Menschen mit dem Schwert geschlagen, ihn so „gerittert" und nachher die Adelspatentgebühr von ihm eingezogen habe, um seinen leeren Geldsack aufzufüllen. Eduard VII. handelte in gleichem Sinn, wenn auch in feinerer Form: was er nobilitiert hat, ist gewiß kaum eine Blutaufbesserung des britischen Adels gewesen. Und der Freundschaft, die er sich in solcher Weise schuf, entsprach die Politik, die er betrieb. Sein Einfluß auf diese ist über- und unterschätzt worden. Um die Einzelheiten kümmerte er sich nicht; für die Gesamtrichtung aber war er maßgeblich. Wenn er nach Paris fuhr und dort den unverantwortlichen, aber einflußreichen politischen Geschäftemachern die Hände drückte, mit denen er als Prinz getafelt und an der Spielbank gesessen hatte, dann fühlte er sich unter seinesgleichen und sparte demgemäß nicht mit Auszeichnungen; entschloß er sich nach vielen Jahren zum Höflichkeitsbesuch in Berlin, so waren seine Liebenswürdigkeiten und Freundschaftsversicherungen von jener Art, über die Hamlet spottet: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann einen Kapaunen nicht besser mästen." In ihm verkörperte sich schärfster Ausprägung der englische Händlergeist, der Albions Herrschaft über Woge und Wage durch Deutschland bedroht und daher in diesem den Erbfeind sah. Demgemäß gestaltete sich Wesen und Programm der neuenglischen diplomatischen Schule, deren spiritus rector er war. Ein hochangesehener deutscher Universitätsprofessor, der mit größten persönlichen Zuneigungen für die britische Aristokratie und Gentry nach London kam und mit den führenden Politikern zu verkehren Gelegenheit hatte, meinte nachher, er habe stets das Gefühl gehabt, in einem Kreis von Roßhändlern zu sein. Ein überscharfes, aber charakteristisches und im Kern zutreffendes Urteil. Als 1905 die Burg der Tories vor dem Ansturm der Linken sank, lebte in Campbell-Bannerman und denen, die sich um seine Fahne scharten, noch einmal Altenglands besserer Geist politischer Ritterlichkeit auf: ein Flammenaufflackern vor dem Feuerzusammenbruch. Die wenigen Getreuen, die noch heute leben, ein Lord Loreburn und Lord Weardale (früher Stanhope), wissen davon zu berichten, mit welchen gehässigen und niedrigen Ränken der Premier verfolgt wurde, dessen ehrlicher und mannhafter Gesinnung das Kesseltreiben und Falschspiel der Entente-Hetzgenossenschaft widerstrebte und dessen Tage gezählt waren, auch wenn nicht vorzeitiger Tod den Platz, auf den seine Feinde lauerten, frei gemacht hätte. Sein Nachfolger Asquith war, obwohl selbst Teilnehmer am Minenlegen gegen „C. B.", doch nicht der Schiebende, sondern nur der Geschobene anderer Kräfte, die hinter der politischen Kulisse wirkten und deren Einfluß eben in diesem Dunkel am besten gedieh und gesichert war. Auch Grey hat

stets nur eine ähnliche Figurantenrolle gespielt. Ein Engländer selbst fällte nach seinen Erfahrungen auf der Londoner Botschafterkonferenz das Urteil, Sir Edward eigne immerhin ein anständiger Charakter, wenn ihn auch eine gewisse verbohrte Eitelkeit gelegentlich verführe, sich auf Angelegenheiten einzulassen, von denen auf unbedingte Sauberkeit haltende Hände besser wegblieben; seine Entschuldigung sei aber immer, daß er aus sich selbst heraus nichts zu übersehen und durchzudenken vermöge. Gerade darin habe für die politischen Schleicher die Versuchung gelegen, just ihn zum Werkzeug sich zu erwählen, und allein diesem Umstand verdanke er seine heutige Stellung und Rolle, die bekanntlich eigentlich Lord Curzon habe zufallen sollen. Tatsächlich hatte vor allem der gerissene und erfahrene Nicholson, der Häuptling unter den permanent secretaries, den Neuling Grey von Anfang an in der Tasche; nicht minder bedeutsam war die Rolle, die der ebenso geriebene Gesandte in Paris Sir Francis Bertie gespielt hat, der in Gemeinschaft mit den Brüdern Cambon vortrefflich das Hetz- und Verleumdungsräderwerk der Harmsworthpresse mit ihren Stromleitungen nach allen politischen Zentren der Welt zu schmieren verstand. Freilich ist schließlich mit alledem noch keine klare Antwort auf die Frage nach den letzten untergründigen Triebkräften des verhängnisvollen Umschwungs der britischen Politik in der Eduardschen Zeit und der nachfolgenden Periode der liberalen Regierung gegeben. Diese pflegt als ihren größten Erfolg den Triumph über die Macht des Oberhauses anzupreisen; in Wirklichkeit handelt es sich um einen Pyrrhussieg ganz ähnlicher Art, wie ihn die amerikanische Regierung mit ihren Antitrustgesetzen jahraus jahrein über die „Mammonarchie" erringt. Der monarchische Gedanke ist in England völlig verblaßt, der Hochadel in seiner Verehelichung mit der großkapitalistischen Gentry seinem geschichtlichen Beruf entfremdet und der Vertreter der Geldsackinteressen geworden. Einer Plutokratie dieser Art kann es aber ziemlich gleichgültig sein, welches formelle Stimmrecht sie genießt: die tatsächliche Macht ruht und bleibt in ihren Händen, genau so wie im Sternenbannerreich Präsidenten, Partei-, Kongreß- und Senatsmehrheiten wechseln, die Verfügungsgewalt von Wallstreet aber stets dieselbe bleibt. Eben die Doppeldeutigkeit dieser Verhältnisse aber ist darauf angelegt, die diplomatische Mittelmäßigkeit mit jenem l'air d'un géant dans un entresol, von dem Talleyrand witzig gesprochen, auf den Sockel der Weltberühmtheit zu erheben und das weltpolitische Steuer Männern in die Hand zu drücken, die es nicht selbstgewählten Kurses in festem Griff halten, sondern es nach dem Druck einer geheimnisvollen und doch dem aufmerksamen Beobachter deutlich fühlbaren magnetischen Kraft hin- und herstellen. Und diese Abhängigkeit ist um so größer, als aus dem angeblichen parlamentarischen Regierungssystem mehr und mehr eine Diktatur der professionellen Parteihäuptlinge geworden ist, welche die Politik als Selbstzweck und Geschäftssache betreiben, die aber, je selbstherrlicher sie sich über die gewählte Volksver-

tretung erheben, desto mehr ihre Segel nach dem Wind der Leidenschaften der Volksmassen ausrichten müssen. Deren Leitung aber liegt wiederum in den Händen einer kommerzialisierten und vertrusteten Presse, die einerseits den Volksstimmungen um so gewissenloser schmeichelt, je eifriger sie aus deren Kelchen geschäftlichen Honig saugt, und deren Häuptlinge andrerseits nichts sind als Organe der allem übergeordneten Großkapitalmacht. So schließt sich der eigentümliche fehlerhafte Kreislauf, und so gesehen erscheint letzten Endes der Niedergang der Diplomatie nur als eine zwangsläufige Folge der Entartung der modernen Demokratien überhaupt, die, den breiten Massen sich in die Arme werfend, die Quantität der Staatsgewalt auf Kosten der Qualität vermehrt haben, statt sich auf die Schultern der politisch, geistig und sittlich gehobenen Auslese zu stellen und im Bund mit ihr auch im internationalen Verkehr deren vornehme und veredelnde Kräfte und Entwicklungsstrebigkeiten zur Geltung zu bringen. Jedes Extrem bringt erfahrungsgemäß und naturgesetzlich ein anderes hervor, das dessen Verneinung und Vernichter ist; so kann es nicht wundernehmen, daß als Nackenreiter auf den Rücken der Schein-Volksherrschaft sich eine modern frisierte, in Wirklichkeit reaktionäre Diplomatie geschwungen hat, die durchaus den Geist mittelalterlicher Kabinettsgeheimkünste atmet.

Die Pariser Verhältnisse sind ein getreues Ebenbild der Londoner Zustände nur mit anderer Untermalung und Stilisierung. Die Monopolbildung der französischen Hochfinanz in wenigen Großbanken ist bekanntlich außerordentlich weit vorgeschritten; das vierblätterige Kleeblatt Crédit Lyonnais, Crédit Foncier, Crédit industriel et commercial und Comptoir d'Escompte halten mit ihrem über das ganze Land ausgebreiteten Netz von Zweiganstalten die kapitalistische Allgewalt fest in ihren Händen und bilden mitsamt der Bank von Frankreich den Ring der banques d'affaires, die den charakteristischen Namen sehr zu Recht nicht nur wegen der unbedingten Abhängigkeit des gesamten Geld- und Kreditmarktes von ihnen, sondern auch wegen der Bedeutung ihres verschwiegenen, jedoch sehr wirksamen Eingreifens in alle politischen Verhältnisse bekommen haben. Ein Finanzminister, der dieser Hochfinanz nicht genehm ist, wird in kürzester Zeit von der Kabinettstribüne verschwinden; die Ernennung des Kriegs- und Marineministers wird von dem berüchtigten Comité Mescuraud, einem Ausschuß der mit dem Großkapital engstens verbündeten Häuptlinge der schweren Industrie, die über die Materiallieferungen für Heer und Marine zu verfügen haben, unverantwortlich unterzeichnet. Daß letzten Endes auch der Ministerpräsident mit seinem ganzen Kabinettsstab von den Gnaden der Plutokratie abhängig ist und seine Macht nicht behaupten kann, wenn er wider deren Stachel löckt, davon hat in jüngster Zeit beredtes Zeugnis der tragische Ausgang des Kampfes zwischen Poincaré und Caillaux abgelegt, der schon im Ministerium Waldeck-Rousseau mit der freimaurerisch-jüdisch-großkapitalistischen Brandmarke und dem kirchenfeindlichen Programm sich

als unsicherer Kantonist erwiesen hatte, der sich dann in den Tagen von Agadir gegen die Kriegshetzer anstemmte, darauf sogar den kühnen Plan einer durchgreifenden Finanzreform betrieb und so der tötlich gehaßte Gegner der Wühlergruppe Delcassé, Briand, Calmette, Hébrard und der um dieses Gestirn kreisenden Entente-Planeten Bertie und Iswolski wurde. Dazu kommen zwei weitere wichtige Einflußsphären der „Bankokratie". Sie beherrscht einerseits vollkommen die Pariser Presse und zwar nicht etwa nur die führenden bürgerlichen Blätter wie den Temps, dessen Leiter (Hébrard) an Einfluß kaum einem Minister nachstand, sondern auch die Sprachrohre der Linken bis hinab zu einer Humanité, die selbst unter Jaurés Leitung die offiziellen Finanzbulletins, das heißt die für deren Abdruck unter dem Namen von Honoraren gezahlten Schmiergelder bereitwillig annahm. Sie spielt andrerseits bekanntlich mit der Londoner Hochfinanz unter einer Decke, und aus dieser Verbündung erklärt sich mittelbar wiederum die merkwürdige Erscheinung, daß die britische und die russische Gesandschaft an der Seine die äußere Politik oft mehr kommandierten als der französische Minister des Auswärtigen selbst.

So weit indessen der Arm dieser Oligarchie des Geldsacks reicht, so sah sie doch in den letzten Jahren die Stützen ihrer Macht immer mehr schwanken. Man erinnere sich der Lage im Jahr 1913. Die Hauptackerfelder für Saat und Ernte des französischen Sparkapitals sind Südamerika und Rußland. Damals brach in der lateinischen Neuen Welt die schwere wirtschaftliche Krise aus, die dem französischen Rentnervolk ungezählte Millionen an Kursverlusten kostete, in ihm schärfste Erbitterung gegen die betrügerische Leitung der Hochfinanz aufflammen ließ und zugleich Mißtrauen gegen die Werte des russischen Milliarden-Pumpgeschäfts erweckte. Aber die Diplomaten der banques d'affaires wußten geschickt den Zorn der Massen nach anderer Seite, auf den beliebten Prügelknaben Deutschland abzulenken. In grellen Farben wurde der Grande Nation das Schreckgespenst der „teutonischen wirtschaftlichen Invasion" vor Augen gestellt: wie das unersättliche Deutschland Frankreich immer mehr aus dessen eigenen und angestammten Handels- und Gewerbegebieten verdränge, und wie gegen diese Gefahr es nur ein durchschlagendes Abwehrmittel gäbe, das der Republick wieder ihre alte westeuropäische Herrenmachtstellung zu sichern vermöge: die Wiedereroberung des linken Rheinufers. Aus alledem geht deutlich hervor, wie die Revancheidee im Grunde nur der durch künstliche Mittel erzeugte Qualm und Rauch des Kriegshetzfeuers war, dessen Glutkern eine ganz andere Hitzquelle hatte. Die herrschende Hochfinanz brauchte, genau wie früher die Bourbonen und die Napoleoniden, den Krieg, um ihren bedrohten Thron zu stützen; gemeinsam mit London sollte das capture of German trade nicht nur zur See, sondern auch zu Land, an der Rheingrenze vollzogen, durch den Triumphzug der Dampfwalze zarischer Macht der Kurs der russischen Anleihen aufwärts getrieben und so der großkapi-

talistische Herrensitz höher denn je aufgerichtet werden. Kurz, man sieht, wie die Londoner politische Antenne von Natur in Paris einen Detektor von gleichem elektrischen Schwingungskreis zum Ansprechen bringen mußte. Delcassé, beheimatet in Ariège, wo der levissimus quisque Gallorum zu Hause ist, eine Kopie des dritten Napoleon auf bürgerlich-demokratischer Lichtplatte und ein Gegenstück Greys: offener als dieser, aber auch draufgängerischer, ein Einpeitscher der ganzen Nation, der an alle politischen Strohdächer die Brandfackeln seines maßlosen Ehrgeizes und seines verrannten Patriotismus legte und mit jeder Fiber seiner südfranzösischen Leidenschaftlichkeit triumphierte, wenn er den Erfolg sah: L'Europe va rentrer en mouvement! Der Adel, in England ein Rittertum in Woll- und Geldsacklagern geworden, in Frankreich vom demokratischen Radikalismus gänzlich aus dem Sattel gehoben, hier wie dort die verantwortliche Regierung großkapitalistisch säkularisiert und die diplomatische Technik nach altvenetianischem Stil in den Dienst einer Dogen-Handelsmacht gestellt, die eine politische Moral kaum noch kennt oder höchstens im Sinn des eigentümlichen britischen Ehrenmannes, Generals und Spions Sir Robert Baden-Powell, nach dessen Selbstbekenntnis in seinem „My adventures as spy“ [1]) alles Unsittliche, eingeschlossen die Organisation von Revolutionen, die Anstiftung von Krieg und Blutbädern, sittlich wird, wenn dem eigenen Land damit genützt ist und — das Geschäft gute Spesen abwirft.

Der Petersburger Hof endlich spiegelt scharf die Tatsache wieder, wie in der modernen Geheimdiplomatie auch das alte Übel der Ränkepolitik in Weiberröcken wiederauflebte. Greys und Delcasseés Kulissenschieberrolle lag an der Sängerbrücke in den Händen einer Frau, der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna. Ihr Palais war gleichsam der Vorschubbahnhof, auf dessen verschlungenen Geleisen die politischen Züge der „Sphären“ rangiert und reisefertig gemacht wurden, um dann von der Amtsstation aus mit vorbestimmtem Kurs abgelassen zu werden. Als Schwester der Prinzessin Alexandra, der Gemahlin des britischen Königs, war sie es vorab, die durch weiblich feines und schlaues Spiel die tiefen Gegensätze zwischen Petersburg und London künstlich zu überbrücken und die Erbfeinde auf dem asiatischen Kampfplatz im gemeinschaftlichen Haß gegen Deutschland zusammenzuführen verstand. Als alte Konfidentin der allslawischen Hetzpartei und der hinter dieser stehenden höfischen Kamarilla hielt sie einen politischen Salon, in dem sich alles, Rat holend und hinterhältige Pläne schmiedend, versammelte, was in Paris, Belgrad, Cettinje und an anderen Balkanhöfen die Pulverminen legte, die heute in so furchtbarer Weltkriegskatastrophe aufgeflogen sind. Mit welch lichtscheuen Mitteln hier gearbeitet wurde, kann nichts besser kennzeichnen, als der berüchtigte Fall des Beichtvaters und „sibirischen Starez“ Rasputin: zugleich ein neues Zeugnis der alten

[1]) London 1915.

Wahrheit, daß es kaum ein verwickelteres und undurchsichtigeres politisches Spinnennetz gibt als den russischen Hof, in dem der Zar wie der erste Gefangene sitzt, umkreist von einer Schar dem Schein nach dienstbarer, in Wirklichkeit ihn gängelnder feudaler, militärischer und bureaukratischer Höflinge, Streber, Tschinowniks und umschwärmt von allen möglichen aus dunklen Tiefen emporsteigenden planetarischen Trabanten, die periodisch in seine Sonnennähe lichtverdunkelnd sich drängen und ebenso schnell und schleierhaft in die Eklipse hinabtauchen. Daß eine Maria Feodorowna in diesen höfischen Nebeln und Dünsten eine führende Rolle spielen konnte, erscheint natürlich genug: an Eitelkeit und Herrscherlaune gab sie einer Katharina II. nichts nach, an die Stelle des realistischen Denkens der großen Vorläuferin aber setzte sie echt weibliche Schwarmgeisterei für die hohlen, halb legitimistischen, halb nationalistischen Schlagworte der allslawischen Phraseologie. Nicht minder klar ist es, daß hier für die Staaten der politischen Ränkeschmiede an der Themse und Seine ein denkbar günstiger Fruchtboden gegeben war, der denn auch fleißig und sorgfältig bestellt wurde: in welch' vielseitigen Formen, möge noch ein besonders charakteristisches Beispiel zeigen. Nach dem Tod des gefeierten Herausgebers Suworin wurde die Nowoje Wremja, die ihrem fortschrittlichen Namen „Neue Zeit" so wenig Ehre macht, in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Anteile allmählich zum größten Teil Lombardstreet aufkaufte, von wo aus sie in den Besitz der Harmsworthgenossenschaft übergingen. Hatte das Blatt schon nach dem Berliner Kongreß tapfer in das Horn der Deutschlandhetzer geblasen, so ging es nach der Verschwisterung des Rubels mit den Pfundnoten gänzlich in der allslawischen Marktschreierei, Juden- und Deutschenhetze und später in der Entente-Verherrlichung auf und — machte glänzendste Geschäfte. Die Anzeigeneinnahmen schwollen in die Millionen, der berühmte Menschikoff, der aus einem überzeugten Liberalen ein noch starkgläubigerer Konservativer geworden war, bekam für seine „Kilometerartikel" fürstliche Zeilenhonorare; zugleich verengten sich die Beziehungen des Multimillionär-Unternehmens zu den höfischen Kreisen immer mehr, wie es eine ganze Kette von Bestechungsprozessen nachgewiesen hat, und verdichteten sich die Bindungen gemeinschaftlicher geschäftlicher und politischer Reklame mit Paris und London: das ist moderne Art brüderlichen Zusammenwirkens der internationalen Pressediplomatie als siebter Großmacht mit der amtlichen Diplomatie in gemeinsamer Geheimagentur und in gemeinschaftlichem Händewaschen.

* * *

Zur vielberedeten Reform des diplomatischen Dienstes wird sicherlich nach dem Austoben des Weltkriegsturms noch eifriger als vordem ein Berg von allen möglichen Vorschlägen und Programmen aufgehäuft werden. Deren Masse zu vermehren, ist nicht Aufgabe dieser rückblickenden Zeilen.

Nur soviel sei bemerkt. Wenn der deutsche Diplomat sich oftmals von den Entente-Drahtziehern hat hinters Licht führen lassen, so ist die Ursache dessen weder die angebliche Unfähigkeit unserer politischen Geschäftsträger, deren Tüchtigkeit das Ausland allgemein anerkennt, noch der „unverbesserlich deutsche Idealismus", sondern die deutsche Grundanständigkeit, Ehrlichkeit, Rechtlichkeit der Gesinnung, die nicht Betrug und Spitzbüberei vermutet, wo Wohlanständigkeit der Formen das Gegenteil erwarten läßt, noch mit gleichen vergifteten Waffen zu kämpfen über sich bringt. Nur zu oft freilich ist dabei verkannt worden, was schon Eduard von Hartmann scharf durchschaut und klargestellt hat, daß es eine Moral der Staatsindividuen so wenig gibt wie folgerichtig für das Völkerrecht das Fundament eines kategorisch verpflichtenden Sittenimperativs nicht zu finden ist, und daß daher leider innerhalb des Verkehrs der Nationen, auch der äußerlich höchstgesitteten, mit jeder Hinterlist und Tücke in jedem Augenblick und auf jedem Schleichpfad gerechnet werden muß: eine Norm, deren Gültigkeit die bitteren Bündniserfahrungen jüngster Zeit scharf genug neuerdings erwiesen haben. In der Politik gibt es keine absoluten Werte, vorab keine moralischen; alles ist auf Zweck und Nutzen gerichtet und bestimmt, alle Ziele schwanken von heute auf morgen und müssen auf allen möglichen Umwegen und mit Ausnützung aller menschlichen Schwächen zu erreichen gesucht werden. Das Gute ist stets der Ruf zu einem Überweltlichen, Politik aber der Kampf mit dem Weltlichen. Mittelalterliche Theoretik suchte sie auf abstrakten Moralideen zu begründen, ohne ihr irgendwie den unsittlichen Charakter nehmen zu können. Machiavell erhob sie zur selbständigen, aus den Realitäten der Geschichte abgeleiteten Wissenschaft und trennte die Staatslehre nicht nur von der Religion, sondern auch von der Sittenlehre. Deutsche Philosophie hat auch diesen Standpunkt überwunden und gezeigt, wie der Staat niemals als losgelöstes Rechtsgebilde für sich betrachtet werden kann, sondern als Träger der allgemeinen menschlichen Sittlichkeit begriffen werden muß, die wiederum in den letzten Prinzipien und Anwendungen die Nation als Spiegel einer höheren Weltordnung mit Durchblicken zu den höchsten Problemen der Vergöttlichung menschlichen Seins erscheinen läßt. So schimmert im verworfenen Gestein ein Goldblick und ferner Wink zur Lösung der Schicksalsfrage der Moralisierung von Politik und Staatskunst auf. Aber: „Lang ist die Fahrt und die Wege sind weit", und der Rückblick auf die bisherige Wanderung zu solchen Zielen hin dünkt letzten Endes nur eine fortlaufende Bestätigung der bitteren Wahrheit zu sein, daß die Menschen auf wenigen Pfaden so folgerichtig vorwärtsschreiten als — auf den falschen.

Berichte und Notizen.

Zur Erhaltung des Burgfriedens hat der Vorstand des Deutschen Landwirtschaftsrats an den Reichskanzler die dringende Bitte gerichtet, den irreführenden Darstellungen in Zeitungen und Eingaben an die Behörden über eine angebliche Wucherpolitik der Landwirtschaft nicht nur durch eine gerechte Zensur, sondern auch durch die erforderlichen amtlichen Aufklärungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. In der Begründung heißt es unter anderem: Von den landwirtschaftlichen Vertretern ist mit allem Nachdruck wiederholt die Festsetzung von Höchstpreisen schon zu einer Zeit verlangt, als man so einschneidende Maßnahmen, denen aus Handelskreisen lebhaft widersprochen wurde, bei der Regierung noch für entbehrlich hielt. Nur zweierlei wurde dabei allerdings immer zur Voraussetzung gemacht: Einmal die Sicherheit dafür, daß diese Höchstpreise auch den Verbrauchern wirklich zugute kommen, — d. h. daß nicht, nachdem der Landwirt sich mit einem mäßigen Höchstpreise abgefunden, nachträglich auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher ungebührliche Kriegsgewinne gemacht und Verteuerungen verursacht werden dürften; daher die Forderung von Höchstpreisen im Groß- und Kleinhandel, auch für Mehl, Brot und für die übrigen wichtigen Lebensmittel. Die zweite Voraussetzung war, daß auch eine ungebührliche Verteuerung der landwirtschaftlichen Produktionsmittel (Kunstdünger, Futtermittel, Brennmaterial usw.) verhütet und Eingriffe in die landwirtschaftliche Produktion vermieden werden, welche die regelrechte Fortführung der Betriebe und damit unsere gesicherte Volksernährung in einem späteren Zeitpunkt des Krieges in Frage stellen könnten. Wie wenig diese beiden Voraussetzungen im ersten Kriegsjahr erfüllt worden sind, ist bekannt. Dennoch hat die deutsche Landwirtschaft auch für das zweite Kriegsjahr nicht nur die gleichen, sondern noch viel weiter als im ersten Jahre gehende Beschränkungen ihrer Verkehrs- und Verfügungsfreiheit über ihre Erzeugnisse auf sich genommen und wird sie in vaterländischer Opferwilligkeit auch weiter auf sich nehmen, obgleich damit vielfach die äußerste Grenze ihrer Trag- und Leistungsfähigkeit wohl manchmal schon überschritten worden ist. Auch die Bekämpfung ungebührlich hoher Lebensmittelpreise durch angemessene Höchstpreise hat noch in neuester Zeit die vollste Unterstützung der Landwirtschaft gefunden. Wogegen sich ihre berufenen Vertretungen indessen auf das allerentschiedenste verwahren müssen, ist, daß trotz aller dieser Opfer, welche unsere Landwirtschaft auf sich genommen hat, neuerdings ein Teil unserer Presse über sich gewinnt, der deutschen Landwirtschaft „Lebensmittelwucher" vorzuwerfen. — Damit — d. h. mit einer so unwahren und ungerechten Beschuldigung — würde das Maß des Erträglichen überschritten werden. Es würde den berufenen landwirtschaftlichen Vertretungen vollkommen unmöglich gemacht werden, weiter einer tiefen und sehr bedrohlichen Mißstimmung und Erregung auf dem Lande zu begegnen, wie sie leider schon jetzt weite Kreise — namentlich unserer bäuerlichen Bevölkerung — ergriffen hat. Der parteipolitische Burgfriede, den wir doch auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu erhalten das dringendste Interesse haben, würde durch nichts stärker als durch die Fortsetzung derartiger Angriffe gegen unsere Landwirtschaft gefährdet werden.

Ein merkwürdiger Aufruf gegen Deutschland. Wie der Pariser „Figaro" mitteilt, richtete das „Consistoire central" (das ist das Zentralbüro der Alliance israélite) folgenden Aufruf an die Israeliten der neutralen Länder: „Wir Israeliten, die wir seit Jahrhunderten Opfer der Ungerechtigkeit und der Rechtsbeugung gewesen sind, wir sind mehr als alle anderen befugt, im Namen der ewigen, durch die Propheten verkündigten Gesetze die unserem Lande angetane Gewalt zu verdammen. Der gegenwärtige Krieg wurde dem friedlichen Frankreich aufgedrängt. Treu seinem Ideal des Friedens und der demokratischen Arbeit, hat es die Drohungen und Herausforderungen eines unversöhnlichen Feindes, der es aus der Reihe der Großmächte ausmerzen wollte, schweigend hingenommen.

Roh überfallen, kämpft es jetzt um seine Existenz, seine Freiheit und um die Freiheit aller Völker, die an seiner Seite kämpfen. Juden der neutralen Länder, könnt ihr ohne Schmerz und Angst zusehen, wie ein Land geschädigt wird, dessen Wohltaten euch zuteil werden? Ihr wißt: das Frankreich des 18. Jahrhunderts hat die Schranken gebrochen, die man in Jahrhunderten der Bedrückung gegen die Juden aufgerichtet hatte! Dem Befehl Frankreichs folgend, bestrahlt von seinem Genie, haben die anderen Völker nach und nach den Israeliten die Menschen- und Bürgerrechte zugebilligt. Die internationalen Gebräuche verbieten euch, an der Verteidigung Frankreichs teilzunehmen. Aber die Dankbarkeit, die ihr Frankreich schuldet, legt euch die Pflicht auf, die Wahrheit über den Ursprung und den Charakter dieses schrecklichen Krieges verbreiten zu helfen, gegen die Lügen und den Völkerrechtsbruch eines Gegners zu protestieren, für den Gewalt vor Recht geht. Erinnert euch, was das Jahr 1870 dem Judentum gekostet hat! Statt der Lehren der Emanzipation und Brüderlichkeit, welche die französische Revolution gebar, hat das siegreiche Deutschland eine Lehre des Hasses und der Brutalität aufgestellt. Auf den deutschen Universitäten predigt man eine Rassen-Theorie, die auf den Antisemitismus hinausläuft: der Deutsche, der der einzige Arier zu sein behauptet, will mit aller Gewalt die Reinheit seines Blutes bewahren. Der Jude erscheint ihm ein Eindringling, den man um jeden Preis vertreiben muß. Von seiner Geburtsstätte aus hat sich der Antisemitismus über die ganze Welt verbreitet. Im Westen hat er nichts ausgerichtet. Im Osten hat er anfänglich sich einnisten können, aber schon künden hoffnungsvolle Symptome neue Zeiten an. Der Sieg der mit Rußland verbündeten Westmächte wird die Befreiung der russischen Juden zur Folge haben. Die französische Revolution hat die Juden des Westens befreit. Der Sieg der Alliierten wird die übrigen Juden Europas befreien. Es wäre eine Narrheit, wenn die Juden ihre Befreiung von dem (glücklicherweise unmöglichen) Sieg der vereinigten Mächte des Pan-Germanismus, Antisemitismus und Militarismus erwarten würden. Söhne des alten Juda, wir erhoffen mit Zuversicht den Triumph der Gerechtigkeit!" — Die Schlesische Ztg. Nr. 705, welcher der „Hammer" diese Nachricht entnimmt, kennzeichnet diesen Aufruf mit einigen recht abfälligen Worten und fügt hinzu, „daß der Figaro-Redaktör Joseph Reinach, der unter dem Decknamen Polybe schreibende widerliche Deutschenhetzer, der Präsident der über die ganze Welt verbreiteten »Alliance israélite« ist."

Das Kernvolk des türkischen Heeres. Zu den vielen Rechenfehlern, die sich die Herren Engländer vor und im Weltkriege geleistet haben, gehört auch die völlige Unterschätzung des türkischen Heeres, das sich in den schweren Kämpfen auf Gallipoli seinen französischen und englischen Gegnern durchaus gewachsen gezeigt hat. So mannigfaltig die türkische Wehrkraft auch zusammengesetzt ist, so ist es doch vor allem ein Volk, das ihren eigentlichen Kern bildet heute, wie schon seit Jahrhunderten. Das sind die Bewohner Kleinasiens, die Anatolier, die sich selbst als „Osmanli" bezeichnen; und es verlohnt sich angesichts der gegenwärtigen Ereignisse wohl, Art und Schicksal dieses Kernvolkes des türkischen Heeres näher ins Auge zu fassen. Einer der besten Kenner des türkischen Reiches, Ewald Banse, gibt in seinem gediegenen und fesselnden Werke über die Türken, das der Verlag von George Westermann in Braunschweig demnächst veröffentlichen wird, eine lebensvolle Schilderung der kleinasiatischen Osmanli. Nach Banse bildet den Grundstock der Bevölkerung noch heute jene alte, große Rasse Vorderasiens, die sich für uns in dem kulturreichen, glänzenden Volke der Hetiter verkörpert. Noch heute begegnen einem im Leben massenhaft die hoch kurzköpfigen Schädel und langen Nasen der Steinbilder von Bogasköi, die leicht zurücktretende Stirn, die massiven, jetzt unter gebräunter Haut verborgenen Backenknochen, und nur der Hetiterzopf ist geschwunden. Diese Nachkommen der Hetiter sind später türkisiert und mannigfach gemischt worden und sie bilden heute jene Osmanli, die annähernd zwei Drittel der höchstens 9 Millionen Köpfe umfassenden Bevölkerung Kleinasiens ausmachen. Diese Osmanli oder Türken kennen mit Ausnahme der dünnen Bildungsschicht der Effendis selten eine andere Sprache als Türkisch. Sie sind

schweigsamer als der weinselige Grieche, schwerfälliger als der behende Armenier, ernster als der Levantiner; es zieht etwas wie eine Ahnung von Sterben durch das verdüsterte Gemüt dieses Volkes, welches seit einem halben Jahrtausend die Kriegslasten des Reiches trug. Nüchterne Leute; Realisten noch mehr als viele andere Orientalen, im Mangel an Phantasie der gerade Gegensatz der Perser, selbst von der grimmigen Poesie der Geldgier weniger angekränkelt. Während Handel und Schiffahrt vorzugsweise in griechischer und armenischer Hand liegen, rührt sich der Osmanli als Bauer und Handwerker, als Kleinhöker und Karawanenknecht, als Soldat und Beamter. In keinem anderen Lande und Volke der Türkei findet man willigeren Untertanenverstand und Wehrpflichtbewußtsein, als in Anatolien. Ein Zug von saftigem Biedersinne geht durch diese Menschen, der an Dürersche Holzschnitte erinnert, gesteift und gebrochen allerdings durch nationalen Hochmut, den nur die geschichtliche Überlieferung eines rückwärts schauenden Volkes erklärlich und manchmal sogar liebenswürdig macht. Sie sind sorglos, wie alle Morgenländer, und doch in meist leidlichen Verhältnissen, da der natürliche Reichtum des Bodens seine Bewohner nicht im Stich läßt, mögen sie auch nur schlecht des anvertrauten Pfundes wuchern. Ein Volk, das, gemessen an der Zahl und Bedeutung vergangener Zeiten, im Rückgang ist und auf Verstärkung und Blutauffrischung durch Zuwanderung angewiesen bleibt. Als Hauptmasse der Bevölkerung des Landes sorglos bequem, träger und indolenter geblieben, haben sich die Osmanli von den ihnen meist verwandten Griechen und Armeniern überflügeln lassen. In der Seele des türkischen Volkes klingt nur das Rasseln der Waffen, das Hämmern der Werkzeuge und der dumpfe Ton der Scholle; und darunter sind alle Erinnerungen an die Musik der Musen, der geistigen Arbeit und des freien Fortschrittes verstummt. Dazu ist der Einfluß des türkischen Beamtentums nicht ohne Abfärbung auf die Masse geblieben, ja der Eintritt in jene allmächtige Kaste ward zum Ideal des Volkes. Dieses Volk stemmt sich gegen den Geist der neuen Zeit und vergißt in solch fruchtlosem Verharren, daß es unterdessen von den anderen Nationalitäten immer weiter zurückgelassen wird. Es ist vom Teufel der Tradition besessen und sonnt sich selbstsicher in deren Glanz, derweilen die Welt mit Riesenschritten vorwärts eilt. Naiver Biedersinn, beschränkter Untertanenverstand und demütige Opferwilligkeit für das Sultanat bis zum Tode: das ist Anatolien, das ist das Kernvolk der Türkei, die mit ihm steht und fällt. (Deutsche Tageszig.)

Brasilien und der Krieg. Was in Nord-Amerika die Baumwolle, das bewirkt in Süd-Amerika der Kaffee, dieses Haupterzeugnis der Vereinigten Staaten von Brasilien. Die Unterbindung auch des neutralen Handels durch England schädigt die brasilianischen Kaffeepflanzer nicht weniger wie die Baumwollpflanzer der nordamerikanischen Südstaaten und so ist es nur selbstverständlich, daß sie nachgerade allesamt aus der englischen Hypnose erwachen. Während Brasilien nach dem gewiß unverfänglichen Zeugnisse der Pariser Presse sogar das einzige Land ist, in welchem sich alsbald nach Ausbruch des Krieges eine „Liga pelos Alliados", ein Bund der Dreiverbandsfreunde gebildet hatte, steht diesem seit kurzem eine „Liga brazileira pró Allemanha" gegenüber. Sie hat ihren Sitz in der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro. An der Spitze steht Honorar-Kapitän des Heeres Deocleciano Martyr, den Ausschuß bilden Schiffsleutnant José Luiz Pontes, Polizeimajor João Goston, Oberst der Nationalgarde Alvaro J. Brazil, Advokat Dr. Hildebrando Jorge, Regierungsbeamter Pimentel da Silva und der Kaufmann Antonia Mendes de Carvalho — mit Ausnahme des einzigen Dr. Hildebrand Jorge lauter Lusobrasilianer portugiesischer Abstammung, keine Kolonisten aus den bedeutenden deutschen Ansiedlungen, die namentlich im südlichsten Staate der großen südamerikanischen Republik zahlreich sind und ohnehin von allem Anfange an zur Sache ihres angestammten Volkstumes standen und stehen. Trotz vielfacher Not im eigenen Lande und bei den eigenen Volksgenossen in Brasilien, hervorgerufen durch die allgemeine Erwerbsstockung und Arbeitslosigkeit infolge der englischen Verkehrsbehinderungen zur See, wozu sich noch eine verhängnisvolle Dürre in den Nordstaaten gesellte, haben diese deutschen Ansiedler sich bereits durch ganz nam-

hafte Sammlungen für das deutsche und österreichische rote Kreuz betätigt und auch die über 30 deutschen Zeitungen des Landes sind stets voll Zuversicht für die Sache des mitteleuropäischen Zweibundes gewesen, was angesichts der anfänglichen Überflutung der ganzen überseeischen Welt mit den Nachrichten der englisch-französischen Lügenfabriken eine Widerstandskraft erforderte, die nur aus dem unerschütterlichen Vertrauen in die Gerechtigkeit, Kraft und überlegene Tüchtigkeit des angestammten Volkstumes geschöpft werden konnte. Organ des Bundes der brasilianischen Deutschenfreunde ist die „Deutsche Zeitung für São Paulo", deren Herausgeber der deutsche Steirer Rudolf Troppmair ist, und die sich zum Behufe der wirksameren Vertretung der deutschen Belange eine umfangreiche portugiesische Ausgabe, das „Diario Allemão" beigelegt hat, in welcher hervorragende luso-brasilische Schriftsteller mit großem Geschicke und bereits sichtlichem Erfolge in der „lingua brazileira" aufklärend auf ihre Landsleute einwirken. — Was aber das Beste und in deutschem Belange wohl auch Wichtigste ist: Vor allem wurde das völkische Bewußtsein jener deutschen Ansiedler selbst gehoben und bestärkt, als es endlich gelang, über Nordamerika den engländerfreien Anschluß an die drahtlose Verbindung mit Nauen und Nordeich zu gewinnen und dadurch das Lügengewebe, welches die Verbandspresse um den ganzen Weltkrieg wob, zu zerreißen. In einem Rückblicke auf die überstandene schwere Zeit der gänzlichen Abgeschlossenheit von allen Nachrichten aus dem Mutterlande, betitelt: „Wir in Brasilien und der Krieg" kommt das genannte große deutsche Blatt zu dem folgenden bemerkenswerten Ergebnisse: „Der Krieg, der uns materiell so schwer geschädigt hat, ist uns in ideeller Beziehung segensreich und förderlich geworden. Es ist die Zuversicht berechtigt, daß die Zukunft auch die materiellen Wunden wieder heilen wird, nicht nur dank der zu erwartenden bevorzugten Stellung Deutschlands und Österreich-Ungarns in der Welt, sondern vor allem auch dank der eigenen inneren Festigung, die wir uns in der hoffentlich ihrem Ende zuneigenden Zeit der Prüfung erworben haben." — Dr. Adolf Harpf.

Die „Gründung" britischer Glaubwürdigkeit. Unter dieser Überschrift schreibt in Nr. 598 der „Deutschen Tageszeitung" der auch unseren Lesern als gelegentlicher Mitarbeiter bekannte sehr hervorragende Politiker und Publizist Graf Ernst zu Reventlow einen außerordentlich bemerkenswerten Leitartikel, der es verdiente, von der gesamten nationalen Presse abgedruckt zu werden. Er lautet: „Vor zwei Tagen (27. November) entgegneten wir hier auf einen Angriff der ‚Frankfurter Zeitung', dessen Kern war: man erschwere der Reichsregierung ihre schwere Aufgabe(!): nach dem Kriege mit Großbritannien in ein international vertraglich geregeltes Verhältnis zu gelangen, indem und wenn man der großbritannischen Regierung — und zwar auf Grund unrichtiger Angaben — die Glaubwürdigkeit absprechе. Wir haben daraufhin kurz den Beweis geführt, daß in Sachen der Londoner Deklaration die großbritannische Regierung von 1908 bis 1909 bis jetzt im allerschlechtesten Glauben gehandelt hat. Ohne heute weiter auf diese Zusammenhänge im einzelnen eingehen zu wollen, möchten wir die öffentliche Aufmerksamkeit um so eindringlicher auf die allgemeine Bedeutung des Angriffes der ‚Frankfurter Zeitung' lenken. Man vergegenwärtige sich, was es heißt: mitten im Daseinskrieg wird von einem großen deutschen Blatte erklärt, Deutschland müsse später mit England und anderen Mächten die ‚Freiheit der Meere' durch internationale Verträge regeln, also dürfe während des Krieges deutscherseits der großbritannischen Regierung nicht die Fähigkeit zur bona fides abgesprochen werden! Das ist eine sehr interessante ‚Teleologie', an erster Stelle steht die Forderung, welche die ‚Frankfurter Zeitung' als ganz selbstverständlich hinstellt, daß das Deutsche Reich, ‚wenn später oder früher der Friede geschlossen wird', in jene heilige internationale Vertragsverbindung eintreten werde. So will es die ‚Frankfurter Zeitung' und so wollen es jedenfalls die Kreise, deren Wünsche und Interessen sie vertritt. Das deutsche Volk hat sich dem zu fügen und die Konsequenzen zu ziehen, nunmehr an der ‚Gründung'

öffentlicher Glaubwürdigkeit der großbritannischen Regierung zu arbeiten und auf keinen Fall etwas gegen diese gewünschte Glaubwürdigkeit zu sagen — damit jene internationalen Papiergarantien zu einem der ‚Frankfurter Zeitung' als geeignet erscheinenden Zeitpunkte glatt und rasch zustande kommen. Eine Übertragung dieser Logik auf das Privat- und Geschäftsleben der Einzelnen würde die ‚Frankfurter Zeitung' zweifelsohne ebenso abwegig finden, wie wir; aber logisch wäre eine solche Übertragung. — Die politische Geschichte des letzten Jahrzehntes besonders bildete eine ununterbrochene Beweiskette für die Perfidie der britischen Politik und die Vertrauensunwürdigkeit der britischen Regierung einzeln ebensowohl wie als geschlossenes Kabinett. Die geheimen Marokkoverträge, die Orientpolitik, die erste Reise 1906 Lord Haldanes nach Berlin, die zweite 1912, die britischen ‚Abrüstungs'vorschläge für die Haager Konferenz 1907, die späteren Flottenbesprechungen London-Berlin, die Geschichte des Delagoavertrages von 1898 bis 1914, die britische Haltung in Sachen der deutschen Militärmission zu Konstantinopel, ferner auf der Londoner Botschafterkonferenz, die britischen Konspirationen mit Italien, die Balkankrisen 1908, 1912—1913 und 1914, die britisch-belgischen Vereinbarungen, die britisch-deutschen Neutralitätsverhandlungen nach dem Haldaneschen Besuch, die britisch-französische Militärkonvention und die raffiniert verbindlich-unverbindliche Art ihrer und der anderen Abmachungen Festlegung, die britisch-russischen Militärabmachungen usw. usw. — alles das sind Dinge, die man vom britischen Standpunkte staatsklug finden könnte, die aber den Begriff bona fides als einen schlechten Scherz erscheinen lassen. Die alte französische Redewendung von dem perfiden Albion ist im Laufe der Zeit zu oft gebraucht worden, um noch Schlagkraft zu besitzen, aber wahr ist sie auch für denjenigen, welchem selbstverständlich erscheint, daß Politik und Diplomatie sich nicht immer der Wahrheit in der Verfolgung ihrer Ziele bedienen können. Der Ausdruck des perfiden Albion entstand in einer Zeit, wo die politische und diplomatische Intrige auf der Höhe war und wie eine Kunst gepflegt wurde. Wenn in jener Zeit die englische Perfidität als etwas Abnormes und Unerhörtes galt — und dafür gibt es aus jener Zeit auch andere Zeugnisse, — so läßt sich ermessen, was damals in London auf diesem Gebiete geleistet wurde, und daß es sich nicht um Verleumdung, sondern um Erbweisheit des frommen Inselvolkes handelt, wenn wir heute Verträge mit ihm, die nicht auf der Grundlage unserer eigenen Kraft und Macht geschlossen werden, nicht nur als wertlos, sondern als verderblich ansehen müssen. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß seit Kriegsbeginn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' wiederholt und mit steigender Betonung die heuchlerische englische Lüge vor der Welt und vor dem deutschen Volke sehr wirksam bloßgestellt hat. Wir sind überzeugt, daß nicht zum wenigsten diese Veröffentlichungen des halbamtlichen Organes auf die deutsche Bevölkerung tiefen Eindruck gemacht und in erfreulicher Weise belehrend gewirkt haben. Die Leiter der großbritannischen Politik haben zehn Jahre lang die europäische Koalition für den Vernichtungskrieg gegen das Deutsche Reich organisiert, vorbereitet und vorbereiten lassen. Seit sechzehn Monaten stehen wir in diesem Vernichtungskriege, entschlossen und zuversichtlich, ihn siegreich zu beenden und durch unsere Kraft alle erforderlichen Zukunftssicherheiten zu erreichen und herzustellen. Die ‚Frankfurter Zeitung' aber ist in Sorge für den Ruf der großbritannischen Regierung, damit das deutsche Volk nach dem Kriege deutsch-britische Verträge freudig begrüßen möge. Dafür soll die britische Glaubwürdigkeit einen hohen deutschen Zwangskurs erhalten. — Diese Auffassung ist von erheblichem Interesse." — Soweit der Leitaufsatz. Man wird daraus erkennen, daß in den vorausgegangenen Heften hinsichtlich des „Händlergeistes" keineswegs zu viel gesagt worden ist.

Bulgarische Wirtschaft. Schon der große Balkanforscher Kanitz erklärte: das größte Industrievolk der Zukunft wird in Südost-Europa das der Bulgaren sein. In der Tat ist bei ihm die Hausindustrie schon seit Geschlechtern im Schwange. Besonders die

Weberei und die Gerberei ist außerordentlich verbreitet. Die Leute sind überaus fleißig. Es gibt manche, die von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends arbeiten, wobei allerdings 3 Stunden Pause für die verschiedenen Mahlzeiten gemacht werden. Die Bulgaren sind industriell allen anderen Slawen, auch den Polen und Russen weit überlegen. Bei ihnen herrscht keineswegs bloß die Schablone; Originalität hat weiten Spielraum. Die überkommenen Muster bildet ein Weber und ein Schnitzer schöpferisch fort. Wahrscheinlich ist die künstlerische Anlage, die allen Mitgliedern der alpinen Rasse eigentümlich ist, auch bei den Bulgaren mächtig. Besonders schön und durchaus eigenartig sind Sättel und Zäume und überhaupt alles, was mit Pferden zu tun hat; sodann „Wladika"-Stühle und andere Möbel. Berühmt ist ja auch die Tracht der Bulgaren, die selbstverständlich ebenfalls im Lande hergestellt wird. Viele Gewänder sind von Seide; Travna verfertigt scharlachrote Decken. Bei manchen Dingen freilich, wie den groben Pferdedecken aus rauhem Ziegenhaar, ist mehr die Originalität als die Feinheit zu rühmen. So viel über das Kunstgewerbe. Von richtigen Fabriken sind 270 im Lande; bei ihnen arbeitet ein ganz überwiegend bulgarisches Anlagekapital von 83 Millionen Frank. Ausländisches Geld ist in der belgischen Kraftzentrale, Zuckerfabrik und Zündhölzerfabrik in Sofia und in einer englischen Baumwollgarnfabrik in Warna angelegt; von deutschem Geld ist kaum eine halbe Million da unten. Um so mehr freilich im Handel. In heutigen Zeiten sind von besonderer Bedeutung die Bergwerke. Da ist in Bulgarien noch sehr vieles zu erwarten; denn es gibt reiche Vorkommen, deren Ausbeutung sozusagen erst gestern begonnen hat. Wenn Serbien reiche Erz- und Kupferlager, wenn Griechenland die gleichen Schätze birgt und dazu noch Öl und Schmirgel, wenn Albanien Quecksilber, Kupfer, Asphalt und Kohle hat, wenn Rumänien an Ölen reich ist, so nennt Bulgarien Kohlen, die schon vor einem halben Jahrhundert entdeckt wurden, Kupfer und zahlreiche wertvolle Steine sein eigen. Es gab vor dem Balkankriege 17 Konzessionen für Kohle und 4 für Kupfer, Anthrazit findet sich in der Nähe des Schipkapasses; Braunkohle ist reichlich in der Nähe von Sofia, sie wird für die Landesbahnen benutzt. Zwei Becken sind für Braunkohle berühmt, das von Pernik und das von Bobovdol, letzteres erzeugt jedoch nur für die unmittelbare Umgebung. Außerdem ist eine Bleiader in der Rhodope bekannt; von besonderem Werte bei jetzigen Zeitläuften ist ein Vorkommen von salpeterhaltiger Erde unterhalb von Widdin. Von Steinen sind Marmor, Granit, Ofenton und alle Arten Ocker, ferner Lithographie- und Mühlensteine zu erwähnen. Dank der ungeheuren Fülle von Wasserkräften gibt es überall gutgehende Mühlen, dank ihr wird auch eine erkleckliche Elektrizitätsindustrie in Bulgarien aufblühen. — A. Wirth im „Tag".

Bücherbesprechungen.

Norden, F., La Belgique neutre et l'Allemagne d'après les hommes d'état et les juristes belges. Bruxelles 1915, G. Richard.

v. Hauff, W., Das Deutschtum in Belgien. Buchbeilage zu Heimat und Welt. Weimar 1915, A. Duncker.

Zwei sehr zeitgemäße, für Gegenwart und nächste Zukunft wichtige Schriften. Der ersteren Verfasser ist ein deutsch-belgischer, mir befreundeter Rechtsgelehrter, den ich kurz vor Kriegsausbruch in Brüssel besucht habe. „Der Krieg", schreibt er, „ist nur ein Schrecken für die Feigen und Entarteten. Für die anderen, Sieger wie Besiegte, ist er ein Sturmwind, der die Luft von giftigen Dünsten reinigt, eine Kraftprobe, aus der die lebensfähigen Völker geläutert hervorgehen. In diesem Sinne ist dies Büchlein geschrieben, ohne anderen Zweck als die Feststellung der Wahrheit. Möchten die endlich aufgeklärten Belgier sich dadurch für ihre künftigen Entschließungen leiten lassen." An der Hand der Quellen wird nachgewiesen, daß die Neutralität durchaus nicht die Unverletzbarkeit des Gebietes ein-

schließt, daß im Notfall eine der kriegführenden Parteien wohl den Durchmarsch verlangen konnte, und daß Deutschland für diesen notwendigen Schritt volle Entschädigung zugesagt und die Unversehrtheit des belgischen Gebiets gewährleistet hatte. Wenn die von unseren Feinden aufgehetzten Belgier die deutschen Truppen nicht nur durch ihre Soldaten, sondern auch durch die Bevölkerung bekämpfen ließen, so haben sie sich selber die Folgen zuzuschreiben. „Durch unwissende und schuldbeladene Politiker irregeführt über die völkerrechtliche Rolle, die ihm die Geschichte und die Verträge vorschrieben, hat es Belgien für seine Pflicht gehalten, seine tapferen Söhne im Lager der Krämer zu opfern. Möge es wenigstens wissen, wen die Verantwortung für sein Unglück trifft." Hoffen wir, daß bald ein günstiger Friede und eine dementsprechende staatliche Neugestaltung die Wunden heilen, die Gegensätze ausgleichen und beiden Ländern, dem großen Deutschland wie dem kleinen Belgien, eine glückliche Zukunft eröffnen werden.

Das andere Büchlein macht schon durch seinen Bilderschmuck mit Ansichten der jetzt so oft genannten Städte Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Brügge, Löwen, Lüttich, Ypern, Dixmuiden, sowie Gemälden der niederländischen Künstler Teniers, Jordaens, Brueghel, van Dyck, Rubens u. a. einen vorteilhaften Eindruck. Es enthält nach einer kurzen erdgeschichtlichen Einleitung die staatliche und wirtschaftliche Geschichte des Deutschtums, die Entwicklung des Schrifttums und die Kunst in Belgien, die flämische Bewegung und das Verhältnis von Hochdeutsch und Niederdeutsch. Etwas verwirrend wirkt manchmal der unterschiedlose Gebrauch der Bezeichnung „deutsch" für die reichsdeutschen wie für die niederländischen Teile unseres Volkstums. Auch im Gebiet der älteren Geschichte sind einige berichtigende Anmerkungen zu machen, so ist nicht der Ursprung der Belgen „in undurchdringliches Dunkel gehüllt", sondern wir wissen sehr gut, daß das von Cäsar bekämpfte Volk dieses Namnes die letzte, den Germanen sehr ähnliche Welle in der keltischen Völkerflut darstellt. Auch der Ursprung der Deutschen, in diesem Zusammenhang besser „Germanen", ist bekannt und in der „gemeinsamen Urheimat der arischen Völker", d. h. in Nordeuropa zu suchen. Der Abschnitt über die Kämpfe der Flamen und Wallonen schließt mit den beherzigenswerten Worten: „Es wird vor allem nötig sein, daß man solche Leute, die sich nicht vertragen können oder wollen, nach dem Kriege trennt, denn man muß alle Kräfte zusammennehmen, um das Zerstörte aufzubauen und vor allem, um Besseres zu leisten, als was bisher dagewesen ist. Weder das Ackerland noch das Meer wird in Belgien voll ausgenutzt. Denken wir daran, was Belgien im Mittelalter gewesen ist. Das muß es wieder werden. Dann werden die flämischen Belgier die Deutschen nicht mehr kühl abweisen, und die wallonischen werden sie nicht mehr hassen." Hoffentlich kommt es so zum Segen des schönen Landes mit seiner reichen Vergangenheit. Wir wünschen dem hübschen und inhaltreichen, dabei so billigen (1 M.) Büchlein recht viele Leser.

Ludwig Wilser.

Kunst und Geschäft. Auch eine Kriegsbetrachtung von Oskar Graß, Mannheim. Rolandverlag H. Boesking & Co., Bremen. Preis 40 Pfg.

Die Stimmen mehren sich, die beweisen, aus welch mannigfältigen Gründen der rätselhafte Enthusiasmus für die französische Kunst, — der auf Kosten der deutschen Kunst so laut die Reklametrommel schlägt, zu erklären ist.

Es ist selbstverständlich, daß das „Geschäft" nicht allein der Grund ist. Trotzdem hat aber der Handel sehr viel verschuldet. Es gibt leider viele Händler, denen es höchst gleichgültig ist, ob sie „Kunst oder Kaffee" anbieten, Hauptsache bleibt, daß die Sache etwas einbringt.

In diese schmerzliche Wunde führt Graß seine Sonde. Er weiß ins Schwarze zu treffen. Er wirkt reinigend auf die schwüle Atmosphäre und jedem, der sich ehrlich dafür interessiert, woran die deutsche Kunst krankt, ist diese kleine Schrift dringend zu empfehlen, die von den „Männern vom Bau" sicher wieder nach allen Regeln der Kunst todgeschwiegen wird.

Die engen Grenzen, die der Verfasser sich selbst gestellt, verraten trotz alledem ein tiefes Verständnis für wahre Kunst. Man lese seine Kritik über das Manetsche Bild: „Der clou von Mannheim", oder die „Erschießung des Kaisers Maximilian". Die ruhigen, treffenden Bemerkungen stehen turmhoch über den Phrasen der Lärmtrommel. Für Graß ist der rechts im Vordergrund den Hahn seines Gewehrs spannende Sergeant eine Verlegenheitsfigur, für die Lärmtrommel ist er „eine Welt für sich". „Durch das Bild wird Mannheim zum Wallfahrtsort". Die Witzblätter selbst spotteten darüber, daß die Soldaten an den drei zum Tode Verurteilten vorbeischießen. Von Liebermann aber wird dieses Manko als „künstlerische Weisheit" gefeiert.

Wer das Bild gesehen hat, unbeeinflußt, wird Graß recht geben, „daß Manets Bild in zwei malerisch nicht zusammenpassende Teile auseinanderfällt und deshalb auch kein großes Kunstwerk ist". —

Besonders bedeutungsvoll ist auch, was Graß über die „Kunstschriftsteller" bringt: „die ihre Kunst schon lange als bequemes Brotstudium auffassen, um ein Auskommen zu haben, noch dazu ein angenehmes, mit nicht allzu ernster Vorbereitung". Ja, ja! Mit nicht allzu ernster Vorbereitung! Dann kommt auch ein Blödsinn zutage, wie Graß ihn in der Kunsthalle zu Mannheim belauscht und niedergeschrieben hat: „Dieses Bild müssen sie nur mit der äußeren Netzhaut schauen!" „Diesen gelben Ton müssen sie mit der Netzhaut fressen!" „Denn das ist ja die Definition der Natur, daß sie da ist, wenn man die Augen aufmacht!"

Fürwahr, es ist traurig bestellt um solche Führer des Volkes, die dann noch hochtönend „Akademien für Jedermann gründen!" Man kann Oskar Graß nachfühlen, mit welchen Gedanken er gegangen ist, als er nach dem Gehörten die „Akademie für Kunst und Bildung" verließ. August Piening.

Dar kloane Catechismo vor de siben Kamenn mit halghen gasang. Padebe (Padua) 1842.

Der Bund der Sprachinselfreunde hat sich durch die Herausgabe eines Faksimile-Druckes dieses merkwürdigen, selten gewordenen Sprachdenkmals ein entschiedenes Verdienst erworben. Was sind das für Leute, die dort im Welschland so lange ihre deutsche Muttersprache bewahrt haben? Aus dieser selbst läßt sich noch ganz gut ihre Stammeszugehörigkeit erkennen. Der Hauptsache nach sind es ohne Zweifel Abkömmlinge von Baiovaren, die ihre Vorhut so weit nach Süden vorgeschoben hatten. Bezeichnend dafür ist z. B. die Aussprache der Doppellaute alloan, kloan, koan, moan, genau wie im Bairischen, ferner die den Baiern allein eigentümliche Vorsilbe der für er, ver in dorkennen, dorbarmen, dornichten, ebenso ga für ge, eigentlich gotisch, aber von den mit den Goten am nächsten verwandten Baiern sehr lange beibehalten, wie in gavântar, gatüart u. dergl. Nicht minder deutlich sind aber die alemannischen Beimengungen, die sich aus der Aufnahme vor den Franken fliehender Alemannen in Theoderichs Reich erklären, so üz für uns, özle, hüderle, mak im Sinne von kann, ante tün, leid tun u. a. Dabei hat die Sprache infolge der Abgeschlossenheit sehr viel Altertümliches bewahrt, z. B. die an das lateinische Gerundium erinnernden Ausdrücke schüttenten, sterbenten, durch das Vergießen, Sterben, und die Wörter namo, köten, slinten, got. namo, quithan (sprechen), slindan (schlingen) u. dergl. Daß auch manches aus dem Italienischen aufgenommen ist, wie korp, spirito, natura, grazia u. a., darf uns nicht wundern. Möchte der Verrat Italiens die Folge haben, daß die sieben und dreizehn Gemeinden, sowie alles, was jenseits der Alpen noch deutsch spricht, wieder zu Österreich kommt und dadurch dem Deutschtum erhalten bleibt.

Ludwig Wilser.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 27. 11. 15.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 10 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. Regelmäßige Bezieher, falls sie dem Verlage als solche bekannt sind oder sich als solche erweisen können, erhalten früher erschienene Hefte direkt vom Verlag für M. 0,60. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die Technik der Suggestion im Völkerleben.

Vom Herausgeber.

Die zu jeder Zeit, in der heutigen Kriegszeit aber ganz besonders wichtige Aufklärung über die Macht der Suggestion im Völkerleben wurde bereits im vorigen Hefte, sowie im Märzheft 1915, ja, in gewisser Beziehung schon im Dezemberheft 1914, immer unter verschiedenen Überschriften[1]) in Angriff genommen, damit aber die inhaltreiche Sache noch keineswegs erschöpft. Es war innerhalb des gesteckten Rahmens und von dem jedesmal eingenommenen Gesichtspunkte aus immer nur möglich, bestimmte Seiten jenes von den heutigen Generalpächtern der „Volksaufklärung" bisher so sorgfältig verhüllten Geheimnisses zu enthüllen und entsprechend zu beleuchten. Ein streng systematisches Verfahren war dabei schon deshalb nicht möglich, weil es sich hier um einen ersten Erforschungsversuch handelt, bei dem selbst der Führer seine Laterne oft hin und her wenden muß, um nicht vielleicht an etwas Bedeutsamen vorbeizugehen. Bemerkt er bei weiterem Fortschreiten ein solches Versehen, so wird man ihm dafür dankbar sein müssen, wenn er seine Begleiter in diese labyrinthische Zauberhöhle nötigenfalls auch einige Schritte rückwärts führt.

So hatte ich zwar schon im Märzheft nicht nur die Mittel und Werkzeuge der Suggestion näher gekennzeichnet, sondern dort auch über deren

[1]) „Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben" (Dezemberheft 1915). „Die Macht des Geistes, ihr Gebrauch und Mißbrauch in Krieg und Frieden" (Märzheft 1915). „Die Lüge als Waffe" (Dezemberheft 1914).

Handhabung schon manches gesagt. Dennoch wird es hier nicht zu vermeiden sein, nötigenfalls das eine wie das andere zu ergänzen. Zur „Technik" gehört eben beides.

Um Mißverständnisse von vornherein abzuwehren, will ich gleich hier bemerken, daß ich die Verbreitung tatsächlich wahrer oder ernsthaft für wahr gehaltener Meinungen, mit welchen Mitteln das auch geschehe, nicht unter den Begriff der Suggestion im übeln Sinne rechne. Es handelt sich dann eben nicht um Verführung, um bewußte Irreführung, sondern um ehrliche Führung nach bestem Wissen und Gewissen, die aber, wenn die zu Führenden körperlich, geistig, sittlich nicht mehr ganz gesund sind — vergleiche voriges Heft — auf die Hülfe der Suggestion wenigstens solange nicht wird verzichten können, als noch keine vollständige Heilung erfolgt ist.

Der Zweifelsüchtige wird hier, wie Pilatus, fragen: „Ja — was ist denn Wahrheit? Gibt es überhaupt objektive, für alle Menschen geltende Wahrheiten, die über unmittelbare sinnliche Wahrnehmungen hinausgehen? Ist nicht jede abgeleitete (abstrakte) Wahrheit nur subjektiv gültig?"

Diese Fragen sind keineswegs so unsinnig, wie sie manchem auf den ersten Blick erscheinen mögen. Und da es bei der hier in Rede stehenden Sache unbedingt erforderlich ist, bis auf die letzten Gründe zurückzugehen, so bedarf es einer genauern Darlegung oder wenigstens einer klaren Verständigung darüber, was mit „Wahrheit" im objektiven und im subjektiven Sinne hier gemeint ist.

Ganz objektive, ganz allgemeingültige, von jedem Menschen ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Weltanschauung, Lebensauffassung, Individualität usw. für wahr gehaltene Dinge gibt es außerhalb des Bereichs unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmungen nur in der reinen Mathematik (zu der hier noch die Geometrie zu rechnen ist), und allenfalls noch in der reinen (formalen) Logik, soweit dabei überhaupt ein Unterschied zu machen und reine Mathematik nicht eben bloß ein Teil der reinen (formalen) Logik oder reine (leere) sinnliche Anschauung ist. Aber schon die sog. „exakten" Naturwissenschaften (Physik, Chemie) enthalten nur soweit vollkommen objektive, allgemeingültige Wahrheiten, als sie mathematisch faßbar, in Zahlen, Maßen, Gewichten ausdrückbar und durch die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung kontrollierbar sind. Das sind aber, samt deren technischen Anwendungen, alles nur Dinge, die sich auf das Zahlen- und Größenmäßige (Quantitative) beziehen und die über das „Wie" der Dinge (das Qualitative) nichts aussagen. Über letzteres bleiben also die verschiedensten subjektiven Annahmen (Hypothesen) zulässig. Durch bloße Rechnung, mag sie auch noch so schwierig und verwickelt sein, noch so große mathematische Kenntnisse und Fähigkeiten erfordern, läßt sich nichts anderes beweisen, als was schon vorher, beim Ansatze der Rechnung, als wahr und richtig angenommen wurde. Die Rechnung stimmt, vorausgesetzt, daß man sich nicht verrechnet oder daß der Mechanismus der Rechenmaschine nicht versagt

hat, immer, ganz gleich, was beim Ansatze der Rechnung als wahr und richtig angenommen wurde. Darüber sind sich jetzt so ziemlich alle Gelehrten einig. Nur der krasse Laie im Nachdenken über die letzten Gründe aller Wissenschaft kann sich über die Beweiskraft von Zahl, Maß und Gewicht hinsichtlich irgend etwas Qualitativen (nicht Quantitativen) täuschen. Unter philosophischen Fachleuten braucht man darüber heutzutage gar nicht mehr zu sprechen.

Wenn es nun also schon bei den exakten Naturwissenschaften hinsichtlich der absoluten Objektivität, Allgemeingültigkeit abgeleiteter Wahrheiten hapert, dann kann man sich eine Vorstellung machen, wie es in dieser Hinsicht mit der Natur- und Kulturgeschichte, den Rechts- und Staatswissenschaften, der Medizin, der Philosophie, der Theologie usw. steht. Zwar galt es vor dem Kriege fast schon als selbstverständlich, daß nicht nur alle diese Wissenschaften, sondern selbst die schönen Künste ihrem innersten Wesen nach, hinsichtlich ihrer erhebenden und ergötzenden Kraft „international", d. h. frei von allen Unterschieden der Rasse, des Geschlechts, der völkischen Zugehörigkeit usw. betrachtet werden könnten, ja müßten, daß also dabei Unterschiede höchstens bezüglich der Individualität und allenfalls noch der sozialen Stellung zu machen wären. Man hatte eben „Kultur" mit „Zivilisation" verwechselt und gemeint, jener allgemeine internationale Zivilisationsschleim, mit dem eine gewisse „zivilisierende" boa constrictor gewisse Schichten fast aller Nationen — nach Goethe sogar den Teufel — „beleckt" bezw. „bespieen" hat, könnte alle besondere rassische und völkische Kultur, überhaupt alle echte Kultur ersetzen. Natürlich ist das ein Trugbild, wenn nicht gar ein absichtlicher Schwindel, den gewisse „Internationale" den gutgläubigen Nationen europäischer Gesittung unter der Hypnose des allgemeinen „Fortschritts" suggeriert haben, um auf diese Weise eine ganz bestimmte Rasse, ein ganz bestimmtes Volk, eine ganz bestimmte Welt- und Lebensanschauung samt den dazu gehörigen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen und sonstigen Lebensformen zur alleinigen Herrschaft über die ganze Welt zu erheben. Selbstverständlich nur deshalb, weil ausgerechnet gerade dieses Volk, diese Welt- und Lebensauffassung, diese staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten den eigenen Lebensbedürfnissen jener „Internationalen" am meisten entsprechen, am besten „angepaßt" sind.

Nach den letzten Heften bedarf es keiner Darlegung mehr, wer diese alles verschlingen wollende boa constrictor ist, welches Volk oder vielmehr welcher rassisch und völkisch sehr gemischte, nach höchstens Tausenden, vielleicht nur nach Hunderten zählende Menschheitsklüngel damit nur gemeint sein und welche Weltanschauung, welche staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung in diesem Falle nur in Betracht kommen kann. Wir haben gesehen, wie beschränkt, wie klein und gemein dieses Welt- und Lebensideal trotz alles äußerlichen Glanzes und aller lauten Protzenhaftigkeit im tiefsten

Grunde ist. Die Geschichte, ganz besonders die der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege, zeigt das für jeden, der sehen kann und will, auf das deutlichste. Alles Mittelmäßige, ja Untermittelmäßige gedieh im Schatten dieser Welt- und Lebensauffassung, wenn es sich nur deren herrschenden Gewalten „anzubequemen" verstand, vortrefflich und breitete sich, wie noch niemals vorher, aus. Alles Starke, Große, Schöne, Edle, Erhabene jedoch verkümmerte unter dieser tyrannischen Alleinherrschaft und drohte vom Gegenteil überwuchert, erstickt zu werden. Die Gefahr, daß dieses falsche Ideal auch die letzten Reste wahrhaft schöpferischer, echt rassischer und völkischer Kraft vernichten und der ganzen Welt seinen Stempel der Plattheit und Gemeinheit aufdrücken könnte, war um so größer, als es nach den vorausgegangenen Erörterungen feststeht, daß man jeder Rasse und jedem Volke, auch dem körperlich, geistig und sittlich höchststehenden, mit der Zeit jede beliebige Lehrmeinung über den Sinn der Welt und des Menschenlebens, jede beliebige staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung als die „beste" suggerieren kann, falls nur die Suggestoren dazu lange genug die Macht haben oder diese Macht lange genug von keiner Seite ernsthaft bestritten wird. Es ist das, wie gesagt, schon im vorigen Hefte gezeigt worden, wird aber weiter unten hoffentlich noch deutlicher offenbar werden.

„Ja", so wird man einwenden — „wenn das so ist — wer oder was vermag dann überhaupt über die Wahrheit und Richtigkeit einer bestimmten Lehrmeinung in bezug auf den Sinn der Welt und des Menschenlebens, über die Güte oder „Beste" einer bestimmten sozialen, staatlichen, wirtschaftlichen Verfassung, einer gewissen öffentlichen und privaten Lebensweise letzten Endes zu entscheiden?

Wir[1]) können darauf nach bestem Wissen und Gewissen, nach sorgfältigster Abwägung aller irgend denkbaren Gründe und Gegengründe nur antworten: „die Waffen!"

„Ja, aber doch nur die geistigen Waffen"! — so werden hier alle Dummköpfe, alle schwachen oder übergefühlvollen Seelen, alle sentimentalen Politiker beiderlei oder keinerlei Geschlechts händeringend ausrufen.

Auch wenn alle diese Leute wirklich dumm und ihre Empfindungen nicht im geringsten erheuchelt wären, könnten wir doch nur sagen: „Nein, die ganz gewöhnlichen, körperlichen, brutalen, „barbarischen" Waffen, die aber, falls es um alles geht, nur siegen können, wenn sie neben genügender materieller Wirksamkeit von entsprechend hoch entwickelten oder hoch erhaltenen Kräften geistiger und sittlicher Art geführt werden.

Ich sehe hier schon die teils verdutzten, teils entsetzten, teils enttäuschten, teils triumphierenden Gesichter der verschiedenen Leser, kann aber als ehrlicher Mann meine innerste Überzeugung nicht ändern. Es gibt nämlich

[1]) Vergl. den Aufsatz: „Bildung" von Dr. Franz Haiser im vorigen Hefte, sowie den Beitrag: „Duldsamkeit" in diesem Hefte.

gerade für die tiefsten und letzten, die größten und wichtigsten Wahrheiten keinen anderen Beweis als den, der im letzten Grunde nur auf eine Erläuterung, ja eigentlich nur Beschreibung der besonderen körperlichen, geistigen, sittlichen usw. Beschaffenheit der Rasse, des Geschlechts, (gens, nicht genus) der Individualität, der kulturellen Entwicklungshöhe derjenigen Persönlichkeiten hinausläuft, welche diese Wahrheiten aus äußern und innern Wahrnehmungen, Erlebnissen usw. selbständig abgeleitet und den geistig wie sittlich Unselbständigen bewußt oder unbewußt suggeriert haben, falls sie lange genug die Macht dazu hatten oder diese ihnen von keiner Seite ernsthaft bestritten wurde. Diese Macht können aber letzten Endes nur die Waffen geben oder nehmen. Alles andere ist Trugbild, oder bewußter Schwindel zu bestimmtem Zwecke. Gewiß können auch geistig wie sittlich starke, selbständige und selbstbewußte Persönlichkeiten einander mit rein geistigen Waffen zu bekämpfen suchen; nur wird das keinen anderen Erfolg haben als die beiderseitige Feststellung übereinstimmender, oder auseinandergehender, in gewissen Punkten vereinbarer, oder völlig unvereinbarer Meinungen. Sollten dabei ausgerechnet gerade die Gegenpole, die stärksten Kräftesammelpunkte zweier entgegengesetzter Weltanschauungen und Lebensauffassungen an einander geraten, dann werden sie, wenn sie gesellschaftlich gut erzogen sind, ihre geistigen Waffen mit all der Selbstbeherrschung, all der Anmut oder Würde, die eine solche Erziehung in kritischen Lagen verleiht, gegen einander spielen lassen, aber dabei sehr bald die völlige Unvereinbarkeit ihrer Ansichten feststellen. Sie werden dann zu einander etwa sagen: „Ja, — es ist so: wir sind von Natur und Kultur, nach Rasse und Volkstum, wenn auch nicht nach Klasse himmelweit — wir könnten auch sagen höllenweit — verschieden. Es hat darum keinen Zweck, daß wir uns mit Worten länger zu bekämpfen und zu überzeugen suchen. Wir bedürfen für unsere tiefinnersten Überzeugungen keines anderen Beweises als dessen, den wir in uns selbst tragen." Sie werden sich dann höflich verneigen und einander möglichst aus dem Wege gehen.

Das gilt nicht nur für die in ihrer Art Stärksten und Festesten, die Vorkämpfer für die Durchsetzung ihrer Art, sondern auch für die Starken und Festen, die Wachen und Wachsamen, ihre Mitkämpfer und überzeugungstreuen Gefolgsmannen, nicht aber für die geistig wie sittlich Schwachen und Kranken, auch nicht für die in dieser Hinsicht Zwiespältigen, die halb oder ganz Artlosen bezw. Entarteten. Von den eigentlichen körperlichen Zwittern, sowie den seelisch Halbschlächtigen (Unmännlichen oder Unweiblichen), deren Zahl mit der fortschreitenden Entartung immer mehr zunimmt, gar nicht zu sprechen. Alle diese Elemente verfallen mit oder ohne Hypnose rettungslos irgendeiner bewußten oder unbewußten Suggestion, die sie geistig und sittlich entweder richtig oder falsch, wie es gerade der Zufall will, beeinflußt, sie führt oder verführt, sie noch kränker macht, oder beinahe heilt.

Die Folgerungen aus diesen herben, aber nützlichen Erkenntnissen ergeben sich von selbst. Die Schwachen und Kranken, ja auch schon die nicht ganz Gesunden und Starken bedürfen in geistiger und sittlicher Hinsicht der Führung, und man darf sie auch nicht der Verführung feindlicher Mächte frei überlassen. Solche für ein bestimmtes Volk im geistigen wie sittlichen Sinne feindlichen Mächte sind, mindestens soweit es sich um deren Vorkämpfer, die Führer handelt, nicht bloß mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Diese richten bei solchen Elementen gar nichts aus, lassen jenen Vorkämpfern aber die Macht, d. h. die Zeit und Gelegenheit, ihre hypnotisierenden und suggerierenden Kräfte zu gebrauchen. Wenn also der endliche Sieger auf den Schlachtfeldern nicht zugleich auch Sieger und Herrscher in geistig-sittlicher Hinsicht wird, wenn er seine Welt- und Lebensanschauung, seine staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung nicht mindestens innerhalb seiner eigenen Grenzen durchsetzt, zur Herrschaft bringt, dann wird ihm auch der vollständigste Sieg auf den Schlachtfeldern nichts nützen. Er wird dann über kurz oder lang doch unterliegen und mit seinem Volke, seiner Rasse und allen ihren Klassen zugrunde gehen.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß er seine Welt- und Lebensanschauung, seine staatliche, soziale, wirtschaftliche Verfassung, seine ganze Kultur den besiegten Völkern mit Waffengewalt aufdrängen müßte, falls er seine Art durchsetzen will. Das ist nicht bloß unnötig, es liegt sogar im Interesse seiner Selbstbehauptung, es nicht zu tun. Davon ist ja in den vorausgegangenen Heften (z. B. Augustheft 1915) ausführlich die Rede gewesen. Natürlich aber kann der Sieger, selbst wenn er es wollte, nicht verhindern, daß von ihm aus eine außerordentlich starke unbewußte Suggestivkraft ausstrahlt, die alles Wahlverwandte, was in ihren Bannkreis gerät, anziehend und richtend sich einordnet, alles Nichtwahlverwandte aber von sich abstößt. Das ist ja auch die eigentliche Ursache davon, daß gewisse Kulturen, gewisse Welt- und Lebensanschauungen sich über einen großen Teil der Erde verbreitet und Jahrhunderte lang der Geschichte ihren Stempel aufgedrückt haben, selbst wenn der Sieger nichts weiter tat, als daß er seine Natur und Kultur, seine rassische und völkische Eigenart hoch hielt, sie vor Vermischung, Verfälschung, Zersetzung zu bewahren suchte. Es braucht das nicht in überhebender, herrischer Weise zu geschehen. Der Sieger kann alles Fremde, Ausländische gelten lassen, solange und soweit es nicht einen direkten oder indirekten, offenen oder heimlichen, bewußten oder unbewußten Angriff auf ihn selbst, seine besondere Natur und Kultur, seine rassische und völkische Eigenart unternimmt, sie zu zersetzen, ja auch nur zu verfälschen droht. Geschieht das aber, dann muß er unerbittlich streng, ja unter Umständen hart, brutal sein. Das ist dann nur ein Zeichen der Stärke, während eine auch nur bedingte Duldsamkeit in diesem Falle ein Ausfluß der Schwäche wäre und von den feindlichen Mächten auch so, trotz aller heuchlerischen Redensarten, gedeutet würde.

Das alles sind ewige, eherne Lebensgesetze, deren Übertretung das Leben selbst über kurz oder lang mit dem Tode bestraft. Die Geschichte, besonders die der letzten zwei Jahrtausende, bezeugt es auf jedem ihrer Blätter.

Solange jene unbewußte, natürliche Suggestivkraft von der betreffenden Rasse und Kultur ausstrahlt, ist sie gegen Angriffe feindlicher Mächte, mögen es große oder kleine sein, wie gefeit. Die großen wagen sich dann nicht heran, und gegen die kleinen, gegen Vermischung und Verfälschung schützt das Siegerbewußtsein und der sich daraus von selbst entwickelnde rassische und völkische Stolz in ähnlicher Weise, wie ein luftdichter, wetterbeständiger Anstrich einen Gegenstand lange Zeit vor Zersetzung bewahren kann. In dem Maße aber, als der „Nimbus", die „Gloriole" des Sieges für die feindlichen Mächte verfliegt, läßt auch die davon ausgehende Suggestivkraft nach, und Rasse wie Kultur ist dann wieder allen von außen an sie heranstürmenden oder heranschleichenden, herankriechenden Mächten ausgesetzt. Ist der Angegriffene dann nicht mehr imstande, sich dagegen zu wehren, seinen „Nimbus" wiederherzustellen, dann ist er rettungslos verloren; er wird dann über kurz oder lang ganz untergehen, denn auf jeden in der Lebenskraft Ermattenden lauern nicht nur in der Natur, auch in der Kultur, im Menschen- und Völkerleben, sowohl die großen wie die kleinen Feinde, sowohl die von Natur und Kultur Stärkeren als die — Schmarotzer.

Jene unbewußte, natürliche Suggestivkraft des Sieges bezw. des Erfolges in irgendeiner Hinsicht bedarf, um wirksam zu werden, keiner besonderen Technik. Es ist die Kraft der Wahrheit, die aus ihr spricht, die die einen blendet, verblüfft, dadurch hypnotisiert und der unbewußten Suggestion zugänglich macht, die anderen erleuchtet, erweckt und auf diese Weise zu allem Guten und Schönen, allem Hohen und Edlen befähigt. Sie ist das, was im vorigen Hefte als „weiße" Magie im Gegensatze zur „schwarzen" gekennzeichnet wurde. Schiller nennt sie „heilige" Magie, wenigstens behauptet er das von einem ihrer Hauptmittel, wenn er in den „Künstlern" sagt:

„Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie."

Leider kann das nicht von jeder Art Dichtung behauptet werden. Eine gewisse, vor dem Kriege recht weit verbreitete Art diente einem sehr „unweisen" Weltenplane, indem sie das „Ausleben" des Einzelnen, also für das Ganze den Niedergang, Verfall, das Chaos suggerierte. Sie war also in des Wortes eigentlichem Sinne ein „advocatus diaboli".

Damit kommen wir auf diejenige Art von Suggestion, für welche eine besondere Technik, eine absichtliche Inszenierung nötig, sehr nötig ist,

wenn sie wirksam werden soll. Diese Art vertritt nämlich nicht „die große Kraft", die, wie der Volksmund bildlich sagt, „von Gott kommt", sondern „die kleine Kraft", die nach demselben Bilde den „Teufel zum Vater" hat. Sie will eine Lüge als Wahrheit, eine Schwäche als Kraft, etwas Häßliches als Schönes, etwas Gemeines als Edles ausgeben. Das Verfahren dabei ist der Hauptsache nach immer dasselbe, kann aber im Nebensächlichen von der größten Mannigfaltigkeit, Abwechselung sein. Es handelt sich stets darum, zuerst die Hypnose einzuleiten und möglichst fest zu machen, dann die gewollte Suggestion auszuführen. An einem praktischen Beispiele ist das Verfahren vielleicht am besten zu erläutern.

Nehmen wir an, jemand will in einer Versammlung sehr verschiedenartiger Menschen, etwa in der General-Versammlung einer Aktien-Gesellschaft, aus selbstsüchtigem Interesse eine Beschlußfassung hervorrufen, von welcher der Gaukler genau weiß, daß sie über kurz oder lang wenn nicht den Zusammenbruch der Gesellschaft herbeiführen, so doch diese in eine Lage bringen muß, die es der „Konkurrenz" ermöglicht, die Hauptmasse der Aktien zu sehr niedrigem Preise an sich zu reißen. Eine geringe Anzahl einflußreicher Gesellschafter hat der Gaukler durch Vorspiegelung falscher Tatsachen, oder durch Bestechung, durch Versprechen von Beuteanteilen für sich zu gewinnen vermocht. Von einer anderen Minderheit der Aktieninhaber weiß er, daß sie absolut unbestechlich und sein schroffster Gegner ist. Die übrigen, bei weitem die Mehrzahl, haben überhaupt kein sicheres Urteil in Geschäftssachen und sind in der Hypnose jeglicher Suggestion zugänglich.

Es gilt nun zunächst, diese Mehrzahl in eine möglichst feste Hypnose zu versetzen. Würde der Gaukler mit seinem Vorschlage sofort offen und ehrlich hervortreten, so würde er den heftigen Widerspruch jener unbestechlichen Minderheit hervorrufen, dieser Gelegenheit geben, ihre entgegengesetzten Ansichten ausführlich zu begründen und so die urteilslose Mehrheit wenn nicht zu überzeugen, so doch — in diesem Falle zu ihrem Heile — zu überreden. Der Gaukler wird also nicht gleich offen mit seinem Vorschlage herauskommen, im Gegenteil diesen zuerst, wenn auch nur schwach und wenig bezw. gar nicht überzeugend bekämpfen. Dadurch schläfert er die Wachsamkeit seiner Gegner ein, und diese erhalten keine Gelegenheit, ihre Meinungen zu entwickeln, namentlich da er unter Schmeicheleien von ihnen sagt, daß ihre Ansicht nach derselben Richtung geht. Bemerkt er nun an den Gesichtern der Mehrheit, daß man seiner scheinbaren „Sachlichkeit", „Objektivität" unbedingt vertraut, dann erst wird er ganz allmählich, unter Aufwand vieler überflüssiger Redensarten und verblenderischer Bilder, mit seiner wirklichen Ansicht und — Absicht hervortreten. Seine Kumpane stimmen ihm dann, natürlich noch kräftiger und überredender, als er selbst, zu, und wenn dann inzwischen eine geraume Zeit verflossen, die ganze Versammlung, auch die Urteilsfähigen schon müde und geistig stumpf

geworden sind, dann läßt er abstimmen. Das Ergebnis ist natürlich, daß seine anfangs unterdrückte, ja bekämpfte, zuletzt aber mit dem vollen Brusttone der Überzeugung vorgetragene Ansicht mit weit überwiegender Mehrheit angenommen wird. Je größer dabei die Gesamtzahl, desto günstiger, je kleiner, desto ungünstiger für den Gaukler.

Das ist selbstverständlich nur ein Beispiel davon, „wie es gemacht wird", aber ein ziemlich typisches, das dem einen oder andern der Leser vielleicht schon selbst einmal im Leben begegnet ist. Es ist wie ein „Paradigma", das der mannigfachsten Abwandlung nach tempus, numerus, modus, genus, casus usw. fähig ist. An Stelle der Generalversammlung einer Aktien-Gesellschaft kann man auch „Wahlversammlung", „Parlament", „öffentliche Meinung" setzen. Die scheinbare Bekämpfung einer Ansicht braucht sich nicht immer auf wenige Stunden, sie kann sich auch auf Tage, Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte erstrecken. Der „Dreh", das „Schlagen der Volte", die Umwechselung der Ansicht, das Austauschen der Karten usw. kann ebensoviel oder wenig Zeit in Anspruch nehmen und noch mannigfaltiger in der Art und Weise sein. An Stelle der Redner können auch Flugblätter, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, ja selbst wissenschaftliche Theorien treten. Die Hypnose ist dann sogar noch sicherer hervorzurufen und noch schwerer zu erschüttern. Die Suggestion kann dann noch kühner bezw. weniger vorsichtig beigebracht werden. Unerläßliche Bedingung ist dabei nur, daß man weniger die guten als die *schlechten* Leidenschaften, weniger die starken als die *schwachen* Seiten der Mehrheit, der großen Masse berücksichtigt. Beispiel: Sozialdemokratie und — Plutokratie.

Es braucht hiernach nicht gesagt zu werden, warum die geborenen Gaukler und Gauner in der Politik die demokratische Verfassung samt der zugehörigen parlamentarischen Regierungsform allen anderen vorziehen, und warum sie so sehr für Erweiterung des Wahlrechts nach Alter, Geschlecht usw. sind. Wenn es nach ihnen ginge, würden nicht nur alle erwachsenen Männer und Frauen, auch die Kinder das Wahlrecht erhalten. Warum denn nicht? Je größer, unwissender, urteilsloser die Masse, desto sicherer können sich die Gaukler in jedem Falle die Mehrheit verschaffen, gleichviel, um was es sich bei der Abstimmung handelt.

Es mögen nun noch ein paar besondere technische Hilfsmittel zur Ausführung der Hypnose und Suggestion gekennzeichnet werden. Da ist zuerst der „Bluff", d. h. jene plötzliche, unerwartete, drohen oder locken oder imponieren sollende Vorspiegelung einer entweder gar nicht vorhandenen, oder übermäßig aufgebauschten, aufgeblusterten Tatsache. Dieser Trick ist vor dem Kriege und während desselben, namentlich seitens England und Amerika, so oft angewandt worden, daß man eigentlich annehmen dürfte, kein Kind mehr könnte darauf noch hineinfallen. Leider ist aber gerade der Deutsche im allgemeinen und besonders in der Politik so begriffsstutzig, gutgläubig und harmlos, daß selbst dieser Krieg ihn noch

nicht völlig gegen den Bluff, auch den plümpsten und dümmsten, gefeit zu haben scheint. Als ein Schulbeispiel solchen Bluffs kann das nachstehende „Englische Friedensprogramm" gekennzeichnet werden, das die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vor kurzem brachte. Es lautet:

1. „Alle feindlichen Truppen sind von allen Gebieten der Verbündeten zurückzuziehen, bevor über irgendwelche Friedenseröffnungen verhandelt werden kann.

2. Belgien muß von Deutschland für alle Verluste voll entschädigt werden, die es direkt oder indirekt durch Deutschlands unprovozierten Angriff erlitten hat. Außer dem Betrag dieser Verluste, der durch Bevollmächtigte der Verbündeten zu bestimmen ist, hat Deutschland die Summe von 10 Milliarden Mark an Belgien zu zahlen.

3. Irgendeine weitere Form der Entschädigung Belgiens durch Deutschland ist festzusetzen, die für alle Zeit auf die Vorstellung der Menschheit wirken und ein dauerndes Zeugnis für das Verbrechen Wilhelms II. sein soll.

4. Frankreich ist im selben Maßstab zu entschädigen wie Belgien.

5. Elsaß-Lothringen ist an Frankreich zurückzugeben, dazu so viel weiteres Gebiet, als es für seine nationale Sicherheit für notwendig hält.

6. Rußland ist ähnlich zu entschädigen wie Belgien und Frankreich und soll ähnliche Sicherheit gegen künftigen Angriff erhalten.

7. Serbische Ansprüche sind durch die serbische Regierung aufzustellen.

8. Italien soll Triest und das Trentino erhalten.

9. Japans Ansprüche sind durch die japanische Regierung aufzustellen.

10. Mit Österreich-Ungarn ist so milde zu verfahren, wie es die russischen Interessen gestatten.

11. Mit der Türkei ist milde zu verfahren.

12. Kein von deutscher Herrschaft während des Krieges in irgend einem Teile der Welt befreites Gebiet ist an Deutschland zurückzugeben.

13. Die deutsche Flotte ist an die Verbündeten auszuliefern und im Verhältnis unter sie zu verteilen.

14. Alle deutschen Schiffe in verbündeten Häfen sind zu konfiszieren.

15. Der Kieler Kanal ist zu internationalisieren.

16. Preußen ist für immer zu zerschmettern und zu verkrüppeln durch jedes Mittel, das sich den Verbündeten darbietet:

17. (Beschimpfungen, auf deren Wiedergabe wir verzichten.)

18. Da kein die deutsche Unterschrift tragender ‚Papierfetzen' irgendwelche Bedeutung hat, so haben sich die Verbündeten volle Gewalt vorzubehalten, um zu irgendwelchen etwa neu auftretenden Erfordernissen Stellung zu nehmen, oder irgendwelche der vorstehenden oder sonst noch festzusetzenden Bedingungen zu ändern.

19. Militärische Besetzung von Berlin bis zur Erfüllung des Vertrages.

20. Drakonische Beschränkung des deutschen Handels."

Dieses Programm ist nicht etwa von einem beliebigen „Schornalisten", sondern von Lord Cromer, und zwar in der bekannten englischen Monatsschrift des Herrn Marse: „National Review" aufgestellt worden. Die Gefolgschaft dieser Zeitschrift ist weder klein noch unbedeutend. Wer nun in das Geheimnis des „Bluffs" nicht eingeweiht ist, könnte angesichts der wirklichen Kriegslage denken, im Kopfe seiner Lordschaft müßte nicht nur eine kleine Schraube locker geworden, sondern das ganze Getriebe bedenklich in Unordnung geraten sein. Durchaus nicht! Seine Lordschaft ist wenn auch nicht sittlich so doch geistig ganz gesund, und der Zweck seiner publi-

zistischen Übung soll ein doppelter sein: erstens auf die Einheimischen und die Neutralen, zweitens auf die Feinde in gewissem Sinne einzuwirken. Erstere sollen denken: „Wenn Leute, die doch die Wahrheit wissen müssen, solche Forderungen stellen, dann kann es doch gar nicht so schlecht für den Vierverband stehen.“ Die Neutralen werden also noch länger wohlwollend neutral und die Einheimischen noch länger geduldig und opferwillig bleiben. Letztere, d. h. also wir und unsere Verbündeten, sollen dadurch zu faulen Friedensverhandlungen geneigt gemacht werden; denn selbstverständlich würde, wie jeder eingeweihte Engländer so auch Seine Lordschaft nicht nur mit beiden Händen, sondern mit sämtlichen ihm etwa noch verbliebenen Zähnen zufassen, wenn England ein Friedensangebot auf der Grundlage des „status quo ante bellum“ gemacht würde. Er würde sogar noch Geld und ein großes Stück Kongo zugeben. Aber damit die Schwachen und Dummen bei uns einen solchen Frieden noch als besonderes Glück preisen, müssen eben derart unsinnige Forderungen, wie oben, gestellt werden. Und wer will denn behaupten, daß er damit bei unseren Flaumachern kein Glück haben könnte? Ebenso weiß Lord Cromer natürlich so genau wie irgendeiner seiner eingeweihten Landsleute, daß bei längerer Kriegsdauer der Vorteil auf unserer Seite in jeder Beziehung immer größer wird; aber die Schwachen und Dummen bei uns sollen das Gegenteil denken, und darum kann ihm der „Bluff“ offenbar gar nicht dumm und hanebüchen genug sein. Er kennt ja die Leute, auf die er einwirken will, aus früheren Erfahrungen nur zu gut.

Das technische Gegenteil des Bluffs ist das, was man die „Papageien-Taktik“ nennen könnte. Sie ist nicht auf schnelle, plötzliche, sondern auf lange, allmähliche Wirkung berechnet und besteht in der beständigen, unentwegten, trotz aller Widerlegung, ja Bespöttelung immer und immer wieder als tatsächlich, wirklich oder mindestens als möglich behaupteten Erfindung. „Tell a lie and stick to it“ lautet dafür die britische Formel. Ist die Lüge allzu platt, plump und dumm, dann muß der Wunsch, daß sie wahr wäre, sehr heiß sein. Auch empfiehlt es sich dann, in der Form und Farbe der Wiedergabe möglichst abzuwechseln. Jedenfalls spricht, redet, schreibt man davon wie von etwas Selbstverständlichem, gar nicht Anzuzweifelndem, auf das man nicht nur Häuser, sondern ganze Weltreiche, ja Weltsysteme bauen könnte. Wer die Lüge zum ersten Male hört oder liest, lacht darüber vielleicht hell auf, aber wenn er tage-, wochen-, monate-, jahrelang immer und immer wieder dasselbe hört oder liest, so glaubt er es schließlich trotz alledem und alledem. Die sichere Wirkung, der „feste Zauber“ der Papageien-Taktik hat einen gescheiten Franzosen zu der Behauptung veranlaßt, man könnte auch dem klügsten, weisesten und charakterfestesten Monarchen mit der Zeit eine seinem ganzen Sein und Wesen widersprechende und widerstrebende Ansicht beibringen, wenn man sie nur jeden Tag von seinem Kammerdiener in unendlichen Variationen lange genug wiederholen lasse. An die Stelle des Kammerdieners können

natürlich auch Zeitungen treten, die der Monarch jeden Tag liest. Auch braucht es nicht immer gerade der klügste, weiseste, charakterfesteste Monarch zu sein, seine Stelle kann auch der „souveräne", wahlberechtigte Staatsbürger vertreten. Je dümmer, urteils- und charakterloser derselbe ist, desto schneller und leichter wirkt natürlich die „Papageien-Taktik", die bekanntlich in Goethes „Götz von Berlichingen" Adelheid bei ihrem gutmütigen, verliebten Gemahl Weislingen ganz offen anwenden will. Jene ergötzliche Szene hat mich auf den Namen gebracht.

Im gegenwärtigen Kriege hat man seitens unserer Feinde versucht, diese Taktik auch politisch und diplomatisch zu verwerten. So spricht, schreibt und liest man in den uns feindlichen Ländern von dem endlichen sichern Siege des Vierverbandes schon seit Monaten wie von etwas Selbstverständlichem, trotz aller gelegentlichen Kritik im Ernste gar nicht Anzuzweifelndem, obwohl die Urteilsfähigen selbst unter unseren Feinden in ihres Busens tiefster Tiefe daran selbstverständlich stark, sehr stark zweifeln. Aber man rechnet eben im heutigen demokratischen Zeitalter auf die großen Massen der Unwissenden und Urteilslosen, deren unerschöpfliche Opferwilligkeit die Machthaber ja auch so bitter nötig haben. Um die Aufmerksamkeit von der (für den Vierverband bekanntlich immer trauriger gewordenen) Vergangenheit und Gegenwart abzulenken — übrigens auch ein Hilfsmittel der Hypnotisierung — muß natürlich die im Schoße des Ungewissen liegende Zukunft auf „Deuwel komm raus" herhalten. So sprach Churchill schon vor einem Jahre von dem englischen „Millionenheere", das im Frühjahr nächsten, also dieses Jahres marschbereit wäre und dann natürlich die „boches" und „huns" wie der Sturmwind aus Belgien und Frankreich herausfegen würde. Diese Taktik muß im eigenen Lande und bei den Neutralen trotz ihres elenden Zusammenbruchs sehr wirksam gewesen sein, denn jetzt spricht Kitchener schon wieder von 4 Millionen Briten und 6 Millionen Russen, die, aufs beste ausgebildet und ausgerüstet, im nächsten Frühjahre aufmarschieren und dann den Sieg endlich, endlich erzwingen werden. Auch darüber hat vielleicht mancher, als er es zum ersten Male hörte bezw. las, hell aufgelacht; aber es sind ja bis zum nächsten Frühjahre noch beinahe vier Monate, und wenn die Taktik während dieser Zeit unbeirrt und unentwegt durchgehalten wird, dann glauben es schließlich nicht nur die urteilslosen Massen der Engländer, Franzosen, Russen, Italiener, sondern auch die Neutralen, ja selbst bei uns in Deutschland wird vielleicht dadurch dieses und jenes ängstliche Gemüt erschreckt und für den Frieden um jeden Preis gestimmt werden.

Durch derartige Gaukeleien, so platt und albern sie auf den ersten Blick erscheinen, sind vor dem Kriege und während desselben — natürlich in Verbindung mit „reelleren", schwerer wiegenden Bestechungsmitteln — große, überraschende Wirkungen erzielt worden. Sie wären nicht möglich gewesen, wenn die Macht und alle ihre Mittel, namentlich die der geistigen

Hypnose und Suggestion, die im Märzheft genauer gekennzeichnet worden sind, in den Händen geistig und sittlich einwandfreier Personen gewesen wären. So lange das aber nicht der Fall ist, wird dagegen nichts zu machen sein. Der ehrliche, brave, biedere deutsche Michel verliert bei solchem Falschspiel immer und wird solange verlieren, als er nicht endlich mit der starken, gepanzerten Faust dazwischen schlägt und die ganze internationale Gaukler- und Gaunerbande, wo ihre Mitglieder auch zufällig wohnen, aus dem Tempel hinausjagt. Vielleicht besorgen das die betrogenen Völker selbst, wenn sie endlich, endlich aus ihrer Hypnose erwachen. Das Dümmste jedoch, was der deutsche Michel dem Feinde gegenüber tun könnte, wäre, wenn er den Feind mit dessen eignen Waffen schlagen, also mit ihm um die Wette gaukeln und gaunern wollte. Dadurch würde er auf seine guten, ehrlichen, in jedem Falle hieb- und stichhaltigen Waffen verzichten und dafür schlechte, unehrliche, für ihn ganz unbrauchbare in die Hand nehmen. Überdies würde schließlich auch dadurch der Krieg nicht aus der Welt geschafft, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben; denn irgend einmal würde schließlich doch sozusagen das Papiergeld der Gaukelei nicht mehr ausreichen und metallische Deckung erforderlich werden. Auch der Pazifismus ist nämlich im letzten Grunde nichts weiter als ein Gaukelspiel, das zwar bei den Schwachen und Dummen ohne weiteres verfängt, bei den Starken aber einer besonders raffinierten Schwindeltechnik bedarf. Der starke, aber gutmütige und leichtgläubige deutsche Michel mag sich also vor den papiernen Verträgen hüten, die ihm die internationale Gaukler- und Gaunerbande beim Friedensschlusse aller Wahrscheinlichkeit nach wird aufschwindeln wollen.

Damit wären wohl die gebräuchlichsten technischen Hilfsmittel der Hypnose und Suggestion genügend gekennzeichnet. Soll ich nun noch von einem Mittel sprechen, das man in der Börsensprache die „Kulisse" nennt, aber besser die „Maske" heißen könnte? Ich glaube, es ist nicht nötig, denn es ist im Grunde nur eine Abart der vorher gekennzeichneten Mittel. Es läuft darauf hinaus, ein Theaterspiel für Wirklichkeit auszugeben. Die Hauptsache ist dabei, daß die Rollen bezw. Masken geschickt verteilt, die Kulissen richtig gemalt, geschoben und im rechten Augenblicke gewechselt werden. Auch bedarf es dabei manchmal noch gewisser, den „Chor" und das „Publikum" markierender Mitspieler, bisweilen auch „Donner" hinter der Bühne. Das ist jedoch nur nötig, wenn das eigentliche Publikum schon etwas mißtrauisch geworden ist. Gewöhnlich hat die Gaukler- und Gaunerbande in diesem Falle auch noch einen oder mehrere „Theaterkritiker" in der Presse, die oft recht hoch bezahlt werden. Wenn überall gut gespielt wird, ist die hypnotisierende und suggerierende Kraft dieses Mittels recht stark und sicher. Die Schafe drängen sich dann förmlich zum Scheren oder zur — Schlachtbank.

Nun zum Schlusse und zur Schlußfolgerung. Was soll dagegen geschehen? Ich glaube, kein geistig und sittlich Normaler wird leugnen, daß es die höchste Zeit ist, dem Teufel in Menschengestalt, dem fleischgewordenen Geiste der internationalen Händler, Gaukler und Gauner endlich das Handwerk zu legen, ihnen nicht mehr Zeit und Gelegenheit zu geben, die weit überwiegende Mehrheit der Dummen und Urteilslosen auf ihre Weise, mittels der Hypnose und Suggestion absolut zu beherrschen. Es ist dazu nicht nötig, daß man gegen die hypnotisierten Massen vorgeht. Es genügt, wenn man die lächerlich geringe Anzahl ihrer Verführer nicht mehr bloß mit „geistigen" Waffen zu bekämpfen versucht. Vielleicht verlangen die Massen das, wie gesagt, sogar selbst, wenn man sie endlich einmal in wirklich ehrlicher Weise aufklärt. Sie haben ja in diesem ungeheuren Weltkriege am meisten zu leiden gehabt, und wenn sie erst aus ihrer Hypnose erwachen, wenn sie zu ahnen anfangen, wer ihnen diesen Krieg ersten und letzten Endes besorgt hat, dann mögen dessen geistige Urheber, die „Menager" des ungeheuerlichsten Betruges, der jemals zur Ausführung gekommen ist, sich in acht nehmen.

Zur Abwehr von Mißverständnissen, auf die man sich unter der Herrschaft der Gaukler und Gauner immer gefaßt machen muß, möchte ich noch folgendes bemerken. Wenn ich im vorigen und in den vorausgegangenen Heften gezeigt habe, wie und warum der Händlergeist bei „freier", d. h. unbewachter und ungehemmter Entwicklung nur zu leicht in Gaukler- und Gaunergeist ausarten kann, so habe ich natürlich gegen den rechtschaffenen Händlergeist nicht das geringste sagen wollen. Wie schon im letzten Augusthefte S. 227 und S. 232 näher ausgeführt, bin ich nicht nur kein Gegner des Händlergeistes an sich, ich lasse ihm sogar in seinen Fehlern, soweit sie die Kehrseite von Tugenden sind, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wogegen ich mich jedoch schon an den gedachten Stellen aufs schärfste ausgesprochen habe, ist diejenige Ausartung, die sich mit der dem Ganzen dienenden Rolle nicht begnügt, die nach der Herrschaft über Staat, Gesellschaft, Volk, ja die ganze Menschheit strebt. Der Handel, der Geldhandel, der Gelderwerb überhaupt soll immer nur Mittel zum Zweck bleiben und niemals Selbstzweck oder gar Herrschaftszweck werden wollen. Die Herrschaft über Staat, Gesellschaft, Volk gebührt allein dem heldischen Geiste. Warum, brauche ich hier nicht noch einmal zu erörtern, da es im Augusthefte 1915 unter „Händler, oder Helden?" hinreichend geschehen ist.

Sollte dieser heldische Geist nicht nur während des Krieges, auch nach demselben an der Herrschaft bleiben, dann könnte damit eine ganz neue Geschichtsepoche eingeleitet werden, die der jahrhundertelangen Herrschaft der Lüge und Unzucht ein Ende machen und eine Völkerführung im Sinne der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Zucht und Zuverlässigkeit aufrichten würde. Sie würde dem Leben der Menschen und Völker wieder eine höhere Weihe, einen größeren Wert, ein besseres Glück geben können,

als es bisher so lange Zeit möglich gewesen ist. Und wenn die Helden dieses für uns wahrhaft heiligen Krieges wieder heimkehren werden, dann möge nach so ungeheuren Blutopfern ihr Wahl- und Wahrspruch nicht bloß heißen:

„Seid fruchtbar und mehret euch",

sondern auch:

„Seid wachsam und wehret euch!"

Duldsamkeit.

Dr. Franz Haiser.

Wem die Gabe verliehen ist, von einem hohen Standtpunkte aus das Weltgeschehen betrachten zu können, dem wird kaum etwas befremdender erscheinen, als gerade diejenigen, die von Menschenwert und Menschenwürde die höchste Meinung haben, unter den Verteidigern des Individualismus zu finden. Wer an eine höhere Bestimmung des Menschen glaubt, wer ihn dazu berufen hält, die Welt einem Ideale zuzuführen oder wenigstens näher zu bringen, der muß den Individualismus, das Prinzip des Einzelkampfes Mann gegen Mann, als das rückständigste und unsittlichste verwünschen und verdammen. Schon ein oberflächlicher Rückblick über die Weltgeschichte bestätigt dies. Der Mensch ist das ausgesprochenste Gruppengeschöpf, das die Erde bisher hervorbrachte[1]). Je höher sich die Gesellschaft sittlich entwickelt, desto mehr verurteilt sie den Einzelkampf, desto mehr aber achtet und ehrt sie den geschlossenen Kampf nach außen hin, den Kampf der Gruppen gegeneinander. Gerade dieses dunkle, instinktive Fühlen, daß hier das Gute und dort das Böse ist, deutet auf die hohe Sendung des Menschengeschlechtes hin, einem möglichst dauernden, streitlosen Vorherrschaftszustande zuzustreben. Die Ruhe kann nur erstritten werden. Siegfried wird durch den Sieg den Frieden bringen.

Die materialistischen Ausleger des Kampfes um die Vorherrschaft schießen hier wieder, wie überall, gründlich zu kurz. Wir hassen nicht nur den, der uns den fetten Bissen vor der Nase wegschnappen will, wir haben auch geistige Differenzen auszufechten, wir sind verschiedener Ansicht darüber, was schön und häßlich, was gut und böse und — füge ich ganz gelassen hinzu, was wahr und falsch ist. Denn wer auf dem Standpunkte der Relativität steht, der frägt mit Pilatus: was ist Wahrheit? — Jener konnte es nicht beantworten. Der Gruppenindividualist hingegen vermag es: Wahrheit ist das Festhalten an dem Stile des Volkes.

Es gibt heutzutage eine Unmenge sogenannter „Fortschrittler", die in ihren weltbürgerlichen, „alles verstehenden und alles verzeihenden modernen Ideen" durch den Ausbruch des Weltkrieges ein wenig irre wurden. Ihre landläufigen Redensarten mußten von ihnen den Zeitverhältnissen entsprechend angepaßt werden. Sie halten nunmehr den Krieg, „der selbst in unserem

[1]) Abgesehen von gewissen Insektenarten (Bienen, Ameisen usw.). Die Schriftl.

kulturell so hochstehenden Zeitalter noch möglich sei", für ein Naturgesetz, trösten sich aber mit einem Nachsatze, der beweisen soll, daß Rassenkriege und Kriege um Ideen und Religionen nun endlich begraben wären, wir stritten heute nur mehr um das Futter und um den Geldsack. Ob nun dieser „Trost" einer edleren Auffassung von der Schöpfung entspringt, mag dahingestellt bleiben. Schon Nietzsche war bekanntlich der Anschauung, daß das Hervortreten der materiellen Kriege gegenüber den Religionskriegen in ethischer Beziehung eher einen Rückschritt, als einen Fortschritt bedeute.

Um nun zur Sache zurückzukommen: der wahre Glaube an den Wert und an die Sendung des Menschengeschlechtes läßt den Menschen nicht um seiner selbst willen leben, läßt ihn weder bloß zum Genusse, noch um auf Erden nur für seine Person Verdienste erwerben zu können, geboren werden, der Mensch ist vielmehr von diesem hohen Standpunkte aus ein Soldat, der ein Weltideal, einen Weltzweck zu erkämpfen hat. Das Atom allein ist nichts, erst die Verbindung, erst der Körper tritt in das große Getriebe ein. Die Zelle allein bedeutet nichts, erst ihre Gruppierung, der Organismus. So ist auch der einzelne Organismus gleichsam nur eine gruppenbildende Zelle. Kleinere Gruppen verkämpfen sich untereinander, es entstehen größere Gruppenverbände, Vorherrschaftszustände, die, wenn lebenskräftig genug, lange leben, ansonsten wieder bald zerfallen. Je höher die Entwicklung, je näher dem streitlosen Vorherrschaftszustande, desto mehr muß Über- und Unterordnung an Raum gewinnen, desto mehr muß alles Gleichberechtigte, alles Nebeneinander, das ja den endlosen, den chronischen Streit bedingt, verschwinden. Sowohl im Weltbilde als Ganzen, als innerhalb der Gruppen selbst. Je höher die Menschheit steigt, desto unfreier — im Sinne der Willkür, nicht der Ordnung — muß der Einzelne werden, nicht umgekehrt, wie es ein gewisses Fortschrittlertum lehrt. Das ist ein ehernes Gesetz. Im Wurme spricht noch jedes einzelne Glied als gleichberechtigt mit, das künftige Zentralganglion ist erst angedeutet. Im niedersten Verbande herrscht noch völlige Gleichheit, im höchsten ist sie der äußersten Über- und Unterordnung gewichen. Politisch und auch geistig. Denn auch im Reiche des Geistes tobt der Streit, und der auf dem Standpunkte der Relativität Stehende muß bekennen, daß er ewig toben wird, falls nicht auch hier ein unüberwindlicher Sieger auftritt, der den Frieden diktiert. Und dieser Diktator ist ein mächtiger Wille. Niemals hat die Überzeugungskraft des „Beweises" der Gelehrten solche Erfolge erzielt, wie der Wille als Wahrheit des Propheten. Die „Wahrheit", das heißt der gleichmäßige geistige Stil der Gruppe, muß erzwungen werden, nicht durch Roheit, sondern durch einen übergewaltigen Willen im „Erkennen", der uns alles andere als „unwahr" oder als geistig minderwertig erscheinen läßt. Den Stil des Volkes vertritt das alte, überlieferte Gesetz. Es stammt zumeist von Propheten und Philosophen und wird durch solche wieder erneuert und umgestaltet, wenn es bereits zu morsch und unzeitgemäß geworden ist,

denn „alles fließt", es fließen sowohl die Gruppen, als die ganze Welt mit ihren „Wahrheiten", das mögen sich vor allen anderen jene stolzen Herren der „objektiven Wissenschaften", die päpstlicher als der Papst sind und die ihren persönlichen, geheiligten Intellekt nur allzu gerne als unfehlbar erklären möchten, gesagt sein lassen. Wer Ruhe und Frieden, wer Glück und „Wahrheiten" finden will, der strebe vor allem anderen dem Gehorsame zu[1]). Durch „Individualität" zu diesen Idealen zu gelangen, ist nur ganz außergewöhnlichen Menschen beschieden, den Gruppenführern, den Erregern des „Fließens", den „Mutationen" der Art. Anders zu sein, als seine Gruppe vorschreibt, hat nur der ein Recht, der stark genug ist, die Masse auf seine Art hin umformen zu können, denn dann ist die Einheitlichkeit der Gruppe abermals gewahrt. Die unzähligen „Individualitäten", die heutzutage auftreten, mögen sich ja nicht einbilden, einer solchen Aufgabe fähig zu sein, sie sind zu willenlos, haben statt Feuer nur Genußsucht im Leibe und ihre „Eigenart" entspringt nur selbstsüchtigen Beweggründen. Sie sind daher nur Zerstörer der Art, der Rasse, des Vaterlandes und keine Förderer. „Quod licet Jovi, non licet bovi" sagt ein altes lateinisches Sprichwort, das so wahr ist, wie kaum ein anderes, das aber unsere heutigen Gleichmacher nicht gerne hören. Die Hauptmasse des Volkes kann niemals „aus sich selbst heraus" glücklich und zweckdienlich werden und wird ohne Gruppengehorsam niemals einen trefflichen Soldaten liefern.

Wem dies klar wurde, den wird es gewiß höchst befremden, „Duldsamkeit" gerade von jenen am lautesten ausgeschrien zu hören, die um Menschenglück und Menschenwürde angeblich am meisten besorgt sind. Diese gewissen Volksbeglücker werden ihm entweder als sehr kurzsichtige, oder als höchst egoistische Leute erscheinen, denn sie leben nur für ihre eigene, armselige Gegenwart und sind unfähig, eine weitausblickende Umschau zu halten. Im Volke selbst ist ein Bedürfnis zur freien Entfaltung der Persönlichkeit, ein Wunsch auf eigene Art und Weise glücklich zu werden, gar nicht vorhanden. Die Wünsche in diesen Kreisen sind höchst einfacher und ziemlich allgemeiner Art. Das Volk folgt ganz im Gegenteile einem angeborenen Triebe, sich möglichst um Führer und Obere zu scharen, ähnlich wie der Soldat beim Sturme von seinem Offiziere nicht lassen will. Die Verkünder der „Duldsamkeit" haben bei ihren Predigten auch nicht das „Volk" im Auge, sie mögen endlich einmal mit der Farbe herausrücken, sie denken immer nur an sich selbst. Es ist die sogenannte nur-zeitungslesende „Halbwelt des Geistes", wie Nietzsche treffend diese Menschenklasse bezeichnet, die nach ihrer Art glücklich werden möchte, höchst merkwürdiger Weise aber gar keine Eigenart besitzt, wenn wir von der, die ein abgeleierter Zeitgeist vorschreibt, lieber absehen wollen.

[1]) Vergl. meine Schriften: Der „aristokratische Imperativ", „Die Krisis des Intellektualismus", Berlin-Steglitz, Politisch-Anthropologischer Verlag 1912 und 1913.

Ich zolle Friedrich dem Großen alle Hochachtung, aber ich muß sagen, der Ausspruch, daß jeder nach seiner eigenen Fasson glücklich[1]) werden soll, ist seiner Größe nicht würdig. Dieser Ausspruch stammte auch keineswegs aus der Seele Friedrichs, er war die Frucht seiner französischen Umgebung und des damaligen — bereits revolutionären — Zeitgeistes, der sich schon damals durch demagogische Diplomatenkunststücke emporgearbeitet hatte, der in der „Freiheit" das Glück und die Versöhnung gefunden zu haben glaubte, tatsächlich aber nur noch mehr Streit und Haß in die Welt brachte: Den chronischen, den nur zerstörenden, nichts schaffenden Streit, den Streit aller gegen alle. Vorausgesetzt, die menschliche Natur würde durch „Vernunftgründe" und wiederholte Toleranzinjektionen schließlich dahin gebracht werden können, den Nächsten auf andere Art leben zu lassen, als man selbst für gut findet, so müßten uns doch bei der nächsten besten Gelegenheit gesellschaftliche Berührungspunkte miteinander in Zwiespalt bringen, denn wir leben ja nicht als Einsiedler in Hütten verteilt auf der Erde, sondern sind alle Glieder eines großen Organismus. Es gibt kein Fleckchen in meinem Leben, wo ich mir ganz allein angehöre, alles ist Eigentum des Staates und nur dessen Lehen. Gestattet man mir auch nur an einem einzigen Punkte Eigenmächtigkeiten, so kann ich mit demselben Rechte auch alle anderen Schranken überschreiten. Bin ich geistig ein (wesentlich) anderer, als mein Nächster, so muß ich mit ihm bei der nächsten Gelegenheit übers Kreuz kommen und schade dadurch dem Zusammenwirken, der Gruppenkraft. Wer die „Freiheit" im Sinne der modernen Demagogie gründlich zu Ende zu denken gelernt hat, der steht vor deren Krach, im Reiche des Geistes sowohl, als im Leben. Wer einen Verstoß gegen die Rechtschreibung begeht, den sieht man in der Gesellschaft als „Ungebildeten" über die Achsel an, wer aber seinen Staatsangehörigen empfiehlt, unorthographisch, unstilisiert, individualisiert zu leben, den ehrt man noch obendrein. Und dennoch sollte man glauben, daß ein Verstoß gegen den Stil der Schreibweise lange nicht mit so schwerwiegenden Folgen verbunden sei, als einer gegen den Stil des Lebens. Das Ideal des stilisierten Rassenmenschen könnte man immerhin ungebunden auf seine Art und Weise leben lassen, er würde durch die Freiheit, die er in berechtigter

[1]) Anmerkung des Herausgebers: „Das Zitat ist hier nicht ganz richtig wiedergegeben worden. Friedrich der Große schrieb an den Rand der betreffenden Eingabe ‚selig' werden und meinte damit ausschließlich die Freiheit des religiösen, aber nicht etwa, wie das später, leider mit Erfolg, verlangt wurde, auch des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Glaubensbekenntnisses. Wer das von ihm verlangt hätte, den würde er gehörig, wohl gar mit dem Krückstock, abgewiesen haben. Er konnte in religiöser Hinsicht als weitblickender Staatsmann damals nicht anders handeln, denn sein Staat war auf die Errungenschaften des dreißigjährigen Krieges (durch den großen Kurfürsten) aufgebaut. In allen anderen Dingen aber hielt er so sehr auf Einheitlichkeit des Stils, daß man seine Epoche die ‚Friedericianische' genannt hat. Um sie zu erhalten oder gar höher zu entwickeln, hätte er freilich ebenbürtige Nachfolger haben müssen.

Weise genösse, niemals Unordnung in seine Gruppe bringen, wo aber ist dieser ideale Kristall zu finden? — Wie steht es nun mit dem Fremden, dem Andersgearteten, diesem Konglomerate bunter Formlosigkeit, das einmal jede noch so einheitliche Gruppe in sich birgt? Verändern sich bei Erkenntnis dieser Tatsache nicht mit einem Male alle Ansichten über „Freiheit" und „Selbstbestimmung"? — Abgesehen von allem Gruppen- und Majoritätsegoismus, auch dem Individuum, das keinerlei Stil sein Eigen nennen kann, bringe ich keinen Vorteil durch die kalte Abfertigung, daß jeder nach seiner Art selig werden möge, weil es „aus sich selbst heraus" durch die „Freiheit" allein niemals Stil und Halt gewinnen kann, sondern gerade durch die „Freiheit" immer tiefer in die intellektuelle Wirrnis hineingeraten muß. Wenn das Individuum dem Staate Schaden bringt, dann zürnt er und straft, vorher gewährt er aber seinen Gliedern „Freiheit" und das Privilegium, auf eigene Art und Weise leben zu dürfen! Wie würden wir über einen Vater urteilen, der seine Kinder auf dieser Grundlage erzöge? — Wir würden mit Recht sagen, eine solche Erziehung ist dumm, unökonomisch und lieblos[1]).

Aber zum Teufel! besitzen die meisten Menschen überhaupt jene vielgepriesenen „Fashions"? — Ich meinerseits habe die allergeringste Achtung vor diesen Massen-Individualitäten. In diesem Jahre lieben die Damen oben weit und unten eng, im nächsten unten weit und oben eng. Wer ist der Macher dieses „Volksgeschmackes"? — Einige Großkonfektionäre, die Geschäfte machen wollen. Im Vorjahre sprach die „öffentliche Meinung" in Italien vom „Freunde" Österreich, heuer vom Erb- und Todfeinde. Woher stammt diese „Volksstimme"? — Von einigen bezahlten Abgeordneten, Ministern und Zeitungen und von dem jeweiligen Geliebten der Königin. — Die meisten Ärzte sind davon gänzlich „überzeugt", daß ältere und billigere Präparate der Pharmakopöe „unangenehme Nebenerscheinungen" bewirken, neue, teuere und moderne hingegen von solchen frei sind. Wer ist der Macher dieser „Überzeugung"? — Die chemische Großindustrie, die ein neues Patent auf den Markt werfen will und deren Vertreter, die den Spitzen der hohen Forschung in Frack und weißer Krawatte einen — Besuch abgestattet haben. Mit ähnlichen Mitteln arbeiten die Verbreiter des Monismus und des phantasielosen „Weltbildes" W. Ostwalds. Man sieht, es gibt überhaupt gar keine „Individualitäten" im Alltage, es gibt darin nur geführte und genasführte Naturen. Wäre es angesichts dieser Tatsache nicht wünschenswert, diese Weisung von Staats wegen selbst zu übernehmen, gewissermaßen in Eigenbetrieb und sie in die Hände der besten, der edelsten, der vornehmsten Charaktere und Geschlechter zu legen, statt

[1]) Dieser Vorwurf kann, wie schon bemerkt, Friedrich dem Großen nur in religiöser, nicht aber in sozialer, politischer, wirtschaftlicher Hinsicht gemacht werden. (D. H.)

sie dem Demagogentume, den Volksausbeutern und dem Geldsacke zu überlassen?

Die Linkskultur predigt Freiheit des Geistes, aber Stil und Gleichheit im Rechte. Die Rechtskultur hingegen, der ich angehöre, sagt umgekehrt: Gleichheit und Stil im Reiche des Geistes, das Recht jedoch nach Ständen abgestuft[1]).

Biologische Politik — unlauterer Wettbewerb?

Prof. Dr. H. G. Holle.

Wenn im Kreise der Mitarbeiter und freundwilligen Leser dieser Zeitschrift ein Zweifel darüber nicht besteht, daß der Mensch zwar die höchste Erscheinungsform des Lebens auf der Erde, aber damit nicht über die Gesetze des Lebens hinausgehoben ist, daß er, gerade als dessen Zielpunkt, ohne die Berücksichtigung des Gesamtlebens nicht zu verstehen ist, so finden wir mit dieser Auffassung in weiteren Kreisen vielleicht theoretische Zustimmung, sachlich aber meist noch eine deutliche Ablehnung. So fest steckt den Vertretern der „Geisteswissenschaften" noch die Vorstellung einer außerhalb der Körperwelt und ohne Beziehung zu ihr bestehenden Geisteswelt im Blute, die den Menschen aus der Allgemeingesetzlichkeit des Lebens herausheben soll. — Ich nehme mir nun freilich heraus, die Psychologie als eine „Naturwissenschaft" anzusehen, da ich von einer Geisterwelt außerhalb der Natur keine Kenntnis habe, und glaube dies um so mehr tun zu können, als ich, wie wohl die meisten in unserem Kreise, nicht den Anspruch erhebe, das Leben als mechanische Folgewirkung physikalisch-chemischer Kräfte „erklären" zu können, sondern umgekehrt das gesamte Leben als eine Auswirkung seelischer Kräfte auffasse, die zwar jene physikalisch-chemischen Kräfte nicht aufheben, aber innerhalb der lebenden Wesen Richtung gebend, das heißt zwecksetzend, verwenden. — Wenn trotzdem etwaige Übereinstimmungen unserer geschichtlichen Auffassungen oder politischen Forderungen mit denen von Vertretern der „Geisteswissenschaften" als „zufällig" nur kühl hingenommen, Abweichungen aber unbeachtet gelassen oder als ganz unmaßgeblich bezeichnet werden, so macht das fast den Eindruck, als würde das Geltendmachen biologischer Erwägungen in Philosophie, Erziehung und Geschichte, ganz besonders aber in der Politik,

[1]) Bemerkung des Herausgebers: Man wird nicht verkennen dürfen, daß auch die „Rechtskultur" sich selbst ad absurdum führen kann, wenn ihr das „Leben" entflieht und der „Körper" darauf in Todesstarre verfällt. Aber das ist kein Grund gegen ihre Güte oder „Beste", denn schließlich verhält es sich so mit jedem Lebewesen. Wenn es sich nicht höher zu entwickeln vermag, dann muß es sich wenigstens auf der erreichten Höhe zu erhalten vermögen. Mit dieser „Lebendig-Erhaltung" darf aber die Todesstarre oder die künstliche Konservierung nicht verwechselt werden. In diesem Sinne verstanden, gibt es überhaupt noch keine „konservative Partei" als Vertreterin der „Rechtskultur". Sie kann aber noch kommen.

von den „berufenen" Vertretern dieser Gebiete als unlauterer Wettbewerb betrachtet.

Der Philosoph Prof. Bruno Bauch empfiehlt in seinem von den „Preußischen Jahrbüchern" in Heft 11 an erster Stelle gebrachten Aufsatze „Der Krieg und der Kampf ums Dasein" zur Fernhaltung solcher unberechtigten Eingriffe die (doch eigentlich unphilosophische) scharfe Sonderung der Wissenschaften. Er kommt zu dem Schlusse: „Was innerhalb der Naturforschung dem Naturforscher hinsichtlich des Grenzverhältnisses seiner einzelnen Disziplinen selbstverständlich ist, das sollte doch auch dem Methodologen hinsichtlich des Grenzverhältnisses von Natur- und Geschichtsforschung vor der Sinnlosigkeit bewahren, blos weil sich deren Sphären gelegentlich berühren oder schneiden, sie auch schon zur Deckung bringen zu wollen, das heißt beider Zirkel zu stören und zu verwirren." — Nun, zur Deckung bringen wollen wir keineswegs die Geschichte mit der Naturgeschichte, und was der Geschichte vor der Naturgeschichte, das heißt der Biologie der nichtmenschlichen Lebewesen, ihre Besonderheit gibt, die hohe Bedeutung, die für den Menschen neben der Vererbung die (übrigens im Bereich der höheren Tiere keineswegs fehlende) Überlieferung gewonnen hat, wird kein einsichtiger Biologe außer acht lassen und ist von mir wiederholt, zuletzt in einem Aufsatz „Vom Kampf ums Dasein und seiner Bedeutung für Menschen und Völker" (Nr. 6 und 7 dieser Zeitschrift) nachdrücklich hervorgehoben worden. Es handelt sich nicht darum, ob wir die Biologie „methodologisch" ausschalten wollen, um reine Geschichte zu treiben, sondern ob wir biologische Faktoren, dir wir als wirksam in der Menschheitsgeschichte erkannt haben, außer acht lassen dürfen. (Selbst wenn sie gewissen liberalen Parteimeinungen widersprechen! D. Schr.)

Und in bezug auf die behauptete Selbstverständlichkeit der Sonderung der einzelnen Disziplinen in der Naturforschung hätte Herr Prof. Bauch nicht besonders auf die Zweige der Physik hinweisen sollen, denn gerade in der neueren Physik fließen die einzelnen Zweige durch Aufdeckung gemeinsamer Unterlagen immer mehr ineinander und sind gerade dadurch zu um so höherer, ungeahnter Entwicklung gekommen. Dasselbe gilt von der ganzen Physik in ihrer Beziehung zur Chemie, die sich heute gar nicht mehr von jener trennen läßt. — Auf eine Zeit übermäßiger Spezialisierung der Forschung ist ein neuer Abschnitt der Zusammenfassung gefolgt, die wie bei den Wissenschaften der unbelebten Natur auch für die der belebten sich durchsetzen wird: Schon ist Tier- und Pflanzenkunde, einst so scharf gesondert, zur „Biologie" ineinandergeflossen; es geht nicht mehr an, das menschliche Leben als eine Sache für sich zu behandeln. — Ich weiß nicht, ob die Erdkunde, die als räumliche Wissenschaft neben ihre zeitlich bestimmte Schwester, die Geschichte, tritt, auch von der Beeinflussung durch andere Disziplinen rein gehalten werden soll. Jedenfalls bliebe nicht viel von ihr übrig, wenn abgezogen wird, was Astronomie und Physik, Geo-

logie und Mineralogie, Tier- und Pflanzenkunde, Ethnographie und vergleichende Sprachwissenschaft, Wirtschaftsleben und Staatswissenschaft zu ihr beigetragen haben.

Also wird sich auch wohl die Geschichte, ebenso wie die Politik als werdende Geschichte, damit abfinden müssen, daß die Biologie nicht zu unlauterem Wettbewerb, sondern zu berechtigter und unentbehrlicher Mithülfe sich bereit stellt. Freilich nicht zur Mithülfe in dem Sinne der falschen Anwendung des Begriffes vom Kampf ums Dasein, die Herr Prof. Bauch in seinem Aufsatz voraussetzt, indem er annimmt, daß die Biologie speziell im Kriege, insonderheit im gegenwärtigen Weltkriege die Auswirkung des „Kampfes ums Dasein" beim Menschen sähe. „In der Tat", sagt Prof. Bauch, „handelt es sich, das wissen wir alle, für uns um Sein oder Nichtsein." — Dies „In der Tat" zeigt, wie sehr ich Recht hatte, in meinem erwähnten Aufsatze besonders hervorzuheben, daß der von Darwin formulierte biologische Begriff des Kampfes ums Dasein an sich mit „Kampf" nichts zu tun hat, daß der „Kampf ums Dasein" vielmehr in der Regel die Form des Kampfes nicht hat und ein in der Natur beobachteter Kampf um Sein oder Nichtsein meist kein „Kampf ums Dasein" ist. Diese Bezeichnung ist vielmehr nur ein Ausdruck für die Tatsache, daß auf irgend einem Gebiete von einer Art mehr Einzelwesen vorhanden sind, als dauernd auf ihm leben können. Daß dieser Umstand nicht notwendig zum Überleben der bestangepaßten Individuen oder Völker führt, darin hat Herr Prof. Bauch freilich Recht. Der Fehler liegt in der Annahme, daß der biologische Begriff des Kampfes ums Dasein mit dem einer „natürlichen Zuchtwahl" sich deckte, daß der Kampf ums Dasein „in der Natur zu einer Selektion der Stärksten und Bestangepaßten führen" müsse, und daß „die Biologie den bewußten (?) Zweckgedanken als wirkendes Prinzip vom Begriff des Kampfes ums Dasein gerade auszuschalten und diesen allein auf mechanische Notwendigkeit zu stellen" habe. Von diesem Versuch Darwins, die Entstehung der Arten mechanistisch zu erklären, sind die Biologen doch heute meist abgekommen; und selbst, wenn die Theorie richtig wäre, würde sie, da sie nach Darwins eigener Auffassung geologische, nicht menschliche, Zeiträume voraussetzt, für die Geschichte nicht in Betracht kommen.

Ohne meine Darlegungen über diesen Punkt zu wiederholen, will ich hier nur betonen, daß der Kampf ums Dasein neben vorherrschendem Zufallstode auf die Dauer die Untauglichen, die „aus der Art schlagenden" sicher vernichtet und die Art dadurch auf die Höhe ihrer Ausbildung hält, wie die tatsächlichen Ergebnisse der „Panmixie", der Ausschaltung des Kampfes ums Dasein, auch beim Menschen beweisen. Er führt aber keineswegs zur Auswahl der ausnahmsweise gut Angepaßten; das kann nur die bewußte Zuchtwahl des Menschen bewirken, und wird also ein Biologe auch nicht vom Kriege erwarten, selbst wenn dieser den Nahe-

kampf heute wieder mehr zur Geltung bringt. Denn er führt doch höchstens ausnahmsweise zu einer Auflösung in Einzelkämpfe, zu Kämpfen „Mann gegen Mann", in denen die Kräfte bestimmter Individuen aneinander gemessen würden. — Als eine natur„geschichtliche" Tatsache können wir es ansehen, daß in Europa der Löwe im Kampfe ums Dasein dem Fuchse, das heißt die Gattung (naturwissenschaftlich gesprochen „Spezies") Löwe der Gattung Fuchs unterlegen ist. Nicht als wenn jemals ein einzelner Fuchs und Löwe miteinander „gekämpft" hätten. Sondern im Wettbewerb mit dem Fuchse hat sich der Löwe der „Schädlichkeit" Kulturmensch gegenüber mit seiner geraden, ehrlichen Kraft als weniger gut ausgerüstet für die verringerte Daseinsmöglichkeit erwiesen, als der vielgewandte, listige Fuchs. — Der Einzelkampf im Kriege ist aber gar kein „Kampf ums Dasein". Selbst wenn der merkwürdige Zufall einträte, daß etwa ein Franzose im Einzelkampfe mit einem Deutschen zusammenträfe, der mit ihm in demselben Berufe, also im richtig verstandenen Kampfe ums Dasein stände, so würde dieser bei der Entfernung und dem mangelnden staatlichen Zusammenhang ihrer Wohnsitze doch nie in Wirksamkeit getreten sein, falls es sich nicht etwa um Inhaber von Weltgroßgeschäften gleicher Art handelt. Und wenn schon, dann wäre das Unterliegen des einen sicher nicht der Abschluß dieses Daseinskampfes, ebensowenig wie ein möglicherweise mal eintretender Kampf zwischen Fuchs und Löwe für ihren „Kampf ums Dasein" inbetracht käme.

Die Eigenschaften, körperliche und geistige, die zum Obsiegen im Zweikampf führen, sind für den Kampf ums Dasein innerhalb eines Kulturvolkes — leider — belanglos geworden. Wenn aber der Kampf ums Dasein unter den Völkern die Form des Krieges angenommen hat, so ist der Besitz und der Einsatz mit solchen Eigenschaften ausgestatteter Individuen, wie schon bei gesellig lebenden Tieren, ein Mittel des Volkes für den Kampf ums Dasein, wie es die „selbstentsagende Selbstzucht in der Organisation des Krieges" ist. Die für den bestimmten Volkszweck tüchtigen Einzelmenschen aber sind aus glücklichen Kombinationen von Keimanlagen des „völkischen Grundstocks" hervorgegangen, dessen Reichtum an Anlagen brauchbarer Art für das Geschick des Volkes entscheidend ist.

Die Ablehnung der Biologie liegt vielfach daran, daß es Nichtbiologen Schwierigkeiten macht, statt mit Individuen mit Keimanlagen als den eigentlichen Trägern der Volksgeschichte zu rechnen, und zwar mit Keimanlagen, die von Natur verschieden sind und ihre Besonderheit durch die Generationen hindurch zähe festhalten. Änderungen im Volkscharakter und damit in der Geschichte des Volkes können wohl auf Zumischung fremden Blutes und Absterben des völkischen Grundstocks zurückgeführt werden, nicht aber auf Wandlungen der körperlichen oder geistigen Anlagen zur „Vererbung erworbener Eigenschaften", auf deren Behauptung

eine falsch verstandene Biologie gern die grundsätzliche Gleichartigkeit aller Menschen konstruieren möchte. — Geschichtliche Wandlungen eines Volkes können auch dadurch bedingt sein, daß Träger bestimmter Keimanlagen durch besondere Umstände oder staatliche Maßnahmen im ganzen Volksleben oder in einzelnen Gebieten begünstigt und zur Herrschaft gebracht, oder umgekehrt in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt werden, wie es der Herausgeber in der vorigen Nummer für den „Militarismus" dargelegt hat. — Selbst die unvererbliche, durch Tradition und Suggestion beeinflußte individuelle geistige Anpassung verlangt eine rassisch dafür gestimmte Unterlage. — Solche biologische Faktoren sind als wesentliche Ursachen der Größe und des Verfalls für eine Reihe älterer Völker in früheren Heften der P.-A. M. durch die verdienstvollen Arbeiten Alb. Reibmayrs nachgewiesen.

Im Kriege nun, wie auch im Frieden, werden die Einzelmenschen, in denen sich die für den besonderen Staatszweck tauglichen Keimanlagen verwirklicht haben, verbraucht. Dieselben Keimanlagen finden sich aber, ohne daß sie in den Personen selber zur Ausbildung gekommen zu sein brauchen, und in anderer Mischung auch in anderen Individuen und vielleicht sogar in ähnlicher in den nicht mit kämpfenden Frauen und können künftighin für das Volk in Wirksamkeit treten, wenn nicht gerade die tüchtigsten Keimanlagen durch weitere Nachgiebigkeit gegen die Frauenrechtlerei im biologischen Sinne außer Kurs gesetzt werden. — Diese Anlagen können sich dann im Frieden wieder vermehren, wenn der Erfolg des Krieges die Bedingungen dazu verwirklicht, wenn also der Sieg im Kriege auch der Sieg im Kampfe ums Dasein ist: Politik ist bewußte Leitung des kriegerischen oder friedlichen Kampfes ums Dasein unter den Völkern, die Geschichte das Ergebnis dieses Kampfes.

Der Bindestrich-Staat.

Dr. M. Ritzenthaler.

Es sei hier an Hand der Haltung der Deutsch-Amerikaner, dieser sogenannten Bindestrich-Amerikaner, eine kurze Erörterung des sehr wichtigen Problems gestattet, warum es in den Vereinigten Staaten derartige Bürger gibt, Deutsch-Amerikaner, Anglo-Amerikaner, Jüdisch-Amerikaner usw. Wir werden sehen, daß sich eine solche Betrachtung, bei der wir von jeglichem Schlagwort und allen bei uns üblichen Gemeinplätzen über den „Yankee" absehen, außerordentlich verlohnt. Als Grundlage zu dieser Arbeit vermögen die Berichte aus Amerika, die in der deutschen Presse erschienen sind, leider nicht zu dienen — die Illusionen, denen man sich teils unbewußt, teils sehr bewußt bei uns über das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" hingibt, haben heute wie vor dem Kriege immer noch so hohe Geltung,

daß sie eine nur einigermaßen zutreffende Berichterstattung und Schilderung der Vorgänge in der großen Republik verunmöglichen. Anders verhält es sich in dieser Hinsicht, und ebenfalls leider, mit den in englischen Blättern und Zeitschriften in der letzten Zeit erschienenen Korrespondenzen über Nord-Amerika: trotz aller Tendenz und Mache spricht aus ihnen ein großes Verständnis für die große Republik und deren intime Wesensart. Vor allem möchte ich hier eine Reihe von Artikeln erwähnen, die in dem Londoner „New Age" erschienen sind; diese dienen zu nicht geringem Teil teils als Grundlage, dann aber besonders zur Illustration meiner Ausführungen.

Alles, was wir über die Deutsch-Amerikaner heute hören, berechtigt uns zur Annahme, daß sie in den Vereinigten Staaten keinen vollen Ersatz für die freiwillig oder unfreiwillig aufgegebene Heimat gefunden haben. Dies gilt für Deutsch-Amerikaner zweiter oder selbst dritter Generation fast ebenso, wie für jene, die noch bei uns geboren wurden. Da dem Leser deutscher und vor allem ausländischer Blätter alle Kundgebungen der Deutsch-Amerikaner seit Ausbruch des Krieges bekannt sind, erübrigt sich ein Eingehen auf diese Kundgebungen. Ihr genaueres Studium wird und muß zur Überzeugung führen, daß die große Republik, entgegen dem landläufigen Gemeinplatz, nicht jener „Schmelztigel" ist, in den man alle Rassen und Völker nur hereinzuwerfen braucht, um rasch den „Yankee" zu erhalten. Da wirft sich die ohne jede Übertreibung für jeden Kulturmenschen kapitale Frage auf, warum dieser „Schmelztigel" versagt, warum die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika teilweise von Bindestrich-Bürgern bevölkert sind, also selber einen Bindestrich-Staat darstellen.

Diese Frage geht unmittelbar den Yankee selbst an, bei dem sie zum erstenmal die unheimliche Furcht auslöste, daß es um die Einheit seines Staates lange nicht so gut bestellt sei, als er bisher glaubte. Und da er praktisch ist, suchte er sofort nach Mitteln und Wegen, um die Verschmelzung der disparaten Elemente zu erleichtern und zu beschleunigen. Allein diese Mittel sind kennzeichnend für die Mentalität des Yankee, und ferner geben sie bis zu einem gewissen Grade die Antwort auf unsere Frage. Da wurde zum Beispiel von dem „National Americanisation Day Committee" der Versuch gemacht, während des nationalen Feiertags vom 4. Juli „praktische Übungen in amerikanischer Vaterlandsliebe" abzuhalten. Das Vorgehen bei diesem Versuch ist so komisch als typisch: Am Vorabend des Feiertages haben sich geborene und noch werdende Bürger der großen Republik in irgend einem Raum zu treffen, etwa in der Schule, um sich dort besser kennen zu lernen. Es werden Vorträge gehalten, es wird Tee getrunken, der Film, der Phonograph und andere Kulturerrungenschaften werden für die gute Sache in Bewegung gesetzt, und man verabschiedet sich mit dem gegenseitigen Versprechen, den nationalen Feiertag mit allem möglichen Pomp zu begehen, also mit mehr Flaggenschwingen, Reden,

Schreien, Revolverschießen usw. denn je zuvor. Und hierdurch ist, so glaubt man, die Verschmelzung angebahnt und beschleunigt, der Neophyt von diesem Jahr wird nach zwölf Monaten seinerseits Rekruten werben.

Ich übertreibe hier nicht, der Glaube an die Wirksamkeit solcher Mittel ist dokumentarisch zu belegen. Über die grauenhafte kulturelle Leere, die hinter solchem Humbug abgrundtief gähnt, braucht wohl kaum etwas gesagt werden. Und daß niemand anders, als der unsägliche Roosevelt solche Mittel öffentlich gut hieß und sich von ihnen viel versprach, ist ein Beweis dafür, daß der Yankee im allgemeinen der gleichen optimistischen Meinung ist, wie sein bester Repräsentant. Keinem dieser Nord-Amerikaner kam der Gedanke, daß Vaterlandsgefühl nicht mittels Feuerwerkzauber, Flaggen, Reden und abgeschossenen Revolvern geweckt werden kann, keiner wurde sich darüber klar, daß solche Kundgebungen bestenfalls Zeichen für ein schon vorhandenes Vaterlandsgefühl sind, und nichts mehr. Kurz, die Verwechselung von Ursache und Wirkung war derart grob, wie man sie etwa bei dem Ur-Amerikaner finden mochte, beim Indianer, wie man sie jedoch kaum bei demjenigen Volke vermutet hätte, das an der Spitze der Zivilisation usw. zu marschieren vorgibt.

Ein anderes und in der Tat ernsthafteres Mittel der Veramerikanisierung der Bindestrich-Amerikaner und vor allem der Neuangekommenen sieht man in einer wirksameren Bekämpfung der Nichtbildung, wobei die Möglichkeit geboten werden soll, rasch englisch zu lernen. Aber auch dies Mittel ist ein unzulängliches: obwohl der Gebrauch der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten stark und ständig abgenommen hat, machte die Veramerikanisierung der Deutsch-Amerikaner in keiner Weise die entsprechenden Fortschritte. Während des Sezessionskrieges fochten Deutsche begeistert für das, was man als nordamerikanische Ideale bezeichnete, obwohl sie kaum englisch konnten, während heute die meisten der hervorragenden, für uns eintretenden Deutsch-Amerikaner nicht nur englisch können, sondern diese Sprache meistern, weil sie ihre Umgangssprache geworden ist. Woher dieser Unterschied? Damals fochten unsere ungetreuen Söhne für ein Ideal (ob es wirklich eines war, tut hier nichts zur Sache), heute liegt für den gebildeten Deutsch-Amerikaner auch nicht der leiseste Grund vor, ihre zweite Heimat der alten vorzuziehen. Hier ergibt sich ein höchst wertvoller Grundsatz: die Sprache ist eine gute Waffe gegen die Entnationalisierung, falls zwei Kulturen aufeinanderprallen, aber wo das nicht der Fall ist, nützt auch ein Wechsel der Sprache nichts.

Es soll nun untersucht werden, warum die Vereinigten Staaten keine Kultur haben und haben können, die automatisch veramerikanisierend wirkte. Hierbei kommt es mir nur darauf an, in zwangloser Folge auf einige weniger oder überhaupt noch nicht beachtete Ursachen und Belege für dieses fundamentale Gebrechen der großen Republik einzugehen.

Die Vereinigten Staaten können keine eigene Kultur haben oder eine eigene Kultur zustande bringen, weil alle ihre Ideale Lügen sind, weil sich der Amerikaner den gröbsten Täuschungen hingibt, und weil er von einem Optimismus beseelt ist, der alles tiefere Nachdenken und jede Ehrlichkeit, die Dinge zu sehen, wie sie nun einmal sind, ausschließt. Da ist zunächst der Köhlerglaube, daß die Heimat eine echte Demokratie sei. Niemals wird der Yankee verstehen, daß seine Demokratie, auf die er so stolz ist, eine reine Fiktion ist, daß er weniger persönliche Freiheit genießt, als der in einer Monarchie lebende Europäer. Weiter macht dieser Köhlerglaube den Yankee blind für die Tatsache, daß sein Staat die Heimat der rohesten Lohnsklaverei ist, die um so häßlicher sein muß, als ihr alle handwerklichen und industriellen Traditionen, die in Europa immerhin noch vorhanden sind, abgehen. Und ein gleiches gilt für die intellektuelle Versklavung eines Volkes, das eben keine Traditionen hat. Wenn man glaubt, Kultur importieren zu können, wie man Kunstwerke und Professoren etwa importiert, oder wenn man glaubt, durch Bildung von Universitäten und Überschwemmung des Landes mit Bibliotheken zu Kultur zu gelangen, dann ist alles, was wirklich erschöpferisch wirken könnte, von vornherein zur Ohnmacht verdammt. Der erste Schritt zur Kultur wäre die Einsicht des Yankee, daß sein Volk keine echten Ideale hat, daß es in seinem Hauptziel, nämlich eine wahre Demokratie zu sein, kläglich Schiffbruch erlitten hat, und daß nur die Hungersnot für den Kulturmenschen Europas ein zureichender Grund dafür sein kann, die Heimat zu verlassen und den Boden der Vereinigten Staaten zu betreten. Aber es wird „a long way" bis zu dieser Einsicht sein, die selbstgefällige und maßlos eitle Zufriedenheit des Yankee mit seinem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" wird auf Generationen hinaus hemmend wirken. Er wird auf Generationen hinaus an die dem amerikanischen Volke eingeborenen „Tugenden" glauben und sich niemals die Mühe der Prüfung nehmen, ob diese „Tugenden" überhaupt existieren. Und er wird sich morgen ebenso wie heute bitter darüber beklagen, wenn der Bindestrich-Amerikaner an seinem Bindestrich festhält, denn er wird es eben nicht gewahr, daß der Bindestrich-Amerikaner vergebens nach irgend etwas Realem sucht, das den schönen Phrasen von den „Tugenden" entspräche.

Daß die Vereinigten Staaten in ihrem Hauptziel, nämlich eine echte Demokratie zu sein, kläglich Schiffbruch erlitten haben, diese Tatsache verdient deshalb eingehendere Beachtung, weil sie in Wirklichkeit der großen Republik die Existenzberechtigung als gleichwertiges Volk abspricht. Hier haben wir den Fehlschlag eines in der Weltgeschichte einzig dastehenden, riesenhaften Experimentes, riesenhaft infolge seiner Dimensionen in Raum, Zeit und Zahl. Welches war und ist die Begründung der Vereinigten Staaten für den Anspruch, als ein vollwertiges Volk zu gelten? Mit welchem Recht rissen sich die

Kolonien vom Mutterstaate los, was berechtigt den Yankee, vom Zugewanderten heute eine rasche Veramerikanisierung zu verlangen? Unbelastet von alten Problemen und Vorurteilen und als vollkommene Meister ihres Schicksals wollten die Amerikaner den Beweis dafür liefern, daß man einen Staat aufbauen, ein Volk schaffen könne auf den Grundlagen des Radikalismus und Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts. Die droits de l'Homme waren Grundlage und Richtschnur zugleich. Auf dies Vorhaben hin gab das alte Europa den Gründern der Republik Kredit, überredet durch die feierlichen Versprechen, daß in diesem Staate die Menschenrechte ihre volle Erfüllung finden sollten. Und niemand wurde sich damals des Nonsens eines Unterfangens bewußt, das darin bestand, für ein bestimmtes staatliches und wirtschaftliches Ideal ein Volk schaffen zu wollen, ja heute noch ist man sich nicht darüber klar, daß das Volk staatliche und wirtschaftliche Ideale schafft und nicht umgekehrt. Das Ideal war die vollkommene Demokratie. Je näher man diesem Ideal käme, so versicherte man, um so stärker würde die Nationalisierung der ehemaligen Kolonien sein. Kurz und gut, die Vereinigten Staaten wurden in künstlicher Weise zu dem ausgesprochenen Zweck geschaffen, ein demokratisches Volk zu werden. Diese Idee, dem kranken Hirn eines Jean Jacques würdig, kann in ihrer ganzen Perversität nur dann erkannt werden, wenn man überlegt, welches der bei wirklichen Völkern stattgehabte, natürliche Prozeß war. So war die französische Demokratie nicht vor der Geburt Frankreichs vorhanden, oder die englische Demokratie vor der Geburt Englands, oder die deutsche Monarchie vor der Geburt Deutschlands, während die amerikanische Demokratie schon fix und fertig in den Hirnen des achtzehnten Jahrhunderts spukte, bevor es die Vereinigten Staaten gab. . . . Immerhin, der Erfolg entscheidet, die Antwort auf die Frage, ob die Vereinigten Staaten eine echte Demokratie sind, gibt uns auch die Antwort auf die andere Frage, ob das Experiment glückte, ob die Vereinigten Staaten wirklich ein vollwertiges Volk geworden sind. (Wir lassen hierbei die kapitale Frage, ob angesichts unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse eine Demokratie überhaupt möglich ist, ganz beiseite.)

Für den Einsichtigen gibt es hier nur eine Antwort: die Demokratie der Vereinigten Staaten ist, um mit Shaw zu reden, der dickste Humbug (biggest humbug) unserer Zeit; wir möchten hinzufügen: noch dicker als der Humbug der französischen oder englischen Demokratie. Das ganze amerikanische Leben, vom Nigger (der, nebenbei gesagt, immerhin seine eigene Kultur hat, aus seinem eigenen Glas trinkt, und sei es auch klein) bis zum Präsidenten wird „kontrolliert" durch einen industriellen und teilweise auch landwirtschaftlichen Kapitalismus. Bei uns in Europa sind noch Kräfte vorhanden, die einer Kommerzialisierung und Verkapitalisierung der Staaten entgegenarbeiten. In der großen Republik fehlen diese Kräfte

vollkommen. „Dollars" und „propositions", Geld und Geschäft, dies sind die beiden einzigen Leitmotive in der nordamerikanischen Kakophonie. Nicht die (übrigens importierte) Freiheitsstatue ist das wahre Symbol dieser „Demokratie", sondern der Himmelkratzer, an dem kein Stein frei ist, bei dem alles bis ins einzelne hinein dem business zu dienen hat. Der Himmelkratzer ist der Tempel dieser „Demokratie", in ihm wird Tag für Tag dem goldenen Kalb geopfert, und, was das Furchtbare hierbei ist, der Yankee ist glücklich und stolz bei diesem Gottesdienst.

„Die Regierung durch das Volk für das Volk mit dem Volk" — derart lautet das Schlagwort, das dieser „Demokratie" Existenzberechtigung verleihen soll. Aber grasser kann der Gegensatz zwischen der offiziellen Devise und der Wirklichkeit nicht sein. Eine Regierung gibt es in den Vereinigten Staaten überhaupt nicht, sondern eine politische Maschinerie, dazu bestimmt, für den Fortbestand gewisser Interessen zu sorgen und gewisse Riesengeschäfte in der gewünschten Weise zu verteilen. Noch weniger gibt es eine „öffentliche Meinung". Der Zwiespalt zwischen Politik und Leben ist in den Vereinigten Staaten derart groß, daß nicht eine einzige Tageszeitung daran denkt, Berichte über die Sitzungen im Parlament ausführlicher oder regelmäßig zu veröffentlichen, während doch jedem Debattier- oder Kegelklub diese Aufmerksamkeit zuteil wird! Ein echtes geistiges Leben gibt es in den Vereinigten Staaten auch nicht, wofür die Stellung, die den Universitäten in dieser „Demokratie" eingeräumt wird, kennzeichnend ist: es sind dies Anstalten, die vom Kapitalismus kontrolliert werden und den Zweck haben, das zum Profitieren notwendige, bessere Menschenmaterial schnell und in wirksamer Weise zu liefern. Die Zeitungen, dieser beste Spiegel eines Volkes, widmen der Weisheit eines barkeepers den gleichen Raum, wie den Worten eines Universitätsrektors, der sich die gleiche Behandlung gefallen lassen muß, wie irgendein anderer Lohnsklave.

Es liegt ferner auf der Hand und ist eine leicht nachweisbare Tatsache, daß der amerikanische Großunternehmer und Großkapitalist kein Interesse daran hat, die immer neu zuflutenden Menschenmengen auf ein höheres Niveau zu führen, denn je ungebildeter das menschliche Rohmaterial ist, um so hilfloser ist es auch. Hat sich der Eingewanderte, als einer von Hunderten, dennoch zu einer höheren Bildungsstufe emporgearbeitet, so gehört er jener Klasse von Bürgern an, die den geringsten Einfluß auf das öffentliche Leben hat, da ihr jeder Führer fehlt und da die politische Maschinerie eifersüchtig darauf achtet, alle Macht in ihren Händen zu behalten. Der durchschnittliche Einwanderer kann es in den Vereinigten Staaten nur dann zu etwas materiellem Wohlstand bringen, falls er seine Seele an irgendeine politische Organisation verkauft. Die klassische ist die bekannte Tammany Hall, deren Stärke fast ausschließlich darauf beruht, daß sie für das rein materielle Wohl des armen Einwanderers sorgt. „Nichts schlimmeres kann über Amerikas Fehlschlag festgestellt werden, als die Tatsache, daß

man es derartigen Institutionen überläßt, amerikanische Bürger zu schaffen." Arme Einwanderer wird es aber noch in Millionen geben, ist das südöstliche und südliche Europa ausgeschöpft, so wird man sich auf eine radikale Änderung der den Import von Chinesen verbietenden Gesetzgebung gefaßt machen dürfen. Tammany Hall wird noch lange dauern — wenn alles vergeht, diese amerikanische „Tugend" besteht!

Mit welcher Berechtigung ein solcher Staat den Bindestrich-Bürger schilt, ist schwer zu sagen, während das Vorhandensein des Bindestrich-Bürgers nur allzu leicht zu erklären und zu rechtfertigen ist. Und wenn der Yankee darüber klagt, daß die Zahl der Bindestrich-Bürger riesenhaft zunimmt (denn ich wiederhole, es gibt nicht nur Deutsch-Amerikaner, sondern auch Österreich-Amerikaner, Bosnisch-Amerikaner, Jüdisch-Amerikaner, Italienisch-Amerikaner usw.), so mag man ihm antworten, daß die Vereinigten Staaten nur ein Bindestrich-Staat sind und sein können, daß sie bis heute noch nicht das geworden sind, was zu diesen Klagen berechtigte, ein Volk. Ebenso wie das Wort von der nordamerikanischen Demokratie, so ist auch das von einem nordamerikanischen Volk ein „dickster Schwindel".

Landflucht und Leutenot und ihre Bekämpfung.

Dr. Heinrich Pudor.

Bei der Eröffnung der landwirtschaftlichen Woche in Königsberg sagte der Vorsitzende: „Die Arbeiterverhältnisse haben sich leider nicht gebessert. Wir sind nach wie vor auf ausländische Wanderarbeiter angewiesen. Und nach wie vor ist die Arbeiterfrage die größte Sorge." Und auch im Sächsischen Landeskulturrat wurde kürzlich erklärt, daß hinsichtlich des landwirtschaftlichen Arbeiterwesens alle Anzeichen dafür sprechen, daß der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern sich noch bedeutend fühlbarer machen werde.

Zunächst etwas Statistisches: Im Jahre 1907 waren unter den landwirtschaftlichen Arbeitern 3,84 pCt. Ausländer, unter den Industrie-Arbeitern 5,13 pCt. Landrat Ecker-Winsen hat folgende Aufstellungen gemacht:

„Die Zahl der Landarbeiter am eigenen oder gepachteten Lande hat in den Jahren 1895—1907 von 382000 auf rund 259000 abgenommen. Die Verminderung beträgt also in 18 Jahren 120000 Personen. Noch erschreckender sind die Zahlen bei den Landarbeitern ohne eigenes Land; diese haben sich in derselben Zeit von 1730000 auf rund 1500000 verringert, es ist also eine Abnahme um rund 300000 Personen eingetreten. Wenn man hierzu die Abnahme der Landarbeiter im eigenen oder gepachteten Lande rechnet, so ergibt sich eine Gesamtabnahme von 400000 Landarbeitern."

Nach den Veröffentlichungen des Reichsstatistischen Amtes (Bd. 211) wurden im ganzen Reiche für das Jahr 1907 26827362 Erwerbstätige ermittelt, ausschließlich 1264755 häuslicher Dienstboten. Unter diesen rund 28100000 Erwerbstätigen befanden sich 11297000, die auf dem Lande, d. h. in Ortschaften von weniger als 2000 Einwohnern geboren waren und dort auch tätig geblieben sind, hingegen nur 9107000 Stadtgeborene und dort tätig gebliebene. Andererseits belief sich die Zahl der in Städten ermittelten, aber auf dem Lande geborenen Erwerbstätigen auf nicht weniger als 5797000; diejenigen der auf dem platten Lande vorhandenen stadtbürtigen Erwerbstätigen aber nur auf 893000. Es beträgt mithin der Gewinn der Städte an Erwerbstätigen fast 5 Millionen und ein Verlust des Landes von 4½ Millionen Erwerbstätiger bleibt übrig, was einen gesamten Bevölkerungsverlust von etwa 10 Millionen bedeutet.

Vergleicht man die landwirtschaftlichen Berufsverhältnisse mit denen anderer Länder, so ergibt sich Folgendes:

In Deutschland	leben	35,2	pCt.	von	der	Landwirtschaft
„ England und Wales	„	8	„	„	„	„
„ Großbritannien und Irland	„	13	„	„	„	„
„ Belgien	„	21	„	„	„	„
„ den Vereinigten Staaten	„	35,9	„	„	„	„
„ Frankreich	„	42,7	„	„	„	„

Was die Bevölkerung in Deutschland betrifft, so hat sich das Verhältnis zwischen Landwirtschaft einerseits und Handel und Industrie andererseits im Laufe der Jahre wie folgt verschoben:

	Landwirtschaft	Handel und Industrie
1882	42,5 pCt.	45,5 pCt.
1895	35,7 „	50,6 „
1907	28,7 „	56,16 „

Es ist also kein Wunder, wenn es an heimischen Landarbeitskräften mangelt. Darin liegt aber eine große Gefahr, denn ähnlich wie England, wenn man ihm die Zufuhr der aus dem Ausland kommenden Nahrungsmittel absperren würde, verhungern müßte, kommt auch Deutschland in Gefahr, wenn ihm die ausländischen Arbeitskräfte entzogen würden, denn ohne diese kann die Landwirtschaft heute nicht bestehen. Mittlerweile ist nun bekannt geworden, daß Rußland vor dem Kriege in der Tat daran ging, uns den Zuzug der russischen Saisonarbeiter zu unterbinden und zwar mit Hilfe eines Gesetzentwurfes, den der Handelsminister dem Ministerrat unterbreitet hatte. Er sollte „das Anwerben der im Auslande Arbeit suchenden russischen Arbeiter regeln und ihre Interessen wahrnehmen. Zunächst wurde bestimmt, daß der Transport von Arbeitern auf dem Seewege nur solchen Reedereien gestattet ist, die dazu eine besondere Erlaubnis erhalten haben. Jedes Anwerben von Sachsengängern durch Agenten innerhalb Rußlands ist danach verboten und wird mit strengen Strafen bedroht.

Außerdem hatte der russische Handelsminister dem Ministerrat einen Gesetzentwurf vorgelegt, betreffend die Besteuerung von Getreide in Körnern außer Reis, Erbsen und Bohnen, die nach Rußland eingeführt werden und zwar in Höhe von 30 Kopeken für das Pfund Brutto. Die unverzügliche Einführung dieser Maßnahmen sei wünschenswert, denn das System der verschleierten Ausfuhrprämien, wie es in Deutschland üblich ist, hindert die Entwicklung der russischen Landwirtschaft. Die Lage würde sich verschlimmern, sobald Rußland seine Anbaufläche vergrößern und in der Feldkultur vollendetere Methoden verwenden werde."

Unter dem 28. Dezember 1913 ist dann berichtet worden, daß der Ministerrat die Ausführung dieser Gesetzesvorlage bereits genehmigt hat.

Damit wäre also nun eigentlich der Kampf zwischen Deutschtum und Slawentum zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete eröffnet. Mittlerweile rückt Rußland dem Germanentum von Osten her vermittelst des Pufferlandes Finnland immer näher auf den Leib. Deutschland hätte hier längst ein Machtwort sprechen sollen, denn wenn schon es bei weitem nicht mehr genug Machtgefühl besitzt, um nach den Ostseeprovinzen Begehren zu tragen, sollte es im eigenen Lebensinteresse nicht dulden, daß Rußland, seit es unter Peter dem Großen den Zugang zur Ostsee gefunden hat, immer mehr Einfluß auf die Ostsee gewinnt und unverkennbar nach einem eisfreien Hafen an der norwegischen Nordküste des atlantischen Ozeans Verlangen trägt[1]).

Dies nebenbei: Was aber die russischen Einfuhrscheine betrifft, so kommt nun auch noch von Amerika die Nachricht von dem Versuch der Unterdrückung der Ausfuhr deutscher Getreideprodukte. Unter dem 27. Dezember 1913 wurde aus der amerikanischen Bundesstadt berichtet:

Das Schatzamt der Vereinigten Staaten erließ eine am 1. Januar 1914 in Wirksamkeit tretende Verfügung, wonach für Weizenmehl, Erbsen und Spließerbsen, die aus Deutschland unmittelbar oder mittelbar zur Einfuhr in die Vereinigten Staaten gelangen und für die bei der Ausfuhr aus Deutschland Einfuhrscheine erteilt wurden, Zuschlagszölle zu erheben sind.

Auch diese Sache ist nicht unbedenklich.

In Bromberg sagte Dr. Rösicke am 20. Dezember 1913: „Rußland droht mit dem Verbot der Einwanderung landwirtschaftlicher Arbeiter. Diese Drohung ist zwar jetzt nicht durchzusetzen, wir sollten aber dafür sorgen, daß, wenn wirklich einmal diese Frage ernstlich zur Erörterung steht, wir soweit gerüstet sind, daß wir Rußland deshalb keine Konzessionen zu machen brauchen." Unter dem 27. Dezember kommt bereits die Nachricht, daß der Gesetzentwurf auf dem Ministerratstische liegt. Heute ist

[1]) Die vorliegende Arbeit ist noch vor dem Kriege geschrieben.

er schon genehmigt. Wir werden also wohl lernen müssen, etwas schneller zu arbeiten[1]).

Auch der preußische Landwirtschaftsminister hat in der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses gesagt: Ein Abnehmen des Zustromes ausländischer Arbeiter sei zu erwarten, es werde daher Bedacht darauf genommen, möglichst viele Landarbeiter ansässig zu machen und es werde auch die Rückwanderung deutscher Arbeiter aus Rußland von der Regierung unterstützt werden.

Die Frage der ausländischen Arbeiter muß aber auch erstens einmal in Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit betrachtet werden. Mumm hat kürzlich im Reichstag über die Pflicht der Industrie gesprochen, Ausländer nicht zu beschäftigen, solange deutsche Arbeiter hungern. Und zweitens ist die Frage der Arbeitslosen untrennbar von der des Arbeitsnachweises. Über beide Fragen hat der Bayerische Landwirtschaftsrat am 6. Dezember 1913 folgende beachtenswerte Entschließung angenommen:

1. Die Arbeitslosigkeit ist ein schweres, soziales Übel und mit allen Mitteln tunlichst zu bekämpfen, insbesondere empfiehlt sich dringend, eine angemessene Fürsorge für die Arbeitslosen durch rechtzeitige Bereitstellung von Arbeiten, durch Vervollkommnung des Arbeitsnachweises, durch Vereinigung der Berufsgenossen zu gegenseitiger Hülfeleistung und durch geeignete Spareinrichtungen unter Mitwirkung der Gemeinden; außerdem wären über die Arbeitslosigkeit alljährlich eingehende Erhebungen im Deutschen Reich zu pflegen;

2. vom Standpunkt der Landwirtschaft kann nicht befürwortet werden, daß die Fürsorge für die Arbeitslosen in der Form der Versicherung durch Einräumung eines Rechtsanspruches auf Schadloshaltung und unter Heranziehung von Staats- oder Reichsmitteln betätigt werde.

Die Arbeitslosenversicherung ist fast allerorten abgelehnt worden, mit Ausnahme natürlich der Sozialdemokratie. Im besonderen hat die Arbeitsnachweis-Konferenz der vereinigten Arbeitgeberverbände sich dahin ausgesprochen, daß jede Arbeitslosenversicherung auf öffentlich-rechtlicher Grundlage aufs entschiedenste abzulehnen sei. „Im gleichen Sinne hat sich der Bayerische Industriellenverband geäußert: Auch vom Deutschen Braunkohlenindustrieverein, vom Verband Sächsisch-Thüringischer Webereien, vom Arbeitgeberverband für Muskau, vom Verband deutscher Topfwaren-Fabrikanten, vom Arbeitgeberverband Unterweser, vom Arbeitgeberverband

[1]) War doch im Jahre 1902 zur Vermittelung ausländischer Arbeiter eine deutsche Arbeiterzentrale gegründet worden unter hervorragender Mitwirkung des Ostmarkenvereins und des Alldeutschen Verbandes. Die Vermittelung vollzog sich teils durch Agenten, teils durch Grenzämter. Im Jahre 1911/12 waren von den legitimierten 729 575 ausländischen Arbeitern, davon 397 364 landwirtschaftliche, 83 000 Arbeitskräfte (darunter 32 000 weibliche) durch die genannte Zentrale vermittelt, und das bedeutete gegenüber 1906/07 eine Steigerung von 164 pCt. Von diesen 55,1 pCt. aus Rußland (besonders Polen) 40,4 pCt. aus Österreich-Ungarn (besonders Ruthenen).

für den Bezirk der nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, vom Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände und weiteren industriellen und gewerblichen Verbänden liegen solche Kundgebungen vor. Man ersieht daraus, daß die gesamte deutsche Arbeitgeberschaft einig ist in der Ablehnung einer Forderung, deren Erfüllung zwar der herrschenden Gewerkschaftsrichtung Vorteile, dem Staat und der Allgemeinheit aber unübersehbare Nachteile bringen würde."

Auch die Regierung hat sich — allerdings unter der Einschränkung „zur Zeit" — gegen die Arbeitslosenversicherung ausgesprochen. Freiherr von Wangenheim bezeichnete sie als eine Entartung des Gedankens der sozialen Fürsorge. Meines Erachtens müßte die Arbeitslosenversicherung darin bestehen, daß man einem, der keine Arbeit hat, Arbeit gibt. In dieser Weise will der Berliner Magistrat dem Verein für innere Kolonisation Deutschlands vorbehaltlich der Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung ein Darlehn von 100000 Mark zur Beschäftigung von Arbeitslosen der Stadt Berlin[1]) gewähren. Der Verein unterhält die Kulturarbeitsstätte Reppen, wo mit Berliner Arbeitslosen die besten Erfolge gezeitigt worden sind, und erstrebt eine allgemeine Verwendung geeigneter Arbeitskräfte für die Kultivierung von Ödländereien, um dadurch den zeitweilig Arbeitslosen Gelegenheit zur Beschäftigung und Kräftigung zu gewähren.

In derselben Richtung liegt die beachtenswerte Petition an den Sächsischen Landtag seitens einer Versammlung des Bundes der Landwirte aus dem 11. sächsischen Reichstags-Wahlkreis in Wurzen, in welcher es heißt:

„Dieser (vorstehend geschilderte) Notstand kann und muß beseitigt werden und zwar dadurch, daß alle unverheiratete städtische arbeitslose Bevölkerung nach dem Lande abgeschoben wird. Zu diesem Zwecke sind in allen größeren Orten Arbeitsnachweise zu errichten, welche dem Arbeiter unentgeltlich Arbeitsstellen auf dem Lande nachzuweisen haben. Tritt der Arbeiter dort die Arbeit nicht an, muß sein Abschub nach der Heimat erfolgen."

Auch das königlich preußische Landes-Ökonomie-Kollegium hat in seiner Februar-Sitzung 1914 über die soziale innere Kolonisation und Bekämpfung der Arbeitslosigkeit u. a. folgende Vorschläge von Kaphengst-Ostwald vorgelegt:

1. Den vorübergehend Arbeitslosen der Großstädte und Industriebezirke soll gesunde und gut bezahlte Arbeit auf kulturfähigem Ödland verschafft werden.

---

[1]) Großberlin fordert die Arbeitslosenversicherung. Sämtliche Gemeinden Großberlins haben an den Reichskanzler eine Eingabe wegen Einführung einer allgemeinen Arbeitslosenversicherung gerichtet. Der Kanzler hat das Gesuch an das Reichsamt des Innern zur Prüfung weiter gegeben.

2. Die Mittel, die bisher Behörden, Gemeinden, Gewerkschaften, Wohltätigkeitsvereine, Privatorganisationen und Einzelne zur Unterstützung Arbeitsloser ausgegeben haben, sollen zur besondern Beschäftigung der Arbeitslosen und zur Urbarmachung von Ödland ausgegeben und also produktiv angelegt werden.

Letzten Endes kommt die Arbeiternot auf dem Lande von der Überindustrialisierung. Die forcierte Industrie saugt wie eine Luftsaugmaschine aus dem ganzen Lande alles auf, was Hände hat, zu arbeiten. Die Industrie arbeitet längst nicht mehr auf Nachfrage und Bedarf, sondern auf Lager und für Export, den sie sich zum großen Teil mit Hülfe der Reklame erst macht. Dazu braucht sie Arbeiter. Ein wirksames Gegenmittel gegen diese Überindustrialisierung und die damit in Zusammenhang stehende Landflucht wird eine Revision des Freizügigkeitsgesetzes geben.

Das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 ist nach Artikel 80 der Verfassung des deutschen Bundes zum Gesetz des deutschen Bundes erklärt. Nach § 1 desselben hat jeder Bundesangehörige das Recht, innerhalb des Bundesgebietes an jedem Orte sich aufzuhalten oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen imstande ist; 2. an jedem Orte Grundeigentum aller Art zu erwerben. Vorstehende Bestimmung wird erstens einmal nicht durchgeführt, denn wir glauben kaum, daß in jedem Falle des Zuzuges bei der polizeilichen Anmeldung und Abmeldung nachgeprüft wird, ob Betreffender imstande ist, sich eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen zu verschaffen, abgesehen davon, daß der Ausdruck „Unterkommen" doch wohl etwas gar zu milde gewählt ist, denn ein Unterkommen kann man schließlich auch in einer Strohfeime finden. Vor allem aber spricht diese Bestimmung grundsätzliche vollkommene Freizügigkeit aus und steht im schroffsten Gegensatz zu dem Charakter des deutschen Volkes als eines seßhaften, auf der Scholle wurzelnden, an der Heimat festgesaugten Volkes. Die Bestimmung ist vielmehr derartig, wie man sie bei einem Nomaden- oder bei einem Zigeunervolk erwartet. Im besonderen steht der erste Satz dieser Bestimmung im Gegensatz zur Seßhaftigkeit des deutschen Volkes und der zweite im Gegensatz zur Heimatsfestigkeit desselben. Das ganze Gesetz ist ein Pendant zum Gewerbefreiheitsgesetz. Beide Gesetze zusammen haben ein gut Teil der Zermürbung des deutschen Volkes verschuldet. Denn das ungesunde Wachstum der Städte, die einseitige Industrialisierung, das Ausländertum in der Stadt- und Land-Arbeiterschaft sind die Folgen dieses Freizügigkeitsgesetzes, welches nicht den Gesetz-Charakter eines konstitutionellen Staates, sondern den Anstrich hat, als wäre es 1789 oder 1848 gemacht. Vielmehr hätte ein solches Gesetz unmittelbar auf den vornehmsten und wesentlichsten Charaktereigenschaften des deutschen Volkes, der Schollenfestigkeit und der Heimatfestigkeit aufgebaut werden müssen. Statt die Freizügigkeit

zu erleichtern, ja sogar ganz freizugeben, und dadurch geradezu zu ihr anzulocken und zu verführen, hätte sie erschwert werden müssen[1]). Ist doch in diesem Gesetz bezüglich der Freizügigkeit nicht einmal eine Altersgrenze gesetzt. Nirgends ist das Bestreben zu erkennen, die jungen Leute am Heimatsorte festzuhalten oder gar sie zu zwingen, daß sie nach den Wanderjahren wieder in die Heimat zurückkehren. Ebenso wie vielmehr dieses Gesetz einen nomadenhaften Charakter trägt und für ein wanderndes Zigeunervolk oder Steppenvolk geschaffen zu sein scheint, läßt es jede Rücksichtnahme auf die Staatserhaltung, jedes konservative Prinzip vermissen, und ist als im schlechtesten Sinne liberal zu bezeichnen. Es dient dem internationalen Händlertum, der Überindustrialisierung, und bezweckt, das Volk der heimatlichen Scholle zu entreißen und in die Fabriken zu treiben. Mit solchen Gesetzen bringen es die Völker vielleicht zu einer Treibhausblüte — exempla docent — aber sie werden nicht fest in die Zukunft gepflanzt, wie Bäume, die nach dem Pflanzen mehr und mehr sich festmachen in der Erde und je mehr Winter über das Land gehen, desto fester wurzeln. Mit diesem Freizügigkeitsgesetz hat man vielmehr mit der Zukunft des deutschen Volkes ein frevles Spiel getrieben und es hätte mit diesem Gesetz in der Hand noch weit schlimmer kommen können, als es gekommen ist. Es ist dringend an der Zeit, dieses Gesetz aufzuheben und statt eines Freizügigkeitsgesetzes ein Heimatsgesetz zu schaffen, das die Menschen an die Scholle bindet — zu ihrem eigenen Glück und zum Wohle ihres Vaterlandes! Einen Vorgeschmack eines solchen gab Freiherr von Thüngen-Thüngen in der Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrates am 13. Februar 1913, als er sagte, daß er keine Bedenken tragen würde, einem Gesetze zuzustimmen des Inhalts: „Junge Leute von 16—20 Jahren, sofern sie nicht eine ausgesprochene besondere Neigung haben, oder nicht eine feste Stelle in der Stadt nachweisen, bleiben auf dem Lande, bis der Vater ihnen erlaubt fortzuziehen."

Einen ebenfalls beachtenswerten Vorschlag im besonderen gegenüber der Landflucht der Jugend machte kürzlich der freikonservative Abgeordnete von Zedlitz: „Es empgehlt sich, den Abzug der jungen Leute im Alter bis 18 Jahren in Großstädte oder große stadtähnliche Ortschaften unter die Kontrolle der Behörde zu stellen, welche als die für die Überwachung der Erziehung gegebene angesehen wird, also des Vormundschaftsgerichtes. Dieses wird den Abzug in die Großstadt nur dann zu genehmigen haben, wenn die weitere Erziehung durch wirksame Vorkehrungen gewährleistet wird."

Ich möchte meinerseits hierzu folgenden Vorschlag machen:

---

[1]) In diesem Sinne forderte Kammerherr von Oldenburg auf der Sitzung des deutschen Landwirtschaftsrates in Berlin am 10. Februar 1914, daß der Zuzug in die Stadt nur demjenigen gestattet sein soll, der eine feste Wohnung nachweisen könne.

Die Regierung soll durch die Presse und durch Maueranschläge regelmäßig (zu Zeiten, wenn die Abwanderungen zu erfolgen pflegen) warnen vor dem Abzug vom Lande in die Stadt. Dies auch als Antwort auf die Frage: wie ist es möglich, dem deutschen Vaterlande ein deutsches Landvolk, deutsche Bauern und deutsche Landwirte zu erhalten (Freiherr aus dem Winkel Logau auf der Prov.-Vers. des Bundes der Landwirte in Breslau am 7. Januar 1914).

Im besonderen handelt es sich hierbei um Mittel und Wege gegen die Landflucht der Jugend.

Auf der Zentralversammlung der Landwirtschaftskammer für die der Provinz Sachsen angeschlossenen landwirtschaftlichen Vereine machte der Abgeordnete Freiherr von Erffa, wie gemeldet, den Vorschlag, die Beschäftigung Jugendlicher in Fabriken während der ersten beiden Jahre nach der Konfirmation gesetzlich zu untersagen. Und Oberpräsident Exzellenz von Hegel empfahl ein solches Gesetz nicht nur um der Landwirtschaft, sondern auch um der Jugend selbst willen. Wir gehen noch einen kleinen Schritt weiter und empfehlen es der nationalen Selbsterhaltung wegen. Denn so wie bisher, daß das Land zwei Drittel junger Leute der Bevölkerung verliert und daß in den Großstädten dieses beste deutsche Blut heruntergewirtschaftet wird und daß das, was sich davon überhaupt noch erhält, in drei bis vier Generationen fertig ist, daß auf der anderen Seite auf dem Lande fremde Volksabkömmlinge sich einnisten, so kann es unmöglich weiter gehen. Wir fürchten sogar, wir werden über den oben erwähnten Gesetzvorschlag hinaus Schutzmaßregeln ergreifen müssen, daß uns der Boden nicht unter den Füßen weggezogen wird und die „Sperlinge unsere Schwalbennester nicht in Besitz nehmen". Wir müßten z. B. gesetzlich bestimmen, daß niemand vor dem 21. Lebensjahre selbständig auswandern darf, daß ferner niemand den Heimatsort selbständig verlassen darf, bevor er nach beendeter Schulzeit entweder in der Landwirtschaft oder im Handwerk und Kleingewerbe drei Jahre gearbeitet hat.

Ferner ließe sich vielleicht gesetzlich erreichen, daß alle diejenigen, welche nicht Militärdienst verrichten — bekanntlich müssen heute auch viele Gesunde vom Militärdienst befreit werden — als Ersatz einen dreijährigen Dienst in der Landwirtschaft (oder Kleingewerbe) verrichten müssen.

Endlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, daß der Militärdienst selbst nicht wie zum Teil heute wider die Landwirtschaft (durch Anregung zur Landflucht), sondern zum Teil für die Landwirtschaft geleistet wird, daß also nicht nur im Dienst Rücksicht genommen wird, sondern daß während der Erntezeit ein Teil des Militärs zu den Erntearbeiten für ein paar Wochen in die Heimat beurlaubt wird (ähnliches geschieht ja vielfach schon, soweit es bei nur zweijähriger Dienstzeit möglich ist), wobei natürlich strenge Kontrolle geübt werden muß, daß diese Beurlaubungszeit nur im gegebenen Sinne verwendet wird.

Neben der eigentlichen landwirtschaftlichen Arbeit kommt aber für die Beschäftigung der ländlichen Bevölkerung das Handwerk in Betracht. Vor der Vollversammlung der Düsseldorfer Handwerkskammer am 7. Dezember 1913 hielt Syndikus Dr. Wilden einen Vortrag über die Förderung des Handwerks auf dem Lande, der mancherlei Anregung bot. In der Tat scheint uns die Pflege des Handwerks auf dem Lande ein wertvolles Mittel der Innenkolonisation zu sein, sobald man das heute so nachdrücklich erstrebte Ziel, den Landarbeiter seßhaft zu machen, vor Augen hat. Auch Landrat von Batocki betonte in seinem Vortrag über die Erhaltung des Arbeiternachwuchses in der Landwirtschaft am 10. Dezember 1913 vor der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, daß der Kernpunkt der Schwierigkeiten in dem Charakter der Landwirtschaft als Saisongewerbe liege. Was liegt nun näher, wie als Ausgleich für die ausfallenden Saisonarbeiten im Dezember, Januar usw. die Handwerksarbeit zu empfehlen? Herr von Batocki sagte deshalb: So bedenklich der Hausgewerbebetrieb als Hauptberuf sei, so segensreich könne er als Aushülfsberuf für die Wintermonate wirken und ohne die befriedigende Lösung der Frage der Winterarbeit sei die Erhaltung heimischer Sommerarbeiter in ausreichendem Maße unmöglich. Erfreulicherweise gehört nämlich Herr von Batocki zu denen, die die große Wichtigkeit der Verrichtung der landwirtschaftlichen Arbeit mit einheimischen Arbeitskräften — analog der Versorgung des Marktes mit heimischen Produkten — nicht verkennen.

Also Handwerk als Mittel der Seßhaftigkeit. Während heute die Pflege des Handwerks auf dem Lande sehr im argen liegt, müßte man verlangen, daß jeder Bauer und Landarbeiter ein Handwerk versteht — eins oder mehrere. Und früher ist das auch so gewesen. Aber verschiedene Umstände, vor allem die Erleichterung des Verkehrs mit der nächsten Stadt haben diese Verhältnisse geändert. Heute liegt nun in der Abhängigkeit der ländlichen Bevölkerung vom städtischen Handwerk und Handel geradezu eine Gefahr. Von hier aus erkennt man die Bedeutung der Pflege des Handwerks auf dem Lande in wirtschaftspolitischer Hinsicht.

Dazu kommt die Verminderung der Kosten des eigenen Haushaltes vermittels der handwerklichen Tätigkeit seitens der Familienmitglieder, also besonders während der Monate, in denen weniger landwirtschaftliche Arbeit im eigentlichen Sinne zu tun ist. Wieviel Geld trägt der Landmann heute nicht in die Stadt oder gibt es an städtische Handwerker oder verliert es an Händler und Hausierer für Dinge und Arbeiten, die er viel besser selbst im Rahmen der Familienproduktion beschaffen könnte!

Und endlich bietet die Pflege des Handwerkes für den Landmann ein Mittel, das häusliche Budget nicht unwesentlich zu verbessern, so z. B. durch Weberei, Holzbearbeitung, Korbflechterei, Spitzenklöppelei. In einzelnen

Gegenden geschieht nach dieser Richtung gewiß schon heute manches, aber im allgemeinen bleibt doch sehr viel zu tun.

Auch der Flachsbau, die Verwertung und Verarbeitung des Flachses, bildet ein wertvolles Mittel, die Landbevölkerung auf der Scholle festzuhalten. Es ist sehr erfreulich, daß in vielen Kreisen der deutschen Landwirtschaft hierfür Verständnis vorhanden ist. Das Beispiel Irlands ist in diesem Betrachte sehr lehrreich. Während vor zwanzig Jahren die Landwirtschaft auf der „Grünen Insel" fast völlig daniederlag und die Auswanderung jährlich viele Zehntausende der wertvollsten Bevölkerung dem Lande entzog, ist seitdem dank der unermüdlichen Kolonisationsarbeit Horace Plunketts Wohlstand zurückgekehrt und wesentlich mit Hülfe landwirtschaftlicher Hausindustrie, wie Leineweberei und Spitzenklöppelei ist es gelungen, die Bevölkerung am Boden festzuhalten. Flachsverwertungs-Genossenschaften haben dazu das ihrige beigetragen[1]). Vor hundert Jahren bildete freilich auch in Deutschland der Flachsbau und die Flachsverwertung eine wichtige landwirtschaftliche Hausindustrie. Es dürfte von Wert sein, an deren Blüte hier zu erinnern.

Dr. J. Reichelt, Assistent der Handelskammer Osnabrück, schrieb kürzlich darüber:

„Jeder Landwirt, Häusling bebaute ein Stück Ackerland mit Flachs oder Hanf, und selbst der Lohn der Dienstmagd wurde gezahlt vermittelst der Aussaat eines bestimmten Quantums Leinen. Alle Hausbewohner füllten die der Ackerbestellung nicht zu widmende Zeit mit Spinnen und Weben aus. Was dem eigenen Hausbedarf nicht diente, wanderte zu den von der Regierung eingerichteten Schauanstalten der ‚Leggen', um, von regierungsseitig angestellten Beamten gemessen, mit einem Qualitätsstempel versehen und öffentlich gegen Meistgebot und Barzahlung verkauft zu werden. Export nach Spanien, Westindien, Südamerika, Holland usw. Es wurden regierungsseitig besondere Leggeordnungen geschaffen, welche Fabrikation und Marktverkehr regulierten, Prämien für Webstühle und Gewebe bezüglich hervorragender Leistungen aus Staatsmitteln feststellten. Der an den Leggen erzielte Verkaufswert der Gewebe wurde in der Blütezeit auf etwa 2 Millionen Mark pro Jahr beziffert, während der Wert der für den eigenen Bedarf erlangten Gewebe mindestens 7 Millionen Mark betrug, denn zu jener Zeit war Leinen die übliche Tracht der Männer wie für Frauen und Kinder. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren noch etwa 12000 Webstühle in der Leinen-Hausindustrie des Fürstentums Osnabrück, außer 3000 im Kreis Tecklenburg beschäftigt! Dann kam die mechanische Spinnerei und Weberei und die Hausleinenindustrie ging mehr und mehr zurück.

---

[1]) Näheres hierüber siehe in dem Werke des Verfassers: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande, II. Bd. Leipzig, Verlag Felix Dietrich.

Auf den Leggen zur Schau gelegte Leinwandstuche:

1866	31 899	Stück	3 109 361	hann. Ellen	447 473 Tlr.
1872	15 078	„	1 012 940	Meter	211 729 „
1877	8 891	„	555 850	„	357 917 Mk.
1887	2 432	„	162 932	„	84 257 „
1897	650	„	45 817	„	25 737 „
1901	149	„	9 786	„	5 278 „

Im Jahre 1902 sind die Leggen in Osnabrück und Melle eingegangen, nachdem schon vorher und zwar am 1. Oktober 1882 die Legge in Iberg, 1893 in Dessau, 1895 in Essen und 1897 in Bramsche und Osterkappeln aufgehoben war. Die erste mechanische Leinenweberei wurde 1868 in Bramsche eröffnet."

Alle diese Vorschläge machen wir, wie bemerkt, im Interesse nicht nur der Landwirtschaft, sondern der Selbsterhaltung unseres Volkes, der Volkshygiene, der Regeneration unseres Volkes. Denn während die Großstädte, um es einigermaßen brutal auszudrücken, die Schlachthöfe der Nation sind, ist das Land immer und immer der Jungbrunnen des Volkes, aus dem das neue Blut und das gesunde Blut kommt, in dem das Blut sich gesund erhält und wieder regeneriert.

Und schließlich vergesse man auch die ethischen Werte der landwirtschaftlichen Arbeit nicht. Wir sind heute gottlob dazu gekommen, die schöpferische Handarbeit und die Werkstattarbeit wieder gebührend hoch einzuschätzen, und im Gegensatz dazu die bloß verteilende des Handels entsprechend niedrig. Innerhalb der Hand- und Werkstattarbeit steht aber die landwirtschaftliche Arbeit am höchsten, weil sie nicht nur produktiv, sondern auch am meisten organisch ist, der Natur am nächsten steht und in der Tat am vollkommensten die Kultur mit der Natur versöhnt und schließlich den ganzen Menschen mit allen Sinnen, mit Körper und Vernunft beschäftigt. Sie ist endlich zugleich das Urbild jeder Arbeit, insofern sie dem Menschen das gibt, was ihn ernährt. Und damit kommen wir zur Frage der nationalen Selbsterhaltung zurück. Ein Land und Staat steht nur dann auf festen und gesunden Grundlagen, wenn er imstande ist, sich unabhängig vom Auslande zu ernähren. Deutschland wird auf die Dauer dazu nur imstande sein, wenn Gesetze, wie die obigen, die fortschreitende Volksherabwirtschaftung aufhalten.

Vor einigen Jahren sprach der Kaiser ein Wort aus, das ein tausendfältiges Echo fand: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Gerade die jüngsten Ereignisse haben nun zwar gezeigt, daß für Deutschland eine starke Flotte, die auch von England ernst genommen werden muß, dringend not tut. Aber jenes Wort hatte in seiner Verallgemeinerung die Gefahr, daß es die nationale Energie und Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzog, nämlich von der innen-kolonisatorischen Arbeit. Man könnte in diesem Sinne jenem Worte vielmehr ein anderes entgegen setzen: unsere Zukunft

liegt ganz sicherlich auf dem Land und im Lande. Denn die Kraft und der Reichtum eines Landes ruht in erster Linie in der Kraft und Gesundheit seiner Bevölkerung; und die unversiegbare Quelle, aus der der Bevölkerungszuwachs strömt, ist das Land — das Land im Gegensatz zu der Stadt[1]). Das ist eigentlich ein Gemeinplatz. Leider wird nur nicht immer die Anwendung gemacht. Vor allem ist es die Industrie und der Handel, in der Hauptsache der internationale Handel und der Geldhandel, der die nationale Energie sozusagen im Tagesrausch verbraucht — in den Individuen angespannt bis aufs höchste, aber mit desto weniger Aussicht auf Geschlechterfolge. England kann uns auch hier ein warnendes Beispiel sein. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo England trotz aller Kolonien, vielleicht auch zum Teil infolge seiner Kolonien an Volksarmut zugrunde gehen wird. Denn, daß es heute noch einmal von vorn anfängt, seine ganze Politik umstößt, von der Kolonialpolitik zu der Heimatpolitik, von der Industrialisierung zur Landkultur, vom Freihandel zum Schutzzoll, vom Internationalismus zum Nationalismus zurückkehrt, dazu ist es heute wohl schon zu spät. Schon heute vielmehr kann England, wie die Erfahrung gezeigt hat, durch einen großen Streik, oder durch einen rücksichtslos geführten Krieg in kürzester Frist ausgehungert werden, weil es sich nicht selbst ernähren kann.

In dieser Beziehung steht Deutschland, das durch seine Landwirtschaft zu 95 pCt. ernährt werden kann, groß da. Aber die fortschreitende Industrialisierung, in die Wege geleitet durch den internationalen Handel, hat auch in Deutschland schon große Gefahren gezeitigt. Seit 1901 ist trotz steigender Bevölkerung ein Rückgang der absoluten Geburtenzahl zu verzeichnen, im Jahre 1910 ist diese zum erstenmal unter zwei Millionen gesunken. Was nützt uns dann unsere Industrie und Technik, unser Ausfuhrhandel — wenn unsere eigenen Geschlechter in der Stadt im dritten Glied aussterben, unserer Kinder Familien kleiner und kleiner werden und die Bevölkerung, die also den wahren Reichtum des Landes ausmacht, zurückgeht, so daß ihre scheinbare Zunahme nur der Abnahme der Sterblichkeit zu danken ist — der Zustrom frischen Blutes aber wird schwächer? Und von Osten her drohen jüngere, kräftigere Völker und Rassen! . . . Zugleich wächst der Prozentsatz weiblicher Geburten gegenüber den männlichen, und die städtische Industrie arbeitet das Blut, das sie aus dem Lande zieht, herunter und läßt jede kommende Generation weniger widerstandsfähig und weniger — fruchtbar werden. . . .

Helfen kann hier nur — und für Deutschland ist es heute noch Zeit zu helfen — eine systematische, gründliche, vielseitige Heimat-Politik.

---

[1]) Wenn von 1881—1907 die Bevölkerung der Großstädte um 86 pCt., die der kleinen Städte um 30 pCt. gewachsen, während die des Landes um 19 pCt. gefallen ist, so kommt das eben daher, daß das Land als Volksbehälter die Städte speist. Bezüglich des Geburtenzuwachses verhält es sich nämlich umgekehrt, derart, daß dieser auf dem Lande, vor allem in Ost-Elbien, am größten, in den Städten am niedrigsten ist.

Nicht auf die Vermehrung und Verbesserung der Waren und Kapitalien in erster Linie kommt es an, sondern auf die Vermehrung und Verbesserung der Bevölkerung. Nicht das Geld, sondern der Mensch muß ausschlaggebend sein!

Berichte und Notizen.

Wie Ludwig Woltmann von gewisser Seite behandelt wird. Zu diesem schon im letzten Augustheft S. 270 behandelten Thema liefern jetzt auch die „Münchener Neuesten Nachrichten" — damals war es der „Berliner Lokal-Anzeiger" — einen weiteren Beitrag. Die „Alldeutschen Blätter" bringen darüber in Nr. 51 vom deutschvölkischen Standpunkte aus eine Betrachtung, der wir in allen Punkten zustimmen. Sie lautet: Die „Münchener Neuesten Nachrichten", die sich in allen völkischen Fragen durch ein besonderes Maß von Sachunkenntnis und in national-politischer Hinsicht durch eine reichlich weit getriebene Würdelosigkeit auszeichnen, veröffentlichen in ihrer Nummer 589 einen Aufsatz über die an italienischen Hochschulen getriebene Deutschenhetze. Insbesondere suchen sie sich darin mit einer Rede des römischen Professors Sanarelli auseinanderzusetzen, der gegen die „verderblichen imperialistischen Lehren" eines Gobineau, Woltmann, Hasse, Lamprecht usw. zu Felde gezogen war, und es bedarf keiner Betonnung, daß das Münchener Blatt es dabei natürlich als seine vornehmste Pflicht erachtet hat, seine Übereinstimmung mit dem abfälligen Urteile Professor Sanarellis zu erklären. Es schreibt demzufolge u. a.: „Wir aber müssen zunächst unsere tiefe Unkenntnis eingestehen. Wer ist „Hasse", der imperialistische Reden verbreitet? Es gibt einen Universitätslehrer des Namens in Deutschland und der ist Anatom an der Breslauer Hochschule, der doch schwerlich in dieser Eigenschaft imperialistische Lehren verbreitet. . . . Daß der geistvolle französische Graf Gobineau in seinem vor 50 Jahren verfaßten „Essai sur l'inégalité des races humaines" sehr kühne und sehr dilettantische Behauptungen aufgestellt hat, die von der deutschen Wissenschaft lächelnd abgelehnt werden, ist am Ende dieser selben deutschen Wissenschaft nicht zum Vorwurf zu machen, und die geschmacklosen Übertreibungen Woltmanns hat ebenfalls kein Ernsthafter in Deutschland je ernsthaft genommen. . . . Dies ist nun der Kernpunkt: irgend etwas völlig Nebensächliches oder auch ganz und gar Haltloses wird als „wissenschaftlicher Beweis" dafür angeführt, daß das deutsche Volk den Krieg gewünscht und vom Zaune gebrochen habe, die deutsche Wissenschaft habe ihn geschürt, damit auf den Trümmern des besiegten Europa eine deutsche Weltherrschaft aufgerichtet werde." „Wenn es auch immerhin anerkennenswert ist", so fahren die „Alldeutschen Blätter" fort, „daß die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' ihre ‚tiefe Unkenntnis' selbst eingestehen, so ist es doch erfreulich, daß sie ihnen im vorliegenden Falle auch noch in der ‚München-Augsburger Abendzeitung' von Dr. Otto Helmut Hopfen ausdrücklich bescheinigt wird, der ihnen wie folgt entgegentritt: Hin und wieder scheint es, als ob trotz aller Eindringlichkeit, mit der dieser Krieg manchen Deutschen etliche Vorurteile und Torheiten in Scherben schlägt, ein großer Teil unseres Volkes nichts lernen wollte. So erleben wir in diesen Tagen wiederum den Fall, daß eine große deutsche Zeitung beim Streben, den Italienern kräftig heimzuleuchten, verdiente deutsche Männer oder Freunde und Förderer der deutschen Sache mit dem bequemen Eingeständnis der Unkenntnis oder mit Achselzucken und Hohn deshalb preisgibt, weil unsere Feinde auf sie mit Anklagen und Entstellungen hinweisen. . . . Anstatt diejenigen, die den deutschen Wert vor allem bekannt haben, zu stützen, soll Herr Sanarelli von der deutschen Zeitung überzeugt werden, wie töricht er den Deutschen den Vorwurf mache, daß sie sich von Leuten wie Hasse, Woltmann und dergleichen beeinflussen ließen. Derlei den Italienern

und dem Auslande unbequeme Betoner des Deutschtums werden abgeleugnet oder preisgegeben. Dies führende Blatt beeilt sich darum, einen Mann namens Hasse als vollkommen unbekannt zu erklären. Hasse war nun lange Jahre hindurch der Leiter des Alldeutschen Verbandes. Der Alldeutsche Verband wurde und wird andauernd von deutschen Zeitungen dieses Schlages bekämpft, weil er dem Ausland unbequem ist. Wie gründlich wird ein Blatt, das auf solche Listen des Auslandes hineinfällt, in die ernste Arbeit dieses Verbandes einzudringen versucht haben, wenn es heute mit der Unkenntnis von dessen jahrelangem Führer dem Auslande Eindruck zu machen wähnt?! Wer seinem Vaterlande auf solche Art zu dienen gedenkt, der möge sich nicht wundern, wenn eines Tages der Ast, auf dem wir sitzen, zersägt ist, und wir alle in die darunter von unsern Feinden aufgestellten Spieße fallen." Hasse kennt man nicht; über Woltmann schreibt das führende Blatt folgendes: „Die geschmacklosen Übertreibungen Woltmanns hat kein Ernsthafter in Deutschland je ernst genommen. Man gibt diesen Mann dem Herrn Sanarelli ‚lächelnd' ebenso preis, wie den Grafen Gobineau. . . ." „Wie Dr. Hopfen sehr zutreffend bemerkt, ist", so schließen die „Alldeutschen Blätter", „in der Tat das Verhalten der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' ein schlagender Beweis dafür, mit welcher Unverfrorenheit Blätter einer gewissen Richtung über völkische und nationale Bestrebungen bezw. Auslassungen aburteilen zu können glauben, obwohl sie nicht einmal die führenden Personen geschweige denn ihre Veröffentlichungen auch nur dem Namen nach kennen." — Hieraus ergibt sich mit einer kaum mehr zu überbietenden Deutlichkeit, von welcher geistigen und sittlichen Beschaffenheit jene fremdrassigen Elemente sein müssen, die nun schon so lange Zeit für unser Volk die schicksalbestimmende Macht der geistigen Suggestion ausüben. Wann wird unser Volk endlich aus seiner Hypnose erwachen?

Über den Reformertag in Berlin, der am 25. Oktober v. J. auf Einladung der „Medizinisch-Biologischen Gesellschaft" zusammentrat, schreiben die „Mitteilungen der Medizinisch-Biologischen Gesellschaft" („Ärztliche Beiträge zu einer biologischen Medizin und Hygiene", Herausgeber und Schriftleiter: Medizinalrat Dr. Bachmann), in Nr. 21: „Der Einladung waren 54 Personen gefolgt. Es waren die hauptsächlichsten Gruppen der Lebensreformer vertreten. Eine Anzahl anderer Vereine und Leiter von Zeitschriften hatten schriftlich ihre Zustimmung zu den gesteckten Zielen erklärt, waren jedoch am Kommen verhindert gewesen.

In Vertretung des durch lazarettärztliche Tätigkeit gleichfalls verhinderten Vorsitzenden der M. B. G., Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Gerster zu Braunfels, eröffnete Medizinalrat Dr. Bachmann die Versammlung und führte nach einigen einleitenden Worten etwa folgendes aus:

„Der Mensch ist außerordentlich anpassungsfähig. Unter den verschiedensten Lebensbedingungen kann er leistungsfähig bleiben.

Auch sind die Konstitutionen sehr verschieden. Dennoch sind die heut bei uns gelehrten Regeln in der persönlichen Gesundheitspflege, wie im Essen, Trinken, Kleidung, Erholung und sonstiger Lebensweise so weit auseinandergehend, daß es von großem Vorteil wäre, wenn darin mehr Übereinstimmung herrschte.

Ich erinnere nur daran, daß die Volksschule dringend einer gewissen Norm bedarf, zur Belehrung in Anknüpfung an den biologischen Unterricht. Wir kommen hierin aber nicht weiter, eben weil die Anschauungen selbst der Ärzte noch allzu schwankend sind.

Woran liegt dieses?

Es sind zwei Grundanschauungen, die sich hier widerstreben, und zwar Vorstellungen vom Wesen des Lebens.

Diese Disharmonie ist uralt.

Jedoch erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die eine Anschauung, die mechanistische, das Übergewicht erlangt.

Diese Bewegung ging hier von Berlin aus, und zwar hauptsächlich durch Virchows Kampf gegen den Vitalismus[1]).

Sie hing zusammen mit der großstädtischen Entwicklung Berlins und mit dem Intellektualismus, dem einseitigen Kultus des Verstandes, unter Vernachlässigung der übrigen seelischen Kräfte. So ist unsere gesamte sogen. exakte Heilkunde ein Großstadtkind, eine Tochter des Materialismus. Während die mechanistische Wissenschaft nun großartige Erfolge erzielte in den anorganischen Wissenschaften, in Physik und Chemie, und uns zu einer nie geahnten Entwicklung in Technik, Industrie und dem gesamten wirtschaftlichen Leben führte, gerieten die biologischen Wissenschaften, wie die Medizin — auch die Pädagogik — dabei auf Irrwege. Leben kann eben nicht rein mechanisch erklärt werden, wenn auch zugegeben werden soll, daß die Psyche sich mechanischer Mittel als Werkzeug bedient. Doch der Kern des Lebens selbst ist immateriell, ist Kraft, aber nicht Stoff.

Jeder Versuch, das Leben mechanisch zu erklären, führt zu falschen Schlüssen, zu irrigen Vorstellungen; in der Anwendung auf die Praxis zur Verweichlichung und schließlich zur Entartung.

Ich will mich heut auf wenige Punkte in der Ernährungslehre beschränken, um Ihnen zu zeigen, zu welchen Irrtümern die mechanistische Lebensanschauung führt.

Von den Hygienikern der Berliner Schule ist angeblich der Nachweis im Laboratorium geführt worden, daß im menschlichen Körper, genau wie in einem Ofen, die geleistete Muskelarbeit und Wärmeproduktion balanziert mit den zugeführten Wärmeeinheiten der Nahrungsmittel. Dieses wird als ein Triumph der exakten Forschung hingestellt und als Beweis der Richtigkeit der mechanischen Lebensanschauung.

Die zweitwichtigste Ernährungstheorie soll sein das Stickstoffgleichgewicht, d. h. die Lehre, daß ein Mensch von mittlerem Körpergewicht notwendig etwa 120 Gramm Eiweiß täglich gebraucht.

Mit größter Hartnäckigkeit werden diese beiden Theorien verteidigt, obgleich längst erwiesen ist, daß die zweite falsch ist, die erstere in der Praxis zu falschen Grundsätzen führt, z. B. zu dem, daß man Fett einfach durch Zucker ersetzen könne. Auch hat die Kalorientheorie zu der höchst schädlichen Vorstellung geführt, daß Alkohol ein brauchbares Nahrungsmittel sei. Und viele andere wichtige Regeln der Ernährung stehen außerhalb der offiziell gültigen Theorien.

Sollen wir nun anderseits den Lehren der Laien-Empiriker der Ernährung folgen, welche uns die pflanzliche Rohkost als beste Ernährung preisen? Dieses andere Extrem wäre sicherlich wieder ein Irrweg, wenn wir es jetzt schon allgemein empfehlen würden. Alle zu schnellen Übergänge sind schädlich.

Ähnlich steht es überall mit den Lehren der Reformer. Allzuscharf macht schartig. Der Mittelweg ist meist der richtigste.

Doch der bisher von der sogen. exakten, offiziellen Wissenschaft befolgte Grundsatz, alles was nicht mit den mechanistischen Lebenslehren übereinstimmt, totzuschweigen, besonders wenn es von Nicht-Ärzten und Nicht-Gelehrten herstammt, ist verdammungswürdig.

Die heutige Alleinherrschaft der Gelehrtenzunft in den wichtigsten Lebensfragen des Volkes ist höchst schädlich. Besonders die Gesundheitspflege ist Sache des gesamten Volkes, und praktisch an ihr mitzuarbeiten sehr verdienstlich. Wir erheben auch besonders Einspruch gegen die Vogelstraußpolitik der Ärzte, sich gegen die Hygiene der Naturheilbewegung taub und blind zu stellen, sogar wenn sie von Ärzten gelehrt und geleitet wird."

Bezüglich der Beratung darüber, was unter diesen Umständen zu tun sei, müssen wir auf die betreffende Nr. 21 der „Mitteilungen usw." die im eignen Verlage der Gesellschaft

---

[1]) Hierdurch entstand eine sogen. exakte Heilkunde, welche sich vom altklassischen Hippokratismus mit seiner Konstitutions- und Reinheitslehre entfernte, nach unserer Ansicht einen beklagenswerten Irrweg einschlagend. (Vergleiche den Aufsatz von Professor Dr. Holle. D. Schr.)

(Harburg a. d. Elbe) vom Herausgeber zu beziehen sind, verweisen. Wir empfehlen sie dringend der Beachtung, da es auf die Dauer nicht möglich sein wird, sich der immer größeren Umfang annehmenden Bewegung gegenüber völlig gleichgültig zu verhalten. Zum mindesten die Vorurteile dagegen wird man aufgeben müssen.

An die Medizinalabteilung des Königl. Kriegsministeriums zu Berlin haben die Leiter des Sanatorium Stolzenberg zu Soden-Salmünster, Dr. Strünckmann und Ewald Rohlmann am 31. 10. 15 nachstehende Eingabe gerichtet. Ein kranker Kriegsteilnehmer, der von seinem Regiment nach hier beurlaubt war, und der vorher lange Zeit in einer Reihe von Lazaretten war, hat einen solchen Erfolg aufzuweisen gehabt, daß er es für seine Pflicht hielt, den Bann, der auf unserer Anstalt ruht, im Interesse anderer kranker und verwundeter Kriegsteilnehmer zu heben. Er hat sich deshalb mit Herrn Dr. Böhme, dem Vorsitzenden des deutschen Bauernbundes, in Verbindung gesetzt, dieser dann mit dem Königl. Kriegsministerium. Die Antwort, die dann Herrn Dr. Böhme unterm 29. September zugegangen ist, wurde uns vor einiger Zeit zugestellt. Da diese Antwort eine Reihe von Unrichtigkeiten zu enthalten scheint, erlauben wir uns nochmals, im allgemeinen Interesse darauf zurückzukommen. Es handelt sich dabei für uns durchaus nicht um „Reklame", überhaupt nicht um das Interesse unserer Anstalt, da wir hier Mitte November schließen werden, sondern es handelt sich um eine im Interesse des Volksganzen notwendige Richtigstellung.

Zunächst ist es ein Irrtum, daß wir unsere Anstalt unter der Bedingung dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt hätten, „daß die Lazarettinsassen von ärztlichen Anhängern der physikalisch-diätetischen Heilweise (Naturheillehre) behandelt würden." Im Gegenteil, wir stellten unsere Anstalt bedingungslos zur Verfügung, jedoch mit unsern Ärzten, wie mit unserm Personal, die natürlich auf physikalisch-diätetische Heilweise im Frieden eingestellt waren. Wenn nun „grundsätzlich" ärztliche Anhänger der physikalisch-diätetischen Heilweise (Naturheillehre) nicht zugelassen werden sollen, so widerspricht dem die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Ärzten des Ärztevereins der physikalisch-diätetischen Therapie (Naturheillehre) als Ärzte in Vereins- und Reservelazaretten oder an der Front tätig sind. Nähere Auskunft darüber wird sowohl der Vorsitzende des Ärztevereins für physikalisch-diätetische Heilweise, Dr. med. Kennel, Darmstadt, Mathildenstraße, geben, sowie Dr. Ziegelroth, der Herausgeber des „Archivs" für physikalisch-diätetische Heilweise in Bad Krummhübel (Schlesien). Ferner können Herr Medizinal-Rat Dr. Bachmann, Kreisarzt in Harburg an der Elbe, sowie Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Gerster in Braunfels Mitteilung darüber machen, welche Ärzte der physikalisch-diätetischen Richtung, die gleichzeitig Mitglieder der medizinisch-biologischen Gesellschaft sind, in Lazaretten und an der Front tätig sind, auch dabei ausgezeichnet, befördert und dekoriert wurden.

Wenn die Heeresleitung prinzipiell kranke und verwundete Kriegsteilnehmer von Ärzten der physikalisch-diätetischen Heilweise nicht behandeln lassen wollte, so hätte sie keine Ärzte dieser Richtung in Lazaretten und an der Front zulassen dürfen. Ja, eine Ironie des Schicksals ist es, daß einer der Ärzte, die von unserer Anstalt im August zur Verfügung gestellt wurden, Herr Dr. med. Spohr, als freiwilliger Arzt sich gemeldet hat, angenommen und nach Tätigkeit von ein paar Monaten in Frankreich, seit Anfang Mai ununterbrochen in den Karpathen, in Galizien, Polen und Rußland direkt hinter der Front verwandt worden ist.

Das Kriegsministerium sowohl, wie die übrigen Behörden haben es in so hervorragender Weise verstanden, alle Parteien, namentlich auch die sozialdemokratischen Instanzen (wie Gewerkschaften usw.), zur gemeinsamen Mitarbeit für den großen Kampf unseres Volkes heranzuziehen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es dem Kriegsministerium bislang nicht gelungen ist, die wertvollen, latenten Kräfte, die in der ganzen Lebensreformbewegung inkarniert sind, in ähnlicher Weise für das Volksganze zur Mitarbeit heranzuziehen. An dieser Stelle soll nur auf eins hingewiesen werden: wenn die stille Pionier-

arbeit der Lebensreformer nicht vorausgegangen wäre, wäre es sicherlich nicht so leicht möglich gewesen, im verflossenen Winter eine vollständige Änderung der Ernährungsweise in ganz Deutschland herbeizuführen. Alle diejenigen, die von den verschiedenen Ministerien hinausgesandt wurden, um unser Volk über die neue Ernährungsweise aufzuklären, konnten als leuchtendes Vorbild hinweisen auf die Lebensreformer, welche schon seit einigen Jahrzehnten die Fleisch- und Eiweißüberernährung unseres Volkes nicht bloß bekämpft, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel tatkräftig überwunden hatten. Sollte es nicht möglich sein, die ganze gewaltige Kraft, die in der Lebensreformbewegung noch schlummert, weil sie offiziell ungerechterweise als „Kurpfuscherei" unterdrückt wird, sich infolgedessen in scharfer, oft auch einseitiger Kampfesweise durchzusetzen sucht, ebenso heranzuziehen, wie die Kräfte der Arbeiterbewegung? Auf beiden Seiten würden dadurch sicherlich bald manche Mißverständnisse aufgeklärt werden, zum Besten unseres Volksganzen. Ferner würden wertvolle Anregungen für die Stärkung und Erneuerung der Wehrkraft unseres Volkes gerade aus den Lebensreformkreisen sich ergeben. Wir erinnern nur an die Wandervogelbewegung, die ohne die jahrelange Vorarbeit der Lebensreformer gar nicht denkbar wäre.

Kurz und gut, im Interesse unseres Volksganzen ist die einseitige, ablehnende Haltung der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums nicht bloß unserer Anstalt gegenüber, sondern allen Äußerungen der Lebensreformbewegung gegenüber sehr zu bedauern. Es ist dadurch eine Kluft geschaffen, die die übrigen Abteilungen des Kriegsministeriums in so glücklicher Weise vermieden haben; es ist zu wünschen, daß auch diese eine, zurzeit noch bestehende Kluft überwunden wird und zwar so bald als möglich.

Das akademische Studium der ärmeren Klassen. Unter dieser Überschrift behandelt in Nr. 284 des „Tag" Dr. Alfred Hildebrandt ein Thema, das im wesentlichen mit dem von unserem geschätzten Mitarbeiter, Prof. Dr. G. Holle, im Juliheft 1914 unter der Überschrift: „Die Einheitsschule, eine dringende Gefahr für unser Volkstum", behandelten übereinstimmt. Wir übergehen die naheliegenden Ausgangspunkte, die von der angeblichen Staatsnotwendigkeit sprechen, auch die letzten etwa noch versprengten Reste von „Spiritus" aus den unteren Bevölkerungsschichten so schnell wie möglich auszutreiben, damit hier nur ja das hoffnungsloseste „Phlegma" bleibt und jedem künftigen Aufstiege eine unübersteigliche Barre vorgeschoben wird. Wir gehen sofort in medias res, wo es heißt: „Liegt denn aber die Sache wirklich so, daß gegenwärtig die Söhne der ärmeren Stände am Aufstieg verhindert werden? Wer das glauben wollte, müßte den größten Teil der Studierenden der theologischen Fakultäten und ebenso der philosophischen Fakultät streichen. Meiner langjährigen Mitgliedschaft in einer Stipendienkommission verdanke ich manchen Einblick in die Verhältnisse der Studierenden, die mit einem Einkommen von monatlich hundert Mark schon sehr wesentlich den Kreis derer überschreiten, die noch auf ein Stipendium rechnen können, während die meisten der Bewerber nichts oder so gut wie nichts zu haben pflegen. Könnte und wollte man hierüber eine Statistik aufstellen, so würde — selbst, wenn man annehmen wollte, daß die Bewerber und ihre Bedürftigkeitszeugnisse etwas grau in grau malen — die Öffentlichkeit wahrscheinlich zu der Meinung kommen, daß nicht zu wenig, sondern daß zu viel Arme studieren und unverdientermaßen durch falschen Rat einem Leben der Sorge anheimfallen, vor dem die Lehrer bedachtsam warnen sollten; denn auf den bisherigen Wegen gelangen nicht nur begabte Söhne der ärmeren Stände, sondern auch unbegabtere in gar nicht geringer Zahl in das akademische Paradies." Nach den entsprechenden statistischen Aufstellungen und daran geknüpften Betrachtungen fährt der Verfasser dann fort: „Wollte man weitergehen und ohne Rücksicht auf die Selbstverantwortlichkeit des einzelnen und seiner Familie die ‚Auslese' der Schüler dem Richterstuhl des Lehrers oder eines Kollegiums übertragen, so würde diesem eine Verantwortlichkeit auferlegt werden, die es angesichts der mannigfachen Ver-

hältnisse und der Unsicherheit alles Voraussagens gar nicht tragen kann. Die Begabung wandelt sich, und mancher unterschätzte Zögling der Tertia fühlt im Laufe der Jahre seine Schwingen wachsen, während der Liebling seiner Lehrer zu einem recht mäßigen Studenten wird und in der freieren Luft der Hochschule das Gängelband der Schule entbehrt. Nichts ist schwerer als die besondere Begabung zu erkennen und dem Einzelnen seinen Weg voraus zu bestimmen; nicht alles läßt sich vom grünen Tisch und auch nicht vom Schulzimmer aus entscheiden; ein großer Teil muß der Verantwortlichkeit des Einzelnen und der Opferwilligkeit der Seinen überlassen bleiben. Zudem sind die Kosten des Schul- und Universitätsbesuches im Vergleich zu denen, die der spätere Eintritt in den Beruf erfordert, gering, man müßte dann folgerichtig bei der ‚Neuorientierung' dem jungen Mediziner seine Instrumente, dem Referendar seine Bücher schenken und beide bis zur wirtschaftlichen Selbständigkeit, die oft erst im vierten Jahrzehnt des Lebens möglich ist, erhalten. Manche glauben ein gutes Werk zu tun, wenn sie ein Stipendium gründen; viel größere Not als bei Studierenden, die schlimmstenfalls noch den Beruf wechseln können, herrscht oft bei denen, die ihre Studien abgeschlossen und weder Aussicht auf ein Stipendium noch auf Anstellung haben. Fürst Bismarck wußte, warum er die große Bismarck-Stiftung ins Leben rief. Will man mit der Hülfe aber nicht dauernd einsetzen, so soll man die Jugend nicht ohne ernstliche Erwägung aller Möglichkeiten auf einen sehr unsicheren Lebensweg führen und sich, bevor er vollendet ist, zurückziehen. Die Erwerbsverhältnisse manches Rechtsanwaltes oder Arztes sind so, daß er nicht ohne Neid auf seinen Bruder blicken wird, der Arbeiter geworden ist und durch seine Tätigkeit ein höheres Einkommen, unter Umständen in seinen Kreisen ein höheres Ansehen genießt als der unter vielen Entbehrungen emporgehobene andere Sohn. Auch das praktische Leben braucht tüchtige Männer und, es bezahlt sie besser; andererseits ist bekannt, daß die meisten oder viele der höchsten Beamtenstellungen an ihren Inhaber Anforderungen stellen, für die der Staat, wie die Dinge nun einmal liegen, die Mittel nicht vorsieht und der Inhaber selbst aufkommen muß. Das wird sich auch nach dem Kriege schwerlich ändern. Es ist nicht überflüssig, aller Theorie gegenüber an diese vorläufig eben doch nicht abgestellten Übelstände zu erinnern und dessen eingedenk zu bleiben, daß die Dinge nicht so einfach liegen und so leicht zu lösen sind, wie es auf Kongressen unter dem einstimmigen Beifall der hochansehnlichen Versammlung zu geschehen pflegt. Selbstverständlich muß im Interesse der Gesamtheit jedem sicheren Talent möglichst weit die Bahn geöffnet werden; das ist praktisch aber schon der Fall. Im allgemeinen liefern weder die Söhne der reichsten und höchsten, noch die der ärmsten Kreise das Material, aus dem der beste akademische Nachwuchs hervorgeht; diese nicht, weil sie aus ihrem durch das härteste Erwerbsleben und seine Sorgen ausschließlich beanspruchten Hause zu wenig geistige Anregung und innere Freiheit mitbringen, jene nicht, weil Geld oder Rang von der Arbeit, von der stillen, opferwilligen Hingabe an eine Sache und der dazu notwendigen Seßhaftigkeit abziehen. Selbstverständlich weiß ich, daß es glänzende Ausnahmen gibt, von denen ist aber hier nicht die Rede. Es sind im wesentlichen aber die Familien des Mittelstandes, der weit nach unten greift und nach oben den kleinen Adel erfaßt, alle die, die nicht gar zu wenig und nicht zu viel haben, aus deren Mitte die besten Führer unseres geistigen Lebens hervorgegangen sind und vermöge der Natur der Dinge hervorgehen werden." Wir haben diesen sehr beachtenswerten Ausführungen nichts hinzuzusetzen.

Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik. Vor kurzem hat sich in Berlin unter Entfaltung einer äußerst rührigen Propaganda eine „Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" gebildet, deren Vorsitz Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Julius Wolf führt; die Geschäftsstelle leitet Dr. Albert Moll. In den vorläufigen Satzungen, die allerdings nach Mitteilung der Geschäftsstelle noch eine kleine Abänderung erfahren dürften, heißt es: „In der Erwägung, daß das wertvollste Kapital der Nationen der Mensch ist, hat die Gesellschaft die Bekämpfung der vielen Gefahren, die das deutsche Volk vermöge des

Sinkens der Geburtenziffer bedrohen, zum Ziel. Sie beabsichtigt außerdem, ihre Aufmerksamkeit der Förderung des physischen Wertes und der Lebensverlängerung der Bevölkerung zuzuwenden. Als Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben steht die Einwirkung auf Volksgeist, Regierungen und Parlamente im Vordergrund. Auch auf Ärzte, Geistlichkeit, Lehrer wird Einfluß zu suchen und durch sie, wie durch die Presse, die Fühlung mit der Masse der Bevölkerung zu gewinnen sein. Dabei soll die Mitwirkung solcher Organisationen, welche einzelne der Ziele der Gesellschaft heute schon verfolgen, erstrebt werden. Der wissenschaftlichen Vertiefung der zu bearbeitenden Fragen werden Untersuchungen und Veröffentlichungen, sowie Vorträge und Diskussionen, letztere insbesondere auf den von der Gesellschaft einberufenen Sitzungen und Kongressen, dienen." So sehr die Bekämpfung des Geburtenrückgangs die unerläßliche Grundlage der weiteren Entwicklung unseres Vaterlandes bildet und so sehr deshalb die Ziele der „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" eine uneingeschränkte Würdigung verdienen, werden doch den Leser der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" Einzelheiten der Satzungen seltsam berühren. Ich meine nicht die Namen Wolf und Moll, da sie Männern angehören, deren Verdienst in der Nationalökonomie und der Sexualforschung zweifellos ist, sondern die Bezeichnung des Menschen als „wertvollstes Kapital", sowie der Nachdruck, der auf die „Förderung des physischen Wertes" und auf die „Lebensverlängerung" gelegt wird, d. h. auf Dinge, die mit der Bevölkerungspolitik, welche nur auf Selektion gegründet werden kann, an sich nichts zu tun haben, sondern hier offensichtlich aus dem liberalen Gedankenkreis hereingeschneit kommen. Auch die Voranstellung des „Volksgeistes" vor die Regierungen und die Betonung der „Fühlung mit der Masse" wird in politisch-anthropologischen Kreisen seine Bedenken erregen. Dazu scheint uns der Hinweis notwendig, daß eine Gesellschaft mit im wesentlichen genau denselben Zielen bereits seit vielen Jahren in Deutschland besteht. Es ist die von Dr. Ploetz in München gegründete „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" unter dem Vorsitz des Prof. Max von Gruber, deren wissenschaftliches Organ, das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", sich schon einen führenden Platz in der biologischen Literatur erworben hat. Auch sie hat seit einigen Jahren speziell der Frage des Geburtenrückgangs ihr Augenmerk zugewendet und schon im Juli 1914 — also vor Kriegsbeginn — „Leitsätze zur Geburtenfrage" veröffentlicht. Die „Gesellschaft für Rassenhygiene" hat bisher zweifellos eine jahrelange Beschäftigung mit dem Gegenstande vor der Wolfschen Gesellschaft voraus, und ihre Leitsätze sind daher in ihrer wissenschaftlichen Begründung und Formulierung das Produkt einer langen Entwicklung. Die Zurückhaltung, welche die „Gesellschaft für Rassenhygiene" bisher geübt hat, hat sich allerdings m. E. als wenig zweckmäßig erwiesen, trotzdem sich die Gesellschaft in Gelehrtenkreisen schon lange durchgesetzt hat, so daß so gut wie alle bedeutenden Biologen Deutschlands und Skandinaviens zu ihren Mitgliedern zählen; ich nenne nur die Namen: Haeckel, Weismann, Johannsen, Baur, Schallmayer, Ammon, Eugen Fischer, Hertwig, Haecker, Plate, Lenz, Steinmetz, Strohmeyer, Kraepelin, Robert Sommer, Graßl, Fahlbeck usw. Es wäre der „Gesellschaft für Rassenhygiene" nur zu wünschen, daß sich auch außerhalb der Kreise naturwissenschaftlicher Gelehrter ihre Mitgliederzahl und ihr Einfluß mehre. Wer der für unser Vaterland lebenswichtigen Frage des Geburtenrückganges nähertreten will, lasse sich deshalb Werbeschrift und Satzungen von der Geschäftsstelle senden: München, Paul Heyse-Str. 26. — H. S.

Liebesgaben zur Feldbücherei. Die Brigade Graf von Pfeil beabsichtigt für ihre Truppen eine Feldbücherei zu schaffen, mit deren Gründung sie den Unteroffizier d. L. Bruno Tanzmann, 4. Kompanie, L.-J.-B. 103 (Inhaber der Wanderschriften-Zentrale in Hellerau bei Dresden) dienstlich beauftragt hat. Da keine besonderen staatlichen Mittel zur Verfügung stehen, ist die Bücherei nur durch freiwillige Mittel und Stiftungen zu ermöglichen. Die Truppen der Brigade, die z. T. seit Beginn des Krieges im Felde stehen und ruhmreichen Anteil haben an den gewaltigen deutschen Waffenerfolgen im Osten, würden es, nach den Strapazen, Entbehrungen und Blutopfern, die sie 14 Monate hin

durch mit voller Hingabe ertragen haben, mit freudigem Dank begrüßen, wenn sie sich jetzt in der voraussichtlich größeren Ruhe des Stellungskrieges durch gute deutsche Bücher geistig und seelisch erquicken könnten. Für alle warmen Vaterlandsfreunde aber gilt es, jetzt das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, jetzt besonders in der wehrhaften deutschen Mannschaft unseres Volkes den deutsch-völkischen Sinn, der bei manchen vielleicht geschlummert hat oder nicht zum rechten Bewußtsein gekommen war, jetzt aber durch die Not der Zeit geweckt ist, wachzuhalten, zu nähren und zu pflegen. Kaum ein Mittel darf dazu als geeigneter angesehen werden, als die besten Werke unserer deutschen Dichter und Denker zum deutschen Krieger reden zu lassen. An alle opferbereiten, gut deutschen Verbände, hochgesinnte Männer und Frauen, insbesondere an alle Verlage guter deutscher Bücher ergeht daher die Bitte, die Feldbücherei mit gründen zu helfen, als ein Denkmal deutschen Sinnes und wichtiger deutscher Kulturarbeit an der wehrhaften Mannschaft unseres Volkes. Das Stiftungsschreiben ist an Bruno Tanzmann, Unteroffizier der Landw., z. Zt. in Hellerau bei Dresden, zu richten. Die Bücherſendung ist sofort, wenn nicht kostbare Zeit verloren gehen soll, an die Feldbücherei der Brigade Graf von Pfeil, immobile Etappen-Kommandantur Dresden-Neustadt, Lucke 19, Versandboden 1, frankiert oder durch die zuständige Etappenkommandantur, und zwar als Heeressache abgestempelt, aufzugeben.

Städtische Siedelungspolitik nach dem Kriege. Der städtebauliche Berater des Zweckverbandes Groß-Berlin, Stadtbaurat a. D. Fritz Beuster, hat vor kurzem eine Schrift „Städtische Siedlungspolitik nach dem Kriege" veröffentlicht, deren erstem Abschnitt die „Alldeutschen Blätter" die nachstehenden sehr beachtenswerten Sätze entnehmen: „Die siedlungspolitischen Notwendigkeiten werden in erster Linie aus der politischen Situation des Deutschen Reiches nach dem Kriege geboren. Das stark wachsende deutsche Volk kann, wie bisher, so auch fernerhin der Weltwirtschaft nicht entraten, beschirmt durch eine starke Flotte und — wie wir wohl hoffen dürfen — gestützt auf eine verbreiterte Basis im Atlantischen Ozean und verteidigungsfähige Kohlen- und Kabelstationen und Kolonien für Menschenansiedlung und Rohstoffbezug. Aber der Krieg hat uns eindringlich daran erinnert, daß die politische Existenz des Deutschen Reiches in erster Linie auf seiner kontinentalen Machtstellung beruht: auf seiner Wehrkraft nach Zahl und Qualität und der Verteidigungsfähigkeit seiner — hoffentlich nach dem Kriege verbesserten und befestigten — Grenzen, auf der wirtschaftlichen Stärke des inneren Marktes und der Blüte der Landwirtschaft. Bei der geographischen und politischen Situation des Reiches gilt es, den zukünftigen Gefahren des Ostens mit seinen schneller wachsenden, unerschöpflichen Bauernvölkern unser besonderes Augenmerk zuzuwenden und die Reichspolitik hiernach zu orientieren. Nur ein kräftig sich vermehrendes, wehrhaftes und wehrfreudiges deutsches Volk wird, wie jetzt, so auch in der Zukunft, die Menschenwogen des Ostens von seinen Grenzen abzuwehren und seine politische Existenz und Kultur zu beschirmen imstande sein. „Aus diesen Gesichtspunkten heraus würden wir als wertvollsten Siegespreis eine Vermehrung des europäischen Bodens für die Ansiedlung des wachsenden deutschen Volks und damit die Vergrößerung der landwirtschaftlich genutzten Fläche und des inneren Marktes bezeichnen. Die Gefahren hieraus für die nationale Einheit und unsere innerpolitischen Verhältnisse werden sich durch richtige politische Eingliederung des Landzuwachses in das Reich bannen lassen. „Als die wohl wichtigste Lehre des Krieges für die innere Politik aber möchten wir bezeichnen: die eiserne Notwendigkeit einer organischen Reform des Siedlungswesens mit den Hauptzielen: die Wehrkraft des deutschen Volkes vor Verfall, seine Volkswirtschaft vor Erschütterungen und seinen herrlich bewährten Geist vor Niedergang zu bewahren. „Etwa zwei Milliarden Mark werden alljährlich im Siedlungswesen des deutschen Volkes angelegt. Diese Summe gibt eine Vorstellung von der Bedeutung und Größe der siedlungspolitischen Aufgaben. Es liegt auf der Hand, daß es für unsere Volkswirtschaft nicht gleichgültig sein kann, ob diese gewaltige jährliche Kapitalsanlage nach einem wirtschaftlich gesunden Siedlungssystem

erfolgt oder nicht. Es ist nun kein Geheimnis, daß ein nicht gleichgültiger Bruchteil dieser Jahressumme als Ergebnis eines auf Überteuerung hindrängenden, unkaufmännischen Systems unproduktiven Ballast des deutschen Wirtschaftslebens darstellt und daß die ordnungsmäßige Tilgung der Anlagekapitalien in bedenklichem Umfang unterlassen worden ist. Auf die hieraus resultierende wachsende Bodenverschuldung wird der Volkswirt nicht ohne Besorgnis um die Gesundheit und Kraft unseres Wirtschaftslebens blicken können; sowohl im Interesse unserer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, auf dem wir auf die Dauer nur mit überlegener und doch wieder preiswürdiger Qualitätsarbeit das Feld werden behaupten können, als auch der Stärke des noch wichtigeren inneren Marktes, welche in erster Linie von der Kaufkraft der Massen abhängt, die wieder nicht zum wenigsten von der Siedlungsweise beeinflußt wird. „Trotz der Überteuerung der Ware Boden und Haus beim vorherrschenden System sehen wir die beteiligten gewerblichen Faktoren Hausbesitz und Boden- und Baugewerbe in vielen Großstädten von fortwährenden Krisen erfaßt. Die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform wird gerade derjenige, welcher mit uns wünscht, daß die Befriedigung der Bedürfnisse des Wohnungsmarktes wie bisher in der Hauptsache der Initiative des Privatkapitals überlassen bleibt, im Interesse der Gesundung der privatwirtschaftlichen Faktoren, bejahen müssen. Nur muß diese Reform nicht unorganisches Stückwerk darstellen, sondern sich nach einem wohldurchdachten Plan vollziehen und von einer sachkundigen Organisation ins Werk gesetzt werden und im Endergebnis auf die Erleichterung der gewerblichen Wohnungsproduktion und Seßhaftmachung auf eigner Scholle hinauslaufen. Die Schaffung eines gefestigten, bodenständigen Hausbesitzes und gesunden Baugewerbes stellt zugleich wirksamste Mittelstandspolitik dar. „Zum Dritten gilt es, unserem Volke den gesunden Geist, den es in diesem Kriege gezeigt hat, und eine gesunde soziale und politische Struktur zu bewahren. Allzu vielen Teilen unseres Volkes ist bereits der Zusammenhang mit Boden und Natur verloren gegangen; in ihm aber liegen die Wurzeln gesunden Volksgeistes. Unser Volk vor der furchtbaren Gefahr zu bewahren, ein entwurzeltes Nomadenvolk, zu werden — in Berlin wohnt kaum 1 Proz. der Einwohner noch in eigenen Häusern — dazu hilft allein die Vermehrung des kleinen Grundeigentums in Stadt und Land. Das kleine Grundeigentum gibt dem kleinen Manne die beste Möglichkeit, emporzusteigen; es verschafft ihm das stolze und zufriedenmachende Gefühl, sich aus eigner Kraft erheben zu können; es macht aus ihm einen freien Bürger und treuen Sohn seines Landes. Diese Politik der Ansiedlung auf dem kleinen Grundeigentum, die dem einzelnen ein wirksames Mittel in die Hand gibt, sein Los aus eigner Kraft zu verbessern, schafft einen gesunden, kraftvollen Volksgeist, während die von uns bisher wohl allzu sehr bevorzugte Sozialpolitik der Wohltaten gar zu leicht krankmachend wirkt. Der Geist des kleinen Grundeigentums wird das deutsche Volk davor bewahren, in die auflösenden Extreme des Kommunismus und Mammonismus zu verfallen." Man wird fast jeden dieser Sätze nur vollinhaltlich unterschreiben und dem Verfasser auch durchaus darin beistimmen können, wenn er meint, daß die schleunige Inangriffnahme der Siedlungsreform gerade durch die drohende Kleinwohnungsnot nach dem Kriege zu einer der brennendsten Fragen wird.

Nordfrankreich in neutraler Beleuchtung. Der große schwedische Schriftsteller, ja Dichter und Franzosenfreund August Strindberg hat ein kluges Buch über die französischen Bauern geschrieben[1]). Bei seinen Fahrten nach Nordfrankreich fallen ihm sofort die blonden Haare, die blauen Augen und die breiten vierschrötigen Gestalten der Bauern auf, die so garnichts Französisches an sich haben. Während die Normannen als die Brüder seiner eigenen nordischen Vorfahren schon erheblich nachgedunkelt sind, wenn sie auch zum Teil sich noch das germanische Gepräge erhalten haben, so erscheinen die Bewohner des französischen Flanderns, also Kammerichs (Cambrai), Artrechts (Artois) und

[1]) August Strindberg „Unter französischen Bauern", München 1912, Georg Müller.

Seeflanderns ihm ganz deutsch, was er freilich scherzhafterweise dahin ausdrückt, daß man in Ryssel (Lille) glaube, in Belgien, England oder Schweden zu sein. Er kennt die deutsche Geschichte nicht und weiß daher nicht, daß es sich um ein altes deutsches Grenzland handelt. Die Schilderung ist aber zu bezeichnend, als daß ich mir versage, sie hier anzuführen: „Auf der nächsten Station steigen aufgedunsene blonde Herren mit roten Backen und hellen Bärten, flachsblauen Augen und dicken Nasen in den Zug. Es ist die Heimat des Bieres und wir machen bald im Hauptort Lille Halt, nachdem wir eine Allee von Schornsteinen passiert haben.

Lille ist eine schwarze Stadt; aus dunklem Ziegel aufgebaut, verdunkelt vom Steinkohlenstaub, Schornsteinrauch. Trotzdem sie nordisch, flandrisch und englisch ist, trägt sie Spuren der spanischen Herrschaft. Eine Straße heißt noch Rue de Puéblo und viele spanische Erinnerungen hängen an öffentlichen Plätzen und Gebäuden. Als Nation ist Frankreich recht alt, als Staat ziemlich jung. Vor dem Jahre 1000 bestand es nur aus Ile de France. Bis 1300 vergrößerte es sich mit Normandie, Champagne, Berry und Languedoc. Bis zum Ende des Mittelalters kamen Picardie, Anjou, Burgund, Orléanais, Poiton, Aunis und Saintouge, Angoulême, Guyenne, Lyonnais, Dauphiné, Provence hinzu. Von der Renaissance bis 1600: Limousin, Béarn, Comté de Fois. Erst während des 17. Jahrhunderts wurden Flandern, Artois, Elsaß, Franche-Comté, Nivernais, Auvergne, Roussillon erworben; während des 18. Jahrhunderts: Lorraine, Corsica, Comtat d'Avignon und Venaissin; während des 19. Jahrhunderts: Savoyen und Nizza. Frankreich hat also sein Land zusammenerobert von Spaniern, Engländern, Flandern, Deutschen und Italienern. Darum fehlt Einheit und Eintracht, und das eigentlich Französisch-Französische ist nur in Paris zu finden.

Hier in Lille glaubt man in Belgien, England oder Schweden zu sein. Von Rassenhaß ist sehr wenig zu merken, und man trifft gemütliche, fette, hellhäutige Menschen, sieht Pferde mit dicken Hälsen, groben Fellen und haarigen Gelenken, als seien sie aus Rubens Gemälden geschnitten."

Obwohl Strindberg ein Dichter ist, so ist er doch bei aller literarischen Berühmtheit ein großer Geschichtskenner. Seine geschichtlichen Essays beweisen seine tiefgründige Beschäftigung mit der Geschichte besonders seines Landes. Daß er trotz der engen Beziehungen Schwedens das ganze Mittelalter und die ganze Neuzeit hindurch bis zum Wiener Kongreß so wenig deutsche Geschichte kennt, daß er nicht weiß, daß Flandern ein altes niederdeutsches Land ist, erscheint wunderbar. Aber noch seltsamer ist es, daß er viele Genossen seiner Unkunde in Deutschland selbst hat, ja sogar unter den Gelehrten. Unser Geschichtsunterricht ist eben nicht auf eine nationale Belehrung zugeschnitten, sondern treibt vielmehr Bildungsblüten weltbürgerlicher Art.

Was hat es genützt, daß der Kaiser dieser Überschätzung der alten Griechen und Römer in unserem Geschichtsunterrichte seinerzeit entgegengetreten ist. Fast alles ist beim alten geblieben. Jetzt ist freilich wieder ein Erlaß zur Bevorzugung unserer eigenen Geschichte ergangen, aber die Schule versteht es mit großem Geschick in durchaus undeutscher, aber leider auch wieder echt deutscher Weise die fremde Geschichte vor der eigenen zu bevorzugen. Außerdem fehlt unserer geschichtlichen Bildung der große Zug und die Kenntnis des großen nationalen Zusammenhanges. Daher sind uns Belgien und Französisch-Flandern ein vollkommenes fremdes Land bis zum Kriege gewesen. Wir wissen nicht, daß der südliche Teil der Südniederlande, die wir ungeschichtlich Belgien nach französischer Erfindung nennen, viel später als Elsaß in die Hand Ludwigs XIV. gefallen ist. Wer weiß noch, daß das Fürststift Lüttich bis zum Jahre 1801 zum Deutschen Reich gehört hat und daß Stein und alle Patrioten im Jahre 1813 die Wiedergewinnung dieser französischen Niederlande auch wallonischer Zunge mit Ungestüm forderten. Es schien selbstverständlich, daß auch das heutige Belgien mindestens in den alten deutschen Bund wieder zurückkehrte. Andererseits dürfte die Schilderung Strindbergs über Nord-

frankreich, die aus den siebziger Jahren stammt, doch recht zeitgemäß sein. Unsere Feldgrauen werden uns die Richtigkeit seiner Beobachtung bestätigen. Hoffentlich vergessen aber unsere Staatsmänner dann nicht, die naheliegende Folgerung daraus zu ziehen. — Kurd v. Strantz.

England schützt den Frieden auf Erden. Der Londoner Berichterstatter des „Nieuwe Courant" hat unlängst einen ausführlichen Bericht erstattet über einen Vortrag, den der „begabte" und „fähige" Journalist J. L. Garvin, Hauptredakteur des „Observer" vor dem National Liberal Club gehalten hat. Der Sprecher sagte unter anderem: „Großbritannien muß Deutschland lehren einzusehen, daß Kriegführen keinen Vorteil bringt." — Auf diesen Ausspruch erwiderte die niederländische Wochenschrift „De Toekomst" (Die Zukunft): „Nun Großbritannien kann aus Erfahrung sprechen. In 76 Jahren wurden 41 Kriege (und militärische Expeditionen) von England geführt, und zwar gegen: Rußland 1854; Afghanistan 1838, 1840, 1878; China 1841, 1848, 1856, 1860; die Sikhs 1845, 1848; die Kaffern 1845, 1851, 1877; Birma 1830, 1852, 1885; Englisch Indien 1857, 1869, 1863, 1864, 1868, 1869, 1890, 1895, 1897; die Aschanti 1864, 1873, 1896; Abessynien 1867; Persien 1852; die Zulu 1878; die Basuto 1879; Ägypten 1852; Sudan 1894, 1896, 1899; Sansibar 1890; die Matabelen 1894; Süd-Afrika 1881, 1899; Deutschland 1914. Diese Kriege sind nicht von dem militaristischen Deutschland geführt worden, sondern von dem friedliebenden England, dem Freund der schwachen und Beschützer der kleinen Nationen. — Ja, ja, Herr Garvin hat recht, Kriegführen bringt nicht immer Vorteil, was die Briten glücklicherweise jetzt auch erfahren. — Hans von Berber.

Über Gesundungserscheinungen innerhalb der Sozialdemokratie berichtet Nr. 320 des Hammer: „Der reichsdeutsche Sozialist Kolb ließ eine Streitschrift erscheinen, worin er sich gegen die ‚Wurzellosen' wendet. Er versteht darunter jene Elemente, die eigentlich keiner bestimmten Nation und keinem bestimmten Stande angehören, sich aber überall in die Parteien eindrängen und einen zersetzenden Geist in sie hineintragen. Sie bezeichnen sich gern als die ‚Intellektuellen' und haben eine sehr hohe Meinung von sich, obwohl ihr Intellekt stets nur kritisch und negativ ist. Kolb hält diese ‚Wurzellosen' für einen Krebsschaden in der Sozialdemokratie und wünscht ihre Entfernung aus der Partei. Gegen diese Broschüre wendet sich der österreichische Sozialdemokrat Dr. Adler und behauptet, ‚der Verlust der Wurzellosen würde eine schwere Einbuße an sozialistischer und intellektueller Kraft bedeuten'. — Kolb antwortet darauf: „Adler hält die ‚Wurzellosen' für das Manometer des sozialistischen Wollens. Daß Gott erbarm'! Der Verlust dieses Manometers wäre für die Sozialdemokratie einer der größten Gewinne, die sie seit langem gemacht hat. Die ‚Wurzellosen' spielen nicht die Rolle des Manometers, sondern die der Bremser in der Sozialdemokratie. Wer anders als diese ‚Wurzellosen' war es denn, der die Sozialdemokratie in die Sackgasse der politischen Intransigenz und prinzipiellen Negation geführt und jeden Versuch, aus ihr herauszukommen, vereitelt hat? Wer anders hat den Zugang der Intellektuellen zu der sozialdemokratischen Partei unterbunden? Waren es nicht die ‚Wurzellosen', die in einem beständigen Kampfe mit den Gewerkschaften lagen und diesen auf Schritt und Tritt ‚prinzipielle' Prügel zwischen die Beine warfen? Wer anders als die ‚Wurzellosen' hat die sterile ‚Gleichgültigkeit' gegenüber der genossenschaftlichen Bewegung — einem wirklichen Manometer des sozialistischen Wollens — großgezogen, unter welcher die Genossenschaften heute noch zu leiden haben? Wer hat die Lösung der Agrarfrage verhindert? Wer hat die ganze Wissenschaft des Sozialismus auf leblose, starre theoretische Formeln heruntergedrückt, das geistige Leben in der Sozialdemokratie in den Zustand der Erstarrung versetzt und den Geist des mobilen Fanatismus und der Unduldsamkeit großgezogen? Wer hat den bedenklichen Kultus mit der Masse betrieben? Wahrlich, es ist höchste Zeit, den ‚Wurzellosen' auf den Zahn zu fühlen und ihren verhängnisvollen Einfluß auf die deutsche Sozialdemokratie zu beseitigen." Der Sozialdemokrat Karl Leuthner

spricht in seinem Buche ‚Russischer Volks-Imperialismus' von diesen Intellektuellen als ‚gewissen Kultur-Phraseuren' unter uns, deren Kosmopolitismus zu Auslands-Chauvinismus ausgeartet ist." —

Neues über die Bekämpfung der Kleiderlaus. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlichte der durch seine rassenhygienischen Schriften schon in weiteren Kreisen bekannte Dr. Fritz Lenz seine Erfahrungen über Naphthalinentlausung, die er als Assistenzarzt d. R. und Hygieniker des Gefangenenlagers Puchheim gemacht hat. Das Naphthalin vertreibt nicht nur die Läuse, sondern es tötet sie. Die Eier werden zwar nicht sicher abgetötet; da die jungen Läuse aber nach wenigen Tagen ausschlüpfen und fast zwei Wochen brauchen, bis sie ihrerseits Eier legen können, so gelingt es, allein durch mehrmaliges Einstreuen mit Naphthalin in Abständen von etwa vier Tagen die Läuse restlos zum Absterben zu bringen. Die Naphthalindesinfektion ist demnach zwar eine „fraktionierte", dafür ist aber ihr schließlicher Erfolg vollständig. Die Methode besteht im Einschütten einer Handvoll feinen Pulvers in die Halsöffnung der Kleider, sowie Einpuderung der Schamhaare, an denen die Läuse besonders gern nisten. Die Prozedur wird am Abend vorgenommen, so daß im Laufe der Nacht der infolge der Körperwärme sich bildende Naphthalindampf alle Schlupfwinkel der Läuse erreicht. Für privaten Gebrauch Wohlhabender empfiehlt Lenz „Lausofan" und „Globol", Präparate, die bedeutend teurer aber etwas angenehmer und in der Wirkung noch schneller sind als das Naphthalin. Die Hauptvorteile der Naphthalinentlausung sind folgende: 1. Billigkeit (nur etwa 5 Pf. pro Kopf); 2. keine Störung des militärischen Dienstes; 3. es sind weder besondere Räume noch besondere Apparate notwendig; 4. die Kleider werden in keiner Weise angegriffen; 5. gesundheitliche Unschädlichkeit. Die Bedeutung einer derartigen Methode kann man an der Tatsache ermessen, daß es Entlausungsanlagen gibt, die Millionen kosteten, und denen — ohne besseren Erfolg aufzuweisen — auch die unter Punkt 2 bis 4 aufgeführten Vorteile fehlen. Der zweite Winter des großen Krieges naht heran und mit seinen langen Nächten und dem engeren Zusammendrängen der Menschen eine erhöhte Gefahr der Ausbreitung von Fleckfieber und Rückfallfieber, welche nicht nur die Soldaten im Felde und damit die Schlagkraft der Heere bedrohen, sondern auch auf die Bevölkerung im Reiche übergreifen können. Das Bekanntwerden einer bequemen und erprobten Entlausungsmethode liegt daher im politischen Interesse unseres Vaterlandes. — H. S.

Sportismus. Man erinnert sich, was im letzten Januarheft S. 510 über den Sport, wie er aus England bei uns eingeführt worden ist, gesagt worden war. Jetzt schreibt auch Werner Sombart in seinem Buche: „Händler und Helden" (bei Duncker & Humblot, Leipzig) u. a. wie folgt: „Der Sport ist der Zwillingsbruder des Komforts. Er tritt in die Welt mit diesem zusammen. Auch er ist im Grunde und in seinen Anfängen harmlos und erscheint in der Gestalt körperlicher Übungen sogar als ein Freund jedes tüchtigen jungen Menschen. Aber im weiteren Verlauf erweist sich auch der Sport als eine den gesunden Organismus verzehrende Krankheit, wenn er nämlich dazu übergeht, die Stelle anderer, wichtigerer Lebensbetätigungen einzunehmen: wenn er einerseits die kriegerische Übung, andererseits die geistige Beschäftigung ersetzen will, wie er es in England schon tut, und wie er es in Deutschland vor dem Kriege angefangen hatte zu tun. Körperliche Übungen in dieser alle übrigen Lebenswerte verdrängenden Form müssen mit Notwendigkeit des Menschen Seele zum Verdorren bringen, müssen ihn geistig verblöden, wie sie ihn körperlich zum Krüppel machen, das heißt zu einem Menschen mit einseitig ausgebildetem Muskel- und Gefäßsystem. Wir haben mit Schrecken die Verwüstungen erlebt, die der Sport vor dem Kriege in vielen unseren jungen Leuten schon angerichtet hatte, und haben mit Bangen der Zeit entgegengesehen, in denen unsere Hochschulen in gleicher Weise wie in England zu sportlichen Trainieranstalten herabsinken würden. Der Sport wächst sich ähnlich wie der Komfort zu einer Weltanschauung aus, zum Sportismus, dem

gemäß das ganze Leben ein Sport ist oder sich in einzelne Sportakte auflöst. Der Krieg als Sport! Wir haben von dieser ekeln Ausgeburt englischen Krämergeistes schon Kenntnis genommen. Der Krämergeist ist aber recht eigentlich der Erzeuger des Sportismus, in dem alle händlerischen Ideale zur Verwirklichung gelangen. Der Sport ist unkriegerisch, zum ersten, und schon deshalb der Seele des Händlers angemessen. Der Sport läßt sich aber auch so sehr mit kommerzialistischem Geiste erfüllen, daß er gleichsam zu einer Fortsetzung der händlerischen Tätigkeit außerhalb des Kontors sich gestaltet und sich also auch am Sonntage der rechnende, gewinnkalkulierende Kommis mit seinem Lieblingsthema weiterbeschäftigen kann. Diese Emporhebung des Sports in die Späre des Kommerzialismus ist bewirkt durch die Einführung der Wette, wodurch alle sportlichen Leistungen ihren Geldausdruck bekommen haben. Damit ist denn auch alles Interesse am Sport in das rein quantifizierende Interesse des Händlers umgebogen: nicht mehr auf das Wie, die Form der Leistung, sondern auf ihren äußeren, meßbaren Erfolg kommt es an: dieser äußere Erfolg wird in der Gestalt des Rekords ziffermäßig gebucht. Der Rekord wird damit zum Zentralwert des Sportisten, und in dem Maße, wie der Sportismus sich in dem Volkskörper einfrißt, zum Zentralwert des Lebens überhaupt. Noch einmal wollen wir uns schaudernd erinnern, bis zu welchem Umfange sich auch bei uns schon eine derartige Sinnesrichtung vor dem Kriege verbreitet hatte. Wer gedenkt nicht der Hypnose, in die die Berliner Bevölkerung durch das Sechstagerennen versetzt wurde, wer entsinnt sich nicht jenes schönen Sommertages, als buchstäblich halb Berlin auf die Beine gebracht wurde, um die Rückkehr eines Kraftfahrers sich mitanzusehen, den eine Berliner Zeitung zu Reklamezwecken um die Erde geschickt hatte. Bei uns waren es ja erst die Anfänge. Und wohl nur in Berlin grassierte schon die Krankheit des Sportismus in größerem Umfange. Immerhin: es waren bedenkliche Symptome einer allgemeinen Erkrankung des deutschen Volkskörpers auch an diesem englischen Gifte deutlich wahrzunehmen." — Sombart liebt es, paradox zu sein; dadurch prägt man sich und seine Worte der Menschheit besser ein. Daß jede Art von Sport uns körperlich verkrüppele, ist natürlich Unsinn und kann nur von jemandem behauptet werden, der sich mit Sportsübungen nie ernsthaft befaßt hat. Jeder wirkliche Sport nimmt den ganzen Körper heran, wenn auch vielleicht nicht so nachdrücklich, wie es die gesundesten Sportsarten, Ruderei und Schwimmen, tun. — Dagegen wird man gerade als Sportsmann gern in Sombarts harter Verurteilung des Gaff- und Wettsports, sowie der Rekordfexerei einstimmen.

Früh-Germanische Kunst. Eine Sonderausstellung Früh-Germanischer Kunst wird jetzt im Berliner Kaiser Friedrich-Museum gezeigt. Damit soll einige Aufklärung gegeben werden über ein noch kaum durchforschtes Gebiet, über die Kunst der Ostgoten zwischen dem 3. und 7. Jahrhundert, die Kunst zur Zeit Theodorichs des Großen, die durch die Umwälzungen der Völkerwanderung entschiedenen Einfluß auf die Kunstübung aller germanischen Stämme üben sollte. Die zum Teil von dem Leiter dieser Sonderausstellung Prof. Goetze geleiteten Grabungen, deren Ergebnisse in der Hauptsache hier vorliegen, sind in Südrußland in Kertsch, Taman, Maikop und an anderen Orten gemacht worden, wo man das Glück hatte, auf noch unberührte Fundstellen zu stoßen. Es sind nicht eigentlich Grabhöhlen, sondern Katakomben, bie bis zu sieben Meter tief in dem weichen Felsgestein angelegt waren. In der Mitte befand sich meistens ein Altar, an den Wänden in Brusthöhe etwa die Grabnischen, fünf bis sieben an der Zahl, so daß die Annahme, daß es sich um Familiengrüfte handelt, gerechtfertigt erscheint. Die Schmuckstücke, die bei diesen Grabungen zu tage kamen, sind in vielen Fällen den Leichen nicht umgehangen, sondern für sich eingegraben gewesen. Furcht vor Beraubung mag zu diesem Verfahren der Anlaß gewesen sein. Die Ostgoten waren hier am Nordufer des Schwarzen Meeres in Berührung mit dem bosporanischen Reich und dadurch mit der Antike. Auch skythische Einflüsse sind bemerkbar. Eine strenge Scheidung der Formelemente, die sich ursprünglich bei ihnen, besonders aus ihrer Handwerkstechnik entwickelten, von denen, die übernommen

wurden, läßt sich bei dem heutigen Stand der Forschung nicht vornehmen. Der als ornamentaler Abschluß sehr beliebte Adler mag als skythisches Element anzusehen sein. Dieser stets im Profil gegebene Adlerkopf kehrt unzählige Male wieder, bald als Schnallenendigung, bald als Gürtelschließe. Die gotische Fibel läuft mit Vorliebe in den stilisierten Adlerkopf aus, dessen Auge mit einem roten Stein ausgelegt ist, er schmückt den Silberbeschlag der Schwertscheide nnd bildet in der Form des Doppeladlers als feierliches Emblem den Aufsatz auf einer in Kertsch gefundenen Krone. Die Goldschmiedekunst dieser älteren gotischen Zeit ist in ihrer Ornamentik durchsetzt von Schmuckelementen, die aus der Kerbschnittechnik des Holzschneiders stammen. Häufiger noch ist das Streben nach farbig dekorativer Wirkung, die durch bunte, meist rote Steine und Emaille erzielt wird. Auf den Goldgrund werden Zellen aufgeschmolzen, in die dann die Steine eingelassen sind. Der Steinschliff ist außerordentlich entwickelt. Ein paar Halsketten aus Chalzedon, Almandin und dergleichen mit ihren goldenen Zwischengliedern sind von majestätischer Pracht. Höchst lehrreich ist eine besonders gegebene Übersicht über die Entwicklung der gotischen Fibel. Zum Vergleich ist die „Fibel mit umgeschlagenen Fuß" aus der römischen Kaiserzeit, ein Zweckapparat, wie er sich aus der Technik und dem Verwendungszweck ergab, herangezogen. In einer Reihe von Abwandlungen sieht man, wie der Fuß sich als Steinschmuckträger entwickelt, wie der Kopf dekorativ ausgezogen wird und wie die ursprünglich konstruktiven Teile sich in Schmuckelemente umsetzen, bis am Ende des 4. Jahrhunderts die sogenannte „Dreiknopf-" und weiter die „Fünfknopffibel" entstanden sind, aus denen sich dann die charakteristischen Fibeltypen aller germanischen Stämme entwickelt haben. (Deutsche Tageszeitung.)

Bücherbesprechungen.

Burte, Hermann, Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. G. K. Saraſin, Leipzig 1912. 352 S.

Burtes Werk ist eigentlich kein Roman; ebensowenig wie der „Tasso" ein Drama ist. Sehr wenig Handlung, viele Reden, Zwiegespräche und lange Monologe. Aber ein Buch, das einen keinen Augenblick losläßt und das man nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legt.

Die Sprache ist gewaltig und von erlesener Eigenart; vielleicht etwas zu viel Wortneubildungen, wenngleich sie oft mit fabelhaftem Geschick erdacht sind. Im ganzen ist es die bilderreiche Sprache des „Zarathustra", mit der Burte uns den „Tag Martin Wiltfebers" durchleben läßt.

Inhaltlich ist das Buch ein glühendes Bekenntnis zum Leben, zur Rasse, zu allem Wohlgeratenen und Edlen, zur „prachtvollen blonden Bestie". Mit einem ursprünglichen Ekel vor allem Gemeinen, vor der Masse, vor der Demokratie. Vielleicht sind es der Probleme zu viel, die sich auf den 350 Seiten zusammendrängen, und mancher Gegensatz mag zu stark herausgearbeitet sein. Aber die gewaltige Kraft der dichterischen Bilder und der ungeheure Flug der männlichen Gedanken geben dem Werk seine notwendige Einheit.

Der „Wiltfeber" ist die erschütternde Tragödie vom Untergang der höheren Menschen. „Wir sind verloren, Mart, wir Blonden; du weißt wohl, was ich meine, wenn ich blond sage." Der Höhepunkt des Buches ist das zehnte Hauptstück: Vom Hofe, welcher unterging. Es schildert in ergreifenden Bildern von seltener dichterischer Kraft, wie ein „blitzblankes Anwesen" zugrunde geht, weil der Besitzer sich verleiten läßt, seine Knechte mit am Regiment teilnehmen zu lassen; es wird sozusagen der Parlamentarismus eingeführt. Es ist wahrlich ein Dichter, der hier zu uns spricht; und einer, der etwas zu sagen hat. —

Der Ausgang des Romans ist tief pessimistisch. Wiltfeber sieht kein Mittel, den Untergang derer „aus dem Blondenviertel" aufzuhalten. „Die Geistigen sollen herrschen, und das Volk soll gehorchen. Das ist das Ziel, zu dem noch kein Weg ist." Die Masse begreift das Seltene nie, und die Könige haben ihre Macht ans „Volk" verschenkt und verzettelt. So wählt sich Wiltfeber, der glühende Idealist, zum Wahlspruch das bittere Wort: „Genieß und stirb!"

Es ist eine tragische Dichtung. Darum wird der Leser nicht dem Helden des Buches gleich verzweifeln; durch die „Katarsis" wird er neu gestärkt sein, sich einzusetzen für die höchsten Güter seines Vaterlandes. Das Buch vom „ewigen Deutschen" ist ein Schlachtruf für die Erhaltung und Förderung der germanischen Art; Hermann Burte ist ein Fahnenträger im Kampf um die neuen deutschen Ideale.

Ich wünsche dem Buch, daß es recht viele würdige Leser fände; freilich, für jeden ist es nicht geschrieben. Unter den Lesern der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" wird jedoch kaum einer sein, für den das Bekanntwerden mit dieser gewaltigen Dichtung nicht ein Ereignis von nachhaltigem Genuß bedeuten würde. Deshalb kann Burtes Buch an dieser Stelle nicht warm genug empfohlen werden. H. S.

Der heutige Krieg ein Rassenkrieg? Diese Frage behandelt R. Düggelin in der Neuen Züricher Zeitung vom 28. Nov. 1915. Von unanfechtbaren Voraussetzungen ausgehend, die verschiedenen Begriffe „Rasse" und „Volk" wohl auseinanderhaltend und die drei in den europäischen Völkern, freilich in verschiedenem Verhältnis, vertretenen Grundrassen, nordische, mittelländische und rundköpfige, richtig erkennend und benennend, kommt er doch zu dem m. E. verfehlten Schluß: „Der heutige Weltbrand ist kein Rassenkrieg." Letzten Endes ist er es doch, und zwar in doppelter Hinsicht, einmal wegen des jetzt zur Entscheidung mit den Waffen gebrachten Wettstreits der beiden mächtigsten Völker mit vorwiegend nordischer Rasse, der Deutschen und der Engländer, und dann, weil unsere schonungslosen Gegner ohne jedes Bedenken rassenhaft minderwertige, zum Teil auf der allertiefsten Entwicklungsstufe stehende Wildhorden gegen uns aufgeboten haben. Ein Sieg Englands und seiner in allen Farben schillernden Verbündeten wäre zugleich eine Niederlage der höchstentwickelten, Gesittung schaffenden und verbreitenden Menschenart, eine unabsehbare, kaum wieder gutzumachende Schädigung des Menschengeschlechts.

Ludwig Wilser.

Mutterpflichten gegen die Ungeborenen. Eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege von Dr. M. Vaerting (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin SW. 11). Preis 75 Pfg.

Der Krieg hält gerade unter den kräftigsten und gesündesten Männern des Vaterlandes die reichste Todesernte. Deshalb ist die Sorge für einen tüchtigen Nachwuchs mehr denn je eine Lebensfrage der Nation, deren große Bedeutung die kürzlich erfolgte Begründung der „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" veranlaßt hat.

Das vorliegende Büchlein gibt in sieben Kapiteln (Von der Vorbereitung des weiblichen Körpers auf die Mutterschaft — Gute Väter — Über den Wert der Liebe für die Kindererzeugung — Das beste Altersverhältnis der Eltern — Vor der Vereinigung — Verhaltungsmaßregeln während der Schwangerschaft — Zwischen den Geburten) vor allem den Müttern praktische Ratschläge für die Bevölkerungserneuerung, da die Frau das größte natürliche Interesse daran hat, daß ihr im Kinde das mütterliche Meisterwerk gelinge.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 24. 12. 15.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 11 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Am 14. Januar starb zu Karlsruhe im 73. Lebensjahre

Dr. med. hon. c. Otto Ammon.

Der Verstorbene gehörte zu den ältesten Freunden und ersten Mitarbeitern unserer Zeitschrift. In den letzten Jahren gestattete ihm sein Gesundheitszustand keine Mitarbeit mehr, er hat aber der Zeitschrift, wie zahlreiche Briefe und Karten an den Herausgeber bekunden, bis zuletzt ein treues Gedenken und herzliches Wohlwollen bewahrt. Wir werden auf den um Vaterland und Wissenschaft in gleichem Maße verdienten Mann und ausgezeichneten Charakter noch zurückkommen.

Geistige Kriegsvorbereitungen.

Vom Herausgeber.

In der vieltausendjährigen Geschichte der menschlichen Kultur hat es wohl niemals eine Zeit gegeben, die so wie die heutige gezeigt hätte, welche alles überragende Bedeutung die Macht des Geistes für die Bestimmung der Menschen- und Völkergeschicke hat. Leider nur wurde diese Macht, soweit sie bewußt in Wirksamkeit gesetzt wurde, für den dafür in Betracht

kommenden Teil der Menschheit nicht im guten, sondern im bösen Sinne gebraucht. Es handelte sich also, wie schon in früheren Heften angedeutet, um den ungeheuerlichsten Mißbrauch der geistigen Machtmittel, die abscheulichste Irreführung der Völker, die jemals gewagt worden ist.

Um das zu begreifen, muß man sich die letzten Jahrzehnte, vor allem aber die letzten Jahre vor dem Kriege vergegenwärtigen und nach den jetzt sichtbaren Folgen die damals nur teilweise sichtbaren Ursachen der geschichtlichen Ereignisse beurteilen. Während dieser Zeit wurde ja der größte und blutigste aller Kriege nicht nur materiell, sondern vor allem geistig vorbereitet. Letzteres geschah freilich nur auf der den Mittemächten und ihren Verbündeten feindlichen Seite, während die andere Seite sich in dieser Beziehung, abgesehen von wenigen, für die unmittelbare Führung gar nicht in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Gruppen, passiv, jedenfalls nicht aktiv verhielt.

Betrachten wir zunächst die den Mittemächten feindliche Seite. Hier sah man sich einer außerordentlich schwierigen Aufgabe gegenüber. Man hatte alles gegen sich, was sonst die geistige Vorbereitung eines gefährlichen Unternehmens erleichtert. Es ist nicht schwer, einen unvermeidlichen Verteidigungskrieg einem Volke plausibel zu machen. Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und es hat wohl noch kein Volk gegeben, das für einen solchen Krieg schwer oder gar nicht zu gewinnen gewesen wäre. Dazu müßte es ja körperlich, sittlich, geistig völlig verwahrlost, also überreif zum Untergange sein, oder die Aussichten des Erfolges müßten gänzlich hoffnungslos erscheinen.

Um einen solchen Krieg handelte es sich aber auf der den Mittemächten feindlichen Seite nicht. Man wußte hier aus langer Erfahrung und allen anderen Gründen ganz genau, daß die führenden Persönlichkeiten der Mittemächte nicht im geringsten daran dachten, über die ihnen feindlich gesinnten Völker herzufallen. Auch sonst war kein irgendwie stichhaltiger Grund vorhanden, der zwingend genug gewesen wäre, ein so gefährliches Unternehmen, wie es ein Weltkrieg unter allen Umständen ist, geistig oder gar sittlich zu rechtfertigen. Die Sache des Vierverbands war also in jeder Beziehung denkbar schlecht, gemein, niedrig. Man konnte weder die Kraft der Wahrheit, noch die der Gerechtigkeit, noch irgendeine andere wirklich hohe und edle Seelenregung dafür einspannen. Man konnte sich hinsichtlich der bewegenden Kräfte höchstens auf die schlechten Leidenschaften des Neides, der Habgier, der Genußsucht oder die Laster der Trägheit, Bequemlichkeit stützen. Und selbst in dieser Beziehung mußte man vorsichtig sein, da die letzten Reste einer früher in Kraft gewesenen Religion und Sitte diese Leidenschaften und Laster wenigstens äußerlich noch immer verdammt. Man mußte also alle Künste der Heuchelei, Lüge, der Gaunerei und Gaukelei spielen lassen, damit solche Beweggründe verhüllt oder, zum mindesten der Mehrheit des niedern Volkes, den geistig und

sittlich Unzulänglichen, als gut und recht oder gar als hoch und heilig erschienen.

Das alles aber wäre bei dem ja schon recht weit vorgeschrittenen geistigen und namentlich sittlichen Verfalle der in Betracht kommenden Völker nicht so schwierig gewesen, wenn die eigentlich führende Macht über eine feste staatliche Organisation zu verfügen gehabt hätte, so daß nur eine einzige Persönlichkeit oder eine einzige in sich einige Gesellschaftsschicht den beherrschten Völkern einfach hätte befehlen können. Letzteres war aber nur hinsichtlich einiger völlig versklavter Völkerschaften fremder Rasse möglich. Das eigene, ausschlaggebende Volk sowie gewisse Schichten der übrigen Völker mußte man als „frei" wenigstens äußerlich ansehen, durfte sie also nur mit sogenannten „freiheitlichen" Mitteln bearbeiten.

Bei alledem wurde die schwierige Aufgabe nicht nur gut, sondern — das muß jetzt, nachdem die Folgen sichtbar geworden sind, anerkannt werden — mit einer Meisterschaft gelöst, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Freilich hatte man ja auch alle, alle Mittel und Wege der Suggestion, wie sie in den vorausgegangenen Heften (Märzheft 1915, Dezemberheft 1915, Januarheft 1916) gekennzeichnet worden sind, ohne Rücksicht auf Kosten oder gar auf Ehre, Würde, Scham angewandt. Dr. E. Jenny schildert sie in Nr. 305 des „Tag" zutreffend wie folgt: „Ein gewaltiger Apparat von Pressemachenschaften, Kabellügen, Kinogaukelei ist aufgeboten worden, um die Wirkung zuwege zu bringen. Von der Kinderfibel und den volkstümlichen Bilderbogen bis zur verfeinerten Kunst, und dann wieder hinab bis zur Pornographie in Buchform und zur Zote auf der Bühne war alles in den Dienst der Deutschenfeindschaft gezwungen worden. Der Wisch der Eintagspresse und die Abhandlungen von wissenschaftlichem Gehalt träufelten gleicherweise das Gift der Deutschenverachtung und des Deutschenhasses in die Volksmassen; gekaufte Gesinnungslumpe, eitle Streber und aufrichtige Fanatiker wurden unauffällig in das gleiche Geschirr gespannt und geschickt mit Kreuzzügeln gefahren von Leuten, wie etwa Barrère, da es galt, in Italien die Saat des Treubruchs zu säen, lange bevor noch der Weltkrieg ausgebrochen war. Da wurde in Frankreich die Dosis des Revanchegiftes ständig verstärkt; in Rußland gab der Panslawismus wie auch der Liberalismus das Rührwerk ab, mit dem der giftige Deutschenhaß in die Volksmassen geknetet wurde. Unterschiedlos wurde jede Strömung ausgenutzt, die geeignet erschien, die Bestrebungen weiter zu tragen. Und so kam dann jene wahnwitzige Verblendung zustande, deren Ausgeburten die erbärmlichen, schlammigen Verunglimpfungen des Deutschtums sind, die unter Wutparoxismen in die Welt geschleudert werden."

Allerdings wurde, wie schon angedeutet, die Aufgabe der geistigen Vorbereiter des Krieges dadurch erleichtert, daß man sich bei den als Bundesgenossen oder als wohlwollend Neutrale zu gewinnenden Völkern

auf dieselben schlechten Leidenschaften und ungefähr denselben oder noch größeren geistigen und sittlichen Verfall als beim eigenen Volke stützen konnte. Auch gab es dort, abgesehen von Amerika, eine noch leidlich fest erhaltene staatliche Organisation, welche den herrschenden Gesellschaftsschichten für die Zusammenfassung des Ganzen zu bestimmtem Zwecke ohne weiteres, wie eine Maschine, zur Verfügung stand. Es bedurfte dort nur geringer Nachhülfe durch reichliche Bestechung der unmittelbar regierenden oder zur Regierung kommen sollenden Persönlichkeiten; aber immerhin hatte man dort mit einem durch die geschichtlichen Erfahrungen nur zu gut begründeten Mißtrauen gegen die englische Händler-, Gaukler- und Gaunerpolitik zu rechnen.

Die Art und Weise, wie man dieses tief eingewurzelte Mißtrauen sogar bei Rußland, dem traditionellen Erbfeinde und stärksten Mitläufer im Länderraub überwand oder einzuschläfern wußte, muß als das größte unter den vielen Meisterstücken der neueren politischen Gaukelei und Gaunerei betrachtet werden. Immerhin wird das Gelingen aller dieser Kriegsvorbereitungen nur verständlich, wenn man eine besondere Eigentümlichkeit des englischen Nationalcharakters zur Erklärung heranzieht.

Sie besteht darin, daß der politisch allein in Betracht kommende Teil der englischen Nation in zwei Schichten zerfällt, die zwar beide im wesentlichen dieselbe Weltanschauung und Lebensauffassung haben, aber sie äußerlich sehr verschieden kundgeben. Sobald der typische Engländer, gleichviel mit welchen Mitteln, ein zu luxuriösem Leben ausreichendes Vermögen erworben hat, legt er äußerlich, in der Kleidung und Haltung, die Manieren des Händlers bezw. Räubers ab und sucht einen förmlichen Snobismus darin, den „gentleman“ möglichst naturgetreu nachzuahmen. Dieser sogen. „gentleman“ hat früher, als England noch überwiegend von Ackerbau und Viehzucht oder wenigstens von tüchtiger, ehrenwerter, nicht völlig verhändlerter Industrie lebte und die rein germanischen Elemente auf den Inseln noch häufig waren, tatsächlich existiert, war vielleicht gar nicht selten gewesen. Nachdem diese Rassenelemente aber teils ausgewandert, teils ausgestorben, teils in minderwertiges Mischblut übergegangen und der Suggestion des Händlergeistes[1]) verfallen sind, findet sich der echte Gentlemantypus wohl nur noch vereinzelt auf dem Lande und in kleinen Städten. Jedenfalls hat seine Art nicht den mindesten Einfluß auf die innere und äußere Politik seines Landes. Er darf sich, wenn er nicht vermögend ist, höchstens auf dem Schlachtfelde für die Größe des Händler-, Gaukler- und Gaunertums verbluten, oder als mäßig bezahlter Lehrer und Gelehrter den kümmerlichen Rest des höhern geistigen Lebens auf der Insel unterhalten. Das höchste, wozu er sich im politischen Leben bisweilen noch aufschwingt, ist ein ohnmächtiger „Protest“ gegen die auf dem Festlande oder in den Kolonien

[1]) Vergl. „Beowulf und das semitisierte England“, Februarheft 1915.

allzu skrupellos gehandhabte Händler-, Gauner- und Gauklerpolitik seines Landes.

Sozial, gesellschaftlich aber genoß er von jeher und genießt er, namentlich wenn er durch Heirat oder Erbschaft zu großem Vermögen und hohen Titeln gelangt ist, noch immer außerordentliches Ansehen. So wenig sein Wesen für die Politik in Betracht kommt, so unbeschränkt beherrscht es in Großbritannien die private Lebensführung. Der Gentleman, besonders der Lord und die Lady, ist der einzige Typus, der im „demokratischen" England überhaupt als menschenwürdig gilt, und eben darum suchen die reich gewordenen Händler bezw. Räuber von diesem Typus eine möglichst echt erscheinende „Imitation" darzustellen. Noch mehr gilt das natürlich von deren Nachkommen, denn diese brauchten ja ihr Vermögen nicht erst zu erwerben, nur zu erben. Sie können also ohne Schaden ihre Hände sauber halten und auf die Manieren ihrer Väter verächtlich herabsehen. Aus Eitelkeit übertreffen sie manchmal sogar den echten Gentleman zum mindesten äußerlich, in der übertriebenen Pflege des Leibes, und selbst moralisch gebärden sie sich, wenn es Vorteil verspricht, bisweilen wie Narren von der Art jenes spanischen Ritters.

Der Kontinentale bekommt nun als Vertreter des Inselandes fast ausschließlich solche unechten, höchst selten echte Gentleman-Typen, sei es auf Reisen, sei es als Konsuln, Gesandte, Botschafter usw. zu sehen. Diese machen auf oberflächlich Urteilende meist den Eindruck wirklich braver, biederer, Wahrheit und Reinlichkeit äußerlich wie innerlich liebender Menschen. Sie alle aber huldigen, wie der tiefer Blickende bald bemerkt, der unbeschränkten Nützlichkeitslehre, der Händler- und Räubermoral ihres Landes und sind bei noch so guter äußerlicher Bildung innerlich meist recht ungebildet, oft geradezu roh[1]) und beschränkt. Sie lassen es sich aber Fremden gegenüber nicht merken und sind vor allem klug genug, über das Geheimnis des Erfolges englischer Politik vor Fremden zu schweigen oder, wenn sie durchaus reden müssen, niemals die Wahrheit zu sagen. Der große Dichter Lord Byron war in dieser Hinsicht eine rühmliche Ausnahme.

Der Kontinentale beurteilt nun unwillkürlich, ohne daß er es selbst ahnt, den englischen Nationalcharakter und die englische Politik nach dem äußerlichen Verhalten derjenigen Typen, die er auf dem Festlande zu sehen bekommt. Daraus erklärt es sich, daß der politisch noch so oft betrogene Kontinentale der englischen Politik immer wieder Vertrauen entgegenbringt; denn jeder hat ja doch nicht gleich das ganze Geschichtsbuch im Kopfe, und auch wer geschichtlich gründlich beschlagen ist, läßt sich durch die biedere Gentleman-Miene der ihm bekannten Engländer nur zu leicht bestechen. Namentlich die schwache Frau — es gibt freilich auch starke Frauen — sowie der

[1]) Wie tief die Räubermoral selbst den höhern Schichten Britanniens im Blute steckt, hat die Behandlung jener Baralongmorde selbst von seiten der Regierung gezeigt. Dieser Fall ist nicht vereinzelt, sondern typisch.

schwache und dumme Mann verfallen rettungslos der unbewußten Suggestion, die solche mit eherner Ruhe und Sicherheit zur Schau getragenen Äußerlichkeiten ausüben. Sie werden darum Anglomanen, schwärmen für alles Englische und können sich gar nicht vorstellen, wie es Menschen geben kann, die nicht für ein Bündnis oder zum mindesten für eine „Verständigung" mit dem „hohen und edlen Kulturvolke" sind.

Wenn nun aber gar die moralisch und intellektuell widerstandslosen Männer auf dem Kontinente durch irgendwelche sonderbaren Verwickelungen unter die leitenden Staatsmänner geraten, — kann man sich dann über die ungeheuren, ans Unglaubliche grenzenden Erfolge einer ausgesprochenen Händler-, Gauner- und Gauklerpolitik wundern?

So gut die Engländer die krummen Wege und gemeinen Ziele ihrer Politik vor der kontinentalen Diplomatie zu verhüllen verstehen, ihre Kriegsabsichten können sie wegen der weitgehenden Öffentlichkeit ihres politischen Lebens nicht geheim halten. Namentlich die geistigen Vorbereitungen zu den als unvermeidlich angesehenen Kriegen müssen sie wegen des damit notwendig verbundenen lauten Tamtam vor aller Welt offenbaren. Selbstverständlich suchen und finden sie aber auch dann möglichst unverfängliche Ausreden. Diese können jedoch nur die reinsten politischen Toren, die der in solchen Dingen noch immer recht ergiebige europäische Kontinent zu züchten vermag, wirklich täuschen. Andere, außereuropäische, stellen sich in dieser Hinsicht nur dumm, tun aber alles, was sie auch dann tun würden, wenn sie über die wahren Absichten des Feindes genau unterrichtet wären. Die Japaner sind in dieser Beziehung geradezu vorbildlich. Ihnen können die Engländer diplomatisch nichts vormachen.

Bei den geistigen Vorbereitungen zum gegenwärtigen Kriege aber hat man auf der Insel sich nicht einmal besondere Mühe gegeben, seine wahren Absichten zu verschleiern. Man war seiner Sache offenbar so sicher, hielt den Feind in jeder Hinsicht für so schwach, oder von einer so großen Übermacht umstellt, daß man alle sonst so sorgfältig beobachteten Rücksichten nicht nötig zu haben meinte. Jeder, der im letzten Jahrzehnt und besonders in den letzten Jahren sich auf der Insel mit halbwegs offenen Augen und Ohren aufgehalten oder auch nur den Widerhall davon in der fremden und einheimischen Presse verfolgt hat, konnte über den Sinn des ganzen, wenn auch oft noch so närrisch erscheinenden Gebarens nicht die geringsten Zweifel hegen. Man erinnert sich wohl noch an jenes Theaterstück: „An Englishman's home", das in grotesker, den Zweck aber erfüllender Weise die Landung von Truppen einer „Kaiserin des Nordens" auf der „heiligen Insel" zur Anschauung brachte. Manche unserer öffentlichen Organe, die das Stück besprachen, ahnten wohl dunkel den Zweck, aber keins davon stellte solche und ähnliche Dinge ohne jeden Vorbehalt als das hin, was sie sein sollten: nämlich als geistige Vorbereitungen auf den schon damals als absolut unvermeidlich betrachteten

Weltkrieg. Man schien auf dem alten Kontinente, besonders da, wo noch festgefügte Staaten existierten, sich gar nicht vorstellen zu können, daß solche Dinge mehr als anrüchige Geschäftsunternehmungen oder harmlose patriotische Veranstaltungen sein könnten. Man denkt eben, zum mindesten bei uns in Deutschland, immer nur an materielle Vorbereitungen für mögliche Kriege, geistige hält man für unnötig oder gar für schädlich. Das Wort Bismarcks von den „Imponderabilien" scheint man ganz vergessen zu haben. Erst in den letzten Jahren, als an die Einkreisung der Mittemächte die letzte Hand angelegt worden war, hat man endlich wohl auch bei uns den eigentlichen Zweck der vorher angedeuteten publizistischen Übungen geahnt.

Was hat man nun auf unserer Seite, abgesehen von den bei uns ja selbstverständlichen, durch unsere geographische Lage jederzeit unbedingt gebotenen materiellen Rüstungen, dagegen getan?

Da diese Dinge der Vergangenheit angehören, also doch nicht mehr rückgängig gemacht werden können, wollen wir sie hier unerörtert lassen. Für die Zukunft aber wird es von Nutzen sein, einmal zu erwägen, welcher Art die geistigen Vorbereitungen in solchen und ähnlichen Fällen sein müssen, und wie sie unter keinen Umständen sein dürfen.

Eine Möglichkeit richtigen Verhaltens wäre z. B. die, daß man in der eigenen Presse von allen den vorher gekennzeichneten Vorbereitungen auf feindlicher Seite mit Hohn und Verachtung Kenntnis nimmt, aber im geheimen ruhig, ohne Aufsehen alle nur irgend möglichen vorbereitenden Maßnahmen technischer, organisatorischer usw. Art trifft, dem Feinde darin zuvorzukommen sucht und im günstigsten Augenblicke ohne langes Hin- und Hergerede kurz entschlossen losschlägt. So hat es vor dem siebenjährigen Kriege der von Feinden ringsum bedrohte Friedrich der Große gemacht. Dieses Verfahren ist jedoch nur da anwendbar, wo die dafür verantwortlichen Persönlichkeiten in der öffentlichen Meinung unbegrenztes Vertrauen genießen und jeder Einzelne, vom Staatsoberhaupt bis zum letzten Arbeiter, nur darauf wartet, den verhaßten Feind vor die Waffen zu bekommen. Wo aber die weit überwiegende Mehrheit des Volkes den künftigen Feind und seine heimlichen Absichten noch gar nicht erkannt hat und eine Minderheit mit ihm sogar offen oder heimlich sympathisiert, da ist ein solches Verhalten natürlich undenkbar. Hier muß die öffentliche Meinung erst gründlich aufgeklärt werden, und die verantwortlichen Stellen müssen hier alles diesem Zwecke nur irgend Dienliche veranlassen oder, wo es ohnehin schon unternommen wird, ihm alle nur irgend mögliche Förderung angedeihen lassen. Weder Kosten noch Mühen dürfen für diesen Zweck gescheut werden. Die trotz aller Warnungen mit dem Feinde sympathisierende Minderheit muß öffentlich bloßgestellt, als ehrlos gebrandmarkt und mit allen Mitteln unschädlich gemacht werden. Vor allem aber ist darauf zu sehen, daß die drohende Gefahr nicht etwa unterschätzt wird. Ein schweres Verbrechen, ein Vaterlandsverrat wäre es, wenn die leitenden Staatsmänner und geistigen Führer unter

solchen Umständen dem Volke nicht den reinen, unverfälschten Wein der Wahrheit einschenken, wenn sie irgend etwas verschweigen oder entstellen, verkleinern oder vergrößern, weißer oder schwärzer, als es ist, darstellen würden. Eine Gefahr, mag sie auch noch so groß sein, ist schon halb überwunden, wenn man ihr ruhig und gefaßt, ohne Unterschätzung, aber auch ohne Überschätzung in die Augen sieht. Geschähe das nicht, dann würde der Opfermut des Volkes nicht oder nicht zur rechten Zeit und im rechten Maße angespannt, die wirtschaftlichen, technischen und organisatorischen Vorbereitungen des Krieges würden erschwert oder nicht bis aufs höchstmögliche gesteigert. So etwas wäre eine geistige Vorbereitung der Niederlage, nicht des Sieges.

Noch schlimmer wäre in dem gedachten Falle ein solches geistiges Verhalten, das den Frieden als ein um jeden Preis erstrebenswertes Gut hinstellt, also den kriegerischen Geist der Bevölkerung dämpft oder ihm auch nur Abbruch tut, sein Aufflammen erschwert. Dazu gehört z. B. die Duldung oder gar Begünstigung des sogen. „Pazifismus", mögen die Träger dieser Bewegung wirkliche oder nur scheinbare Dummköpfe sein, dem Feinde freiwillig oder gegen Bezahlung in die Hände arbeiten. Schon das viele Friedensgerede, falls es wirklich ehrlich gemeint ist und nicht zur Verhüllung der eigentlichen Absichten dienen soll, ist in diesem Falle von Übel. Mag man dabei auch nur an einen Frieden in Ehren denken, der Feind legt so etwas stets als Schwäche oder Hinterlist aus, wird jedenfalls dadurch von seinen kriegerischen Absichten nicht im mindesten abgebracht, eher ermutigt und darin bestärkt, während die künftigen Freunde und Neutralen entmutigt und auf die Seite des Feindes getrieben werden können. Wenn man also kein bestimmtes Interesse daran hat, Fanfare zu blasen, so hülle man sich in undurchdringliches, stutzig machendes Schweigen. Sollte aber der offensichtlich zum Angriffe rüstende *Feind* heuchlerischerweise von Frieden reden, so stelle man seine Absichten unverkennbar bloß. Das kann bei den Neutralen und künftigen Bundesgenossen nur günstig wirken, wird ihn aber von seinen Absichten natürlich auch nicht abbringen, denn kein geistig Normaler wird einen *Angriffskrieg* vorbereiten, wenn er nicht fest entschlossen ist, ihn auch wirklich zu führen. Nur wenn er den Zweck des Krieges *ohne* Krieg erreicht hätte, würde er *vielleicht* Frieden halten.

Diesen festen Entschluß, einen bestimmten Zweck mit oder ohne Krieg zu erreichen, muß man in solchem Falle stets voraussetzen und darf sich durch keine gegenteiligen Versicherungen täuschen lassen. Das allerunglücklichste, schädlichste Verhalten wäre es darum, mit dem geistigen Urheber und Organisator des Angriffs ein Bündnis oder eine Verständigung anzustreben, selbst wenn der Feind solches nicht unbedingt ablehnte. Das wäre geradeso, als wenn das Lamm mit dem heranschleichenden Wolfe sich verständigen wollte, oder als wenn die Hühner dem von weitem gesichteten Fuchse freundlich entgegenkommen wollten. Selbst die Hühner

würden lachen, wenn ihnen das jemand zumuten wollte. Etwas Derartiges wäre, wenn es wirklich gelänge, einem verlorenen Kriege gleich zu achten; denn Bündnis oder Verständigung könnte in diesem Falle nur Unterwerfung unter den Willen des Feindes bedeuten, der dann eben seinen Zweck ohne Einsatz von Gut und Blut erreicht hätte. Etwas anderes von ihm zu erhoffen, heißt unmögliches als möglich voraussetzen, heißt vom Tiger verlangen, daß er Gras fressen soll. Einem Studenten der Staatswissenschaft und Staatskunst im ersten Semester, der auf eine gestellte Frage die Antwort in solchem Sinne erteilte, müßte dringend geraten werden, einen anderen Beruf zu ergreifen.

Viel ist darüber geredet und geschrieben worden, ob es unter gewissen Umständen geistig und sittlich zu rechtfertigen sei, die öffentliche Meinung bei den künftigen Feinden und unsichern Neutralen vor dem Kriege mit allen Mitteln, sei es auch direkte Bestechung, zu bearbeiten.

Über die sittliche Verworfenheit solcher Mittel brauche ich hier wohl kein Wort zu verlieren; aber selbst vom Standpunkte bloßer Klugheit scheint mir ein solches Verhalten nicht immer geboten zu sein.

Gewiß kann es manchmal nützlich wirken, wenn man im Auslande freundliche oder wenigstens nicht unfreundliche Organe der öffentlichen Meinung durch Übermittelung wichtiger Nachrichten oder meinetwegen auch durch Geld — aber dann reichlich, nicht knickerig — zu unterstützen sucht. Jedoch die ausgesprochen feindlichen Organe des Auslandes bestechen zu wollen, halte ich selbst dann für verfehlt, ja schädlich, wenn von diesen als sicher anzunehmen ist, daß sie für den entsprechenden Preis von jedermann käuflich sind. Man stellt sich dadurch ohne dringende Not bloß und bringt seine Sache, falls sie gut ist, in Mißruf. Überdies ist in diesem Falle immer zu befürchten, daß solche Organe von beiden Seiten Geld nehmen und doch tun, was sie wollen. Solche für jedermann käuflichen Organe werden aber immer eher zur schlechten als zur guten Sache hinneigen, jener also doch direkt oder indirekt dienen.

Am besten ist es darum, man straft, wenn man eine gute Sache vertritt, solche Organe mit höhnischer oder, falls das schädlich erscheint, mit schweigender Verachtung und richtet im übrigen sein Verhalten so ein, daß es den Mutigen und Ehrlichen selbst beim Feinde Achtung abnötigen muß. Nichts bringt aber in jedem Falle und besonders im Falle der Herausforderung sicherer um Achtung und Sympathie bei Freunden, Feinden und Neutralen, als ein nachgiebiges, feiges oder auch nur schwankendes, unentschlossenes Verhalten. So etwas kann selbst eine gute Sache überall in Mißruf bringen, unter keinen Umständen aber ihr irgend etwas nützen.

Alle diese Betrachtungen legen die Frage nahe, welche körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften für einen echten und rechten Staatsmann nötig oder doch sehr wünschenswert sind.

Beginnen wir mit den körperlichen, weil sie zum mindesten bei einem Staatsmanne die biologische Vorbedingung auch für die geistigen und sittlichen Eigenschaften bilden. Körperlich muß ein Staatsmann nicht bloß gesund, sondern womöglich robust kräftig sein. Das besagt natürlich nicht, daß er mindestens zwei Meter hoch und 300 Pfund schwer sein muß. Gut ist es aber, wenn er harmonisch gebaut und weder zu fett noch zu mager ist. Jedenfalls aber muß er gesunden Schlaf und guten Appetit haben, weil das die Grundlage für gute Nerven ist. Hat er seine Nerven durch Überarbeitung oder übermäßige Genußsucht merkbar geschwächt, dann muß er seine Arbeit sofort ruhen lassen und alles tun, um den normalen Zustand wieder herzustellen; denn der Schaden, der durch das Aussetzen seiner Tätigkeit bei mangelhafter Vertretung etwa angerichtet werden könnte, wird niemals so groß sein, wie es sicher der Fall ist, wenn er in mehr oder weniger neurasthenischem Zustande wichtige Entschlüsse faßt oder nicht faßt. Unwichtiges Tun oder Lassen gibt es aber für einen echten Staatsmann überhaupt nicht, denn so etwas muß er auf seine dienstbaren Köpfe und Hände abzuwälzen verstehen. Am besten ist es darum, wenn er nur die absolut unübertragbare Arbeit übernimmt und sich so vor Überlastung der Nerven überhaupt bewahrt, also stets freien, frischen Kopf behält. Ist aber doch einmal eine Überlastung nicht zu vermeiden gewesen, so muß er, wie gesagt, die Folgen davon unter allen Umständen zu beseitigen suchen. Im Anfangsstadium, das nur im uneigentlichen Sinne als „neurasthenisch" bezeichnet werden kann, wird das leicht und schnell möglich sein. Es genügt dazu schon ablenkende, überwiegend körperliche Beschäftigung in guter Luft: etwa Jagd, Wanderschaft, Land- oder Gartenarbeit. Anstrengender Sport ist in diesem Falle nicht zweckmäßig; denn er beruhigt nicht und überlastet außer den Nerven auch noch die Muskeln, verschlimmert also jenen mehr oder weniger neurasthenischen Zustand, der für einen Staatsmann noch verhängnisvoller als für irgendeinen anderen Menschen ist. Ein Staatsmann hat darum die unbedingte Pflicht, während seiner hochverantwortlichen Tätigkeit zum mindesten gesund, womöglich aber stark, robust zu sein. Er begeht ein Verbrechen an Staat und Volk, wenn er diese Pflicht durch unnötige Überarbeitung oder gar durch übermäßige Genußsucht verletzt.

Was nun die geistigen, d. h. die Eigenschaften des Willens, Verstandes, Gemüts anbelangt, so benötigt ein echter und rechter Staatsmann vor allem Mut und noch einmal Mut und noch einmal Mut. Wenn alle anderen verzagen, muß er ein Vorbild der Tapferkeit und Unerschrockenheit sein können. Sein Charakter, sein Wille muß also ebenso stark wie zähe, ebenso leicht beweglich (impulsiv) wie nachhaltig sein. Sein Verstand muß klar, scharf und vor allem gesund sein, braucht aber, falls er keine Händlerpolitik zu machen hat, nicht überscharf, nicht juristisch-spitzfindig zu sein. Jedenfalls aber darf bei einem Staatsmanne die Verstandestätigkeit

nicht die des Willens beeinträchtigen und dadurch die Entschlußkraft lähmen. Der Verstand soll bei ihm dem Willen dienen, nicht diesen beherrschen. Er darf also kein sogenannter „Intellektueller", noch weniger ein Ästhet oder gar Hyperästhet sein. Er muß zu den schöpferischen Willens- und Tatmenschen, zu den Künstlernaturen höherer, geistiger Art gehören und zwar, wenn er nicht von jenem so äußerst seltenen „genus irritabile vatum" sein kann, dann muß er wenigstens zu den praktisch-tüchtigen Geschäftsleuten höherer Art gerechnet werden können. Seine wissenschaftliche Bildung kann kaum tief und mannigfaltig genug sein, darf aber nicht in totem Wissensballast bestehen. Ein solches Wissen macht nicht weise, sondern dumm; es lähmt die Energie des Denkens, Wollens, Handelns, und darum gehört, wie schon unser geschätzter Mitarbeiter, Dr. Franz Haiser, im Dezemberheft 1915, S. 481 sagt, „eine schier unüberwindliche Denkkraft dazu, um eine große Wissensanhäufung vertragen zu können".

Beredsamkeit als besonderes Talent ist wünschenswert, aber selbst in parlamentarisch regierten Staatswesen nicht unbedingt nötig. Allzu beredter und jederzeit redebereiter Mund ist sogar eine Eigenschaft, die bei einem Staatsmanne der heldischen Klasse kaum zu finden sein wird, denn sie ist nur mit einer gewissen Oberflächlichkeit und Schnellfertigkeit des Denkens vereinbar. Reden wird ein Staatsmann der heldischen Klasse nur vergleichsweise selten, nur bei ganz großen Gelegenheiten, um Zeit und Kraft desto mehr der schöpferischen Tat widmen zu können. Wer allzuviel und gern redet, glaubt gewöhnlich, namentlich wenn der Beifall stark gewesen ist, damit schon alles getan zu haben. Man darf darum mißtrauisch gegen allzuviel und schön redende Staatsmänner sein.

Bezüglich der sittlichen Eigenschaften eines echten Staatsmannes kommt es sehr darauf an, ob er für sein Land und Volk eine heldische oder eine händlerische Politik zu machen hat. Im ersteren Falle kann er nicht nur, er muß sogar ein sittlich einwandfreier Mann sein. Er darf sich aber im Kampfe mit Händlern, Gauklern und Gaunern nicht zum Sittlichkeitsfanatiker hinaufarbeiten wollen. Dadurch würde er sich bei den Staatsmännern und Völkern der händlerischen Klasse nur lächerlich machen und nicht das mindeste erreichen, selbst wenn sie seinen Sittlichkeitsfanatismus über den grünen Klee lobten. Sein Wahlspruch muß darum sein: „À gentilhomme — gentilhomme, à corsaire — corsaire et demi." Im monarchisch-aristokratischen Frankreich des „ancien régime" mögen dessen Staatsmänner auch manchmal diesen Spruch selbst dem Feinde gegenüber befolgt haben. Im heutigen demokratischen Frankreich freilich scheinen nur noch Staatsmänner der händlerischen Klasse aufkommen zu können, und diese behandeln natürlich auch den „gentilhomme", wenn er der Feind ist, „à la corsaire". Niemand kann eben aus seiner Haut heraus, noch dazu, wenn er das gar nicht einmal will.

Da der Krieg nach General von Clausewitz eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" ist, so kann man die Frage aufwerfen, ob die Begabungen des Feldherrn und des Staatsmannes miteinander vereinigt sein und einander unterstützen können.

Soweit man dabei an einen Staatsmann der heldischen Klasse denkt, zeigt die Geschichte in der Tat, daß jene Vereinigung nicht bloß möglich ist, sondern, namentlich wenn die betreffenden Persönlichkeiten zugleich Monarchen waren, sogar die Regel bildet. Kriegskunst und Staatskunst der heldischen Klasse scheinen also sozusagen Geschwisterkinder zu sein. Bei Friedrich dem Großen war der Staatsmann wohl sogar noch größer als der Feldherr, ebenso vielleicht bei Cajus Julius Cäsar, welcher einer besonderen monarchischen Staatsform bekanntlich den Namen gegeben hat. Bei Alexander dem Großen und Napoleon dagegen mag das Verhältnis beider Begabungen umgekehrt, der Feldherr größer als der Staatsmann gewesen sein.

Und auch, wenn große Feldherren nur Diener von Monarchen waren, ist bei ihnen häufig, man kann auch hier wohl sagen, gewöhnlich eine besondere staatsmännische Begabung auf irgendeine Weise bekannt geworden, u. a. z. B. bei Prinz Eugen, Scharnhorst, Gneisenau, Moltke.

Ganz sicher bietet ein fähiger General oder Admiral, selbst wenn er sich nicht als Politiker betätigt hat, zum mindesten eine bessere Aussicht auf einen fähigen Staatsmann, als z. B. ein Professor oder Rechtsanwalt, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß solche Persönlichkeiten niemals das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann, auch der heldischen Klasse, haben könnten. Ausnahmen bestätigen aber auch hier nur die Regel. Jedenfalls sind bei einem bewährten Kriegsmanne die für einen wirklichen Staatsmann unbedingt nötigen Eigenschaften des Mutes, der Entschluß- und Tatkraft eher als irgendwo anders vorauszusetzen. Eine Gefahr liegt hier höchstens darin, daß er bei ungenügender politischer Einsicht unter den unrechten geistigen Einfluß geraten und sich verleiten lassen könnte, mit heldischen Machtmitteln händlerische Politik zu treiben, also den Untergang seiner eigenen Art selbst herbeiführen zu helfen. Ein solcher Mangel an politischer Einsicht ist allerdings bei einem wirklich fähigen General oder Admiral kaum anzunehmen, wenn auch die Gefahr im Falle einer händlerisch stark oder gar ausschließlich beeinflußten öffentlichen Meinung nicht ganz ausgeschlossen ist.

Daß ein Staatsmann, falls er überhaupt als solcher gelten will, stets darauf bedacht sein muß, wirkliche Machtpolitik irgendwelcher Art zu treiben, könnte als selbstverständlich vorausgesetzt werden, wenn nicht in unserem angeblich so „aufgeklärten" demokratischen Zeitalter oft ganz selbstverständliche Dinge erst noch besonders betont werden müßten. So sei denn hier ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die höhere Potenz des Willens zum Leben, die gerade in einem für ein ganzes Volk schaffen

sollenden Staatsmanne besonders stark ausgeprägt sein muß, nichts anderes als der Wille zur Macht ist. Nur ein solcher Wille vermag sowohl in der Natur wie in der Kultur, bei den höheren Tieren wie beim Kulturmenschen, das Leben höher hinauf zu entwickeln oder doch wenigstens auf der erreichten Höhe zu erhalten. Ein Geschöpf, das von vornherein nichts weiter als den Willen zum nackten Leben aufzubringen vermöchte, würde auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stehen bleiben oder von der erreichten Höhe herabfallen müssen. Gerade den edelsten, höchstentwickelten Geschöpfen wird es in der Natur wie in der Kultur nicht leicht gemacht. Sie müssen oft heldisch ringen, wenn sie sich auf der erreichten Daseinshöhe auch nur erhalten wollen, und gehen dabei leichter zugrunde als niedrigere, gemeinere Lebewesen oder gar Schmarotzer.

Schon der Mangel am Willen zur Macht ist also für gewisse Einzelwesen, gewisse Geschlechter, ganz sicher aber für ein Volk, eine Rasse das Kennzeichen entweder niedriger Entwicklungsstufe, gemeiner Art, oder des körperlichen, geistigen, sittlichen Verfalls.

Der Wille zur Macht und die ihm entsprechende Politik kann nun beim heutigen Kulturmenschen nur entweder heldischer oder händlerischer, selbständiger oder schmarotzerhafter Art sein. Die erstere Art ist die höhere, edlere, die „rechte" Art, denn sie erstreckt sich nicht bloß auf die Wirtschaft, auf die materiellen Bedingungen des Lebens, sondern auch auf die geistigen und sittlichen sowie auf die Erhaltung und womöglich Steigerung derjenigen körperlichen Eigenschaften, welche die biologische Grundlage für die Steigerung oder wenigstens Erhaltung der geistigen und sittlichen sind. Der Mensch, wenigstens der höhere Mensch, lebt nicht vom Brote allein, selbst wenn man darunter auch Fleisch und alle materiellen Genüsse und Daseinserleichterungen versteht. Er geht zugrunde, wenn er nur „wirtschaftliche" Interessen kennt, und auch der sich darauf beschränkende händlerische Kulturmensch kann nur mit Hülfe bezw. auf Kosten der heldischen Ordnung und Sicherheit bestehen. Mit der letzten Heldenschar würde auch der letzte höhere Mensch zu Grabe getragen werden, und bald darauf nur noch der gemeine Naturmensch übrig sein[1]).

Soviel über Dinge, die in jedem anderen als demokratischen Zeitalter als selbstverständlich galten und immer gelten werden, auf die man aber

---

[1]) „Dann erst", sagt Mohammed, „sollt Ihr das Verlöschen des Weltlichtes fürchten, wenn eine Seele nichts mehr für die andere vermag." In unsere Sprechweise übersetzt, kann das nur heißen: wenn keiner mehr sich für den andern aufzuopfern vermag, wenn nur noch geldliche bezw. wirtschaftliche Leistungen und Gegenleistungen möglich sind, also keine Helden mehr, nur noch Händler in der ganzen Welt existieren. Es ist kein Zufall, daß die in geistig-sittlicher Hinsicht mohammedanisch-heldisch orientierte Türkei sich den Mittemächten angeschlossen hat. Hätten wir ein Bündnis mit den (von der Klasse der heldischen Samurai beherrschten) Japanern erlangen können, dann wäre die Front der Helden und der Händler auf beiden Seiten vollständig.

jetzt leider besonders aufmerksam machen muß. Kehren wir nun zum eigentlichen Thema zurück.

Eine *händlerische Machtpolitik* ist bekanntlich auch *ohne* Erweiterung der Daseinsgrundlage, des völkischen Bodens, der nationalstaatlichen Grenzen möglich. Sie betätigt sich durch die sogenannte „friedliche" Durchdringung und allmähliche Verdrängung oder Versklavung der anders als händlerisch gearteten Bevölkerung sowohl im eigenen Lande wie in den Kolonien, vorausgesetzt natürlich, daß diese Bevölkerungen oder auch nur die händlerischen Wettbewerber sich das ohne weiteres gefallen lassen. Wenn nicht, wird trotz aller Friedensbestrebungen zuletzt doch wieder der Krieg, oder die gewaltsame innere Revolution zwischen „Händlern" und „Helden", oder Händlern und Händlern entscheiden müssen. Der Pazifismus ist eben, wie im vorigen Hefte näher ausgeführt, nichts anderes als Trugbild oder absichtlicher Schwindel im Interesse der händlerischen Machtpolitik.

Wenn also ein Volk, eine Rasse sich nicht selbst eine Zwangsjacke anlegen oder von feindlichen Völkern anlegen lassen und so, im natürlichen Wachstum gehindert, der *Entartung* anheimfallen will, dann *bleibt ihm nur die Wahl zwischen heldischer und händlerischer Machtpolitik*. Eine kleine, aber mächtige Minderheit der bei uns in Deutschland führenden Gesellschaftsklassen hatte vor dem Kriege das — schlechtere Teil erwählt, indem sie eine Weltpolitik der friedlichen Durchdringung ohne kriegerische Betätigung treiben wollte. Die betreffenden Persönlichkeiten und Gruppen, die auch den sozialdemokratischen Teil des Volkes hinter sich herzuziehen verstanden hatten, waren des naiven Glaubens, daß der Teil der Welt, der darunter etwa zu leiden hätte, sich das ohne weiteres gefallen lassen würde. Der jetzige Weltkrieg hat gezeigt, wie irrtümlich diese Annahme gewesen ist. Das hindert aber jene Persönlichkeiten und Gruppen, wie im Oktoberheft 1915 gezeigt wurde, nicht, dieselbe so furchtbar ad absurdum geführte Politik auch für die künftigen Friedensverhandlungen *wieder* zu empfehlen. Hoffentlich finden wir uns, ehe es zu spät ist, auf den *rechten* Weg zurück, indem wir die Händlerpolitik höchstens als *eins* der Mittel zum Zweck, aber nicht als Selbstzweck oder gar als einziges Ziel aller Außen- und womöglich auch Innenpolitik gelten lassen. Der *letzte* Zweck, das Hochziel, das Ideal muß die *heldische* Machtpolitik wieder werden und für alle Zeiten bleiben.

Damit wären wir von der Betrachtung der geistigen *Kriegs*vorbereitungen in ganz natürlicher Folgewirkung auf die geistigen Vorbereitungen des künftigen *Friedens* gekommen. Davon wird ein ander Mal die Rede sein müssen.

Parlamentarische Aushängeschilder.

Ein Briefwechsel über politische Grundsätze.

Adolf Harpf.

Aus Anlaß meines Buches: „Der Erzfeind. Rück- und Ausblicke zum Weltkrieg", erhielt ich u. a. von einem hervorragenden deutschen Parlamentarier Österreichs ein Schreiben, welchem in gewissem Sinne eine grundsätzliche Bedeutung für die Ideenentwicklung auf politischem Gebiete zukommt.

Vorausgeschickt muß zum vollen Verständnisse werden, daß sich der Briefschreiber namentlich in früheren Jahren ein wesentliches Verdienst um das völkische Erwachen des Deutschtums in Österreich erworben hat und heute der sozialdemokratischen Partei angehört. In seinem Briefe heißt es: — — — „Leider bin ich mit vielen der von Ihnen geäußerten Ansichten im Widerspruche. Sie sind u. a. auch Mitarbeiter der „Pol.-Anthr. Revue". Diese Zeitschrift, einst ein strengwissenschaftliches Organ, ist je länger je mehr leidenschaftlich politisch-tendenziös geworden. U. zwar in einem hochkonservativen Sinne geworden, den ich für das deutsche Volk als verderblich ansehe. Ich sehe die Entwicklung nur in der Demokratie. Ich lasse mir von niemandem mein nationales Gefühl bestreiten und bestreite es auch konservativ gerichteten Geistern nicht. Aber hier sind Gegensätze, die eben ausgekämpft werden müssen. Hochachtungsvoll" — — —

Hierauf wurde geantwortet: „Im Besitze Ihres sehr geschätzten Schreibens bitte ich vor allem die Versicherung entgegenzunehmen, daß es am allerwenigsten mir einfällt, Ihnen oder irgend einem Demokraten die Möglichkeit des nationalen Fühlens abzusprechen. Mir sind namentlich Ihre persönlichen Verdienste um das Deutschtum wohlbekannt, da ich seit meinen Jugendjahren die politische Entwicklung genau verfolge, wenn ich auch nie persönlich hervortrat, einesteils weil mir die dazu unerläßliche Gabe rasch bereiter Rede fehlt, andererseits weil mir im Getriebe unserer politischen Parteien so wenig wirklich sachlich Ersprießliches herauszukommen scheint, daß es sich schließlich nicht der Mühe lohnt, sich darin aufzureiben.

Wie schließlich der ganze deutsche Nationalismus namentlich in Österreich, so bin auch ich selbst ursprünglich auf entschieden demokratischem Boden gestanden, wie meine ersten Schriften aus dem Anfange der achtziger Jahre deutlich zeigen. Aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied, ob Einer, wie z. B. ich, in erster Linie völkisch, oder wie Sie selbst in Ihrem Briefe andeuten und auch Ihre politische Laufbahn erkennen läßt, in erster Linie demokratisch und infolge davon erst völkisch denkt. Dieser letztere Weg führt, ans logische Ende verfolgt, aus innerer Notwendigkeit zur Sozialdemokratie hin, wobei noch keineswegs gesagt ist, daß diese nicht auch eine mehr oder minder völkisch bewußte Sozialdemokratie sein könne, wie es z. B. die tschechische Sozialdemokratie ja längst ganz entschieden ist.

Wirklich unvereinbar mit dem völkischen Standpunkte ist ja nur der Internationalismus der bisherigen deutschen Sozialdemokratie. Nur diese beiden: Internationale und Volkheit sind innerlich unvereinbare Gegensätze, und international gesinnt ist ja unsere deutsche Sozialdemokratie auch nur so lange und insoweit sie unter jüdischem Einflusse steht und sich auf dem ‚historischen Materialismus' des pseudosozialen Judentums und seiner Theorie vom weltbeherrschenden ‚Klassenkampfe' samt Zugehör aufbaut. Nur im Interesse des Judentums und demzufolge auch der jüdischen Ideenbegründer und Leiter des modernen Sozialismus lag und liegt es ja in der Tat, daß alle Nichtjuden möglichst unvölkisch und unrassenhaft denken, — sie selbst, die Juden, bleiben, auch wenn sie Reformjuden oder sogar scheinbar ‚internationale Sozialdemokraten' sind, dabei doch immer ihrem alttestamentlichen Rassen- und Volkstumsstandpunkte treu. Der ist ihnen längst ins Blut übergegangen, daher sie denn davon überhaupt nicht mehr zu reden brauchen. — Der Krieg hat, wie man mit Freude sehen kann, schon manchen stammesdeutschen Sozialdemokraten völkisch umlernen lassen und nach dem Kriege wird die Ächtung, der alles Deutsche und nicht zum mindesten auch die deutsche Sozialdemokratie von seiten unserer heutigen Kriegsgegner noch für lange hinaus unterworfen bleiben wird, weiterhin zur völkischen Selbstbesinnung deutscher Sozialdemokraten beitragen und dieselbe verstärken und vertiefen: zum Heile ihrer selbst und unseres deutschen Volkstums! Wenn nun der zweite und das ist mein Fall zutrifft, daß nämlich einer von allem Anfange an, also gewissermaßen primo loco völkisch denkt, dann gelangt er mit derselben inneren Notwendigkeit, — (wie der primo-loco-Demokrat zum Sozialismus), — folgerichtig auf den entgegengesetzten Weg, das ist über den Rassenstandpunkt zur aristokratischen Weltanschauung. Den Wendepunkt in dieser Hinsicht bezeichnet in meinem Denken die kleine Schrift: ‚Der völkische Gedanke — das aristokratische Prinzip unserer Zeit' (1906), welche ich, da Sie sie wahrscheinlich nicht kennen werden, hier beizuschließen mir erlaube[1]).

[1]) In dieser Schrift wird an der Hand ältester deutscher Geschichtsdenkmäler dargetan, wie die germanischen Völker bereits bei ihrem ersten Erscheinen auf der Weltbühne ein ausgeprägtes völkisches Zusammengehörigkeits- und Rassebewußtsein ausgezeichnet hat (S. 5), wie sich dann dieses selbe Bewußtsein in den ursprünglich rein germanischen Aristokratien aller europäischen Kulturstaaten des Mittelalters als strenges Inzuchtstreben betätigte und als solches deutlich sich abhob von der weltbürgerlichen Zerflossenheit der aus allgemeiner Vermischung hervorgegangenen römischen Provinzialenbevölkerung — bis jenes ursprüngliche Inzuchtstreben der germanischen Herrenschichten schließlich zum bloßen Kastengeiste entartete, seinen wahren Rassesinn verlor und so zum Niedergange alter Aristokratien führen mußte. „Erst dadurch" — heißt es in der besagten Schrift, — „daß sich im Laufe der Jahrhunderte der größte Teil des ursprünglich rein germanischen Adels durch Vermischungen im bloßen Macht- und Herrschaftsinteresse mit anders-völkischen und anders-rassigen Besitzergeschlechtern der von ihnen durchs Schwert erworbenen weiten Gebiete, durch Herunterzüchtung infolge von Unterordnung des völkischen Rassestolzes unter materiellen Besitz und Reichtum, wie sie namentlich auch in den zu unserer Zeit vorherrschenden Geld-

Solche Entwicklungen von der nationalen Demokratie zum Sozialismus und andererseits vom bedingungslosen Nationalismus zum Rassenstandpunkt und zur aristokratischen Weltanschauung vollziehen sich mit der Kraft automatischer Ideenbewegung. Hegels Dialektik gilt da uneingeschränkt, wie denn dieses deutschen Denkers Lehre hauptsächlich nur darin fehlging, daß sie diese immanente Logik des Denkens auf das Weltgeschehen übertrug, während nur dieses mit Logik überhaupt nichts zu tun hat.

Dieser Entwicklungsgang zum aristokratischen Weltanschauen besagt nun keineswegs, daß nicht auch eine Aristokratie sozial geartet sein kann, wie ja schon Bismarck, obwohl entschieden aristokratisch und völkisch gesinnt, eben deshalb in seiner Weise sozial wirkte und gestaltete; eben völkisch-sozial, was sich mit dem, was alles im landläufigen Sinne unter „konservativ" zusammengefaßt wird, natürlich keineswegs restlos deckt[1]). Im

heiraten des Adels zutage tritt, durch Entartung infolge Genußlebens oder perverser Trübung des geschlechtlichen Auslesesinnes ehebrecherischer Aristokratenweiber und was dergleichen Niedergangserscheinungen mehr sind — von der geistig-völkischen Herrschaftsgrundlage entfernte, die ihn deutlich an seinen Ursprüngen in, vor und kurz nach der Völkerwanderungszeit beseelte, — erst durch dieses Herabsinken von seiner einstigen geistigen und charakterhaft-sittlichen Höhe ist ein großer Teil unseres jetzigen Adels zum seelenlosen Kastenwesen geworden, indem er sich zu einer internationalen, gesamteuropäischen Einrichtung herauswuchs, die nicht mehr in der völkischen, also wesentlich geistig-sittlichen Zusammengehörigkeit, sondern nur mehr in dem körperlichen Inzuchtzusammenschlusse einer völkisch-farblosen Gesellschaftsschichte ihr Wesen findet" (S. 7). Auf neugeschaffener politischer Grundlage lebte aber das wahre aristokratisch-gesellschaftliche Bildungsprinzip im völkischen Gedanken unserer Tage wieder auf, der letzten Endes doch auch nur in die rassige Herauszucht neuer, völkisch geschlossener Inzuchtherde ausmünden kann, worauf das deutliche Streben nach nationaler Staatenbildung und -Rundung unverkennbar hinweist (S. 7). So führt ein heute zwar erst in seinen Entwicklungsanfängen erkennbarer, aber gleichwohl schon deutlich genug vorgezeichneter organisch-gesellschaftlicher Bildungsgang vom völkischen Gedanken über einen neuerdings rassegestaltenden Inzuchtzusammenschluß mit innerer Notwendigkeit zur aristokratischen Weltanschauung hin, das ist zu jener Anschauung, welche auf dem Tatsachengrunde der natürlichen rassenkundlich-anthropologisch feststehenden Ungleichheit der Menschen beruht — im Gegensatze zur Irrlehre von deren Gleichheit, die alle Arten und Schattierungen der Demokratie verkünden.

[1]) Denn nicht Demokratie und Konservativismus sind die Gegensätze, die Pole, die einander aufheben und insofern zueinander gehören. Der demokratischen Richtung steht vielmehr nur die aristokratische polar gegenüber — der konservativen, das ist erhaltenden Gesinnungsrichtung dagegen alle Arten von Umsturz des Bestehenden, wobei es nur einen Gradunterschied darstellt, ob sich diese Umsturzrichtung nun liberal, freiheitlich, auch fälschlich fortschrittlich, sozial-kommunistisch oder endlich anarchistisch aufmacht. Zersetzend was Jahrhunderte gesellschaftlich-organischer Entwicklung aufgebaut haben, sind sie letzten Endes nur in verschiedenem Maße, nach verschiedenen Hauptrichtungen des politischen Betätigungsdranges hin. Insofern dagegen der Konservative gesellschaftlich organisieren, weiterbilden, fortgestalten und demgemäß solche Gestaltungsformen soweit sie bereits bestehen, erhalten wissen will, läßt sich sogar eine konservative Demokratie denken. In der Tat läge etwas Derartiges in der sogen. demokratischen Partei der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bereits vor, wenn nämlich diese Partei, ihrem Grundgedanken getreu, der rasenden Abwärtsentwicklung der Vereinigten Staaten zur Plutokratie, zur unbeschränkten Oberherrschaft

allgemeinen muß ich hierzu bemerken, daß alle unsere landläufigen Parteischlagworte und Aushängeschilder für mich überhaupt nur eine höchst bedingte Bedeutung haben und gerade nur soweit gelten, als sie eben zur gegenseitigen Verständlichmachung politischer Begriffe unentbehrlich geworden sind.

* * *

Was nun noch die „Politisch-Anthropologische Monatsschrift" anlangt, die Sie erwähnen, so hat sie vollständig folgerichtig jene oben besagte dialektische Bewegung logisch unausweichlicher Ideenentwicklung von der Rassenlehre zum Aristokratismus vollzogen, aber erst unter Schmidt-Gibichenfels' Leitung erfüllt sie wirklich, was Woltmann zwar schon im Programm der Zeitschrift bei deren Gründung versprach, aber beirrt durch seine international-sozialistische Grundgesinnung nicht zu erreichen vermochte: die folgerichtige Anwendung des Rassengrundsatzes auf die anzustrebende Gestaltung praktischer Politik. Vom demokratisch-internationalen Sozialismus herkommend, hatte Woltmann zwar merkwürdigerweise für seine Person den ganz unlogischen Sprung in die Rassentheorie vollzogen, aber er tat ihn doch sichtlich nur als naturforschender Anthropologe und noch keineswegs als praktischer Politiker. Übrigens hatte ihn die Rassenlehre gegen das Ende seiner allzufrüh und unvermittelt abgerissenen Entwicklungsbahn bereits dem deutschen Nationalismus recht nahe gebracht, wie seine letzten Bücher mit den Nachweisen der germanischen Ursprünge der romanischen Kulturen beweisen — abermals ein Zeichen, wie der völkisch richtiggestellte Sozialismus eigentlich so nahe liegt, daß man sich füglich nur wundern muß, daß gerade nur unsere Sozialdemokraten, soweit sie stammesdeutsch sind, diesen Schritt nicht schon längst getan haben. Auch die „Pol.-Anthropol. Revue" war, solange sie noch unter Woltmanns Leitung stand, — eine mindestens halb sozialistisch-internationale Zeitschrift geblieben. Was Sie daher an ihr als „strenge Wissenschaftlichkeit" dieser ihrer damaligen Haltung zu loben finden, das war eben jene unlogische Halbheit, mit der ihr damaliger Herausgeber in der folgerichtigen Anwendung der Rassenlehre auf die Politik noch nicht vollen Ernst zu machen vermochte, weil er mit sich selbst darüber noch nicht im reinen war und sich daher auf die Ausführung bloß der zweiten Hälfte seines eigenen politisch-anthropologischen Zeitschriftprogrammes, das ist auf die vorläufige Bearbeitung des anthropologisch-theoretischen Programmteiles allein beschränken mußte. Woltmann hätte daher füglich das Beiwort „Politisch" am Kopfe seiner Zeitschrift vorerst überhaupt fortlassen können, denn sie

---

der Wallstreetmänner die Erhaltung der ursprünglich rein demokratischen Verfassungsgrundsätze der Staatsbegründer entgegensetzen könnte und nicht schon längst samt ihrer scheinbaren Gegnerin, der sogen. republikanischen Partei, am Gängelbande der Trustmagnaten hinge, wie Wilsons Politik erst in unseren Tagen wieder deutlich genug zeigt.

war ja unter ihm noch gar nicht eigentlich politisch. Sobald sie dies wurde, mußte sie notwendigerweise vom Internationalismus und von der Demokratie abrücken, denn die sind mit jeder ernst und folgerichtig erfaßten und ebenso auch praktisch-politisch angewandten Rassenlehre unvereinbar. Jeder Rassenstandpunkt ist eben seiner Natur nach aristokratisch geartet, oder der Begriff „Rasse" hat sonst überhaupt keinen politischen Sinn. Unwissenschaftlich ist daher die Zeitschrift höchstens insofern geworden, als z. B. etwa Platons Staatslehre oder Kants Schrift: „Zum ewigen Frieden" ebenfalls unwissenschaftlich wären, weil sie eben nicht mehr blutlos theoretisch sind, sondern von der Theorie ihrer Urheber zur Anwendung auf die Politik fortschreiten. Wenn diese Ganzheit unwissenschaftlich ist, dann gibt es wohl überhaupt keine wissenschaftliche Behandlung der Politik — dann kann aber eben diese Art Unwissenschaftlichkeit doch nur ein Vorzug sein, mit dem ich mich meinesteils recht wohl zufrieden gebe. Hochachtungsvoll usw."

Schlußbemerkung des Herausgebers: Vorstehenden Briefwechsel, mit dem ich ohne jede Veranlassung meinerseits bekannt wurde, habe ich deshalb gern abgedruckt, weil ein ähnlicher Vorwurf, wie der hier gemachte, gegen die Zeitschrift schon manchmal, nicht sowohl aus dem Leserkreise als von seiten unfreundlicher Tagesblätter, geschleudert worden ist. Wie ich über die sogenannte „Objektivität" der Wissenschaft und der Wahrheit überhaupt denke, darüber habe ich mich im vorigen Hefte S. 506 ausgesprochen. Die Erwiderung von Dr. Adolf Harpf deckt sich übrigens ganz mit dem, was auch ich auf Vorwürfe der gedachten Art zu erwidern hätte, nur daß ich niemals in meinem Leben demokratische Anwandlungen zu überwinden gehabt habe. Beweis dafür ist ein (längst verschollenes) Jugendwerk: „Das aristokratische Prinzip in der Natur und im Menschenleben" 1888.

Sind die Engländer unsere Vettern?

Dr. Friedrich Norde.

Viele national gesinnte Männer bei uns sind der Meinung, daß der gegenwärtige Existenzkampf des deutschen Volkes zugleich der Kampf um Sein oder Nichtsein des Germanentums ist. Ebenso verkünden die russischen Nationalisten, dieser Krieg sei der Entscheidungskampf zwischen Slawentum und Germanentum. Nicht wenige deutsche Männer von großem Weitblick glauben hinter dem bunten Völkermosaik beider Parteien sogar einen Kampf verschiedener anthropologischer Rassen zu erkennen, und sie sind überzeugt, daß das deutsche Volk im Grunde den Kampf der blonden, großgewachsenen, langköpfigen Rasse kämpfe. Ich meine auch bemerken zu können, daß die Zahl derer im Wachsen begriffen sei, welche ihr Augenmerk auf jenes weder verlierbare noch erwerbbare Gut richten, das die Rasse darstellt, was natürlich zugleich eine entsprechend geringere Bewertung der bloßen Staats- oder Sprachgemeinschaft bedeutet. Auch in England beginnt man die Kriegsereignisse unter dem Gesichtswinkel der Rasse zu betrachten, und es ist interessant zu beobachten, wie man sich dort mit den

Tatsachen der Rassenlehre abzufinden sucht, bezw. wie man diese nach den eigenen Wünschen zurechtbiegt. Vor mir liegt ein Artikel der angesehenen englischen Zeitschrift „The Graphic" vom 4. Dezember 1915, der die Überschrift „Are we cousin to the German?" trägt und zu dem Schlusse kommt, es sei nur eine Einbildung der Deutschen, mit den Engländern rasseverwandt zu sein.

In diesem Artikel, der bei uns manchen Leugnern der Rasse eine gewisse Schadenfreude machen dürfte, führt ein „Anthropologe" Dr. Arthur Keith aus, die Deutschen seien der überwältigenden Mehrzahl nach Kurzköpfe, während die Engländer ebenso wie die Dänen, Skandinavier und Holländer ausgesprochene Langköpfe seien. Die Kopfformen aber seien streng erblich durch die Jahrtausende, und der gegenwärtige Krieg sei daher ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei grundverschiedenen, ja geradezu entgegengesetzten Rassen. Dem entspreche die Verschiedenheit der Kultur und der Ideale der beiden Rassen. Es fehlte nur noch, daß der Verfasser die weitere Folgerung zöge, die Entente kämpfe für die eigentliche germanische Rasse und Kultur gegen die ungermanischen „Hunnen"; er unterläßt es aber vorsichtigerweise, diesen Schluß zu ziehen, weil dessen offenbare Widersinnigkeit schlecht seinem Zweck dienen würde, der — bewußt oder unbewußt — ein doppelter sein dürfte: erstens England von seinem Verrat am Germanentum reinzuwaschen, und zweitens bei den kleineren germanischen Völkern Stimmung gegen Deutschland zu machen. Ich glaube, daß man solche Versuche nicht totschweigen, sondern in Ruhe ihre Absurdität aufdecken soll.

K. erklärt es für typisch, daß Hindenburg, der ein echter Kurzkopf sei, der Nationalheld der Deutschen geworden sei. Zum Beweise dieser Behauptung gibt er ein Profilbild Hindenburgs neben dem eines englischen Lords wieder. Leider hat der edle Lord, unter dessen Bild „The British Ideal" steht, eine bis zum Wirbel reichende Glatze, während Hindenburgs Haar hochgekämmt ist, was sehr dazu beiträgt, diesen kurzköpfig und den anderen langköpfig erscheinen zu lassen. Außerdem ist das Bild Hindenburgs eine Zeichnung, auf der der Künstler offenbar die „Hartnäckigkeit" des großen Russenbezwingers durch eine entsprechende Gestaltung des Nackens und Hinterkopfes hat zum Ausdruck bringen wollen, während das Bild des „englischen Gentleman aus Hunderten von Porträts" herausgesucht wurde, was natürlich auch kein zulässiges Verfahren ist. Weiter bildet der englische „Anthropologe" zwei Schädel in der Seitenansicht nebeneinander ab, deren einer den Schädeltypus eines angelsächsischen Mannes — abgesehen von den charakteristischen langen Schneidezähnen — in der Tat nicht übel wiedergibt. Der andere, als typisch deutsch abgebildete Schädel zeigt weibliche Form der Knochen und einen mongoloiden Typus, wie er keineswegs dem deutschen Durchschnitt entspricht.

Man könnte nach diesen Proben „anthropologischer" Darstellung geneigt sein, den Artikel mit einem Achselzucken abzutun, wenn er nicht

andererseits manche Kenntnis verriete; und gerade darin liegt seine Gefahr, welche es mir geraten erscheinen läßt, seine falschen Schlüsse aufzudecken. Mit der einseitigen Ausdeutung und Ausbeutung anthropologischer Forschungen wird ja nicht nur in England Unfug getrieben. Schon gelegentlich des Krieges 1870/71 hatte der französische Anthropologe de Quatrefages ausgeführt, daß die Preußen nicht mit den Germanen, sondern mit den Finnen verwandt seien. Nicht gesagt aber hat er, daß die Finnländer gerade wie die übrigen Anwohner der Ostsee von vorwiegend nordischer, also derselben Rasse wie die Germanen sind. Dasselbe gilt auch z. B. von den Litauern, Letten und Esthen, und daß die Sprachen dieser Völker von anderer Herkunft sind, kann nichts daran ändern. Wenn sie eine germanische Sprache sprechen würden, so würde man sie von den Deutschen kaum unterscheiden können.

Diese Erwägungen werfen zugleich auch Licht auf die Behauptung K.s, daß die Deutschen einer kurzköpfigen Rasse angehören. Der größere Teil der Bevölkerung Deutschlands ist heute freilich mittel- bis kurzköpfig; grundfalsch ist aber K.s Erklärung dieser Tatsache: die langköpfigen Angelsachsen und Franken — auch diese müssen begreiflicherweise in Schutz genommen werden — seien fast restlos nach England und Frankreich ausgewandert. Er weiß also nicht — oder verschweigt es doch — daß die Hauptmasse sowohl der Sachsen als auch der Franken im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches geblieben ist. Auch scheint er nicht zu wissen, daß die Gräber der Alemannen und Bajuwaren der Völkerwanderungszeit genau so schöne Langschädel aufweisen, wie die der Franken und Sachsen. Die heutige Seltenheit echter Langköpfe in Deutschland ist abgesehen von gewissen Ausleseworgängen, auf die ich hier nicht eingehen kann, durch die Vermischung der Germanen mit kurzköpfigen Rassen zu erklären. Diese kurzköpfigen Elemente brauchen dabei durchaus nicht in der Mehrzahl gewesen zu sein, um die Abnahme der relativen Schädellänge zu erklären, weil in der Mischung Kurzköpfigkeit über Langköpfigkeit zu „dominieren" scheint. Aus dem gleichen Grunde sind z. B. die Anlagen zu hellen Augen und blondem Haar in der deutschen Bevölkerung allgemeiner verbreitet, als es äußerlich den Anschein hat, weil sie in Individuen, die zugleich dunkle Anlagen enthalten, von diesen überdeckt sind. Ebenso dürfte die Anlage zur Langköpfigkeit in der deutschen Bevölkerung weiter verbreitet sein, als sie in die Erscheinung tritt.

Es ist aber überhaupt eine höchst einseitige und tendenziöse Darstellung, eine Rasseneinteilung ausschließlich nach der Kopfform zu treffen. Die Bewohner Großbritanniens sind zwar ganz überwiegend langköpfig, darum aber keineswegs rassereine Germanen; im Gegenteil, sie haben viele dunkle mittelländische Bestandteile aufgenommen, die sich nur deshalb nicht in der Kopfform bemerkbar machen, weil sie ebenfalls langköpfig sind. Ein Grund zu besonderem Stolze auf die Mischung mit dieser Rasse, der z. B. auch die

Süditaliener, die Nordafrikaner und die Portugiesen angehören, ist nicht ersichtlich. Diese Tatsachen, wie auch die, daß die lieben französischen und russischen Ententegenossen überwiegend kurzköpfig sind, werden von K. natürlich verschwiegen. Er verläßt sich auf die mangelhafte anthropologische Einsicht der englischen Zeitungsleser und deren moralisches Interesse an einem raßlichen Gegensatz zu den deutschen Barbaren, der sie von dem Verrat am eigenen Blut freisprechen würde. Was es mit der angeblichen Vorkämpferschaft der Engländer für die langköpfige Rasse auf sich hat, erkennt man sofort, wenn man sich einmal die Folgen eines Sieges der Entente ausmalt. Rußland hätte sich dann zunächst bis an die Oder, vielleicht sogar bis an die Elbe ausgedehnt und seine Blicke selbst auf die Nordseeküste gerichtet; und wenn England es daran hätte hindern wollen, so würde es das gar nicht gekonnt haben. Die Folgen für die Rassen wären also genau umgekehrt gewesen, als K. behauptet. Die kurzköpfigen, mit einem großen Bestandteil mongolischen Blutes durchsetzten Russen hätten sich über Mitteleuropa ausgebreitet und die bodenständige deutsche Bevölkerung verdrängt. Gewisse Auslassungen und Verordnungen russischerseits in diesem Kriege lassen keinen Zweifel darüber, daß man sich dort sehr wohl bewußt ist, daß die Zukunft aller Völker nur durch die Ausbreitung ihrer Siedelungen gesichert wird. Dazu aber braucht man Siedelungsland, welches die Russen sich zweifellos durch Vertreibung der deutschen Bauern verschafft haben würden. Hätte England also wirklich den Existenzkampf der langköpfigen Rasse führen wollen, so hätte es gleich zu Beginn des Krieges an unsere Seite treten müssen, denn was von jener Rasse, aus der die Angelsachsen stammen, heute noch übrig ist, lebt zum größten Teil im deutschen Volke fort. Ich weiß natürlich, daß die englische Stellungnahme nicht durch sentimentale Rücksicht auf die Rasse, sondern durch Geschäftsinteressen bestimmt wurde und wird; um so mehr haben wir Grund, den plumpen Versuch, dieses Geschäft anthropologisch zu rechtfertigen, zurückzuweisen und nun gerade zu betonen, daß das deutsche und englische Volk in dem wesentlichsten und entscheidenden Bestandteil des Blutes verwandt sind. Unseren Siegeswillen kann das nicht beeinträchtigen, denn wir wissen, daß das deutsche Volk den Kampf des Germanentums kämpft bis zum siegreichen Ende — auch gegen unsere englischen Vettern.

Die Ostjudenfrage (Zionismus und Grenzschluß).

Eine Erwiderung.

Otto Diethart.

Die Flugschrift vorstehenden Titels[1]) hat das große Verdienst, auf die Gefahr, die vom Judentume Ost-Europas droht, nachdrücklich auf-

[1]) Die Ostjudenfrage, Zionismus und Grenzschluß von Georg Fritz, kaiserlichem Geh. Regierungsrat. J. F. Lehmanns Verlag zu München.

merksam zu machen. Der Verfasser legt dar, daß hinsichtlich der Volkskraft zwischen dem östlichen Judentum und dem westlichen ein außerordentlich großer Gegensatz bestehe. Während das westliche Judentum nur eine geringe Zunahme aufweise, ja geradezu abzusterben drohe, macht das erstere nicht nur einen viel größern Anteil an der Bevölkerung der Wirtsvölker aus, sondern weist auch eine Geburtsziffer auf, die z. B. bei den russischen Juden mehr als das doppelte der Ziffer der deutschen beträgt. Nun zeigt naturgemäß das Ostjudentum einen starken Drang zur Abwanderung, die sich namentlich seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in hohem Maße gegen unsere Ostgrenze richtet und die bei der durch den Krieg zu erwartenden staatlichen Umgestaltung im Osten noch einen ganz andern Umfang anzunehmen droht als bisher. F. sieht in diesem wachsenden Zustrom der östlichen Juden eine große Gefahr, einerseits für das deutsche Volkstum, andererseits aber auch für das deutsche Judentum, wozu er sich auf zahlreiche jüdische Urteile beruft. Er fordert deshalb einen strengen Abschluß der Reichsgrenze gegen das östliche Judentum und zwar sofort, noch vor Beendigung des Krieges. Mit seinen Vorschlägen knüpft er besonders an die Maßregeln der Vereinigten Staaten und Australiens an. Wie sich dieser Grenzschluß bei einer Ausdehnung unserer Reichsgrenze nach Osten zu gestalten hätte, darüber spricht sich F. nicht aus, doch ist klar, daß, sofern die Möglichkeit und Richtigkeit der ersteren Maßregel festgestellt ist, ein entsprechendes Verfahren auch für die neuen Verhältnisse ermittelt werden könnte und müßte.

In diesen Darlegungen über die Notwendigkeit des östlichen Grenzschutzes und selbstverständlich auch in seiner Erörterung der Notwendigkeit für unser Volkstum, neue Gebiete im Osten zu besiedeln, im Anfange seiner Schrift, können wir dem Verfasser durchaus beistimmen. Es ist aber klar, daß bei der Untersuchung jener Frage eine Stellungnahme zu unserer innern jüdischen Frage nicht umgangen werden kann. Denn sie bildet doch erst Zweck und Ziel jenes Schutzes nach außen. Was wollen wir damit erreichen, daß wir den Zustrom ausländischer Juden von uns fernzuhalten suchen? Hierbei stoßen wir nun in vorliegender Schrift auf eine gewisse Unklarheit des Standpunktes, von der wir fürchten, daß sie auf so manchen verwirrend einwirken könne und die daher sogleich zur Erörterung kommen muß. Ich glaube nicht, daß es angeht, in dieser innern Frage einen zweifelhaften Standpunkt einzunehmen und daß man hierdurch etwa Erfolge zu erzielen hoffen dürfe. Durchgreifende Klärung der Sachlage führt zuletzt doch am weitesten.

Der Verfasser spricht sich zwar über den Rassengegensatz und über die Schädlichkeit der Blutmischung mehrfach mit aller Deutlichkeit aus. So spricht er z. B. von der Minderwertigkeit der Mischungen aus fernstehenden Rassen (S. 20), von der für unser Volk bedrohlichen Rassenmischung (S. 21), von der noch bedenklicheren kulturellen Beeinflussung (S. 21),

von dem nur dem Juden eigentümlichen Äußeren im Gesicht und Gehaben, das trotz aller Angleichung an die Wirtsvölker bestehe, wenn es sich auch nicht in wissenschaftliche Begriffe bringen lasse (S. 25). Auf der andern Seite aber stoßen wir nun auf Stellen, wie die folgenden: „Dieser Rassen- und Wesensabstand erschwert trotz äußerlicher Anpassung die Verschmelzung, und trotz beiderseitigem Wollen und Nachgeben jede wahre, auf Verständnis und Achtung des andern Wesens und damit auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Gleichstellung" (S. 13). Ist das die Stimme eines Bekämpfers der „bedrohlichen" Rassenmischung? „Aber wir mußten durch diese Zeit (der jüdisch-materialistischen Vorherrschaft) hindurch und verdanken es vielleicht nicht zum wenigsten den Juden . . ., daß die schwere Prüfung dieses Völkerbrandes uns mit Geldmitteln gerüstet fand" (S. 13). „Nach englischen Untersuchungen zeigten unter den Kindern von 136 christlich-jüdischen Mischehen ein vorwiegend arisches Äußere 328, ein vorwiegend jüdisches Äußere 26, ein gemischtes Äußere 8" (S. 20). Und was sagt unsere eigene Beobachtung zu solcher unhaltbaren Behauptung? „Sagen wir nicht, der jüdische Geist sei minderwertig und unfähig zu echter Kulturleistung . . ." (S. 22). Es gibt auch andere Völker, deren Tüchtigkeit wir anerkennen, z. B. das japanische, dennoch würden wir uns für eine Vermischung mit ihnen bedanken. Auf S. 27 spricht F. von verjudeten Fremdvölkern. „Hören dann aber mit dem Eindringen fremder Kultur und der Abkehr vom religiösen Gesetz die ausschließlich jüdischen Einflüsse, Inzucht und Absonderung auf, dann verschwinden auch über kurz oder lang jene den verjudeten Fremdvölkern aufgepfropften jüdischen Merkmale . . . und so erklärt sich auch die Möglichkeit der kulturellen Annäherung eines Teiles der Judenheit an das Deutschtum." Aus dieser Stelle kann ich nichts anderes heraushören, als daß die Vermischung zwischen Judentum und Deutschtum unbedenklich sei. — Soviel zur allgemeinen Kennzeichnung des Gedankenganges der Abhandlung.

Nach unserm Dafürhalten unterschätzt F. die Gefahr, die unserm Volkstum durch das Judentum (auch schon durch das vorhandene) droht, ganz erheblich und so erscheint uns seine Schrift dazu angetan, auf das wirklich nicht übermäßig lebendige Rassengewissen unseres Volkes einschläfernd zu wirken. Hier ist Aufklärung unbedingt geboten. Merkwürdigerweise ist F. der Ansicht, daß die Schädigung unseres Volkstums, wie sie besonders im letzten Menschenalter immer sichtbarer wurde, mit diesem Kriege ihren Abschluß gefunden hätte, und nun überwunden sei, also gerade jetzt, wo in deutsch gesinnten Kreisen der Eindruck obwaltet, daß der jüdische Einfluß ganz besonders angewachsen sei. Er sagt (S. 21/22): „In dem nun hoffentlich abgeschlossenen Zeitabschnitt des Materialismus gelang es den Juden, als den geborenen Vertretern der materialistischen Weltanschauung. . . . — Hiermit war das Judentum zum Makler deutscher Kulturgüter geworden. . . . — Seine Presse, die sich fälschlich die öffentliche

Meinung nannte. ... — Die der jüdischen Wesensart entsprechenden Richtungen der Kunst, Wissenschaft, Politik kamen mehr und mehr zum Ausdruck ..." usw.

Fritz gibt hier wohl eine ganz zutreffende Darstellung des jüdischen Einflusses und seiner Schäden, rechnet sie aber der Vergangenheit zu, und nicht nur das, er ist auch der Meinung, daß diese Zeit ohne Schädigung des deutschen Wesens vorübergegangen sei: „Das deutsche hochstrebige Wesen aber ist von dieser Zeit des goldenen Kalbes unberührt geblieben. Zur Stunde des Krieges fiel die fremde Hülle ..." (S. 13). Diese Meinung dünkt mich unglaublich optimistisch. Ein Volk, das ein Witzblatt undeutschester Art, wie den Simplizissimus jahrelang ertragen hat, soll vom fremden Geiste unberührt geblieben sein? Gewiß hat der Krieg unser Volk groß gefunden, hat er eine Opferbereitschaft ohne gleichen erweckt, es war aber auch eine Not ohne gleichen, die dies zustande brachte und wobei es sich um Sein oder Nichtsein handelte. Ob ein Krieg nach einer weiteren Reihe von Friedensjahren, wie den vorausgegangenen, noch dieselben Kräfte bei uns ans Tageslicht gebracht hätte, darüber kann man im Zweifel sein — vielleicht war es die höchste Zeit, daß er kam. Und nun, nachdem einige Zeit seit Beginn des Krieges verronnen ist, sehen wir nicht die alten Schäden von neuem auftauchen? Wenn man die in kürzester Zeit wieder hervortretende, eigentlich gar nicht unterbrochene übertriebene Putzsucht, den unverminderten Hang zu Vergnügungen aller Art trotz so vieler Trauer, beobachtet, so ist es schwer, an eine Umkehr zu glauben. Zur marktbeherrschenden Kunstrichtung der letzten Jahrzehnte führt F. einen Ausspruch von R. v. Huch an (S. 22): „Ein starkes Stück, daß man einem so durch und durch heroischen Volke, wie dem deutschen, eine so durch und durch unmännliche Literatur bieten durfte! — Aber die Herrschaft des Undeutschen ist durch den Krieg vernichtet worden. Der kriegerische Sinn wird das Zeichen der nächsten Jahre sein." Dazu diene folgendes Beispiel zur Beleuchtung! Frank Wedekinds niedriges Schaustück „Frühlings Erwachen", das den deutschen Sinn nur mit Abscheu erfüllen kann, verschwand mit dem Kriege von der Bühne, was selbstverständlich erscheint; jetzt im Herbste 1915 ist es schon wieder da. Wie kommt das? Wer will ein solches Stück sehen! Die Millionen Soldaten, die dem Tode ins Angesicht geschaut haben und noch schauen, doch gewiß nicht, ihre Frauen, Bräute, Schwestern, Mütter wohl auch nicht. Wer also will es? Ich bitte diese Frage zu beantworten.

So viel über die Einwirkung des Judentums auf die äußeren Lebenserscheinungen. Ebenso aber finden wir über die leibliche Vermischung unseres Volkes mit dem Judentum bei F. eine bedenklich optimistische Auffassung. Er glaubt unsere Sorgen durch folgende Gründe zu zerstreuen. Unser Judentum selbst (d. h. wenn der östliche Zustrom abgeschnitten wird) sei der Stockung seiner Lebenskraft, also dem Untergange bezw. der Auf-

saugung verfallen (S. 23). Die Juden zögen mehr und mehr vom Lande nach der Stadt, teilten also das Schicksal der rein städtischen Bevölkerung, sie seien dem Wohlleben und dem Zweikindersystem verfallen (S. 20), sie schlössen großenteils Mischehen, deren Zahl für Berlin auf 45 pCt., für Hamburg auf 50 pCt., für Kopenhagen auf 69 pCt. der von Juden geschlossenen Ehen angegeben wird (S. 18). Ihre Zahl sei vor 2000 Jahren die gleiche gewesen wie heute, die Juden seien eben in der Fremde seit jeher in der Umwelt versickert (S. 19).

Wir müssen gestehen, daß dies alles wenig geeignet ist, die Sorge um die Zukunft unseres Volkstumes zu zerstreuen, im Gegenteil. Wenn das Judentum in seinen Wirtsvölkern versickert, so mag dies für einen Teil der Juden eine Sorge bilden (für einen anderen Teil ist es der Wunsch), aber ob Sorge oder Wunsch der Juden, das ist nicht unsere Frage. Was wird denn aus den Wirtsvölkern, in die die Juden versickern? Wir wollen doch, wenn es irgend möglich ist, ein deutsches Volk bleiben (ohne wissenschaftliche Tiftelei), wir wollen das bleiben, was die Väter waren und nicht ein Volk von deutschem Namen und jüdischer Wesensart. Darum erweckt die furchtbare Ziffer der jüdisch-deutschen Heiraten in uns nicht Beruhigung, sondern tiefste Erregung!

Und wie steht es mit dem Zuge der Juden von dem Lande nach der Stadt! Die Juden haben zugenommen von 1880—1910 (S. 21) in Brandenburg (Großberlin) um 85000, im Rheinland um 13600 u. s. f., abgenommen haben sie in Schleswig-Holstein um 180, in Ostpreußen um 500, in Pommern um 5000, in Schlesien um 7700, in Westpreußen um 12600, in Posen um 30000. (!) Was sehen wir also! Je stärker polnisch die Landesteile sind, desto größer die Abwanderung der Juden. Das erstarkende polnische Volkstum im Gebiete des Deutschen Reiches hat es vermocht, das Judentum in ungeheuern Mengen von sich abzustoßen, eine in den Ostmarken allgemein bekannte Tatsache. Können wir also jene angeblich für uns beruhigende Erscheinung auf unser Guthaben setzen? Der Oberbürgermeister von Marienwerder bucht die Abwanderung der Juden als „Verlust auf deutscher Seite" (S. 32). Jawohl, das ist sie, aber in anderm Sinne als er es meint, nämlich durch die innere Erstarkung des Polentums, die sie beweist.

Die bedenklichste Stelle der Schrift sehen wir aber in folgender auf S. 21: „Nun finden ferner die Mischehen fast ausschließlich mit der städtischen Bevölkerung, den Kreisen des niedergehenden Adels, des gebildeten, höheren Mittelstandes, höchst selten mit dem Landvolke statt. Die Quelle unserer Volkskraft bleibt also von der bedrohlichen Rassenmischung unberührt und es ist nicht zu befürchten, daß sie etwa durch außereheliche Mischgeburten in erheblichem Maße getrübt werde. Denn auch dieser schleichende Blutsverderb trifft im allgemeinen nur die ohnedies der Rassenzucht verlorenen Volksschichten der Großstadt." Es klingt fast unglaublich, mit

welcher Leichtigkeit F. über die Gefährdung, über die Rassenverderbnis unseres Volkskörpers dahin gleitet. In der Durchsetzung unseres niedergehenden Adels sieht er keinen Verlust. Also wenn ein verarmender Edelmann, betört von der Stimme der Zeit, daß Rassenmischung eigentlich etwas gar nicht zu Verachtendes sei (eine Stimme, die nicht von ungefähr kommt), sich eine jüdische Erbin heiratet, wenn er eine ganze Reihe von Mischlingen im nächsten Geschlechte hervorruft, während er vielleicht bei der geringsten Einwirkung in entgegengesetztem Sinne sich entschlossen hätte, ein ärmeres Mädchen von edlem deutschen Blute zu heiraten und mit ihr deutschblütige Menschen erzeugt hätte, dies so — oder so —, das soll für die Zukunft unseres Volkstumes gleichgültig sein? Und wenn jene gemischte Ehe wirklich kinderlos bliebe (darauf zu sehr zu rechnen, ist bedenklich, es gibt auch sehr kinderreiche Mischehen), ist es dann nicht schon ein großer Verlust, daß die deutsche Ehe nicht geschlossen wird? — Die Frage der Mischehen im städtischen Mittelstande sehen wir noch am wenigsten beunruhigend an. Wie steht es aber mit der Unterschicht der Städte, nicht nur der Großstädte? Fließt hier nicht das jüdische Blut geradezu in Strömen auf unser Volkstum ein. Wir alle kennen doch wohl das Schicksal, das einem großen Teile der schon im zarten Alter von 14 Jahren dem Hause entzogenen weiblichen Jugend (ein Verbrechen am Volkstume) so sicher bevorsteht, wie nur irgend etwas, und wer es nicht weiß, lese die Prozesse, die gelegentlich auf die in Warenhäusern, aber auch in kleineren Verhältnissen sich abspielenden Vorgänge ein grelles Licht werfen. Gilt dieser Verlust an deutscher Volkskraft wirklich so wenig? Wenn F. dieser Meinung ist, so kennt er doch wohl nicht den Schatz an Volkszüchtungswerten, der in viele dieser Mädchen vom Elternhause hineingelegt war und in ihnen lebt, bis er dem Geiste des Materialismusses zum Opfer fällt. Ist darum in Jahrtausenden germanisches Blut hochgezüchtet, wie F. selbst im Anfange sagt, daß es in einem Menschenalter in Millionen Wesen verschleudert wird?

Und endlich das Landvolk, die Quelle unserer Volkskraft, es soll von der bedrohlichen Rassenmischung unberührt bleiben? Hätte F. doch recht! Leider wird der Kenner ländlicher Verhältnisse wissen, daß es vielfach anders ist. So manches ländliche Dienstmädchen, das in der Stadt verführt worden ist, wird nachher, besonders wenn sie mit etwas Geld ausgestattet wird, die Braut eines vom Lande stammenden Soldaten und kehrt mit diesem auf das Land zurück. Oder man gehe einmal hinaus auf die Dörfer in Mittel- und Süddeutschland (in Norddeutschland mag es etwas anders sein) und lasse sich von den Dingen erzählen, die sich um den dort wohnenden oder dort verkehrenden jüdischen Handelsmann abspielen. Und man verfolge die unehelichen Abkömmlinge jüdischer und halbjüdischer Gutsherren, die auf den östlichen Gütern eingezogen sind. Nein, so unberührt ist die Quelle unserer Volkskraft nicht, wie F. meint, und wer Augen hat zu sehen, der erschrickt manchmal über die hebräisch gearteten

Gesichter, die er dort erblickt. Endlich aber, das wirklich leiblich unberührte Landvolk, es steht ja auch zum Teil unter der Einwirkung des Strebens nach Kinderbeschränkung, und wenn neuerdings der Wille zum Volksselbstmord solche Verbreitung gewonnen hat, so ist das eben auch auffallenderweise in der Zeit geschehen, als bei uns die öffentliche Meinung unter die Vorherrschaft des Judentums kam.

Und dann noch eines. Denken wir uns auch eine ganz rein erhaltene Landbevölkerung und darüber eine verjudete Mittel- und Oberschicht. Böte ein solches Volksgebilde irgendeine Aussicht auf Fortbestand der deutschen Kultur? Nein, Schicksal und Kultur eines Volkes wird nicht allein durch den lebenskräftigen Volksboden gewährleistet, es müssen dazu auch die geistig führenden Schichten vorhanden sein. Sind diese durch Verlust ihres Volkstums ihrer Aufgabe unfähig geworden, so werden auch die Aufwüchse aus dem Volksboden in die höheren Schichten umsonst sein, da sie nur mit gleichzeitiger Umbildung in die andere Wesensart geschehen können. Wie steht es denn nun mit den führenden Schichten unseres Volkes? Sie sind schon jetzt in einer Weise verjudet (die Mischlinge nicht gezählt), die den Anteil des Judentums am Volksganzen außer allem Verhältnisse übersteigt. Wer es nicht glaubt, lese es nach in Th. Fritschs Handbuch der Judenfrage[1]). Durfte doch Moritz Goldstein in dem bekannten Aufsatze im „Kunstwart" behaupten, daß die Juden die Verwaltung des deutschen Geistesbesitzes schon jetzt übernommen hätten (vergl. S. 22). Welche Beruhigung für die Zukunft könnte uns demgegenüber die Reinhaltung des Landvolkes (wenn sie möglich wäre) geben?

Fritz stützt sich in seiner Schrift fast nur auf jüdische Zeugnisse und auf jüdische Feststellungen. Das hat einen gewissen Wert, weil diese Angaben auf jeden Fall von dem Einwande antisemitischer Übertreibung nicht getroffen werden können. Bedenklich aber erscheint es uns, daß auf diese Weise, vielleicht ungewollt, die gestellte Frage eigentlich mehr im Sinne der deutschen Juden, als im Sinne des deutschen Volkes behandelt wird. Für uns kann die Frage „Was wird aus den deutschen Juden?" selbstverständlich nur eine mittelbare sein. Ob die deutschen Juden glauben, daß sie dem Untergange verfallen seien (nach Theilhaber, S. 29), ob sie wollen, daß sie in unserm Volke aufgehen (Reform-Juden), oder daß sie nicht aufgehen (Strenggläubige und Zionisten), das kann doch *unser* Wegweiser nicht sein, nein, *wir* wollen nicht, daß sie in unserm Volke auf-

[1]) Fritsch, Handbuch der Judenfrage, 26. Auflage, S. 324 u. ff. Während der Bevölkerungsanteil des Judentums im Deutschen Reiche etwa 1 pCt. beträgt, machten die Juden z. B. unter den Universitätslehrern im Jahre 1905 schon 15 pCt. aus. Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte und Ärzte steigt in Städten wie Berlin, Frankfurt a. M., Breslau, Wien auf 50 pCt., wobei getaufte Juden nur teilweise und Mischlinge gar nicht gezählt sind. Das Theaterwesen ist vollständig, das Zeitungswesen fast vollständig verjudet.

gehen, in unser Volk versickern, weil wir ein deutsches Volk auch in der Zukunft bleiben wollen. Wenn mir eine Speise geboten wird, die mir offenbar schädlich ist, so frage ich mich nicht: wie fange ich es an, daß ich sie esse und womöglich doch keinen Schaden nehme, sondern ich suche die Speise auf jeden Fall zu vermeiden. Aber während die deutschen Juden noch keineswegs darüber einig sind, ob sie in unserm Volke aufgehen wollen oder nicht, will man unserm Volke, scheint es, so langsam einreden, als hätte es gewissermaßen die moralische Verpflichtung, seine Juden von ihrer Judenschaft zu erlösen, d. h. sie zu verdauen, und hätte es ihnen noch als Verdienst anzurechnen, wenn sie dazu bereit wären. Soll es denn auch hier wieder heißen: Michel bleibt Michel und fragt: Was sagen die andern, was wollen die andern, was bekommt den andern am besten? Nein, hier müssen wir wirklich selbst uns Richtschnur sein.

Einem Einwande müssen wir noch begegnen, der vielleicht erhoben werden könnte; dem Einwande, daß eine reine Rasse der fremden Beimengungen bedürfe, um höhere Kulturleistungen hervorzubringen. Nun die Sorge, daß es uns an den nötigen Bluteinsprengungen fehlen könnte, und wir wegen zu großer Rassenreinheit der geistigen Regsamkeit ermangeln könnten, die soll uns heute wahrhaftig nicht drücken. Wenn aber jemand mit dieser Notwendigkeit etwa die heutige Durchflutung unseres Volkskörpers mit jüdischem Blute gutheißen oder in ihrer Gefährlichkeit herabsetzen wollte, so ist eine solche Auffassung als höchst leichtfertig und gewissenlos zurückzuweisen. Doch müssen Gründe solcher Art, die wissenschaftlich klingen, immer wieder dazu herhalten, das sich regende Rassengewissen zu betäuben.

Unendlich groß ist ja gegenwärtig die Verwirrung und Verblendung, die über unser Volk in Rassendingen verbreitet ist. Äußerungen wie die: „Hätte ich nur etwas jüdisches Blut in mir", halb im Scherze, halb im Ernste getan, geben gelegentlich einen Einblick in die Gedankenzüge, wie sie heute herrschend sind. Soll es mit uns noch einmal besser werden, soll es auf unserm Wege zur rassischen Versumpfung noch eine Umkehr geben, so müssen wir vor allem aus dieser geistigen Verblendung heraus. Hier sieht man es einmal in aller Deutlichkeit: „Der Geist ist's, der sich den Körper baut." Die Trübung des Urteils, die heute die und die Glieder des Volkes erfüllt, hat sich im nächsten Geschlechte in so und so vielen Mischlingen verkörpert. Zur Befreiung aus dieser Verblendung in Rassendingen mit beizutragen, habe ich mich in meiner Schrift „Rassennot — Rassenschutz" bemüht und dort als Abwehrmittel vor allem andern den Grundsatz möglichst reinlicher leiblicher Scheidung vertreten. Wem dieser Standpunkt etwa hart, lieblos, abstoßend gegen die Juden, die doch so gerne Deutsche werden möchten, erscheint, der frage einmal im stillen bei einem ehrlichen, einsichtigen Juden an, ich glaube, der wird ihm bestätigen, daß dieser Standpunkt für die Zukunft unseres Volkes der einzig richtige ist. —

Wohl ist die Abwehr des östlichen Judentums gegenwärtig unbedingt in den Vordergrund gerückt, es darf darüber aber eine Verschleierung unserer inneren jüdischen Frage auf keinen Fall Platz greifen.

Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien.

(Etwa 1550—1840.)

Theobald Bieder.

„Eine jede Vorzeit ist schon an sich ein halbes Gedicht; die großen Schatten sind, auch ohne das Zutun der Kunst, poetische Gestalten, und für den, dessen Ohr dafür offen ist, klingt von selbst eine Harfe aus jedem Grabe. Aber von allem Vergangenen fühlen wir uns mit dem Einheimischen am nächsten verwandt." Esaias Tegner.

Seit Homer Anspielungen auf Verhältnisse, wie sie nur im hohen Norden anzutreffen sind, in seine Darstellung hat einfließen lassen[1]), ist das Interesse an dem Lande der Hyperboräer nicht wieder zum Schweigen gekommen. Griechische Dichter und Geschichtsschreiber — von Hesiod an — haben auf die seltsam zutage tretende innige Verbindung zwischen nordeuropäischer und griechischer Lichtreligion hingewiesen. Im 19. Kapitel des „Tuisko Lands" von Carus Sterne findet man diese für die Urgeschichte Europas äußerst wichtigen Stimmen zusammengestellt. Im 45. Kapitel seiner Germania hat dann Tacitus folgende Schilderung vom europäischen Norden entworfen: „Den Norden der Suionen begrenzt noch ein anderes, starres und fast unbewegtes Meer. Daß es den Erdkreis umsäumt und abschließt, ist darum wohl glaublich, weil der letzte Strahl der untergehenden Sonne bis zu ihrem Aufgange in solchem Glanze fortleuchtet, daß die Sterne davor erbleichen. Der gute Glaube will dazu noch einen Klang bei ihrem Aufsteigen vernehmen, Pferdegestalten und ein strahlenförmiges Haupt erblicken. Bis dahin reicht die Schöpfung; hier — und darin hat die Sage recht — steht ihr Grenzstein[2])." Wer hätte sich wohl dem tiefen Eindrucke einer solchen Schilderung entziehen können? Dennoch blieb das Interesse, das die klassischen Völker Skandinavien entgegenbrachten, vorwiegend platonisch, vermutlich aus den von Tacitus im 2. Kapitel seiner Germania mitgeteilten Gründen.

In wissenschaftlicher Beziehung trifft dies auch auf das deutsche und das romanische Mittelalter zu. Bereits am Beginn meiner „Beiträge" habe ich auf den bis tief ins 16. Jahrhundert hinein konstatierbaren Mangel eines auch nur annähernd richtigen geographischen Bildes der skandinavischen

---

[1]) Odyssee X, 82: „... dort ist's, wo den Hirten der Hirte
beim Eintreiben begrüßt und der, austreibend, ihn höret.
Dort könnt' schlafloser Mann einen doppelten Lohn sich verdienen,
einen die Rinder hütend, den andern, die silbernen Schafe,
denn es sind nah beieinander die Wege der Nacht und des Tages."

[2]) Nach der Übersetzung in Goetzingers Reallexikon, 1. Auflage.

Halbinsel hingewiesen[1]). Nach dem Stande heutiger Forschung darf man im europäischen Norden — unter stärkster Inanspruchnahme Süd-Skandinaviens — den Ursprung europäischer Kultur erblicken. Welch eine Veränderung gegenüber der Anschauung des ausgehenden Mittelalters, für das Skandinavien — ich betone nochmals: im wissenschaftlichen Sinne — in mystischer Dämmerung lag. Quantum distamus ab illo!

Damals aber geschah ein Wunder. Deutschland hatte bereits seine Wiedergeburt im germanischen Sinne erlebt und lief fast Gefahr, den einst so frischen Strom wieder versiegen zu sehen, als die skandinavische Altertumskunde mit einem Selbstbewußtsein ohne gleichen auf dem Plane erschien. Ihre Arbeit wandelte die mystische Dämmerung in hellstes Licht. „Lux in tenebris cimmeriis", heißt es im Titelkupfer des 2. Bandes der Atlantica von Olaf Rudbeck. Von ungefähr konnte dieser Aufstieg nicht erfolgt sein; er setzt — neben einem reichen nationalen Besitztum — eine Summe einzelner Arbeiten und Erfahrungen voraus. In der Tat schien kein Land durch die Fülle des archäologischen Materials, die Menge reiner überlieferter Mythen und Sagen mehr zur Führerrolle in der germanischen Altertumskunde prädestiniert zu sein als Skandinavien. Aber auch Skandinavien hat, ebenso wie Deutschland, in der Folgezeit aus dem heimischen Kulturzentrum eine Kulturperipherie zu machen gewußt, deren Zentrum irgendeine berühmte Ausgrabungsstätte im Orient sein mußte. Und so hat auch zeitweilig, und besonders im 19. Jahrhundert, Skandinavien in genau demselben Sinne wie Deutschland das schöne Faust-Wort:

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
drängt immer fremd und fremder Stoff sich an"

in die bittere Wahrheit umgesetzt.

Welche Gefühlswerte dadurch hätten verloren gehen können — denn in Wirklichkeit hat auch die wissenschaftliche Entfernung von der „Bodenständigkeit" dem inneren Kerne skandinavischer Forschung nicht geschadet — möge aus den trefflichen Worten des Dr. J. J. Borelius[2]) erhellen: „Durch ihre Lage in nahe Berührung mit der römischen Kultur gestellt und ihrer Einwirkung ausgesetzt, haben sie (die Deutschen) jedoch ihre Sprache und Nationalität erhalten, und dadurch nicht nur von dem Zwange der römischen Kirche sich frei machen, sondern auch in ein tieferes, selbständigeres Verhältnis zur antiken Kultur treten können als die Völker, deren Sprache und Nationalität als Ausfluß der römischen zu betrachten sind. Andererseits hat aber diese Richtung auf das Fremde sie ihrer eigenen Vorzeit und dadurch gewissermaßen auch sich selbst entfremdet. — — Der skandinavische Zweig dagegen, durch seine Lage der unmittelbaren

[1]) Besonders reiches Material hierfür hat Fridtjof Nansen in seinem zweibändigen Werke „Nebelheim" (Leipzig 1911) zusammengetragen.

[2]) „Skandinavien und Deutschland", Berlin 1876.

Einwirkung der römischen Welt entzogen, kam später zur Kultur[1]) und steht noch heute gegen den deutschen Zweig in allseitiger Entwicklung zurück, hat aber zum Ersatz den Zusammenhang mit seiner Vorzeit bewahrt und sich vergleichungsweise frei erhalten von der alles Ursprüngliche, Naturwüchsige feindlichen und bedrückenden Richtung, welche das Mittelalter bezeichnete und welche sich von diesem her weit hinein in die neuere Zeit fortgepflanzt hat.

Diesen Gedanken der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit des Nordens wollen wir als Grundlage für die folgenden Ausführungen festhalten und dabei auch den in der älteren Literatur hervortretenden politischen Gegensatz zwischen „sveo-gotisch" (so genannt nach den beiden ältesten Landschaften Schwedens) und „dänisch-norwegisch" fallen lassen.

Die wissenschaftliche Geschichts-Literatur kann man wohl erst da beginnen lassen, wo die Quellen der heimischen Geschichte allgemeiner bekannt werden. Aber da zeigt sich gleich der Unterschied zwischen dem Norden und dem von der wiederbelebten Antike durchtränkten Süden. Während die Geschichtsschreiber der Alten bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Auferstehung feiern durften und in zahlreichen Ausgaben verbreitet wurden, gelangten die nordischen Geschichtsschreiber des Mittelalters erst recht spät zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt, wenn man natürlich auch annehmen darf, daß manche Abschriften ihrer Werke im Umlauf waren. Die auch für Skandinavien wichtige Chronik des Adam von Bremen wurde zum ersten Male 1579 zu Kopenhagen gedruckt, und das dem 15. Jahrhundert angehörende Geschichtswerk des Ericus Olai „Historia Suecorum Gothorumque" erschien sogar erst 1615 im Druck. Das geschichtliche Dunkel erhellte sich für Dänemark ein wenig durch die bereits 1514 im Druck erschienenen, sagendurchwobenen „Gesta Danorum" des Saxo Grammaticus. Die Goten-Geschichte des Jordanes, die erste germanische, allerdings byzantinisch beeinflußte Quelle, die den Ursprung der Goten an Schweden knüpft und für die nordische Literatur in der Folgezeit eine große Bedeutung gewann, ließ der Augsburger Patrizier Konrad Peutinger 1515 erstmalig erscheinen. Vier Jahrzehnte vergingen indessen — nachdem auf deutschem Boden bereits Albert Krantz eine Geschichte der nordischen Königreiche herausgegeben hatte — bis ein schwedisches Brüderpaar, Johannes und Olaus Magnus (Magnus latinisiert aus dem einheimischen Namen Store) die ersten großen nordischen Geschichtswerke erscheinen ließ. Dem Werke des Johannes „historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus", erschienen 1554 in Rom, hat bereits das folgende Jahrhundert zum Vorwurfe gemacht, daß es sich zu sehr von den Fabeln des „falschen Berosus"[2])

[1]) Danach scheint der Verfasser unter „Kultur" doch nur die vom Süden her kommende Bildung zu verstehen.

[2]) Über die schädlichen Einflüsse des „Pseudo-Berosus" auf die ältere Geschichtsliteratur vergl. meine Ausführungen in den „Anfängen der deutschen Germanenforschung".

habe irreleiten lassen. Im 4. Kapitel des ersten Buches setzt der Verfasser denn auch „Magog" als Stammvater der Skythen und Goten ein und führt somit die schwedisch-gotische Geschichte auf den Stammbaum Noahs zurück. Während die Nachwirkungen dieser Anschauung in der genealogischen Literatur Schwedens sich mehr als zwei Jahrhunderte hindurch verfolgen lassen, gewann das Werk des Olaus Magnus „historia de gentibus septentrionalibus", erschienen 1555 ebenfalls zu Rom, einen ungleich stärkeren Einfluß auf die allgemeine schwedische Geschichtsauffassung. Hier erscheint Schweden als Heimat der germanischen Völker. Neben den frühmittelalterlichen Quellen scheint besonders Olaus Magnus diese Tradition gefestigt zu haben. Sein Werk erschien noch einmal 1567 in Basel, in demselben Jahre ebenfalls daselbst in deutscher Sprache; außerdem wurden Auszüge veranstaltet (z. B. Amberg 1599, Leyden 1652). Diese Angaben genügen, um die weite Verbreitung der durch das Werk angeregten Ideen zu bekunden. Allerdings sind damit auch, wie die oft wiederholten Abbildungen beweisen, manche Fabeleien verbreitet worden.

Man kann der heimischen Altertumsforschung Dänemarks und vor allem Schwedens die Anerkennung nicht versagen, daß sie bis ins 18. Jahrhundert hinein den Eindruck unbedingter Geschlossenheit und Bodenständigkeit macht, und zwar in dem Grade, daß auch der harte Zusammenstoß mit der Hypothese Clüvers (1616), die bekanntlich den Ursprung der germanischen Völker nach Asien verlegte, das feste Gefüge zunächst nicht erschüttern konnte. Im Gegenteil, Clüver scheint, wie bei dem Holländer Hugo Grotius, so auch im Norden vielstimmigen Widerspruch erfahren zu haben. Und doch: mußte man nicht schon wohl oder übel mit einer germanischen Einwanderung in Skandinavien rechnen, wenn man auf die biblische Überlieferung, die das ganze Menschengeschlecht aus Asien hervorgehen ließ, nicht völlig verzichten wollte? Wirkte ferner die Autorität des nach-klassischen und teilweise schon christlich beeinflußten Altertums nicht geradezu erdrückend? Zugegeben, daß manche Geschichtsschreiber sich doch nicht völlig aus diesem Banne haben lösen können, so bleibt doch bei ihnen so viel eigenes Leben bestehen — eine ungeheure Sammlung der Geister —, daß die Frage nach der ursprünglichen Herkunft der Germanen als etwas beinahe Nebensächliches aus den Darstellungen auszuscheiden scheint und lediglich das eigene Kulturbewußtsein in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird. Der politische Aufstieg Schwedens begünstigte ohnehin das Interesse an der glanzvollen Vergangenheit, das unter anderm auch aus dem Umstande hervorleuchtet, daß die Anfänge der Sammlung vaterländischer Altertümer zu Stockholm bis auf etwa 1670 zurückgehen.

So stark war das Kulturbewußtsein ausgeprägt, daß spätere Zeiten die Berechtigung desselben in Zweifel zogen. Man hat der älteren skandinavischen Urgeschichtsforschung den Vorwurf gemacht, daß sie der Phantasie zu großen Spielraum gewährt habe. Und doch: welcher Unterschied besteht

z. B. zwischen jener Forschung und den sogenannten Forschungen Guidos von List, die in unseren Tagen so viele Kreise in ihren Bann ziehen! Während dieser der Hauptsache nach zumal bei den Etymologisierungsversuchen wirklich mit Phantasieen arbeitet, konnten die Skandinavier jederzeit mit Wirklichkeiten, mit tatsächlich vorhandenem Material rechnen, und sie versahen sich höchstens in der „Perspektive", d. h. in der chronologischen Einordnung desselben. Das bezieht sich namentlich auch auf die Runenforschung, soweit sie zeitlich unschwer festzustellende Dokumente allzuweit ins graue Altertum zurückdatierte. Mit Recht hat man von jeher in Dänemark wie in Schweden der Runenkunde die liebevollste Pflege angedeihen lassen, geben doch die vorhandenen Inschriften nicht nur über geschichtliche Tatsachen Aufschluß, sie gewährten auch einen tiefen Einblick in die geistige Kultur des altgermanischen Nordens. Ich stehe nicht an, die „Fasti Danici" (altdänisches Kalenderwesen) des Olaus Wormius (1643) für eines der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Werke auf dem Gebiete der nordischen Altertumskunde zu erklären. Die hier mitgeteilten Belege zeigen, daß den Germanen noch vor dem Eindringen der südlichen Kultur die astronomische Bestimmung des Sonn- und des Mond-Jahres und der bis jetzt so genannte Metonische 19jährige Mondzyklus (immer nach 19 Jahren fallen die Mondphasen auf dieselben Daten) bekannt waren. Dr. Ludwig Wilser hat im 2. Bande seiner „Germanen" (1914) die sich aus der Runenforschung ergebenden Resultate unter Berücksichtigung fast der gesamten einschlägigen Literatur zusammengestellt, und seine Ausführungen, die in vielen wissenschaftlichen Beziehungen den Germanen die Priorität vor dem klassischen und orientalischen Altertum zusichern, sind so beweiskräftig, daß sie meines Erachtens überhaupt nicht zu widerlegen sind[1]). So hat denn auch Olaus Wormius eine bahnbrechende, aufklärende Arbeit geleistet, und seine Verdienste um die Altertumsforschung werden dadurch nicht geschmälert, daß er in seiner ersten Schrift (Runer seu Danica literatura antiquissima) die Runen aus dem hebräischen Alphabet herleitet, dabei aber doch mit Olaus Magnus zugibt, daß die Runen wenigstens älter als die römischen und griechischen Schriftzeichen sein müssen. Die Runen haben sich in Skandinavien bis in die Neuzeit hinein erhalten; vergleiche darüber den Aufsatz über die Runenschrift von Johanna Mestorf im

[1]) Ich möchte an dieser Stelle anregen, das Runen-Kapitel im 2. Bande der „Germanen" in Verbindung mit dem Abschnitte „Zeitrechnung" (beides gehört zusammen) noch einmal gesondert herauszugeben. Mir scheint dies deshalb wichtig zu sein, weil sehr viele Philologen, ja selbst Germanisten, aus dem angeblichen Mangel einer einheimischen Schrift die absolute Kulturlosigkeit der Germanen ableiten wollen und — allen neueren Forschungen und Entdeckungen (vergl. namentlich Evans!) zum Trotz — den Ursprung der Runen an die römischen Schriftzeichen und diese wieder samt den griechischen an das phönikische Alphabet ketten. Als Sonderschrift könnten die Ausführungen Dr. Wilsers weit besser als im Rahmen eines umfangreichen Werkes ein prachtvolles Kampfmittel im Streite der Meinungen abgeben.

4. Jahrgang (1894) der Kieler „Heimat", S. 15 ff. Auf Island wurde der Gebrauch der Runenschrift erst 1639 unterdrückt. Bald darauf entdeckte der Bischof Brynjulf Sveinsson den „Codex regius" der sog. sämundischen Edda — gleichsam ein Symbol dafür, daß germanisches Gut nicht verloren gehen soll. Schon Olaus Wormius bezog sich in der 2. Auflage der „Runer", 1651, zweimal auf die Edda. Vollständige Teile der Edda (darunter Gylfes Verblendung, Völuspa und Havamal) mit lateinischer Übersetzung gab jedoch erst 1665 Petrus Resenius zu Kopenhagen heraus.

Am härtesten wurde durch das Urteil späterer Zeit der schon genannte Olaf Rudbeck getroffen, der in seinem umfangreichen Werke „Atland eller Manheim" (Upsala, 1. Bd. 1679, 2. Bd. 1689, 3. Bd. 1698, der 4. Bd. wurde von seinem Sohne 1720 herausgegeben) Schweden als die Atlantis Platos und Ursitz aller menschlichen Kultur dargestellt hat. So schrieb z. B. Dr. Wachler (Geschichte der historischen Wissenschaften, 1812, S. 943): „Wenn O. R. in seinen gelehrten angeblich historischen Phantasmen die Zeitgenossen hat äffen wollen, so ist es doch fürwahr kein preiswürdiger literarischer Zeitgeist, der so vielen Kraftaufwand für einen gelehrten Scherz zuläßt." Dr. L. Wachler ist anscheinend durch Friedr. Rühs beeinflußt worden, der in der Einleitung zu seiner „Geschichte Schwedens" auf Grund einer Notiz der Allg. deutschen Bibliothek IX mitteilte, Rudbeck habe in Gesellschaften gar kein Geheimnis daraus gemacht, daß er durch seine Atlantik andere nur zum besten haben wollte. Bei dem großen Ernst, der der nordischen Geschichtsforschung sonst eigen ist, darf man an der Wahrheit dieser Mitteilung billig zweifeln.

Neuere Autoren, wie Rudolf von Raumer und Hans Hildebrand, haben wenigstens die Vaterlandsliebe Rudbecks anerkannt, wenn sie sich sonst auch gegen ihn ablehnend verhielten. Als erster hat dann wohl Karl Penka in seiner „Heimat der Arier" (1886) den positiven Gehalt des Rudbeckschen Werkes aufgedeckt. „Es kann nicht geleugnet werden", heißt es daselbst, „daß R. eine Reihe von Stellen in den griechischen und römischen Schriftstellern richtig auf die skandinavische Halbinsel bezogen und dadurch manchen schätzenswerten Beitrag für die richtige Auffassung der vorhistorischen Völkerbewegungen geliefert hat. Es muß auch anerkannt werden, daß er nicht bloß literarische Zeugnisse zum Beweise seiner Theorien herangezogen, sondern daß er auch die anthropologischen Tatsachen entsprechend gewürdigt und für seine Zwecke benutzt hat." Hierfür hat Penka einige wertvolle Textproben gegeben.

Rudbeck hat sich selbst einen bedeutenden Rückhalt dadurch verschafft, daß er am Beginn des 2. Bandes aus seinem Freundeskreise[1]) — wie

[1]) Besonderes Interesse verdient unter den Briefen wohl derjenige des deutschen Polyhistors D. G. Morhof, der u. a. schrieb: „Ego jam in juventute mea non absimilis argumenti colligere quaedam coepi librum aliquando concinnaturus cujus iste titulus: Mysterium Septentrionis. Sed jacuit per bene multos annos labor iste."

sehr u. a. O. Verelius und G. Stjernhjelm mit ihm übereinstimmten, habe ich schon in meinen „Beiträgen", 1909, angedeutet — Zuschriften und Rezensionen über den ersten Band veröffentlicht hat. Letztere bekunden die weite Verbreitung und die ernste Beachtung, die sein Werk fand; aus ersteren aber scheint mir in erster Linie hervorzugehen, daß Rudbeck gewissermaßen „primus inter pares" war, daß die ganze Zeitrichtung in Schweden seiner Auffassung günstig war und die persönlichen und wissenschaftlichen Einflüsse hinüber und herüber spielten.

Und nicht nur im Norden, sondern bei fast allen Kulturnationen Europas hatte zu jener Zeit die Lehre, die den Ursprung der Goten als des hervorragendsten germanischen Volksstammes an Skandinavien knüpft, bedeutendes Gewicht. Johann Peringskiöld hat in seiner 1699 erschienenen Neu-Ausgabe der „Vita Theoderici" des Joh. Cochlaeus, dem Titel-Zusatz entsprechend: „cum additamentis et annotationibus, quae Sveo-Gothorum ex Scandia expeditiones et commercia illustrant" eine große Anzahl zeitgenössischer und älterer — bis ins Mittelalter zurückreichender — Stimmen zusammengetragen, die sich im gleichen Sinne aussprachen. Die beigefügten Belege stimmen inhaltlich im wesentlichen überein, weshalb es genügt, hier einige Titel aufzuführen:

Geschichtswerk des „Rodericus Toletanus", ca. 1260,
das speculum historiale des Vincentius Bellovacensis (13. Jahrh.),
Miquel Carbonell, Chroniques de Espanya, 1547,
Pablo de Espinosa, historia, antiguedades y grandezas de Sevilla, 1627,
Diego Saavedra Fajardo, Corona Gothica Castellana y Austriaca, 1646,
Mauro Orbini Rausco, Descrizzione della Scandinavia, 1601,
Nicoló Macchiavelli im 1. Buche seiner florentin. Geschichten,
Emanuel Tesoro, tractat del regno d'Italia — Vorrede — (1. Hälfte des 17. Jahrh.),
Guilleaume de Casel, mémoire de l'histoire de Languedoe, 1633,
Riccardi Bartholini Perusini, de bello Norico, ad divum Maximilianum Caes. Ang. Austriados Libri XII, cum Scholiis Jacobi Spiegelii, 1515,
Joh. Ludovici Gothofridi Inventarium Sueciae, 1632,
Rob. Sheringham, de Anglorum gentis origine.

Dieses ist, wie bereits angedeutet, nur eine Auswahl.

Ferner sei auf die in Dr. Ludwig Wilsers „Germanen", Bd. II, S. 101 ff. zitierten Quellen hingewiesen.

Der Text der meisten hier genannten Werke läßt auf Bekanntschaft mit Jordanes, der Urquelle, schließen, aber „tantae molis erat", daß seiner Lehre erst im 17. Jahrhundert so zum Siege verholfen werden konnte, daß sie fast zum Gemeingut aller Geschichtsschreiber wurde. Von deutscher Seite möchte ich aus jener Zeit die von C. S. Schurtzfleisch und Joh. Bering[1])

[1]) Nicht zu verwechseln mit Vitus Bering, dem Verfasser des Florus Danicus.

gemeinsam verfaßte Abhandlung über die „res sueo-gotthicae“ erwähnen, die 1678 zu Wittenberg erschienen ist und jetzt völlig unbekannt sein dürfte. Die Schrift stellt die Ursprünge und Heerfahrten der aus Skandinavien stammenden Goten nach den vorhandenen Quellen zusammen und bringt auf der 26. Textseite einen sehr bemerkenswerten, von Rutger Hermannides überlieferten Ausspruch des Kaisers Karl V., nach welchem fast der gesamte europäische Adel aus Skandinavien sich ableiten läßt. („Ut recte dixerit Augustissimus Imp. Carolus V. Omnem ferme Europae nobilitatem ex Scandia Gothiaque derivari. Cujus sententiae, licet paulo aliis verbis conceptae, meminit Rutg. Hermannides p. 416. Propter hanc causam Jornandes Gothici sanguinis nobilitatem significanter expressit, de reb. Get. p. 126“ — dies nach der Lindenbrogschen Ausgabe v. 1611.)

War es nach alledem eine Überhebung, wenn im Jahre 1688 Matthaeus Praetorius sein großes, die gotische Geschichte behandelndes Werk „Orbis gothicus“ (der gotische Weltkreis) nannte? Dennoch rückt der Verfasser von Jordanes und Rudbeck ab und verquickt die sarmatische Geschichte mit der gotischen. Auch in einem weiteren, 1691 zu Kiel erschienenen Werke, dessen Titel geradezu auf Rudbecks Einfluß schließen läßt (Prodromus Atlanticae von Joh. Dan. Major), kommt doch ein gegensätzlicher Standpunkt zum Ausdruck, wie schon aus der Überschrift des 14. Kapitels hervorgeht: De migratione eorum (scil. Cimbrorum vel majorum nostrorum) ex Asia ad mare Balthicum.

Im übrigen ist Rudbecks Ruhm nur ganz allmählich verblaßt. Die von Leibniz, der doch Rudbecks wissenschaftlicher Gegner war, mitredigierten Leipziger „Acta eruditorum“ brachten 1702 eine Besprechung des in demselben Jahre erschienenen Werkes von Thomas Campanius „Kort Beskrifning an Provincien Nya Sweriga uti America som nu för tyden af the Engelscke Pallas Pensylvania“, das auf die Entdeckung Amerikas durch die Normannen hinweist[1]) und noch völlig im Geiste Rudbecks[2]) gehalten zu sein scheint. An Dr. Wilsers Lehre vom „nordischen Schöpfungs-

[1]) „Tandem operose id agit, ut probet, sub finem seculi X post Christum natum, quinque diversis vicibus, terrarum harum septentrionalium incolas in Americam navigasse, et ab iis tunc vocatam esse Vinland thet goda, uch Serälinge-Land.“ Die historia Vinlandiae antiquae des Thormodus Thorfaeus (1705 erschienen) war demnach nicht das erste Werk auf diesem Gebiete. Als weiterer Vorgänger ist Hugo Grotius zu nennen, dessen Dissertation „de origine gentium americanarum“, 1642, wie Haelschner in der Allg. Deutschen Biographie bemerkt, den Nachweis liefern sollte, daß Nordamerika von Norwegen aus bevölkert sei.

[2]) Capite secundo modum et tempus docere pergit, quibus America Europaeis primum innotuerit. Et Columbi quidem ac Americi Vesputii itinera, tamquam nostris temporibus propiora certioraque postquam descripsit, eorum recenset, sed non approbat sententiam, qui a navibus Salomonis Americam aditam esse dicunt; ut nec illorum, qui Platoni et Diodoro Siculo sub nomine Atlantices memoratam fuisse existimant; multo verius statuisse ratus clarissimum Rudbeckium in Atlantica sua, hanc non aliam esse quam Sueciam.

herd" erinnern die Sätze: „Cap. III de Americanarum disquirit origine, et qua via reliqua animantia in novum orbem devenisse censenda sint. Multorum conjecturis perpensis, verosimillimum sibi videri fatetur, terrestri itinere sub Polo Arctico id factum esse, consentientibus Geographis ferme omnibus, illic antiquo orbi novum cohaerere, homines antem non uni originem debere nationi, sed forma, statura, sermone, moribus, politia diversissimos esse, luculenter evincentibus." Mag auch hier manches „Konjektur" sein, so bleibt doch der Zug vom Norden — sowohl für Europa als auch für Amerika — als durchaus moderne Anschauung bestehen. Daß sich in der Rezension kein Wort der Einschränkung oder des Tadels findet, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Als besondere Nachwirkung Rudbeckschen Geistes ist Johannes Göransſons 1750 erschienenes Werk: Bautil, det är: alle Svea och Gotha Rikens Runstenar zu bezeichnen. Der Verfasser gibt darin — ganz im Sinne des Olaus Magnus — der nordischen Runenschrift die Priorität vor allen anderen Schriftarten und setzt ihren Ursprung auf etwa 2000 v. Chr. fest. Auch ist nach ihm die prosaische Edda 300 Jahre vor Trojas Fall aufgezeichnet worden. Über die Zusammenhänge der Troja-Sagen mit einzelnen Teilen der Edda hat vor etwa zwei Jahrzehnten Carus Sterne überraschendes Licht gebreitet, und erkennt man diese Forschungen an, so wird man auch die wohl mehr von Ahnungen als sicheren Erkenntnissen getragenen Auslassungen Göransſons nicht vom Grunde aus verurteilen können. Das Gefühl eines besonderen Alters der Runen ist im Norden überhaupt bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht völlig verloren gegangen. Göransſons Zeitgenosse, Olaf Dalin, vergleicht die Runen mit der ältesten griechischen Schrift, und dasselbe tut der „Leitfaden zur nordischen Altertumskunde", 1837 (Übersetzung des 1836 erschienenen ledetraad til nordisk oldkyndighed), indem er noch die ältesten keltiberischen und etruriſchen Buchstaben hinzufügt. Das dürfte wohl eine auch von uns Modernen anzuerkennende Mittellinie zwischen Göransſons und der neueren im wesentlichen durch Ludwig Wimmer beeinflußten Ansicht vom Alter der Runen sein, und dieser Mittellinie habe ich in einem gegen Dr. Gustav Neckel gerichteten Artikel (Zeitfragen vom 10. Mai 1909) auf Grund der ältesten mit Schriftzeichen versehenen griechischen Münzen das Wort geredet. Durch die Erforschung der ältesten europäischen Schrift (auf Megalithen usw.), die seit etwa einem Jahrzehnt eingesetzt hat, dürfte der bisherige Rahmen noch bedeutend erweitert werden. Vergl. hierfür namentlich Dr. Georg Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient, Nr. 7 der von Professor Gustaf Kossinna herausgegebenen Mannus-Bibliothek.

Aber so groß die Freude auch sein mag, die das warme Interesse Rudbecks und Göransſons an der germanischen Vergangenheit in uns auslöst, so wollen wir es doch auch als einen großen Gewinn bezeichnen, daß unmittelbar neben Göransſon das Bestreben einsetzte, die germanische

Altertumskunde in ihren Umrissen und Ergebnissen nicht nach äußeren Ähnlichkeiten beispielsweise mit der klassischen Archäologie zu bestimmen, sondern sie von innen heraus Schritt für Schritt zu gestalten, mochten dabei zunächst auch liebgewordene Ansichten in die Brüche gehen. Einer der ersten unter denen, die eine neue Zeit in der germanischen Altertumskunde einleiteten, war Johannes Ihre (seit 1737 Professor an der Universität Upsala, starb 1780), über den ich Näheres in Rud. Raumers Geschichte der germanischen Philologie, S. 200 ff. nachzulesen bitte. Unter seinem Rektorate wurde 1746 u. a. eine Dissertation von Andreas Schick eingereicht: *Νῆσος* Atlantis, deren Verfasser von Rudbeck abrückte und die Atlantis mit Palästina identifizierte. Eine andere unter demselben Rektorate 1758 eingereichte Abhandlung „disputatio academica, sistens Peregrinationes gentium septentrionalium in Graeciam" von Magnus Olaus Beronius, drückt sich stark ironisch über den skandinavischen Ursprung der germanischen Völker aus: „O! felix olim patria nostra, quantum jam degeneravit a pristina fertilitate sua, quum, quae exuberante pridem incolarum multitudine nutans, quoquoversum, si Diis placet, missis coloniis, famam sui late propagaverat, vix hodie quantum civium ipsi tantummodo excolendae sufficiat, progignere valeat." Einen besonderen literarischen Wert dürfen diese Abhandlungen natürlich nicht beanspruchen, sie zeigen eben nur den veränderten Standpunkt.

Ebensowenig kommen die großen Werke des aus Aarhus stammenden Theologen Erik Pontoppidan[1]) wissenschaftlich in Betracht; sie sind zwar im einzelnen interessant zu lesen, im ganzen genommen sind sie aber doch, wie schon Ludwig Wachler erkannt hat, nur „Kompilationen".

Bedeutend höher steht die Dänische Reichs-Historie[2]) Ludwig Holbergs, der wohl den goldenen Mittelweg zwischen der älteren und neueren Forschung eingeschlagen hat. Er beginnt seine Geschichte mit dem Auszuge germanischer Völker aus dem Norden, unbekümmert um die in die fernste Urzeit wie in die Verbindung mit dem Orient hineinspielenden Hypothesen.

Die durch Leibniz gefestigte Lehre vom Ursprunge der germanischen Völker von den Skythen am Kaspischen Meere findet sich dann völlig ausgebildet in Olof Dalins „Geschichte des Reiches Schweden"[3]). Mit diesem Werke, das jetzt in den Geschichten germanischer Philologie kaum genannt wird, obgleich es die ältere und älteste Zeit Schwedens sehr ausführlich, und zwar nach jeder Richtung hin, behandelt, beginnt wohl diese schon damals in allen sonstigen Ländern längst verbreitete Anschauung vom Ursprunge der Germanen auch im Norden heimisch zu werden. Wenn sich bei Dalin auch die Urzeit in skythische Wildnis verliert, so kommt doch in

[1]) Theatrum Daniae veteris et modernae. Oder: Schau-Bühne des alten und jetzigen Dännemarcks, Bremen 1730, und: Gesta et vestigia Danorum extra Daniam, Leipzig 1740, 3 Bde.

[2]) Dänisch 1732/35, in deutscher Übersetzung 1757 erschienen.

[3]) Schwedisch 1747, deutsch 1756/63 in 4 Bänden erschienen.

seinem Werke eine gesunde Kritik zum Ausdruck; er lehnt es z. B. ab, den Stammbaum der germanischen Völker bis auf Noah zurückzuführen. „Die eigentliche Zeit der ersten Bevölkerung der nordischen Länder bestimmen zu wollen, wäre eine ebenso vergebliche Mühe, als die Nachsuchung unsers Stammvaters unter Noahs Söhnen unnütz und ungewiß." — Interessant, wenn auch schwer zu sagen, ob hier eine Vorahnung moderner Wissenschaft vom Zusammenhange der Sprachen vorliegt, ist Dalins Auffassung: „Die alte skythische oder keltische Sprache (die aber nach einer Anmerkung doch wieder voneinander verschieden sind), die vom Kaspischen und Schwarzen Meer an bis zu äußerst nach Norden hinauf, und über unsere Skandische Inseln geredet worden, ist eine von den ältesten der Welt, von welcher die Griechische und Lateinische, wo nicht als Töchter, wenigstens als jüngere Schwestern von einer Mutter angesehen werden können. Diese Sprache hat als Mutter die Schwedische, Norwegische, Dänische, Deutsche, Holländische, Englische, und alles was im Französischen, Italienischen und Spanischen nicht Latein ist, erzeuget." 1786 wurde durch William Jones auch das Sanskrit in diese Reihe (Griechisch, Germanisch, Keltisch, Lateinisch) einbezogen. Der erste Band enthält auch eine ziemlich ausführliche Darstellung „von der ältesten Gotteslehre" und „von dem Götzendienst der alten Schweden", die an sich schon ein Beweis dafür wäre, daß die Skandinavier nicht erst — wie es nach Prof. R. M. Meyers Darstellung[1]) den Anschein hat — auf den „Ausländer Mallet" zu warten brauchten, um über ihre Mythologie belehrt zu werden, zumal R. Nyerup[2]) bekunden konnte, daß „Mallet seinem Werke nie einen solchen Grad der Reichhaltigkeit und Genauigkeit hätte geben können, wäre er dabei nicht von John Erichsen unterstützt worden". Zum Lobe Mallets muß indessen gesagt werden, daß er sich als ein vorsichtiger Forscher erwiesen hat, der sich auch in bezug auf die Urgeschichte nicht zu verstiegenen Hypothesen hinreißen ließ. Sein Werk erschien in zwei Teilen zu Kopenhagen (Introduction à l'histoire de Dannemarc, 1755, und Monumens de la mythologie et de la poisie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves, 1756). Mallets Werk hat sich — darin hat Prof. R. M. Meyer recht — langer Nachwirkungen erfreut, und es könnte, obgleich es selbst nicht daran beteiligt ist, als Symbol für eine allgemeine Entfremdung gegenüber der heimischen Vorzeit gelten; wenigstens trennten sich jetzt die Wege der Geschichtsforscher auffallend. Ein leiser Nachklang der alten herrlichen „gotischen" Zeit mag wohl hin und wieder die Oberfläche berührt haben, der Zweifel an dem Ursitze der Germanen und ihrer Kultur in Skandinavien war einmal rege geworden und verstummte nicht wieder.

---

[1]) Altgermanische Religionsgeschichte, 1910, S. 580.

[2]) „Übersicht der Geschichte des Studiums der skandinavischen Mythologie", Kopenhagen 1816.

Aus der ganzen Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist mir nur das Werk von F. W. von Wedel-Jarlsberg „Abhandlung über die ältere skandinavische Geschichte von den Cimbern und den Scandinavischen Gothen", Kopenhagen 1781, als ein solches bekannt geworden, das den Ursprung der Goten usw. mit Skandinavien verknüpft. Über dieses Werk habe ich in der jetzt erschienenen 2. Auflage meiner „Beiträge" des näheren berichtet.

Der Zweifel ging so weit, daß man fragte, ob denn die Germanen überhaupt die ersten Bewohner Skandinaviens waren. Dalin hatte sich noch damit beholfen, daß er Skandinavien erst in verhältnismäßig später Zeit als Insel aus dem Weltmeere hervorgehen ließ, die dann bald von nordisch-skythischen Stämmen besiedelt wurde; eine Theorie, mit der Dalin allerdings auf vielfachen Widerspruch stieß. Auf den Schweden Dalin folgte der als Geschichtsschreiber bedeutendere Däne Peter Frederik Suhm[1]), der von etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1798 wirkend, sein Zeitalter und die Auffassung altnordischer Geschichte und Mythologie ungeheuer beeinflußt hat. Seinen hier zu nennenden großen Werken mit den vielversprechenden Titeln „Om de Nordiske Folks aeldste Oprindelse" (Kopenhagen 1770) und „Historie om de fra Norden udvandrede Folk" (2 Bde., Kopenhagen 1772/73) hat man indessen seinen 1790 in deutscher Übersetzung erschienenen, aber schon 1769 verfaßten „Versuch eines Entwurfs von einer Geschichte der Entstehung der Völker im allgemeinen, als eine Einleitung zu einer Geschichte von der Entstehung der Nordischen Völker insonderheit" beizugesellen, in dem der Stammbaum der germanischen Völker wieder in der mosaischen Genealogie endet, und der mosaische Bericht als sicher beglaubigte geschichtliche Quelle hingestellt wird. Ein anderer Forscher (Sven Lagerbring, Verfasser der 1759 erschienenen Svea Rikes Historia) lieferte das urgeschichtliche Schweden der finnischen Urbevölkerung aus.

Das Studium nordischer Mythologie, und namentlich der Edda, machte inzwischen erfreuliche Fortschritte und erfuhr eine besondere Förderung durch die 1772 erfolgte Einsetzung der Arna-Magnaeanischen Kommission, deren besondere Aufgabe es war, die Texte der alten Quellen, Lieder und Sagas zu sammeln und neu herauszugeben. Unter ihrer Leitung erschien denn auch die vollständige Ausgabe der Edda (1787—1828). Aber derselbe Geist der Zersetzung, oder, wenn man sich nicht ganz so scharf ausdrücken will, das Bestreben, alle Erscheinungen auf das denkbar bescheidenste Maß zurückzuführen, war auch hier lebendig. Gegenüber der äußerst kritischen Auffassung Ihres schienen die kaum vor einem Menschenalter herausgegebenen Werke Göranssons Jahrhunderte weit zurückzuliegen.

---

[1]) Vergl. G. Nyerup, Übersicht des Lebens und der Schriften des Historiographen P. F. von Suhm, übersetzt von Ekkard, Kopenhagen 1799.

Auf Deutschland hatte die nordische Mythenforschung eine doppelte Wirkung. Die eine Richtung, gekennzeichnet durch Schlözer, Adelung und Rühs, ging noch weiter als Ihre, indem sie das hohe Alter der Edda-Lieder, sowie ihren mythologischen Wert, überhaupt verwarf, ja in ihnen kaum den Widerschein römischer oder christlicher Ideen zu sehen vermeinte, ja manches, auch die Sagas, zu Weibergeschichten in den Spinnstuben herabsetzte. Die andere Richtung, die ihre bedeutendsten Vertreter in Herder, Klopstock und Gräter fand, erkannte den hohen Wert der Edda-Lieder und verschaffte ihnen durch würdige Übersetzungen und Übernahme nordischer Stoffe in die eigenen Werke Eingang in die Herzen der Deutschen. Schon 1773 hatte Herder eine Übersetzung der Vegtamskvidha veröffentlicht[1]), 1779 folgte die Völuspa und das Runen-Kapitule in dem 2. Teile der „Volkslieder". Von Herder ist dann noch besonders der berühmte Iduna-Aufsatz in Schillers Horen, 1796, Heft 1, zu erwähnen, und auf der gleichen Höhe wie dieser standen einige Arbeiten Gräters in dem von ihm seit 1791 herausgegebenen „Bragur". Selbst ein deutscher Göransson fehlte zu jener Zeit nicht. Es war der Konsistorialrat Jacob Schimmelmann, der in seiner 1777 zu Stettin erschienenen Übersetzung der isländischen Edda Gedanken wie die folgenden aussprach: Ihr Alter erstreckte sich bis an die 1500 Jahre vor Christi Geburt; Sämund Frode habe sie nur im 11. Jahrhundert aus lang verborgen gewesenen Runenschriften ans Licht gestellt; für ihr hohes Alter zeuge der alte erhabene sibilliniſche, jetzt fast unnachahmliche Stil, vornehmlich aber ihr Inhalt. Dieser sei ganz kirchlich, umfasse das ganze christliche Religionssystem. Überhaupt sei die Edda eine göttliche Offenbarung für die alten nordischen Völker, denn es sei nicht anzunehmen, daß Gott sich einzig und allein dem jüdischen Volke, das nur ein Tausendstel aller Erdbewohner umfasse, mitgeteilt haben soll[2]).

Überhaupt begannen jetzt deutsche und nordische Forscher in engere Fühlung miteinander zu treten, und wo seither eigentlich nur Übersetzungen nordischer Geschichtswerke in Deutschland zutage gefördert wurden, machte sich jetzt die deutsche Forschung unabhängig von nordischen Vorlagen. Zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa auf die Benutzung der Überlieferungen und Quellen verzichtet hätte, aber sie durchdrang sie jetzt mit eigener, z. T. ganz erbarmungsloser Kritik. Als einer der ersten unter den Deutschen, die auf diese Weise die Sonde an die alt-nordische Geschichte legten, muß August Ludwig Schlözer genannt werden. Der Begriff „nordische Geschichte" ist Schlözer zu unbestimmt und weitgehend, weil

[1]) „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" in der Sammlung „Von deutscher Art und Kunst", die bekanntlich auch Goethes Beitrag „von deutscher Baukunst" enthält.

[2]) So nach Bd. 5 der „Bibliothek der Romane", Berlin, Himburg 1780, S. 244, vergl. auch Nyerups Gesch. d. Studiums der skandinavischen Mythol., 1816, S. 26/28.

unter ihm die verschiedenartigsten Elemente zusammengefaßt werden müßten. „Unsere klassische Erziehung", schreibt er auf S. 288 seiner „Allgemeinen Nordischen Geschichte"[3]), die uns mit sogenannten gelehrten Sprachen beschäftigt, flößt uns unvermerkt einen Ekel an Sprachen solcher Nationen ein, die zwar itzo noch, aber in der Dunkelheit, existieren." Wer nun aber annehmen wollte, daß Schlözer beabsichtigte, den gelehrten, klassischen Sprachen die germanischen gegenüberzustellen, würde sich sehr irren. Gemeint sind vielmehr: Lappisch, Samojedisch, Kalmuckisch. Diese Sprachen schließlich auf einer Linie mit den germanischen — weiter kann die Nivellierungssucht nicht gehen. Verhaßt sind Schlözer insbesondere die einseitigen Annalisten, die „Stoppler", deren Arbeiten absolut keine Aufklärung über die Herkunft der Völkernamen und die ethnologischen Zusammenhänge schaffen könnten. Im Gegensatze zu diesen fruchtlosen Arbeiten empfiehlt er (S. 211) das botanische System Linnés auf die Völkerkunde zu übertragen: „Es ist ein Systema Populorum in Classes et Ordines, Genera et Species, redactum möglich: die Sprachen würden für den Geschichtsforscher, was die Staubfäden für den Kräuterlehrer sein. Aber vorher wäre eine Philosophia ethnographica nötig, damit kein Rudbeck, kein Pezron, kein Becanus[1]) dieses großes Leibnitzische Projekt durch eine verkehrte Ausführung lächerlich machte."

Nach diesen zweifellos sehr stichhaltigen Erörterungen können wir es Schlözer nicht verdenken, wenn er durch die mosaische Völkergeschichte einen dicken Strich macht. „Meinetwegen", schreibt er, „mögen alle heutigen nordischen Völker von Jafet und dessen von Mose benannten Söhnen und Enkeln abstammen. Aber da ich jetzo noch fünf verschiedene Völker im Norden finde, und folglich fünf Stammlinien aufwärts zu ziehen habe und doch nicht weiß, an welche Mosaische Jafetiten, oder an wie viele derselben diese Linien zuletzt stoßen, — — — so helfen mir alle diese Namen nichts." Darum lautet die Schlußfolgerung: „Kein Wort mehr von Mose in unserer Nordischen Geschichte." Aber auch „kein Wort mehr von Celten, Scythen, Celto-Scythen und Sarmaten. Dies sind alles Lieblingswörter der tiefen Unwissenheit der Alten in der Kosmographie: die Not ließ sie unter den Griechen entstehen; Eitelkeit und Mißverstand pflanzten sie zu den Römern fort; und Unkritik und Mode lallen sie auch noch heutzutag, bei einem ungleich größeren Lichte der Weltkunde, den alten angebeteten Ignoranten nach." (Schluß folgt.)

[3]) Halle 1771; auch 31. Teil der „Allgemeinen Welthistorie".

[1]) Bei Pezron hat Schlözer vermutlich an das Werk über die Kelten (1703) gedacht. Becanus hat in seinen „Origines Antverpianae" den Ursprung Antwerpens bis ins Paradies zurückgeleitet. S. Kuhl, Anfänge des Menschengeschlechts, 1875, Bd. I, S. 33.

Berichte und Notizen.

Weltbund der Wahrheitsfreunde. Wie u. a. durch den „Verein für das Deutschtum im Ausland" bekannt wurde, haben in Europa lebende amerikanische Staatsbürger unter dem Namen „Weltbund der Wahrheitsfreunde" eine Liga zur Bekämpfung der gegen Deutschland und seine Verbündeten verbreiteten Lügen gegründet. Diese amerikanischen Wahrheitsfreunde sind nun der gegenwärtigen amerikanischen Regierung und deren Vertretern ein Dorn im Auge, und werden wie in einer englischen Kolonie lebend behandelt. Amerikanischen Bürgern werden ihre Pässe abgenommen und unter den verschiedensten Vorwänden gestrichen.

So wurde, nach einem in der „Continental Times" veröffentlichten Schreiben eines Amerikaners aus Stuttgart ein in Amerika geborener, in Dresden lebender Professor der Musik nach Berlin gerufen und aufgefordert, seinen Paß auszuliefern. Grund?: Weil er als Wahrheitsfreund es gewagt hat, einen offenen Brief an Präsident Wilson zu schreiben, in dem er diesen beschwört, im Interesse einer wahren Neutralität die Waffenausfuhr zu verbieten. —

Einem andern Amerikaner wurde die Erneuerung seines Passes verweigert, weil er in Fragen der Waffenlieferung eine andere Meinung hatte, als der Dresdener amerikanische Konsul. Als er sich zwecks Erneuerung seines Passes an die Berliner Botschaft wandte, fragte ihn der Gesandte ironisch: „Warum sind Sie nicht im Schützengraben?" —

In München wurde einem naturalisierten amerikanischen Bürger sein noch nicht abgelaufener Paß abgenommen und konfisziert. Ebenfalls zufolge eines Disputes mit dem dortigen amerikanischen Konsul über die Wilsonsche Waffenlieferungspolitik. —

In Berlin wurde einem naturalisierten amerikanischen Bürger der Paß konfisziert und von dem amerikanischen Botschafter gestrichen, weil jener es gewagt hat, den amerikanischen Staatssekretär und den Ton seiner diplomatischen Noten an Deutschland und Österreich zu kritisieren. —

Einen bekannten amerikanischen Kriegs-Korrespondenten „bestrafte" die amerikanische Botschaft in Berlin, auf seine Weigerung ihr seinen Paß auszuliefern, dadurch, daß sie ihm seine Post und Telegramme, welche zu Händen der Botschaft an ihn gerichtet waren, vorenthielt. Sein „Vergehen", wie das aller anderen wahrheits- und somit deutschfreundlichen Amerikaner, deren Pässe zu streichen aufgegeben wurde, besteht darin, daß er seine Sympathie für die Sache Deutschlands ausgedrückt hat. —

Das aus Amerikanern bestehende Komitee des „Wahrheitsbundes" hat in einer Sitzung, der auch aus Newyork herübergekommene Wahrheitsfreunde beiwohnten, beschlossen, in Zukunft die Namen der mit dem Wahrheitsbunde in Verbindung stehenden Amerikaner nur auf deren besonderen Wunsch hin zu veröffentlichen.

Daß die von dem Wahrheitsbunde herausgegebenen Sonderdrucke: „Deutsche Barbaren und Englische ‚Kultur'-Dokumente" der u. a. die Proteste von in Europa lebenden Amerikanern gegen die Waffenausfuhr enthält, und besonders der zweite soeben erschienene Sonderdruck: „Die Lüge im Solde Englands", enthaltend die erste deutsche Übersetzung und eingehende Widerlegung des Berichtes der sogen. belgischen Kommission, dem Herrn Wilson und seinen Drahtziehern nicht in den Kram passen, ist bei der offenen Sprache, die darin geführt wird, durchaus verständlich.

Das, was seit Monaten sich in den Vereinigten Staaten abspielt, würde, wenn es den Engländern geglückt wäre, Deutschland zu vernichten, die Zukunft der Welt sein; das, was man in Deutschland lebenden Amerikanern, wie vorgehend geschildert, an Willkür zu bieten wagt, wäre die Zukunft der Bürger in den Vereinigten Staaten. — Hiergegen Front zu machen ist Ehrenpflicht eines jeden amerikanischen Bürgers, der den 4. Juli 1776 nicht vergessen will, und werden alle in Europa lebenden Amerikaner vom „Weltbund

der Wahrheitsfreunde" (The League of Truth), Zentralstelle für Deutschland! Berlin W., Potsdamer Straße 48, der ihre Interessen in geeigneter Form vertreten wird, um Angabe ihrer Adresse gebeten.

Jede Korrespondenz wird absolut vertraulich behandelt.

Wer sich über Ziel und Zweck des „Wahrheitsbundes" orientieren will, lese die Sonderdrucke Nr. 1: „Deutsche Barbaren" und Nr. 2: „Die Lüge im Solde Englands", die in allen Buchhandlungen erhältlich sind.

Weltbund der Wahrheitsfreunde The League of Truth

Januar 1916. Marten. A. H. Hill.

Eine Lebensbeschreibung von Bethmann Hollwegs hat der Stuttgarter Geschichtsforscher Oberstudienrat Egelhaaf im Verlage der Evangelischen Gesellschaft jüngst erscheinen lassen, auf deren Gesamtinhalt wir zurzeit nicht näher eingehen wollen. Dagegen glauben wir mit den „Alldeutschen Blättern" eine besonders zeitgemäße Feststellung Egelhaafs nicht unberührt lassen zu sollen, die uns schon in mehreren Tageszeitungen, darunter auch der „Frankfurter Zeitung", mit auffälligem Nachdruck entgegengetreten ist: die Feststellung nämlich, daß das Hauptverdienst an der Entwicklung der Dinge auf dem Balkan der überlegenen politischen Urteilskraft Herrn von Bethmann Hollwegs gebühre. Wir sind nicht dieser Meinung und bekennen uns in dieser Beziehung zu der Ansicht der „Deutschen Tageszeitung", die (neben anderen Blättern) in eine Untersuchung der Frage eingetreten ist, wem die erfreuliche Entwicklung der Balkanlage zu danken sei. Der als Beurteiler politischer Fragen dem Stuttgarter Oberstudienrat doch wohl mindestens gleichwertige Vertreter dieser Zeitung, Graf Ernst zu Reventlow, kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Unsere Leser werden sich erinnern, wie sehr wir im vergangenen Sommer die Herstellung der Verbindung mit der Türkei und den dazu nötigen ‚Durchschlag' der serbischen Ecke hier ersehnten. Es ist das Verdienst des deutschen Generalstabschefs von Falkenhayn, hier den richtigen Augenblick erkannt und sofort entschlossen ergriffen zu haben, wo die militärische Lage auf den Hauptkriegsschauplätzen gestattete, den politischen Notwendigkeiten der Balkanlage und gleichzeitig den militärisch-politischen Bedürfnissen der Türkei Rechnung zu tragen. In dieser Kombination, ihrer Herbeiführung und Ausnutzung lag das Geheimnis des Erfolges. Die Tatsachen und der glänzende Erfolg, wie die Schnelligkeit seines Erringens, militärisch und politisch, haben den Beweis geliefert, daß der deutsche Generalstabschef die politischen wie die militärischen Faktoren kühl und richtig gegeneinander abgewogen und ihre Entwicklung fehlerlos eingeschätzt hat. Gegenständliches Wägen, geräuschlose Vorbereitung, entschlossenes und schnelles Handeln erscheinen als die charakteristischen Merkmale der Falkenhaynschen Leitungskunst. Dazu kommt die für den Leiter dieses riesigen militärischen Apparates unschätzbare Eigenschaft richtiger weitsichtiger Wertung und Beherrschung der politischen Momente, der bewegenden Kräfte und der vielgestaltigen Gesamtlage. Das zeigte sich auch beim Karpathendurchbruch ebenso wie durch die Wahl des Zeitpunktes der vorherigen Schlachten im Osten und im Westen. Neben dem Waffenruhme unserer türkischen Bundesgenossen, unserer bulgarischen Bundesgenossen und der deutschen und österreich-ungarischen Truppen mit ihren Führern muß gerade in diesem Augenblicke, wo kein Feind mehr auf der Halbinsel Gallipoli ist, des deutschen Generalstabschefs gedacht werden, der durch sein militärisches und politisches Wägen und Wagen den vereinigten bundesgenössischen Truppen Zeitpunkt, Weg und Ziel richtig gezeigt, die Kräfte organisiert und in Bewegung gesetzt hat. Er war der Pfadfinder." — Die „Alldeutschen Blätter" knüpfen daran nachstehende Bemerkung: „Es ist nicht unseres Amtes und es entspricht auch keineswegs unseren Absichten, in dieser Frage die Rolle des Paris zu übernehmen. Die von Egelhaaf und mehreren dem Kanzler nahestehenden Blättern vertretene Auffassung schätzen wir nicht minder gebührend ein, wie das Ergebnis der vom Grafen Reventlow und einer Reihe anderer Zeitungen vorgenommenen Unter-

suchung. Beide sind lehrreich, jede für sich genommen, und beide sind politisch besonders lehrreich, wenn man den Vorgang als Ganzes betrachtet."

Die Technik des Friedensschlusses. „Unter dieser Überschrift", so schreibt die „Deutsche Tageszig.", „entwickelt in der ‚Neuen Zürcher Zeitung' — wo neulich die ‚Friedensgedanken' zu lesen waren — Herr Dr. A. H. Fried in einem über vier Spalten langen Aufsatze, wie ‚im höchsten Menschheitsinteresse' der demnächst herbeizuführende Friede beschaffen sein müßte. Herr Dr. A. H. Fried ist ein bekannter Pazifist, Inhaber des Nobelpreises und Verfasser zahlreicher Schriften und Aufsätze über und für die sogenannte internationale Friedensbewegung. Dr. Fried ist österreichischer Staatsangehörigkeit. Seiner Ansicht nach darf, weil alles im Kriege sich anders gezeigt habe, als man vorher vermutet und berechnet hatte, ‚auch der Friedensschluß sich nicht nach altem Muster vollziehen'. Man soll also modern sein, meint Herr Fried, der übrigens vor einer Reihe von Jahren eine Schrift unter dem schönen Titel ‚Kaiser, werde modern!' verfaßt hat. Worin die Modernität des Friedschen Friedensschlusses bestehen soll, sagt er mit fröhlicher Deutlichkeit: ‚Europa braucht einen Friedensschluß, bei dem es keine Besiegten gibt.' — Wer ‚Europa' ist, sagt Herr Fried allerdings nicht näher, wir erlauben uns aber zu vermuten, daß er damit sich und die übrigen international gesinnten Pazifisten meint, deren Prinzipien die Zentralmächte sich unterzuordnen haben. Interessant ist, daß Herr Fried durchblicken läßt, der erste Krieg sei bereits zu Ende und man sei im Begriffe, den zweiten zu beginnen. Man sieht auch daraus, wie in den vergangenen Monaten für einen verderblichen Frieden gearbeitet worden ist. — Erwiesen habe sich bereits, daß keine Gruppe die andere besiegen könne. Besiegt werde nur Europa. ‚Deshalb muß in dieser psychologischen Stunde von allen, die ihre Urteilsfähigkeit klar erhalten haben, der Ruf nach dem Friedensschlusse ergehen.' Nationale Romantik würden die Kriegführenden ja sicher dabei spielen lassen, meint Herr Fried, und führt unter der Rubrik ‚nationale Romantik' an: ‚Ehre der Nation, Ritterlichkeit, Tradition, Stolz, Furcht vor den Enkeln. Das alles läßt sich vom technisch klaren Verstande vernichtend abtun.' Das Schlagwort vom deutschen Frieden sei für Europa unerträglich. Der Friede werde kein deutscher und kein englischer sein, sondern ein europäischer. Die Zentralmächte würden sich sicher der Erkenntnis nicht verschließen, daß sie nicht in der Pose des Brennus verhandeln könnten, und sie würden der Entente offen einräumen können, daß sie in einem zweiten Kriege, den sie jetzt beginnen würden, ehe noch der erste Krieg durch einen Vernunftschluß beendigt ist, die Chance (!) hätten, ihre Vorteile wett zu machen.' Der österreichische Staatsangehörige, Herr Fried, vertritt mithin verstohlen aber nachdrücklich die französisch-großbritannische These, daß man nur auszuharren brauche, um die Zentralmächte zu erschöpfen. Herr Fried dürfte mit solchen Andeutungen, die auf den bekannten Trugschlüssen beruhen, die Beendigung des Krieges sicher nicht fördern. Im übrigen ist es bemerkenswert, daß er eine völlige Gleichgültigkeit oder völliges Unverständnis für die staatlichen und nationalen Daseinsfragen und Lebensinteressen an den Tag legt. Er tut, obgleich er das Gegenteil wissen müßte, so, als ob es sich zwischen den Kriegführenden nur um ‚nationale Romantik', um Mißverständnisse usw. handle. Als folgerichtiger ‚Pazifist' findet er, daß um ‚Europas' willen die europäischen Zentralmächte verpflichtet seien, ihre Lebensbedingungen nationalen und staatlichen Daseins ohne weiteres zu opfern. Wie häufig in Briefen die Hauptsache erst in der Nachschrift steht, so scheint es auch hier im letzten Absatze des Friedschen Artikels. Da spricht der Pazifist, Herr Dr. Fried, nämlich vom ‚deutschen Militarismus' und meint, die Ententemächte sollten nicht glauben, daß es nötig (!) wäre, den deutschen Militarismus vor Beendigung des Krieges zu vernichten. ‚Der Militarismus, soweit er sich als ruhestörendes Element einer zwischenstaatlichen Gemeinschaft betätigt, ist nur im Frieden zu überwinden und nur durch die demokratischen Kräfte des eigenen Volkes.' Dr. Fried erklärt damit unmißverständlich seine Ansicht dahin, daß der deutsche Militarismus bisher in der Tat ein ruhestörendes Element gewesen sei. Er fährt fort: ‚Die Überwindung jener (!) Auswüchse des Militarismus, die zur Störung

der im Friedensvertrage zu begründenden Staatenordnung führen könnten, überlasse man getrost dem deutschen Volke'; also demokratisch wirkenden Kräften, wie Herr Fried im Satze vorher andeutet." — Soweit Graf Ernst zu Reventlow in Nr. 26 der „Deutschen Tageszeitung". Wir bringen diesen Bericht deshalb zur Kenntnis unserer Leser, weil er aufs genaueste alles das bestätigt, was der Herausgeber über den „Pazifismus" als Trugbild oder raffinierten Schwindel im Interesse des internationalen Händlertums in den vorausgegangenen Heften behauptet hat. Danach ist es nicht ganz aufrichtig, wenn Herr Fried schreibt, daß „im höchsten Menschheitsinteresse", d. h. natürlich „im internationalen Händlerinteresse", „Europa einen Frieden brauche, bei dem es keine Besiegten gibt". Nicht der Vierverband, nicht England, Frankreich, Rußland, Italien, sondern der letzte Rest der nationalen Monarchie und deren Hauptstütze, Preußen und der preußische „Militarismus" sollen auf der Strecke liegen bleiben. Damit hätte ja denn auch das internationale Händlertum durch seine Hauptwerkzeuge, England und Amerika, alles erreicht, was es im Interesse seiner absoluten Weltherrschaft nur wünschen konnte, also hätte dann nach dem Wunsche dieses „Österreichers" nicht der Vierbund, dem Österreich angehört, sondern der Vierverband, dem England angehört, gesiegt. Es geht doch nichts über die manchmal unfreiwillig komische Naivität der internationalen Händler, Gaukler und Gauner.

Über den Anschluß der polnischen Sozialdemokraten an den Polenklub macht Viktor Lischka Folge 14 der „Deutschen Presse", Zeitung für alldeutsche Politik, Wien 12/1, Haschkagasse 9, nachstehende, recht beachtenswerte Betrachtungen. „Die fortschreitende Nationalisierung in der Völkerpolitik Österreichs ist ein Kennzeichen der inneren Entwicklung der letzten Zeit — trotzdem es bei uns Leute gibt, die so tun, als glaubten sie an die Wahrheit der von ihnen aufgestellten gegenteiligen Behauptung. Es gibt sogar Leute — bekannte Professoren, die für die ‚Neue Freie Presse' schreiben, oder Professoren, die bekannt sind, weil sie für die ‚Neue Freie Presse' schreiben — die behaupten, ein anderer als der nationale Gedanke sei es, der aus dem Kriege siegreich hervorgegangen sei. Das sind die Leute, die in ihren Vorstellungen leben, denen die Welt, in der sie leben, nur die Welt ist, die sie sich vorstellen können. Sie erleben im Kriege nicht den Zusammenbruch der Internationalität auf allen Gebieten. Sie erleben nicht die Großartigkeit des Zusammenbruches des übernationalen Sozialismus, der das Interesse des international organisierten Proletariates aller Länder über das Interesse der Nationen stellte. Es ist noch nicht allzu lange her, seit einer der hervorragendsten Führer unserer Sozialdemokratie das Vorhandensein einer nationalen Frage in Österreich überhaupt bestritt. Das war, als sich die Sozialdemokratie vor den stürmischen Wogen der nationalen Bewegung in den Hafen der nationalen Autonomie zu flüchten versuchte, als sie sich eine auf dem Grundsatze der völkischen Selbstverwaltung aufgebaute Parteiorganisation schuf. Diese sollte als das Übernationale die Einheit der Partei, der politischen Bewegung, des Klassenkampfes schützen. Diese Organisation zerfiel. Sie zerfiel, obwohl ihre Schöpfer die Genugtuung hatten, das Zustandekommen eines hinsichtlich der Deutschen übernational gedachten Wahlreformwerkes zu erleben. Die Reichsratswahlreform von 1906 sollte übernational wirken, sie sollte die nationale Frage in den Hintergrund drängen. Das über ihr Stehende sollten die wirtschaftlichen und die sozialen Fragen werden. Der Übernationalismus erlag auch noch und trotz der Wahlreform. Die Sozialdemokratie konnte als einheitliche Partei nicht bestehen bleiben. Im tschechischen Gebiete drangen überall gegen die Vertreter des Internationalismus die Anhänger der Separatisten durch, die bei Behandlung nationalpolitischer Fragen über die ‚Solidarität des Proletariates" die Gemeinbürgschaft der Volksgenossen stellten. Die durch den Krieg geschaffene Lage beschleunigt die vor ihm begonnene Entwicklung. Ihre neueste Erscheinung ist der Anschluß der polnischen Sozialdemokraten an den Polenklub des Abgeordnetenhauses. Die polnisch-sozialdemokratische Parteileitung hat vor einigen Tagen die Mitglieder des parlamentarischen Klubs der polnischen Sozialdemokratie aufgefordert, dem Polenklub beizutreten, dessen

schärfste Gegner die von Daszinski geführten Sozialdemokraten waren." Von den mannigfachen Gründen, mit denen das Hauptorgan der österreich-polnischen Sozialdemokraten diese Schwenkung verteidigt, seien hier nur die nachstehenden angeführt: „Kein Vorteil unserer Klasse oder unserer Partei vermochte uns von der Vereinigung mit den anderen Parteien in den Moment der furchtbaren Kriegskrise abzubringen, keine Versuchung war stark genug, um das Lager der Nation in sich bekämpfende und abschwächende Parteilager zu trennen." Wenn doch auch unsere deutschen Sozialdemokraten aus ähnlichen Gründen endlich einmal ähnliche für die deutsche Arbeiterklasse doch noch viel zwingendere Folgerungen ziehen wollten!! Es würde das freilich von selbst geschehen, wenn die deutsche Arbeiterklasse sich endlich von denjenigen sogenannten „Führern" losmachen wollte, die sich welt- und wirklichkeitsfremd stellen, weil sie im tiefsten Grunde nicht die Interessen des deutschen Arbeiters, sondern des internationalen Kapitalismus zu vertreten haben.

Die Ursachen des Deutschenhasses in Nordamerika führt ein Deutschamerikaner, der bekannte Zeitungsberichterstatter Henry F. Urban, in einem von den „Leipziger Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Aufsatze auf die Gegensätze im Wesen der Deutschen und der englischen Amerikaner zurück: Wir Deutsch-Amerikaner stehen vor dem unerhörtesten Erlebnis in unserer glanzvollen Geschichte. Die Feindseligkeiten gegen alles deutsche Wesen, gegen unsere Stammesgenossen daheim und gegen uns selbst, weil wir ganz naturgemäß zur Altmutter Germania halten, ist uns das empörendste aller Erlebnisse. Wir sehen heute mit peinlicher Klarheit, daß uns und unsere Mitbürger englischer Herkunft eine unüberbrückbare Kluft trennt. Die politisch Tiefsichtigeren unter uns, die mit feinerer psychologischer Sehkraft Behafteten, haben freilich diese Kluft immer gesehen. Deutsche Amerikaner und englische Amerikaner waren von jeher zwei ganz gesonderte Lager, die nur die Arbeit vereinte. Im übrigen ging jeder getrennte Wege, und einer mochte den anderen niemals. Niemals verband sie geistig etwas Gemeinsames. Die Ideale des einen waren nicht die des anderen. Der eine war eben in deutschen Anschauungen aufgewachsen, die in Amerika durch den Einfluß der Umgebung (Boden, Klima, politische, gesellschaftliche und sonstige Einrichtungen) einige Veränderungen erfahren hatten, der andere war in englischer Denkweise aufgewachsen, mit etwas amerikanischem Aufputze (Ultra-Demokratismus), der amerikanische Deutsche war immer zu tiefgründig, um nicht die schreienden Mängel des sogenannten Demokratismus zu sehen, wie die Unehrlichkeit in der Politik, den jämmerlichen Dilettantismus aller Verwaltungszweige, die Oberflächlichkeit und Selbstzufriedenheit gegenüber diesen Mängeln, den ungesunden Götzendienst, der mit den Frauen und Kindern getrieben wird, die Herrschsucht und Unweiblichkeit der Frauen, die Heuchelei gegenüber dem Genuß selbst harmloser Alkoholika wie die des Bieres, und vieles andere. Diese einsichtigeren unter den Deutsch-Amerikanern wußten ganz genau, daß die Lebensanschauung des Englisch-Amerikaners himmelweit verschieden von ihr war, und daß alles ausgeprägt Deutsche diesem Amerikaner unsympathisch war. Daher wußten sie auch, daß die deutsche Politik, die amerikanische Freundschaft mit ausgetauschten Professoren und ähnlichen Absonderlichkeiten zu erringen gedachte, zu einem unvermeidlichen Fehlschlag verurteilt war, eben weil sie auf völliger Verkennung englischer-amerikanischer Wesensart beruhte. Dieser Krieg hat die Richtigkeit dieser Auffassung ebenso schlagend wie unangenehm bestätigt. Was wir heute in Amerika an Deutschenhaß erleben, ist nichts als die große Absage an alle deutsche Kultur. Immer von neuem bekommen wir Deutsch-Amerikaner das in Reden oder Schriften oder Zeitungen in Amerika zu hören, Tag um Tag. Klardenkende Amerikaner haben mir öfter zugegeben, daß in Amerika vieles nicht vollkommen ist, daß diese oder jene von Deutschlands Einrichtungen weit überlegen ist. Sie gestanden mir aber, daß sie trotzdem ihre amerikanischen Unvollkommenheiten vorzögen. Das ist des Pudels Kern." — Der genannte Verfasser schließt seine noch auf viele andere, namentlich staatliche und militärische Dinge mit dem gleichen Ergebnis ausgedehnten

Betrachtungen wie folgt: „Diese Beispiele klaffender Gegensätzlichkeit der deutschen und der amerikanischen Denkweise, Lebensanschauung oder Kultur ließen sich verhundertfachen. Ein Buch ließe sich darüber schreiben. Daher halte ich nichts für verfehlter und für eine beweiskräftigere Unkenntnis amerikanischen Wesens als die deutsche Vorstellung, dem Amerikaner könne so etwas wie Freundschaft für Deutschland abgenötigt werden. Dazu fehlt auf amerikanischer Seite außer jedem Verständnis für deutsche Sonderart jeder gute Wille. Wenn dergleichen überhaupt jemals vorhanden war, so ist dem für unabsehbare Zeit ein Ende gemacht worden durch die gleich virtuose wie verbrecherische Deutschhetze der Engländer, die dazu geführt hat, daß der Amerikaner sein englisches Herz entdeckt hat. Demgegenüber sind wir Deutsch-Amerikaner ebenso machtlos wie unsere Landsleute daheim."

Unsere letzte Hoffnung ist die Frau. So schrieb Richard Nordhausen im Tag (13. Juli 1901). Es waren ernste Worte, die er an uns richtete, und ein großes Lob, das er uns spendete. Doch auch eine Mahnung und eine Anklage enthielten die Worte. Die Mahnung hieß Umkehr, die Anklage Schuld. Die Worte dieses deutschen Mannes blieben unbeachtet, auch der Krieg, den Gott zu unserer Läuterung sandte, hat nicht einmal alle jene Frauen aufgerüttelt, die ihre Männer und Söhne an der Front haben. Wir begegnen noch immer auf Schritt und Tritt dem Dirnentum, oft unter dem Mantel der Nächstenliebe und Wohltätigkeit verborgen.

Noch ist es Zeit, jetzt könnten unsere Frauen Umkehr halten, jetzt sind sie unsere letzte Hoffnung! — Männer, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, beschäftigen sich in dieser ernsten Zeit eifrig mit dem Geburtenrückgang, sie forschen den Ursachen nach, die ihn veranlaßt haben und suchen Wege und Mittel zu finden, um die Gefahr, die unserem Volke droht, abzuwenden. Man redet und schreibt so mancherlei. Ich lese von kranken Männern, von Armut und Not, und wie es für viele Eltern unmöglich ist, zahlreiche Kinder zu ernähren und zu erziehen.

Kranke Männer zu heilen ist Sache der Ärzte, die Jugend gesund zu erhalten, sie zur Sittenreinheit und Selbstzucht zu erziehen, Aufgabe der Eltern, der Kirche und Schule. Bei der Eheschließung hat das Standesamt die Gesundheitszeugnisse zu fordern und die Ehe zu verweigern, wenn Krankheiten vorliegen, die nachteilige Folgen für die Kinder haben könnten. Der Staat bedarf nicht nur zahlreicher Kinder, er bedarf gesunder kräftiger Männer und Frauen. Man glaubt mit Geld Abhülfe zu schaffen. Nun hat aber der Geburtenrückgang mit der Armut nichts zu tun. Seit einigen Jahren macht sich der Geburtenrückgang auch auf dem Lande und bei der ärmeren Stadtbevölkerung bemerkbar, aber die sogenannten Armen haben noch immer mehr Kinder als die reichen und vornehmen Eltern. Gewiß ist es Pflicht des Staates, unbemittelte Eltern mit zahlreichen Kindern zu unterstützen. Es liegt im Interesse des Staates, daß die junge Brut gut genährt und gut erzogen wird. Aber mit Geld kommen wir nicht weiter. Auch die Junggesellensteuer, die ich zum Wohle der selbstsüchtigen Herren Junggesellen für sehr nützlich halten würde, wird auf den Geburtenrückgang kaum Einfluß haben. Ist die Zukunft unseres Volkes durch den Geburtenrückgang gefährdet, so müssen wir das Übel bei der Wurzel fassen. Mit halben Maßregeln, mit Kompromissen beseitigt man keine Gefahr. Wir dürfen nicht die Augen schließen, wir dürfen nicht aus Nächstenliebe, aus Rücksicht und aus Schwäche die Ursache des Geburtenrückganges verschweigen.

Von kranken Männern, von Not und Armut las ich gar viel, nur von Frauen las ich nichts, trotzdem sie die Schuldigen sind. Der Geburtenrückgang wurde durch verheiratete Frauen veranlaßt und kann nur durch sie behoben werden. Somit ist die Frau unsere letzte Hoffnung!

Vor einigen Jahren wurde in allen Tonarten das Lied von der Sehnsucht nach dem Kinde gesungen. Entgleisungen und ledige Mütter wollte man mit der Sehnsucht nach dem Kinde entschuldigen. Jetzt ist das Lied verklungen und die Sehnsucht hat sich

in Furcht verwandelt. Junge, gesunde, wohlhabende Frauen haben sich das Zweikindersystem suggerieren lassen von Frauen und Männern, die immer bereit sind, die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen für ein Geschäft auszubeuten. Die kleinen Unbequemlichkeiten, die immerhin die Mutterschaft mit sich bringt, glauben unsere überästhetischen und nervösen jungen Frauen nicht vertragen zu können; und auf die gewohnten Vergnügungen während einiger Monate verzichten zu müssen, erscheint ihnen als ein zu großes Opfer. So glauben sie denn, ihre ehelichen Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie zwei Kindern das Leben schenken. Furcht vor dem Kinde macht unsere Frauen zu eifrigen Anhängerinnen des Zweikindersystems mit allem Schmutz und aller Sünde, die daran hängt.

Auch unsere Bauernfrauen haben sich durch schöne Reden gewissenloser Männer und Frauen betören lassen. Unsere Bäuerinnen, die früher so stolz waren, wenn sie alle zwei Jahre ein Kind an der Brust hatten, begnügen sich jetzt mit zwei Kindern. Der Storch klappert nicht mehr, der Hof ist leer. Die einzige Tochter will sich in der Stadt ausleben, der Sohn, der Erbe, eilt in eine Fabrik, die alten Eltern bleiben einsam und um die Feldarbeit zu betreiben, müssen sie fremdes Gesindel herbeiholen. Das war früher anders, als sich eine fröhliche reiche Kinderschar auf den Gütern und Höfen herumtummelte und als auch die Mutter in der Stadt ihr Glück im Hause fand, umgeben von einer zahlreichen Kinderschar.

Über den Geburtenrückgang brauchen wir uns nicht zu wundern. Ich schrieb, unsere Frauen haben sich das Zweikindersystem mit allem Schmutz und aller Sünde, die ihm anhaftet, suggerieren lassen. Über den Schmutz kann ich mich hier nicht äußern, bezüglich der Sünde möchte ich doch einige Worte an unsere Frauen richten. Jedes Vergehen gegen das Naturgesetz ist Sünde, weil wir uns dadurch von Gott entfernen. Die fromme, gläubige Frau wird ihre ehelichen Pflichten erfüllen, weil Gott es angeordnet hat. Mutterschaft ist der Beruf des Weibes und diesen hohen heiligen Beruf hat Gott ihm verliehen. Der deutsche Mann will Kinder haben, er will in ihnen fortleben, für sie arbeiten. Auf einen Wurm mehr oder weniger kommt es dem Arbeiter auch nicht an. Hat der verheiratete Mann keine Kinder oder nur zwei, so schämt er sich, er fürchtet, man könne ihn für krank halten, oder bange Sorge um die Gesundheit seiner Frau bewegt sein Herz. Der deutsche Michel, der so klug, tüchtig und gelehrt ist, ist den Frauen gegenüber von einer beklagenswerten Naivität.

Da mir die Ursachen des Geburtenrückganges seit vielen Jahren bekannt sind, bin ich der Ansicht, daß nur die Behörde Abhülfe schaffen kann. Sobald die Polizei mit rücksichtsloser Strenge gegen das Geschäft vorginge, würden die Klagen über Geburtenrückgang verstummen und unsere modernen Frauen würden wieder ihr Glück und ihren Stolz darinnen finden, von zahlreichen Kindern umgeben zu sein.

Viele Männer und auch viele Frauen werden der Ansicht sein, daß durch reichliche Fürsorge für uneheliche Kinder dem Geburtenrückgange am schnellsten abzuhelfen sein würde. Ich gehöre nicht zu jenen Frauen, die auf jede ledige Mutter den Stein werfen. Das Mädchen, das durch den „Mann, mit dem es geht", Mutter wird, kann brav und anständig sein. Auch pflegt der Arbeiter oder Handwerker fast immer die Mutter seines Kindes zu heiraten. Pflicht des Staates, der christlichen Mission und der öffentlichen Wohltätigkeit ist es, für uneheliche Kinder zu sorgen. Es geschieht ja auch. Für Säuglinge wird gesorgt, in Fürsorgeanstalten werden die armen elternlosen Kinder erzogen. Aber Kinder, die ohne Eltern oder fern von ihnen aufwachsen, werden sich nur ausnahmsweise zu tüchtigen Männern und edlen Frauen entwickeln.

In den letzten Jahrzehnten wurde so viel Aufklärung über unser Volk ausgeschüttet, daß besonders unseren Frauen die Heiligkeit und der Zweck der Ehe nicht mehr verständlich sind. Für viele Frauen ist die Ehe eine Versorgung, die modernen betrachten sie als Last, als Sklaverei und die Forderungen der Kirche und des Staates werden als Eingriffe in die persönliche Freiheit empfunden. Man übersieht, daß Kirche und Staat die Ehe zum

Schutze des Kindes eingeführt haben. Das Kind soll behütet, gepflegt und erzogen werden. Kirche und Staat wissen, daß das Kind gleich dem Vogel sein warmes Nest nötig hat. Das Nest des Kindes ist das Familienhaus, es kann ganz klein sein, aber warm muß es sein und Elternliebe muß darin wohnen. Der Beruf des Weibes ist, Kinder zu gebären, aber Mutterschaft verlangt die Brutpflege, verlangt die Ehe. Dem Vater liegt die Pflicht ob, fürs tägliche Brot zu sorgen, das ist deutsche Art und die wollen wir festhalten. — Kathinka von Rosen-Fabricius.

Eine gemeinsame festliche Bewirtung von deutschen Verwundeten und russischen Gefangenen. Dem „Tag" entnehmen wir folgende Notiz: „Eine festliche Bewirtung von Soldaten und russischen Gefangenen wurde anläßlich des jüdischen Neujahrsfestes am Donnerstag und Freitag vom ‚Verein Israelitisches Heimathaus und Volksküche' in den Räumen des Hauses Gormannstraße 3 veranstaltet. An blumengeschmückten Tafeln saßen dort zahlreiche jüdische Soldaten, die in Berliner Lazaretten untergebracht sind und hier keinerlei Angehörige besitzen. So waren sie mit Erlaubnis der Militärbehörde die Gäste der genannten Wohltätigkeitsanstalten, und man bemühte sich, den Soldaten neben einer guten Mahlzeit ein paar behagliche Stunden zu bereiten. Aber auch russische jüdische Gefangene sollten ihren Feiertag begehen dürfen, und so kamen denn, selbstverständlich gleichfalls mit Erlaubnis der Militärbehörde, an jedem der beiden Tage eine Reihe Gefangener aus Tegel. . . . Zwar saßen sie in einem anderen Raum, aber der war ebenso festlich hergerichtet, wie der der deutschen Soldaten. Auch das Essen war das gleiche." — Wieder ein Dokument dafür, daß die Bande gleicher Rasse oft selbst in kritischen Zeiten stärker sind als die gleicher Nationalität. — H. S.

Die Senussijeh. Der islamitisch berbero-arabische Derwischorden der Senussijeh — der Einzelne im Orden heißt Senussi, — ist weiteren Kreisen erst durch seinen erfolgreichen Kampf gegen die Italiener in Tripolitanien bekannt geworden. Nun hat er auch den heiligen Krieg gegen die Engländer in Ägypten mit Erfolg eröffnet, ihnen den befestigten Hafen von Solun und die große Oase Siwah — einst dem Jupiter Ammon heilig — gleich im ersten Ansturm entrissen, und bald dürfte die Welt von dem bisher nur im tiefsten Geheimnis arbeitenden Orden noch mehr zu hören bekommen. Die Senussijeh ist ihrem Wesen nach eine Kampforganisation auf religiöser Grundlage. Sie betreibt als solche schon seit Jahrzehnten, gestiftet wurde sie 1837 von dem Algerier Sidi Mohammed ben Ali es Senussi — eine wirkungsvolle Geheimpropaganda zur Vertreibung der europäischen Fremdherrschaften in ganz Nord-, Mittel- und Ostafrika, soweit eben die Ausbreitung des Islam reicht. Insbesondere hatte sie es auf die Bearbeitung der Eingeborenentruppen der Kolonialmächte abgesehen und sie zählt tatsächlich in der ägyptischen Armee zahlreiche Anhänger, die nur auf das Zeichen ihres Oberen, des Großschechs, der in Djaghabub an der Grenze von Ägypten und Benghasi, im Nordwesten der Ammons-Oase, seinen Sitz hat, warten, um sich gegen die Engländer zu erheben. Tatsächlich fällt der Senussijeh in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe um das Niltal eine der wichtigsten Aufgaben zu. Sie besteht in der so rasch wie möglich durchzuführenden Sicherung der großen Stauwerke zu Assuan, Esneh und Assiut in Ober-Ägypten, deren hervorragend „strategische Bedeutung" für die Verteidigung des Nillandes bereits 1905 von mir in meinem Orient-Reise- und Rassenbuche: „Morgen- und Abendland" (Stuttgart bei Strecker und Schröder, S. 113 ff.) eingehend beleuchtet wurde. Mit Hülfe der riesigen oberägyptischen Stauanlagen, — der mächtige Damm von Assuan sperrt den Nilstrom in seiner ganzen Breite und wurde erst in den letzten Jahren noch um 20 Meter erhöht, — läßt sich nämlich gerade jetzt in der Jahreszeit des sinkenden Nils einen Monat bis sechs Wochen lang der Süßwasserzufluß sperren, der im ganzen Lande bekanntlich nur vom Nil herkommt. Was hülfe dann die Eroberung des Suezkanals, was hülfe der Besitz von Alexandrien und Kairo, wenn den türkisch-deutschen Eroberern samt der ganzen Bewohnerschaft das

Wasser vom entfernten Oberlande ausgesperrt werden könnte. Und das täten die Engländer bestimmt, weil sie es könnten, wenn ihnen nicht gleichzeitig auch die Herrschaft über die Stauwerke in Ober-Ägypten entrissen wird. Sie würden sich dabei nur eines Kampfmittels bedienen, welches schon vor mehr als 3000 Jahren zur Vertreibung der Hyksos durch den oberägyptischen Pharao geführt hat, als dieser das Seeland des Fayums mit dem großen Staubecken des Mörissees in Besitz genommen hatte und nun den größten Teil des lebenspendenden Nilwassers dahinein ablenken konnte. Die von dem ägyptischen Josef vorausgesehene Dürre der sieben Hungerjahre war die unausbleibliche Folge davon, wie ebenfalls im oben erwähnten Buche (S. 101 f.) des näheren ausgeführt ist. Nun sind aber die modernen Schleusenbauten aus Granit und Eisen unstreitig weit wirksamere Wasserabschlüsse, als es die hölzernen Schleusentore des altägyptischen Mörissees sein konnten, weshalb die Wassernot im Mittel- und Unterlande beim vollständigen Abschlusse der heute bestehenden Riesenstauwerke geradezu lebenvernichtend werden müßte. Dies rechtzeitig zu verhindern sind nur die Senussijeh imstande, die mit raschen Flankenstößen von der libyschen Wüste über die in ihrer ganzen Längenausdehnung offenliegende Westgrenze Ägyptens herein sich leicht der unbefestigten Stauwerke bemächtigen können, — ja während wir dies niederschreiben, — vielleicht schon bemächtigt haben. — Dr. Adolf Harpf.

Die Rodias auf Ceylon. Im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 11. Jg., berichtet Prof. Dr. Leopold von Wiese über die Rodias auf Ceylon. Verf. führt zuerst aus, daß es nirgends eine so verachtete Kaste gibt, wie die Rodias auf Ceylon. Die Parias in Südindien und deren besonders verachtete Unterkaste, die Tschandalas, standen wenigstens nicht außerhalb der Kastenordnung, bildeten vielmehr die große Masse ihrer Unterstufe, wenngleich sie auch so übel angeschrieben waren, daß Wasser, auf das der Schatten eines Tschandala fiel, für verunreinigt galt, bis es vom Sonnenlicht wieder gereinigt wurde. Die Rodias dagegen sind die Klasse der eigentlichen „outcasts". Seit alters her ist ihnen jegliches „ehrliche" Gewerbe verboten. Die Männer leben daher notwendigerweise hauptsächlich vom Bettel; der eigentliche Verdienst der Rodiafamilien besteht in der Prostitution. Das Entgelt für einen Liebesakt soll jedoch nicht mehr als 10 Cent (13 Pfennig) betragen. Bis vor kurzem war es den Rodiamädchen verboten, ihre Brüste zu verhüllen. Wenn es zuviel Rodias gab, war es üblich, einige davon aus der Ferne durch Flintenschüsse wie Wild zu töten. Um so auffallender ist die Tatsache, daß nach Ausbreitung der Mission auf Ceylon die Rodias verhältnismäßig rasch der „Edukation" zugänglich waren, so daß z. B. relativ mehr Frauen bei den Rodias schreiben und lesen können, als unter den Einwohnern von Kandy. Ebenso auffällig ist es, daß man bei den Rodias nicht nur häufig edelgeschnittene intelligente Gesichtszüge und wohlgebaute Körper antrifft, sondern auch eine meist auffallend helle Hautfarbe, die doch „ein Zeichen vornehmer Herkunft ist". Als Erklärung für diese seltsamen Gegensätze verweist Verf. auf die Tatsache, daß jahrhundertelang (wie geschichtlich beglaubigt ist) der Brauch am Singhalesenhofe bestand, über Fürstinnen und Edelfrauen als schlimmste Strafe, die noch über den Tod und das noch vor 100 Jahren übliche Verfahren, wonach Mütter die Köpfe ihrer Kinder in Mörsern zerstampfen mußten, hinausging, die Verbannung zu den Rodias zu verhängen. Die für die Rassenforschung so interessante Folge dieses Vorgehens war nun, daß den verachteten Rodias immer wieder das beste und edelste Blut des Landes zugeführt wurde und so unter ihnen im furchtbarsten Milieu biologisch hochwertige Menschen aufwuchsen. „Mir ist", so schließt der Verf., „kaum ein eindringlicherer Beweis sonst für den Satz bekannt, daß nicht bloß das Milieu, sondern auch die Abstammung, die ererbten Qualitäten, das Wesen des Menschen bedingen. Es ist geradezu der Triumph des Blutes über die Umgebung, den uns die Tragödie der Rodias auf Ceylon lehrt." — H. S.

Die Hethiter auch Indogermanen. Noch im vorigen Jahre (XIII, 3, S. 132, in dem Aufsatz „Der neue Helmolt" hatte ich über das „rätselhafte, vielumstrittene" Volk der

Hethiter (Cheta, Chatti) geschrieben: „ihre Sprache ist unbekannt". Seitdem hat sich auch in dieser Hinsicht unsere Kenntnis erweitert. Aus den Hunderten von Tontäfelchen, die der verst. Winckler bei Boghazköi gefunden hatte, ist es Hrozny in Wien gelungen, soviel von der Sprache zu ermitteln, daß ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm feststeht, wenn man auch über den besonderen Zweig noch im Zweifel sein kann. Diese Täfelchen enthalten Erlasse, Gesetze, gottesdienstliche Vorschriften u. dergl. und sind in Keilschrift abgefaßt, während die eigentlich hethitische, von der sumerischen wie ägyptischen verschiedene, Bilderschrift bis jetzt noch nicht entziffert ist. Der genannte Wiener Forscher hat seine bisherigen Ergebnisse in den Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft (Nr. 56, „Die Lösung des hethitischen Problems") veröffentlicht und zugleich, am 24. Nov. 1915, in einer Versammlung dieser Gesellschaft in Berlin mündlichen Bericht über seine Entdeckung erstattet. Wortschatz (z. B. uga ich, tug dich, esmi ich bin, estu er sei, kuis wer, kuid was, watar Wasser, dantes gebende) und Abwandelung (Endung des 1. Falles auf s, des 4. auf n) lassen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß es sich in der Tat um eine indogermanische Sprache handelt, ob diese aber dem Lateinischen, wie Hrozey meint, dem Griechischen, Germanischen oder Persischen am nächsten steht, ist nach den mitgeteilten Proben zurzeit noch nicht zu entscheiden. Am nächstliegenden ist es, an den thrakischen oder skythischen Sprachstamm zu denken. Wenn Hommel besondere Beziehungen zum Etruskischen vermutet (Eine neuentdeckte indogermanische Sprache, Münchn. N. Nachr., 26. Nov. 15), so wären solche auch nach meiner Ansicht über die thrakischen Sprachen ja möglich, doch lassen die bekannt gegebenen Proben nichts erkennen, was gerade für den etruskischen Wortschatz bezeichnend wäre. Neue Aufklärungen werden in Aussicht gestellt, hochwichtige, sowohl geschichtliche wie sprachliche, Schlußfolgerungen verheißen. Wir müssen uns darum noch gedulden, und auch ich möchte mein Endurteil über die hethitische Sprache einstweilen vertagen. Soviel ist aber jetzt schon sicher, daß sich der Kreis der indogermanischen Sprach- und Volksgemeinschaft immer mehr erweitert, daß der entscheidende Einfluß der zweifellos dem Norden unseres Weltteils entstammenden Indogermanen auf die Gesittung Vorderasiens immer deutlicher hervortritt. Nach ihren Bildwerken, auf denen als besondere Kennzeichen für die Tracht Zöpfe und Stiefel auffallen, waren aber die Hethiter mit ihren rundlichen Köpfen und großen Nasen ein Mischvolk, in dem, ähnlich wie im mittleren und südlichen Europa, außer der nordischen und der Mittelmeerrasse verhältnismäßig stark die in Asien ja von jeher heimische rundköpfige Menschenart (Homo brachycephalus) vertreten war. — Ludwig Wilser.

Zur Besprechung der „Stationsnamen" von Prof. Dr. K. Schiffmann im Oktoberheft 1915, S. 391, wird uns geschrieben: „Die Redaktion gestatte mir zu bemerken, daß das, was ich über die Besiedelung Oberösterreichs durch die aus Böhmen abwandernden Bayern sage, nicht auf ‚Irreleitung' durch veraltete Werke beruht, sondern der heute geltende Standpunkt der Wissenschaft ist, wovon sich Herr Dr. A. Harpf überzeugen kann, wenn er Döberls Entwicklungsgeschichte Bayerns zur Hand nimmt.

Linz, 26. Dez. 1915. Dr. K. Schiffmann.

Der Mageninhalt eines Mammut. Wie schon öfters, so sind auch kürzlich in den Tundren Sibiriens, und zwar auf der Insel Liakow, Jahrtausende alte Überreste eines Mammut gefunden worden. Was diesen Fund auszeichnet, ist, daß die Weichteile und Eingeweide infolge der natürlichen Kühlräume, in denen sie so lange lagerten, sich teilweise ganz frisch erhalten haben. Sogar im Magen befand sich, wie in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift mitgeteilt wird, ein geringer Rest von verdauter Nahrung, Untersuchungen ergaben, daß die grünlichen Massen dem Pflanzenreiche angehört hatten. Und zwar konnte man feststellen, daß es sich um drei Moosarten handelte, die noch heute im hohen Norden vorkommen; eine Polytrichum- und zwei Hypnumarten. Ihr Vorkommen deutet auf ein sehr kaltes Klima hin. Es ist nicht zu vermuten, daß diese Moose,

die einen geringen Nährwert besitzen, für das Mammut ein besonderer Leckerbissen gewesen sind, vielmehr werden sie nur zufällig mit anderem Pflanzenfutter in den Magen gelangt sein.

Bücherbesprechungen.

Rassen und Völker. Von Felix v. Luschan. Berlin 1915, Carl Heymann.

Unser geschätzter Mitarbeiter Karl Felix Wolff, der gegenwärtig als Tiroler Standschütze im Felde steht, sendet uns folgende Bemerkungen zu obiger Veröffentlichung des Berliner Anthropologen.

Die Reden und Schriften des Geheimrats v. Luschan verdienen deshalb ganz besondere Beachtung seitens unserer Gesinnungsgenossen, weil v. Luschan der berühmteste deutsche Anthropologe und ein erklärter Gegner der rassentheoretischen Weltanschauung ist. Für alle unsere Feinde ist er die Autorität, auf die sie sich berufen. Wir gestatten uns daher zu seiner neuesten Schrift, die wieder heftige Ausfälle gegen unsere Weltanschauung enthält, ein paar kritische Bemerkungen.

Zur Slawenfrage äußert sich v. Luschan wie folgt:

„Die Bulgaren . . . erweisen sich dem Anthropologen als eine sehr glückliche Mischung von slawischen, turanischen und nordeuropäischen Elementen" (S. 6 u. 7).

Hier kann v. L. nur die Altslawen meinen, die anthropologisch eine gewisse Einheitlichkeit zeigen, während die heutige slawische Sprachgemeinde aus den verschiedenartigsten anthropologischen Elementen zusammengesetzt ist.

Später aber heißt es:

„Im Nordosten (Italiens) finden wir neben zahlreichen Slawen auch die hochgewachsenen blonden und blauäugigen langschädligen Nachkommen nordischer Einwanderer...."

Hier werden slawisch redende Menschen der Gegenwart als ein anthropologisches Element der nordeuropäischen Rasse gegenübergestellt. — Daß die tschechischen Führer (S. 8) oft ganz augenscheinlich dem Blondstamme angehören, entspricht nur unserer Weltanschauung. Immer und überall ist der Nordeuropäer der Führer gewesen, sei es auch nur als Abtrünniger. Der Abgott der Irredentisten heißt Garibaldi; ist das vielleicht ein Ur-Italiker?

Die Deutschen in Österreich begehen wohl manchen Fehler, allein sie haben — im Gegensatze zu v. Luschans Auffassung, S. 8 u. 9 — recht, wenn sie die Slawen gering einschätzen und doppelt recht, wenn sie nicht slawische Sprachen lernen wollen, diese verwaschenen Satemsprachen, die so recht den armseligen Lautbestand einer Niederrasse widerspiegeln. Was die Deutschen in Österreich zurückgeworfen hat, das ist ihr Übergerechtigkeitswahnsinn, der sie veranlaßte, den Slawen gleiche politische Rechte zu geben, auf die deutsche Staatssprache zu verzichten und mit deutschem Gelde slawische Schulen zu bezahlen.

Der große Krieg wird das alles wieder gut machen. Die Schweiz aber, die v. Luschan zum Vergleiche heranzieht (S. 9), hat die Aufgabe, „Völkerstämme verschiedenster Art in Rechtsgleichheit zu fruchtbarer Kulturarbeit zu vereinen", nicht gelöst, denn sie empfindet die Wirkung des völkischen Gedankens immer stärker. Der Weltkrieg hat die Schweiz — einstweilen allerdings nur geistig — in zwei feindliche Lager gespalten. Auch in der Schweiz bereitet sich eine Entscheidung vor, die wir vom deutschen Standpunkt nur begrüßen können. —

Bezüglich der von ihm vertretenen Einheit des Menschengeschlechts (S. 9) muß v. Luschan selbst zugeben, daß hervorragende deutsche Kollegen anderer Ansicht seien,

so z. B. Klaatsch. Für uns ist Klaatschens Hypothese natürlich von außerordentlicher Bedeutung; sie muß nur weiter vertieft und ausgebaut werden. Übrigens kommen jetzt die Paläolith-Forscher schon aus chronologischen Erwägungen zu der Erkenntnis, daß der Neandertal-Mensch mit der Mehrheit der heutigen Europäer nichts zu tun haben kann. Denn schon im Aurignacien erscheint der durchaus neuzeitlich anmutende Homo Aurignacensis, während der Neandertaler noch im Solutréen, also später, auftaucht. Er ist dann ausgestorben, wie die Aino aussterben und wie die Tasmanier schon ausgestorben sind.

Den Unterkiefer von Heidelberg (S. 10) unterschätzt v. Luschan. Man betrachte z. B. die vergleichenden Zeichnungen bei Obermaier, „Der Mensch der Vorzeit", die eine sehr klare und eindringliche Sprache reden.

Daß es in abgelegenen, d. h. europa-fernen Ländern sehr niedrige Menschentypen gibt, spricht nur für uns, die wir in Europa den großen Schöpfungsherd und den wichtigsten aller Weltteile erblicken, nicht für v. Luschan, der in Europa bloß eine Halbinsel von Asien sieht. Jene europa-fernen Menschen können sehr wohl Rassen- und Kulturzüge zeigen, die bei uns vor ungeheuren Zeiträumen heimisch waren, denn es sind Verdrängte, die noch am Alten festhalten, während Europa im Laufe seiner biologischen Entwicklung längst zu Neuerem und Besserem übergegangen ist.

In Nr. 5 u. 6 der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" (1915) ist ein Aufsatz von mir erschienen („Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage"), gegen den Herr v. Luschan mit sichtlicher Animosität Stellung nimmt (S. 16 u. 17). Dabei erklärt er jedoch, daß er mich nur nach einer Notiz in der Frankfurter „Umschau" zitieren könne[1]). Nun ist es an und für sich schon merkwürdig, daß der Vertreter der Anthropologie an der Universität Berlin die in Berlin erscheinende „P.-A. M." nicht einmal durchblättert; noch seltsamer aber wird es jeder Billigdenkende finden, daß v. Luschan es für zulässig hält, eine Abhandlung, die er nicht einmal gelesen hat, in wegwerfendster Weise zu beurteilen. Die Notiz, auf die er sich stützt, ist nicht nur äußerst mangelhaft, sondern in mehrfacher Hinsicht geradezu falsch. So heißt es da: „Jede Rasse umfaßt Langköpfe und Kurzköpfe." Das habe ich aber nicht gesagt. Ebensowenig habe ich von „Spaltung der Rasse" gesprochen, da ich wohl weiß, daß eine Rasse eine anthropologische Einheit ist. Darum prägte ich die neue Bezeichnung „Rassenstamm"; aber v. Luschan weiß nichts davon, weil er meine Arbeit eben nicht kennt.

Ich habe die „Arierfrage" erörtert und habe den volkstümlichen und trotz allen Hohns einer gewissen Presse nicht aus der Welt zu schaffenden Begriff des „Ariers" anthropologisch zu bestimmen getrachtet. Das ist nicht nur wissenschaftlich zulässig, sondern es ist auch notwendig, eben um Klarheit zu schaffen und ich hoffe noch mehrfach auf dieses Thema zurückzukommen. Von einer „arischen Rasse" habe ich aber nicht gesprochen und es ist daher ein Schlag ins Wasser, wenn v. Luschan ausruft: „Wir kennen natürlich eine arische Sprachengruppe, aber man muß ein arger Dilettant sein, um heute noch von einer arischen Rasse zu reden."

Was v. Luschan hier unter dem Ausdrucke „arische Sprachengruppe" versteht, ist nicht ganz klar. In der deutschen Sprachwissenschaft wird als „arisch" nur der indoiranische Zweig des großen indogermanischen Sprachstammes bezeichnet; v. Luschan scheint aber diesen ganzen Sprachstamm zu meinen. Es ist ihm hier auf sprachwissenschaftlichem Gebiete dieselbe Unklarheit unterlaufen, die er in anthropologischer Hinsicht so scharf zu rügen pflegt.

Ich glaube somit erwiesen zu haben, daß die polemischen Ausführungen, die mir v. Luschan auf S. 16 u. 17 widmet, vollkommen verfehlt sind. —

---

[1]) In jener Notiz der „Umschau" war aber ausdrücklich auf die „Politisch-Anthropologische Monatsschrift" hingewiesen.

Auf S. 18 erklärt v. Luschan klipp und klar, er kenne keine minderwertigen Völker; damit behauptet er das gerade Gegenteil von dem, was der rassentheoretischen Weltanschauung als ausgemachte Sache gilt. Als Beweis führt er an, das Eisen sei den dunklen Afrikanern am oberen Nil zuerst bekannt gewesen und von diesen zu den Ägyptern und schließlich nach Europa gekommen. Diese Tatsache scheint mir aber gerade für unsere Auffassung und gegen jene v. Luschans zu sprechen, denn wir ersehen daraus, daß die dunklen Afrikaner, die heute noch ebenso leben wie vor 5000 Jahren, mit ihrer Kenntnis des Eisens nichts anzufangen verstanden, während europäischer Geist ein neues „eisernes" Zeitalter geschaffen hat. Klarer als durch solch eine kulturgeschichtliche Tatsache kann sich doch die Überlegenheit nicht kundgeben. Die Wagschale neigt sich aber noch stärker zu unseren Gunsten, wenn wir ältere Kulturabschnitte in Betracht ziehen: die Kultur der Bronzezeit erreicht ihre schönste Entfaltung in Skandinavien und auch aus der neueren Steinzeit ist die Hinterlassenschaft Mittel- und Nordeuropas ungleich mannigfaltiger, vollendeter und wertvoller in ihren Entwicklungskeimen als selbst jene des steinzeitlichen Ägypten. Schauen wir aber gar in die ältere Steinzeit zurück, in die Perioden der Jäger-Hochkultur des Aurignacien und Magdalénien, so überstrahlt die europäische Kulturprovinz alle übrigen wie eine Sonne ihre Planeten.

v. Luschan meint auf S. 19, über die wahren Ursachen des Kulturverfalles (in Griechenland, Rom usw.) sei man in der Regel ganz unwissend. Da sind wir mit unserer von Gobineau angebahnten Weltanschauung schon besser zufrieden. Das Aussterben der nach Südeuropa gewanderten Nordeuropäer erklärt uns den Verfall der klassischen Kulturen und andererseits begreifen wir, warum die Kultur in Nordeuropa nie zurückgegangen ist, sondern seit der ersten Besiedelung in der Yoldiaperiode (etwa 15 000 bis 12 000 v. Chr.) einen zwar langsamen, aber unaufhörlichen Fortschritt zeigt.

Nachdem ich mich so mit Herrn v. Luschan auseinandergesetzt habe, will ich nicht verschweigen, daß ich einen seiner Schlußgedanken mit freudiger Überraschung zur Kenntnis nehme. Auf S. 35 heißt es nämlich, daß in den eroberten Gebieten Hunderttausende von Bauerngütern für die heimkehrenden Krieger bereitgestellt werden müßten. Das ist ein Gedanke, der im Prinzip den vollen Beifall aller zur rassentheoretischen Weltanschauung sich Bekennenden verdient. Und wenn ein so offenkundiger Gegner unserer Weltanschauung, wie v. Luschan, in dieser wichtigen Frage denselben Gesichtspunkt einnimmt wie wir, so erblicke ich darin eine Gewähr für die heranreifende Einigkeit des deutschen Volkes in dieser Frage und allem, was dazu gehört.

Taschenbuch des Feldarztes. IV. Teil. Untersuchungsmethoden für Lazarett-Laboratorien und praktische Ärzte von H. Lipp. J. F. Lehmann, München. 70 S., geb. 2 M.

Das Büchel, in Taschengröße, bringt das Wesentliche über ärztliche Untersuchungen im Laboratorium, wie sie auch der weniger Geübte auszuführen vermag. Es werden auch neuere Methoden beschrieben, die dem beschäftigten Praktiker, der die Tagesliteratur nicht verfolgen kann, entgangen sein mögen. Das Büchel ist praktisch, nur ist es keine Hülfe für den Feldarzt, wie der Haupttitel besagt, d. h. den Arzt im Operations- und Etappengebiet, so gut es den feldgrauen Ärzten in der Heimat zu nützen vermag. Die mannigfachen nötigen Hülfsmittel stehen im Feld- und Kriegslazarett einfach nicht zu Gebote, können auch nicht beschafft werden, so leicht es der Arzt in den Reservelazaretten daheim andererseits hat, sich das Erforderliche aus eigenen Mitteln zu beschaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 31. 1. 16.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XIV. 12 — 1916

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die deutsche Krankheit der Ausländerei, ihre Ursachen und ihre Heilung.

Vom Herausgeber.

Die Stinkflut der böswilligen Verkennung, des giftigen Hasses, der niederträchtigen Verleumdung, die Deutschland, ja das Deutschtum überhaupt, in fast aller Herren Ländern, nun schon so lange über sich ergehen lassen muß, hatte zu Anfang des Krieges wenigstens das Gute, daß sie uns endlich einmal über den Wert jener deutschen Sucht der Ausländerei die Augen öffnete, daß sie als zweifelloses Übel erkennen ließ, was so viele gute Deutsche sich vorher nur zu gern als besondere „Tugend" oder wenigstens als „schönen Fehler" aufreden ließen.

Leider hielt diese Erkenntnis nicht lange vor. Noch ist der Krieg nicht zu Ende, noch ist nicht mal ein Rückgang jener übelriechenden Ergüsse zu verzeichnen, und schon machen sich bei uns wieder in aller Öffentlichkeit, namentlich seitens des „Berliner Tageblattes", der „Frankfurter Zeitung", gewisse Bestrebungen bemerkbar, die dem Auslande, besonders unserem Hauptfeinde, England, angeblich „gerecht" zu werden versuchen und einer „Verständigung" mit ihm oder gleich mit der ganzen „westlichen Kultur" offen oder versteckt das Wort reden. Daß so etwas seitens der genannten publizistischen Organe versucht wird, ist, wie sich weiter unten herausstellen wird, nicht weiter merkwürdig; daß es aber das deutsche Publikum sich gefallen läßt, das ist nach all dem Vorausgegangenen sehr merkwürdig.

Die deutsche Krankheit der Ausländerei scheint also trotz aller furchtbaren Erfahrungen noch immer nicht überwunden, noch immer nicht mit der Wurzel ausgerodet zu sein, denn sonst hätten doch jene Organe nicht wagen können, der deutschen Öffentlichkeit derartiges zu bieten. Sie hätten dann doch im Handumdrehen den größten Teil ihrer Leser, und die öffentlichen Lokale, in denen solche Zeitungen ausliegen, den größten Teil ihrer Besucher verlieren müssen. Man stelle sich doch einmal vor, was in England, Frankreich, Rußland, Italien unter auch nur entfernt ähnlichen Umständen und Voraussetzungen geschehen wäre!

Überdies scheint man bei uns nicht einmal einzusehen, daß solche Bemühungen weit verbreiteter Organe der öffentlichen Meinung während eines so furchtbaren Krieges auch praktisch-politisch außerordentlich schaden, nämlich einen gefährlichen Anschein von Schwäche hervorrufen müssen. Es liegt doch auf der Hand, daß ein solches, während des Krieges ebenso würdeloses wie unkluges Verhalten unsere Feinde in ihrem ohnehin schon aufs äußerste aufgepeitschten Durchhaltungsfanatismus nur noch bestärken muß. Denn wer trotz aller Siege sich noch immer nicht die Anfangsgründe nationalen Stolzes und nationaler Würde angeeignet zu haben scheint, vor dem kann doch selbst ein geschlagener Feind keine Achtung oder gar Furcht empfinden. Er wird sich im Gegenteil trotz aller Niederlagen sagen: „Nur noch eine kleine Weile durchhalten, dann kommen sie uns ganz von selbst."

Die in Rede stehende Krankheit und alles, was mit ihr direkt und indirekt zusammenhängt, ist also wichtig genug, um gerade in dieser Kriegszeit eine gründliche Untersuchung zur unabweisbaren Notwendigkeit zu machen. Auch in anderer Hinsicht erscheint das unbedingt geboten. Wie der Durchschnittsdeutsche nun einmal ist, vermögen bei ihm alle noch so furchtbaren Erfahrungen tief eingewurzelte Vorurteile und Neigungen nicht völlig zu beseitigen, solange ihm nicht auch theoretisch über jeden Zweifel klar geworden ist, daß sie außerordentlich schädlich und darum unsinnig und unberechtigt sind. Erst dann zieht er daraus die erforderlichen praktischen Folgerungen, und dann erst ist er in dieser Beziehung gegen jede irreführende Suggestion gefeit.

Zunächst wird es erforderlich sein, über jeden Zweifel festzustellen, daß die Ausländerei in der Tat eine volkspsychologische Krankheit und zwar eine ganz spezifisch deutsche Krankheit ist. Hierzu ist nun gerade die biologische Betrachtungsweise politischer Fragen ganz besonders geeignet.

Bei jedem Lebewesen, gleichviel ob Einzel- oder Gesellschaftswesen, muß als „Krankheit" jeder dauernd oder vorübergehend schwächliche, zur Tat oder zum Widerstande nicht oder nicht hinreichend fähige Zustand des Körpers oder der Seele angesehen werden, der unter den für das betroffene Lebewesen als normal vorauszusetzenden Lebensbedingungen die Selbsterhaltung oder die Erhaltung der Art beeinträchtigt. Als das Gegenteil

davon, als Kraft, Stärke ist ein solcher Zustand des Körpers und der Seele zu betrachten, der über die bloße Erhaltung hinaus eine Erhöhung des Lebens ermöglicht und unter normalen Umständen sichert.

Zwischen beiden Extremen liegt wie um einen Nullpunkt herum ein mehr oder weniger stabiler bezw. labiler Zustand, den man gemeinhin als „Gesundheit" bezeichnet.

Gegen diese Begriffsbestimmungen wird wohl auch der „exakteste" Naturforscher kaum etwas einzuwenden haben. Prüfen wir nun daran die deutsche Sucht, alles Ausländische meist gut und schön, alles Einheimische meist schlecht und häßlich zu finden, so kann das doch nur bedeuten, entweder, daß der Deutsche sich in der eigenen rassischen und völkischen Haut nicht wohl fühlt, oder daß Fremde ihm dieses Gefühl in der Hypnose suggeriert haben. In dem einen Falle handelt es sich um eine wirkliche Krankheit, in dem anderen Falle um eine seelisch krankmachende Einbildung. Aber auch der letztere Fall setzt (vergl. letztes Dezemberheft[1]), S. 452) einen nicht ganz gesunden oder wenigstens nicht „robusten" Zustand der rassischen und völkischen Seele voraus, denn sonst würde sie eben der fremden Suggestion nicht zugänglich sein.

Jedenfalls, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, ist das Volk, die Rasse, die sich in der eignen Haut nicht wohl fühlt, mehr oder weniger schwer krank. Ob dieser seelische Zustand auch durch einen körperlichen, d. h. (im Falle des Gesellschaftswesens) durch einen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Krankheitszustand wirklicher oder eingebildeter Art bedingt ist, soll vorläufig nicht erörtert werden. Der seelische Krankheitszustand muß jedenfalls als gegeben angesehen werden.

Ebenso kann nicht im mindesten bezweifelt werden, daß ein im Durchschnitt schwaches, gegen fremde Einflüsse widerstandsunfähiges Rassen- und Volksbewußtsein dem betroffenen Volke im Kampfe um Dasein und Macht, um die Durchsetzung seiner Art gegenüber anderen Rassen und Völkern nicht wenig schaden muß, daß es also auch von diesem Standpunkte aus als Krankheit anzusehen ist.

Um endlich zu zeigen, daß es eine ganz vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich deutsche Krankheit ist, braucht man nur das Verhalten der anderen Völker in dieser Hinsicht zu betrachten. Da zeigt sich auch dem oberflächlichsten Beobachter sofort, positiv wie negativ, genau das Gegenteil der deutschen Ausländerei und Fremdsucht. Man hat dabei noch gar nicht einmal nötig, die Engländer, Anglo-Amerikaner, Franzosen, Italiener zum Vergleiche heranzuziehen. Auch die Skandinavier, Spanier, Polen, Russen, ja sogar die kleineren und kleinsten Völker sind in dieser Hinsicht anders als die Deutschen. Man findet bei allen Nichtdeutschen zum mindesten ein normales, nicht selten sogar ein überspanntes, über-

[1]) Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben, Dezemberheft 1915.

reiztes völkisches Selbstgefühl und eine oft zu Haß und Verachtung sich steigernde Abneigung gegen alles Fremde, Ausländische. Selbstverständlich ist so etwas die Grenzen des Normalen weit Überschreitendes nicht immer etwas Gesundes und Starkes, manchmal sogar das Symptom einer innern Krankheit der betreffenden Völker. Im letzteren Falle betont man das völkische Selbstgefühl offenbar deshalb so überstark, weil man sich körperlich, d. h. staatlich, sozial, wirtschaftlich, militärisch usw. schwach fühlt, die eigene Natur und Kultur von stärkeren Wettbewerbern gefährdet sieht oder gefährdet glaubt. Es handelt sich dann um eine Art von Nervosität in Hinsicht der Erhaltung des eigenen Wesens. Eine solche Überspanntheit, Überreiztheit mag auch insofern für den Wettbewerb schädlich sein, als sie selbst gegen das Gute und ohne Gefährdung des eigenen Wesens von anderen Völkern Aufnahmefähige blind macht. Sie ist also zweifellos ebenfalls eine Krankheit, die aber noch immer nicht so schädlich ist wie ihr Gegenteil: der mangelnde Nationalstolz oder gar die feile, dirnenhafte Preisgabe des eigenen Wesens zugunsten des fremden, Ausländischen. Wer sich zum Kulturdünger für fremde Äcker hergibt, schwächt nicht nur die Kraft und Macht des eigenen Volkes, sondern stärkt auch noch dessen Wettbewerber im Kampfe um Dasein und Macht. Er begeht also einen doppelten Verrat am Vaterlande. Und wie der Verräter selbst von dem verachtet wird, zu dessen Gunsten der Verrat getätigt wird, so erklärt sich daraus zum großen Teil der Mangel an Sympathie für den Deutschen, auch wenn er sonst gute, angenehme Eigenschaften hat. Es ist nämlich einfach nicht wahr, daß, wie während dieses Krieges sogar von „Deutschen" behauptet wurde, der Deutsche im Verkehr mit Fremden meist unangenehme Eigenschaften zeige. Das hat man ihm erst in den letzten Jahrzehnten angedichtet, um für die allgemeine Verhetzung und Einkreisung Deutschlands einen halbwegs verständlichen Grund zu haben. Es steht auf derselben Stufe mit jenen angeblichen Grausamkeiten und Greueln, deren sich der deutsche Soldat während dieses Krieges schuldig gemacht haben soll. Wie in diesem Falle gerade das Gegenteil wahr ist, so auch in jenem. Ungebildete, Rüpel und Verbrecher hat jedes Volk und zwar in allen seinen sozialen Schichten, das innerlich hochkultivierte deutsche Volk aber verhältnismäßig gerade am wenigsten. Der Engländer und Anglo-Amerikaner wird trotz seiner innerlichen und manchmal sogar äußerlichen Unbildung, Roheit, der Franzose trotz seiner oft recht lächerlichen Eitelkeit im Auslande geachtet, weil er eben sein nationales Wesen hochhält, jedenfalls nicht wie eine Dirne preisgibt. Wenn ein mit der Krankheit der Ausländerei behafteter Deutscher — und es gibt deren selbst jetzt noch viel mehr, als man gewöhnlich glaubt — nach England, Amerika, Frankreich usw. kommt, so sucht er, wie das Chamäleon, die Farbe seiner Umwelt anzunehmen. Natürlich gelingt ihm das nicht so wie diesem, hinsichtlich der Waffe der „Mimikry" vorzüglich angepaßten kleinen unschuldigen Tierchen. Der Deutsche wirkt

darum lächerlich, verächtlich besonders auf die ihre völkische Eigenart hochhaltenden Ausländer. Das verstärkt noch die bereits angeführte Wirkung der Ausländerei und ist im Verein mit dem Neid auf den in so vieler Hinsicht überlegenen Wettbewerber die Hauptursache der geringen Achtung und Sympathie, die der Deutsche im Auslande genießt. Einem kleinen, schwachen Volke würden große, selbstbewußte Völker die Ausländerei vielleicht noch verzeihen, sie bei ihm wohl gar als eine liebenswürdige Schwäche empfinden, und in der Tat scheint man sie vor hundert Jahren bei den Deutschen nicht unangenehm empfunden zu haben. Das ist aber jetzt anders. In der jetzigen Zeit des nationalen Erwachens selbst der kleinsten, schwächsten Völker sieht man darin vielleicht gar eine heuchlerische Kriecherei Auch das mag zur Verachtung deutschen Wesens nicht wenig beigetragen haben.

Aus alledem ergibt sich jedenfalls, daß es sich mit der Ausländerei um eine ganz spezifisch deutsche, vielleicht ausschließlich deutsche Schwäche handelt.

Was sind nun deren Ursachen? Warum hat sie gerade den Deutschen befallen?

Vor allem muß die noch immer hie und da auftauchende Behauptung zurückgewiesen werden, daß die germanische Rasse an sich eine besondere Disposition für diese Krankheit zeige[1]). Wenn vor den großen Völkerwanderungen und wohl auch noch während derselben einzelne Trupps von Germanen, die sich von Familie, Sippe, Stamm, Volk ganz losgelöst und keinerlei Zusammenhang mehr mit der Heimat hatten, in dem damals großen und mächtigen römischen Reiche leicht verrömerten, so ist das bei dem damaligen Mangel an materiellen und besonders geistigen Verkehrsmitteln und bei der bevorzugten Stellung, die solche Germanen als hervorragende Krieger und manchmal sogar als Feldherren und Staatsbeamte genossen, nicht weiter verwunderlich. Das wird damals wohl jedem Angehörigen fremder Völker unter ähnlichen Umständen ebenso ergangen sein. Nachdem jedoch größere Heere und ganze Völker germanischen Blutes in das römische Reich eingedrungen und den westlichen Teil desselben zerstört hatten, sind sie nicht mehr verrömert, haben im Gegenteil überall, wohin sie gekommen, den entsprechenden Ländern und Völkern den Stempel ihres Wesens aufgedrückt. Es ist ja das besondere Verdienst des Begründers dieser Zeitschrift, den wesentlich germanischen Charakter der sogenannten romanischen Kultur nachgewiesen zu haben. Während des ganzen Mittelalters, ja eigentlich bis zur englischen bezw. französischen Revolution war die staatliche, soziale, wirtschaftliche und geistige Verfassung der romanischen und gallischen bezw. britannischen Länder Süd-, Südwest- und Westeuropas im wesentlichen germanisch. Selbst die Sprachen der

[1]) Vergl. den Aufsatz von Dr. Adolf Harpf im vorigen Hefte, S. 576, Fußnote, die sich auch dagegen verwahrt.

romanischen Völker, namentlich die französische Sprache haben im organischen Aufbau und Wortschatz vieles Germanische in sich aufgenommen. Von Pfister-Schwaighusen hat sich anheischig gemacht, selbst im modernen Französisch eine ganze Druckseite zu schreiben, ohne, abgesehen vom Hilfszeitwort esse, ein einziges Wort lateinischen Ursprungs zu gebrauchen. Im Alt-Französischen wäre das natürlich noch viel leichter gewesen. Die Angleichung der romanischen Sprachen an das Lateinische hat ja erst während des Wiederauflebens der klassischen Sprachen größere Fortschritte gemacht, und das Langobardische soll sich in Nord-Italien bei einigen Gemeinden bis in die Neuzeit erhalten haben. In dem Maße natürlich, als die dünne germanische Oberschicht in den romanischen Ländern sich durch Kriege und höhere geistige Kultur verbrauchte oder in der unterworfenen Bevölkerung sich wie Salz im Wasser auflöste, trat der germanische Charakter dieser Länder mehr und mehr zurück. Aus alledem kann aber nicht geschlossen werden, daß die germanische Rasse vor anderen geneigt sei, fremde Wesenszüge gern und leicht anzunehmen. Auch bei den deutschen Germanen war das ursprünglich keineswegs der Fall. Natürlich hat das durch die Römer überlieferte Christentum auch bei ihnen einen nicht geringen Einfluß auf Sitte, Recht, geistige Kultur usw. ausgeübt; aber gerade bei ihnen hat das Christentum durch weitgehende Verinnerlichung einen eigentümlichen Charakter angenommen, der sich von der mehr äußerlichen Aneignung anderer Völker wesentlich unterschied. Man kann geradezu sagen, die deutschen Germanen, namentlich die Niedersachsen, haben unter den aus ihrem Blute hervorgegangenen deutschen Königen und römischen Kaisern das Christentum vor der durch das römische Pabsttum drohenden Veräußerlichung (Paganisierung, Verheidnung) gerettet, indem sie es mit ihren starken Geistes- und Gemütskräften erfüllten. Mehr als das Christentum die Germanen beeinflußt hat, haben die Germanen das Christentum beeinflußt, indem sie es ihrem eigenen Wesen nach und nach anglichen. Niemand wird aber behaupten können, daß die deutschen Germanen das Christentum, etwa weil es etwas Fremdländisches war, gern und leicht angenommen hätten. Es hat bekanntlich nicht selten der allerstärksten Zwangsmittel bedurft, um sie, zunächst nur ganz äußerlich, zu Christen zu machen. Auch daß bei ihnen, wie bei allen Germanen, anfänglich das Sippen- und Stammesgefühl stärker als das allgemein völkische Empfinden war, kann bei dem starken Freiheitsbedürfnis aller reinen Germanen nicht weiter Wunder nehmen. Mit Fremdsucht hatte aber dieser ursprüngliche Mangel an großvölkischem Empfinden nichts zu tun. Überdies hat ja auch der germanische Einschlag in Frankreich, England, Amerika, und das fast reine Germanentum in Schweden, Norwegen, Dänemark dort keineswegs die Ausbildung eines starken völkischen und kulturellen Selbstbewußtseins verhindert. Ohne die mit der Hohenstaufenzeit beginnende Auflösung des großen deutschen Volkes und Vaterlandes in viele kleine Völker und Vaterländer hätte sich auch

in Deutschland, genau so wie in anderen germanischen Ländern, eine starke selbstbewußte, gegen das Fremde widerstandsfähige völkische Eigenart mit der Zeit entwickelt. Gehemmt hat das einzig und allein die Tragik seiner geschichtlichen Entwicklung, die dem deutschen Volke vor seiner eigenen staatlichen Ausbildung die Last des weströmischen Kaisertums und damit die Rechte und Pflichten eines Weltstaates und Weltvolkes aufbürdete. Es ist das geradeso, als wenn einem Knaben und Jüngling, mag er auch noch so kraftstrotzend und geistig noch so begabt sein, eine Aufgabe zugemutet wird, die für einen starken Mann im reifsten, kräftigsten Alter noch immer schwer genug ist. Überdies war bei den damals so wenig entwickelten technischen Hülfsmitteln des materiellen und geistigen Verkehrs das Zusammenhalten eines Weltstaates noch viel schwerer als heutzutage. Daß also der unerwachsene Knabe und Jüngling an dieser Aufgabe scheiterte, ist ganz und gar nicht verwunderlich. Wohl aber ist es erstaunlich und ein Zeichen für die schier unverwüstliche Lebenskraft des deutsch-germanischen Volkes, daß es an dieser Aufgabe und den ungeheuren Widerständen ihrer Lösung nicht überhaupt zugrunde ging und noch jetzt, im reifen Mannesalter, an eine ähnliche Aufgabe herantreten kannt. Nicht Deutschland ist also ein politischer Emporkömmling, eher können seine jetzigen Feinde als solche bezeichnet werden.

Diese konnten, während das deutsche Volk an einer unlösbaren Aufgabe seine Kräfte erschöpfte, ihre großstaatliche und gesamtvölkische Einheit begründen und allmählich immer weiter ausbauen. Sie hatten dabei im wesentlichen nur innere, nicht, wie das deutsche Volk, zugleich auch äußere Widerstände übermächtiger Art zu überwinden. Als dann nach der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ost-Indien die europäische Welt reicher und weiter wurde, war die großstaatliche und gesamtvölkische Einheit unserer jetzigen Hauptfeinde nahezu vollendet. Sie konnten darum mit gesammelten Kräften an die Eroberung der neuen Welt gehen, während in Deutschland die alte Zentralgewalt immer mehr verfiel und der modernstaatliche Aufbau von unten herauf in den einzelnen Gebietsteilen (Territorien) erst begonnen werden mußte. So mußte der Deutsche, in Kleinstaaterei und Kirchturmpolitik zersplittert, durch den dreißigjährigen Krieg auch wirtschaftlich verarmt, ohnmächtig mit ansehen, wie seine jetzigen Feinde im Westen und Osten sich große Länder angliederten, zu wirtschaftlichem Wohlstand gelangten und ihren geistigen Gesichtskreis in jeder Beziehung erweiterten. Dadurch konnte denn auch bei ihnen, abgesehen natürlich von Rußland, die materielle wie die geistige Kultur früher, schneller, leichter sich entwickeln und einen gewissen Höhepunkt erreichen, während der Deutsche, der noch vor dem dreißigjährigen Kriege das Pulver und die Buchdruckerkunst erfunden hatte, nunmehr alle Erzeugnisse höherer materieller und geistiger Kultur vom Auslande beziehen mußte. War es da ein Wunder, daß der durch Krieg, Armut und Kleinstaaterei in jeder Hinsicht beengte

und bedrückte Deutsche zu jedem nicht von diesen Nöten geplagten Ausländer wie zu einem höhern Wesen emporsah, und daß jeder bessere Ausländer sich dem Deutschen gegenüber wie ein höheres Wesen vorkam?

Alles das hätte freilich nach 1870/71 anders werden können, ja müssen. Aber es wurde leider nicht anders. Nach dem kurzen Aufschwunge des Nationalbewußtseins unter Bismarcks und Kaiser Wilhelms Führung begann nach Bismarcks Entlassung aus allen seinen Ämtern die Ausländerei und Fremdsucht in Deutschland wieder ihr Haupt zu erheben. Der Rückfall ließ sogar alles früher Dagewesene in Stich. Die Überschätzung des Fremden feierte auf politischem, gesellschaftlichem, geistigem Gebiete in den letzten Jahren förmliche Orgien. Noch niemals in seiner ganzen Geschichte hat Deutschland sich so tief entwürdigen, seine rassische und völkische Ehre so in den Staub treten lassen. Und das alles noch dazu ohne jede Notwendigkeit. Wenn die Krankheit früher in einer natürlichen Schwäche des staatlichen, völkischen, wirtschaftlichen Organismus begründet war und darum früher bis zu einem Grade als verzeihlich angesehen werden konnte, so war das von dem genannten Zeitpunkte ab nicht mehr der Fall. Von da ab kann die Krankheit nur als verabscheuungswürdiges Laster, ja geradezu als Schande gebrandmarkt werden. Von da ab waren es wohl auch weniger die echt Deutschblütigen als die sich in Deutschland aufhaltenden Fremden, welche die Ausländerei und Fremdsucht auf allen Gebieten des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Lebens bewußt oder unbewußt großzogen und — wie sich weiter unten zeigen wird — bis zum öffentlichen Skandal zum Auswuchs brachten. Natürlich spricht das aber die echt Deutschblütigen von der Verantwortlichkeit für die Schande nicht frei. Sie hätten sich eben dagegen mit allen Kräften wehren müssen.

Es geschah das auch in rühmlich anerkennungswerter Weise von seiten einzelner Persönlichkeiten und völkischer Vereinigungen, wie z. B. des „Alldeutschen Verbandes", des „Deutschbundes", des „Deutschen Wehrvereins" usw. Diese Bestrebungen fanden aber bei der Regierung, gewissen höheren Gesellschaftsschichten, den breiten Massen des Volkes und den am meisten verbreiteten Organen der öffentlichen Meinung nicht nur keine Unterstützung, sondern wurden geradezu bekämpft. Die Regierung glaubte für den ungeahnten Aufschwung des neuen Deutschen Reiches in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht offenbar dadurch die Verzeihung des neidischen Auslandes erhalten zu können, daß sie, wie die Chinesen[1]) sagen, „ihr Herz klein machte", d. h. nach außen hin so rücksichtsvoll und wunschlos, wie nur irgend möglich, auftrat und innerlich der Ausländerei in jeder Hinsicht die Zügel schießen ließ. Das mußte natürlich der ohnehin schon von den Fremdblütigen auf jede Weise geförderten Ausländerei und der

[1]) „Mache Dein Herz klein, mein Sohn", so sagt der chinesische Emporkömmling zu seinem hoffnungsvollen Sprossen, „damit die großen Mandarinen Dich nicht scheel ansehen."

Unzufriedenheit mit den einheimischen Zuständen noch weiteren Vorschub leisten; denn wo die nach einer gewissen positiven Richtung drängenden Kräfte versagen, müssen eben die negativen, die entgegengesetzt wirkenden um so mehr Raum und zuletzt die Oberhand gewinnen. Das ist ein durchweg, auf allen Gebieten geltendes Naturgesetz. Wo kein gesundes Nationalgefühl gepflegt wird, muß die Ausländerei immer mehr überhand nehmen.

Für das politische und soziale Leben in Deutschland wirkte diese Verkehrung aller gesunden Instinkte besonders schädlich in den breiten Massen des handarbeitenden Volkes, soweit es sich von fremdblütigen Aufwieglern und einheimischen Unzufriedenen für fremdvölkische Ideale unter der Maske der internationalen Verbrüderung hatte einfangen lassen. Diese Klasse verdankt dem militärischen und wirtschaftlichen Aufschwung des neuen Deutschen Reiches außerordentlich viel, um nicht zu sagen alles. Sie hätte also, anstatt Kaiser und Reich zu bekämpfen, vor allen anderen sozialen Schichten sich zu Staat und Volk bekennen müssen. Hieraus zeigt sich am deutlichsten, daß die sozialdemokratischen Aufwiegeleien nur einen fremden, deutschfeindlichen Ursprung und Zweck haben können. Die Interessen gerade der arbeitenden Klassen, soweit diese rassisch und kulturell auf hoher Stufe stehen, könnten durch internationale Verbrüderung nur geschädigt werden. Die gegenteilige Ansicht ist frecher Schwindel. Daß bezüglich der Aufklärung in dieser Hinsicht bei uns in Deutschland sowohl die Regierung wie die am meisten verbreitete Presse so völlig versagt haben, wird die spätere Geschichte als einen der größten Fehler buchen. Dieser politische Fehler könnte aber durch den gegenwärtigen Krieg wieder gut gemacht werden, wenn sich die genannten Kreise endlich auf ihre nationale Pflicht auch in dieser Hinsicht besinnen wollten.

Aber selbst innerhalb der mittleren und höheren sozialen Schichten verhinderte der durch eine gewisse Presse mit allen Mitteln aufgepeitschte Klassenhaß und Klassenneid den Fortschritt der innern Einigung, des gesamtvölkischen Zusammenschlusses. Auch hier war es wieder die sich auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens breit machende Ausländerei und Fremdsucht, aus der neben den Mißerfolgen in der Außenpolitik die innere Unzufriedenheit ihre Nahrung zog und die das deutsche Volk, anstatt es zu einigen, in immer feindlicher gegeneinander auftretende Klassen und Parteien zerklüftete. Jede Begünstigung des Fremden und Ausländischen muß eben immer trennend, jedes Hervorkehren des Einheimischen und Eigenvölkischen stets einigend wirken. Nichts wäre mehr geeignet, in der ganzen Welt den innern Zwiespalt, den Kampf aller gegen alle zu entfachen, als die Verwirklichung der sogenannten weltbürgerlichen „Ideale". Nur die (auch staatlich) möglichst reinliche Scheidung der Rassen und Völker vermag in der Welt Eintracht, Einigkeit und Frieden herbeizuführen. Die entgegengesetzte Ansicht ist entweder Trugbild oder frecher Schwindel im Interesse händlerischer Machtpolitik.

Wie weit es bei uns in den letzten Jahrzehnten mit der Ausländerei sogar an gewissen Schulen, die doch unter Aufsicht der Regierungen stehen, gekommen war, wird nachstehender Auszug aus einem Aufsatz von Friedrich Seiler in Nr. 26 des „Tag" besonders deutlich zeigen. Die Sache könnte unglaublich erscheinen, wenn sie nicht ganz unzweifelhaft verbürgt wäre. Merkwürdiger- oder auch nicht merkwürdigerweise handelt es sich dabei um sogenannte moderne Schulen, welche die alten Sprachen zugunsten der neuern zurücksetzen. Es heißt dort wörtlich:

„Die Vorliebe der neusprachlichen Lehrer für die Völker, deren Sprache sie zu lehren haben, hat sie nun natürlich auch bei der Abfassung der Lehrbücher und der Auswahl des Lesestoffs begleitet. In beiden finden wir Dinge, über die wir eigentlich erstaunen müssen, die nur aus der allzu weitgehenden deutschen ‚Objektivität' und der allzu großen Gerechtigkeit möglich sind, vor der schon Klopstock seine deutschen Zeitgenossen warnte: ‚Sei nicht allzu gerecht, sie wissen nicht, wie schön dein Fehler ist.'

Zu den auf unseren höheren Schulen mit am weitesten verbreiteten Lehrbüchern des Französischen gehören die übrigens mit Geschick angelegten und verdienstvollen Schulbücher von Dubislav und Boek. In diesen wird an verschiedenen Stellen das Bedauern ausgesprochen (Schulgrammatik 70. 82. Elementararb. 116. 120), daß wir Deutschen den wahren Charakter der Franzosen (le véritable caractère français) zu wenig kennen. Es werden ihnen mannigfache Tugenden zugeschrieben, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Sparsamkeit, Gefühl für das Maß, Sinn für Ordnung, Regelmäßigkeit und Häuslichkeit (Schulgr. 75, Übungsbuch 13. 80. 81). Haben wir denn irgendwelche Veranlassung, den Charakter unserer Todfeinde, die uns mit einem wahrhaft glühenden Hasse verfolgen und an uns in ihren Büchern Zeitungen und Reden kein gutes Haar lassen, zu erheben und unserer deutsch fühlenden Jugend gewissermaßen als Vorbild hinzustellen? Richtig ist, daß wir den wahren Charakter der Franzosen bis zum Ausbruch des Krieges zu wenig gekannt haben. Erst seitdem haben wir den Hochmut, die Selbstverblendung, die bis zur Gemeinheit und Roheit hinuntersteigende Gehässigkeit, den Mangel an Wahrheitsliebe, die Empfänglichkeit für hohles Phrasentum usw. als eingewurzelte Charaktereigenschaften dieses Volkes richtig einschätzen lernen.

An einer anderen Stelle (Übungsb. 25) wird an den Franzosen auch Geselligkeit (sociabilité) gerühmt und eine helle und geschmeidige Intelligenz (intelligence claire et souple), und zwar als „unterscheidende Züge, die den Franzosen erkennen lassen", die also andere Völker nicht oder nicht in dem Maße besitzen. Nun, die Geselligkeit kann doch ohne Freundlichkeit gegen Gäste nicht bestehen, und welche Freundlichkeit und Gastlichkeit haben sie an unsern Landsleuten bewiesen, die oft schon jahrelang als Gäste in Frankreich gelebt hatten? Welche an den armen Verwundeten, die wehrlos in ihre Hände fielen? War es ferner das Zeichen einer schmiegsamen und

anpassungsfähigen Intelligenz, daß sie dreiundvierzig Jahre lang an nichts gedacht haben als an die Revanche? War es das Zeichen eines hellen Verstandes, daß sie um dieser willen sich und ihr Land zuerst an den Russen ketteten und dann noch an den Engländer, die sie dann beide in den unheilvollen Krieg hineingeschleift haben? Oder daß sie Deutschlands kriegerische, wirtschaftliche und geistige Kraft so maßlos unterschätzten, wie sie es getan haben? Oder daß ihre Politiker und Journalisten ihnen einreden können, was sie nur wollen, und daß sie jeder einschmeichelnden Phrase, jedem hochtönenden Schlagwort erliegen?

Mit der uns Deutschen anerzogenen „Objektivität", die ja so oft gegen uns selbst ungerecht wird, versetzt das Übungsbuch (S. 81) unsere Schüler in die Seelenzustände der Feinde: „Es ist natürlich, daß die Franzosen uns Elsaß-Lothringen wiedernehmen wollen." Vom deutschen Standpunkt aus ist das eben nicht natürlich; nach unserem Urteil wäre es vielmehr natürlich, wenn sie in der Wiederzurücknahme des uns Genommenen die Gerechtigkeit der Geschichte sähen und sich damit beschieden, und diese Anschauung, nicht die französische, soll doch wohl auch unsere Jugend hegen.

Im poetischen Teile des Elementarbuchs stehen ganz ungescheut französische Kriegs- und Soldatenlieder: France, veut-tu mon sang? Il est à toi, ma France usw. (S. 132) und: Avançons vite et visons juste (auf wen?), La France est là, qui nous attend. Gegen das Lernen des Liedes S. 146, das sogar mit Noten versehen und zum Singen bestimmt ist: La France est belle, Ses destins sont bénis! Vivons pour elle, Vivons unis, haben sich kürzlich die Schüler einer westfälischen Lehranstalt mit Recht aufgelehnt.

Sehr beliebt als Schullektüre sind ferner französische Schilderungen und Erzählungen aus dem Kriege 1870. Diese stellen natürlich, selbst wenn sie unparteiisch sein wollen, die Geschehnisse immer vom Standpunkt des Feindes aus dar. In La mère Sauvage von Maupassant wird den Schülern ein roher Soldatenmord vorgesetzt. Eine Bäuerin verbrennt vier bei ihr einquartierte deutsche Soldaten, die ihr in jeder Beziehung dienstwillig und gefällig gewesen sind, lebendig auf dem Heuboden, und der Dichter nennt diese Brutalität un héroisme atroce. In andern solchen Kriegsgeschichten, wie z. B. in Boissonas' Une famille pendant la guerre 1870 erscheinen unsere Soldaten durchweg als wüste Plünderer und Mörder. Sie zerbrechen, was sie nicht mitnehmen können (S. 8. 57), sie führen den Krieg mit mittelalterlicher Grausamkeit (S. 11), erschießen Gefangene, die sich durch Käppi und ordnungsmäßige Papiere als reguläre Soldaten ausweisen (S. 103), feuern Granaten in die Lazarette, kurz, sie sind nicht besser als die Wölfe (S. 79). Sie trauen den Französinnen zu, daß sie den einquartierten Soldaten Gift in das Getränk schütten, weil sie selbst zu solchen Verbrechen fähig sind. ‚Dank dem Himmel, wir verstehen nicht zu

hassen, wie sie!' (S. 80). Eine solche Lektüre muß unsere Schüler verletzen und erbittern."

Soweit der in Rede stehende Aufsatz. Habe ich zuviel gesagt, wenn ich von der Ausländerei der letzten Jahrzehnte als von einem „öffentlichen Skandale" sprach? Hat man in früheren Zeiten, als man sich über das kleine, ohnmächtige Vaterland mit weltbürgerlichen Idealen zu trösten suchte, je etwas Derartiges erlebt? Und wenn so etwas am grünen Holze der Schule, die doch den vaterländischen Geist erwecken und pflegen soll, geschieht, was kann man dann vom dürren Holze der Politik, der Zeitungsschreiberei, des öffentlichen Vereins- und Versammlungswesens erwarten?

Es fragt sich nun, wie die für unsere staatliche und völkische Ehre ebenso entwürdigende, als für die Durchsetzung unserer Eigenart im Innern und nach außen hin schädigende Krankheit geheilt werden kann.

Die Antwort ergibt sich in Hinblick auf die vorher gekennzeichneten Ursachen von selbst. Da eine natürliche, in staatlicher und wirtschaftlicher Schwäche bestehende Ursache jetzt nicht mehr als vorhanden anerkannt werden kann, so handelt es sich nur noch um Beseitigung der künstlichen Ursachen und Vermeidung der vorher erwähnten Unterlassungssünden. In beiderlei Hinsicht hat der jetzige Weltkrieg, haben die vor ihm und während desselben gemachten Erfahrungen außerordentlich vorgearbeitet. Er hat offenbart, wie jede noch so peinliche Rücksicht auf die Empfindungen und Bedürfnisse des Auslandes das genaue Gegenteil von dem bewirkt hat, was damit beabsichtigt war. Man hat für Schwäche, für indirektes Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit und Unzulänglichkeit gehalten, was nur Entgegenkommen und Versöhnlichkeit bedeuten sollte. Es gilt also, diese Erkenntnis auch über den Frieden hinaus zu erhalten und jeden Rückfall in den früheren Irrtum aufs schärfste zu bekämpfen.

Was die Beseitigung der künstlichen, von den unter uns lebenden mehr oder weniger fremdblütigen und fremdvölkischen ausgehenden Ursachen anbelangt, so muß bei allen Versuchen zur Wiedereinschläferung der öffentlichen Meinung und erneuten Suggestion der Ausländerei und Fremdsucht immer und immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß solche Versuche vom Standpunkte der Fremdblütigen und Fremdvölkischen ebenso natürlich und verständlich wie vom einheimischen Standpunkte aus unnatürlich und unverständlich, sind. In der Tat: wo das fremde, ausländische Wesen als besonderer Vorzug[1]) und Grund zur Bevorzugung oder mindestens weitgehenden Rücksichtnahme gilt, da muß es sich für die Fremdblütigen und Ausländer vortrefflich leben lassen und die Ausbeutung der Einheimischen außerordentlich erleichtern. Auch wird es da für die Fremd-

[1]) Wenn z. B. ein Ausländer mit stark ausländisch klingendem Namen uns Deutschen die Ehre antut, nicht auf uns zu schimpfen oder gar unsere unleugbaren Vorzüge anzuerkennen, da genügt das schon, um ihn vor anderen weit verdienteren Landsleuten auszuzeichnen.

blütigen und Ausländer kein besonderes Wagnis sein, sich in die innern Angelegenheiten zu mischen und, je nach Bedürfnis, bald zwischen diesen, bald zwischen jenen politischen Parteien, sozialen Schichten, wirtschaftlichen Berufsständen usw. Uneinigkeit, Zwietracht zu stiften und dadurch die Macht des Wirtsvolkes im Innern wie nach außen hin zu schwächen. Auch wird unter solchen Umständen schwer etwas dagegen zu machen sein; denn die Fremdblütigen und Ausländer haben im Auslande stets Beziehungen, durch die sie gegen die etwa ihre Ansprüche beschränkenden Maßnahmen der Regierung oder öffentlichen Meinung feindliche Kundgebungen im Auslande hervorrufen können. Wo nun die Regierung des Wirtsvolkes auslandfürchtig ist, da werden solche Kundgebungen einschüchternd[1]) wirken und zur Unterlassung weiterer Maßnahmen oder Milderung der schon zu Recht bestehenden geneigt machen. In einem Lande jedoch, wo die Fremdrassigen und die Ausländer, soweit sie überhaupt zugelassen sind, mit mißtrauischen Augen betrachtet werden und es als eine besondere Gnade anzusehen haben, unbehelligt leben zu können, da werden sie nicht wagen, Gleichstellung mit oder gar Bevorzugung vor den Einheimischen zu verlangen. Es werden also hier fremdenfeindliche Maßregeln seitens der Regierung des Wirtsvolkes nicht nötig sein. Ebenso werden hier Fremde nicht wagen, durch ihre ausländischen Beziehungen auf die Regierung des Wirtsvolkes zu drücken, wenn sie wissen, daß dieselbe nicht auslandsfürchtig ist; denn sie würden dann ihre Lage nur verschlimmern oder müßten gar fürchten, als „lästige Ausländer" ausgewiesen zu werden. Bei denjenigen Fremdrassigen oder Ausländern, die bereits Staatsbürgerrechte im Lande ihres Aufenthalts erworben haben, ist das freilich nicht angängig. Es wird darum in Zukunft erforderlich sein, diejenigen Ausländer, die bei uns in Deutschland Staatsbürger werden wollen, recht genau anzusehen. Sie müssen nach ihrer Natur und Kultur, nach Rasse und sonstiger Beschaffenheit des Leibes und der Seele für unser Volkstum womöglich einen Gewinn, dürfen jedenfalls aber keinen Schaden versprechen. Zur Aufnahme in den Staatsverband dürfte es also nicht genügen, wenn von den Bewerbern anzunehmen ist, daß sie wohl ihre Steuerpflichten und, gezwungen, wohl auch ihre Wehrpflicht erfüllen, daß sie aber dem neuen Staate und Volke nicht mit Leib und Seele ergeben sein würden, weil sie ihre Beziehungen zu einem fremden Volkstum, einer fremden Religion oder Weltanschauung noch nicht völlig abgebrochen haben.

[1]) Aus Erwägungen dieser Art erklärt sich offenbar die an sich sonderbar erscheinende Wahrnehmung, daß gewisse Kreise in Deutschland eine allzu schwere Niederlage des Vierverbandes, namentlich Englands und Frankreichs, nicht zu wünschen scheinen und einen „unausgefochtenen Krieg" lieber sehen würden. Sie fürchten augenscheinlich, Deutschland könnte dann allzu mächtig, so mächtig werden, daß es die Angst vor dem Auslande ganz verlernen könnte, und daß eine Drohung mit auswärtigen Verwickelungen, die sie immer in Bereitschaft haben, wenn etwas in der innern oder äußern Politik nicht nach ihren Wünschen geht, dann nicht mehr verfangen würde.

Eine solche Halbheit würde allenfalls für den Frieden und für halbe Rechte, aber nicht für den Krieg und für volle Rechte ausreichen. Wer also in einem künftigen, zum völkischen Selbstbewußtsein erwachten Deutschland volle Staatsbürgerrechte und Gleichstellung mit den Einheimischen, Alteingesessenen genießen sollte, müßte nach Leib und Seele von diesen nicht wesentlich verschieden sein, auch keine wie immer gearteten Beziehungen zu fremden Rassen, Völkern, Religionen, Weltanschauungen haben. Die Rechte müssen eben mit den Pflichten in voller Übereinstimmung sein; es darf dabei kein offener oder geheimer Vorbehalt auch nur anzunehmen sein. Soweit das irgendwie der Fall ist, dürfte keine volle Gleichberechtigung offen oder heimlich zugestanden werden. Ganz besonders müßte das für solche Fremdblütigen gelten, bei denen die volle Gleichberechtigung praktisch auf eine Bevorzugung hinauslaufen würde. Solche Dinge werden auch überall als selbstverständlich angenommen, nur bei uns in Deutschland beanspruchen die Fremden, zum mindesten unter sich, daß sie außer der Gemeinschaft mit unserem Staate und Volke noch eine andere „übernationale" pflegen können. Darum sind auch überall sonst die Staatsbürger fremder Abstammung zumeist ganz und gar nicht fremdsüchtig, oft sogar ausgesprochen nationale „Schowinisten", oder sie gebärden sich wenigstens als solche. Das Gegenteil wäre dort gerade seitens dieser Art von Staatsbürgern am wenigsten möglich, weil es nicht nur ihre Gleichberechtigung ausschließen, sondern ihnen geradezu Verfolgung zuziehen würde. Das völkische Empfinden ist dort eben gesund, oder wenn es schon krank ist, in genau entgegengesetzter Richtung krank. Bei uns jedoch dürfen Fremde sich sogar als Auslandsschowinisten aufspielen.

Alle solche negativen Beschränkungen würden aber die Heilung bei uns noch nicht vollständig machen. Es gehört dazu noch die Wirkung positiver Kräfte, das Aufhören der Unterlassungssünden in gewisser Hinsicht, d. h. die offene Betätigung gesund völkischer Gesinnung seitens der Regierung und der Organe der öffentlichen Meinung unseres Vaterlandes. Es dürfen jedenfalls Persönlichkeiten und Vereinigungen, wie die vorher genannten, die sich die Pflege echt vaterländischen Geistes zur besonderen Aufgabe gemacht haben, nicht in aller Öffentlichkeit, vor Inland und Ausland, von maßgebender Stelle aus als „unerwünschte Elemente" bezeichnet werden. Man komme hier nicht mit dem schon so oft[1]) widerlegten und durch den Krieg ganz besonders ad absurdum geführten Einwande, daß jene Persönlichkeiten und Vereinigungen in ihren Bestrebungen zu weit gegangen wären. Sie sind sogar vergleichsweise recht maßvoll gewesen, haben stets nur das Notwendige, eigentlich Selbstverständliche gefordert und betätigt. Das muß jede vorurteilslose Prüfung dieser Bestrebungen erweisen. Aber das hinsichtlich der Durch-

[1]) Zum Beispiel im Novemberheft 1915, S. 397.

setzungsmöglichkeit der völkischen Eigenart Notwendige gilt eben, so scheint es, überall als selbstverständlich, nur bei uns in Deutschland nicht. Jetzt, durch den Krieg, ist es freilich schon anders geworden, aber es muß dafür gesorgt werden, daß es auch nach dem Kriege so bleibt und nicht das alte Elend wiederkehrt.

Dazu müssen alle Schichten der Gesellschaft und des Volkes gleichmäßig beitragen. Es darf nicht mehr gewisse Schichten geben, die über das Vaterland hinweg mit einem Auge nach dem Auslande schielen, nach dessen politischen, sozialen, wirtschaftlichen usw. Idealen, die doch in diesem Kriege so kläglich Schiffbruch erlitten haben. Solche „schielenden" Staatsbürger und Volksgenossen müssen, wenn sie sich nach dem Kriege wieder bemerkbar machen sollten, im privaten und besonders im öffentlichen Leben der Verachtung preisgegeben werden. Namentlich muß der Teil der Presse, der in nationaler Hinsicht versagt, aufs strengste boykottiert werden. Dabei müssen die höheren und mittleren Schichten den unteren mit gutem Beispiele vorangehen. Seitens unseres Landadels und überhaupt der ländlichen Bevölkerung, einschließlich derjenigen der kleinen Städte, ist das auch vor dem Kriege schon mit geringen Ausnahmen geschehen. In den Großstädten jedoch haben gewisse Teile des höhern Bürgertums und der arbeitenden Bevölkerung hinsichtlich echt vaterländischer Gesinnung vor dem Kriege viel, manchmal alles zu wünschen übrig gelassen. Auch unser Hochadel hat sich zum Teil mehr als bevorzugte Klasse der Menschheit denn als integrierender Bestandteil der gesamten Nation gefühlt. Er war auch neben einem gewissen Teile des höheren großstädtischen Bürgertums ein Hauptträger ausländischer, zuletzt namentlich englischer Lebensgewohnheiten. Von den deutschen Fürstlichkeiten gilt das glücklicherweise im allgemeinen nicht. Besonders haben der deutsche Kronprinz und König Ludwig von Bayern, der in den Schützengräben „Ludwig der Deutsche" genannt wird, sich schon vor dem Kriege offen zu echt deutscher Gesinnung und besonderer Betonung unserer völkischen Eigenart bekannt. Wenn alle tonangebenden Kreise solchen Vorbildern folgten, würde es mit der deutschen Krankheit der Ausländerei und Fremdsucht bald gänzlich vorbei sein. Geschähe das nicht, käme das alte Leiden wieder, dann würde uns auch der vollständigste Sieg auf den Schlachtfeldern nichts für die Dauer nützen. Die Welt könnte dann „am deutschen Wesen" nicht „genesen", sondern würde mit ihm geistig wie sittlich zugrunde gehen.

Otto Ammon.

Dr. Ludwig Wilser.

Wer hätte mehr Anspruch auf einen ehrenden Nachruf in diesen Blättern, als der Verfasser der „Gesellschaftsordnung", der Begründer einer „sozial-anthropologischen" Schule?

Am 7. Dezember 1842 in Karlsruhe als Sohn eines Kaufmanns geboren, widmete sich Otto Ammon dem Ingenieurfach und trat nach Beendigung seiner Studien in den badischen Staatsdienst, dem er sechs Jahre lang, von 1863—69, teils als Bahn-, teils als Kulturingenieur angehörte. So hoch er diesen Beruf schätzte, so Gutes er darin leistete, ganz entsprach er doch nicht seiner vielseitigen Begabung, seinem Drang nach schriftstellerischer Wirksamkeit. Eine sich bietende Gelegenheit benützend, erwarb er 1869 die Konstanzer Zeitung, der er als Eigentümer und Schriftleiter zugleich vorstand und die er zu einem in Baden und den Nachbarländern angesehenen und vielgelesenen Blatt zu machen wußte. Ein schmerzhaftes Leiden nötigte ihn 1883, dieser anstrengenden Tätigkeit zu entsagen, und er zog sich nach Karlsruhe zurück, wo er von der Jugend her noch manche Bekannte hatte. Aber sein lebhafter Geist ließ ihm keine Ruhe, und, kaum erholt, wandte er sich mit erneutem Eifer allerlei Lieblingsbeschäftigungen zu, die ihn immer mehr in Anspruch nahmen und bald seine Zeit vollständig ausfüllten. Mit Recht konnte ein geistreicher Vertreter der Presse von ihm sagen: „Noch nie hat Herr Ammon so viel gearbeitet wie seit seiner Zurruhesetzung." Ich selbst lernte ihn in wissenschaftlichen Vereinen kennen, bei deren Sitzungen er fast nie fehlte und durch lebhafte, häufig neue Gesichtspunkte erschließende Beteiligung an der Erörterung seine Vielseitigkeit und seine reichen Kenntnisse bekundete; auch die Berichterstattung in örtlichen und auswärtigen Blättern wurde meist von seiner gewandten und fleißigen Feder besorgt. Gerade damals war ich mit der neuen Lehre von der Herkunft der Indogermanen, zuletzt der Deutschen aus Skandinavien und der Einheit des arischen Urvolkes mit der hellfarbigen, langköpfigen nordischen Menschenart (Homo europaeus Linnaei) vor die Öffentlichkeit getreten, aber, da deren Zeit noch nicht gekommen war, auf hartnäckigsten Widerspruch gestoßen. Ammon allein war es, der meine Beweisgründe würdigte und sich auf meine Seite zu stellen wagte; ja diese Gedanken fesselten ihn bald so sehr, daß er anderes, wie die Erforschung der Römerstraßen, aufgab und sich ausschließlich der Anthropologie, insbesondere ihrer Anwendung auf Staat und Gesellschaft, zuwandte. Seiner rastlosen, vor keiner Mühe und Enttäuschung zurückschreckenden Tätigkeit verdankt die Karlsruher Anthropologische Kommission ihre Entstehung (Herbst 1885), die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die leiblichen Merkmale der badischen Bevölkerung zu erforschen. Wir begannen mit der Untersuchung der Mannschaften einiger in Karlsruhe und der Umgegend stehender Regimenter, und im Lauf der nächsten Jahre, bis 1895, wurde diese auf nahezu 28000 Wehrpflichtige und über 2000 Schüler ausgedehnt. Die Ergebnisse sind niedergelegt in dem großen, von Ammon bearbeiteten, für andere derartige Arbeiten, besonders in Schweden, Italien und Frankreich, vorbildlich gewordenen Werke „Zur Anthropologie der Badener" (Jena 1899). Vor der Drucklegung habe ich den gesamten

Inhalt durchgesehen und darf wohl sagen, daß ich manche Einseitigkeiten, nicht zum Nachteil des Ganzen, gemildert oder beseitigt habe. Denn nicht immer war ich mit meinem entschlafenen Freunde und Mitarbeiter derselben Meinung. Von seinem ersten Beruf her hatte er die Neigung, alles in mathematische Formeln zu bringen, glaubte die ungemein verwickelten Vererbungsfragen wie eine Rechenaufgabe lösen zu können und hatte sich folgerichtig der Gruppe unter Darwins Anhängern angeschlossen, die jede erbliche Übertragung während des Einzellebens erfolgter Anpassungen, also aller „erworbenen Eigenschaften" leugneten und die ganze Lebensentwicklung, Vervollkommnung wie Artenbildung, mit Hilfe der natürlichen oder künstlichen Selektion oder Zuchtwahl zu erklären suchten. Der von Ammon bevorzugte deutsche Ausdruck „Auslese" war für ihn zum Zauberwort geworden, das ihm alle Tore des Verständnisses zu öffnen schien. Oft haben wir über diese grundlegenden Fragen unter vier Augen oder in der Öffentlichkeit verhandelt, ohne uns gegenseitig überzeugen zu können, und wiederholt habe ich mich dabei auf die Zeit berufen, die eine Entscheidung herbeiführen würde. Mit Genugtuung darf ich hervorheben, daß diese zu meinen Gunsten ausgefallen ist: immer mehr haben die Forscher einsehen gelernt, daß in der belebten Natur andere Gesetze gelten als in der unbelebten, daß das Einzelleben nicht ohne Einfluß auf die folgenden Geschlechter ist und daß sich von den wirklich „erworbenen" Eigenschaften wenigstens ein Teil auf die Nachkommen überträgt. Dieser Streit wurde aber zwischen uns beiden stets sachlich geführt und hat unserer Freundschaft keinen Abbruch getan; auch nach meinem Wegzug von Karlsruhe haben wir uns öfter besucht, uns in Vereinen oder bei Versammlungen getroffen, unsere Veröffentlichungen ausgetauscht und wechselseitig besprochen. Aus Ammons zahlreichen Werken hebe ich hervor „Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie" (1891), „Die natürliche Auslese beim Menschen" (1893), die ins Englische und Französische übersetzte „Gesellschaftsordnung und ihre natürliche Grundlage" (1895, 3. Aufl. 1900), die gekrönte Preisschrift „Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft" (1906) und endlich das schon erwähnte Hauptwerk „Zur Anthropologie der Badener", dem sich nur die „Anthropologia suecica" an die Seite stellen kann und das ihm den Ehrendoktor der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg i. B. eintrug. Schon aus den bloßen Überschriften ergibt sich die Vielseitigkeit und der Umfang seines Schaffens. In Ammons liebenswürdiger, anregender Erscheinung vereinigte sich der Naturforscher mit dem Techniker, der Schriftsteller mit dem Politiker. Dem Schriftstellerberuf blieb er bis zu seinem Lebensende (14. Jan.) treu, und seine unter dem Zeichen des Ringkreuzes wohlbekannten, sachgemäßen Berichte im „Schwäbischen Merkur" fanden aufmerksame Leser und, wenn auch nicht immer Zustimmung, so doch stets Beachtung. Während des Krieges hatte er seine Feder dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Seine Hoffnung auf den endgültigen

Sieg der deutschen Waffen war unerschütterlich, weil begründet auf seiner Anschauung von der verhältnismäßig günstigen Rassenzusammensetzung unseres Volkes. Der zwar in höherem Lebensalter, aber doch zu früh für die Wissenschaft und das öffentliche Leben Geschiedene war — womit könnte ich meine Kennzeichnung besser schließen? — ein glühender Vaterlandsfreund. Dafür zeugen die Schlußworte seiner „Gesellschaftsordnung": Alles für das deutsche Vaterland, denn Deutschlands Macht und Größe sind des Volkes Glück!

Wirtschaftslehren des Krieges.

Adolf Harpf.

I. Das wirtschaftsorganische Entwicklungsziel.

Freiheit der Entschließung nach außen ist seit jeher das wesentliche Kennzeichen eines selbständigen staatlichen Gebildes. Zum Schutze bedrohter Grenzen, überhaupt zur Wahrung seiner Lebensbelange den Krieg zu erklären, und wieder in Wahrnehmung von Lebensnotwendigkeiten Frieden zu schließen und Bündnisse einzugehen oder zu lösen, bildet die wesentlichste Außenbetätigung der Selbständigkeit eines jeden geschlossenen Staatsganzen. Wie den äußeren Feinden seines gesicherten Bestandes tritt derselbe Staat aber seit jeher als ein in sich geschlossenes Ganzes auch den inneren Feinden, d. i. allen jenen entgegen, die durch gesellschaftsfeindliches Verhalten seinen inneren geordneten Bestand stören oder auch nur stören wollen.

Die Gesetzgebung als Ausdruck öffentlicher Rechtsordnung und die Ausübung oberster Ordnungs- d. i. Polizei-Gewalt sind in dieser Richtung Hauptmerkmale einheitlich geschlossener Herrschafts-Organisation nach innen hin.

Dazu kam seit den Freiheitskriegen der allmähliche Übergang aller europäischen Festlandsstaaten von der Heeresbildung durch Anwerbung von freiwilligen Söldnern oder durch zwangsweise Pressung zur Einführung einer mehr oder minder allgemeinen Wehrpflicht, wodurch der Krieg nun erst zur allgemeinen Volksangelegenheit des Staates geworden ist. Es war dies wohl der bedeutungsvollste Schritt auf dem Wege zur fortschreitenden Schließung und Vereinheitlichung des staatlichen Aufbaues durch die Heranziehung grundsätzlich aller wehrfähigen Bürger zur persönlichen Teilnahme am wichtigsten Lebensbelange seines Bestandes: der, wenn nötig, bewaffneten Abwehr äußerer — und innerer Feinde. Mit der rasch ansteigenden wirtschaftlichen Entwicklung des Reiches und der erweiterten und vertieften Erkenntnis seiner Wirtschaftsbelange stellte sich schließlich unter Bismarcks kraftvoller Führung die Notwendigkeit ein, die heimische Arbeit gegen Schädigungen ausländischen Wettbewerbes auf den Inlandsmärkten in staatlichen Schutz zu nehmen und sohin eine wenigstens teilweise wirtschaft-

liche Abschließung gegen das Ausland anzubahnen. So ist der Schutzzoll nichts anderes als ein erster Ausdruck staatlichen Strebens nach wirtschaftlicher Verselbständigung, eine erste Willensbetätigung, sich von Außeneinflüssen endlich auch auf dem Gebiete seines wirtschaftlichen Lebens unabhängig zu machen.

Alle diese einzelnen Entwicklungsschritte des neuestzeitlichen Staates, wozu noch dessen ausgesprochene Richtung auf möglichst vereinheitlichte Zusammenfassung und Einbeziehung aller kulturell, blutlich und sprachlich zugehörigen Volksteile, also auf immer vollkommenere Ausgestaltung zum völkisch-geschlossenen Staate kommt, zeigt deutlich das Ziel dieses ganzen Entwicklungsganges auf. Es besteht dieses Entwicklungsziel offenkundig in der immer zunehmend geschlosseneren Gestaltung aller staatlichen Lebensformen, in der immer festeren Zusammenfassung aller geistigen und stofflichen Kräfte des Staates zur möglichsten Erhöhung des Gesamtwohles aller und dadurch erst jedes Einzelnen seiner Angehörigen. Auf immer weitere Gebiete materiellen und geistigen Lebens sehen wir daher den Staat seinen Einfluß erstrecken, immer deutlicher tritt dabei als Endzweck dieser Einflußnahmen die Erhöhung der Lebensgestaltung des staatlichen Gesamt-Organismus hervor, in welchem der einzelne nur Mittel zu diesem Endzwecke, eine Zelle oder gar nur ein Zellbestandteil des allumfassenden Lebewesens Staat ist.

Es liegt entschieden im Zuge dieser Entwicklung, daß sich schließlich auch die Wirtschaftseinheiten im Innern des Staates diesem organisatorischen Aufbau dem Endzwecke des Ganzen entsprechend einfügen müssen — was sie bisher noch keineswegs getan haben.

Nicht billige Rücksichtnahme auf das Ganze, sondern einzig Gewinn- oder Verlust-Aussichten Einzelner sind bisher die Leitsterne auch der Wirtschaftsbewegung und -Erzeugung im Staatsinnern gewesen, so namentlich des Handels mit den Erzeugnissen des Heimatbodens, den Nahrungsmitteln und den Ergebnissen des Bergbaues und der Forste, die doch sinngemäß in erster Reihe zur heimischen Bedarfsdeckung da sein müssen, weil ja heute auch alle Heimatangehörigen zur Verteidigung eben dieses Bodens mit Gut und Blut beitragen. Sie haben daher auch alle insgesamt ein Anrecht mindestens an dem erworben, was dieser Boden hervorbringt. Dieses Anrecht muß notwendig die Rechte Einzelner an diesem Boden und an der Verwertung seiner Erzeugnisse insoweit beschränken, als solche Einzelrechte mit jenem Anrechte der Gesamtheit in Widerspruch stehen. Der Zollschutz gegen Schädigungen von außen ist in der Richtung des Heimatschutzes eben erst die halbseitige Zweckgestaltung staatlichen Wirtschaftslebens. Er ist notwendigerweise dahin zu ergänzen und in seiner Eigenschaft als Heimatschutzmittel zu rechtfertigen, daß auch in der anderen Hälfte staatlichen Wirtschaftslebens, in der innerstaatlichen Güterbewegung, -erzeugung und -verwertung endlich der Lebenszweck des

Ganzen oberste Richtschnur aller Gestaltungen wird. Geschlossene Zweckgestaltung nach außen und innen ist ja, wie das Ziel jeder biologischen Höherentwicklung, so auch das des Staates und seiner Einrichtungen als Lebewesen höherer Ordnung.

2. Kriegswirtschaftliche Grundsätze.

Es ist ein entschieden glücklicher Anfang mit der Gestaltung bisher ungestalteten Wirtschaftslebens unter dem Drucke der wirtschaftlichen Kriegsnot bereits gemacht.

Der Grundsatz, daß der Bestand und das Gedeihen der Allgemeinheit und nicht mehr der möglichst hohe Erzeuger-, Unternehmer- oder Händlernutzen für die Güterverteilung und Preisbildung der Erzeugnisse des eigenen Landes maßgebend zu sein hat, dieser einzig wahrhaft volkswirtliche Grundsatz ist unter dem Zwange der Kriegsnot vorerst auf dem Gebiete der Versorgung unseres Volkes mit den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln endlich wenigstens teilweise zum Durchbruche gekommen. Staatliche Vorratsaufnahmen, Beschränkungen des Innenhandels, Beschlagnahmen zur Deckung unentbehrlichen Verbrauches und Preisfestsetzungen auf Grund wirklich aufgewendeter Herstellungskosten und eines angemessenen Verdienstes, soweit er eben wirklich verdient ist, haben die allzulange für unumstößlich gehaltene Unheilslehre von der selbstordnenden Wirkung des Angebotes und der Nachfrage durchlöchert. Wucherische Preistreibereien zur Erzielung unverdienter Gewinste wurden wiederholt einer strengen Bestrafung zugeführt, wenn hierbei auch vorwiegend erst die kleinen Wucherer getroffen wurden, während man die weit sträflicheren, aber unter dem Deckmantel rückständiger Handelsgesetze verhüllt weiterarbeitenden Großhandels- und Börsenwucherer, sowie die Preistreibungskartelle der großen Industrie-Aktiengesellschaften noch immer nicht richtig zu packen vermag. Daß ihnen unter dem Beifalle aller wirtschaftlich gerecht Denkenden neuestens wenigstens ein Teil ihrer nur unter Ausnutzung der Kriegslage gemachten großen Gewinste in der Form von Kriegsgewinnsteuern zugunsten der Allgemeinheit wieder abgenommen wird, ist doch nur das Eingeständnis der Machtlosigkeit des Staates, sie an der Erzielung ungebührlicher Gewinste bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage verhindert zu haben. In einem richtig gestalteten Wirtschaftsstaate hätte doch eine solche Ausnutzung der Kriegslage zur Bereicherung Weniger auf Kosten Vieler oder Aller vorerst gar nicht stattfinden können. Das ist es, was den Kriegsgewinnsteuern nicht nur ihre volle sittliche Berechtigung gibt, sondern auch die Notwendigkeit dartut, unser Wirtschaftsleben endlich derart einzurichten, daß solche unverdiente Verdienste überhaupt gar nicht mehr gemacht werden. Schließlich wird ja auch durch die Sonderbesteuerung der Kriegsgewinste, und wenn sie noch so hoch gegriffen wird, doch nur zum allergeringsten Teile dasjenige hereingebracht werden können, was der Allgemeinheit unter der

glück gekostet. Durch Liebe, Schönheit und Weisheit wollte er das Volk verbessern und regieren, durch grundlosen Haß ist er zu Falle gebracht worden, und unsere gesamte moderne freiheitlich-fortschrittliche Welt, unsere Herren „aufgeklärten" Geschichtsschreiber an der Spitze, stehen weinend bei dem Requiem, das sie diesen Großdemagogen absingen und klagen das „undankbare Volk" an! Du lieber Himmel! Kindliche, unverdorbene Seelen! — — — Wäret ihr übrigens auch so butterweich abgestimmt, wenn es sich um einen rechtmäßigen König handelte, der zu Falle kam? — „Er hat es verdient", würdet ihr brüllen, nur bei einem Herrn Kollegen seid ihr auf einmal so royalistisch gesinnt.

Perikles war trotz aller geistigen Vorzüge, die eben dem gebildeten Demos als Vorzüge erschienen, in heroischem Sinne ein schwacher Geist. Vielleicht erkannte gerade der ungebildete Demos seine geistige Schwäche instinktiv und stürzte seinen einstigen Liebling, weil er zu so einem Lenker kein Vertrauen mehr besaß. Der rohe Instinkt des Ungebildeten und der Seherblick des aristokratisch denkenden Philosophen, der hoch über dem Gebiete des sogenannten „Gebildeten" schwebt, reichen sich ja oft die Hände. Perikles wollte ein Land und eine Umgebung schaffen, die den Menschen bessern und glücklich machen sollte, statt einen Menschen zu erziehen, der in jedem Lande und in jeder Umgebung zweckdienlich und glücklich ist. Er wollte durch „Überzeugung" gewinnen, statt das Volk zum Gehorsam zu zwingen und gar ein fremdrassiges Volk, ein Volk, in dem der Freigelassene, der Metöke und der Sklave immer mehr überhand nahm! — Freilich Härte behält nur dann ihre Schärfe, wenn man selbst kein Schwelger, sondern auch gegen sich selbst hart ist. Faste und schlafe auf hartem Lager, so wie es der Spartaner getan hat, dann kannst du mit der Peitsche herrschen, denn der fremdrassige Ansiedler braucht und erwartet auch die Peitsche, aber einen Prasser, einen Weichling, der keinen Blutstropfen sehen kann, ohne einen ästhetischen Schüttelfrost zu bekommen, den werden sie niemals fürchten!

Die Germanen — der Jungbrunnen der Völker Europas.

Dr. Th. Arldt.

In wildem Hasse haben sich die sonst in ihrem ganzen Wesen und ihrem Streben so grundverschiedenen Weltmächte England, Frankreich und Rußland vereint und Italien und andere, kleinere Staaten haben sich ihnen angeschlossen, um das Deutsche Reich zu vernichten, das durch seinen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung ihnen unbequem wurde, weil es neben ihnen auch einen gebührenden Anteil an der Erde und ihren Gütern forderte. Und nicht nur das Reich sollte vernichtet werden, das unsere Väter in ruhmvollem Kampfe gezimmert, dem ganzen Volke gilt der Ver-

nichtungskampf. Man will es wohl nicht gerade mit Stumpf und Stiel ausrotten, wie das in vergangenen Zeiten mehr als einmal geschehen ist, in den Zeiten des Römerreichs und während der großen Völkerwanderung zum Beispiel. Aber wir sollen doch wirtschaftlich vernichtet, zu einem armen, machtlosen Volke gemacht werden, das nie wieder daran denken kann, seinen jetzigen Bedrängern die Früchte ihres so sicher erhofften Sieges streitig zu machen. Und in letzter Linie gilt der Kampf auch nicht dem deutschen Volke allein. Gelänge es unsern Feinden, dieses zu vernichten, so wäre damit auch das Schicksal aller Germanen entschieden, auch das der Skandinavier, die dann nichts mehr vor der umklammernden Gewalt des despotischen Rußland retten könnte, deren Land ein zweites Finnland werden müßte.

Das haben klar blickende Männer bei unsern nördlichen Nachbarn längst erkannt, selbst bei den Dänen, denen man gewiß keine besondere Deutschfreundlichkeit nachsagen kann, und von denen eine solche auch nicht wohl zu erwarten ist. Das erkennen aber auch Männer aus nichtgermanischem Stamme an, denen der Blick nicht durch den jetzt von Englands Hetzpresse aufgepeitschten Haß oder durch das von ihr über die ganze Welt geworfene Lügengewebe getrübt ist. Sie alle würden in einer Vernichtung des Germanentums, in einem vollen Siege der halbmongolischen Russen und ihrer überkultivierten Verbündeten ein Unglück nicht bloß für Europa, sondern für die ganze Menschheit sehen. Und sie haben recht, denn so weit wir die menschliche Geschichte zurückverfolgen können, immer wieder sind's Germanenstämme gewesen, die aus den morsch und brüchig werdenden Resten alter Kulturen neue kräftigere Bauwerke ausgeführt haben, die die Menschheit zu immer höherer Stufe emporgeführt haben.

Die meisten denken dabei wohl nur an die heldenhaften Germanenvölker, die das römische Weltreich in Trümmer schlugen. Sie denken vielleicht daran sogar mit einem gewissen Bedauern über die dabei zunächst vernichteten Kulturwerte. Sehen sie doch diese Germanen als „Barbaren" an, so wie die römischen Schriftsteller die ihrem Reiche so gefährlichen Feinde geschildert haben. Und doch ist diese Auffassung ganz falsch. Diese deutschen Heerscharen, die des mächtigen Roms Grenzmarken überfluteten, waren keine Halbwilden, wie sie lateinischer Dünkel dargestellt und gedankenlose Begeisterung für das klassische Altertum es willig geglaubt hat. Sie hatten eine eigene, hochentwickelte Kultur, von der uns neuere Ausgrabungen ein untrügliches und völlig unparteiisches Zeugnis gegeben haben. Sie brachten den südlichen Völkern nicht bloß eine körperliche Auffrischung, sondern mindestens ebensosehr eine geistige und moralische, die ihnen ebenso bitter not tat wie die erste.

Aber das ist nur ein Fall, in dem das Germanentum fördernd auf seine südlichen Nachbarn einwirkte, doch bei weitem nicht der einzige. Vielmehr sehen wir in der ganzen Weltgeschichte fast ununterbrochen Ströme

germanischen Stammes bald hier, bald da nach dem Süden hin fluten und immer wieder den betroffenen Völkern Keime höherer Entwicklung zuführen. Ehe wir aber diesem Strome unsern Blick zuwenden, bedarf es noch einer kurzen Erklärung darüber, was wir eigentlich unter Germanen zu verstehen haben.

Die Abgrenzung der Germanen wird in weiten Kreisen nach rein philologischen Gesichtspunkten vorgenommen, wie man überhaupt Völker mit verwandten Sprachen als stammverwandt anzusehen pflegt. Und doch ist das nur in beschränktem Maße richtig. Die nach ihrer Sprache zu den Südslawen gerechneten Bulgaren waren ursprünglich ein türkisches Volk, und vielleicht trug auch diese im Grunde verschiedene Anlage mit dazu bei, dieses tapfere Bauernvolk mehr als andere Völker gegen das panslawistische Gaukelwerk zu feien. Die nach ihrer Sprache semitischen Hebräer sind stammesgeschichtlich die nächsten Verwandten der „indogermanischen" Armenier, und ein besonders buntes Gemisch stellen die Romanen dar, deren östlichste Vertreter, die Rumänen, mit den anderen Romanen nichts gemeinsam haben, als die ihnen von ihren Besiegern aufgedrungene Sprache. Auch was wir sprachlich als Germanen bezeichnen, ist rassisch nicht einheitlich. Langköpfe und Rundköpfe, Blonde und Dunkelhaarige, Große und Kleine finden wir unter ihnen. Aber im großen und ganzen entsprechen sie doch in so weitgehendem Maße der einen der europäischen Hauptrassen, daß wir diese unbedenklich als germanische Rasse bezeichnen können. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß keine andere der großen Völkergruppen Europas, weder die der Slawen noch die der Romanen eine ähnliche Gleichsetzung mit einer Hauptrasse ermöglicht.

Woran ist nun diese germanische Rasse erkenntlich? Durchweg zeigt sie hohen Wuchs. Der Schädel ist lang, wenn auch nicht bis zum Extrem, das Haar blond, das Auge blau. Gerade die beiden letzten Merkmale sind sehr bezeichnend, denn sie finden sich in der ganzen Menschheit fast nur bei unserer Rasse. Nur die östliche Rasse Europas besitzt sie noch in gewissem Grade, ist aber klein und rundköpfig. Daß diese Eigenschaft so streng auf das Stammland der Rasse beschränkt geblieben ist, erklärt sich aus dem sogenannten Mendelschen Vererbungsgesetze. Die Blondheit ist eine „rezessive" Eigenschaft, die bei Kreuzungen gegenüber der dunkeln Farbe verschwindet. Kinder von reinrassigen Blonden und Dunkelfarbigen werden stets dunkel sein, und erst von der zweiten Generation an werden immer nur vereinzelt bleibende blonde Rückschläge auftreten. Daraus erklärt sich auch das Zurücktreten der blonden Farbe in großen Teilen unseres deutschen Volkes. Sobald eben nur ein Dunkelfarbiger in ein Geschlecht eintritt, wird sich seine Farbe immer mehr vordrängen. Wir dürfen also keineswegs nur die Blonden als echte Germanen ansehen, sondern auch Dunkelfarbige, wenn sie die anderen Merkmale unserer Rasse besitzen. Oft wird sich dies bei den Kindern bemerkbar machen. Ist von den Eltern

eines blond, das andere dunkel, und die Kinder schlagen sämtlich oder in der Mehrzahl in der Farbe der Augen oder Haare dem ersten nach, so ist sicher, daß auch das Dunkle in der Hauptsache „blondes", germanisches Blut in seinen Adern hat.

Die Nachbarrassen weichen alle beträchtlich von der germanischen Rasse ab. Von der östlichen Rasse haben wir schon gesprochen. Im Süden, um die Alpen herum, und im Westen, besonders in Frankreich, sitzt die kleinwüchsige, rundköpfige und dunkle alpine Rasse, die also in jeder Beziehung von unserer germanischen Rasse weit abweicht. Noch weiter südlich treffen wir von Spanien bis Italien auf die iberische Rasse, die sich von der alpinen in der Hauptsache nur durch den langen, außerordentlich schmalen Schädel unterscheidet. Im Gebiete der Balkanhalbinsel wieder müssen wir die Stammrasse in hochgewachsenen Rundköpfen sehen, die man als adriatische Rasse bezeichnet hat und die jedenfalls mit der vorderasiatischen eng zu verbinden ist, deren reinste Reste wir in den Georgiern und Kaukasiern und nächstdem in den Armeniern sehen.

Von allen diesen Rassen sind nun die Germanen sicher als das eigentliche Kernvolk dessen nachgewiesen worden, was wir als Indogermanen bezeichnen. Über deren Urheimat ist ja schon viel geschrieben worden. Während man sie früher von Asien herleitete, woher ja in letzter Linie überhaupt alles stammen sollte, hat man sich mehr und mehr überzeugt, daß Europa diese Heimat birgt. In Frage kam das Steppengebiet von Südrußland und ganz besonders das Ostseegebiet, in dem man jetzt das eigentliche Kernland sieht, in dem die nordische, germanische Rasse die ihr eigentümlichen Merkmale erwarb. Hellfarbige Menschen konnten ja nie in einem sonnenscheinreichen Lande aus dunkelfarbigeren entstehen, sondern nur in einer Gegend, in der das Sonnenlicht gedämpft, der Himmel häufig von Wolken verdeckt ist.

Vom Ostseegebiet aus zogen die Indogermanen in ihre jetzigen Wohngebiete in immer wieder sich erneuernden Wellen, wenn die Vermehrung des kräftigen Volkes ihm die nur kargen Lebensunterhalt bietende Heimat zu eng werden ließ. Mit Weib und Kind zogen die Scharen ins Weite, neue Wohnsitze zu suchen, und mit Waffengewalt setzten sie sich in den Besitz des Landes, das sie für ihren Unterhalt brauchten. Dabei wurde die Urbevölkerung der neuen Heimat nicht etwa vernichtet. Man ließ sie ruhig im Besitze ihres Landes, nur einen Teil davon mußte sie an den Sieger abgeben, der zwischen und über ihr eine Herrenkaste bildete, einen Kriegeradel, der den Schutz seiner neuen Untertanen übernahm, aber sich so auch im Verlaufe der zahllosen Kämpfe nach und nach aufrieb. Immer wieder treffen wir in der Geschichte das gleiche Bild, die Einwanderung hochgewachsener, hellfarbiger Kriegervölker, ein Heldenzeitalter des so verjüngten Volkes, einen mächtigen Aufschwung an politischer und wirtschaftlicher Macht, meist auch an Kunst und Wissenschaft, und dann ein langsamer

Abstieg, je mehr der germanische Bestandteil zurückgeht, je mehr die in den Kämpfen geschonte Grundmasse der Urbevölkerung das Übergewicht erlangt, bis dann eine neue Welle von Norden hereinflutet und der Entwicklung einen neuen Anstoß gibt.

An den Rändern der langsam zurückweichenden Inlandeismassen der letzten Eiszeit erwuchs vor tausenden von Jahren die germanische Rasse, im Kampfe gegen die unwirtliche Natur körperlich und geistig gestählt und dadurch den unter leichteren und darum verweichlichenden Verhältnissen aufgewachsenen Nachbarrassen überlegen. Wie jede kräftige Lebensform im ganzen Tier- und Pflanzenreich strebte sie sich nach allen Richtungen hin auszudehnen, soweit sich ihr nicht unüberschreitbare Schranken entgegenstellten, wie zunächst das offene Meer. Eine Stelle besonders schwachen Widerstandes stellten nun immer wieder die südrussischen Steppenlandschaften mit ihrer verhältnismäßig dünnen Bevölkerung dar. Wann die germanische Rasse über Polen und Ukraine das Schwarze Meer erreichte, das können wir nicht mit Zahlen angeben. Vom Anfange aller Geschichte sitzen hier jedenfalls echte Indogermanen, die sarmatischen und skythischen Völker, die den jetzigen Bewohnern des iranischen Hochlandes besonders nahe standen, und von hier aus sind Stämme der nordischen Rasse dann in immer neuen Vorstößen weit in Vorderasien eingedrungen. Nur wenige der älteren Vorstöße liegen schon im Lichte der Geschichte.

Einigermaßen unterrichtet sind wir über den am weitesten nach Südosten vorgedrungenen Stamm. Um das Jahr 4000 v. Chr. erschien an der Schwelle Indiens, vom hohen Gebirge zum Fünfstromland niedersteigend, ein kriegerischer Volksstamm, zunächst das Pandschab erobernd und dann in jahrhundertelangem Ringen den größten Teil der reichen Halbinsel sich unterwerfend. Zwei gewaltige Heldengedichte sind der dichterische Niederschlag dieser Heroenzeit der Hindu. Das ältere, das Mahabharata, eine Dichtung von echt indischen, wahrhaft gigantischen Ausmaßen, wurzelt in den Kämpfen im Fünfstromland. Das jüngere, künstlerisch vollendetere Ramayana spiegelt dagegen die Kämpfe gegen die dunkelfarbige Bevölkerung der eigentlichen indischen Halbinsel wider. Auch hier dürfen wir aber nicht eine vollkommene Vernichtung dieser dunkeln, drawidischen Urbevölkerung im Indus- und Gangeslande annehmen, auch nicht eine Verdrängung der alten Völker nach dem Süden der Halbinsel, wo sie jetzt noch ziemlich unvermischt sitzen. Was heute die indogermanische Hindustanisprache spricht und was wir Hindu nennen, und das sind weit über hundert Millionen Menschen, stammt durchaus nicht alles von den damals einwandernden Heerscharen ab. Die Hauptmasse entstammt wohl der dunkelfarbigen Urbevölkerung, die ja trotz ihrer Farbe der nordischen Rasse in ihrer Körperausbildung gar nicht so fern steht. Nur in den oberen Kasten, den Brahmanen und Kschatrijas, den Priestern und Kriegern, hat sich der nordische Stamm ziemlich rein erhalten, und sicher ist es gerade

dieser in manchem andern so wenig günstig wirkenden Kastenabgrenzung zu verdanken, daß hier die hellfarbigen Eroberer in 6000 Jahren nicht völlig in der dunkeln Masse der Bevölkerung untergegangen sind, wie das sonst meist schon in wenigen Jahrhunderten der Fall war. Daß sich die ganze altindische Kunst und Wissenschaft an diese arischen Einwanderer knüpft, ist allbekannt. Sie sind aber zweifellos ein Zweig der nordischen Rasse, der sie körperlich und sprachlich nahe stehen, und sind wohl von Südrußland her über Turan nach Indien vorgedrungen.

Ihnen nahe standen andere Stämme, die etwa auf gleichem Wege auf die Hochfläche von Iran und von Armenien hinaufstiegen und sich hier zu Herren über die Urbevölkerung aufschwangen. Diese gehörte ebenfalls zu der in Vorderasien weit verbreiteten Rasse, von der wir schon oben sprachen, und noch nach dem Jahre 2000 v. Chr. besaßen sie in Südpersien ein mächtiges Reich, das seine Herrschaft über Babylonien und bis nach Palästina ausdehnte, wo uns in der Geschichte des Abraham von einer Heerfahrt des Elamiten Kedor Laomor berichtet wird, in dessen Gefolge auch aus Keilinschriften bekannte Fürsten Babyloniens auftreten. Noch zur Zeit des großen Ramses, um 1300 v. Chr., beherrschten sie als Hethiter Syrien und Kleinasien, und zugleich hatten die südpersischen Kossäer wiederum die Herrschaft in Babylonien an sich gerissen. Damals waren also die nordischen Stämme noch nicht in das alte, eigentliche Persien eingedrungen. Dies ist erst im 7.—8. vorchristlichen Jahrhundert geschehen. Um 715 treten uns im nordwestlichen Persien zum erstenmal die indogermanischen Mannäer als Gegner der Assyrer entgegen. Etwas später gelangen verwandte Stämme in die Gegend von Schiras, während 678 die Kimmerier sich von Armenien her über ganz Kleinasien ergossen, das über ein Vierteljahrhundert vor ihnen zitterte. Schon 630 folgten ihnen die „Skythen", die sich gegen 28 Jahre lang in Kleinasien und Syrien hielten und bis Palästina südwärts drangen. Indessen waren dies noch nicht die frühesten Einwanderer von germanischem Typus, die in Vorderasien erschienen. Der ägyptische König Amenhotep III. (1438—1400) vermählte sich mit einer Prinzessin aus Nord-Mesopotamien, der blauäugig abgebildeten Tiji, deren Sohn Amenhotep IV. unter allen Pharaonen des Nilstromlandes zweifellos die interessanteste Persönlichkeit ist, machte er doch schon kurz nach 1400 den Versuch, an Stelle des Polytheismus eine monotheistische Religion in seinem Reiche einzuführen, ein Versuch, der freilich nach seinem Tode bald wieder aufgegeben werden mußte. Interessant ist aber zweifellos, daß dieser seiner Zeit, ähnlich dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II., weit vorangeschrittene Fürst mütterlicherseits auf germanische Abkunft hinweist. Freilich könnte sein Geschlecht auch der später zu erwähnenden phrygischen Welle ebensogut angehören, wie der iranischen. Immerhin kann deren Einwanderung im Osten von Iran schon früh erfolgt sein, aber es ist doch recht wahrscheinlich, daß sie einer jüngeren

Verbreitungswelle der germanischen Rasse angehört als die Hindu. Eine genauere Zahl läßt sich aber hierfür keinesfalls angeben.

Nun ist aber bedeutend früher schon eine von Norden kommende Einwanderung ins mesopotamische Land erfolgt. Auch hier saß ursprünglich die urarmenische Rasse, vertreten durch die hochkultivierten Sumerer, von denen wir einzelne Herrscher bis in die Nähe des Jahres 4000 v. Chr. zurück kennen. Unter ihnen treten nun im dritten Jahrtausend die Semiten auf, langköpfig und groß wie die Indogermanen, denen sie auch sprachlich, bei aller Eigentümlichkeit doch näher stehen als anderen Rassen. Auch sie reißen nach und nach immer mehr die Herrschaft an sich, bis schließlich die alte Sprache ganz verschwunden ist. Da nun von den mesopotamischen Großstaaten das im Norden, im gebirgigeren Teile gelegene Assyrien entschieden reiner semitisch war als das ältere Kulturland Babylonien im Süden, und da es auch die alten kriegerischen Tugenden der Ursemiten viel treuer bewahrt als der in Wohlleben und durch regen Handel etwas verweichlichende Südstaat, so liegt der Gedanke nahe, auch in diesen Ursemiten einen Zweig der nordischen Rasse zu sehen, der sich dann aber noch vor den Ariern vom Hauptstamm getrennt haben müßte. Indessen ist das nur eine Vermutung, die sich zurzeit noch kaum beweisen läßt.

Ganz anders stehen wir auf sicherem Boden, wenn wir uns der Mitte des zweiten Jahrtausends n. Chr. nähern. Schon vorher mögen Wellen auf Wellen nach dem Süden geflutet sein, aber wir haben von ihnen nichts oder doch nichts Gewisses erfahren. Jetzt treten sie uns aber deutlich auf griechischem Boden entgegen, erst im Rahmen der Heldensage und in ihren letzten Ausläufern schon vom matten Lichte der Geschichte bestrahlt. Die dorische Wanderung, um die Zeit von 1100—1000 v. Chr. war der Schlußakt in der Besiedelung des griechischen Bodens durch germanische Stämme[1]). Aber ihr waren jahrhundertelang andere Wanderungen vorhergegangen, die die Achaeer und Jonier, die Aeoler und wohl auch einen großen Teil der sogenannten Pelasger nach Hellas führten. Ein Stamm folgte auf den andern und trieb ihn weiter nach dem Süden, schließlich aufs Meer und in kleinasiatisches und italisches Kolonialland hinaus. Es war der gleiche Vorgang, wie in der großen Völkerwanderung. Wie da die Westgoten die Alanen und Vandalen weiterdrängten, während die Hauptmasse der Bevölkerung, das kleinwüchsige Urvolk Spaniens ruhig zurückblieb, so verdrängten auch die Dorer als Herren die Achaeer, die Urbevölkerung Griechenlands aber blieb und überdauerte alle aufeinander folgenden Herren. Denn wie wir schon erwähnten, waren es diese, die sich in den Heldenkämpfen aufrieben. Die Heldensage der Griechen ist so recht eine Heldensage der germanischen Edelinge. Erinnert uns doch auch ihre Schilderung an die nordischen Recken. Blond ist der sonnige Held

[1]) Th. Arldt: Die germanisch-hellenische Völkerwanderung. Politisch-anthropologische Monatsschrift 1915, S. 138—149, 204—215.

Achilleus, blond der kluge Odysseus, blond Menelaos, der Herrscher von Lakonien, blond Meleager, der Sieger auf der Kalydonischen Jagd, blond der gerechte Rhadamanthys von Kreta, blond sind also Fürsten aus allen möglichen Gegenden Altgriechenlands. Blond ist auch Demeter, die Schützerin des hochentwickelten Ackerbaus, helläugig Pallas Athene, so recht eigentlich die Göttin der höchsten hellenischen Kultur. Hier sehen wir so recht deutlich, daß ein blondes Volk, ein Zweig der germanischen Rasse es war, der Griechenland seine Heldenzeit brachte. Diese Herrenkaste war noch jahrhundertelang der Träger von Griechenlands Entwicklung. Sie führte die ruhmvollen Perserkriege, sie entwickelte Kunst und Wissenschaft zu glänzender Höhe, aber sie verblutete sich auch in den endlosen Kämpfen der einzelnen Kantone um die Vorherrschaft, besonders in dem unseligen peloponnesischen Kriege und dann als Söldner im Dienste fremder Gewaltherrscher. Ein Stamm nur hielt sich lange frisch, der der Heimat am nächsten geblieben war, die Mazedonier. Ihnen fiel deshalb das alternde Griechenland anheim, aber in dem Riesenwerke Alexanders des Großen und in den seinem Tode folgenden Wirren erschöpften auch sie sich. Das edle Ferment der nordischen Rasse hatte sich aufgerieben, nur die Masse der alten Urbevölkerung war geblieben. So erklärt es sich, wie die Griechen in wenigen Jahrhunderten so kläglich herabsinken konnten. Die Griechen der Römerzeit waren nicht mehr die Nachkommen der Herrengeschlechter, an die wir denken, wenn wir von den alten Hellenen sprechen, es war ein ganz anderes Volk, fremd seinen alten Führern, wie die Römer der Völkerwanderungszeit dem großen Theoderich. So sind auch die heutigen Griechen keine Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis, sie sind der Masse der südlichen Rasse entsprossen, für die damals die Herrenkaste sich in den Kampf stürzte und die auch in der Folgezeit noch viel neues Blut zugeführt erhielt:

Aber diese Welle, die germanische Heerscharen als Stammväter der Hellenen nach Griechenland führte, blieb nicht auf den Westen der Balkanhalbinsel beschränkt, um sich dann erst übers Meer nach Kleinasien zu ergießen. Auch der Osten wurde gleichzeitig überflutet und an der wichtigen Völkerpforte von Byzanz ergossen sich die Scharen auch nach Kleinasien hinüber, die dortigen Rundköpfe überall überwältigend. Thraker, Bithyner, Phryger sind die Hauptvölker, die hier zu erwähnen sind. Und die Spuren dieses gewaltigen Heereszuges treten uns auch wieder in der orientalischen Geschichte entgegen, denn die Wogen dieser Völkerwanderung brandeten bis nach Syrien und Ägypten hinunter. Unter dem Nachfolger des großen Ramses, unter Merenptah landen im westlichen Delta im Jahre 1277 Nordländer: Lykier, Achaeer, Tyrrhener, Sizilier und Sarden, von denen besonders die beiden ersten entschieden Indogermanen sind. Wenige Jahrzehnte später, um 1232, ergießt sich ein gewaltiger Heereszug, mit Weibern und Kindern auf Ochsenkarren südwärts ziehend, über Syrien und schlägt hier das alte mächtige Reich der Hethiter in Trümmer, das nicht einmal der große

Ramses zu bezwingen vermochte. Auch unter diesem Völkergemisch, das ganz an die Heerscharen der Völkerwanderung erinnert, werden die Griechen mitgenannt, als Danan, d. h. Danaer, der Stamm von Argos. Schon bedrohten diese Scharen selbst Ägypten, da glückte es dem dritten Ramses, diesen furchtbaren Angriff zurückzuschlagen. Die Hauptmasse flutete wohl wieder nach Norden, aber ein Stamm hielt sich doch an der Schwelle Ägyptens, die Pulsat, d. h. die Philister, die uns ja aus der Bibel als höchst kriegerisch bekannt sind und die jahrhundertelang das nach ihnen genannte Palästina beherrschten.

Auch die Italer müssen etwa zur gleichen Zeit, in der Mitte des zweiten Jahrtausends nach Italien gekommen sein, sind doch die latinischen, sabinischen und samnitischen Stämme um das Jahr 1000 schon fest im Lande ansässig. Wir sehen also, daß diese griechisch-italische Völkerwanderung an Großartigkeit kaum hinter der späteren Völkerwanderung zurücksteht, kennen wir dort eben nur einen kleinen Teil der damaligen Ereignisse, nur den, der sich am Rande der alten Kulturländer abspielte. Sicherlich haben aber diese Wanderungen auch weiter im Norden nicht geringere Völkerverschiebungen gebracht, von denen wir wohl kaum je Genaueres erfahren werden. Jedenfalls gingen aber die Träger der klassischen Kultur in Griechenland wie in Rom auf diese nordischen Eroberer zurück und je mehr diese aus dem Volkskörper verschwanden, um so mehr ging die Blüte der Völker zurück. Rom verstand es allerdings meisterhaft, nach und nach immer weitere Völker seines ausgedehnten Reiches zu Herrschaft und Kriegsdienst mit heranzuziehen und so seine sich erschöpfende Herrenkaste immer wieder aufzufrischen, stammen doch gerade seine bedeutendsten späteren Kaiser aus den Provinzen, aber schließlich erschöpften sich auch diese und das Reich erlag dem Ansturme einer neuen nordischen Welle.

Schon lange vorher hatte sich aber schon eine solche über die Mittelmeergebiete ergossen. Wir können sie als die Keltische Völkerwanderung bezeichnen. Die Urkelten waren ein entschieden germanischer Typus, der von Süddeutschland ausging, wo einzelne Stämme, wie die Bojer in Böhmen, bis an den Beginn unserer Zeitrechnung aushielten. Schon lange vorher hatte sich aber die Hauptmasse in Bewegung gesetzt. Bald nachdem die griechische Welle abgeebbt hatte, im neuerworbenen Land von Italien bis Kleinasien zur Ruhe gekommen war, begann die keltische Welle sich auszubreiten, zunächst hauptsächlich nach Westen und Südwesten. Wann sie anfing, wissen wir nicht, jedenfalls überflutete sie zuerst Frankreich und schuf hier durch Verschmelzung mit der alpinen Urbevölkerung das Volk der Gallier. Auch wann die Kelten Großbritannien und Irland besiedelten, entzieht sich gänzlich unserer Kenntnis. Wir wissen auch nicht viel näheres darüber, was für eine Rasse hier vorher heimisch war, denn die ersten Menschen waren die Kelten in England sicher nicht. Wohl aber kennen wir die südlichen Ausläufer dieser Bewegung. Im 6. Jahrhundert brachen

die Kelten in Spanien ein und unterjochten hier in weiten Gebieten die mittelmeerische langköpfig kleine Rasse, als Keltiberer auch den mächtigen Karthagern und den sieggewohnten Römern lange trotzend. Kurz nach dem Jahre 400 brachen andere Stämme in Italien ein und bedrohten das aufstrebende Rom mit früher Vernichtung. Wenn der Staat auch diesem Schicksale entging, so rissen doch die Kelten das ganze nördliche Tiefland, die ganze Poebene an sich, und Jahrhunderte dauerte es trotz seiner Kriegskunst, bis es Rom gelang, seine Herrschaft auch über diese trotzigen Krieger auszudehnen, die so dicht vor seinen Toren saßen. Dann lieferte aber dieses Gebiet Rom manch wertvolles Element für seine Weltherrschaft. Noch viel gewaltiger war ein anderer Heereszug der Kelten, etwa 100 Jahre später. Um das Jahr 284 ergossen sich ihre Scharen über die Balkanhalbinsel und setzten schließlich nach Kleinasien über, wo sie endlich 235 in dem nach ihnen genannten Galatien eine neue Heimat fanden. Diese Keltenzüge sind uns, soweit sie römisches und griechisches Gebiet berührten, in der Hauptsache in ihren verheerenden Wirkungen bekannt geworden. Das ist ja schließlich bei solchen Kämpfen nie zu vermeiden. Außerdem müssen wir aber auch bedenken, daß wir diese Kämpfe nur aus den Berichten der damaligen Leidtragenden kennen, die sicher kein Interesse daran hatten, ihren Gegnern gerecht zu werden. Wie würden wir wohl vor der Geschichte dastehen, wenn ausschließlich französische, belgische und englische Berichte über den jetzigen Weltkrieg der Nachwelt überliefert würden. Eins ist jedenfalls sicher. Wenn er auch nicht eine neue Phase der Menschheitsgeschichte einleitete, wie die griechische Wanderung, so hat der Keltensturm der alternden Kulturwelt des Mittelmeergebietes, dessen germanische Elemente schon stark aufgezehrt waren, zahlreiche neue Elemente zugeführt, und dabei war diese keltische Woge vielleicht schon ziemlich stark mit alpinen Elementen durchsetzt.

Der arischen Wanderung um das Jahr 4000, der griechisch-italischen etwa von 1600—1100, der keltischen etwa von 900—200 folgte wiederum nach kurzer Pause die eigentlich germanische Völkerwanderung, die nicht erst durch den Ansturm der mongolischen Hunnen ausgelöst wurde, wie man das zuweilen liest, sondern die schon weit früher begann, so daß auch das Hunnenreich nur eine kurze Episode in diesem gewaltigen Völkerfluten darstellt. Das älteste Vordringen von Germanen über den Rhein, das den nördlichen Teil der Gallier, die Belger, stark beeinflußte, können wir zeitlich nicht festlegen. Die Bewegung wird erst deutlich, als sie mit dem Heereszuge der Zimbern und Teutonen auf Roms Grenzen stieß und von 113 v. Chr. fast ein Dutzend Jahre lang ein stolzes Heer der weltbeherrschenden Römer nach dem andern vernichtete, bis es dem überlegenen Feldherrngeiste des Marius gelang, Rom vor dieser großen Gefahr zu retten. Schon 30 Jahre nach der Vernichtung der beiden Völker überschritt aber ein neuer Zug den Rhein. Der Heerkönig Ariovist beherrschte wiederum 13 Jahre

lang, von 71—58 das östliche Frankreich, bis auch ihn einer der ersten Feldherren aller Zeiten, Cäsar, zum Rückzuge zwang. Besonders von der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts an mehrten sich dann die Vorstöße und erreichten immer größere Wucht. Um 166 begannen die Markomannenkriege um die Donaugrenze. Hundert Jahre später wieder stürmten die Alemannen zum Rheine vor und drangen um 350 ins Elsaß ein. Schon lange vorher, etwa gleichzeitig mit den Markomannenkriegen, hatten die Goten sich vom Weichsellande über die Ukraine nach dem Schwarzen Meere südwärts geschoben, der alten Linie folgend, auf der vor mehr als vier Jahrtausenden die Arier ausgezogen waren. Wir können und brauchen die weitere Geschichte der Völkerwanderung hier nicht aufzuzählen. Wir wissen, wie die germanischen Heerscharen das ganze europäische Gebiet des Römerreiches durchzogen haben, wie sie in seinem ganzen Westen, in Italien, Frankreich, England, Spanien und in Nordafrika stolze Reiche bildeten, als kriegerische Herren zwischen der unterworfenen iberischen und alpinen Urbevölkerung lebend. Wohl brachte besonders der Araberssturm einen zeitweiligen Rückschlag, aber als der Islam aus Westeuropa wieder zurückgedrängt wurde, da war es der alte westgotische Adel, der das Schwert der Befreiung führte. Langobardisches Blut führte Oberitalien zu hoher wirtschaftlicher, künstlerischer und wissenschaftlicher Blüte. Fränkische Tüchtigkeit schuf den französischen Einheitsstaat, die Angelsachsen legten den Grund zum englischen Staate. Aber in den meisten dieser Staaten rieb sich auch das germanische Element mehr und mehr auf, zunächst in den zahllosen inneren Kämpfen, wie denen der Guelfen und Ghibellinen in Italien, der roten und weißen Rose in England, in den fortwährenden äußeren Kriegen, in den Kreuzzügen. Dazu kamen später die Wirkungen der Inquisition, der gerade die höher befähigten Glieder des Volkes, eben die germanischen Elemente, am ehesten zum Opfer fielen. Besonders in Spanien besiegelte sie das Wiederemporkommen der von den Goten unterworfenen südlichen Rasse, in Frankreich begünstigten es die Hugenottenmorde in der Bartholomäusnacht, die Dragonaden des „Sonnenkönigs" nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes und endlich die große Revolution, und je mehr diese alte Rasse wieder in den Vordergrund trat, um so mehr ging es bergab mit der Macht und der geistigen Bedeutung der Völker, erst mit Spanien und Portugal und dann auch mit Frankreich, trotzdem dieses am längsten und kräftigsten mit germanischen Elementen durchsetzt war, besonders in seinem Norden.

Hier war ja nicht nur die germanische Welle der großen Völkerwanderung in vollem Schlage eingedrungen, hier hatte auch eine noch jüngere Woge Spuren hinterlassen. Bald nach dem Abflauen der deutschen Bewegung, die mit dem Eindringen der Langobarden in Italien im wesentlichen zur Ruhe gekommen war (rund um 600 v. Chr.), begann eine neue germanische Flut weiter im Norden, die Völkerwelle der Normannen.

Schon 787 erreichte sie England, 810 Friesland. Meist handelte es sich nur um Raubfahrten, die sich um 860 bis nach Italien ausdehnten, wo Luna und Pisa verheert wurden, während ein Vierteljahrhundert später sogar Paris vor den kühnen Seefahrern erzittern mußte. Aber auf England faßten doch bald die „Dänen" Fuß und ebenso siedelten sich die Nordmänner in der französischen Normandie an, bald romanische Sprache und romanische Sitte annehmend, aber körperlich doch immer noch ein Glied der nordischen Rasse. So eroberten sie in kühnem Handstreiche das durch die jahrhundertelangen Kämpfe mit den Dänen erschöpfte Land der Angelsachsen, so wurden sie die Hauptträger der Kreuzzugsidee, die abenteuerlustigen, kühnen Streiter, die sich in Unteritalien ein blühendes Reich schufen, das in seiner politischen Entwicklung den Nachbarstaaten weit voraneilte, die mitten in der Welt des Islam auf verlorenem Posten heldenmütig aushielten bis zu ihrem Ende. Wohl verbluteten sich auch diese Heldengeschlechter, aber auch sie haben den von ihnen Unterworfenen neuen Aufschwung gebracht, neue Anregungen gegeben.

Dauernder war ihr Einfluß in den Gebieten, die die westwärts flutende Welle erwarb. Schon vor 900 wurden die Shetland Inseln, die Orkneys, die Hebriden, die Fär Öer erworben, auch Island, selbst Grönland entdeckt und hundert Jahre später, 983, besiedelt. Ja das erste Jahrtausend sah noch die Entdeckung des Winlandes, des nördlichen Nordamerika. Wenn auch Grönland im 15. Jahrhundert wieder verloren ging, nach neueren Forschungen infolge einer immer mehr sich verschärfenden Eisblockade seiner Küsten, so konnte doch in diesen Ländern das germanische Blut nicht in der Masse einer weniger hochstehenden Urbevölkerung versinken, wie das leider schließlich auch bei der östlichen Verbreitungswelle der Normannen der Fall war. Als Rus und Waräger drangen sie hier in Rußland ein und kamen, seinen Flüssen folgend, bis ans Schwarze Meer und bedrohten selbst Konstantinopel zur selben Zeit, als die Wikinger nach Italien vorstießen. Schließlich riefen die Slawen, die ja selbst in ihren reinen, nicht mit mongolischen Stämmen auf eine ältere germanische Verbreitungswelle zurückgehen, die Waräger 862 als ihre Herren ins Land und Nordgermanen unter Rurik wurden die ersten Gründer des russischen Staates. Doch in dem bunten Völkergemisch von Slawen, Finnen, Türken und Mongolen verschwand dieser neue germanische Einschlag noch rascher als bei den an sich viel höher stehenden südlichen Rassen, und die Folge war der rasche Niedergang des Staates. Erst deutsche Arbeit, bald auch unter deutschem Fürstengeschlechte, schuf die Grundlage zu neuer Blüte, die Grundlage, die der mehr und mehr asiatisch gewordene Großrusse jetzt in kurzsichtigem Hasse zu vernichten sucht.

Die normannische Völkerwanderung und die durch sie erfolgte Verjüngung der betroffenen Völker war die letzte germanische Völkerwelle, die mit Waffengewalt über Europa hinwegfegte und sich freie Bahn brach.

Man könnte vielleicht in den Bestrebungen des großen Waldemar von Dänemark und in den Schwedenkriegen noch letzte, gewissermaßen geregelter gewordene Ausläufer dieser normannischen Heldenzeit sehen, wie in den Römerzügen der sächsischen und salischen Kaiser und der glanzvollen Hohenstaufen, oder der Kolonisation der Ostmark ein Ausklingen der deutschen Völkerwanderung. Aber im allgemeinen trat doch an die Stelle des kriegerischen Ausbreitens eine friedliche Expansion durch Auswanderung. Sie hat deutsches Blut weit über Rußlands Gaue zerstreut, sie hat zahlreiche germanische Elemente in fremde Erdteile geführt, nach Amerika, Südafrika und Australien. Länder, in denen der Kern der Bevölkerung der nordischen Rasse angehört, wie Deutschland und der skandinavische Norden konnten dadurch in der Zusammensetzung des Volkes nicht wesentlich beeinflußt werden. In Ländern mit gemischter Bevölkerung aber hat sicher die von Natur wander- und abenteuerlustige, energische germanische Rasse einen größeren Anteil zu den Kolonisatoren ferner Länder gestellt, als die alpine oder iberische, die Jahrtausende hindurch unter immer neuen Herren seßhaft geblieben war. Und so hat auch England sicher viel wertvolle Elemente im Mutterlande verloren, ohne daß man aber deshalb schon von einem Überwiegen nichtgermanischer Elemente reden könnte, wie etwa in Frankreich. Der Rasse nach stehen uns die Engländer sicher noch sehr nahe. Um so tiefer müssen wir es empfinden, daß dieses Volk sich mit ganz ungermanischen Rassen Europas verbinden konnte, um das reine Germanentum zu vernichten, ja daß es Rassen zum Kampfe gegen uns aufrufen konnte, die an Kultur- und Geistesentwicklung tief unter allen europäischen Völkern stehen. Soweit wir die Geschichte der Menschheit überblicken können, haben die germanischen Stämme überall und immer den Grund zu weiterem Fortschritt gelegt, sie waren immer wieder zum Herrschen berufen und haben diesen Beruf erfüllt bis zur Aufopferung ihrer selbst. Sie werden auch in dieser gewaltigsten Prüfung bestehen, die ihnen jetzt auferlegt wird.

Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien.

(Etwa 1550—1840.)

Theobald Bieder.

(Schluß.)

Alle diese Äußerungen richteten sich in erster Linie gegen nordische Forscher, die wie Dalin und Suhm — von Rudbeck gar nicht erst zu reden — nach Schlözers Meinung den Anfang nordischer Geschichte in Hypothesen gehüllt hatten, statt ihr eine geschichtlich und naturgeschichtlich wohlgefestigte Grundlage zu geben. Und weil Schlözer nicht allein blieb, sondern bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein in Adelung und Rühs ebenso

kritische Nachfolger hatte, wurde im Norden heftiger Widerspruch lebendig, zumal man auch die Mythologie und die Echtheit der Edda mit bis dahin unerhörter Schärfe angegriffen hatte.

Gleichsam zum Ersatze dafür wirkte die Richtung Herder-Gräter wiederum anspornend auf den Norden. Von der Kopenhagener Universität wurde 1800 — vielleicht unter engster Anlehnung an Herders Iduna-Aufsatz — die Aufgabe als Preisfrage aufgestellt: „Wäre es nützlich für die schöne Literatur des Nordens, wenn die alte nordische Mythologie anstatt der griechischen eingeführt und allgemein angenommen würde?“[1]) Es lag in der Frage etwas wie das Wiedererwachen germanischen Urgefühls. Unter den eingegangenen Beantwortungen befand sich eine Arbeit des damaligen Studenten Adam Öhlenschläger, der bald darauf von seiner Theorie praktische Anwendung machte, indem er altnordische Stoffe in seinen Dichtungen neu belebte. So groß wurde sein Einfluß, daß er gewissermaßen als Neuschöpfer nordischer Mythologie gepriesen wurde[2]). Dasselbe traf auf Nicolai Frederik Severin Grundtvig zu, der bereits 1807 eine Abhandlung über die Asalehre und 1808 eine von Rühs scharf bekämpfte Nordische Mythologie herausgegeben hatte und dann später ebenso wie Öhlenschläger die mythologischen Stoffe selbst dichterisch verwertete. Es scheint dem deutschen Kritiker damals entgangen zu sein, daß Öhlenschläger wie Grundtvig die alte Mythologie neu belebten und formten, so daß unter ihrer Dichterhand die alten Götter und Helden zum Teil eine neue Gestalt gewannen. Auf die literarische Fehde zwischen Grundtvig und Rühs hat Prof. R. M. Meyer auf S. 583 seiner Altgermanischen Religionsgeschichte hingewiesen. Gewiß, Grundtvig ist mit den deutschen Kritikern recht unsanft umgesprungen, aber doch nur deshalb, weil er sich von der übergroßen Nüchternheit eines Schlözer und besonders Adelung abgestoßen fühlte. Wenn dann aber R. M. Meyer Grundtvig zu „einem der ersten Vertreter des deutschfeindlichen Chauvinismus“ stempelt, so ist das ein so vorschnelles, unüberlegtes Urteil, wie man es einem Artisten seines Schlages kaum übel nehmen darf. Wie es in Wirklichkeit um seinen „Chauvinismus“ bestellt war, berichtet Dr. A. H. Hollmann[3]): „Unter ‚dänisch sein‘ verstand Grundtvig nicht eine mehr oder minder äußerlich aus bestimmten Anlässen zur Schau getragene ‚patriotische Gesinnungsriecherei‘, sondern er verstand darunter natürlich das, was er selbst war, eine innerlich nationale Persönlichkeit, gewachsen auf dem historischen Boden seines Vaterlandes, geprägt von dessen Sprache und beseelt von

[1]) Nyerup, S. 51.

[2]) So veröffentlichte 1826 Dr. J. L. Heiberg — derselbe, gegen den Hebbel 1843 polemisierte — eine „Nordische Mythologie, aus der Edda und Öhlenschlägers Dichtungen dargestellt“.

[3]) In dem inhaltsreichen, sehr wertvollen Werke: „Die dänische Volkshochschule und ihre Bedeutung für die Entwicklung einer völkischen Kultur in Dänemark“, Berlin 1909, S. 28.

dessen völkischer Eigenart. Oder um in Grundtvigs Sinne bildlich zu sprechen: er meinte, daß jede Nationalität so wie die verschiedenen Holzarten ihre ganz eigentümliche Maserzeichnung hat; nur der Kosmopolit hat keine, er ist wie Sägemehl oder graues Tütenpapier. Das Nationale ist es, in dem der Mensch Wert und Wurzel hat, und wenn Grundtvigs Schlagwort war: ‚Zuerst das Menschliche und dann das Christliche', so will das sagen: erst national und dann christlich."

Grundtvigs Überzeugung war, daß die humanistische Richtung den Bruch in die nationale Entwicklung seines Vaterlandes hineingetragen hat; darum bekämpfte er diese und forderte nationales Wachstum aus der eigenen Quelle. Damit hat er selbstverständlich die Antike nicht abgelehnt, die hellenische Kultur war ihm sogar vorbildlich, und zwar deshalb, „weil sie den Schwerpunkt in sich selbst enthielt". Das war es, was er auch den nordisch-germanischen Reichen wünschte. Es ist dasselbe Programm, nach dem auch unsere deutsch-völkischen Kreise arbeiten, wenn sie auch zuweilen die strenge Folgerichtigkeit, die die Tätigkeit ihres großen Vorgängers in Dänemark auszeichnet, vermissen lassen. Wer sich über Grundtvig und seine Bestrebungen weiter zu unterrichten wünscht, möge das schon genannte Hollmannsche Buch, dem ich weiteste Verbreitung wünsche, kaufen und lesen.

Der Zusammenschluß der nordischen Altertumsfreunde in dem 1811 gegründeten „gotischen Bunde" ließ die Anteilnahme an der heimischen Vorzeit des weiteren erstarken. Seine bekanntesten Mitglieder waren Esaias Tegner, Erik Gustav Geijer, der berühmte Verfasser einer „Geschichte Schwedens" (erschienen in der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten") und Afzelius. Auch in politischer Hinsicht mag der gotische Bund Früchte getragen haben, indem er zur Beilegung der zwischen den nordischen Reichen bestehenden Gegensätze beitrug, ging doch aus dem Studium der Vergangenheit die nationale Zusammengehörigkeit dieser Staaten unzweideutig hervor.

In demselben Jahre (1811) fand auch der Streit um die „Echtheit der Edda" einen Abschluß durch Peter Erasmus Müllers Schrift „über die Ächtheit der Asalehre und den Wert der Snorroischen Edda". Auf deutscher Seite kam dann bald die schwerwiegende Autorität der Brüder Grimm hinzu, auch v. d. Hagen und andere griffen den Stoff auf, und 1819 erschien noch ein mit besonders warmer Begeisterung geschriebenes Büchlein „Über die Asalehre und ihre Anwendung besonders bei teutschen Heldengedichten aus der vorchristlichen Zeit" von H. E. Katterfeld. Die trefflichsten Worte zugunsten der skandinavischen Mythologie fand indessen nach meiner Meinung P. F. Stuhr, zunächst in der Schrift „Von dem Glauben, dem Wissen und der Dichtung der alten Skandinavier" (1815), dann in erweiterter Fassung in den „Abhandlungen über nordische Altertümer" (1817). Wenn Stuhr hier den Dänen Torfaeus und Suhm entgegen-

tritt, so geschieht dies nicht etwa im Sinne Schlözers, sondern — im Gegenteil — weil die beiden genannten einen großen Mangel an poetischem Einfühlungsvermögen zur Schau trugen. „Wollen die Deutschen", schreibt Stuhr, „den Geist ihrer ältesten Geschichte anschauen, so müssen sie nach Skandinavien wandern und Früchte genießen, die unter dem nordischen Himmel gereift sind. — — — Man wird sich sehr leicht von der Gleichheit und der innigsten Verwandtschaft (zwischen dem skandinavischen und dem germanischen Leben) überzeugen, und um so eifriger wird man in Deutschland, was jetzt schon kräftig beginnt, seinen Blick richten auf das, worin die älteste Quelle des eigenen Geistes sich ergoß. Hierin haben wir einen Brunn von unendlicher Tiefe, in dem das reine Lebenswasser hell und klar sprudelt."

Wie ganz anders hatte etwa zwei Jahrzehnte früher Adelung geschrieben! Nach seiner Meinung waren die Skandinavier eins der roheſten, wildesten und grausamsten Völker in ganz Europa, welches in der Kultur so tief unter dem Deutschen stand als dieser unter seinem südlichen Nachbar. War es da ein Wunder, daß nordische Forscher gegen eine solche ihnen von deutscher Seite zuteil gewordene Auffassung den allerenergischsten Einspruch erhoben? Selbst der als nüchterner Kritiker bekannte Friedrich Rühs hat in seinen 1803 erschienenen „Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und altnordischer Geschichte und Literatur" gegen diese Auffassung Adelungs Stellung genommen. Überhaupt gewinnt man von dem Schaffen Rühs' nicht den Eindruck, daß er etwa mit einer gewissen inneren Abneigung an die nordische Geschichte und Mythologie herangetreten ist. Er ist vielmehr der Typus eines mit kühler Kritik vorgehenden und sehr sorgsam abwägenden Geschichtsforschers. So ist z. B. seine noch aus dem Nachlasse herausgegebene Erläuterung der zehn ersten Kapitel der taciteischen Germania (1821) für die damalige Zeit m. E. ein Meisterstück kritischer Arbeit. Dennoch war es ihm nicht vergönnt, in alle Tiefen hineinzublicken, die sich schon damals dem unbefangenen Sinne hätten erschließen müssen. In seinem Buche „die Edda" (1812) konnte er schreiben: „Alle Kultur des Nordens ging vom Christentum aus; die neue Religion milderte die rohen Sitten, sie erzeugte und unterhielt eine Verbindung mit den gebildeten südlichen Ländern; durch sie entstand eine Menge von polizeilichen und gesellschaftlichen Anstalten; selbst die Schreibkunst war ein Geschenk, das die Bewohner des Nords dem Christentum verdanken." Seine Bemerkung, daß die Runen unverkennbar dem lateinischen Alphabet entstammen, gab noch 1909 Dr. Gustav Neckel Veranlassung[1]), Rühs als Kronzeugen für die Forschung der Gegenwart anzurufen, die doch wirklich längst über die Auffassung Rühs hinausgewachsen ist.

Aber selbst für die damalige Zeit verloren die Ausführungen Rühs' jeden Gegenwartswert, denn bereits fünf Jahre vorher hatte mit der

[1]) In der Germanisch-romanischen Monatsschrift.

Gründung des Kopenhagener Museums für germanische Altertümer — der Name des unermüdlich schaffenden Nyerup ist mit der Gründung desselben für immer verbunden — ein neuer Abschnitt der nordischen Altertumskunde begonnen, die damit, und in Verbindung mit den verschiedenen schon vorher erwähnten Erscheinungen, nunmehr wieder in glänzendem Aufstiege begriffen war.

1812 begannen zu Kopenhagen die „Antiquariske Annaler" als erste Zeitschrift für heimische Altertumskunde zu erscheinen. Das Kopenhagener Museum hat dann in der Folge das so viel ältere Stockholmer — weniger in bezug auf äußere Ausstattung als innere Vielseitigkeit — übertroffen. Allerdings hat das Stockholmer Museum nach dem sehr wertvollen von Montelius verfaßten und von Johanna Mestorf übersetzten Führer (1876) erst um 1830 begonnen, „das zu werden, was es jetzt ist: eine Sammlung, welche in einem von Jahr zu Jahr vollendeteren Bilde die Geschichte der schwedischen Kultur aus der fernsten Vorzeit bis in die Gegenwart veranschaulicht". 1822 folgte auch die dritte nordische Königsstadt, Kristiania, dem Beispiele ihrer Schwestern und gründete ein jetzt ebenfalls hoch angesehenes Altertums-Museum. Besondere Bedeutung gewann das Kopenhagener Museum, als es 1816 der Leitung C. J. Thomsens unterstellt wurde. Der Name „Thomsen" wurde ein Programm für die nordische, und schließlich auch für die deutsche Altertumskunde. Doch bevor ich darauf eingehe, muß ich hier noch einmal, um die zeitliche Ordnung einzuhalten, auf das bedeutendste Geschichtswerk jener Zeit, die Geschichte Schwedens von E. G. Geijer (1. Band, 1832) zurückkommen. Wieder wie vor mehr als hundert Jahren wird in diesem Werke darauf Gewicht gelegt, daß den sagenhaften Wanderungszügen der Germanen aus Skandinavien geschichtliche Tatsachen zugrunde liegen. Man brauche, meint Geijer, durchaus nicht an eine übertriebene Volkszahl im Norden zu denken, an den Wanderzügen seien vielmehr verhältnismäßig geringe Volksmengen beteiligt gewesen. „Die Normänner waren bei ihren Heerfahrten allezeit durch Kühnheit furchtbarer als durch Anzahl." Die Darstellung Geijers wird nur durch die eine Bemerkung beeinträchtigt, daß den Germanenstämmen an der Ostsee auch nicht die Erinnerung an den Orient fehle. Der Gedanke, daß — umgekehrt — dem Orient Erinnerungen an den europäischen Norden verblieben sind, war wohl zu ketzerisch.

Im Jahre 1836 ließ Thomsen den „ledetraad til nordisk oldkyndighed" erscheinen, der ein Jahr später auch in deutscher Übersetzung[1]) erschien. Die Schrift fand große Verbreitung und wurde Veranlassung, daß ihr Verfasser allgemein als Begründer des „nordischen Dreiperiodensystems" angesehen wurde. Nach Mitteilung Sophus Müllers in der „Nordischen Altertumskunde" I, S. 222, hat Thomsen auch Geijer in dieser Beziehung beeinflußt.

[1]) „Leitfaden zur nordischen Altertumskunde".

Ich empfehle, die geschichtliche Darstellung, die Sophus Müller hier gegeben hat, nachzulesen und auch deutsche Darstellungen zum Vergleiche heranzuziehen.

Ludwig Lindenschmit und neuere Pioniere der Vorgeschichtsforschung[1]) haben nämlich mit allem Nachdruck und vor allem sicherlich mit Recht auf deutsche Vorläufer Thomsens hingewiesen. Doch darf dadurch Thomsen das Verdienst nicht abgesprochen werden, als erster umfassende Arbeit geleistet und durch Veranstaltungen von Übersetzungen die Forschungen den Kulturnationen vermittelt zu haben, so daß den Altertumsfreunden nunmehr Gelegenheit gegeben war, sich zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden. Zugleich befolgten Thomsen und seine Mitarbeiter im voraus eine Lehre K. J. Clements (ausgesprochen in der „nordgermanischen Welt", 1840), die nämlich, daß eine einheimische Geschichtsforschung sich nicht in erster Linie von den Berichten griechischer und römischer Geschichtsschreiber leiten lassen, sondern daß sie in erster Linie „bodenständig" arbeiten müsse. Im Vollbewußtsein eines reichen und ausgedehnten Kulturbesitzes konnte die „Königliche Gesellschaft für nordische Altertumskunde" zu Kopenhagen mit kühnen, hochgespannten Erwartungen ans Werk gehen. In dem Vorworte zu dem schon erwähnten „Leitfaden" wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß sich vom Norden aus die Urgeschichte Europas würde aufhellen lassen. „Wir glauben sogar", heißt es dann weiter, „die Ahnung aussprechen zu dürfen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher man von ganz neuen, tiefern und richtigern Gesichtspunkten die entfernteste Zeit der westlichen Celten und der östlichen Griechen, ja selbst verschiedener asiatischer Völker, wird überschauen können, so daß es nicht mehr bloß die Leibesbildung, die Sprachen und Mythen sein werden, welche von der ursprünglichen nahen Verwandtschaft und der ältesten gemeinschaftlichen Heimat der längst getrennten Stämme zeugen."

Auch über die „präkolumbianische" Entdeckung Amerikas durch die Normannen wie über die Gründung des russischen Reiches durch die normannischen Waräger suchte die Gesellschaft im großen Stile Aufklärung zu verbreiten.

Die Aufhellung europäischer Urzeit war gewiß ein erstrebenswertes Ziel, das zu erreichen aber unendliche Schwierigkeiten bereitete, solange die Brücke zwischen dem skandinavischen Norden, dem griechischen Südosten, dem slawischen Osten und dem keltischen Westen, Deutschland selbst, keinen Wert auf die planmäßige Organisation der Altertumsforschung legte.

---

[1]) Vergl. namentlich Hugo Mötefindt über das „Dreiperiodensystem" mit Nachtrag von Prof. Kossinna im Mannus Bd. II, S. 294 ff. — der Verfasser hebt namentlich den Salzwedeler Professor Danneil hervor —, ferner H. Müller-Branel im Mannus Bd. III, S. 279 ff. Erwähnenswert ist auch wohl, daß in dem Verzeichnisse der von F. von Warnstedt dem Kieler Museum geschenkten Sammlung scharf nach Stein, Bronze und Eisen unterschieden wird (abgedruckt in der Ansprache „Über Altertums-Gegenstände", Kiel 1835).

Zwar in zwei Städten, die dem nordischen Kulturkreise zunächst lagen, in Kiel und Ludwigslust, befanden sich schon damals gute und wohlgeordnete Sammlungen. Dem Kieler Museum hatte v. Warnstedt die schon genannte „Ansprache" mit auf den Weg gegeben, und von der Ludwigsluster Sammlung, dem „Friderico-Francisceum", hatte eben, 1837, Friedrich Lisch das berühmte, prachtvolle Tafelwerk erscheinen lassen. Dankbar hat dies auch ein Däne, J. J. Worsaae[1]), anerkannt, im übrigen aber mit berechtigter Härte die Zustände in den sonstigen deutschen Museen gegeißelt. „In einem oft sogar auffallenden Grade", schreibt er, „waren die Altertümer aus den verschiedensten Zeiten und den verschiedensten Völkern untereinander gemischt", so daß die Museen, statt wissenschaftliche Bildungsanstalten abzugeben, eigentlich nichts weiter als Raritätenkammern sind. Es ist dieselbe Anklage, die in der Gegenwart namentlich Willy Pastor wiederholt erhoben hat. Worsaae hatte, um den Stand der deutschen Altertumskunde kennen zu lernen, eine Studienreise durch Deutschland und seine Museen gemacht und dann seine Erfahrungen in der kleinen Schrift „Die nationale Altertumskunde in Deutschland", Kopenhagen 1846, niedergelegt. Natürlich ist dem Schriftchen in keiner Weise „Vollkommenheit" zuzusprechen, und von seinem dänisch-nationalen Standpunkte aus hat der Verfasser nicht Alles richtig beurteilt, was schon damals an archäologischem Interesse in Deutschland vorhanden war. Auch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es im wesentlichen der deutschen Vorgeschichtsforschung vorbehalten blieb, aus dem auch in Skandinavien vorhandenen reichen archäologischen Material die wichtigsten geschichtlichen Schlußfolgerungen zu ziehen. Immerhin hat Worsaae zwei sehr berechtigte Forderungen aufgestellt: die Anerkennung der germanischen Archäologie durch die vorwiegend im klassischen Altertum arbeitenden Berufsarchäologen und die Einigung der verschiedenen deutschen Altertumsgesellschaften zu einem Zentralverbande. „Mit einer preiswerten Sorgfalt", schreibt er u. a., „sind in Wien und Berlin griechische und römische Altertümer gesammelt und aufgestellt, und es wäre daher nur zu wünschen, daß man eben diese Sorgfalt auch zu gleicher Zeit auf die nationalen Altertümer gewandt hätte." Der Zusammenschluß der Altertumsvereine in Deutschland ist bekanntlich früher erfolgt als die „offizielle" Anerkennung der germanischen Archäologie.

Den deutschen Museen gegenüber konnte Worsaae mit Recht auf die Bodenständigkeit der skandinavischen Museen hinweisen, die eben dadurch, daß sie die ganze Kulturentwicklung ihres Landes in ununterbrochener Folge von den ersten Anfängen an veranschaulichen, in erster Linie berufen sind, Europa über die Kulturhöhe des Germanentums aufzuklären. Unter allen Museen, die norddeutschen eingeschlossen, hat aber dasjenige Kopenhagens damals nicht nur den geographischen, sondern auch den wahrhaft kultur-

[1]) Mitarbeiter Thomsen und nach dem Tode des letzteren (1865) Direktor des Kopenhagener Museums.

geschichtlichen Mittelpunkt gebildet, und es wird diesen Rang auch für immer einnehmen. Diese zentrale Stellung läßt sich doch wohl nur dadurch erklären, daß Kopenhagen dem Ausstrahlungsherde des Germanentums am nächsten lag. Sehr schön hat Worsaae in der erwähnten Schrift die Kulturbedeutung des Nordens hervorgehoben: „Es läßt sich erklären, daß die nationale Archäologie weniger Fortschritte in Frankreich und England gemacht hat, da diese Länder erst zu Anfang des Christentums den Hauptstamm ihrer jetzigen Bevölkerung erhielten, aber daß sie dagegen besonders in Skandinavien und in Deutschland getrieben wurde, wo seit undenklichen Zeiten die Einwohner dieselben blieben, vor allem aber ihre Heimat in Skandinavien hatte; denn dieses blieb im Altertum von den Heerzügen der Römer verschont; es sandte Kolonisten nach dem Osten und dem Westen und schwoll in der Fülle seiner Kraft, was mit den meisten übrigen Ländern nicht der Fall war, und es hat noch den heutigen Tag als Zeuge seiner Bedeutung in der Vorzeit eine weit größere Menge Überreste von Altertümern, als irgendein anderes Land in dem neueren Europa, aufzuweisen."

Wir haben nunmehr die skandinavische Germanen- und Vorgeschichtsforschung von der herrlichsten Lebensfülle bis zum herbsten Kritizismus, und von da wieder bis auf die Höhe ihres Vollbewußtseins begleitet und wollen jetzt von ihr Abschied nehmen, indem wir die Darstellung des Weges wie namentlich auch der Umwege, die die Forschung von jener Epoche bis zur Gegenwart zurückgelegt hat, einer späteren Zeit vorbehalten.

Zwar war es mein Bestreben, in meiner Abhandlung auch manches weniger bekannte wieder ans Licht zu ziehen, aber doch bin ich mir dessen bewußt, daß auch vieles unausgesprochen geblieben ist, und ich muß mich mit dem Verse Eduard Mörikes trösten:

„Auch wird dies Buch von einem vollen Leben
zuletzt doch nur ein schöner Auszug eben,
und wie viel Holdes auf den Seiten steht,
von Lieb' und Freundschaft, sonnenhellen Tagen:
was unsichtbar dazwischen geht,
ist köstlicher als was die Blätter sagen."

Das Unsichtbare aber — auf unser Thema übertragen — ist: die warme innere Teilnahme an dem großen Gegenstande, die, wie unsere ersten Germanisten vor etwa vier Jahrhunderten und die deutsche Vorgeschichtsforschung der Gegenwart, so in ganz besonderem Sinne die skandinavische Forschung vom ersten Erwachen bis heute trotz gelegentlicher Abirrungen beseelt hat.

Aus der mystischen Dämmerung vorgeschichtlicher Zeiten hat sich in Skandinavien ein einzig dastehendes Kulturbild von hoher Reinheit und Schönheit erhoben, und bis in unsere Zeit hinein hat fast jedes Jahr dem altnordischen Kulturbesitze neue Wunder hinzugefügt. Wir sehen heute im vollsten Maße erfüllt, was der Kopenhagener Altertumsgesellschaft und mit

ihr Thomsen noch 1836 als glänzendes Ziel in ferner Zukunft lag. Mehr noch: auch der gegenwärtigen deutschen Vorgeschichtsforschung, und besonders dieser, erschließt sich das germanische Skandinavien immer mehr als Urquell unserer Rasse und unserer Kultur, und damit ist auch die Brücke zur älteren skandinavischen Geschichtsforschung geschlagen, die, von hohen Ahnungen erfüllt, ihrem Heimatsgebiete die Wiege germanischer Völker und europäischer Kultur zugeschrieben hatte.

Bevölkerungspolitik.

Hermann W. Siemens.

Man sollte glauben, daß alles Denken und Trachten im Deutschen Reiche von den ungeheuren Anforderungen absorbiert wird, die dieser große Krieg an jeden von uns stellt. Aber ungeachtet dessen findet man noch Zeit und Kraft in Deutschland, sich mit Dingen zu befassen, deren Bedeutung durch Krieg und Frieden keinen Wandel erfährt. So wurde kürzlich von Prof. Dr. Julius Wolf in Berlin die „Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" gegründet, und an der großen Beteiligung, die ihre erste ordentliche Mitgliederversammlung erfuhr, sieht man, daß auch in weiteren Kreisen das Interesse an diesen unkriegerischen Fragen so rege ist als je.

Daß der Geburtenrückgang in Deutschland eine Frage ist, die sorgfältigste Aufmerksamkeit verdient, wußte man lange. Aber zum erstenmal tritt uns hier der energische Versuch entgegen, durch öffentliche Besprechung der Abwehrmaßregeln auch in den weitesten Kreisen der Bevölkerung den Boden für eine erfolgreiche Bekämpfung des Geburtenrückgangs vorzubereiten.

Auf den, welcher zum erstenmal diesen Problemen näher tritt, stürmt eine verwirrende Flut von Maßregeln ein, die geeignet sein sollen, dem Geburtenrückgange zu steuern. Es seien nur aus dem Programm der Gesellschaft erwähnt: Herabsetzung des Heiratsalters, Eheschließungsprämien, Ausbildung der Frau für den Mutterberuf, Wohnungsreform, Mutterschaftsprämien, Änderung der Steuer- und Erbschaftsgesetzgebung, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Wöchnerinnenfürsorge, Siedlungspolitik und schließlich idealistische Unterstützung durch Kirche und Schule. Um sich aus diesem Labyrinth von Vorschlägen herauszufinden, scheint es erwünscht, dieselben einmal übersichtlich zu gruppieren.

Zuerst muß auf einen Unterschied hingewiesen werden, der m. E. bisher noch nicht genügend betont wurde; ich meine den Unterschied zwischen Ursache der Sterilität und Ursache des Geburtenrückgangs. Diese beiden Dinge sind durchaus nicht identisch; schon deshalb nicht, weil es sterile und kinderarme Ehen immer gegeben hat, während der Geburtenrückgang bei uns eine ausgesprochen moderne Erscheinung ist.

Die Haupturſachen der ſchon von alters her bekannten Sterilität und Kinderarmut ſind verſchieden; Infantilismus der Frau, Impotenz (beſonders Azoſpermie) des Mannes, Gonorrhoe und Syphilis werden jedoch bei weitem den größten Bruchteil dieſer Erſcheinung auf dem Gewiſſen haben. Es wäre nun grundverkehrt, wenn man — wie es häufig geſchieht — ſich den Geburtenrückgang vorſtellte als die Folge einer enormen Steigerung und Ausbreitung dieſer ſchon ſeit Jahrhunderten beſtehenden Leiden. Alle Fachmänner ſind ſich darüber einig, daß ſich dieſe Krankheiten unmöglich ſo vermehrt haben können, wie es nötig wäre, um den Geburtenrückgang damit zu erklären. Nein, die Urſache des Geburtenrückgangs hat damit nichts zu tun. Bei ihm handelt es ſich nicht um die Ausbreitung irgendwelcher, Sterilität bedingender Krankheiten, ſondern um eine Ausbreitung der gewollten Sterilität, eine Ausbreitung der Geburten-Verhütung. Wie wäre es auch ſonſt erklärlich, daß nicht in der Großſtadt, dieſer vielgeſchmähten Quelle alles Übels, ſondern bei der franzöſiſchen Landbevölkerung der Geburtenrückgang zuerſt beobachtet wurde, bei der Landbevölkerung, die — durch ein ungeſchicktes Erbgeſetz gezwungen, ihren Beſitz gleichmäßig unter ihre Kinder zu teilen — in der Geburtenverhütung das einzige Mittel ſah, ihr Land und Gut ungeſchmälert und unzerſtückelt ihren Erben zu hinterlaſſen.

Die erſte Forderung muß alſo die ſein, daß man bei der Bekämpfung des Geburtenrückgangs ſeinen Eifer nicht auf die Bekämpfung der ungewollten Sterilität verſchwendet. Der Kampf gegen dieſes Leiden war ſchon zu einer Zeit, als es das Wort „Geburtenrückgang" noch gar nicht gab, die Aufgabe eines ganzen Standes: der Ärzte. Und wir können der Überzeugung ſein, daß ſie ihre Schuldigkeit getan haben; es hieße leeres Stroh dreſchen, wenn wir ſie zu noch größerem Eifer ermahnen wollten.

Nein! Die Urſache des Geburtenrückgangs iſt die gewollte Sterilität. Will man alſo dem Geburtenrückgang an die Wurzel kommen, muß man hier anpacken, und wir fragen uns deshalb: Warum will man Sterilität?

Die Gründe dafür ſind zweierlei Art: Der erſte iſt — wie bei den franzöſiſchen Bauern — die Rückſicht auf die ökonomiſche und ſoziale Lage der Familie; der zweite iſt der Mangel an einem in entgegengeſetzter Richtung wirkenden Pflichtgefühl, wie es (z. B. durch Verbot der Prohibitionsmittel) heute allein mehr von der katholiſchen Kirche vertreten wird. Infolge dieſer Verhältniſſe wundern wir uns nicht mehr über die Tatſache, daß die Fruchtbarkeit der deutſchen Katholiken diejenige der deutſchen Proteſtanten weit überſteigt und daß wir — wie Prof. Wolf ausgerechnet hat — bei gleichbleibender Bevölkerungsbewegung in abſehbarer Zeit ein katholiſches Deutſchland haben werden.

Wollen wir nun also den Geburtenrückgang erfolgreich bekämpfen, so müssen wir vor allem diejenigen ökonomischen Verhältnisse zu ändern suchen, die den Willen zur Kinderlosigkeit bezw. Kinderarmut bedingen. Wir verlieren aber alle Perspektive, wenn wir nicht von vornherein scharf unterscheiden, daß diese ökonomischen Motive zur Kinderbeschränkung in den verschiedenen sozialen Schichten auch ganz verschiedene sind und daher mit ganz verschiedenen Mitteln bekämpft werden müssen.

Der Kern des Problems ist, an Kinderreichtum ökonomische Vorteile, an Kinderarmut ökonomische Nachteile zu knüpfen, und so den der Kinderbeschränkung zugrunde liegenden ökonomischen Motiven den Boden zu entziehen. Natürlich leuchtet es ein, daß diese Aufgabe durch einmalige Unterstützungen, z. B. Eheschließungs- und Mutterschaftsprämien nicht im entferntesten erfüllt werden kann. Wenn es nicht gelingt, unsere gesamte Sozialgesetzgebung im Sinne der Bevorzugung kinderreicher Familien von Grund auf umzuarbeiten, dürfen wir von pekuniären Unterstützungen keinen wirklichen Umschwung erwarten.

Aber wenn uns diese ungeheure Aufgabe auch gelingt, retten wir damit wohl die breite Masse, lassen jedoch diejenige Volksschicht hilflos zugrunde gehen, bei der der Geburtenrückgang am verheerendsten wirkt. Nirgends — auch nicht im niedrigsten Proletariat — ist das Mißverhältnis zwischen den Kosten der Kinderaufzucht und den Einnahmen der Eltern so groß, wie in der sozialen Oberschicht. Unsere höheren Staatsbeamten und Offiziere sind ein aussterbendes Geschlecht. Sie durch pekuniäre Unterstützung zur Reproduktion anregen zu wollen, ist jedoch ein Unterfangen von absoluter praktischer Unmöglichkeit. Denn die Unterstützung müßte — um in diesen Kreisen alle pekuniären Bedenken gegen eine größere Kinderzahl zu entkräften — eine so riesenhafte sein, wie sie auch bei den günstigsten Geldverhältnissen vom Staate nie wird geleistet werden können. Diese Oberschicht kann der Staat nur dadurch zur Reproduktion zwingen, daß er mit der Kinderarmut ungeheure Steuerlasten und ungeheure Verluste beim Erbschaftsgange verknüpft. Mit einer Junggesellensteuer allein ist hier nichts getan, denn die Kosten einer gewöhnlichen Steuer stehen in gar keinem Verhältnis zu den Kosten der Kinderaufzucht. Wenn wir nicht den Willen und die Kraft haben, unsere gesamte Steuer- und Erbschaftsgesetzgebung in bevölkerungspolitischem Sinne umzuformen, wird die Bekämpfung des Geburtenrückgangs bei der sozialen Oberschicht ein schöner Traum bleiben.

Wir wissen wohl, was für ungeheure, fast utopische Forderungen wir stellen. Aber nicht *wir* sind die Utopisten, sondern die, welche glauben, mit kleinen Maßregeln große Wirkungen zu erzielen. Nur mit gewaltigen Mitteln kann Gewaltiges erreicht werden. Und daß die kleinen Mittel gegenüber dem Geburtenrückgang versagen, hat uns die Geschichte zur

Genüge gelehrt. Was hat im alten Rom die Junggesellensteuer genützt, was im mittelalterlichen Spanien die Verleihung des erblichen Adels an Kinderreiche? Was ist bisher im modernen Frankreich erreicht worden? Wir müssen uns schon mit dem bittern Gedanken vertraut machen, daß ohne gewaltige Umwälzungen eine derartig durchgehende und gesetzmäßige Erscheinung wie der Geburtenrückgang nicht aus der Welt geschafft werden kann.

Wesentlich anders und verhältnismäßig am leichtesten ginge der Geburtenrückgang bei den Bauern zu bekämpfen, bei Gelegenheit der innern Kolonisation, wie sie nach dem Kriege wahrscheinlich in großem Umfange durch die Verhältnisse bei uns gegeben sein wird. Auch hier muß man an dem Prinzip festhalten, die Kinderarmut mit großen Verlusten zu verknüpfen. Außerordentlich einleuchtend und praktisch durchaus möglich erscheint hier die Durchführung des von dem bekannten Rassenhygieniker Dr. Fritz Lenz gemachten Vorschlags: Die betreffenden Anwärter erhalten ihr Gut und Land vom Staate als „bäuerliches Lehen", dessen Erblichkeit an die Bedingung geknüpft ist, daß der Besitzer mindestens vier Kinder großgezogen hat. Es ist klar, daß die meisten Eltern lieber zwei und drei Kinder mehr aufziehen werden, als mit ihrem Tode auf ihr gesamtes Besitztum zu verzichten.

Es sei mir gestattet, das Gesagte zusammenzufassen.

Die Bekämpfung des Geburtenrückganges muß eine Bekämpfung der gewollten Kinderlosigkeit bezw. Kinderarmut sein.

Sie zerfällt in einen Kampf

A. mit realistischen Mitteln:

1. Änderung der gesamten Sozialgesetzgebung in bevölkerungspolitischem Sinne (Erhaltung der breiten Masse unseres Volkes).
2. Änderung der Steuer- und Erbschaftsgesetzgebung in bevölkerungspolitischem Sinne (Erhaltung unserer sozialen Oberschicht).
3. Innere Kolonisation in der Form von Verleihung „bäuerlicher Lehen", deren Erblichkeit an eine zur Erhaltung der Familie genügende Zahl von Kindern geknüpft ist (Erhaltung unseres deutschen Bauernstandes).

B. mit idealistischen Mitteln:

Pflege eines generativen Ehr- und Pflichtgefühls.

Sollten sich die nordwest-europäischen Staaten nach dem großen Völkerkriege noch jung und stark genug fühlen zu so gewaltigen Umwälzungen ihrer inneren Politik, so kann ihnen wohl auch das Los erspart bleiben, an dem bisher alle große Staaten zugrunde gegangen sind: das Aussterben derjenigen Elemente, die den Staat gründeten, stützten und belebten, und

die friedliche Eroberung des toten Staatsgerippes durch niedriger stehende Fremde; und das Wort des weisen Mose kann noch an uns in Erfüllung gehen, der seinem geliebten Volke das eindringliche Gebot zurief: Seid fruchtbar und mehret euch[1])!

Berichte und Notizen.

Vom Erbe Bismarcks. Die Kriegsrede, die der bekannte Geschichtsforscher Geheimrat Professor Dr. Erich Marcks im Dezember v. Js. in München, Bremen und Barmen über das „Erbe Bismarcks" gehalten hat, ist nunmehr im Verlage von Quelle & Meyer im Drucke erschienen. (Preis 1 M.) Wir danken dem Redner aufrichtig, daß er diese Gabe nicht nur seinen Hörern, sondern auch dem ganzen deutschen Volke geboten hat. Er ist, wie wenige, berufen, über das Erbe Bismarcks zu sprechen, da er das Wirken und Wesen des ersten Kanzlers, seine menschliche und staatsmännische Bedeutung unter den Lebenden mit am besten kennt. Nicht als Tagespolitiker und Parteikann redet er zu uns, sondern als sorgsam abwägender Geschichtslehrer und Geschichtsforscher, der sein Urteil überzeugend zu begründen weiß. Erich Marcks beantwortet die Frage, wie sich Bismarck zu dem Weltkriege gestellt haben würde, dahin, daß dieser Krieg eigentlich Bismarcks Krieg sei; obgleich er ihn seinerzeit nicht gewollt habe, würde er ihn doch jetzt als eine neue geschichtliche Notwendigkeit aufgenommen und bis ans Ende durchgeführt haben, ohne Rücksicht auf die Nerven der Gegner und der Kulturneurastheniker, ohne Rücksicht auf Beliebtheit in der Welt, vorsichtig, aber ebenso sicher und entschlossen, an Erwerb das anstrebend, was er für notwendig und möglich gehalten hätte. Wer sich in Bismarcks Seele und in seinen Geist vertieft hat, wer seine „Gedanken und Erinnerungen" kennt, der wird mit Erich Marcks vollkommen übereinstimmen. Was er ausführt, das ist nicht nur aus Bismarcks Geist, sondern auch aus seinen Taten heraus gesprochen. Seine Beweisführung ist nicht nur fesselnd, sondern geradezu zwingend. Die Frage, ob es dem staatsmännischen Geschicke Bismarcks gelungen wäre, den Krieg zu vermeiden, läßt er offen. Auch wir möchten darauf nicht eingehen, weil wir uns dabei in Erörterungen verlieren könnten, die jetzt noch nicht an der Zeit sind. Nur einiges möge aus dem überreichen und glänzenden Inhalte der Rede hervorgehoben werden. Mit Recht sagt Marcks, Bismarck würde, wenn er gezwungen worden wäre, diesen Weltkrieg zu führen, vor der Schnellfertigkeit des politischen Dilettantismus gewarnt und Bescheidung gefordert haben. Andererseits würde er aber heute niemandem verwehren, über die neuen Fragen, die uns gestellt worden sind, nachzudenken; er würde eine öffentliche Meinung wünschen und herstellen helfen, auf die er sich stützen und berufen, die er nach seinem Bedarfe verwenden könnte. Erich Marcks erinnert weiter daran, daß der Krieg gegen zwei Fronten, den Bismarck 1888 vorahnend schaute, nunmehr gekommen sei, und zwar als tatsächlicher Notwehrkriege. Für Bismarck wäre es aber selbstverständlich gewesen: auch der Notwehrkrieg müsse positiv ausgenützt werden, soweit es möglich sei, Verteidigung allein könne nie das einzige Ziel bleiben, auch wenn sie das erste und oberste sei und bleibe. Bismarck habe seit 1871 von sich aus Neues nicht erstrebt. Seitdem seien aber neue Dinge herangereift, neue Feinde, dauernde Bedrohungen im Osten und Westen und somit neue Bedürfnisse, uns gegen diese Bestrebungen zu decken. Niemand könne im Ernst glauben, daß Bismarck heute

[1]) Wie schon im vorigen Heft S. 519 bemerkt, bedarf dieses Wort noch zur Ergänzung: „Seid wachsam und wehret euch!" (D. H.)

diese Notwendigkeiten nicht ergriffen haben würde. Er würde die ihm eigene Entschlossenheit und Festigkeit, den stählernen Willen gezeigt haben, ganze Arbeit zu tun. Die zarten Rücksichten auf das Urteil der Welt, der Neutralen und unserer Gegner, die mancher von uns so gern überzeugen möchte, daß wir Barbaren und Hunnen im Grunde doch harmlose, friedliche und freundliche Leute seien, seien ganz sicher das Gegenteil Bismarcks. In diesem Zusammenhange erinnert Marcks daran, mit wie bitterem Hohne Bismarck von den „moralischen Eroberungen" gesprochen hat, die durch „publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien" erreicht werden sollten, als Lohn tugendhafter Bescheidenheit und rednerisch schöner Worte und Gesinnungen. Er erinnert weiter daran, wie Bismarck in einem Briefe von dem „Zustimmungshunger" spricht, als von einer Zeitkrankheit, von der er frei sei. Und dann führt Erich Marcks wörtlich aus: „Würde Bismarck heute unter dem Getose und Grauen dieses Weltkrieges in dem Bedürfnisse nach lobender guter Meinung des Auslandes etwas anderes als eine lebensgefährliche Eitelkeit und Schwäche sehen? Würde er in dieser Lage an die Wirkungskraft moralischer Eroberungen, ja selbst an die bloß geschriebener Verpflichtungen unserer Gegner glauben? Die Frage ist ihre eigene Antwort. Vor allem, was würde er zu den Stimmen der Weisen, Zarten, Matten, der Kulturneurastheniker sagen, zu den Hoffnungen und Bemühungen auf einen zeitigen Wiedergewinn der geistigen Bande zwischen uns und den feindlichen Völkern? Es ist sehr klar, er würde ungeduldig und zornig das Haupt schütteln." Marcks weist weiter darauf hin, daß Deutschland niemals Gerechtigkeit gefunden habe. Was die anderen getan hätten, um sich auszubreiten in der Welt, ohne positives Recht, das hätten sie sich einander gegenseitig mit herzlich zustimmender, sittlicher Wärme erlaubt, — alle: Engländer, Franzosen, Amerikaner, Russen. Wenn Deutschland in viel kleinerem Maße Ähnliches, wenn es sich durchzusetzen versuchte, so seien sie alle einig gewesen in tiefer moralischer Empörung über unsere angebliche Brutalität. Mit Recht schreibt er: „Der Ekel packt uns, wenn wir daran zurückdenken. Wir rechnen nicht auf Gerechtigkeit und nicht auf Dank, und nicht auf Liebe und Milde. Täten wir es, wir wären Kinder und wären gewissenlos. Wir tun, was wir müssen, warten die seelischen Ergebnisse ab. Wir haben die anderen kulturell nicht nötiger als sie uns . . . „Ich gestehe, mein Bedürfnis nach ausländischem Wohlwollen ist für heute und auf lange Zukunft verzweifelt gering. Mögen sie kommen, wir warten gleichmütig ab. Unsere Stunde wird schon schlagen. Wir warten auf dem Felde des internationalen Geistes und müssen es tun auf dem der internationalen Macht. Wohlwollen wird uns sobald bei keinem begegnen, und wenn wir ihm hoffend nachgeben, wenn wir ihm werbend nachlaufen, am allerwenigsten. Das Dogma von deutscher Sattheit käme heute gewiß nicht mehr aus Bismarcks Munde; er würde wissen, daß es heute nur geeignet wäre, uns verächtlich zu machen. Wir leben nicht mehr in der alten Zeit, wir sollen uns ehrlich zu dem bekennen, was wir lebensnotwendig brauchen. Es traut uns überdies ja doch niemand etwas anderes zu. Zorn und Wille, die Kräfte des Kampfes, die Kräfte der Männlichkeit, die uns bisher gerettet haben, sind unsere Kräfte der Zukunft. Das ist Bismarck, das ist sein wahres moralisches Erbe. Diese Mahnungen, er hat sie häufig genug erteilt, sind die dauernden Auswirkungen seines Wesens und seiner historischen Kraft. Das ist der echte, der ganze Bismarck, — nur das; wer ihn kennt, greift das mit Händen." Wir haben diesen männlichen, aus Bismarcks Seele gesprochenen Worten nichts hinzuzufügen. Sie sind Worte, nicht nur für den Tag, sondern für die Zukunft und für die Ewigkeit. Und wenn Marcks seine Ausführungen ausklingen läßt in die Worte: „Es hat kein Lebender in diesem Jahre heißer für Deutschland mitgestritten als dieser Tote aus seinem Grabe heraus, er wolle lebendig bleiben in Deutschlands Zukunft!", so wird diese Überzeugung und dieser Wunsch ernsten, aber auch freudigen Widerhall finden in allen deutschen Herzen. Möge Bismarcks stählende und härtende Kraft, möge seines Wesens sieghafter Segen in seinem deutschen Volke allenthalben lebendig bleiben immerdar! — (Deutsche Tageszeitung.)

Deutsch, reichsdeutsch, deutschländisch, deutschreichisch. Über diese Begriffe finden wir im „Neuen Leben", Monatsschrift von Dr. E. Hunkel, Lichterfelde, Feldstr. 18, folgende sprachlich und völkisch wichtige Ausführungen: „Deutsch ist ein völkischer, kein staatlicher Begriff. Ein Deutscher ist ein Mensch deutscher Abkunft, deutscher Sprache und Bildung, ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit. Alle Deutschen bilden zusammen die deutsche Gemeinschaft, die keine Schranken des Gebietes und der Staatshoheit kennt. Deutschland ist alles Land, wo Deutsche wohnen, insbesondere das zusammenhängende deutsch-besiedelte Gebiet in Mitteleuropa. Es gibt nun nach Staatsangehörigkeit Deutsche mit deutscher Reichsangehörigkeit, kurz Reichsdeutsche, Deutsche österreichischer Staatsangehörigkeit, kurz österreichische Deutsche, ebenso böhmische, tirolische, schweizerische, amerikanische Deutsche. Denn Österreich, Böhmen, Tirol, die Schweiz, Amerika sind keine Volks-, sondern Staatsbegriffe. Es gibt kein österreichisches, schweizerisches oder amerikanisches Volk, sondern nur Staaten dieses Namens, deren Bevölkerung sich aus verschiedenen Völkern zusammensetzen. Natürlich gibt es auch kein belgisches Volk, sondern nur eine belgische Staatsbevölkerung, bestehend aus Vlamen (Niederdeutschen) und Walen (Romanen). — Anders liegt die Sache bei den Deutschen, die in Ländern wohnen, deren Namen zugleich Völkernamen sind. Man kann russisch oder deutsch, aber nicht beides zugleich sein; russisch ist Eigenschaftswort zum Volksnamen der Russen, nicht zum Staatsbegriff Rußland. Man muß daher von rußländischen (und engländischen) Deutschen sprechen. Deutsch-Russen oder Deutsch-Engländer ist nichts. Ebenso wie mit dem deutschen Gesamtnamen verhält es sich auch mit den Namen der einzelnen Stämme. Wie es nur Schwaben, Sachsen, Franken, Dänen, Schweden schlechthin gibt, die ohne weiteres und selbstverständlich auch Deutsche und Germanen sind, so sind nichtdeutsche oder nichtgermanische Schwaben, Sachsen usw. ein Widerspruch in sich selbst. Ein Deutscher, der dem Deutschen Reiche angehört, ist Reichsdeutscher. Die Bezeichnung reichsdeutsch ist nur auf wirkliche Deutsche, nicht auf jeden Reichsangehörigen anwendbar. Will man die Angehörigen des Deutschen Reiches ohne Rücksicht auf die Volkszugehörigkeit bezeichnen, so spricht man von Deutschreichern, genau so wie man von Österreichern in diesem Sinne spricht. Die Bewohner des ganzen mitteleuropäischen deutschen Sprachgebiets wird man entsprechend als Deutschländer bezeichnen. Deutschländische Juden sind Juden, die im deutschen Sprachgebiet wohnen; deutschreichische Juden solche, die deutsche Reichsangehörige sind. Deutsche, oder reichsdeutsche Juden gibt es nicht, kann es nicht geben; eher schon preußische, württembergische, badische Juden, da es einen preußischen Volksstamm nicht mehr gibt und einen württembergischen oder badischen niemals gegeben hat. In Fällen, wo der Volksname mit dem des Landes- (oder Landschafts-) Namen übereinstimmt (Bayern, Westfalen, Hessen, Schweden, Polen), sollte man lieber einen umständlichen Ausdruck mit in Kauf nehmen als der Verwirrung und Begriffsfälschung Vorschub leisten. Man rede nicht von westfälischen Polen, sondern von Polen in Westfalen, nicht von bayrischen Juden, sondern von Juden in Bayern oder Juden bayrischer Staatsangehörigkeit, bayerländischen Juden."

Samstag = Sabbatstag. — Dr. E. Hunkel forderte in der Monatsschrift „Neues Leben" 1915: „Süddeutsche, schafft den jüdischen Sabbatstag ab, zugunsten des in ganz Norddeutschland üblichen Sonnabends!" Die Kölnische Z. 23. 11. nannte das „Fremdwortschnüffelei", und erklärte: „Samstag ist dem Sonnabend vorzuziehen, denn erstens bedeutet es eine gewisse Armut der Sprache, zwei Tage der Woche nach der Sonne zu benennen, und zweitens kann der Gleichklang Sonnabend, Sonntag z. B. bei telephonischen Gesprächen, leicht Mißverständnisse hervorrufen, auch wird sich der wackere, arbeitsvolle Samstag dagegen sträuben, daß man ihm den Kopf abhaut, und den ganzen Tag nur als Abend bestehen läßt." Nun nannte man aber schon, erwidert Dr. Hunkel, im Mittelhochdeutschen den Tag vor einem Feste den heiligen Abend, das Fest selbst den heiligen Tag; entsprechend nennt man den Tag vor dem Sonntag den Sonnabend. . . . Auch beherrscht die Sonne als höchstes Sinnbild des ewigen Lichtes seit Urbeginn das Leben,

Empfinden und Denken unseres Volkes, so daß es wohl gerechtfertigt ist, zwei Wochentage, den ersten und den letzten, nach ihr zu nennen. Im Sonnenlichte nimmt der Lauf der Woche seinen Anfang, zum Sonnenlichte kehrt er zurück — so wird die Woche zum Sinnbild unsers Lebens, das aus lichten Gründen stammend einst wieder „zum fernen Lichte fährt". Diese tiefsinnigen Zusammenhänge würden wir auch nicht der Rücksicht auf den Fernsprecher opfern, selbst wenn die Gefahr einer Verwechselung größer wäre als sie tatsächlich ist. Fast in ganz Norddeutschland bedient man sich ohne Schaden und Nachteil des Wortes Sonnabend; auch ist Samstag — schon des übereinstimmenden Tonfalls wegen — leichter mit Sonntag zu verwechseln ist als Sonnabend. Zwischen den dem Mond, dem Ziu, Donar und der Freya heiligen Tagen, in dieser lichten schönen Reihe erscheint der „Sabbats"tag als ein störender, abstoßender Fremdling, als ein Wahrzeichen religiöser Fremdherrschaft, die in unsere Heiligtümer eingegriffen hat. Wir Deutschen haben keinen „Sabbat", und keinen Sabbatstag = Samstag, sondern einen Sonnabend.

Volkskunst oder Weltkunst? Über diese Frage scheinen seit Ausbruch des Krieges selbst solche publizistischen Organe „umgelernt" zu haben, die sonst immer für „Internationalität" auch in der Kunst geschwärmt haben. So läßt sich die Berliner „B. Z. am Mittag" von Professor Wilhelm Trübner schreiben: „Jede gute Kunst ist immer vor allem national und dann auch international, weil gute Kunst von allen Völkern verstanden wird. In Deutschland wird alle fremde Kunst, ob gut oder schlecht, mit offenen Armen aufgenommen, dagegen im Ausland, wenigstens in Frankreich, verschließt man sich gerne gegen das Hereindringen fremder Kunst, wahrscheinlich aus Eitelkeit und Chauvinismus. Direkt zu bekämpfen aber ist die Irrlehre von der Unübertrefflichkeit der französischen Kunst, und die stets wiederkehrende irrtümliche Behauptung, unsere besten Meister hätten alles von den Franzosen erlernt und abgeguckt. Leibl z. B. hat nichts, aber auch gar nichts von den Franzosen bezogen. Ehe er nach Paris kam, malte er schon viel besser als alle Franzosen. Leibl hat nur die alten Meister studiert, weil man nur von diesen etwas lernen kann, also Dürer, Holbein, Franz Hals, Velasquez. Die Franzosen besaßen weder früher, noch in unserer Zeit vorbildliche Meister, von denen Leibl hätte etwas lernen können. Es ist die faulste Behauptung, die Deutschen hätten von den Franzosen gelernt. Das einzige, was bei den Franzosen hervorleuchtet, ist die Eleganz und Grazie der Rokokozeit. Die kann man aber nicht erlernen, am wenigsten die Deutschen, und so viel wie bekannt ist, wollte diese auch niemand erlernen. Die Franzosen und Engländer rangieren direkt hintendran, wenn man die alten Kulturländer einem Vergleich unterzieht. Die französische Kunst hat es also nur der französischen Lügenpresse zu verdanken, wenn sie sich so hinaufgeschwindelt hat, wie es bis jetzt immer der Fall ist. Auch Menzel hat seinen Friedrich den Großen unvergleichlich besser illustriert als Horace Vernet seinen Napoleon. Man lege die beiden illustrierten Bücher nur nebeneinander und vergleiche. Wenn also Menzel noch besser ist als seine französischen Vorbilder, was soll er dann von den Franzosen gelernt haben? Es wird ja recht schwer halten, eine so lange eingebürgerte Irrlehre mit Erfolg zu bekämpfen, aber schließlich müssen doch jedem die Schuppen von den Augen fallen, wenn man gar keine Beweise auftreiben kann, die diese gedankenlos überlieferte Behauptung rechtfertigen könnten. Frankreich ist das Land des Unvermögens, und dieses will immer mehr als es kann. So großem Wollen gegenüber kommt die Nation mit dem großen Können (die deutsche) gut weg und läßt sich dann aus Gutmütigkeit der fremden Eitelkeit gegenüber den Vorgang in entstellter Weise schildern. Nur so lassen sich die verkehrten Anschauungen über dieses Thema bei uns in plausibler Weise erklären."

Pazifistentreiben. Der „Deutschen Tageszeitung" wurde in Nr. 84 geschrieben: „Den aufreizendsten Lesestoff bietet die jetzt in Bern erscheinende ‚Friedens-Warte'. Ihr

Herausgeber Dr. Alfred H. Fried führt ein ‚Kriegstagebuch', als wollte er beweisen, daß er und seine ‚Pazifisten' die größten Stänker und Hetzer sind. Auch nicht ein einziges Wort findet sich in diesen Blättern, das eine Spur von Vaterlandsliebe verriete, wohl aber fällt dieser ‚Deutsche' Deutschland und seinen Verbündeten unausgesetzt in den Rücken. Nachdem das Kartenhaus des Weltfriedens zusammengestürzt ist, unser Vaterland von allen Seiten angefallen ist und den ihm aufgedrungenen Kampf um Sein oder Nichtsein führen muß, müßte sich ein deutsch empfindender Mann sagen, daß jeder gegen Deutschland gerichtete Tadel die Feinde stärkt. Aber dieser traurige Geselle, gebläht von widerlicher Eitelkeit, wirft sich zum Richter auf und schürt die Kriegslust der Entente durch die Art seiner Urteilsfällung. Einige Proben sollen es zeigen. Zunächst reitet Fried auf dem Schlagwort vom Militarismus herum, schwatzt also den Engländern etwas nach. Dann heuchelt er Erregung über die Ankündigung einer ‚Österreichisch-Ungarischen Kriegsausstellung', nennt die Ausstellung von Beutestücken und Siegestrophäen, von Erzeugnissen der Kriegsindustrie usw. ‚etwas Unerhörtes', und entrüstet sich schließlich über den Aufruf eines Rundschreibens, worin es heißt: ‚Arme von großem Kummer bedrückte Frauen, deren Männer für die Ehre unseres Vaterlandes den Heldentod fanden, wenden sich flehentlich an uns um Aufnahme ihrer Kinder. Schwere Nahrungssorgen und die Unmöglichkeit, den verwaisten Kindern eine entsprechende Erziehung zu geben, lassen diese Bitte doppelt dringend erscheinen' usw. ‚Dieses Rundschreiben ist eine Dummheit, ist ein Skandal!' fügt Fried hinzu und bespeit diese ‚Privatbettelei'. Und dieser selbe herzlose Bursche, der selber im warmen, vom Friedens-Nobelpreise gefütterten Neste sitzt, verwendet keine Silbe auf die ‚Baralong'-Greueltat. Mückenseihen und Elefantenverschlucken! Hier haben wir den ‚Pazifisten' in seiner völligen Blöße. Sein Kriegstagebuch ist vom 16. November bis zum 31. Dezember 1915 geführt. Warum also so schweigsam? Der Grund für dieses verdächtige Verhalten erklärt sich aus der ganzen Stellungnahme Frieds: er haßt Deutschland als den stärksten Vertreter des Militarismus, als das Urland der allgemeinen Wehrpflicht. Als ihm der Boden in Österreich zu heiß wurde, verkroch er sich in der neutralen Schweiz und quäkt von dort aus über den Zaun. Wer das nicht glauben will, werfe einen Blick auf den in der ‚Friedens-Warte' ‚unter dem Gesichtspunkt des Dokuments' wiedergegebenen Artikel des Grafen Hermann Keyserlingk. Trotz aller kulturphilosophischen Verbrämung spricht aus ihm ein deutschfeindlicher Balte, der die Deutschen von heute ‚primitiver und barbarischer als die Engländer' nennt (‚Baralong'!), der den Deutschen nachsagt: ‚Jede Nation könnte das von Deutschland verübte Unrecht begangen haben, und wenn heute den Alliierten die schönere Rolle zugefallen ist, so verdanken sie dies dem Zufall und dem Umstand, daß sie als die Angegriffenen in ihrem eigenen Lande kämpfen und taktvollere Befehlshaber haben. Eines nur läßt das Betragen der Deutschen besonders unangenehm erscheinen: während andere Nationen mehr oder weniger unbewußt sündigen (sie haben keine Vorstellung von dem, was sie tun), sündigen sie bewußt.' Daß dieser Balte sich auf russische Seite stellt, ist sein gutes Recht, denn er ist eben dann Russe trotz seines deutschen Namens, aber daß ein in deutscher Sprache erscheinendes Blatt sich zum Verbreiter derartiger Urteile macht, die Erbitterung erzeugen müssen, das ist mehr als eine Dummheit, das ist ein Skandal, ein Faustschlag in das Gesicht des deutschen Volkes. Hier stehen wir an der Grenze der Polemik und möchten Herrn Fried empfehlen, mit diesem Aufsatz in der Hand in den deutschen Schützengräben für seinen Pazifismus Propaganda zu treiben. Er würde dort merken, daß unsere Feldgrauen in der Tat bewußt zu ‚sündigen' vermögen."

Der Einlieferungstermin zu dem Preisausschreiben der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene: „Bringt materielles und soziales Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung?" war infolge des Krieges auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Nunmehr ist der Einlieferungstermin auf den 31. Juli 1916 festgesetzt worden. Es sind zwei Preise von 800 Mark und 400 Mark ausgesetzt. Einsendungen sind an die Geschäftsstelle der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, z. Hd. des Herrn

Ulrich Patz in Schlachtensee-Berlin, Albrechtstr. 19/25, zu richten. Die Bedingungen des Preisausschreibens, sowie sonstige aufklärende Drucksachen können von der genannten Geschäftsstelle bezogen werden.

Bücherbesprechungen.

Graf Ernst zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin 1916. 480 S., gr. 8°, Preis M. 9,50. Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW. 68, Kochstraße 68—71.

Dieses sehr bedeutsame Werk des als Ausland-Politiker der „Deutschen Tageszeitung" besonders während dieser Kriegszeit rühmlichst bekannt gewordenen Verfassers ist nicht nur für Politiker und Historiker, auch für jeden, der sich mit der Zeitgeschichte irgendwie befaßt, unentbehrlich. Daß es einem starken Bedürfnisse entgegenkommt, wird dadurch bewiesen, daß die beiden ersten Auflagen im Laufe von $1^1/_2$ Jahren völlig vergriffen waren, so daß sich im Herbst des vergangenen Jahres eine 3. Auflage als nötig herausstellte. Der Verfasser hat das gesamte Buch überarbeitet und den letzten Teil von der Konferenz von Algesiras ab einer völligen Neubearbeitung unterzogen. Das Werk reicht bis zum Kriegsbeginne. Graf Reventlow teilt im Vorwort mit, daß er mit einer Schilderung der Vorgeschichte und der Geschichte des Krieges bereits beschäftigt sei. Man wird diesem neuen Werke mit großer Spannung entgegensehen. Auf das jetzt vorliegende Werk werden wir noch in irgendeinem Zusammenhange zurückkommen. Vorläufig beschränken wir uns auf diese Anzeige und nachstehende Bemerkungen, welche die „Deutsche Tageszeitung" daran knüpft: „Graf Reventlow hat den überreichen und spröden Stoff sorgsam gesichtet und klug und klar zusammengestellt. Er läßt in der Hauptsache die Ereignisse ihre wuchtige Sprache reden und verzichtet im allgemeinen auf persönliche Kritik. Kommt er zu einem eigenen Urteil, so ist das aufs beste abgewogen und überzeugend. Von jeder Unbilligkeit hält er sich fern; er sucht den Beweggründen der Politik auch dann gerecht zu werden, wenn er sie nicht billigen kann und wenn die Entwicklung der Dinge gezeigt hat, daß sie nicht zu billigen waren. Eine Tendenzschrift hat er nicht geboten und wollte er nicht bieten. Wenn er schließlich zu dem Ergebnisse kommt, daß England den Weltkrieg heraufbeschworen, daß britische Herrschsucht und Handelseifersucht die Triebfedern des Kampfes in Bewegung gesetzt habe, so ist das weiter nichts als die Feststellung einer nunmehr offenkundigen und nirgends mehr bezweifelten Tatsache. Was in seinem Buche besonders packt und fesselt, ist die frische Lebendigkeit, die der ruhigen Sachlichkeit nicht im mindesten abträglich ist.

Um ein Beispiel zu geben, wie gerecht und wie besonnen Graf Reventlow urteilt, möge das erwähnt werden, was er von der Politik des Fürsten Bülow und des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter sagt. Er rühmt dem Fürsten Bülow nach, daß er England gegenüber stets eine Politik der freien Hand angestrebt habe, daß er bemüht gewesen sei, sich nicht zu binden und in irgendwelche Abhängigkeit bringen zu lassen. Er erkennt unumwunden an, daß Fürst Bülow vom Wesen der englischen Politik eine verhältnismäßig klare und unbeirrbare Erkenntnis gehabt und bekundet hat. Deswegen habe man in Großbritannien dem Fürsten außerordentliches Mißtrauen, ja tiefen Haß entgegengebracht. Vom Staatssekretär von Kiderlen-Waechter sagt er, daß er starken Willen gezeigt und klaren Verstand gehabt, daß aber eine gewisse Einseitigkeit, ja hin und wieder Eigensinn, seinem Wesen und Wirken das Gepräge aufgedrückt habe. Er habe Entspannung nach allen Seiten hin gesucht und sei zu vertrauensvoll gegen England gewesen." Wir

schließen mit dem Wunsche, daß dieses außerordentlich zeitgemäße Werk des gerade in der Jetztzeit mehr, als mancher ahnt, verdienstvollen Politikers und Publizisten auch fernerhin die Beachtung und Verbreitung finden möge, die es in so hohem Maße verdient. Wir empfehlen es unseren Lesern auf das wärmste.

Mehr Licht über den Weltkrieg. In dem bekannten Berliner Verlage von Georg Reimer sind um die Mitte des Weltkriegsjahres 1915 zwei dickleibige, inhaltlich wertvolle Bände erschienen, die, das eine in deutscher, das andere in englischer Sprache, eine in Form und Inhalt klassische Abwehr- und Anklageschrift gegen die Kriegführung des Vierverbandes darstellen.

Als erster Band erschien im Juni 1915 aus der Feder des bayrischen Reichstagsabgeordneten Dr. Ernst Müller-Meiningen in Großoktav das 618 S. starke Werk „Der Weltkrieg 1914—15 und der Zusammenbruch des Völkerrechtes", und etwa ein Vierteljahr später folgte eine Bearbeitung des gleichen Werkes in englischer Sprache aus der Feder des in den Kriegsjahren in Berlin lebenden Amerikaners A. L. Orchelle unter dem Titel „Who are the Huns?" Preis der deutschen Ausgabe M. 7,50, der Ausgabe in englischer Sprache M. 5,—.

Die Fülle des in den beiden Bänden gebotenen Materials ist überwältigend, niederschmetternd und angetan, den gehässigen Ausstreuungen der Gegner über die angeblich von deutschen Kriegern begangenen Missetaten den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Welchem Schicksal die deutschen Gefangenen in Afrika preisgegeben werden, lehrt, um nur ein einziges auffälliges Beispiel zu zeigen, der Brief eines Regierungsbeamten, der wörtlich schreibt: „. . . Ein Missionar in meiner Nähe wurde von den englandsfreundlichen Negern mit Haumessern erschlagen, ein deutscher Unteroffizier samt seinen vier farbigen Soldaten aufgefressen. Eine andere deutsche Abteilung überraschte die Bundesgenossen Englands beim Zubereiten von Menschenfleisch und Abnagen von Europäerknochen."

Die Reimerschen Bücher sind es wert, daß sie in keinem deutschen und amerikanischen Hause fehlen.

* * *

Eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen des Krieges für echte deutsche Männer und Frauen ist die zu Steglitz bei Berlin durch den Organisator Wilhelm Marten erfolgte Gründung des „Weltbund für Wahrheitsfreunde", Berlin-Steglitz, Birkbuschstraße 6, die bisher die Veröffentlichung zweier wuchtiger, in Form und Inhalt klassischer Anklageschriften gegen die englischen Lügen, soweit sie die deutsche Kriegführung zum Gegenstand haben, veranlaßt hat. Es sind dies die Schriften:

1. Deutsche Barbaren und englische Kulturdokumente, steif brosch., 132 S., M. 1.
2. Die Lüge im Solde Englands, Oktav, steif brosch., 192 S., M. 1.

In Kürze erscheinen unter Mitarbeit erster Persönlichkeiten des In- und Auslandes:

3. Belgiens Blutschuld, mit Anhang: Aus Ostpreußens Leidenszeit.
4. Blätter aus dem Schuldbuche Englands.

Diese Schriften sollten in keinem deutschen Hause fehlen.

* * *

Gleichsam über Nacht ist zwischen Washington und Berlin eine ernste politische Krise ausgebrochen, in der irgendeine Unbesonnenheit der einen oder andern Seite eine folgenschwere Entscheidung herbeiführen kann. Sozusagen im psychologischen Augenblick sind in dem bekannten Verlage von Bernhard Tauchnitz in Leipzig, in der Collection of British and American Authors, zu dem üblichen Preise von M. 1,60 zwei weitere Bände erschienen, diesmal aus der Feder des Professors Hugo Münsterberg an der Universität Havard in Cambridge, der lieblichen Vorstadt Bostons im Staate Massachusets:

1. The War and America.
2. The Peace and America.

Man kann es dem Präsidenten Wilson nachempfinden, daß er und sein Kabinett in Washington in Aufregung geraten, wenn sie in den Münsterbergschen Schriften die unerwiesene Behauptung finden, daß in dem Lande des Sternenbanners nicht weniger als 25 Millionen Deutsche ansässig seien.

Aus guten Gründen hat Professor Münsterberg das amerikanische Bürgerrecht erworben, das ihn vor einer Ausweisung als lästigen Ausländer schützt. Es würde nicht zu dieser schweren politischen Krise zwischen Washington und Berlin gekommen sein, wenn nicht Professor Münsterberg seit vielen Jahren seinen großen Einfluß auf die deutsch-amerikanischen Vereine im Lande aufgeboten hätte, um einen deutschen Staat im amerikanischen Staate zu organisieren. E. W.

Deutschvölkische Erbpacht-Siedlung. Von Dr. Richard Bloeck. M. 0,50. Verlag der Deutschen Kanzlei zu Berlin SW. 11.

Mächtig regt sich in unserem Volke der Drang zu neuem Bunde mit der Mutter Erde, Hunderttausende sehnen sich nach freier Scholle, nach einem kleinen Anteil am vaterländischen Boden oder am erkämpften Neulande; immer weitere Kreise zieht die Bewegung für die Kriegerheimstätten, und besonders unter der freideutschen Jugend lebt ein heißer Wille zur Heimkehr an die ländlichen Kraftquellen unseres Volkstums. Siedlungsgenossenschaften (nach dem Beispiel von Eden bei Oranienburg und Heimland bei Zechlin in der Mark) bilden sich, um in land- und gartenbaulichen Siedlungen die Gemeinschaftsziele des jungfrischen deutschen Lebens zu verwirklichen. Als Wortführer dieses urgesunden Strebens tritt in Dr. Richard Bloeck ein erfahrener Fachmann des Landbaues und des genossenschaftlichen Siedlungswesens an die Öffentlichkeit und weist der Bewegung aus den völkisch-sittlichen Grundlagen des alten deutschen Bodenrechts und aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Gegenwart heraus die rechten Bahnen: deutsches Freiland — deutsche Erbpacht in deutscher Grundherrschaft. Nicht zum wenigsten verlangt er von den Siedlungslustigen ernstes, von aller Spielerei weit entferntes Können, das durch eine Lehrzeit zu erwerben ist, und vor allem zeigt er ihnen zur Wiedergewinnung deutschen Freilands den Weg der genossenschaftlichen Selbsthilfe, der vorläufig allein zum Ziele führen kann.

Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. Denkschrift des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation von Prof. Dr. Langemann und Frau Dr. Hummel. Verlag der Deutschen Kanzlei in Berlin SW. 11. Preis M. 1,60.

Die Denkschrift soll im ersten Teil vor allem zeigen, daß Staat, Gemeinde und Kirche aus Gründen der Selbsterhaltung entschlossene Gegner der Frauenrechtsbewegung sein müssen. Dabei lag es dem Verfasser besonders am Herzen, an Hand historischer Tatsachen den heutigen gefahrdrohenden Stand der Frauenstimmrechtsbewegung vor Augen zu führen und einen Einblick zu geben in den inneren Zusammenhang der gegnerischen Arbeit und Taktik. Aber auch solchen Lesern, die ihrer feministischen Weltanschauung entsprechend den theoretischen Begründungen unzugänglich sind, sollen die mit dem Frauenstimmrecht bisher in anderen Ländern gemachten Erfahrungen vor Augen führen, daß das Frauenstimmrecht gleichzeitig die Herrschaft der Massen und der Schwachen bedeutet.

Frau Dr. Hummel versucht im zweiten Teil der Denkschrift den Einfluß der modernen Frauenemanzipation auf Ehe und Familie nachzuweisen und kommt zu dem Schluß, daß eine in politischen Kämpfen sich verzehrende Frau niemals Stütz- und Ruhepunkt einer gesunden, deutschen Familie sein könne.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 28. 2. 16.

Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

März 1916 ✦ XIV. Jahrg. Nr. 12

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:
Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Inhalt:

Seite

Vom Herausgeber: Die deutsche Krankheit der Ausländerei, ihre Ursachen und ihre Heilung . . 617
L. Wilser: Otto Ammon 631
A. Harpf: Wirtschaftslehren des Krieges 634
F. Haiser: Antike Demokratie 638
Th. Arldt: Die Germanen — der Jungbrunnen der Völker Europas 641
Th. Bieder: Aus der Geschichte der Germanenforschung in Skandinavien (Schluß) 653
H. W. Siemens: Bevölkerungspolitik 661

Berichte und Notizen. — Besprechungen.

Politisch-Anthropologischer Verlag
Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

Ziel und Aufgabe der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift"

ist die folgerichtige Anwendung der kritisch gesichteten natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, soziale, wirtschaftliche, leibliche und geistige Entwicklung der Völker, insbesondere unseres deutschen Volkes. Die Biologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen des Lebens, und die Anthropologie, d. h. die naturwissenschaftliche Lehre vom Menschen und seinen Lebensbeziehungen, unterrichtet uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Eigenschaften und Kräfte; und da wir in der politischen Verfassung einer Gesellschaft die unvermeidliche Bedingung sehen, unter welcher sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, so glauben wir mit dem Titel der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" unsere wissenschaftlichen Absichten am klarsten ausdrücken zu können.

Erstens ist unser Ziel ein theoretisches, nämlich die Nicht-Fachgelehrten und die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publikums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwicklungslehre zu unterrichten: über die Ursachen und Gesetze der organischen Veränderung, Anpassung, Vererbung, Auslese, Vervollkommnung und Entartung, sowohl bei Pflanzen und Tieren, als besonders beim Menschen.

Zweitens ist unser Ziel ein historisches, nämlich die Geschichte des Menschengeschlechts vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte zu erforschen, und zu diesem Zweck die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse, wie auch der Moral, Philosophie, Kunst und Religion nachzuweisen.

Drittens ist unser Ziel ein praktisches, auf die Gegenwart gerichtetes, nämlich die besten und zweckmäßigsten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft festzustellen und vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnisse aus die Fragen der sozialen und persönlichen Hygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen Parteikämpfe der Gegenwart in bezug auf ihre kriegerischen, wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Ergebnisse zu beleuchten. Diesem praktischen Teile unseres Programms soll vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gewidmet sein.

Wir werden in erster Linie Aufsätze und Abhandlungen bringen. Dann aber hoffen wir, den besonderen Beifall der Leser durch die kritischen Berichte zu gewinnen, die wir abwechselnd aus den Gebieten der Biologie, Anthropologie, Medizin, Psychologie, Pädagogik, Rechtswissenschaft, Politik usw. bringen werden.

Im Kampf um die geistige Weltanschauung und um die politische Macht von großen naturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus theoretisch, historisch und praktisch zu orientieren, ist, kurz ausgedrückt, das wissenschaftliche Ziel unseres Unternehmens. Indem wir die Behandlung der Naturgeschichte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens in den Vordergrund des Interesses rücken, glauben wir eine wirklich moderne Zeitschrift zu schaffen, die nach dem Urteil aller Einsichtigen im Hinblick auf die naturwissenschaftliche und politische Aufklärung unseres Zeitalters ein dringendes Bedürfnis geworden ist. Was aber unsere Stellung zu den politischen und philosophischen Strömungen der Gegenwart betrifft, so können wir uns weder in den Dienst irgendeiner philosophischen Lehre noch politischen Partei stellen. Es sollen jedoch alle Richtungen des Forschens und Handelns in unserer Zeitschrift Widerhall und ein Mittel der Verbreitung finden, vorausgesetzt, daß sie mit den allgemeinen wissenschaftlichen Zielen derselben in Einklang stehen. Wir selbst haben uns in dieser Beziehung nur die Aufgabe gestellt: Förderung der objektiven Erkenntnis politisch-anthropologischer Wahrheiten und rückhaltlose Verbreitung derselben zum Fortschritte wahrer, echter Kultur.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

Zeitungs-Nachrichten

für **Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner, Großindustrielle, Verleger und sonstige Interessenten.** Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in **Original-Ausschnitten** sachgemäß ausgewählt und schnell das

Literarische Bureau C. Freyer, Berlin SO. 26

gegründet 1888.

Fernruf: Amt Moritzplatz Nr. 8232.

Preise und Bedingungen werden kostenfrei mitgeteilt.

Monatsschrift

Deutsches Haus.

Blatt zur Hebung des deutschen Volksbewußtseins durch Erbauung eines allgemein-völkischen Zwecken dienenden Vereinshauses in Wien und zur Pflege des deutschen In- und Auslandverkehrs.

Bezugspreis für Vereinsmitglieder: 2 Kronen, 2 Mark, für Nichtmitglieder: 4 Kronen, 4 Mark. Einzelne Folgen: 20 Heller, 20 Pfennig.

Der Verein „Deutsches Haus" ist bestrebt, mit seiner schon in weiten Kreisen geschätzten Monatsschrift eine empfindliche Lücke im heimatlichen Schrifttum auszufüllen. Nicht ein neues Parteiblatt will das „Deutsche Haus" sein, sondern eine Warte, von der aus alle wahrhaft deutschen Bestrebungen Würdigung und Förderung finden sollen.

Tausende der besten Deutschen haben schon ungezählte Male den Wunsch nach einem Blatte geäußert, das, keiner politischen Partei angehörend, sich nur die Pflege und Hütung aller unserer Volksgüter zum Ziele gesetzt hat.

Diesem Bedürfnisse trägt die Zeitschrift „Deutsches Haus" Rechnung. Die Leitung ist bemüht, das Blatt allmählich nach jeder Richtung auszugestalten, um möglichst allen berechtigten Anforderungen entsprechen zu können.

Es wird daher auf die Unterstützung jedes aufrichtig Deutschgesinnten gezählt, denn die Zeitschrift dient nicht den Vorteilen einzelner Personen, sondern ausschließlich der heiligen Sache unseres geliebten deutschen Volkes.

Schriftleitung, Verwaltung und Versandstelle:

Wien, 7. Bezirk, Schottenfeldgasse 92.

Fernsprecher Zahl 36068.

Der aristokratische Imperativ

Beiträge zu den neudeutschen Kulturbestrebungen

von

Dr. Franz Haiser

Politisch-anthropologischer Verlag Berlin-Steglitz

Preis 1 Mark

Vom gleichen Verfasser ist erschienen in der **Thüringischen Verlagsanstalt in Hildburghausen:**

Die Krisis des Intellektualismus

Preis 1 Mark

Germanen-Zukunft

ist der Siegpreis, um den unsere Brüder im Felde letzten Endes kämpfen! Soll germanisch-deutscher Geist die Führung übernehmen auf der Erde oder soll mit seiner Vergewaltigung und Unterdrückung der Höherentwicklung der Menschheit ein unabänderliches Ende bereitet werden? — **Diese** Frage gilts in diesem beispiellosen gewaltigen Ringen gegen eine Welt von Feinden!

Der Sieg über die von händlerischem Brotneid und kaltem Eigennutz, von blindem Haß und von maßloser Herrschsucht erfüllten äußeren Feinde **wird** unser sein! Dafür bürgen unser herrliches Heer und unsere kampfesmutige Flotte; dafür bürgt der in dieser vollendetsten Organisation völkischer Kraft lebendige Geist!

Der Sieg aber muß ein für alle Zukunft entscheidender, **endgültiger** sein! Und er **wird** es sein, wenn aus diesem gegenwärtigen Kampfe die tatfreudige Erkenntnis erwächst, daß gleichzeitig auch der **innere** Auf- und Ausbau unseres deutschen Volkes und Volkstums nach reindeutschen Grundsätzen, die restlose Ausschaltung **alles** Fremdvölkischen, die dauernde Gesundung aller geistig-sittlichen Kräfte unserer germanisch-deutschen Volksgemeinschaft angestrebt und erreicht werden müssen.

Deutschgeborene Männer — und nur solche können die innere Notwendigkeit dieses hohen Zieles fühlen und voll erfassen —, die sich einer in diesem Sinne rastlos tätigen germanischen Loge anschließen wollen, werden gebeten, sich beim **Politisch-Anthropologischen Verlag** zu **Berlin-Steglitz** schriftlich zu melden. Nähere Mitteilungen gehen ihnen dann alsbald zu.

Zur rassischen Erneuerung!

Unter dem Namen „Deutsche Erneuerungs-Gemeinde" hat sich eine Vereinigung zur Wahrung unserer völkischen und rassischen Kräfte gebildet. Die Mitglieder der Gemeinde erkennen in der modernen großstädtischen und handelsindustriellen Entwicklung eine Gefahr für den Bestand der deutschen Art. Sie gewahren, wie durch eine aufreibende und dem deutschen Naturell nicht angepaßte Lebensweise unsere Rasse dem leiblichen und sittlichen Verfall entgegen geht; sie erblicken ferner eine soziale und wirtschaftliche Gefahr in der fortschreitenden Entvölkeruug des flachen Landes und der Überfüllung der Städte, sowie in der damit verknüpften Herausbildung eines Massen-Proletariats. Eine Lösung sucht die Gemeinde darin, daß sie den Familien und Personen, die die Schädlichkeit des städtischen Lebens erkannt haben, Gelegenheit geben will, sich auf dem Lande anzusiedeln und sich ganz oder teilweise dem Land- und Gartenbau zuzuwenden — unter Hinzunahme einer auf Natürlichkeit und Einfachheit gerichteten Lebensführung und Jugend-Erziehung. Die Gemeinde hat in der Ostpriegnitz eine Siedelung ins Leben gerufen, in der sich bereits eine Anzahl ihrer Mitglieder niedergelassen haben. Näheres über die Bedingungen der Beteiligung erfährt man durch die **Geschäftsstelle der Siedelungsgesellschaft Heimland in Leipzig,** Königstraße 27.

Im Widerspruch mit dem Zeitgeist

d. h. mit dem oberflächlichen Geist der Gedankenlosen, wirkt der „Hammer". Er ist kein Organ für jedermann, sondern nur für Erlesene und selbständige Charaktere. Seit 12 Jahren zeichnet er die Bahn vor, die eine

vernünftige deutsche Politik

zu gehen hat; er redet eine offene Sprache über alle Mängel unserer Zeit — ohne Schonung nach oben und unten — und stößt dabei begreiflicherweise auf den Widerstand aller Tagesmächte. — Aber obwohl man den „Hammer" **totzuschweigen** versucht, ringt er sich doch machtvoll empor.

Alle ernsten Geister scharen sich um ihn und sein Leserkreis gewinnt beständig an Ausbreitung. Der „Hammer" ist vor allem eins der wenigen Blätter, die den Kampf **gegen den zersetzenden Fremdgeist** auf parteiloser, aber rassenbewußter Grundlage aufgenommen haben. Er ist neben der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift der unerschrockenste Kämpfer gegen die volksverderblichen Geistesmächte, die durch Mißbrauch der Kapitalsgewalt und durch Förderung der Lüge und Korruption an der Kultur und Freiheit der Völker frevelu. Man verlange Probenummern, die unentgeltlich gesandt werden vom Hammer-Verlage (Th. Fritsch), Leipzig, Königstraße 27.

Druckerei der Dorfzeitung in Hildburghausen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118457750